HN X6D2 8

Digitized by Google

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Zwei und sechzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juli.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr
1869.

Digitized by Google

~~IX. 25 0~~
BP 368.1

1879, June 24.
Minot fund.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

35-
63-114
1-52

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Geschichte der Wegführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahr 1623.

Der Unterzeichnete hat in dem vorigen Jahrgang der Heidelberger Jahrbücher S. 536 ff. bei einer sich ihm zufällig darbietenden Gelegenheit an den neuesten Versuch erinnert, die Schuld der Wegführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623 von Maximilian I. abzuwälzen und auf den Kaiser Ferdinand II. zu übertragen. Da die a. a. O. gestellte Aufforderung, den Beweis dafür beizubringen, und die Aktenstücke, welche zu diesem Zweck citirt wurden, ihrem Wortlaut nach mitzutheilen, ohne Erfolg geblieben ist, so sieht der Unterzeichnete sich genöthigt, nochmals auf diesen Gegenstand zurückzukommen, zumal ihm durch die Güte eines Freundes neue, aktenmässige Belege zugekommen sind, welche die völlige Grundlosigkeit dieses Versuches darzuthun vermögen. Ausgegangen ist dieser Versuch von Dr. Fr. A. W. Schreiber, welcher in seiner Schrift: »Maximilian I. der Katholische, Kurfürst von Bayern u. s. w. (München 1868), nachdem er über die Einnahme Heidelberg's durch Tilly und über dessen Siege, so wie über die Verleihung der Kurwürde an Bayern berichtet, S. 293 also sich auslässt:

> »Maximilian glaubte sich gegen den Pabst dadurch dankbar zeigen zu können, wenn er dem römischen Legaten Leo Allatius die schon vom Kaiser versprochene Bibliothek zu Heidelberg ausliefere. Gregor XV. beanspruchte als oberster Leiter des Kirchengutes auf den grössten Theil dieser reichen Büchersammlung ein Eigenthumsrecht, indem dieselbe von den protestantischen Kurfürsten aus den Büchern und Codices der aufgehobenen Klöster der Rheinpfalz zusammengesetzt war. Einen Theil der Bibliothek nebst zahlreichen Reliquien hatte sich die Infantin Elisabeth zu Brüssel vom Kaiser erbeten. Maximilian sandte den Hofrath Dr. Leucker nach Heidelberg, um die Bücher, Manuscripte und Correspondenzen, welche sich in der kürfürstlichen Residenz befanden, zu ordnen und an die Hofbibliothek zu München zu überbringen.«

Dazu wird in der Note noch weiter bemerkt:

> »Ueber die Heidelberger Bibliothek sind dem Kurfürsten Maximilian von der Nachwelt die bittersten Vorwürfe gemacht worden. Mit Unrecht; denn der Kaiser hatte hierüber verfügt, ehe die Bayern Heidelberg erobert hatten. Insofern der Pabst der oberste Verwalter des Kirchengutes ist,

Digitized by Google

konnte er auf die Klosterbücher rechtlichen Anspruch machen. Acten des 30jährigen Kriegs 1623 fasc. II. Tom. CIII. Reichstagsakten. Regensburg den 25—30. Febr. 1623. Decretalensammlung. München den 27. November 1623.«

Sehen wir ab von der Bitte der Infantin Elisabeth und von der angeblichen Sendung des Hofraths Leucker — zwei Punkte, welche Ref. zu controlliren ausser Stand ist — so enthält die hier wörtlich mitgetheilte Stelle fast eben so viele Unwahrheiten als Zeilen.

Ein Anspruch auf die Heidelberger Bibliothek, als geraubtes Klostergut, ist nie päbstlicher Seits erhoben worden, aus dem natürlichen Grunde, weil er nicht erhoben werden konnte. Denn die Bibliothek, namentlich der werthvollste Theil, die Handschriften, war durch die Fürsorge der Kurfürsten, die keine Mittel zur Vermehrung dieses Schatzes scheuten, theils durch Ankauf, theils durch Schenkung oder Vermächtniss zusammengebracht worden, wie man sich bald überzeugen wird, wenn man nur einen Blick in die betreffenden Abschnitte von Wilkens Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen, namentlich Cap. III. S. 72 ff. Cap. IV. S. 93 ff. werfen will. Mag auch bei Aufhebung der Klöster in Folge der Reformation Einiges der Art aus aufgehobenen Klöstern dahin gekommen sein, wiewohl ein sicherer Beweis dafür nicht zu erbringen ist, so war es doch, im Verhältniss zu den übrigen Handschriften, der bei weitem geringere Theil. Es ist daher eine durchaus unrichtige Behauptung, zu sagen, dass diese Bibliothek »aus den Büchern und Codices der aufgehobenen Klöster der Rheinpfalz zusammengesetzt war«; es ist eben so unwahr zu sagen, »dass Gregor XV. als oberster Leiter des Kirchenguts ein Eigenthumsrecht darauf beansprucht habe.« Denn es ist kein Schreiben, kein Akt oder Etwas Aehnliches bekannt, woraus bewiesen werden könnte, dass von Seiten Gregor's XV. je ein solches Recht beansprucht oder geltend gemacht worden ist; im Gegentheil, der Pabst betrachtet die Ueberlassung der Heidelberger Bibliothek als ein Geschenk, das ihm die höchste Freude bereitet u. s. w. und in diesem Sinne spricht er dem Maximilian seinen Dank aus in dem von Theiner S. 50 (Schenkung der Heidelberger Bibliothek) veröffentlichten Danksagungsschreiben vom 15. Oktober 1622*); und nicht anders spricht er sich auch in dem an den Grafen Tilly gerichteten Schreiben aus, in welchem er den zur Uebernahme der Bibliothek von ihm abgesendeten Leo Allatius demselben empfiehlt, ebendaselbst S. 51 ff. Und in keiner andern Weise spricht sich auch

*) Hier heisst es unter Andern: „Porro autem incredibile dictu est, quanto nos gaudio cumulaverit donum illud Romanae ecclesiae gratissimum et Bavarico nomini gloriosum, quod triumphator religiosissimus tanquam haeresis oppressae monumentum Apostolorum principi ac Nobis obtulisti.“

Digitized by Google

der Cardinal Ludovisi in der dem Leo Allatius ertheilten Instruction, zu Anfang aus; siehe bei Theiner S. 57.*)

Hätte man in Rom, wo man schon früher über den Bestand der Heidelberger Bibliothek, namentlich über ihre handschriftlichen Schätze genauer unterrichtet war, rechtliche Ansprüche auf diesen Bücherschatz machen zu können geglaubt, so wäre diess wohl nicht unterblieben: es findet sich aber keine Spur, dass so Etwas geschehen ist. Wohl aber hatte dieser reiche Bücherschatz schon lange zuvor, ehe die Katastrophe eintrat, die Aufmerksamkeit Rom's auf sich gezogen, wo man zu dieser Zeit auf die Anlage einer grossen Bücher- und Handschriftensammlung bedacht war**); und es kann hiernach minder auffallen, wenn, wie Theiner a. a. O. weiter erzählt, der Pabst seinem Nuntius in Deutschland, dem bekannten Caraffa, den Auftrag ertheilt, den Herzog Maximilian von Bayern, wenn er Heidelberg unterworfen, zu bewegen, dem heiligen Stuhl die daselbst befindliche Bibliothek zum Geschenke darzubringen. Wir haben schon früher, auf Caraffa's eigene Aeusserungen gestützt, zu zeigen gesucht***), wie diese Bitte im Zusammenhang steht mit den Bemühungen des päbstlichen Nuntius, die Kurwürde an Bayern zu bringen, und können jetzt dafür noch ein weiteres Zeugniss beibringen aus Caraffa's Relazione dello stato del Imperio e della Germania, welche unlängst von J. G. Müller zu Wien 1860 herausgegeben worden ist; die betreffende Stelle, wo Caraffa von der Universität Heidelberg spricht, lautet folgendermassen S. 277: »ornava grandamente questà università magnifica libraria, ch'era delle piu celebri d'Europa, que havevano i Palatini nel loco palazzo, la quale nell' anno 1623 fu distratta in diverse parti, ma il fiore et il meglio **procurai**, essendo all' hora nel Convento di Ratisbona, che fosse **mandato** a Roma alla felice memoria di Papa Gregorio decimo quinto, che la fece porre nella libraria Vaticana.« Und dass dieses Bemühen Caraffa's, die handschriftlichen Schätze der Vaticana zu bereichern, nicht allein auf Heidelberg gerichtet war, sondern auch auf andere an Handschriften reiche Bibliotheken Deutschlands, ergibt sich aus seinem obwohl vergeblichen Bemühen, auch die reiche Bibliothek zu Fulda zu gewinnen; s. Dronke, Verhandl. der sechsten Philologenversammlung 1844. Cassel. S. 70. 71. Was die Motive der

*) Es heisst daselbst: „Poichè il serenissimo Signor Duca Massimiliano di Baviera, saputo il desiderio di Nostro Signore, d'avere la biblioteca Palatina, che si conserva a Heidelberga per unirla alla Vaticana, ne ha fatto liberal dono a Sua Santita subito che quella piazza è stata presa dal Conte di Tilli suo Luogetenente“ etc. etc.

**) Wir haben die Belege zu dem Allem schon in einem früheren Aufsatze im Serapeum des Jahres 1845 Nr. 8ff. S. 135 (in dem besondern Abdruck: die Entführung der Heidelberger Bibliothek. Leipz. 1845. 8. S. 23ff.) gegeben und müssen wiederholt darauf verweisen.

***) Siehe a. a. O. S. 120 (p. 10 des besondern Abdrucks).

Digitized by Google

Ueberlassung der Bibliothek von Seiten Maximilian's an den Pabst betrifft, so haben wir schon früher nachgewiesen*), wie es sich hier zunächst um eine Entschädigung — so nennt es der päbstliche Schriftsteller Theiner — handelt, welche der Pabst wohl für die Geldunterstützung, die er dem Maximilian zur Führung des Krieges hatte angedeihen lassen, verlangen zu können glaubte; wir haben aus einer Note des Cardinal Consalvi vom 30. Decbr. 1815 nachgewiesen, dass man römischer Seits in dieser Schenkung nur einen gerechten Ersatz für die geleisteten Subsidien erkannte — questa donazione non puo dirsi meramente gratuita, ma piu tosto remuneratoria, e come una giusta ricompenza ai soccorsi apprestati.« Wenn demnach in den officiellen päbstlichen Aktenstücken die Ueberlassung der Bibliothek an den Pabst geradezu für ein Geschenk Maximilian's erklärt ist, der selbst diess auch so angesehen wissen wollte, da er in die Handschriften ein Blatt mit dem kurfürstlich bayrischen Wappen und der Aufschrift über demselben: »Sum de bibliotheca, quam Heidelberga capta spolium fecit et P. M. Gregorio XV. trophaeum misit Maximilianus utriusque Bavariae dux« etc., einfügen liess, so muss es um so auffallender erscheinen, wenn der neueste Biograph Maximilian's am oben a. O. die Sache so darstellt, als habe der Kaiser bereits vor der Eroberung Heidelbergs durch die Bayern über die Bibliothek verfügt und Maximilian nichts weiter gethan als die schon vom Kaiser dem Pabst versprochene Bibliothek an dessen Legaten ausgeliefert. Aber von einem solchen Versprechen des Kaisers in Folge vorausgegangener Unterhandlungen ist nirgends eine Spur aufzutreffen, nur von Maximilian ist bei allen diesen Verhandlungen die Rede, nur von Verhandlungen mit Maximilian zur Ueberlassung der Bibliothek spricht Caraffa, wie wir früher gezeigt, und auch mit gutem Grunde die Behauptung ausgesprochen haben**), dass es politische, wie finanzielle Rücksichten waren, welche den Herzog von Bayern bestimmten, auf das päbstliche Verlangen einzugehen, und demgemäss auch seinen Feldherrn Tilly zu instruiren, welcher daher auch bei der Einnahme der Stadt durch Sturm und bei der darauf erfolgten Plünderung vor Allem die Bibliothek zu schützen bedacht war, und darum selbst den Dank des Pabstes einerndtet, welcher ihm darüber schreibt: »Quod vero ad bibliothecam Palatinam pertinet, vix dici potest, quam a nobis gratiam inieris, dum ab ea violentas militum manus prohibuisti. Celeberrimum enim doctorum virorum armamentarium ncendii periculo liberasti« etc.

Wir können uns hier um so kürzer fassen, als wir alle diese Verhältnisse früher nach den vorhandenen und zugänglichen Quellen dargestellt haben: nirgends tritt eine Beziehung des Kaiser's

*) A. a. O. S. 122 (S. 12 des besondern Abdrucks).
**) A. a. O. S. 121 (S. 11 des besondern Abdrucks).

Digitized by Google

Ferdinand zu der Schenkung der Heidelberger Bibliothek und deren Abführung hervor, wohl aber war uns aus einer von Mailath in seiner Geschichte des österreich. Kaiserstaats III. S. 95 ff. mitgetheilten Notiz bekannt, dass der Kaiser auf die Bitte seines um das Schicksal der Heidelberger Bibliothek besorgten Hofbibliothekar's Sebastian Tengnagel dem General Spinola den Befehl zugehen liess, Sorge zu tragen, dass, im Fall einer Einnahme Heidelberg's die dortige Bibliothek keinen Schaden leide, sondern in sorgfältige Verwahrung genommen werde. Zufolge der gütigen Mittheilung eines Freundes befindet sich Tengnagel's Schreiben noch im Original in dem k. k. Staatsarchiv zu Wien, und eben so auch der darauf vom Kaiser an Spinola, den Spanischen Feldherrn, der mit seinen Truppen die jenseitige Pfalz besetzt hielt, unter dem 8. Dez. 1621, also längst vor der Einnahme Heidelberg's, ergangene Erlass, in dem es wörtlich heisst:

»Hierumben befehlen wir dir hiermit gnädigst, du wollest auf ein und andere Weis fleissige Aufacht geben, damit oberührte Heidelberger Bibliothek zum Fall selbiger ort wie zu hoffen, zu unserer Devotion gebracht sein wird, in gute sichere Verwahrung genommen und darin bis auf fernere gnädige Verordnung erhalten werde.«

Es ist bekannt, wie Heidelberg am 15. Septbr. 1622 durch Sturm von Tilly genommen ward, während das Schloss, in welches die Besatzung sich zurückgezogen, am 19. in Folge einer Capitulation übergeben ward; Tags zuvor am 18. war in der Heiliggeistkirche, welche für den katholischen Cultus wieder hergerichtet worden war, ein katholischer Gottesdienst gehalten worden; in dieser Kirche, die demnach Nichts gelitten haben konnte, befand sich aber die Bibliothek. Die Anzeige von der Einnahme Heidelberg's ward dem Kaiser von Tilly gemacht; in dem zu Wien befindlichen Schreiben heisst es:

»Was aber des Pfalzgrafen Möbel, Güter etc. betrifft, dabei lasse ich es beruhen, bis auf Ew. Majestät Interposition, Befehl und Dispouirung.« (Von der Bibliothek kein Wort.)

Eben so wird in dem eigenhändigen Schreiben Maximilian's vom 24. Septbr. 1622 an den Kaiser, dem er die Eroberung Heidelberg's anzeigt, der Bibliothek mit keinem Worte gedacht, eben so wenig ist diess der Fall in einem andern officiösen Schreiben Maximilian's an den Kaiser vom 3. Oktober 1622, worin Maximilian dem Kaiser Stadt und Schloss Heidelberg präsentirt, ihm überlässt darüber nach seinem Belieben zu verfügen, das Gubernium zu bestellen, Commissäre dahin zu verordnen u. dgl. Dagegen findet sich ein Schreiben vom 4. Oct., worin der kaiserl. geheime Rath dem Kaiser vorschlägt, was dem Tilly wegen der Bibliothek aufzutragen sei, und dann folgt unter demselben Datum ein Schreiben des Kaisers an Tilly, in welchem es heisst:

Digitized by Google

»Soviel obberührte vorhandene Mobilien und unter andern fürnemblich die churf. Kanzlei und dann die ansehnliche weit und breit berühmte Bibliothek, Geschütz, Wein, Getreide und die gen Heidelberg geflehnten Güter und Gelder betrifft, zweifeln wir nicht, du werdest alsbald nach erfolgter Eroberung alles in fleissige Verwahrung genommen haben. Wir befehlen dir hiermit gnädiglich, du wollest alle und jede befundene Sachen in eine ordentliche Consignation und Inventarium bringen lassen und uns dasselbe zu unserer ferneren Resolution gehors. überschicken.«

Unter demselben Datum des 4. Octob. antwortet auch der Kaiser an Maximilian auf dessen vorerwähnten Brief vom 24. September; der Bibliothek ist darin mit keinem Worte gedacht. Und dasselbe ist auch der Fall in einigen andern auf diese Verhältnisse, namentlich auf die Auslieferung von Heidelberg und Mannheim bezüglichen Schreiben; während sich Maximilian in einem Schreiben vom 17. Oct. 1622 an den Kaiser Ferdinand vorbehalten hatte, wegen der Auslieferung dieser Städte am Churfürstentag mündlich zu verhandeln, und auch am 30. December die bayerischen Gesandten bei dem Churfürstentag zu Regensburg in einer Eingabe an den Kaiser erklärten, dass ihr Herr Heidelberg, Stadt und Schloss, und Mannheim nicht eher einräumen werde, bis er für die aufgewendeten Kriegskosten entschädigt sei, und so lange diess nicht geschehen, diese Orte nicht abtreten, »viel weniger sich auf mündliche oder schriftliche Versicherung einlassen werde«, mahnt der Kaiser in einem Schreiben vom 2. Mai 1623 den Herzog Maximilian nochmals Heidelberg und Mannheim ihm auszuliefern, worauf der Herzog in einer Antwort vom 31. Mai sich auf das bezieht, was seine Gesandten auf dem Churfürstentag dieserwegen erklärt hätten. Um diese Zeit aber war die Bibliothek durch den von Rom zur Abführung entsendeten Leo Allatius, der am 25. Novbr. 1622 schon in München eingetroffen, hier mit dem Herzog Maximilian des Näheren verhandelt und dann am 13. December Heidelberg erreicht hatte, bereits gepackt und abgeführt worden: am 15. Febr. 1623 war Leo Allatius mit den auf fünfzig Wagen aufgeladenen und von sechzig Musquetieren escortirten handschriftlichen Schätzen von Heidelberg aufgebrochen: gegen Ende Mai's hatte er bereits die Alpen überstiegen.

Es geht klar aus den mitgetheilten Aktenstücken hervor, wie man bei dieser ganzen Sache um den Kaiser und dessen Befehle sich gar nicht kümmerte, wie die ganze Sache zwischen dem Herzog Maximilian und dem Pabst abgemacht und darüber nicht einmal eine Nachricht dem Kaiser mitgetheilt ward, der noch unter dem 4. October dem Tilly die fleissige Verwahrung der Bibliothek anbefiehlt, als bereits die Schenkung an den Pabst durch Maximilian erfolgt und bereits den Tag nach der Einnahme Heidelberg's, wie Theiner S. 5 angibt, also nach dem 15. oder spätestens 19.

Digitized by Google

September (s. oben) das darauf bezügliche Schreiben Maximilian's an den Pabst abgegangen war, dessen Antwort- und Danksagungsschreiben an Maximilian, so wie das Schreiben an Tilly vom 15. October datirt ist. Der Kaiser hatte, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, die Absicht, die Bibliothek zu erhalten; von einer Absicht desselben, damit dem Pabst ein Geschenk zu machen, ist auch nicht die geringste Spur vorhanden, ja es wird sehr fraglich, ob er von den Unterhandlungen des Pabstes mit Maximilian hinsichtlich der Ueberlassung der Bibliothek, nur eine Kenntniss gehabt, da er sonst nicht die oben angeführten Befehle an Spinola und an Tilly hätte ergehen lassen, zu welchen er durch die Bitte seines Hofbibliothekar's, dem die Erhaltung dieser handschriftlichen Schätze für Deutschland am Herzen lag, veranlasst ward.

Es ist hiernach, angesichts solcher aktenmässigen Belege, in der That unerklärlich, wie man es wagen kann, die Behauptung auszusprechen, dass Maximilian nichts weiter gethan, als die vom Kaiser dem Pabst versprochene Bibliothek, diesem ausgeliefert, um sich demselben dankbar zu erweisen! Der Versuch, auf diesem Wege den Herzog Maximilian von den Vorwürfen zu befreien, die ihm wegen des Preisgebens der Heidelberger Bibliothek gemacht worden sind, und damit die Schuld auf einen andern zu wälzen, den sie nicht trifft, wird sich auch aus den Aktenstücken, auf welche im Bausch und Bogen verwiesen wird, insbesondere aus den Reichstagsakten von Regensburg nicht begründen lassen, und darum sehen wir auch ruhig der Veröffentlichung dieser Aktenstücke entgegen, wenn anders der Verfasser, wie es seine Pflicht erheischt, sich entschliessen kann, eine getreue und beglaubigte, vollständige Abschrift derselben vorzulegen. **Chr. Bähr.**

Dr. F. A. Wilhelm Schreiber: Maximilian I., der Katholische etc., und der dreissigjährige Krieg. München 1868. 8.

Der Verfasser hat mit manch anderem Biographen den Fehler gemein, seinen Helden durchweg in einem so günstigen Lichte erscheinen zu lassen, dass die Leser gar nicht im Stande sind, irgend eine Mackel an ihm zu entdecken, geschweige, dass eine vom Verfasser aufgedeckt vorläge. Diese den Werth seiner Arbeit gewiss nicht erhöhende Einseitigkeit wäre noch zu ertragen, wenn er nicht dafür als Hilfsmittel die Verkleinerung anderer historischer Personen, und insbesondere gleichsam planmässig die der Habsburger und Oesterreichs benützt hätte. Ferdinand II. erscheint dem Herzog Maximilian gegenüber, wie ein erwiesene Wohlthaten mit Undank vergeltender geheimer Feind, dessen Politik beständig auf Minderung des Ansehens und Einflusses des Herzoges gerichtet ist, und der die lauernde Absicht in sich birgt, Bayern bei günstiger

Digitized by Google

Gelegenheit wie ein Raubfisch zu verschlingen. Da derartige Beschuldigungen sammt zahlreichen anderen überraschenden und fremdartigen Behauptungen ohne documentirten Nachweis aufgestellt sind, so müssen die Leser auf den Gedanken verfallen, Vieles davon sei bloss im Kopfe des Verfassers entsprungen, und entstamme einer trüben Quelle.

Seite 686 bekommt man zu lesen: »Der Tod der bayerischen Churfürstin war für den Wiener Hof ein Ereigniss von höchster Bedeutung. Der Gedanke, das benachbarte Bayern dem Kaiserstaat einzuverleiben, erwachte, und wirkte immer mächtiger, je verlockender die Ausführung für die Vergrösserungslust der Habsburger erschien. In Wien griff man zu dem alten, schon oft mit Glück angewandten Mittel der Heirath zurück. Maximilian stand damals im 62. Lebensjahr, ein Alter, in welchem schwerlich auf leibliche Erben gerechnet werden konnte. .... Nach dem Tode Maximilians würde der Kaiser Bayern zu einem heimgefallenen Lehen erklären und mit Oesterreich verbinden, unter dem Vorwande, dass die Churfürstin eine kaiserliche Prinzessin sei. Das Project erschien in den Wiener Hofkreisen so einfach und so richtig, dass man sofort an die Ausführung ging und dem Grafen Khevenhiller die persönliche Vermittlung übertrug.«

Obgleich die Ungereimtheit dieser Erzählung (wofür wie gewöhnlich keine Quelle angegeben ist) von selbst einleuchtet, so möge doch Khevenhiller, der angebliche Vermittler dieser Heirath, gehört werden. Er sagt: Annales Vol. XII pag. 1775. »Als die Churfürstin von Bayern zeitlichen Todes verblichen und der Churfürst keine Kinder gehabt, als hat er sich so weit resolvirt wiederum zu der andern Ehe zu greiffen und derenthalben seinen geheimen Rath Grafen von Wolkenstein und Dr. Richel nacher Wien geschickt, und um die Erzherzogin Maria Anna werben lassen.« Von der Vermittlerrolle, wodurch glauben gemacht wird, die Kaisertochter sei dem Churfürsten a n g e b o t e n worden, sagt Khevenhiller kein Wort.

Weil übrigens der Verfasser hier oben auch von der Vergrösserungslust der Habsburger spricht, so wie an anderen Stellen von ihrem U n d a n k e gegen Bayern, so wird er zu fragen sein, w o m i t Ferdinand II. seine Hausmacht im dreissigjährigen Kriege vergrössert habe? Die Länder des geächteten Pfalzgrafen, die er für sich hätte behalten können, verlieh er sammt der Churwürde den Wittelsbachern, und hob dadurch Bayern und dessen Dynastie mächtig empor; seine Hausmacht schmälerte er durch die Ueberlassung der Lausitz an Chursachsen, und selbst von den confiscirten Gütern im Reich und seiner Unterthanen behielt er nicht einen Pfennig für sich. Angesichts der Thatsachen lügt sich der Verf. mit der Beschuldigung der Vergrösserungssucht der Habsburger in den Mund hinein, und enthüllt eine anwidernde Animosität, wie sie in Bayerns Interesse wahrlich nicht gelegen ist.

Digitized by Google

Zur Rechtfertigung des von Maximilian im Jahr 1647 mit den Schweden und Franzosen eingegangenen Neutralitätsvertrages, wodurch er sich bei den Katholiken den übelsten Ruf zuzog, gibt der Verfasser an: »Die Churfürstin, wiewohl eine habsburgische Prinzessin, verwarf die Politik Oesterreichs, und drang auf Abschluss eines Stillstands. Aus banger Sorge für ihre Söhne suchte sie die Selbstständigkeit Bayerns gegen Frankreich und Schweden, und besonders gegen Oesterreich zu retten.« Demnach hielt Maria Anna auch ihren Bruder, den Kaiser Ferdinand III. der Schandtthat eines Raubes an ihren Kindern fähig? Diese ihr mit Unrecht unterstellte, beliebig erfundene schlechte Meinung widerlegt wohl am besten die unbekannte Thatsache, dass der Kaiser, als seine Schwester nach Maximilian's Tod eine Abänderung der testamentarischen Verfügung hinsichtlich der Regentschaft von ihm verlangte, diesem Alleinherrschaft bezweckenden Ansinnen sich widersetzte, und Maximilians Anordnung aufrecht erhielt.*) Also nicht einmal zu einer Einmischung in die bayerischen Angelegenheiten geschweige zu engeren Schritten konnte die raubsüchtige österreichische Politik bewogen werden. An diesen Vorgang schliesst sich folgende Angabe des Verf. S. 903 gut an. Er sagt: »An den Obersthofmarschall Grafen Kurtz schrieb der Ch. Kriegscommissär Schäffer, am Wiener und Madrider Hof spreche man ohne Scheu, dass man nur auf den Tod Maximilians warte, dann werde der Kaiser der Churfürstin Wittwe einen gewissenlosen Vertrag abnöthigen, Bayern mit Oesterreich verbinden und sich dadurch gegen das Elsass entschädigen. Der General-Commissär drang in den Obersthofmarschall, den Churfürsten zu bitten, dass er mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniss schliesse, um Bayern gegen die Eroberungssucht Oesterreichs zu sichern.« Sollte man nicht glauben, der kritische Scharfsinn des Verf. oder seine Gewissenlosigkeit (er ist königl. bayer. Hofkaplan) hätten sich gesträubt, Schäffers Bericht für baare Münze zu geben und dagegen zu vermuthen, dass nach einem zwischen den bayerischen Ministern abgekarteten Plan mit Schäffers Bericht auf den misstrauischen und altersschwachen Churfürsten ein Schreckschuss gezielt war, um ihn für ein französisches Bündniss willfährig zu machen? Zu dieser Anschauung konnte Herr Schreiber nicht gelangen, denn er sagt im Folgenden: »Schäffers Berichte machten auf Maximilian und seine Minister den tiefsten Eindruck. Keiner bezweifelte mehr, dass vom Kaiser kein Heil zu hoffen sei.« Die stets feindliche Haltung Spaniens und dessen Einfluss zu Wien führten sie zur Ueberzeugung, dass die Habsburger nach dem Tode Maximilians Bayern bei der Minderjährigkeit des Erbprinzen unter irgend einem Vorwande dem österreichischen Staate einverleiben werden, — weiter oben ist diese Eventualität für den Fall von

*) Aus der Correspondenz der Churfürstin-Wittwe mit Ferdinand III. im kaiserlichen Staatsarchiv.

Digitized by Google

Maximilians kinderlosen Abgang in Aussicht gestellt, jetzt wird sie aber auch trotz der Existenz des Erbprinzen gesehen.

Wo es eben angeht, stellt der Verfasser, um Maximilian desto höher zu erheben, Ferdinand II. in Schatten. An Talent sagt er, habe jener diesen weitaus überragt, Ferdinand sei schwankend, eines eigenen Urtheils unfähig (dafür »zu schwach«) gewesen, habe nur an Erhaltung seiner Hausmacht gedacht, die Habsburger überhaupt haben bloss dynastische Sonderinteressen verfolgt, »die oberste Sorge der österreichischen Staatsregierung um die habsburgische Hausmacht zersplitterte und schwächte die Streitmacht des deutschen Kaiserthums« u. s. w. — Das mildeste Urtheil, welches man über diese Tiraden fällen kann, ist das, dass sie der Verfasser gedankenlos niedergeschrieben hat, und dass er damit auch nur bei gedankenlosen Lesern Eingang finden könne. Die Stärke und das Ansehen des deutschen Reiches beruhten wesentlich auf der grösseren oder geringeren Hausmacht seines Oberhauptes. Ein länderarmer Kaiser konnte dem Reiche keinen Schutz gewähren, und wäre vom Auslande nicht gefürchtet gewesen. Im dreissigjährigen Kriege waren die Angriffe der Feinde ohne Unterlass auf die kaiserlichen Erbländer gerichtet, weil sie richtig berechneten, dass, gelingt ihre Eroberung und damit die Vernichtung der österreichischen Hausmacht, die Unterjochung Deutschlands gelungen ist. Was blieb vom deutschen Reiche noch selbstständig übrig, oder welcher Reichsstand konnte noch Widerstand leisten, wenn Oesterreich, das stärkste Bollwerk zertrümmert war? Muss da nicht jedem Denkenden einleuchten, dass die ungeschmälerte Erhaltung der habsburgischen Hausmacht Bürgschaft für die Erhaltung des in seinen Grundtiefen erschütterten deutschen Reiches gab? Die Sorge, dass jene nicht geschädigt werde, lag also wesentlich, wie kaum etwas anderes im deutschen Interesse. Weil aber auch von den dynastischen Sonderinteressen der Habsburger gefabelt und dafür kein Beleg beigebracht wird, so frage ich, ob Ferdinand II. und sein Nachfolger Eroberungskriege führten, und was sie von dem Eroberten für sich behielten? Das sind Fragen die insbesondere einen bayerischen Geschichtschreiber nöthigen, zu verstummen, da ein Habsburger es war, der Bayern gross gemacht hat mit Gütern, die er sich aneignen konnte. Sonderinteressen hat Keiner mehr als der Churfürst von Bayern verfolgt, Beweis dessen sein Neutralitätsvertrag mit den Reichsfeinden und das eifrige Streben den Kaiser zur Abtretung des Elsasses zu bewegen. Wie würde Maximilian sich dagegen aufgelehnt haben, wäre das Elsass nicht österreichisches, sondern bayerisches Besitzthum gewesen!

Wie genau unterrichtet der Verfasser von den Begebenheiten ist, die er schildert, erfahren die Leser daraus, dass er den Churfürsten- und Fürstentag zu Regensburg v. J. 1622 in einen Reichstag verwandelt, von »einstimmigen« Erklärungen der »drei Reichscollegien« spricht, und sämmtliche Lutheraner und Calvinisten im Fürsten- und Städterath gegen die Uebertragung der Chur

Digitized by Google

auf Bayern protestiren lässt. — Zu dem Tag in Regensburg waren ausser den fünf Churfürsten bloss sechs vom Kaiser gewählte Fürsten, unter welchen drei Protestanten sich befanden, geladen. Die Städte waren ausgeschlossen, weil der Hauptzweck der Versammlung die Verleihung der Chur war. Diesem Sachverhalt zufolge kann in den »Reichstags-Akten«, auf welche er sich bezieht, das unmöglich gestanden haben, was er von Beschlüssen der drei Reichscollegien mittheilt. — Den Kaiser stellt der Verfasser (S. 285) hinsichtlich der Verleihung schwankend zwischen dem dynastischen »und religiösen Interesse« dar, und lässt ihn desshalb den Ausweg ergreifen, diese Angelegenheit den gesammten Fürsten des Reichs zur Berathung vorzulegen. Je weiter der Verfasser in diese Materie eingeht, desto tiefer verstrickt er sich in Irrthümer. Der Kaiser hatte dem Herzoge von Bayern die Churwürde längst aus freiem Antriebe versprochen, hatte also sein »dynastisches« Interesse von vorneherein berathen, oder richtiger zur Seite gesetzt. Wie er in seiner Proposition sagt, konnte er das heimgefallene Lehen und die Chur aus eigener Machtvollkommenheit verleihen; er war also auch hinsichtlich dieses Punktes mit sich im Reinen, und die Meinungseinholung der berufenen Churfürsten und Fürsten war demnach weiter nichts als eine Formalität, zumal als er die Investitur, trotz der Einsprache von Chursachsen und Brandenburg auf eben dem Tage zu Regensburg ohne weiters vornahm. Die Einberufung der gesammten Reichsstände war für diesen Zweck weder nöthig noch gebräuchlich. Ueber die Verleihung der Chur heisst es S. 289, kamen die »drei Collegien« nur so weit überein, dass sie dem Kaiser den Rath ertheilten, bei der Translation Friedrichs nächste Agnaten zu berücksichtigen. Wie zu ersehen, kommt der Verfasser von den »Collegien« und deren Dreizahl im ganzen Verlauf seiner Darstellung nicht zurück.

Was er über die Schenkung der Heidelberger Bibliothek an den Pabst fälschlich berichtet, ist bereits von anderer Seite widerlegt worden.

Wallenstein wird S. 346 beschuldigt, dass er die von Maximilian und Tilly entworfenen Feldzugspläne mit eigenmächtiger Hartnäckigkeit und geheimer Verrätherei zu nichte zu machen suchte. Man müsste Wallenstein schon im Mutterleib zum Verräther machen, wenn man glauben sollte, er sei ein solcher schon i. J. 1625 nach kurz vorher angetretenem ersten Generalate gewesen. Wenn wir die Richtigkeit der Angabe S. 364, dass Aldringer im geheimen Auftrage Wallensteins hinter Tilly hergezogen sei, um ihm die Einquartirung zu erschweren, bezweifeln, so geschieht es, weil er für diese wenig wahrscheinliche Thatsache keine Quelle angegeben hat. Da er aber S. 415 behauptet: »Ferdinands Ministerium stand von oben bis unten im Solde Waldsteins, und der Reichshofrath zählte wenige Mitglieder, die nicht von friedländischem Golde bestochen waren«, so ist ihm zu bemerken, dass es lächerlich klingt, so etwas von dem reichen Fürsten Eggenberg,

Digitized by Google

Ferdinands Busenfreund, und dem anerkannt rechtschaffenen Grafen Trautmannsdorff auszusagen. Bestechung der Reichshofräthe hätte Wallenstein wenig genützt, weil die Gutachten dieses Collegiums zur endgiltigen Entscheidung an den geheimen Rath gingen, folglich auch dieser für bestochen erklärt werden müsste. Inzwischen war Wallenstein gar nicht in der Lage, sich der Bestechung bedienen zu müssen. Das Verdienst eine Armee geschafften zu haben und seine grossen gelungenen Unternehmungen verschaffen ihm von selbst die Gunst des Kaisers und seiner Minister, und machten ihn unentbehrlich. Die Angabe S. 521: »Maximilian blieb nicht verborgen, dass der österreichische Hofkriegsrath die kais. Armee absichtlich vernachlässigte, um Tillys Militärmacht zu schwächen, und dem Herzog von Friedland den Weg zu seiner Wiedereinsetzung zu bahnen«, hätte, um Glauben zu verdienen, doch eines Nachweises bedurft, da diese Beschuldigung auf den Verlust der Breitenfelder Schlacht geht. Wenn übrigens der Hofkriegsrath diese schwarze Absicht hatte, warum realisirte er sie nicht früher, und wartete damit bis zu dieser Schlacht? Vergleicht man endlich das Zahlenverhältniss der beiden Heere (Tilly 34000 Mann ungerechnet Aldringers Corps, und der Schwede mit den Sachsen 36000 M.), so wird man die incriminirte Absicht nicht herausfinden. Hätte Tilly sich zu schwach gefühlt, so würde er die angebotene Schlacht nicht angenommen haben.

»Während der letzten Sitzung (der Unionisten in Frankfurt 1630) heisst es S. 613, kam der kais. Feldmarschall Graf Kratz im Auftrage Wallensteins in Frankfurt an, um den versammelten Heilbronnern die geheime Mittheilung zu machen, dass der Generalissimus gesonnen wäre 12000 Mann an die schwedische Armee zu überlassen, weil er vernommen, dass man in Wien und München damit umgehe, ihm abermals den Oberbefehl abzunehmen.« So plump wäre also Wallenstein mit seinem hochverrätherischen Geheimniss verfahren, dass er es einer ganzen Versammlung hätte eröffnen lassen? Bei Hurter und Häberlin ist von dieser Beschickung nichts erwähnt. Wenn etwas Wahres daran sein sollte, so wird sie an Oxenstjerna oder Feuquieres gedacht werden müssen.

Von einer mit Benützung der Archive verfassten Biographie des Churfürsten Maximilian konnte man ausführliche Mittheilungen über dessen geheime diplomatische Verhandlungen, vorzüglich über die mit Frankreich erwarten. Allein gerade über diese geht der Verfasser wie es scheint mit einer berechneten Kürze hinweg, so dass man darüber mehr bei Hurter als bei ihm zu lesen bekömmt. Den Hergang mit dem bayerischen Neutralitätsvertrag schildert er so, dass man sich versucht fühlen muss zu glauben, die perfide Politik Oesterreichs habe ihn bewirkt. (S. 902.) Da er aber bei dieser Herleitung auch von der »bangen Sorge« der Churfürstin für ihre von Oesterreich gefährdeten Söhne spricht, so ist es angezeigt, zur Ehrenrettung dieser Dame zu bemerken, dass sie, welcher die rechtschaffenen Gesinnungen ihres Bruders des Kaisers

Digitized by Google

und ihres ganzen Hauses wohlbekannt waren, an eine Beraubung ihrer Kinder von ihren Anverwandten sicherlich nicht dachte, geschweige dass sie, als der Neutralitätsvertrag im Ministerrathe verhandelte wurde, in dem ihr unterstellten Sinn sich äusserte. Der Verfasser lässt sich auf Unwahrheiten ertappen, die, sollen sie nicht dafür genommen werden, die Beibringung des Wortlautes der Archivalien erheischt hätten.

Um noch einigen Raum für die Zurückweisung grundloser Beschuldigungen gegen mich, den Verfasser der Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. zu gewinnen, breche ich mit den erübrigenden Berichtigungen zu Schreibers Buch ab. — Seite 825 Note * ist gesagt: »M. Koch hat in seiner Geschichte über Ferdinand III. diese Verhandlung (über die am Deputationstage vom Kaiser geforderten 100 Römermonate) sehr oberflächlich berührt.« Man urtheile. Bei mir nimmt die Darstellung des Deputationstages 63 Seiten ein, bei Schreiber 15. Da aber die gerügte Oberflächkeit darin besteht, dass ich nicht, wie er behauptete: »den kraftvollen Worten des Churfürsten und seinem hohen Ansehen in Deutschland gelang es, dass dem Kaiser im Churfürstenrath 100 Römermonate bewilligt wurden«, so bemerke ich, dass in den von mir über den Deputationstag vollkommen erschöpften Akten des Wiener Archivs von diesem bayerischen Wunder nichts zu finden war.

Der Deputationstag hatte zum Unterhalt des Kammergerichts die Einführung einer Judensteuer beantragt. Der Kaiser verwarf diesen Antrag, aus den bei mir angeführten Gründen. Hr. Schreiber erklärt jedoch diesen Widerstand aus einer Drohung der Juden, dem Kaiser nie mehr mit einem Anlehen beizustehen, falls er diesen Vorschlag genehmigen sollte. Dieser Grundangabe fügt er S. 825 Note ** bei: »Koch hat dieses geheime Motiv verschwiegen.« Damit hat er es getroffen. Das Verschweigen ist so recht meine Sache. Wie es scheint, beurtheilt er mich nach sich. Seines Motives ist weder in den Verhandlungen des Reichshofrathes noch des geheimen Raths mit einer Silbe gedacht. Hätte eine solche Besorgniss bestanden, so wäre sie gewiss zur Sprache gekommen. Die Juden von damals würden auch eine solche zu machen, nicht gewagt, sondern unter dem Vorwande doppelter Besteuerung, die Anlehensbedingnisse erschwert haben.

Zu dem von Maximlian zu Ulm mit Frankreich und Schweden geschlossenen Neutralitätsvertrag fügt er S. 906 Note * hinzu: »Die Darstellung Kochs in der Geschichte des deutschen Reichs ist hierüber sehr mangelhaft und in so ferne unrichtig.« Auf welcher Seite die Mangelhaftigkeit sei, werden die Leser beurtheilen, wenn sie erfahren, dass dieser Vorgang bei mir auf 21 und bei Schreiber auf 7 Seiten abgehandelt ist. Wie für diese diplomatische Verhandlung die Wiener Archive von mir vollständig ausgebeutet worden sind, ebenso geschah das Nämliche für alle übrigen Theile dieser Geschichte. — Weiter heisst es S. 909 Note **

Digitized by Google

»Selbst Koch überhäuft Maximilian (wegen dieses Vertrages) mit dem herbsten Tadel; er würde milder geurtheilt haben, wenn er so unparteiisch gewesen wäre, die elende innere Verwaltung Oesterreichs aufzudecken, welche grösstentheils die schlechten Erfolge des Krieges verursacht hat.« Das heisst mit andern Worten, ich hätte Maximilians Schuld und Schande der deutschen Sache abtrünnig geworden zu sein, Oesterreich aufbürden sollen. Lag der nöthige Grund zum Ulmer Vertrag in den inneren Schäden Oesterreichs, die durch den 32 Jahre geführten Krieg sich sehr wohl erklären, so musste Maximilian diesen Vertrag nicht bald nach seinem Abschlusse wieder brechen und mit dem Kaiser neuerdings sich verbinden. Wer sähe nicht, dass in der Grundangabe des Verf. keine Logik zu finden ist. — Darstellung der inneren Verwaltung Oesterreichs gehört nicht in die von mir verfasste Geschichte des deutschen Reiches, sondern in eine österreichische Specialgeschichte. Wäre übrigens der dritte Band dieser Geschichte erschienen, so hätte der Verf. in den zwei letzten Abschnitten auch eine Darstellung der österreichischen Verwaltung getroffen. Die Gebrechen der allein in die Reichsgeschichte gehörenden Kriegführung sind von mir mit einer weder die Heerführer noch selbst den Kaiser schonenden Unparteilichkeit aufgedeckt.

S. 910 Note ist gesagt: »Was Koch über den Unterhalt der (bayerischen) Armee schreibt, ist unrichtig. Wie wollte der Kaiser die bayerische Armee unterhalten, da er für seine eigene keinen Sold besass, und von Maximilian Anlehen machte?« Hören wir nun was der Kaiser S. 299 meines Buches darüber sagt. Er werde sich, schrieb er an Maximilian, erinnern, dass ihm zum Unterhalte seiner Truppen nicht bloss der bayerische, fränkische und schwäbische Kreis grossentheils überlassen worden sei, sondern dass der Kaiser auch Jahr für Jahr viele Hunderttausende baar Geld darauf verwendet. Ueber dieses alles habe Maximilian auch noch den dritten Theil von den spanischen Subsidien verlangt, und zugestanden erhalten. Angenommen alle diese Zuflüsse hätten zum Unterhalte der bayerischen Armee nicht hingereicht, so ist es doch eine Unwahrheit, wenn die Leistungen des Kaisers für sie in Abrede gestellt werden. Die spanischen Subsidien betrugen i. J. 1640 1260000 fl., also das bayerische Drittheil 420000 fl. — Den Unterhalt der bayerischen Truppen bestritt der Kaiser mit monatlichen 21000 fl. Bei der eckelhaften Parteilichkeit, deren der Verfasser sich schuldig macht, sollte er sich hüten, Andere grundlos zu beschuldigen.

S. 941 Note, sagt er: »Koch's Erzählung vom Verrathe Werths ist durchweg mangelhaft und einseitig. Unkenntniss der Akten verleitete ihn die Armee Maximilians noch eine ligistische, und Werth »einen ehrenfesten deutschen Charakter« zu nennen, da doch dessen Abfall ein Akt gemeiner Rache war.« Womit will er diese Inzicht beweisen, denn gethan hat er es nicht? Oder besitzt der Herr Hofkaplan vielleicht die Gabe, den Menschen wie der allmächtige Gott ins Herz zu sehen? Wenn Werth die bayerischen Truppen

Digitized by Google

ohne Aufforderung des Kaisers demselben zugeführt hätte, dann könnte man vermuthen, es sei geschehen, um sich an dem Churfürsten wegen Zurücksetzung zu rächen; da ihm aber das Manifest des Kaisers und der Befehl zukam, so zu handeln wie er gehandelt hat, so kann er nicht, wie Hr. Schreiber thut, der Rache und des Hochverraths geziehen werden. Es muss erkannt werden, dass in dem damals üblichen dualistischen Treugelöbnisse in Collisionsfällen die höhere Rücksicht überwog. Offenbar konnte diese nicht der Churfürst in Anspruch nehmen, weil sein Heer einen Theil der Reichsarmee bildete, und der Kaiser deren oberster Befehlshaber war. Es mag dahin gestellt bleiben, dass der Verfasser den ehrlichen Werth zum Schurken macht, weil Geschichtskundige wissen, woran sie damit sind, unverantwortlich aber ist es, dass er ohne Beibringung eines Zeugnisses und selbst ohne einen Zweifel zu hegen, S. 918 positiv angibt: »General Wachtmeister von Holz zerriss zuerst das dichte Netz der geheimen Anschläge, indem er Maximilian eine Ordre des Kaisers übersandte, sich des Churfürsten und seines Cabinetsrathes zu bemächtigen und beide gefangen nach Wien senden.« Halten wir nun zu dieser Angabe dasjenige, was Maximilian in seinem Briefwechsel mit dem Kaiser darüber sagt. Den 6. Juli 1647 schreibt Jener an Dieson: Das Kränkendste bestehe darin, dass diese Verrätherei durch Salm mit Gutheissung des Kaisers an dessen Hof angezettelt worden sei, und wie Werth in seinem Tagesbefehl erklärt habe, »alles auf expressen Befehl des Kaisers geschah. Es soll die Absicht bestehen, sich meiner Person und vornehmsten Minister lebendig oder todt zu versichern und sie Eurer Majestät zu überliefern, wiewohl ich dieses Letztere nicht glauben kann.« Die Leser wollen nun den Widerspruch ins Auge fassen, in welchem die vorhergehende Angabe des Verfassers mit dieser Aeusserung Maximilians steht. Wie hätte Maximilian in Betreff seiner Arretirung und Abführung nach Wien sich hypothetisch ausdrücken können, wenn er eine von Holz ihm gesandte Ordre des Kaisers in Händen gehabt hätte? Wie hätte er sagen könne, er vermöge einem solchen Anschlag keinen Glauben beizumessen? Würde er nicht im Gegentheil gerade heraus den angeblichen Verhaft- und Abführungsbefehl dem Kaiser vorgerückt haben? Dass der Verf. von dieser in meinem Werke gedruckten Briefstelle und des Kaisers die Beschuldigung Maximilians entschieden ablehnenden Antwort keine Notiz nahm, lässt keine andere Deutung zu, als dass es ihm lediglich um Hasserregung gegen die Habsburger zu thun war. Wie sollte diese bei einem patriotisch gesinnten Bayer nicht erwachen, wenn er in Schreibers Buch auf die zahllos ausgestreuten Verdächtigungen und Feindseligkeiten der Habsburger gegen Bayern stösst und sie blindgläubig hinnimmt?

Unkenntniss der Akten, sagt Hr. Schreiber, verleitete mich, Maximilians Heer noch ein ligistisches zu nennen. Hierauf lasse ich den Kaiser antworten. »Maximilian, sagt er in seinem Schrei-

Digitized by Google

ben vom 16. Juli 1647, werde sich wohl erinnern, dass diese Truppen zu Lebzeiten Ferdinands II. für Reichstruppen erklärt, und in des Kaisers und Reiches Namen befehligt worden seien. Nach dem Prager Frieden fand eine Vereinigung dieser Truppen zu einem Armeecorps statt, dem man den Namen: »Der römisch kaiserl. Majestät und des Reiches Kriegsheer« gab. Diesem Sachverhalt gemäss habe Maximilian die bayerischen Truppen nie anders als im Namen des Kaisers besessen und befehligt. Läugnete Maximilian diese Auseinandersetzung? Nein, denn er sagt in seiner Antwort vom 26. Juli: »Er trage allerdings gutes Wissen in welcher Weise der Oberbefehl über die Kriegsvölker der Liga von Ferdinand II. ihm übertragen worden sei, sowie von den Bestimmungen des Prager Friedens. Dass sie den Namen Reichs-Armee führte und ihre Verpflegung aus den Mitteln der Stände und des Kaisers bestritten wurde, kam von ihrer dem Kaiser und dem Reich gewidmeten Dienstleistung, doch könne dies seiner absoluten Gewalt über dieselbe nichts benehmen.« So verhält es sich mit der behaupteten Actenunkenntniss. Wenn darunter die Acten der bayerischen Archive verstanden wären, so hätte der Verfasser freilich Recht, denn auf mein an weiland Hr. v. Aretin gestelltes Ansuchen um Benützung derselben, blieb mir dieser Herr die Antwort schuldig. Indessen floss das Materiale über das zwischen Maximilian und dem Kaiser der bayerischen Truppenentführung wegen entstandene Zerwürfniss in den Wiener Archiven so reichlich, dass ich es auf 21 Seiten behandeln konnte. Bei Schreiber ist es sammt eingeschobenem Kriegsgeschichtlichem mit 10 Seiten abgethan.

Zuletzt macht mir der Verfasser noch einen meinen Charakter antastenden Vorwurf, indem S. 929 Note sagt: Was Koch in seiner Geschichte Ferdinands III von einem geheimen Befehl Maximilians an Yvonsfeldt (den Kaiserlichen nicht über die Werra zu folgen) dem Rommel nachschrieb, ist unrichtig. Koch liebt es die Fehler auf österreichischer Seite durch fremde Mängel zu rechtfertigen, wenn diese auch nur auf Vermuthungen beruhen.« Die Leser meiner Geschichte werden diese unverschämte Beschuldigung zu würdigen wissen, besonders wenn sie gewahr werden, mit welchem Eifer und Nachdruck ich bestrebt war, dem Churfürsten Maximilian I. die entehrende Makel an Deutschland einen Verrath begangen zu haben, beweiskräftig abzunehmen. Wie ein Geschichtschreiber, der für die erzählten Thatsachen, für Widerlegungen, Anklagen, Tadel und Vorwürfe nie einen Beweis beibringt, die Stirne haben kann, dieses Fehlers einen andern zu zeihen, begreife, wer es kann. Nicht bloss Rommel, sondern auch die Motifs de la France pour la guerre d'Allemagne, enthalten obige Angabe. Ist sie unrichtig, so musste er für die Unrichtigkeit den Beweis liefern. Unbedingten Glauben kann und wird kein Geschichtschreiber fordern, und am wenigsten verdient sie derjenige, der wie Schreiber so leuchtende Proben von seiner Glaubwürdigkeit gegeben hat. **M. Koch.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sieben Karten zur Topographie von Athen. Mit erläuterndem Text von Ernst Curtius. Gotha, Verlag von Justus Perthes. 1868.
Erläuternder Text der sieben Karten zur Topographie von Athen. Mit lithographirten Beilagen und Holzschnitten von Ernst Curtius. Gotha, Verlag von Justus Perthes. 1868.

Im Frühjahr 1862 unternahmen die Herren K. Bötticher, Strack, von Strantz von Berlin, E. Curtius von Göttingen, W. Vischer von Basel, noch begleitet von einigen jüngeren Architekten und zu einem Theil unterstützt durch Mittel der K. Preuss. Regierung gemeinsam eine Reise nach Griechenland, um auf dem Boden Athens vor allem genauere Untersuchungen zu machen. Mitten in den politischen Stürmen, die den Thronwechsel in Griechenland zum Zielpunkt hatten, hat der stille unermüdete und umsichtige Fleiss deutscher Gelehrten, Architekten und Ingenieure in wenig Monaten höchst interessante Resultate zu Tage gefördert, die im Laufe der folgenden Jahre in einzelnen Werken niedergelegt worden sind. Das überraschendste und an unmittelbar neuen Kunden reichste war die von Strack zunächst veranstaltete Ausgrabung des Dionysostheaters am Südabhang der Akropolis, dieses Mittelpunktes des griechischen Drama, wodurch die Orchestra, die unteren Sitzreihen mit der Fülle der inschriftlich bezeichneten Ehrensitze der attischen Priesterschaft und politischen Aemter und dann ein Theil des Bühnengebäudes bloss gelegt wurde. Es ist wohl zu beklagen, dass das frisch und so glücklich begonnene Werk nicht unter deutschen Händen auch zu Ende geführt werden konnte, sondern seit Jahren in den allgemeinen Gang oder halben Stillstand griechischer nationaler Unternehmungen eingelenkt ist. Ich erwähne hierbei, dass wir nächst den ersten unter frischem persönlichen Eindruck während der Entdeckung selbst geschriebenen und zuerst im Neuen Schweizerischen Museum erschienenen, dann auch vereint zusammengestellten trefflichen Aufsätzen vom Prof. W. Vischer in Basel und dem Berichte von dem Architekten und Akademiker Hittorf in der Revue archéologique 1862, wie dem von E. Ziller aufgenommenen Plan des Theaters in der archäologischen Ephimeris von Athen 1863, wo sich auch die Berichte einheimischer Gelehrten wie Rhusopulos, Kumanudis finden, nun auch von dem schwedischen Prof. Linder eine sehr handliche und gründlich zusammenfassende Darstellung erhalten haben: Dionysos Theatern i Athen om resultaterna of de senast anställda gräfningama a platsen för Dionysos-Theatern i Athen. Ur Tidskrift för Byggnadskonst och Ingeniörvetenskap. Stockholm.

Digitized by Google

Isaac Marcus 1865. Einem Werke des ersten Entdeckers selbst können wir wohl immer noch hoffend entgegensehen.

Ein zweiter Gesichtspunkt ward vorzüglich von K. Bötticher verfolgt, eine erneute Untersuchung des Bodens des Erechtheion mit den viel bestrittenen Fragen nach den Scheidewänden und Thüren, sowie der ganzen Oberfläche der Akropolis und der heiligen Stätten an und in den Felsabhängen derselben, auch über einzelne Cultusstätten in der untern Stadt, besonders das Eleusinion. Bötticher hat darüber bereits in seinem ausführlichen »Bericht über die Untersuchungen auf der Akropolis von Athen im Frühjahre 1861. Berl. 1865«, sowie in Aufsätzen des Philologus, besonders Supplementband III sich ausgesprochen. Der bleibende, sichere Gewinn aus diesen scharfsinnigea Erörterungen wird von dem Unsichern abgelöst daraus erst noch einmal gedrängt herauszustellen sein.

Aber noch lag eine dritte Aufgabe im Plane der athenischen Expedition, wissenschaftlich aufgestellt und vertreten durch Ernst Curtius und technisch ausgeführt durch einen ausgezeichneten Offizier aus dem preussischen Generalstab und von Molke's Schule. Es war dies eine topographische Aufnahme Athens und seiner Umgebung, zunächst der Häfen sowie einzelner wichtigeren Punkte Attikas. Dieses Unternehmen fand in Athen selbst freundlichste Unterstützung durch den verdienten Vorstand der Sternwarte Athens Professor Julius Schmidt, dessen »Beiträge zur physikalischen Geographie Griechenlands in den Publications de l'observatoire d'Athènes Ser. II. T. I ein wenig gekannter Schatz richtiger thatsächlicher Bereicherungen der griechischen Alterthumskunde sind, sowie durch den Professor Köppen aus Kopenhagen. E. Curtius hat bereits in seinen attischen Studien I. Pnyx und Stadtmauer. Mit 2 Tafeln. Göttingen 1862. II. Der Kerameikos und die Geschichte der Agora von Athen. Mit einer Tafel. Göttingen 1865 eine von Major Strantz im Frühjahr 1862 enworfene Skizze eines Situationsplanes von Athen, sowie seine eigenen lokalen Untersuchungen zur Begründung einer genetischen Geschichte der Stadt Athen, zunächst der oben genannten wichtigen Punkte benützen können. Kürzlich ist aber nun die reife Frucht jener topographischen Arbeiten von 1862 in dem in der Aufschrift genannten Werke in schöner, würdiger Ausstattung zu Tage getreten, es bildet nun eine wichtige Ergänzung zu allen bisherigen Kartenarten über Griechenland, speciell zu Kieperts topographisch historischem Atlas zu Hellas. Berlin 1846. II. Aufl. 1866, oder wie des Herausgebers Text S. 1 sich bescheiden ausdrückt, »einen Versuch, einen Anfang dazu das Stadtgebiet von Athen in genügender Weise darzustellen, darauf berechnet Nachfolge hervorzurufen.« Niemand, dem es um eine eindringende und sichere Kenntniss der Naturunterlage wie der äusserlich sichtbaren Ausgestaltung des athenischen Cultuslebens zu thun ist, wird ohne reichste Förderung die Karten selbst benutzen

Digitized by Google

und den Text von Curtius, welcher uns nebst den kurzen Bemerkungen zu einzelnen Tafeln in anmuthiger und feiner Weise seine Anschauung von der Stadtentwickelung vorführt, und dadurch auch seinen eigenthümlichen selbständigen Werth besitzt, durchlesen.

Sehen wir uns zunächst die in Querfolio gegebenen, zum Theil in Farbentönen, und mit durchgängiger Unterscheidung der antiken Bautheile durch Roth ausgeführten, aber jede Glätte, jedes Bestechen der Augen verschmähenden klaren; das Charakteristische ausprägenden Karten an! Die Darstellungsmethode ist die der äquidistanten Horizontalen (Isohypsen) und zwar von 25 : 25 Fuss, zuweilen auch noch dazwischen eingelegter Curven. Markirte Felsen, Steinbrüche sind in ihrer natürlichen Gestalt nachgeahmt, dagegen sind die Hügel nach der Lehmann'schen Strichmanier behandelt worden. Wir erhalten so ein sehr interessantes Bild der Erhebungsverhältnisse des attischen Bodens, und ich hebe aus der interessanten Uebersicht der gemessenen einzelnen Höhepunkte heraus, dass die Halbinsel Munychia sich bis zu 255 Pariser Fuss erhebt, der Ilissos an der Brücke bei der Quelle Kallirrhoe 187′ über dem Meeres spiegel fliesst, während der Kephissos an der Strasse nach Eleusis 100′ tiefer mit der ganzen Olivenwaldfläche liegt, der Gipfel des Areopag 355′, der des Musaion zu 450′, dagegen der sog. Pnyx nur zu 300′, die Akropolis an höchster Stelle beim Parthenon zu 481′ ansteigt. Das königliche Schloss liegt bereits auf der Abdachung des Lykabettos 100′ höher als die Gegend des Kerameikosmarktes und der Gipfel des Lykabettos überragt es um weitere 550′. Der Blick erreicht in der Ferne unter den Höhen Athens den 4357′ hohen Parnes, den 3465′ hohen Brilessos und ruht zunächst auf dem vom Ilissos aufsteigenden 3190′ hohen Hymettos.

Auf Karte I ist eine Uebersichtskarte von Athen und den Höhen, eine Terrainkarte von Athen und endlich ein Bild der Märkte von Alt-Athen mit denjenigen Ergänzungen, die Curtius glaubt nach dem zweiten Hefte seiner attischen Studien geben zu können; dieser Entwurf wird jedoch an einigen Punkten wesentlich wieder durch die Textbeilage 4 zu S. 55 modificirt. Karte II führt uns in die Hafenwelt von Athen, in den Peiraeus mit dem Theil des Handelshafens (Emporion) und dem Kriegshafen (Kantharos), an dem grossartige Anlagen der neuen seit Themistokles begonnenen Stadt sich hinzogen, an die kleinen alten Häfen Zea und Munychia, wo die gewaltigen den Eingang schliessenden Dämme, dort die Fundamente der Schiffshäuser (*νεώσοικοι*) noch erhalten sind. Das Bild der alten, dichtgedrängten Stadt an der Aussenseite der Halbinsel tritt nur in den Grundrissen der meist noch erhaltenen untern Stockwerken der kleinen Wohnungen hervor. An der Westseite der höchsten Höhe des Kastells von Munychia ist auch jene hochalterthümliche Felshöhle angegeben, die mit Stufen tief in den Berg hineinführt, und als ein *κρησφύγετον*, eine *κρυπτὴ ὁδὸς* alter Ansiedelungen sich kundgibt. Die Umfassungsmauern,

Digitized by Google

an der Halbinsel Eetioneia sogar doppelt angelegt, sind hier in seltener Vollständigkeit nachzuweisen.

Karte III gibt uns den Plan des modernen Athens mit Hineinzeichnung der antiken Ueberreste, sowie einen doppelten Profildurchschnitt, wie ein solcher auch bei dem Peiraeus vorhanden ist. Ein ähnliches Verhältniss der antiken über der Erde befindlichen Denkmälerwelt Athens gegenüber der modernen Stadt tritt uns hier entgegen als in Rom: gerade die ältesten Ansiedelungspunkte, die ältesten heiligen Stätten mit ihren in den Fels eingegrabenen von polygonen Massen aufgethürmten Baulichkeiten, ihren Cisternen, ihren Gräbern, Treppen und Wagengleisen im Fels sind am besten erhalten, sind hinüber gerettet über die Zeit des persischen Brandes selbst und an das älteste Athen haben wieder die spätern Denkmäler der römischen Kaiserzeit angeknüpft — ich nenne hier nur das eine Hauptbeispiel, das Olympieion, dagegen die städtische Entwickelung des Athen seit Peisistratos, der herrliche Markt, die Säulenstrassen, die Fülle der Anlagen von Handel und Wandel, der körperlichen und geistigen Ausbildung, sie liegen begraben tief unter dem heutigen Athen nördlich von der Akropolis, das von einem engen Kreis der mittelalterlichen Kirchen und kapellenreichen Stadt sich weit ausbreitet zum Lykabettos hinan oder nach der obern Kephissosebene hin. Als Grenzscheide dieser zwei Welten ragt die Akropolis mit ihren kostbaren Ueberresten einer die alte *Πόλις* bereits ganz im Dienst der heiligen Kunst verwendenden Zeit. So ist auch die Stätte des königlichen Roms und des spätkaiserlichen uns offen und weit in ihrer Configuration wie den Ueberresten ausgebreitet, dagegen die herrlichsten Anlagen des zur Weltmacht aufstrebenden Roms, des mit dem Hellenismus sich einigenden republikanischen Geistes ist für immer tief unter der heutigen dichtest gedrängten Stadt z. B. des Ghetos verborgen. Mit dieser Thatsache hängt es auch ganz natürlich zusammen, dass uns die nördlichen Mauergränzen des Athen nach den Perserkriegen nur in einigen wenigen Stellen nachweisbar ist, während sie im Süden über die Felsenhöhen von der Hagia Triada, besonders vom Nymphenhügel bis zum Ilissos und von diesem aufwärts genau nachgewiesen werden kann. Wie sehr die Stadt wieder zusammengeschrumpft war n byzantinischer und fränkischer Zeit, davon zeugen die aus antiken Bauresten zum guten Theil gebildete sog. Valeriansmauer, welche feste antike Gebäude wie das Odeion des Herodes oder Hallen wie die des Attalos benutzte, um sich hart südlich an der Akropolis hin, und dann weiter nördlich von derselben in spitzem Winkel zusammen zu ziehen.

Blatt IV und V sind der alten Felsenstadt Athen auf den Höhen des Museion, der sog. Pnyx, des Areopag und des Nymphenhügels sowie ihrer schluchtenreichen Abdachung nach der Meerseite zu gewidmet. Hier hatte bereits der Franzose Emil Burnouf in sehr dankenswerther Weise die an 800 Wohnungen umfassende Auf-

Digitized by Google

nahme gemacht. Blatt V vereint unter 1 und 2 Ansichten der vielbesprochenen Anlage nebst Steinaltar des höchsten Zeus, unter 3 und 4 von Gräbern, Wohnplätzen und Cisternen, unter 5 und 6 die Felskammern am Fusse des Museion mit einem tholosartigen Raum, welchen die mittelalterliche Legende das Gefängniss des Sokrates nannte.

Blatt VI ist eine grosser Grundriss der Akropolis nach Penrose und Bötticher, sowie zwei Durchschnitte gegeben, die sehr geeignet sind das Verhältniss des gewachsenen Bodens zu dem künstlich aufgeschütteten unter dem Parthenon, wie dann weiter östlich das allmälige Ansteigen von der Seite der Propyläen anschaulich zu machen. Die kleinen Votivnischen in den sog. Makraifelsen sind in besonderer Zeichnungbeigefügt.

Nur zwei der vier graphischen Darstellungen von Blatt VII betreffen die Stadt Athen, nämlich die Aufnahme des Hügels Hagia Marina oder des Nymphenhügels unmittelbar bei der Sternwarte, gemacht durch den Astronomen Jul. Schmidt, und der Grundriss des Theaters durch Hrn. Strack. Auch dort auf jenem Hügel sehen wir ein ganzes System von Treppen, Felsruinen, Brunnen, regelmässigen Gebäudegrundrissen. Ausserhalb Athens wurde die Gegend von Dekeleia am Ostabhang des Parnes, einer der militärisch wichtigsten Punkte für Attika, der Schlüssel des Weges nach dem euböischen Meere, von den Spartanern 413 besetzt, von den Reisenden genau untersucht und dabei die Burg bei Dekeleia von v. Strantz genau aufgenommen. Diese Aufnahme sowie eine Karte der ganzen Gegend schliesst auf Blatt VII die Veröffentlichungen.

Auch der Text hat in lithographirten Beilagen und Holzschnitten werthvolle graphische Darstellungen. Die erste ist bestimmt das Verhältniss von Salamis zu den dahinter an das Meer sich erstreckenden drei Ebenen von Megara, Eleusis und Athen klar zu machen. Die zweite ist eine treffliche Terrainkarte und durchschneidet die sogenannte Pnyx nach den Aufnahmen Tuckermanns, sowie eine genaue Zeichnung eines Stückes der halben kreisförmigen Mauern. Die dritte hat die Umgebung des Haupteingangs in das moderne wie das jüngere Athen bei Hagia Triada, der Gegend des berühmten alten Dipylon und die Auffindung einer sich ausserhalb der einstigen Mauergränze des Theaters hinziehenden polygonalen Gräberterrasse, sowie die Skizzirung der dort aufgefundenen Grabdenkmale, darunter das wichtige des Dexileos aus dem korinthischen Kriege (394) nach der Publikation von Salinas (Monumenti sepolcali scoperti in Atene 1863) zum Gegenstand. Der Textbeilage 4 gedachten wir bereits.

Wenden wir uns noch mit einigen Worten dem Texte von E. Curtius zu. In meisterhafter Weise entwirft er uns zunächst ein geographisches Bild von Athen, von dem jener die Ebenen um die Bai von Salamis, endlich von den Bodenverhältnissen Athens selbst. Ich kann nicht umhin hier auf die S. 7 geschriebenen, die Streit-

Digitized by Google

frage über die Bedeutung und Lage der Pnyx betreffenden Worte aufmerksam zu machen. »Die Hauptgipfel, sagt Curtius, nämlich Lykabettos, Akropolis und der nur um 30 Fuss niedrigere Gipfel des Philopappos liegen in einer Linie. — Derselbe Gedanke schwebte auch Platon (Critias p. 112) vor, indem er sich eine vorzeitliche, ideale Burghöhe aufbaut, von welcher man jetzt nur die zerstreuten Trümmer erblicke, sie haben sich einst, sagt er, bis an den Ilissos erstreckt und einerseits den Lykabettos, andererseits die demselben gegenüberliegende Pnyx (*ἡ ἀκρόπολις — περιειλῆφυτα ἐντὸς τὴν Πνύκα καὶ τὸν Λυκαβηττὸν ὅρον ἐκ τοῦ καταντικρὺ τῆς Πυκνὸς ἔχουσα*). Daraus gewinnen wir zugleich die wichtige Bestimmung der Pnyx. Denn es ist deutlich, dass hier nur von Bergen die Rede sein kann, und zwar kann nur ein Gipfel der südlichen Gruppe gemeint sein, denn es sollen ja die ansehnlichsten Höhen im Norden und Süden als Bruchstücke des alten Burgberges dargestellt werden. Da kann aber kein anderer Gipfel der südlichen Gruppe gemeint sein, als der Philopappos. Sein Gipfel bildet, wenn man von der See heraufkommt, mit dem Lykabettos ein Paar von Hörnern, zwischen denen die Akropolis wie in einem Sattel liegt. Diese Einsenkung dachte sich der Philosoph in der phantastischen Herstellung seines Ur-Athens ausgefüllt, indem er sich von einer Spitze zur andern eine verbindende Höhenfläche dachte. Da nun die Alten mit ihren Bergnamen in der Regel nicht ganze Höhenzüge, sondern einzelne Gipfelpunkte bezeichneten und die Pnyx ganz bestimmt als ein hoher Hügel (*πάγος ὑψηλός, λόφος* Schol. Aesch. c. Tim. p. 24 Dind.) bezeichnet wird, so kann mit hinreichender Sicherheit festgestellt werden, dass der Name dem Philopapposgipfel zukommt.«

Vor Jahren habe ich mich bereits in dem archäologischen Jahresbericht (Philologus XIV. S. 675) in eingehender Darlegung für die Welcker'sche Deduktion gegen die gewöhnliche Pnyxannahme ausgesprochen; es gewinnt diese um so grösseres Gewicht, wenn wir hier nun in bestimmter Weise dem Namen eine so markirte Stelle zuweisen können und demgemäss den Versammlungsort selbst an den Nordabhang dieser Höhe setzen. Dem widerspricht es nicht, wenn später, wo die Pnyx als Versammlungsort durchaus zur Antiquität geworden war, der Name des Museion, welcher sich zunächst auf einen bestimmten Begriff um das Grab des heroischen Sängers Musaeos und um die Stätte dichterischer Vorträge bezog in der Umgebung derselben Berghöhe, nun auf die ganze Höhe überging.

Die Baugeschichte Athens zerfällt naturgemäss in eine vorgeschichtliche, aus Sagen und Legenden, Cultusstätten und der Erwägung bestimmter allgemeiner ethnographischer Verhältnisse herzustellende und eine rein geschichtliche; die erstere nimmt bei Curtius S. 9—26 ein, die zweite geht von da bis S. 58. Der Verfasser versteht es mit geschickter Hand unbestimmte mythische Namen wie Kranaos, Kekrops, Erechtheus, Xuthos und Jon, endlich

Digitized by Google

Theseus, Entwickelungen der Cultur und Veränderungen der Bevölkerung durch Zuzug, Anschliessen und Herrschendwerden bestimmter Bevölkerungstheile zu gruppiren. Wir können in vielen Punkten ihm beistimmen, besonders in dem Nachweis jener uralten Felsenstadt des Kranaos auf der Hügelgruppe von Pnyx zum Nymphenhügel, sowie der einen eigenthümlich ionischen, von marathonischer Ebene aus eingezogenen Ansiedelung um den Ilissos, aber wir müssen davor warnen, nun auch vor der grossen städtischen Einigung durch Theseus, dem Synoikismos, der von Curtius mit vollem Recht S. 24 von der politischen Einigung der ganzen Landschaft noch unterschieden wird, der sich in dem Synoikion neben den Panathenäen auch später im Cultus aussprach, zeitlich auf einander folgende vier Perioden anzunehmen. Ich sehe keinen Grund die Namen Kranaos, Kekrops, Erechtheus nur nach einander, nicht auch neben einander als Vertreter gleichzeitig bestehender Verhältnisse einzelner städtischer und religiöser Anlagen zu fassen. Und wenn man die Kekrops- von der Erechtheuszeit scheiden will, so ist dann die durch die Sage durchschimmernde Thatsache einer auf kriegerischem Wege errungenen Präponderanz der Kephissosebene Athens gegen die von Eleusis und die Verpflanzung der Hauptgottheiten von dort als nun friedliche aber in zweite Linie gestellte besonders zu betonen.

Ein zweiter Punkt ist es, in welchem wir von dem verehrten Verf. entschieden abweichen, es ist das jene bestimmt auf S. 10 ausgesprochene und weiterhin näher entwickelte Ansicht, dass zur Stadt Athen der Grund gelegt sei von fremden Ansiedlern, Phönikiern, von Karern, Lelegern und anderen Seefahrerstämmen die zunächst an der Küste, an der Fähre von Salamis das Herakleion gegründet hätten, dann in das Innere vorgedrungen und hier den Gau Melite als Anfangspunkt der städtischen Niederlassung Athens besetzt, hier den Heraklesdienst, ja selbst den des Baal, der mit dem des Zeus verschmolzen ward, gestiftet. Es setzt ein so massenhaftes Einströmen des fremden semitischen Elementes voraus, um auch nur einigermassen sich unter den Eingeborenen halten zu können, ein solches Uebergewicht über diese, wie es in Sprache, Sitte, religiöser Anschauung auf dem Boden Athens ebenso wie in Rhodos oder Theilen von Cypern auch noch später nachweisbar sein müsste, aber nicht im Mindesten nachweisbar ist. Und wird nicht ausdrücklich von Thukydides (I, 7) die Anlagen der alten griechischen Städte wegen der lang andauernden *λησταία* als abseits vom Meere (*ἀπὸ θαλάσσης*) und nach dem Innern des Landes in der Höhe (*ἀνῳκισμένος*) bezeichnet und werden nicht gerade als die *λησταί* die die Insel innehabenden Karer und Phöniker bezeichnet, vor denen man sich also schützen wollte, und dieses auf Athen ausdrücklich angewendet (II, 15)? Ist dies nicht der volle Widerspruch zu der Ansicht, Melite eine phönikische Niederlassung sei Ausgangspunkt der Gründung Athens gewesen? Nein, wir haben

Digitized by Google

vielmehr in dem Herakleion zu Melite, in den Spuren phönikischer Sagen daselbst ein Hereinziehen der einst hart an der Küste im Herakleion angesiedelten, nach Salamis und Aegina hinüberweisenden phönikischen Ansiedelung und Culte an die bereits bestehenden in Kydathenaion, in Kollytos, in Melite vielleicht selbst vorhandenen altattischen städtischen Niederlassungen zu erkennen in der Zeit, wo eben das nationale einheimische Element Herr der Küste geworden war. Und es scheinen mir in dem Feste der *Μεταγείτνια*, in der Errichtung des Kynosarges als Herakleion in der Nordostseite Athens und den dabei aufgestellten genealogischen Legenden die entscheidensten Spuren vorzuliegen für eine förmliche Verpflanzung von *ξένοι* und *ἀπόλιδες* aus der Melite in das Quartier der Diomeia (Plut. de excl. c. 6). Eben so wenig vermag ich die S. 23 ausgesprochene Behauptung, dass die Aphrodite in den Gärten die von Aigeus eingeführte Aphrodite Urania selbst sei, anzuerkennen. Nein auch hier haben wir — und die Worte des Pausanias (I, 19. 2) sprechen dafür — einen urgriechischen Dienst der Aphrodite, der Dionetochter, als Frühlings- und Blüthegöttin, wie auch auf altitalischem Boden die Venus in hortis verehrt ward, und diese ward in jenem Tempel und durch die Tempelstatue verehrt. Zu dieser wohl lange erst bildlos verehrten Gottheit kam nun als *σύνοικος* ein von der Fremde hergebrachtes hermenartiges Bild der Aphrodite Urania, als Schicksalsgöttin verehrt, hinzu, und es vollzog sich hier faktisch jene Einigung, welche für den ganzen griechischen Aphroditedienst bezeichnend ist.

Auf S. 26 wendet sich der Verf. von der Darstellung der Entwickelung Athens in streng geschichtlicher Zeit seit dem 6. Jahrhundert. Mit hoch anerkennenswerther Offenheit stellt Curtius noch in die Reihe der wahrscheinlichen Combinationen jene von ihm einst zuerst 1855 ausgesprochene, von dem Unterzeichneten in dem obenerwähnten Jahresbericht (S. 74) freudig begrüsste Ansicht, dass durch Peisistratos der Markt des Kerameikos zum Hauptmarkt des neuen glänzenden Athens gemacht ward, und daher alle jene Hallen, Tempel, die den Markt Athens umgaben, in den Kerameikos zu versetzen sind. In Bezug auf die Anordnung dieser selbst hat er gegenüber seiner früheren Aufstellungen in den attischen Studien manche Modifikationen eintreten lassen, so wird der Kolonos Agoraeos nun westlich vom Markte mit seinen Hephaisteion und Aphrodision und den *Χαλκᾶ* angesetzt; in Bezug auf Theseion ist er S. 55 sehr geneigt jetzt das Herakleion *ἐν Μελίτῃ* zu sehen, was mit der Oertlichkeit und den auf der Hauptseite dargestellten Herakleskämpfen des Metopen wohl übereinstimmen würde. Ich darf wohl erwähnen, dass in jenem archäologischen Jahresbericht S. 714 ich bereits darauf hingewiesen, wir würden von verschiedenen Seiten auf ein Heiligthum des Herakles und des Theseus nur als *ἄλλος Ἡρακλῆς* hingeführt.

Digitized by Google

In besonders feinsinniger Weise weiss der Verf. die baulichen Anlagen philhellenischer Könige und der römischen Kaiser, die seit Augustus ganz auf diesen Philhellenismus eingingen, an uns vorüberzuführen und unter sich in Beziehung zu setzen; ich rechne dazu den Nachweis, wie Attalos II. ganz an Kimon sich darin anschloss (S. 41). Das Eingangsthor der Athene Archegetis zu einem grössern Raum, der als »Oelmarkt« bezeichnet wird, und die Stellung des Thurmes der Winde mit den zu ihm führenden Bögen, sowie neugefundene Reste von Säulenreihen (S. 45) werden von Curtius als Grundlage benutzt, hier wesentlich doch im Anschluss an Leake (Zürcher Ausgabe S. 154 ff.), einen Zusammenhang grosser Prachtplätze, die an die Agora sich anschlossen, in ähnlicher Weise anzunehmen, als in Rom die Kaiserfora neben dem forum Romanum sich gestalteten. Ich berichtige S. 44 ein Versehen, nämlich die Angabe: »zwischen der Adoption und dem Tode des L. Cäsar, also 12 oder 13 nach Chr.« L. Cäsar geb. 17 v. Chr., mit Cajus (geb. 20) in gleichem Jahre adoptirt von Augustus starb 2 n. Chr. in Massilia.

Nachdem Curtius die Bauten Hadrians, bei denen man doch auch nach einer Agora der Novae Athenae sich umsieht, kurz geschildert, folgt er S. 48 ff. in kurzer Uebersicht der Wanderung des Pausanias durch die Stadt. Ich kann hier der Charakterisirung des Pausanias S. 49 und die dadurch bedingte Begründung seiner Methode der Beschreibungen nicht ganz Recht geben. Er nennt ihn S. 49 einen Mann ohne selbständige Gelehrsamkeit, er macht ihn ganz abhängig von den Mittheilungen der Ortsgelehrten, die er einfach aufgezeichnet ohne das Empfangene zu verarbeiten, er meint die oft plötzlichen Absätze in der Beschreibung Athens kämen von dem Wechsel der Ortsführer und deren bestimmtem Giro. Nun wer zuerst die Attika des Pausanias in einem Zuge liest, wird vielmehr von der massenhaft eingeführten historischen Gelehrsamkeit des Beschreibers unangenehm berührt, die ihn grosse Exkurse machen lässt, wahrlich nicht durch die Periegeten mitgetheilt, sondern veranlasst durch das Streben die Lücken der Historiker besonders für die stiefmütterlich in der allgemeinen Geschichte dargestellte Diadochenzeit auszufüllen. Die spätern Bücher zeigen darin grösseres Mass und ein grösseres Eingehn auf die Lokalität. Dabei kommt in Betracht, dass die hochberühmten immer noch blühenden Städte, wie Athen, in der Beschreibung Leser voraussetzen liessen, die hier wohl bewandert waren. Da lag es um so näher persönlichen Liebhabereien, darf ich wohl sagen, nachzugeben. Die Hauptschwierigkeit in der Beschreibung Athens, wie Pausanias dazu kommt I. 8, 4. 5 vom Aresheiligthum am Areopag zum alten Odeion und zur Quelle Enneakrunos am Ilissos überzugehen und von da zurück c. 14, 6 zum Kerameikos zu springen wird gerade nicht durch so verschiedene Wege der Periegeten erklärt; denn die Spaltung des Giro am Kerameikos und der Sprung zum Periegeten der

Digitized by Google

Enneakrunos und der untern Ilissosheiligthümer ist denn doch gar zu unvernünftig. Da ist es doch, wenn man nicht eine grosse Verschiebung im Texte oder wenn man will in den Papieren des Pausanias annehmen will, viel wahrscheinlicher mit Leake (S. 175) den Sprung durch den Wunsch zu erklären, gleich an jene Eponymenstatuen des Marktes die Königsstatue, besonders der Ptolemäer vor dem Odeion anzuknüpfen und nun dabei das Odeion selbst und seine nächste Umgebung mitzunehmen. Wir wollen damit nicht die Existenz bestimmter Gänge jener Fremdenführer und ihren Einfluss auf Pausanias überhaupt geläugnet haben, aber müssen gerade bei der Beschreibung Athens die gelehrten Gesichtspunkte, und ich möchte sagen, eine Ueberarbeitung früherer Papiere, den Mangel unmittelbarer frischer Eindrücke des Reisenden betonen.

Noch bleiben uns eine Menge wichtiger Fragen bei dieser interessanten Uebersicht über die Entwickelung Athens zur Besprechung übrig, doch verzichten wir darauf, uns dankbar für die bedeutende Förderung, die uns Herr Curtius überhaupt schon und speciell zuletzt in dieser Publikation für eine sichere und tiefgehende Erkundung der lokalen Ausgestaltung des athenischen Lebens dargeboten hat.

Heidelberg. **K. B. Stark.**

C. Plinii Secundi naturalis historia. D. Detlefsen recensuit. Vol. II. III. Libri VII—XV. XVI—XXII. Berolini apud Weidmannos 1867. 1868. 312 und 323 S. 8.

Da die Vorzüge dieser neuen Ausgabe im Allgemeinen schon in der Recension des ersten Bandes (Heidelb. Jahrb. 1867. Nr. 14) hervorgehoben worden sind, brauche ich bei den beiden folgenden Bänden nur dieselbe Anerkennung zu wiederholen, womit ich die Behandlung der 6 ersten Bücher begrüsst habe. Ich gehe sofort auf die Besprechung des Gewinns über, welchen der Text des Plinius im Einzelnen der Kritik des Herausgebers verdankt, und wähle aus dem zweiten Bande zunächst das VII., aus dem dritten das XVIII. aus, um an den ersten 100 Paragraphen eine Probe seiner Leistungen zu geben.

Diese bestehen hauptsächlich in der Vergleichung und umsichtigen Benützung solcher Handschriften, welche Sillig nicht oder nicht genügend gekannt hat. Unter ihnen nimmt weitaus den ersten Rang ein Blatt des Pariser Codex lat. 9378 (P) ein, das in Uncialschrift des 6. Jahrhunderts XVIII, 87—99 gibt. Fast ohne Ausnahme richtig geben seine Lesarten wie die des cod. Moneanus (M) und des sog. Appuleius (Q) einen Massstab für die Werthschätzung der übrigen Handschriften, unter denen Hr. Detlefsen mit Recht auf die zweite Hand des Cod. Vatic. lat. 3861

Digitized by Google

(D) und des Cod. Leidensis Lipsii Nr. VII. (F^2) das grösste Gewicht legt. Der zweiten Hand des Cod. Riccardianus in Florenz (R^2) räumt er (rhein. Mus. XV, S. 387) einen Platz neben MD^2 ein, scheint sich aber den von ihm selbst verglichenen Handschriften mit Vorliebe anzuschliessen. Nach diesen kommen der Cod. Paris. 6795 (E) und der Riccard. (R), so wie Paris. 6796 (G) in Betracht, aber auch die geringeren Codices Paris. 6797 (d) und der Toletanus (T) sind an manchen Stellen nicht zu entbehren.

So wichtig nun diese Klassifikation sein mag, so hat man sich doch vor dem Irrthum zu hüten, als sei die zweite Hand der genannten Codices der echten Ueberlieferung von M P Q vollkommen gleichzustellen, und der Herausgeber geht wohl zu weit, wenn er namentlich F^2 durchaus den übrigen vorzieht. An einer Stelle lässt es sich evident beweisen, dass F^2 nicht frei von willkürlichen Veränderungen ist; nur der Uebereinstimmung von D^2 F^2 möchte ich unbedingt trauen. XVIII, 85 schreibt der Herausgeber nach F^2: siliginem proprie dixerim tritici delicias candore, virtute, pondere. Die übrigen Codices (C) haben candor (candore F^1) et sine virtute sine pondere, wornach Sillig's und von Jan's Ausgaben lesen delicias. candor est et sine virtute sine pondere, was ohne Zweifel so zu ändern ist: — delicias candore, set sine virtute, sine pondere. Dies aber ist Plinius' und der übrigen Schriftsteller wirkliche Meinung. Wenn bei Juvenal 5, 70 die siligo mollis heisst, so entspricht diese Bezeichnung den Worten sine virtute, und wenn Plinius selbst §. 89 das Verhältniss des Modius der similago e tritico zum Modius des flos e siligine 22: 16 angibt, so muss die erstere schwerer sein. Das sagt denn auch Columella 2, 6 ausdrücklich: cuius (siliginis) species in pane praecipua pondere deficitur, also genau was hier sine pondere genannt wird. So wird es wohl auch an andern Stellen aussehen, und namentlich darf man die Auszüge bei Solinus den genannten Codices nicht nachsetzen.

VII, 1 las man bisher: animantium — natura nullius prope partis contemplatione minor est, si quidem omnia exsequi humanus animus queat. Weil D^2 in der Rasur nequeat gibt, statt est in C et gelesen wird, ändert der Herausgeber etsi omnia quidem — nequeat. Da aber alle Handschriften, auch F^2, queat (oder qui ad, que ad) geben, der Conjunctiv des Zweifels echt plinianisch ist (vgl. z. B. §. 21) und die Aenderung von et in est keine nennenswerthe ist, jedenfalls leichter als in etsi, braucht man zur Transposition von omnia, also zur Aenderung zweier Stellen nicht zu greifen. Gut ist dagegen die Wortstellung ut non sit satis, die der Herausgeber aus F^2 an die Stelle der ungeschickten non sit ut satis gesetzt hat.

§. 12: „gigni quosdam glauca oculorum acie pueritia statim canos schreibt der Herausgeber wahrscheinlich aus D F (eine nähere Angabe fehlt, nach dem Plane dieser Ausgaben öfters, wo man sie

Digitized by Google

wünschen möchte), aber ungrammatisch. Warum soll man das richtige a pueritia, welches der gleich gute R² liefert, verschmähen?

§. 15: hominibus contra serpentes inest venenum, feruntque ictas saliva ut ferventis aquae contactum fugere. Was Harduin vermuthete ictus salivae bestätigt jetzt D² (ictu Td). Der Herausgeber nimmt es mit Recht auf, und ändert folgerichtig, R D² E² geben (D² in Rasur) in fernturque.

§. 17 schreibt er jetzt nach R² richtig Bitiae, was auch Solin. 1, 101 bestätigt, es hätte aber besser einen kleinen Anfangsbuchstaben, denn büdä heisst im Mongolischen ein böser Dämon.

§. 18: quorum sudor tabem contactis corporibus adferat liest man gewöhnlich, der Herausgeber nach seinen Handschriften efferat: ich weiss nicht in welcher Bedeutung. Denn da von einer äussern Ansteckung die Rede ist, kann die tabes nicht vor der Berührung in dem Berührten stecken.

§. 21: In Indien und Aethiopien arbores quidem tantae proceritatis sunt, ut sagittis superiaci nequeant et, facit ubertas soli, temperies caeli, aquarum abundantia, si libeat credere, ut sub una ficu turmae condantur equitum, harundines vero tantae proceritatis, ut u. s. w. Die gesperrten Worte zerstören den Zusammenhang, der Herausgeber will sie desshalb streichen. Sie sind aber an sich unverfänglich und mit den Nachrichten der Quellen des Plinius im Einklange; et ist eine Conjectur von Sillig und e in F R, D² aber hat hec, Ed haec. Ein einfaches Mittel stellt sonach die Stelle her, die Transposition. Man hat kurz vorher zu lesen: Praecipue India Aethiopumque tractus miraculis scatent; haec facit — abundantia — nequeant, si libeat credere, et ut u. s. w.

§. 23: In monte — Nulo homines esse aversis plantis — auctor est Megasthenes. In multis autem montibus genus hominum capitibus caninis ferarum pellibus velari — venatu et aucupio vesci; horum supra centum viginti milia fuisse prodente se Ctesias scribit et in quadam gente Indiae feminas semel in vita parere u. s. w. So Sillig und v. Jan. Da horum — fuisse am natürlichsten demselben Berichterstatter zugeschrieben wird, würde man es nur billigen können, dass Herr Detl. den Satz mit prodente se schliesst und die ganze Nachricht auf Megasthenes bezieht, wenn wir nicht aus Photius bibl. 72, 20 wüssten, dass dies Alles von Ctesias erzählt worden war. Da nun nur die ersten Worte von Solinus 2, 52 aus Megasthenes angeführt werden, die Zahl nicht, und diese ausdrücklich nach Ctesias von Photius angegeben wird, ist die Interpunction des Herausgebers verfehlt.

§. 27 wird tradit, das d² vor Isigonus, die übrigen Handschriften und Ausgaben gar nicht haben, aus D² gut nach vivere eingeschoben. Ich erwähne kurz die unbedeutenderen Aenderungen trecentos quoque statt que §. 29, die wohl unnöthige quarum statt quorum §. 30, adducitur aus E² statt dicitur §. 33 (vielleicht du-

Digitized by Google

citur aus d und cod. Murbac.?), capillo aus E^2 §. 42, wofür die Stelle des Solin. 1, 64 zeugt, und wende mich zu der schwierigeren:

§. 45. In pedes procedere nascentem contra naturam est, quo argumento eos appellavere Agrippas ut aegri partus. So Sillig und v. Jan. Hr. Detl. schreibt procidere nach D E F und aegre partos, das Letztere unzweifelhaft richtig nach D R aegre und nach E^2 partos, bestätigt durch Solin. 1, 65, das Erstere ansprechend nach D E F^1. Da aber die Lesart der zweiten Hand durch Solinus gestützt wird, trage ich Bedenken, Hr. Detl. beizutreten. Pl. fährt über Agrippa fort: quamquam is quoque adversa pedum valitudine misera iuventa, exercito aevo inter arma mortisque adeo noxio accessu, infelici terris stirpe u. s. w. So schreibt der Herausgeber, indem er die Vulgata obnoxio mit Recht aufgibt und adnoxio, das am besten beglaubigt ist, leicht in adeo noxio ändert. Aber schon die von ihm selbst citirte Stelle 23, 58 beweist, dass Agrippa's Fussleiden nicht in seine Jugend fiel, sondern seinen Tod herbeiführte, dass also wenigstens mit den frühern Herausgebern nach valitudine ein Komma gesetzt werden müsste. Damit ist aber der Unordnung der Aufzählung nicht geholfen. Pl. fängt mit der unglücklichen Jugend Agrippa's an, geht dann zu den Mühen seines Lebens, hierauf zu seinem schmerzlichen Tode über und wirft noch einen Blick auf das letzte Unglück nach dem Tode, die böse Nachkommenschaft. Hieraus folgt, dass die Worte adversa — valitudine zu der Todesart gehören. Also hat man die Dittographie ad adversa zu tilgen und zu lesen: is quoque misera iuventa, exercito aevo inter arma mortisque adversa pedum valitudine noxio accessu.

§. 47. Auspicatius enecta parente gignuntur. sic Scipio Africanus u. s. w. So liest Hr. Detl. statt sicut Scipio, weil D sie (beiläufig d sic) gibt. Es ist unbegreiflich, wie er die durch E^2 F^2 R^2 beglaubigte Lesart sicut verschmähen konnte, die doch bei Solin. 1, 68 ausdrücklich wiederholt wird.

Unter den zahlreichen kleineren Aenderungen, welche die folgenden Paragraphen zeigen, verdienen die meisten als Verbesserungen gerühmt zu werden. So §. 49 insecutis III mensibus aus insecutis in mensibus (D E R^1). §. 50 vulgata et varia aus v. est v. (D E F^1). §. 52 quoniam — imprimit statt q. — imprimat aus E. §. 55 ist mit Recht aus F^2 ein neuer Satz aufgenommen worden, den freilich Mommsen zu Solin. p. LXIV nicht gelten lassen will, §. 59 werden die Zahlen verbessert und praelata statt prolata hergestellt, §. 62 vor Cornelia richtig ex eingesetzt, §. 64 sterilescunt contactae fruges geschrieben, obgleich die Handschriften nur auf tactae führen, denn auch Solin. 1, 55 hat contactae, ebendaselbst moriuntur statt emoriuntur, §. 80 non statt numquam, was Solin. 1, 74 bestätigt, ebenso §. 81 aus E^2 Tritanum statt Tributanum (vgl. Solin. 1, 75), §. 84 f. und §. 97 werden die Zahlen wahrscheinlich berichtigt. Vorzüglich gelungen sind die Verbesse-

Digitized by Google

rungen §. 92 etiamsi statt etiam und §. 95 victoriarum statt victoriam.

An einigen Stellen reichen die Angaben der Varianten nicht aus. Warum §. 70 aliquis statt aliquibus, §. 74 sit statt esset geschrieben, §. 57 et vor Agrippina ausgelassen wird, lässt sich nicht beurtheilen.

An andern sind die Aenderungen zweifelhaft oder unrichtig. §. 54 ist gewiss mit der Vulgata cognomen Salvitto, nicht mit den Handschriften, die in dergleichen Dingen leicht irren, nach Hrn. Detl. nomen Salv. zu lesen, denn das nomen der Scipionen war ja Cornelius. §. 58 liest man gewöhnlich Quaedam non perferunt partus, quales, si quando medicina et cura vicere, feminam fere gignunt. Vortrefflich macht der Herausgeber aus et cura C. oder et tura D. naturam vicere, ebenso §. 78 aus naturam fecisse nat. vicisse.

Genauer schliesst sich aber an der ersten Stelle medicinae naturam an die Züge der Handschriften an. §. 64 liest man (mulierum profluvio) aes etiam ac ferrum robigo protinus corripit odorque dirus, et in rabiem aguntur gustato eo canes. Nach dirus geben D F^1 aut, E^2 aera et, F^2 aera. Danach schreibt der Herausgeber — dirus aera, in rab. Vergleicht man aber die Stelle bei Solin. 1, 55 ferrum robigo corripiet, nigrescent aera, si quid canes inde ederint u. s. w., so wird man aera als eine Verbesserung von aes erkennen und schreiben aera etiam a. f. p. c. o. d., in rabiem. §. 81 ändert der Herausgeber in den Worten atque etiam hostem ab eo ex provocatione dimicante — in castra tralatum den Ablativ aus E^2 F^2 in dimicantem. Vergleicht man aber bei Solin. 1, 75 hostem provocantem, so sieht man, dass Tritanus der Provocirte, nicht der Provocirende war, und hat dimicante beizubehalten. §. 84 steht in den Ausgaben seit Sillig, auch bei Detl., Anystis — et Philonides — a Sicyone Elim uno die MCCCV stadia cucurrerunt. Die Handschriften schwanken zwischen MCCCV, MCCCII, MCCC (dann Rasur R) und MCC, was sich in d findet. Diese Zahl hat Pl. 2, 181 ohne Variante, und, was ganz entscheidend ist, Solin. 1, 98 schreibt aus unserer Stelle mille ducenta stadia. Wir haben also hier wieder ein Beispiel, dass d allein die richtige Lesart gibt. §. 85 schreibt der Herausgeber mit F Iliadem. Da aber bei Solin. 1, 100 Iliadam die bestbeglaubigte Form ist, verdient bei Plin. die Lesart der übrigen Handschriften Iliada den Vorzug. §. 90 ist die Interpunction nicht glücklich geändert und geschrieben worden: Nec aliud est aeque fragile in homine morborum et casus iniuria, atque etiam metus sentit. Allerdings gibt nur R, gegen den der Herausgeber ein Vorurtheil zu haben scheint, iniurias, aber dies ist nothwendig. Die drei Gründe des Verlustes des Gedächtnisses gehören zusammen: Krankheit, Fall, Furcht; es ist also wie bei Sillig zu schreiben: N. a. e. a. f. i. homine: morborum et casus iniurias, atque etiam metus sentit. —

Digitized by Google

§. 92 heist es von Cäsar: quinquagiens dimicavit, solus M. Marcellum transgressus, qui undequadragiens dimicaverat. So R^2, der Herausgeber schreibt aus den übrigen Handschriften auch an der zweiten Stelle dimicavit, aber Solinus 1, 107 sagt von Marcellus: qui novies et tricies — fuerat proeliatus; das Plusquamperfektum ist also richtig. — Allzu ängstlich schliesst sich der Herausgeber §. 98 an seine Handschriften an, indem er Bastrenis aus D E F^1 schreibt (bostrenis F^2 bastenis R). Auch hier gibt R das verhältnissmässig Richtige. Denn es ist ja kein Zweifel, dass man, wie 4, 81 nicht Basternasi, sondern wie ebendaselbst 101 Basternae, so hier Basternis zu schreiben hat.

Bei dem dritten Bande müssen wir uns kürzer fassen. XVIII, 2: ipsa materia accedit intus ad reputationem. Hr. Detl. ändert ohne Noth interius. — §. 3 hatte ich Vind. 337 ipsum quoque quo vivitur geschrieben, aerem ausgelassen. Der Herausgeber schliesst sich an, gibt aber besser ipsumque quo, aus seinen Handschriften. Ich hatte mich an E gehalten. Sehr gut ebendaselbst quae praeparent enim (e D) und excogitarint. Die folgende Aenderung §. 4: quid? non et hominis quidem vi venena nascuntur? (ut venena C) vermag ich meiner Lesung et homines quidam ut ven. n. nicht vorzuziehen, weil der Gegensatz §. 5 naturae maiestas quanto plures genuit ut fruges erfordert, dass hier von der Geburt der giftigen Menschen, nicht der Gifte die Rede ist. Auch scheint mir quidem keinen Sinn zu haben. — §. 10 liest der Herausgeber Juniorum familiam Bubulcum nominarunt quia bubus optime utebatur. Allerdings hat F familiam F^2 quia, aber ich weiss nicht, wie man eine ganze Familie Bubulcus nennen kann. Besser ist es, wie oben Pilumni — qui pilum invenerat, auch hier mit der Vulg. familiae (familia C) — qui zu schreiben, das Verbum aber in cognominarunt zu ändern. — §. 11 gut aus F^2 et etiam nunc (et fehlt sonst), wahrscheinlich auch aus demselben Codex ne quis statt ne. §. 13 in quibus statt in quas. Unnöthig scheint ebendaselbst ipsa etiam verba (ipsa fehlt in E G, etiam in D F^1). — §. 18 ist sehr gut Curii nota dictio (statt contio) aus F^2, aus demselben plenusque nuntius morarum statt plenosque nunti — amorum oder ac morum, und vortrefflich am Schluss des Satzes non tam surda tellure — ut onere ab his sumpto non invita ea et indignante credatur id fieri. — §. 39 summumque statt summum aus D^2, §. 42 ebendaher familiam suam. Schwierig wäre §. 44 die Entscheidung zwischen F^2 und D^2 (jener hat quidquid per asellum fieri potest, vilissime constare, dieser wie die übrigen Handschriften constat), wenn nicht oben gezeigt wäre, dass F^2 nicht unbedingt gefolgt werden muss, hier also die übrigen Handschriften für D^2 entscheiden. Dies gilt auch von §. 46, wo Hr. Detl. aufgenommen hat ante infractus bidentibus statt in saxoso bidentibus, und zwar um so mehr, da F^2 kurz vorher iunco saxosus statt iuncosus liest. — Sehr ansprechend ist §. 47 die Conjectur margine proclivibus aut supinis lateribus

Digitized by Google

procumbente (in e procibus, proclivis F^1, procumbere C); unzweifelhaft §. 55 aus D^2 F^2 die Herstellung praegrandibus comis statt cumis (vulg. culmis) und iubas aus D^2, wahrscheinlich auch §. 50 die Auslassung von napum, das in den Handschriften fehlt. — §. 57 ut aus F^2 ut pisarum et; die Lesart der übrigen Handschriften ut piscandum nisi habuere aut scheint eine Variante zu dem vorhergehenden si non habeant zu enthalten. Ebendas. lupino sed aus D^2 statt lupinis et. §. 58 utique statt utrumque oder utriusque, ebendas. multifolia statt multiplicia. §. 62 aus F^2 est et statt et. §. 62 aus den Handschriften decernitur statt discernitur (?). — §. 64 aus D^2 autem statt eadem. §. 65 vortrefflich aus D^2 serere statt canere oder carere, was aus dem folgenden candido entstanden ist; zweifelhafter §. 66 atque Chersonneso statt atque e Chersonneso. §. 67 lex certa naturae statt certe u. Da aber in E nach naturae ein leerer Raum sich findet, glaube ich Vind. 341 richtig est eingeschoben zu haben. Sehr gut vermuthet der Herausgeber ebendas. statt militari miliari und redit statt reddit.

Eine reiche Ausbeute gewährt von §. 87—99 das oben erwähnte Pariser Blatt in Uncialbuchstaben. Um mich nicht mit Kleinigkeiten aufzuhalten, schliesse ich diese Uebersicht mit einer Stelle §. 90, die bisher so gelesen wurde: Est et alia distinctio semel tempore L. Paulli nata, XVII pondo panis reddere visa, secunda XVIII, tertia XIX cum triente u. s. w. Hier hat P statt visa bis, ter statt tertia, secunda aber fehlt in allen Handschriften. Statt L. Paulli nata endlich hat P: tem||c. ||ipollinata

D^2: templi pollinatam

D^1 G: temp. L. pollinatam

Die übrigen: tempore L. pollinatam.

Daraus macht Hr. Detl. evident richtig: Est et alia distinctio semel pollinatam XVII p. panis reddere, bis XVIII, ter XIX cum triente, wodurch wir die lästige Interpolation eines unbekannten L. Paullus mit einem Schlage los werden. Mit Unrecht aber lässt er die in allen Handschriften mehr oder weniger verdorbenen Buchstaben vor semel ausser Acht. Vergleicht man D^2, worin einige Buchstaben ausgelassen sind, mit P, worin c erhalten ist und danach 3 Buchstaben fehlen, so wird man das ausgefallene Wort, das nach dem künstlichen Zahlenverhältnisse der vorigen Sätze ganz am Platze ist, leicht ergänzen. Pl. schrieb: Est et alia distinctio simplicior u. s. w.

Würzburg, 4. Januar 1869. **Urlichs.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Politischer Nachlass des hannover'schen Staats- und Kabinetsministers von Ompteda aus den Jahren 1804—1813. Veröffentlicht durch F. v. Ompteda. Abth. I. Jena. Frommann. 1869.

Häussers Darstellung der deutschen Zustände in dem Jahrzehnt vor den deutschen Befreiungskriegen ist jedenfalls die Achillesferse seines grossen Geschichtswerks. Hier hat er sich eigenen Aeusserungen zu Folge selbst am Wenigsten genügt. Hier mag er auch wohl die bedeutsamsten Veränderungen für den Fall einer neuen Auflage seiner deutschen Geschichte beabsichtigt haben; die reiche Literatur, die über den Zeitraum von 1803—1813 emporgewachsen ist, macht ja umfassende Nachträge nöthig; und es lässt sich nicht läugnen, dass Häusser bei seiner ersten Ausarbeitung zuweilen genügender zuverlässiger Quellen ermangelte und zu Conjekturen oder zu unsicheren Ueberlieferungen seine Zuflucht nehmen musste, wo es darauf ankam den inneren Zusammenhang der Thatsachen, die Motive der handelnden Personen zu ergründen. Wie uns aus dem Nachlass von Perthes durch Springer gegenwärtig die dankenswerthesten Aufschlüsse über die hervorragendsten Vertreter der unseligen preussischen Neutralitätspolitik geboten werden; wie die Persönlichkeiten der Oestreicher, eines Metternich und Gentz sich aus den von Prokesch und mir veröffentlichten Correspondenzen in ein helles und scharfes Licht stellen lassen, so hat jetzt der hannover'sche Regierungsrath von Ompteda über die Thätigkeit die sein Vater, der hannover'sche Gesandte von Ompteda, in jener dunklen Periode unserer Vergangenheit entfaltet, über das Zusammenleben und Wirken desselben mit Gentz, Scharnhorst und andern bedeutenden Persönlichkeiten höchst merkwürdige, ja epochemachende Mittheilungen geliefert, die einem künftigen Historiker der »Deutschen Geschichte« wesentlich zu Gute kommen werden.

Herr von Ompteda ist schon in seiner früheren Schrift: »Die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen 1862« (2. Ausg. 1865) den heftigen Angriffen entgegengetreten, welche man gegen die Politik der hannover'schen Regierung im Jahr 1803 erhoben hat, und seine Darstellung der Vorgänge, die zur Katastrophe von Suhlingen führten, weicht von der herrschenden durch Häusser vertretenen Anschauung in wesentlichen Stücken ab. Häusser selbst hat den sachlichen Werth der Ompteda'schen Schrift bereitwillig anerkannt, er hat sich aber gegen die Tendenz derselben verwahrt und sogar gesucht, den Nachweis der hannover'schen Erbürmlichkeit, gestützt auf die von Ompteda beigebrachten neuen Materialien,

Digitized by Google

namentlich auf die Briefe des Obersten von Ompteda, zu führen. So hält Häusser die Autenticität der einfältigen Aeusserung Rudloff's »das heilige römische Reich könne es nimmer zugeben, dass Hannover von den Franzosen besetzt werde« trotz der Einsprache Ompteda's aufrecht. (II. S. 441. Dritte Auflage der deutschen Geschichte.) Er beruft sich auf die soldatisch derben Aeusserungen des Obersten v. Ompteda: »Dass in den herrschenden Kreisen nur die Dummheit und eine Ultranullität herrsche«, sowie auf die Mittheilungen von Beamish (Geschichte der königlich deutschen Legion), welche für die Geistlosigkeit und Schwäche der damaligen hannöver'schen Politik allerdings recht charakteristisch sind. Die Anekdote, dass die hannöver'sche Regierung dem Feldmarschall die Weisung zugehn liess: »Den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und nur im dringendsten Fall das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen« scheint mir aber durch Beamish' Zeugniss nicht hinlänglich erwiesen, und ist durch den blossen Umstand, dass ein so unverantwortlicher Lügner wie Hormayr in den »Anemonen« mit Emphase dabei verweilt, als verdächtig anzusehn, so lange sich aus den einschlagenden Akten kein positiver Nachweis folgern lässt, dass Wallmoden so bornirte Instruktionen ertheilte. Vgl. Ueberwältigung Hannovers S. 160 ff. Herr v. Ompteda hat sich nun in der Vorrede zu der 2. Ausgabe seiner Schrift »die Ueberwältigung u. s. w.« auf das Entschiedenste gegen die zahlreichen Beschuldigungen, dass er ein Anhänger der Kleinstaaterei und armseligen hannöver'schen Oligarchie sei, vertheidigt. Er hält aber daran fest, dass Hannover's Schuld mit einem andern Massstab zu messen sei als die Oestreichs und Preussens. Dass es ein Unterschied sei, ob drei Männer mit etwa 13000 Mann mangelhaft organisirter ungerüsteter Truppen hinter sich den Armeen Napoleon's entgegengeschickt werden, oder ob die Generale Mack, Kleist u. s. f. in wohl versorgten starken Festungen den Kopf verlieren und kapituliren. Die starken Aeusserungen einzelner hannöver'scher Offiziere über die Perrückenwirthschaft und Unfähigkeit der eigenen Regierung beweisen im Grunde nur, dass man in der ersten Hitze auf's Aeusserste über die Kapitulation von Suhlingen empört war; aber dass die Katastrophe von Suhlingen ein Seitenstück zu Ulm und Magdeburg war, wie ein geistvoller Recensent im Literarischen Centralblatt behauptet hat (1867. Nr. 18 vom 27. April), beweisen sie nicht; denn und in sofern hat Herr v. Ompteda vollkommen Recht, die Voraussetzungen sind durchaus verschieden. Il n'y a pas de parité dans les questions. Es ist sehr zu bedauern, dass Herr v. Ompteda die 3. Auflage der Häusser'schen Deutschen Geschichte zu spät zu Gesichte bekommen hat, um sich über die erhobenen Ausstellungen zu erklären; seine Ansicht, »dass Haugwitz hinsichtlich der zu nehmenden Massregeln mit der französischen Regierung unter der Hand einig gewesen sei, dass Preussen von allen Thüren abgewiesen worden sei, mit Ausnahme derer in St. Cloud« dürfte

Digitized by Google

z. B. nach den von Häusser (II. S. 452) gemachten archivalischen Mittheilungen zu modificiren sein. Jedenfalls aber würde Häusser, der die Bedeutung des früher von Ompteda beigebrachten Materials, wohl zu schätzen wusste, den »politischen Nachlass des hannöverschen Staatsministers L. von Ompteda« als eine hochbedeutsame Quellenschrift freudig begrüsst und an passender Stelle verwerthet haben, und man kann Herrn Regierungsrath F. von Ompteda nur lebhaften Dank dafür wissen, dass er ihn der künftigen Geschichtsschreibung nicht vorenthalten hat. Den Korrespondenzen ist eine Lebensbeschreibung Ompteda's vorausgeschickt, der wir manche interessante Details, namentlich über seine diplomatische Thätigkeit am Berliner Hofe entnehmen. Es ist zu hoffen, dass Herr F. v. Ompteda sich noch entschliesst, den — nach seiner Angabe — historisch äusserst merkwürdigen Briefwechsel seines Vaters mit Graf Gallatin in extenso zu veröffentlichen; da derselbe unter Anderm die der Aufhellung immer bedürftigen Verhältnisse Napoleon's zu den Emigranten behandelt. Nur einen verhältnissmässig unbedeutenden Brief von Gallatin und die Antwort Ompteda's hat der Herausgeber an die Spitze seiner Korrespondenzen gestellt, die so mit dem Frühling 1804, mit einer für Hannover sehr traurigen Periode einsetzen. Die Voraussage Ompteda's: »que nous sommes à la vieille de plusieurs événemens qui pourront bientôt donner une autre face à la situation générale des affaires« bestätigt sich rasch. Ein Brief des Grafen Münster aus St. Petersburg schildert die Entrüstung, die am russischen Hof über die Erschiessung des Duc d'Enghien herrschte (S. 45) und die Vorkehrungen, die auf eine Erneuerung der Coalition schliessen lassen. Dem hülflosen preussischen Kabinett ward auf einen Brief des Königs, der die Suspension der französischen Unterhandlung und eine energischere Politik in Hannover in Aussicht stellte, die Antwort: Que la différence essentielle qui empêchoit une union entre la Russie et la Prusse consistoit en ce que le Roi de Prusse se contentoit du Status quo actuel et que l'Empereur demandoit le rétablissement de celui ante bellum et en conséquence l'évacuation de l'Electorat (S. 50). Man sieht, dass sich die Chancen für Hannover günstiger gestalteten. Die eifrigsten Partisane Napoleon's verstummen, da er sich den Kaisertitel beilegt, ils ne lui pardonnent pas d'avoir eu si peu de ménagement pour l'idée qu'ils s'étoient formée de lui; moi je doute, que s'ils l'avaient consulté en la formant, ils eussent obtenu son consentement pour la composition de ce beau idéal, qu'ils nommoient: den reinen Menschen. Le général Klinger est un de ceux qui est le plus piqué de s'être fait cette douce illusion (Tatter an Ompteda S. 53). In Preussen schwankt man zwischen der Furcht vor dem Bruch mit Frankreich und dem empörten Rechtsgefühl. Das Schreiben des Grafen Baudissin (S. 53 ff.) über den Wechsel zwischen Haugwitz und Hardenberg; der Bericht über die französischen Lockungen eines norddeutschen Kaiserthums (S. 57) kennzeichnen

Digitized by Google

die Lage. In dem russisch-englischen Kooperationsvertrag vom 11. April 1805 war die Wiedereroberung Hannovers entschieden ins Auge gefasst worden. Das Schreiben des Gesandten Bremer (S. 68 ff.) lässt durchblicken, dass man Oestreich eine douce violence anthun werde; dass Oestreich handeln müsse so ungern es daran gehen wolle.« Auf preussische Mitwirkung war nach Ompteda's Bericht an den König (S. 73) schwerlich zu rechnen. Hardenberg versicherte, dass der König von Preussen fester denn je entschlossen sei sein bisheriges System beizubehalten, und dasselbe sei es auch mit den grössten Aufopferungen gegen Jedermann zu vertheidigen. »Mit dem Schwerte in der Hand würde Preussen Jeden über den Haufen rennen; der es wagen würde das Neutralitätssystem Preussens zu stören und es würde alsdann Preussen auch nicht an Alliirten fehlen.« Um dieselbe Zeit äusserte der russische Gesandte Alopäus in drohendem Tone: »er könne nicht glauben, dass Preussen an seiner vorgeblichen Neutralität so fest halte, dass es aus Liebe dafür seine Existenz auf's Spiel setze« (zu Brinckmann S. 77). Ein Brief Ompteda's an den mit geheimen Aufträgen der hannöver'schen Regiernng im Mecklenburgischen weilenden Arentsschild berichtet über den plötzlichen Umschwung, der in Folge der Bernadotte'schen Gebietsverletzung zu Berlin erfolgte (S. 82). Dennoch kann sich Ompteda noch immer keinen beruhigenden Hoffnungen auf aktive Theilnahme Preussens überlassen; er charakterisirt die verhängnissvollen Neutralitätspolitiker, Beyme, Lombard, Köckeritz (S. 87). Chaque officier de garnison vous dira que le Roi ne prolonge son séjour à Paretz au delà du temps qu'il a l'habitude d'y résider ordinairement que puisque ce triumvirat ne veut pas lâcher le Roi de ses mains. Lorsqu'il s'agissoit de repousser une violation de la neutralité prussienne de la part de la Russie, dont on ne fut que tout au plus menacé on ne parloit que vengeance on mettoit pour ainsi dire toute la monarchie prussienne sous les armes, tout fut préparé avec une rapidité dont on n'a point d'exemples dans les annales militaires de la Prusse. Aujourd'hui tout se fait avec une lenteur qui impatiente les gens les plus calmes et l'on s'aperçoit à tout que ce n'est qu'à contre coeur qu'on se détermine aux mesures les plus indispensables. Mit dieser Abneigung gegen eine energische Initiative stimmte die für Deutsche wahrhaft überraschende abgöttische Bewunderung vor Napoleon's Feldherrntalent und die Freude über seine Siege verhängnissvoll überein, welche in den preussischen Hofkreisen gang und gäbe war. Als der Herzog von Braunschweig nach der Schlacht von Austerlitz Ompteda erblickte, kam er auf ihn zu, schlug ihm in Gegenwart der Dienerschaft auf die Schulter und sagte: »Na was sagen wir nun? (S. 106.) »Ew. Durchlaucht es heisst es sei ein grosse Schlacht geliefert worden!

»Das nicht allein, sondern Napoleon war vollständig Sieger, die Oestreicher und Russen sind vollständig geschlagen.«

Digitized by Google

»Nun« sagte Ompteda, »Friedrich der Grosse hat auch die Bataille von Molwitz verloren und hat doch nachher noch viele glückliche Schlachten geliefert.«

Aber vergebens hatte der Hannoveraner an die grossen Erinnerungen des 7jährigen Kriegs appellirt. »Der Herzog legte auf das überlegene Feldherrntalent Bonaparte's und seiner Generäle ein überwiegendes Gewicht, er verglich Bonaparte mit einem französischen Fechtmeister, der, indem er nach der einen Seite falsche Finten mache, plötzlich und unerwartet mit dem Hauptstoss nach einer ganz andern Seite ausfalle. ... Ich stellte dem Herzog vor, dass, wenn nicht jetzt ein entscheidender Schlag geschehe, ganz Deutschland verloren sei, und die deutschen Fürsten zu Präfekten herabsinken würden.

»Herr!« fiel mir der Herzog mit grosser Lebhaftigkeit in's Wort, »glauben Sie dass ich das nicht weiss? Der Kerl wird uns Allen auf die Nase —. Was ist hier aber zu thun? Es lässt sich weiter gar nichts machen.«

Ein anderes Mal drückte sich S. D. folgendermassen aus (S. 113): »die guten Köpfe, die zu Friedrich's des Grossen Zeit so grosse Resultate hervorbrachten sind in der preussischen Monarchie wie vertilgt.«

Es war dasselbe klägliche Misstrauen in die eigene Kraft, das später kurz vor der Schlacht von Jena einen F. Gentz in Verzweiflung setzte. Dass Ompteda's Urtheil über die Rolle, die Haugwitz vor dem Sieger spielte, vor Allem über die Besetzung Hannover's vernichtend ausfallen musste, liess sich nach seinen Rechtsanschauungen nur erwarten. Er sah sich genöthigt den Hof zu verlassen, wo ihn jetzt ein Luchesini mit mitleidigem Achselzucken ansehn durfte (S. 145). Doch die Stunde der Vergeltung für diese Politik, die sich nach Fox Ausdruck zum feilen Werkzeug des Tyrannen erniedrigte, schlug nur zu bald. Kurz vor dem Ausbruch des preussisch-französischen Kriegs hatte Gentz, dessen Bekanntschaft, Ompteda inzwischen gemacht, mit seiner feinen politischen Witterung auf die Möglichkeit des Bruchs hingewiesen (S. 174). Ueber die letzten Lebenstage des Prinzen Louis Ferdinand erfahren wir einige charakteristische, wenn auch wenig erbauliche Einzelnheiten (S. 187); sowie auch über den Eindruck, den sein Tod auf den König machte (S. 193). Wer sich die ausserordentliche Aufregung und die Verwirrung, die alle Gemüther während und nach der Schlacht von Jena beherrschte, vergegenwärtigen will, der findet in Ompteda's Lebenserinnerungen eine ebenso spannende wie psychologisch werthvolle Schilderung, die nur mit den Gentz'schen und Schladen'schen Erinnerungen zusammengestellt werden kann. Die Politik, die der Wiener Hof Preussen gegenüber einzuhalten gedachte, erhellt aus dem Schreiben Hardenberg's (S. 207). Oestreich, heisst es darin, werde Preussen so lange mit Misstrauen begegnen, als Haugwitz und Consorten am Ruder seien. Denn unter

Digitized by Google

ihnen sei zu befürchten, dass Preussen nur aus partikularen Interessen Krieg führe um sich zu vergrössern oder seine Usurpation zu erhalten, kurz, dass es nicht das grosse Ziel vor Augen habe, die gegenwärtige Macht Frankreichs zu unterdrücken und Europa dauernde Ruhe zu verschaffen. Im Fall grosser Unglücksfälle werde Oestreich freilich seiner eigenen Sicherheit halber genöthigt sein zu interveniren. .... Für den Schreiber wie für die Umstände gleich charakteristisch ist der Brief von Gentz aus Prag (S. 210), worin es heisst: »Les petits hommes et les petits moyens de notre temps sont hors de toute proportion quelconque avec une calamité qui opère comme le déluge et comme les tremblements de terre. Il faut savoir grandement succomber, voilà tout ce qu'il nous reste à faire. Ce démon ne peut conquérir les âmes, et la source de toutes lumières m'a dit: Fürchtet Euch nicht vor denen die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten. C'est là ma dernière consolation; tout le reste est poussière et néant; mit allem Grübeln und Kämpfen locken wir jetzt keinen Hund mehr aus dem Ofen, die Todten stehen nicht wieder auf; Gott helfe uns zum ewigen Leben!« Man weiss jetzt, dass der von den französischen Autoren in seiner Wirksamkeit so übertrieben geschilderte »Tugendbund« aus unbedeutenden und wenig angesehenen Männern bestanden hat, wie dem Stifter dem Assessor Moskow u. A. Das Werk von Ompteda lässt uns nun einen Blick in einen andern antifranzösischen Bund thun, der durch die Persönlichkeiten, die ihm angehörten, von ungleich höherer Bedeutung war. So fanden sich in Prag bei der Herzogin von Acerenza »die Guten und Zuverlässigen«, die Genz, Ompteda, Wallmoden, Tettenborn, Windischgrätz zusammen, denen sich eine Reihe französischer Emigranten anschloss. Es ist das »Intrigantenlager«, wie ein Napoleonischer Polizeispion nach der Correspondance inédite (VII, 385—387) es nennt; indem er zugleich auf die gefährliche Thätigkeit Ompteda's und »dieses Gentz« hinweist, qu'on sait pensionné de 800 livres sterl. par l'Angleterre et de 4000 florins par l'Autriche. Dass die Schwester der Königin Luise, die Prinzessin Solms Braunfels, die auf weiten Umwegen im Sommer 1807 aus Ostpreussen nach Böhmen kam, ebenfalls zu dem Bunde gehörte, dass sich ihr Alles anschloss was Preussen geneigt war und die Franzosen hasste, lässt sich denken. Weniger energisch trat Frau von Krüdener auf, die sogar geneigt schien, in dem französischen Imperator eine Art mystischer Nothwendigkeit, eine Gottesgeissel zu sehn und sich mit Vorliebe ihrer hohen französischen Verbindungen rühmte (vgl. S. 321). Freilich fehlte auch der Verräther in dem zum Kampfe gegen Napoleon verbundenen Kreise nicht; Herr v. Ompteda macht wenigstens genügende Verdachtsgründe gegen den Sekretär Lord Findlater's, Fischer geltend (S. 226).

Für diese im Geist verbundenen Ehrenmänner musste die Entlassung von Haugwitz ein erfreuliches hoffnungsreiches Ereigniss

Digitized by Google

sein (S. 249). Dass Gentz noch ähnlich dachte wie früher, da er kaltblütig erörtert hatte, es sei kein Verbrechen einen Usurpator wie Bonaparte zu ermorden, leuchtet aus seinem kurzen Bericht über die Schlacht von Eilau hervor, der mit den Worten schliesst: »Der General Colinaud wurde fünf Schritte vor Bonaparte — verdammte Kanonenkugel — erschossen« (S. 265). Die Betrachtungen von Gentz über das schliessliche Resultat des Feldzugs und über den Frieden (S. 306) sind seiner staatsmännischen Voraussicht und seines Charakters würdig. »Preis und Ruhm allen solchen«, schreibt er angesichts der von ihm längst geweissagten Theilung Europa's unter zwei so kolossalische Mächte wie Russland und Frankreich, »die wie Sie, durch das Unglück zwar gebeugt, aber nicht gebrochen in dieser allgemeinen furchtbaren Sündfluth wie einsame Denkmäler einer bessern Zeit stehen bliehen! .... Es versteht sich von selbst, dass diese Societas leonina, dies unnatürliche abscheuliche Duumvirat ein eben solches Ende nehmen wird wie frühere Erscheinungen dieser Art. Oktavius theilt nur die Welt mit Antonius, um nach einer vielleicht wenig entfernten Schlacht von Actium das Ganze allein zu beherrschen. Der Kaiser von Russland wird gestraft werden! Aber wir unterdessen! Unser theures Deutschland! Mein geliebtes Oestreich, mit allen seinen Mängeln und Fehlern geliebt! Und die kostbarsten Kleinodien der neueren Zeit unter die Hufen der Pferde getreten! .... Ueber die persönlichen Beziehungen, die dem französisch-russischen Bündniss zuvorgingen, enthält das Tagebuch des Herrn v. Ompteda einige bisher unbekannte Aufzeichnungen; es erzählt, wie Bonaparte, da Alexander von ihm eine Erklärung über den Mord des Duc d'Enghien verlangte, diesen statt aller Erläuterung beim Arme packte und rief: Je tiens mon ennemi où je le prends! (S. 371.) Auch die Begegnung mit Stutterheim (S. 375) ist bezeichnend für die burschikose Art der Geschäftsbehandlung, die dem grossen Korsen beliebte. Dass Napoleon sich in den gemeinsten Schimpfreden über die »Infamen Preussen« und die cochonneries de Jéna zu ergehen pflegte, ist bekannt; merkwürdig aber vor Allem sein Eingeständniss, dass es nach der Schlacht von Pultusk äusserst misslich mit ihm stand, und sein Dank an den östreichischen Kaiser und den »respektablen« Erzherzog Karl dafür, dass sie den Moment nicht benutzten über ihn herzufallen und ihn zu vernichten (S. 376). Die S. 378 erwähnte Renommisterei stimmt mit dem sonstigen Charakter des Erzherzog Karl wenig überein, doch weiss man: dass derselbe raschen Wechseln von Verzagtheit zum Vertrauen unterworfen war. Mitten unter den Vorbereitungen zu einem neuen grossartigen Waffengang gegen Napoleon verliess Herr v. Ompteda Böhmen, um sich zu seinem erkrankten Bruder nach England zu begeben, zumal er hoffen durfte, in England für Preussen und die gute Sache wirken zu können. Sein Tagebuch bestätigt die herrschende Ansicht über die Tollkühnheit und Kopflosigkeit Schill's, doch muss

Digitized by Google

man sagen, dass der S. 413 erwähnte Aufsatz den preussischen Major in grossartigem Lichte zeigt. Nach mannigfachen Abenteuern und Gefahren gelangte der hannöver'sche Gesandte glücklich nach London, und erhielt Audienz beim König. Sein Bericht an Georg III. über die kontinentale Lage wirft ein grelles Licht auf die halbe unsichere Politik des Berliner Hofs (S. 430) und ist merkwürdig durch die Behauptung, dass, wenn der König sich der nationalen Sache noch länger entgegensetze, sein Thron nicht sicher sei.

Es konnte natürlich nicht meine Absicht sein, die reiche Fülle des in Ompteda's »Politischem Nachlass« gegebenen Materials hier zu erschöpfen; ich musste mich begnügen, einzelne, für die allgemeine Politik der Zeit bedeutsame und charakteristische Momente herauszuheben. Möge die Fortsetzung des trefflichen Werkes, welche die Zeit bis Ende 1813 umfassen soll, recht bald den Historiker vom Fach, wie das grosse Publikum, welches ein warmes Herz für die deutsche Geschichte hat, erfreuen!

Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Karl Friedrich von Baden. Von C. F. Nebenius. Aus dessen Nachlass herausgegeben durch Fr. v. Weech. Karlsruhe, Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. 1868. XIV u. 294 S. 8.

Karl Friedrich von Baden (1738—1811) gehört zu den anziehendsten Persönlichkeiten, welche die Geschichte kennt. Ein wahrer Friedensfürst, hat er sich ganz und ausschliesslich der Sorge für das Wohl seines Volkes gewidmet, darin nicht verschieden von mehreren wohlmeinenden und pflichttreuen Fürsten des vorigen Jahrhunderts. Aber was ihn unterscheidet, ist theils die hervorragende, durch sorgfältige Erziehung, Reisen und unablässige Studien ausgebildete eigene Einsicht, theils die Uneigennützigkeit nicht nur, sondern mehr noch der Mangel an Eigenwillen und Ueberhebung, die sorgfältige Beachtung der bestehenden Verhältnisse und der ihm vorgetragenen abweichenden Meinungen und Vorstellungen. Andere haben ihre Unterthanen glücklich machen wollen, und wurden böse, wenn es nicht gleich geschah; Karl Friedrich ging immer mit gleich grosser Behutsamkeit und Entschiedenheit vorwärts; er baute mehr auf die sorgfältige Auswahl seiner Beamten und nie ermüdende Aufsicht und Beobachtung, als auf papierene Rescripte. Nur eine halbe Markgrafschaft ererbte er, und hier legte er in kleinen Verhältnissen den festen Grund zu den durch und durch gesunden Zuständen, welche sich auf die nach dem Aussterben der Rastadter Linie ihm zufallenden Lande ohne übergrosse Schwierigkeit ausdehnen liessen. Der kräftigste volkswirthschaftliche Fortschritt krönte seine Bemühungen, und wenn die durch die grossen Umwälzungen seit der französischen Revolution hinzukommenden

Digitized by Google

viel grösseren Landestheile leichter wie in benachbarten Staaten sich anfügten, wenn jetzt noch der badische Staat bei grossen inneren Schwierigkeiten einen gesunden festen Kern hat, so dankt er das wesentlich dem Wirken Karl Friedrichs. Ueberaus merkwürdig ist dabei der gänzliche Mangel einer selbstthätigen Mitwirkung des Volkes, es hat keine geschichtliche Selbständigkeit, keinen inneren Zusammenhang, es regt sich in ihm noch kein Verlangen nach politischer Thätigkeit, und so war hier, auch unbehindert durch ständische Opposition, das fruchtbarste Feld für den aufgeklärten wohlmeinenden, nur durch selbstgezogene Schranken und strenges Rechtsgefühl beschränkten Absolutismus, der nie einen so ausgezeichneten und zugleich durch die Lage der Dinge so begünstigten Vertreter gefunden hat. Wie ein Vater und Vormund stand Karl Friedrich über seinen Unterthanen, und sie folgten ihm wie gute Kinder.

Ein vortreffliches, mit warmer Liebe gezeichnetes Charakterbild dieses Fürsten hat L. Häusser in seiner Rectoratsrede 1864 entworfen; es beruht grossentheils auf den jetzt vorliegenden Materialien, welche ihm zur Vollendung übergeben waren. Wir müssen es als ein besonderes Glück betrachten, dass C. F. Nebenius, ein Mann von gründlicher Kenntniss der badischen Zustände, der Staatsverwaltung, der hervorragenden Persönlichkeiten, ein Mann von verwandtem Geiste, dessen Erinnerung noch in die Zeit Karl Friedrichs reichte und dem die besten Materialien zu Gebote standen, nach seinem Rücktritt aus dem Ministerium (1839) seine Musse dieser Aufgabe zuwandte. In einfachster Weise geschrieben, anspruchslos wie der Fürst dessen Wirken hier geschildert wird, gibt uns dieses Werk ein um so klareres Bild, da nicht nur jede unnütze Phrase vermieden ist, sondern, was viel schwieriger ist, die wichtigen, volkswirthschaftlichen und finanziellen Maassregeln so wie der ganze Charakter dieser eigenthümlichen Regierung, knapp und kurz, und doch mit vollkommener Deutlichkeit gezeichnet sind. Dass die letzte Hand gefehlt hat, bemerkt man kaum, und der Herausgeber scheint hier mit schonender Hand, so viel wie eben nöthig war, geglättet zu haben, eine Arbeit die nach den Notizen der Vorrede recht mühsam gewesen sein muss, und deren Tüchtigkeit sich darin zeigt, dass man sie so wenig bemerkt. Häusser war durch seine Krankheit verhindert worden, die Arbeit vorzunehmen; Herr Dr. v. Weech erhielt die Materialien, deren vollständige und gleichmässige Ausführung ursprünglich beabsichtigt wurde. Nebenius nämlich war mit seiner Arbeit nur bis zum Ausbruch der Revolutionskriege gekommen; es fehlte noch die ungemein inhaltreiche und schwer zu behandelnde Rheinbundszeit. Wohl mit Recht hat v. Weech darauf verzichtet, diese Lücke auszufüllen; es wäre nicht nur dadurch die Veröffentlichung des Buches nothwendig verzögert, sondern es war auch absolut unmöglich, diesen Theil in voller Harmonie mit dem Werk von Nebenius auszu-

Digitized by Google

arbeiten, da kein anderer den gleichen Vortheil besitzt, diese Zeit selbstthätig mit durchlebt zu haben. Auch ist der Abschnitt, welcher die vorhergehende Zeit ungestörter friedlicher Reformen von der folgenden kriegerischen und unruhvollen Zeit scheidet, ein so scharfer, dass man die letztere billig einer abgesonderten Bearbeitung vorbehalten kann. Wir können es deshalb nur billigen, dass der Herausgeber sich darauf beschränkt hat, im 11. Capitel einen kurzen Umriss dieser letzten Periode zu geben, und im 12. Cap. der Charakteristik des Fürsten einen Abschnitt über dessen Hof und Familie hinzuzufügen. Er hat ferner, ausser kleineren Anmerkungen, vier Beilagen gegeben, zu welchen, wie überhaupt zu der ganzen Arbeit, das archivalische Material mit grösster Liberalität zur Verfügung gestellt wurde, eine Thatsache, welche um so mehr rühmend hervorgehoben zu werden verdient, wenn man in der Vorrede zu Baumgartens Geschichte Spaniens wieder einmal den schon so oft beklagten Grundsatz der französischen Regierung liest, dass »die Papiere des auswärtigen Amtes über die Periode Ludwigs XIV. hinaus nicht mitgetheilt werden können.« Nicht ein Hinderniss dieser Art war es, welches die ausführliche Behandlung jenes letzten Zeitraumes verhindert hat.

Die erste Beilage behandelt Karl Friedrich's Verhältniss zu den Physiokraten, deren Lehren ihn lebhaft angezogen hatten, so dass er sich nicht nur sehr ernstlich damit beschäftigte, sondern auch praktische Versuche anstellte, aber seinem ganzen Charakter entsprechend nicht gewaltsam, sondern durch freie Uebereinkunft, und da das Resultat ungünstig war, liess er alsbald davon ab. Die zweite Beilage über den Versuch der Bildung eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands gibt eine merkwürdige Correspondenz mit Herder und Karl August von Weimar über diesen wohlgemeinten aber unpraktischen Versuch; die dritte einige Briefe Lavater's, die vierte endlich 3 Schreiben Friedrich's II. von Preussen aus Anlass des Fürstenbundes. **W. Wattenbach.**

Catalogus Codicum Latinorum Bibliothecae regiae Monacensis. Composuerunt Carolus Halm et Georgius Laubmann. Tom. I. Pars I. Codices nr. 1—2329 complectens. Monachii 1868. Sumptibus Bibliothecae regiae. Prostat in libraria regia Palmiana. VI u. 294 S. 8.

Der ausserordentliche Handschriftenreichthum der Münchener Bibliothek war bisher nur sehr unvollkommen bekannt und ist in Folge davon auch nur in sehr geringem Maasse benutzt und ausgebeutet worden. Den circa 15,000 Codd. Latt. gegenüber erschien die Publication eines gedruckten Verzeichnisses fast hoffnungslos, aber die Energie und der Fleiss des jetzigen Directors gewähren

Digitized by Google

alle Aussicht, das Ende des Unternehmens noch erleben zu können. Zunächst ist dem Katalog der deutschen Handschriften der Anfang des lateinischen rascher gefolgt, als man zu hoffen wagte. An Vorarbeiten freilich fehlte es nicht; die Handschriften der alten kurfürstlichen Bibliothek waren handschriftlich sehr weitläuftig von Ignaz Hardt und Schmeller, die Codices Bavarici von Franz Hohenecher beschrieben. Letztere sind die aus allen Klosterbibliotheken ausgesuchten, welche sich auf bayerische Geschichte beziehen.

Unter der ersten Kategorie aber befinden sich namentlich die von Hartmann Schedel und Petrus Victorius herrührenden Handschriften, humanistische Sammelbände, deren reicher bunt zusammengewürfelter Inhalt die Beschreibung sehr erschwert. Wohl regt sich hier der Wunsch nach genaueren Angaben, z. B. über Datum und Inhalt der darin enthaltenen Briefe, allein wer dergleichen Handschriften zu registriren gehabt hat, wird leicht zugeben, dass ein solches Eingehen auf die einzelnen Stücke nur auf Kosten des doch noch wünschenswertheren raschen Fortschritts der Arbeit hätte stattfinden können. Ref. ist schon in der Lage gewesen, von diesem Katalog lebhaften Gebrauch zu machen, und kann die durch diese Publication gewährte Wohlthat um so mehr empfinden. Billig wäre es nun wohl, wenn dadurch jemand sich anregen liesse, eine Monographie über Hartmann Schedel zu schreiben, wozu so viel Material vorliegt, und welche für das Eindringen des Humanismus in Deutschland recht lehrreich werden müsste.

Sehr sorgfältige Register der Autoren und Sachen sind eine dankenswerthe Zugabe. **W. Wattenbach.**

Fontes Rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedrich Boehmer. Vierter Band. Heinricus de Diessenhofen und andere Geschichtsquellen Deutschlands im späteren Mittelalter. (Auch unter dem Titel): Heinricus de Diessenhofen etc. Herausgegeben aus dem Nachlasse Joh. Friedrich Boehmers von Dr. Alfons Huber. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1868. LXXII u. 726 S. 8.

J. F. Boehmer ist im Sammeln unermüdlich gewesen, zum Ausarbeiten kam er in seinen letzten Lebensjahren immer schwerer. Um so dankenswerther ist es, dass er für die Bearbeitung und Veröffentlichung seines reichen Nachlasses testamentarisch gesorgt hat. Prof. Ficker hat die Regesten Ludwigs des Baiern bereits in musterhaftester Weise vervollständigt und durch die mit sorgsamstem Fleisse gearbeiteten Uebersichten erst recht zugänglich und brauchbar gemacht. Während nun derselbe mit der Herausgabe der Acta Imperii selecta noch beschäftigt ist, hat mit seiner

Digitized by Google

Beihülfe Dr. Alfons Huber, der durch treffliche geschichtliche Arbeiten sich als tüchtiger Schüler Fickers bereits bekannt gemacht hat, die Sammlung der Fontes durch einen vierten Band zum Abschluss gebracht. Er wird nicht minder willkommen sein, wie seine Vorgänger; in handlicher Weise bietet er uns vorzüglich Quellen aus der Schweiz und den Rheinlanden für die Geschichte des späteren Mittelalters, Chroniken, einzelne Aufzeichnungen, dann Nekrologien mit Beschränkung auf bedeutendere Persönlichkeiten, deren Würde und Todesjahr der Herausgeber festzustellen bemüht war. Die Aufnahme der wichtigen Aufzeichnungen des Heinrich von Diessenhofen war durch Hoeflers Ausgabe keineswegs überflüssig gemacht, und gerne findet man auch hier den Matthias von Neuenburg, obgleich von der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft inzwischen eine kritische Ausgabe erschienen ist. Dagegen ist Christian Kuchemeisters St. Galler Chronik nach den in der Vorrede angegebenen Gründen mit Recht fortgelassen. Einen besonderen Werth geben diesem Bande die Excerpta ex libro Nicolai Minoritae de controversia paupertatis Christi. Freilich enthalten sie bei weitem nicht so viel wie Boehmer erwartete, aber sie sind doch nicht unwichtig, und man weiss jetzt wenigstens endlich, was darin steht. Ficker hat aus der vaticanischen Handschrift alles was die Reichsgeschichte angeht, abgeschrieben und hier mitgetheilt. Von demselben stammen auch Le chroniche di Viterbo (1080—1254), welche der Reichsgeschichte zwar ziemlich fern stehen, aber für Friedrich II. nicht ohne Bedeutung sind, und in charakteristischer Weise zeigen, wie in dem von Staat und Kirche angefachten Kampfe ein früher blühendes Gemeinwesen immer mehr herunter kam.

Besonders dankenswerth sind die von Boehmer mit vorzüglicher Sorgfalt zusammengesuchten Schriften, welche Reste alter Ueberlieferung aus Mainz, Frankfurt u. a. rheinischen Städten enthalten, und für verlorene ältere Chroniken als Ersatz dienen müssen, wie er ja schon früher für Worms sehr schätzbares Material der Art ans Licht gezogen hat.

Ohne nun auf alle die einzelnen Stücke einzugehen, will ich nur eines hervorheben, nämlich die ungemein werthvolle gleichzeitige Fortsetzung der Cölner Annalen aus dem Pantaleonskloster von 1238 bis 1249 (S. 470—495). Sie sind entnommen aus der Würzburger Compilation, auf welche Boehmer aufmerksam gemacht hatte, ohne sie jedoch schon selbst ausgenützt zu haben; ich bedauerte in meinen Geschichtsquellen p. 483 n. 2, dass bei der Ausgabe der Annales Colonienses maximi in den Mon. Germ. diese Handschrift nicht zugezogen worden ist, obgleich S. Boisserée schon eine sehr merkwürdige Stelle über den Neubau des Cölner Doms daraus mitgetheilt hatte. Dem Herausgeber sind diese Umstände ebenfalls entgangen, aber er hat sich das Verdienst erwor-

Digitized by Google

ben, in diesen Annalen das werthvollste Stück des ganzen Bandes mitgetheilt zu haben.

Es entspricht dem Plane dieser Sammlung, dass eine eigentlich durchgeführte kritische Bearbeitung nicht erwartet werden darf und Anmerkungen nur gelegentlich gegeben sind. Indessen hätte da das Bedürfniss des Lesers doch wohl immerhin etwas mehr berücksichtigt werden können. In kritischer Beziehung aber möchte ich doch mich zu der Forderung an den Herausgeber berechtigt glauben, nichts geradezu sinnloses ohne Bemerkung abzudrucken. Sonst werden natürlich Zweifel an der Richtigkeit der Lesung erweckt, und in dem vorliegenden Bande sind auch hin und wieder Verbesserungen gegeben, so dass die nackte Wiedergabe von Fehlern eines beliebigen Abschreibers an andern Stellen ungerechtfertigt erscheint. Eine Reihe von Bemerkungen, welche sich mir bei flüchtiger Durchsicht ergeben haben, theile ich hier mit, weil sie vielleicht jemanden Nutzen bringen können.

In der Erzählung von dem Laupenkrieg pag. 7, 27 muss es heissen: quod quidem ius sibi .... restitutum esse idem comes dicebat. Ebenso ist bei Heinrich von Diessenhofen p. 17, 1 ein Satz falsch zerschnitten, l. emendare nisus, primo anno fecit. Auf p. 18, 1 gehört passagio quem (auch p. 23 librum quod) doch nach meinem Gefühl zu den Dingen, welche ein Herausgeber nicht ohne irgend eine Aenderung oder Bemerkung abdrucken darf, als ob alles in Ordnung wäre. In demselben Capitel wird der episcopus Morensis wohl Morinensis sein. Auf p. 20, 9 wird, wer mit mittelalterlichem Sprachgebrauch nicht sehr vertraut ist, und Boehmer wollte doch eigentlich auch solchen gerade nützlich sein, durch das extra in Staunen gesetzt werden; es hätte billig durch einen Punkt als Abkürzung für Extravagante bezeichnet werden sollen. S. 21 Mitte ist für elegerant offenbar elegerunt zu lesen. S. 28, 3 ist ablacionum sicher eine falsch aufgelöste Abkürzung für ablacionis, wenn auch vielleicht schon von dem Schreiber der vorliegenden Handschrift, aber müssen wir denn alle Fehler desselben wie Heiligthümer behandeln? In dieselbe Kategorie gehört p. 37 in der Ueberschrift von cap. 14 quando tempore für quanto S. 40 l. ult. muss es heissen: que dissimulando diutius addicientur; für adicere (adjicere) ist die fehlerhafte Form addicere häufig, von dicere abgeleitet gibt es aber in obiger Stelle keinen Sinn. Und was bedeutet p. 42, 1 clemenciam recreatam? l. recreata und alles ist in Ordnung.

S. 45 ist sogar erst durch Correctur die Wissegrader Kirche in den Text gekommen als 1344 errichtete Kathedrale; allerdings hat der Schreiber sie gemeint, aber wäre dem Leser nicht die kleine Belehrung zu gönnen, dass in Wirklichkeit in Leitomyschl ein Bisthum errichtet wurde?

Digitized by Google

In dem hier zuerst abgedruckten Commentar zu der verlorenen metrischen Chronik des Hugo von Reutlingen p. 136 unten ist Litere cum absolutionis unverständlich. Der hierin steckende Fehler ist häufig und die Folge der damals übergrossen Aehnlichkeit zwischen c und t, u und n. Daher sind cu und tn nicht zu unterscheiden, während mit dem Abkürzungsstrich jenes cum bedeutet dieses tamen. Gleich darauf steht que für quod.

Bei Matthias von Neuenburg p. 197 n. 1 hat der Herausgeber den im 14. und 15. Jahrhundert häufigen Sprachgebrauch metduodecimus d. h. selbzwölfter, verkannt.

In dem Weissenburger Nekrolog p. 312 ist sehr auffallend die Eintragung zum 15. August: Lulo rex Ungariorum. In der Anmerkung ist die Vermuthung ausgesprochen, es könne der 955 von den Böhmen gefangene Ungarnführer Lele sein. Aber wie käme der in das Necrologium eines christlichen Klosters, in welches doch nur Christen und Wohlthäter eingetragen werden? Herzog Konrad findet sich zum 10. August (955) eingetragen, aber natürlich nicht die feindlichen heidnischen Anführer. Und wie käme er zu dem Königsnamen? Der 15. August aber ist der Todestag des K. Stephan (1038) der sich an diesem Tage auch im Altaicher Nekrolog findet, und es kann auch hier schwerlich ein anderer sein, trotz des abweichenden Namens.

In der Mainzer Bischofschronik p. 359 von Williglis: prosapiam et stratum sue paupertatis, l. statum. S. 361, 11 ist Guthardus offenbarer Lesefehler für Richardus.

In den Frankfurter Annalen p. 395 über die Pest des Jahres 1356: glauces circa crura, Eulen? l. glandes. Johannes Latomus hat p. 400 gewiss nicht geschrieben: ut quem sibi non satis constet, sondern quae. S. 413, 12 wird der vom Erzbischof von Mainz dem König Gunther geleistete Eid geschildert, und muss also archiepiscopus stehen; o und das Zeichen für us sind oft verwechselt. Dass 432, 20 die Sachsenhäuser wegen der Ueberschwemmung aus Angst ad auguria sich gewendet hätten, ist wenig wahrscheinlich, und tuguria möchte vorzuziehen sein.

S. 457 sind die Kaufunger nekrologischen Notizen wieder abgedruckt, wo zum 13. Juli der Todestag des Stifters Kaiser Heinrich II. bemerkt ist; es steht da (wie bei Waitz) transitus ad translationem S. Heinrici. Steht das wirklich so in der Handschrift? Einen Sinn gibt es nicht. Während aber über solche Anstösse weggegangen ist, finden wir p. 470 das vollkommen richtige Wort sigillatim in singillatim verändert, und gar p. 473 regnum illum für illud, was hoffentlich nur ein Versehen ist und eigentlich umgekehrt gemeint war. In denselben Annalen von S. Pantaleon ist p. 478, 23 zu lesen imperatori, l. 29 quibusdam oder aliquibus, 479, 3 pacem.

Digitized by Google

Es wäre zu uneigennützig gewesen, wenn Ludwig der Bayer gerade die Prälaten zugelassen hätte, welche ihm nicht gehorchen wollten, deshalb l. p. 520 bei Heinrich von Rebdorf: obedire volebant statt nolebant. Ein magister de Pysius p. 554 ist doch zu unerhört; wie wäre es, wenn wir einen Strich durch das P machten, und dadurch die gewöhnliche mittelalterliche Form Parysius und einen Pariser Magister erhielten? S. 557 ist der 1342 gestorbene Pabst nicht Bonifaz, sondern Benedict; 558, 19 statt reliquas aliquas zu lesen.

S. 564 ist eine Vermuthung Gewolds gebilligt und als wahrscheinlich bezeichnet, nach welcher Innocenz VI. rechtlich vacante und factisch in Besitz genommene Beneficien unterdrückt haben soll; ich denke, er hat eher in diesem Fall die Vergebung seines Vorgängers bestehen lassen, während er die Anweisungen auf noch nicht erledigte Beneficien widerrief, wie der vorhergehende Satz besagt. S. 567 ist von der Bedrängniss des Pabstes in Avignon die Rede; er sendet um Hülfe an den Kaiser, der aber dafür Geld verlangt, denn Karl IV. verstand gut zu rechnen. Der Pabst aber wollte nichts geben: quam papa (statt pape) dare recusat.

S. 636 ist die Abkürzung dms aufzulösen in dicimus. S. 656, 2 werden unter talliis wohl die erpressten Lösegelder zu verstehen sein; die n. 2 angegebene Lesart aber ergibt sehr einfach aduocandum. S. 669, 23 ist nicht decernebat in decernebant, sondern umgekehrt ferebant in ferebat zu ändern, wie sich aus dem vom Florentiner Minoriten ausgeschriebenen Cosmas sogleich ergibt.

In der italienischen Chronik ist es misslich zu emendiren, doch liegt p. 689 für ritinus, ritmus sehr nahe, und in der Aufschrift der Porta Sonza p. 691: Est mihi; p. 706, 6 quatenus für quantus, das aus missverstandener Abkürzung leicht entstehen kann.

So viel aus einem Bande von 722 Seiten; möge der Leser nicht übersehen, dass die bei weitem grössere Masse zu solchen Ausstellungen nicht Anlass gibt. Der Herausgeber hat an dem ihm vorliegenden sehr mangelhaften Material eine mühsame und schwierige Aufgabe zu lösen gehabt, und verdient sicher für die Art, wie es geschehen ist, in ganz überwiegendem Maasse Anerkennung und Dank.

W. Wattenbach.

Digitized by Google

Herodiani Technici Reliquiae. Collegit disposuit emendavit explicavit praefatus est Augustus Lentz. Tomi II fasciculus prior reliqua scripta prosodiaca Pathologiam Orthographica continens. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. 610 S. in gr. 8.

Nachdem der erste Band dieses Werkes erschienen war, in welchem ausser den umfassenden Prolegomenen, die über die gesammte literärische Thätigkeit des Herodianus und dessen Leistungen im Einzelnen sich verbreiten, die *καθολικὴ προσῳδία* enthalten war, und zwar unter Zugrundlegung des Arkadios und mit Heranziehung der gesammten grammatischen Literatur, so weit als möglich, wiederhergestellt, ward der Herausgeber durch den Tod seinem Werke entrissen, das jedoch, wie uns ein kurzes Vorwort von Professor Lehrs berichtet, im Manuscript bereits in den Händen des Verlegers war: ja die umfassenden Register zu dem Werke fanden sich schon zum Theil ausgearbeitet vor. Auf diese Weise ist es möglich geworden, das Ganze zu seiner Vollendung zu bringen, zu welcher noch ein weiterer Band nöthig sein wird, indem der vorliegende zweite mit seinen mehr als sechshundert Seiten bereits umfangreich genug geworden ist, um noch eine weitere Ausdehnung zu gestatten. Es bringt aber dieser zweite Band zuerst eine Zusammenstellung der noch erhaltenen Bruchstücke der Monographie Herodian's *περὶ κυρίων καὶ ἐπιθέτων καὶ προσηγορικῶν* oder der Lehren über den Accent der Eigennamen, die zugleich Adjective und Appellative sind; dann folgt, was wir noch von der Schrift *περὶ διχρόνων* und von der Schrift *περὶ Ἰλιακῆς προσωδίας* besitzen, beides nach der Ausgabe von Lehrs, dann eben so p. 129 ff. die Reste der Schrift *περὶ Ὀδυσσειακῆς προσωδίας*. Einen weit grösseren Raum (S. 166—388) nehmen die Fragmente der Schrift *περὶ παθῶν* ein, welchen noch angehängt ist, S. 389, was wir von der Schrift *περὶ παθῶν Διδύμου* besitzen und S. 390 ff. die Fragmente der Schrift *περὶ συντάξεως τῶν στοιχείων*. Den Rest des Bandes von S. 407 an füllen die grösseren, noch erhaltenen Stücke der Schrift *περὶ ὀρθογραφίας*. Was noch fehlt, soll sammt den höchst wünschenswerthen Indices ein weiterer Band bringen, mit welchem ein Werk zu Stande gebracht ist, welches durch die Gründlichkeit und Sorgfalt der Behandlung als ein ehrendes Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und Ausdauer wohl betrachtet werden kann und aller Anerkennung würdig ist. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kellner, Camillo, Dr., Kurze Elementargrammatik der Sanskrit-Sprache. Mit vergleichender Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1868.

Boltz, August, Dr., Vorschule des Sanskrit in lateinischer Umschrift. Anleitung das Sanskrit mit möglichster Zeitersparniss so zu erlernen, dass man sich selbstständig weiter fördern und die grossen Sanskritgrammatiken leicht und mit Nutzen gebrauchen kann. Ein Hülfs- und Uebungsbuch für Jedermann, besonders für Lehrer der modernen Sprachen. Oppenheim am Rhein. Verlag von Ernst Kern. 1868.

Stenzler, Adolf Friedrich, Elementarbuch der Sanskritsprache. Grammatik, Text, Wörterbuch. Breslau, Max Mälzer. 1868.

Die wachsende Anerkennung der neuern Sprachwissenschaft von Seiten der klassischen Philologie ist ein ebenso sicheres als erfreuliches Zeichen des Fortschritts. Wohl auch ist es wahr, was der Verfasser der kurzen Elementargrammatik in seinem Vorworte bemerkt, dass »die Sprachwissenschaft eine Macht geworden ist, die am allerwenigsten mehr von den klassischen Philologen ungestraft bei Seite gelassen werden darf.« Und das offene Aussprechen dieser Worte und so mancher andern, welche in diesem Sinne bereits auf der vorletzten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner laut wurden, musste jeden Anhänger und Jünger der neuern Wissenschaft um so freudiger ergreifen, je länger und hartnäckiger das Widerstreben war, je widerwärtiger dabei die vornehme Geringschätzung und steife Zurückhaltung, womit die Philologen ehedem den »Sanskritisten« zu begegnen pflegten. Eine kurze Elementargrammatik des Sanskrit von einem Philologen und Gymnasiallehrer für Studirende der Philologie und deutsche Gymnasiallehrer war daher schon an sich eine Art von Ereigniss, das wir mit herzlicher Freude begrüssen durften.

Auch das Bedürfniss nach einem solchen Lehrmittel war schon längst fühlbar geworden. So lange es sich lediglich um einige wenige Studirende auf der Universität handelte, welche das Sanskrit nebenher oder gar als Hauptfach betrieben, konnte es allenfalls noch so hingehen. Da lehrte und lehrt jeder Lehrer, so kurz und gut es ihm scheint, nach seiner eigenen Weise und seinem eigenen Heft, um im Uebrigen auf eines der vorhandenen grösseren Lehrbücher zu verweisen, wie namentlich auf das erste und auch wohl immer noch beste von allen, auf Franz Bopp's kritische Grammatik. Dieses Werk ist ein

Digitized by Google

anerkannt vortreffliches, klar und fasslich geschriebenes Buch, dem die Kenntniss des Sanskrit nicht zum geringsten Theil ihre Fortschritte bei uns zu danken hat. Aber es enthält das Buch doch Manches von seinem Entstehen und Werden, Manches an historischer Kritik und Methode, kurz Manches, was dem Anfänger zu wissen noch unnöthig und ihm beim Gebrauche eher hinderlich als förderlich wird. Theodor Benfey's grösseres Handbuch ist desgleichen ein reichhaltiges, fleissiges und gelehrtes Werk, und für die Lehre vom Accent und die Kenntniss der vedischen Formen vom grössten Nutzen. Aber das Buch, welches durch die Eigenthümlichkeit seiner Methode dem Vorgeschrittenen nicht selten Schwierigkeiten macht, ist für den Anfänger gar nicht berechnet. Und wenn dies die kleinere Ausgabe, welche an Werth hinter der grösseren weit zurückbleibt, wohl dem Titel nach ist, so ist sie es doch, da sie des Guten noch immer viel zu viel thut, nicht in Wirklichkeit. Ein Gleiches gilt endlich von Max Müllers neuester »Grammatik für Anfänger«, welche Kielhorn und Oppert aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt haben. Durch Ausstattung, Anordnung und Darstellung hat auch dieses Werk entschiedene Vorzüge erhalten, in einiger Hinsicht auch Bereicherungen, die dem Lernenden wohl zu Statten kommen. Aber zu wenig für den Vorgeschrittenen und Forscher, ist für einen ersten Anfänger wieder viel zu viel gegeben. So blieb eine Lücke auszufüllen oder vielmehr eine andere Absicht zu erfüllen, als jene grösseren und kostbaren Lehrbücher sich vorgesetzt hatten. Und als daher im vorigen Jahre eine recht dankenswerthe und billige Ausgabe von Textvorlagen erschien, war in einer Anzeige derselben auch der wohlgemeinte Wunsch ausgesprochen, der wackere Herausgeber möchte seinem Heft mit Texten und Glossar auch eine kurzgefasste Grammatik beigeben und so ein kleines Elementarbuch herstellen, — ein Wunsch, der nur allzulange unerfüllt geblieben.

In der That mögen Text und Glossar einer Grammatik, wenn nicht sogleich beigegeben werden, wohl allenfalls voraus-, nicht wohl aber — wie es in der Vorrede des vorliegenden Buches versprochen wird — nachgeschickt werden. Damit ist eben nicht gedient. Ein Elementarbuch, namentlich des Sanskrit, und gleichgültig für wen es im Besonderen bestimmt erscheint, sollte zumal Grammatik, Text und Glossar enthalten, und alle drei Stücke sollten so gut es angeht und so enge als möglich mit einander in Verbindung gebracht sein. Denn mag auch der Sanskritschüler nicht mehr, wie wohl ein Knabe auf den Schulbänken, die Sprache als von der Grammatik abhängig und durch diese bestimmt ansehen; so ist doch keine Sprache allein aus der Grammatik zu erlernen, und nicht wohl die abstrakten Regeln ohne das Material, davon sie abstrahirt wurden. Grammatik wird offenbar am leichtesten und besten gelernt, wenn der Lehrling in den Stand gesetzt wird, sie sich an der Hand seines Lehrers und Lehrbuches ge-

Digitized by Google

wissermassen selbst zu schaffen, selbst die Regeln zu bilden und nachzubilden, welche in seinem Handbuche kurz und prägnant ausgedrückt stehen.

Was nun im Besondern solche kurzgefasste Grammatik des Sanskrit angeht, so handelt es sich dabei natürlich gar nicht um neue Forschung oder irgend glänzende wissenschaftliche Leistung. Es kommt allein darauf an, das Nöthigste trefflich zusammen zu stellen, kurz, aber gleichwohl mit einiger ausreichenden Vollständigkeit, gedrungen aber nicht unklar, vorbereitend zum Studium der grösseren Lehrbücher, aber auch ohne diese Rücksicht für sich selbstständig und in sich abgeschlossen. Die Aufgabe ist demnach keineswegs eine so geringe und leichtfertige als es manchem auf den ersten Blick scheinen mag. So wenig jeder erste beste Elementarlehrer im Stande ist, ein gutes ABC-Buch oder eine gute Lesefibel zu verfassen, ebenso wenig möchte auch Jeder, der etwas Sanskrit gelernt hat, sogleich ein gutes Elementarbuch des Sanskrit zu liefern im Stande sein. Im Gegentheil scheint hierzu ausser der Geschicklichkeit und Erfahrung des geübten Schulmannes, der mit Einem systematisch und methodisch richtig zu verfahren weiss, eine gründliche und ihren Gegenstand vollkommen beherrschende Kenntniss durchaus erforderlich.

Es sind drei Punkte, welche den Verfasser der kurzen Sanskritgrammatik zu der Bearbeitung veranlasst haben, Klagen, wie er sagt, von Seiten derjenigen Philologen, welche mit dem besten Willen an das Sanskritstudium herangegangen, aber von den zu überwindenden Schwierigkeiten abgeschreckt vom weiteren Studiren abliessen. Die Anklagepunkte, darauf sich jene Schwierigkeiten zurückführen liessen, sind nämlich: erstlich »die altindische Schrift«, dann »die überwuchernde Fülle von Regeln und Ausnahmen« oder »das Massenhafte des zu überwältigenden Materials«, endlich »das Fremdartige in der Terminologie und der Anordnung des Stoffes, das den aus dem Studium der klassischen Sprachen gewonnenen Ansichten oft schnurstraks zuwiderlaufe.« Diesen Schwierigkeiten wollte der Verfasser folgendermassen abzuhelfen versuchen. Erstlich wurde von der altindischen Schrift ganz abgesehen und dafür lateinische Transscription — nach Professor H. Brockhaus — angewandt, so dass sich in der ganzen Grammatik nicht ein einziges altindisches Schriftzeichen findet; nur anhangsweise wurde eine kurze Darstellung der Devanâgarî mit einer Schriftprobe gegeben. In zweiter Hinsicht bestand ihm die Aufgabe darin, »die Structur der Sprache in ihren wesentlichen Grundzügen vorzuführen, ohne Rücksicht auf die grammatikalische Ornamentik nur die Constructionsarbeiten im Grossen und Ganzen zu zeichnen«, und wem dies etwa unverständlich vorkommt, dem wird gleich darauf etwas deutlicher gesagt, »die Schwierigkeit der Aufgabe lag in der Beseitigung aller für den Anfänger minder wesentlichen Partien.« Drittens endlich erklärt der Verfasser: »Abgesehen da-

Digitized by Google

von, dass das ganze Gebäude der Grammatik auf der Grundlage der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse aufgerichtet, von allen Formen eine Erklärung gegeben oder doch versucht wurde«, habe er »durchgehends ganz ex professo die betreffenden Abschnitte der lateinischen und griechischen Grammatik in besondere Paragraphen herbeigezogen, ... um durch Vergleichung mit dem längst Bekannten das scheinbar Fremdartige dem Lernenden näherzurücken. Auch wurde die aus der Grammatik der klassischen Sprachen geläufige Terminologie statt der indischen adoptirt.« Nun enthalten wir uns vorläufig jeder kritischen Bemerkung über diese Beschwerdepunkte und die Art, wie ihnen abzuhelfen versucht worden, um, wie billig, zuerst das Büchlein selbst etwas näher uns anzusehen. Nur zu der kurzen und trefflichen Einleitung »von der indischen Sprachfamilie«, welche dem Ganzen vorausgeschickt worden, sei die Bemerkung hier gestattet, wie es vielleicht eben so sehr und noch mehr am Platze gewesen wäre, namentlich auch über das so viel herangezogene Griechisch und Latein und ihr Verhältniss zum Sanskrit ein paar Worte anzuführen.

Die Lehre von den Lauten, ihrem Werthe und ihrer Verbindung ist nun ein erster und vor allem wichtiger Theil der Sanskritgrammatik. Sogleich aber mit dem Inhalt des ersten Kapitels — »Schrift und Aussprache« — ist es bei der Umschrift ein eigenes Ding. Die Schrift ist ja lateinisch; ein jeder kann sie lesen. Uebrig bleiben allein einige dem Altindischen eigenthümliche Laute, welche nicht nach der conventionellen Aussprache, sondern durch einfache, mehr oder minder entsprechende Buchstaben und diakritische Zeichen, nach mehr oder minder allgemeinem Gutdünken wiedergegeben werden. Nur diese noch bedürfen einer näheren Bestimmung. Solche sind beispielsweise die Palatale, welche durch Verbindung des Kehllautes mit J hervorgegangen sein sollen (§. 7). Diese Ansicht ist jetzt wohl mit Recht ziemlich allgemein angenommen — gegen frühere, wie Grassmann, Zeitschrift für vergleich. Sprachf. IX, 33 u. A.; ihre volle Erklärung hat die Sache indess wohl noch nicht erhalten. Uebrigens bemerken wir dies nur, um damit anzusagen, wie sich der Verfasser in diesem Punkte und andern, z. B. betreffs der palatalen Sibilans (§. 11), der Darstellung Schleichers in dessen Compendium anschliesst; er will eben den Lernenden auf »dieses klassische Werk« vorbereiten. — Die zwiefache Unterscheidung des Anusvâra, als eines »radikalen« im Gegensatze zu einem »stellvertretenden« (§. 12) ist indessen schlecht gelungen. Wenigstens ist m in amga, damta für danta, amjali für anjali gewiss ebenso radikal als es in hamsa ist. Nur ist dieser, der eigentliche Anusvâra, bekanntlich ein schwacher Nasallaut, wie er vor Spiranten und Halbvocalen eintritt, während der andere »stellvertretende« — for the sake of neatness in writing, wie nach Pânini schon Colebrooke lehrt — überall und willkürlich von den Schreibern für m, n gesetzt ward, wozu vielleicht das abgeschwächte

Digitized by Google

Prâkrit Veranlassung gab (Bopp, Gr. §. 16), wie denn ähnlich auch im Altpersischen und früher im Altbaktrischen (Spiegel, Gr. §. 50) n vor Consonanten nicht geschrieben ward. Was heisst nun ferner wohl im zweiten Kapitel (§. 23): »y bildet den Uebergang zu i, v zu u u. s. w., weshalb man sie semivocales nennt?« Sollten wohl i, u aus y, v ebenso wie die Vocale r, l aus den entsprechenden Halbvocalen entstanden sein? So scheint es hier, obgleich die Sprache genug zum Gegentheil beweist, und manche grammatische Erscheinung sich gerade dadurch erklärt, dass man die Aussprache von y, v noch fast ganz vocalisch annimmt. Wir brauchen nur an die bekannte Erscheinung des Samprasârana uns zu erinnern, welche hier später als »Vocalschwächung« auftritt. Davon ist nämlich unter »Vocalwandel« im folgenden Kapitel neben oder gegenüber der »Vocalsteigerung« gehandelt, wozu auch die sogenannte »Ersatzdehnung« gehört (§. 30). Man könnte wohl versucht sein, das ganze wunderliche Wesen der »Ersatzdehnung« sprachwissenschaftlich d. h. historisch, nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach für ungerechtfertigt zu halten. Indessen ist darauf einzugehen hier natürlich nicht des Ortes. Auf Einzelnes möchten wir hier überhaupt nicht näher eingehen. Nur, will uns scheinen, hätte diese ganze Darstellung von Steigerung, Schwächung, Dehnung, Spaltung und Einschiebung von Vocalen und Halbvocalen bis auf einige kurz gefasste Grundsätze füglich wegbleiben dürfen, zumal das Meiste doch erst später Anwendung findet und nur aus der Anwendung klar wird. Algebraische Zeichen und Formeln, wie sie der Verfasser gibt, sind aber weder ihrer eigentlichen Bedeutung nach hier zutreffend, noch für die Auffassung der sprachlichen Erscheinung ersprieslich.

Anerkennenswerth ist das Streben des Verfassers sich selbst und dem Lernenden die Dinge klar und zurecht zu legen. Dies zeigt sich auch im vierten Kapitel, welches zuerst die sogenannten Sandhiregeln behandelt. Indessen ist es dem Verfasser wenig gelungen. Schon das erste Stück, das Zusammentreffen von Vocalen betreffend, hätte kürzer und damit bestimmter und klarer gegeben werden können. Die Voranstellung einer dreifachen Form consonantisch auslautender Wörter (§. 56) möchte mindestens überflüssig, für die Anschauung eines Neulings in der Sache sogar schädlich sein. Genügt doch vollkommen, was über den Auslaut der Wörter in Pausa (§. 57—59) beigebracht wird, um dem Schüler mit wenigen Worten klar zu machen, dass Grammatik und Lexicon bei Angabe einer etymologischen oder Wurzelform nicht die »absolute« Form gebrauchen können. Eher könnte man schon mit der dreifachen Bestimmung von Adäquation, Assimilirung und Einschiebung zwischen consonantischem An- und Auslaut sich einverstanden erklären. Aber wie stimmt nun — um ein Einzelnes einmal herauszuheben — die Bestimmung zu r »nur etymologisch auslautend« mit der Regel (§. 70), dass r vor Vocalen und Sonantes überhaupt un-

Digitized by Google

verändert bleibt? Oder mit Regel (§. 72), nach welcher finales s vor denselben — ausser vor r — zu r wird? Oder ist »das Wort als Gegenstand der Grammatik und des Lexicons« die künstliche Wortform der Grammatiker und Lexicographen nun doch wieder wirkliche, natürliche Sprachform? Ohne dies wenigstens bleibt die Lehre von der »Dissimilisation« (§. 85) — wenn auch sonst noch ziemlich — so ganz und gar unverständlich. Auch hätte man neben dem einen griechischen, mindestens ein altindisches Beispiel erwarten dürfen. — Nach allem Vorhergehenden ist auch wohl überhaupt ganz unrichtig die Bestimmung (§. 88), wonach finales n vor anlautenden Palatalen u. s. w. in Anusvâra gewandelt und dabei die dem Anlaut entsprechende Spirans eingeschoben wird. Die Sache verhält sich umgekehrt. Die Spirans erst macht Anusvâra aus dem vorhergehenden Nasal, was, wie sich gleich hinterher zeigt, bei eingeschobenem t vor s — sant sah für san sah — unterbleibt. Mit Bezug hierauf wird dann auch später beim Acc. Pl. (§. 134) bemerkt, dass sich »eine der Urform nahe kommende Bildung auf ams bei darauf folgendem c, ch, t etc. nicht blos bei den a-Stämmen, sondern überhaupt bei allen vocalischen, die in Acc. Pl. auf n ausgehen, erhalten« habe. Abgesehen von jener Urform des Acc. Pl. an sich, haben damit Formen, wie açvâms tatra u. a. nicht mehr zu thun, als etwa ein Locativ asmims oder eine Form der III. Pl. Imperfect oder Aorist, wie abhuvan, âsan vor tatra oder dergleichen Consonanten. Auf Bopp Gr. §. 145 dürfte sich der Verfasser hier um so weniger berufen, je weniger er in vielen andern Fällen wohl dieses Werk zu Rathe gezogen. Wie verhält es sich aber hierbei mit der »Ersatzdehnung«? Vedische Formen (Bopp, vgl. Gr. §. 236, 239) beweisen, dass von einer solchen hier wohl gar nicht mehr Rede sein kann. — Schliesslich werden denn auch »die zwei wichtigsten Veränderungen inlautender Consonanten« erwähnt, nämlich »Gutturalisirung« von Palatalen und »Lingualisirung«, von s und n in den bekannten Fällen (§. 89, 90). Dass diese »wichtigsten« Bestimmungen nach so vieler Eintheilung und technischer — freilich nicht altindischer — Terminologie nachgeschleppt kommen, dürfte ebenso befremden als warum sie die wichtigsten heissen. Nach welchem Masse wird denn doch die Wichtigkeit eines Sprachgesetzes vor dem andern bestimmt? Oder sind Bestimmungen z. B. über die Palatale ch, j, ç vor Wortbildungssuffixen, Casus- und Pronominalendungen, sind diese und manche andere, welche ausgeblieben, so viel minder wichtig, so viel weniger oft vorkommend? Eine Schlussbemerkung vertröstet den Lernenden damit, dass »andere im Innern des Wortes zur Geltung kommende Gesetze in der Flexionslehre ihren Platz finden werden«. — Das ist nun wahrlich ein schlechter Trost für einen Anfänger, der mit diesen ihm lästigen Dingen endlich fertig zu sein glaubt. Liess sich denn nicht noch viel mehr erst später und bei gelegentlicher Anwendung anbringen? Und wenn dies wirklich nicht, wenn wir dem Lernenden

Digitized by Google

dieses Stück Sprachphysiologie sogleich nicht ersparen können und dürfen, so sollte eben auch Alles gegeben werden, Alles in den »Grundzügen«, ohne Rücksicht auf vereinzelte, mehr oder minder subtile Erscheinungen. Und dies Alles liess sich gleichwohl viel kürzer, viel weniger breit und umständlich in viel weniger kurzen Paragraphen erzählen. Die Sprache ist durchsichtig, ihr Lautwandel leicht und bestimmt genug. Und der Lehrende, welcher beides selbst gehörig und gründlich erkannt hat, vermag es auch klar und übersichtlich darzustellen. — Die kurze Elementargrammatik, deren erster Theil mit einem fünften Kapitel »von der Betonung« abschliesst, hat unsern Anforderungen in dieser Hinsicht nicht entsprochen.

Der zweite Theil enthält die Flexionslehre und zwar zuerst »Nominal- und Pronominalflexion«, also die Declination. — Er beginnt mit dem sechsten Kapitel, das »von der Flexion der Substantiva und Adjectiva handelt. Zuerst werden nur Definitionen gegeben: »Jedes indische Wort lässt sich mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit durch Abstreifung aller Bildungssilben — wirklich? — auf einen einzelnen Laut oder einsilbigen Lautcomplex zurückführen. Diese Urbestandtheile der Sprache nennt man Wurzel (√)« §. 97. Aber welche? und was sind »Urbestandtheile«? Ferner: »Aus den Wurzeln entstehen (!) die Stämme (Themata) des Nomens oder Verbums, als das in der Flexion Unbewegliche — wirklich? — als die Träger des Nominal- oder Verbalbegriffes«. (§. 98.) Auf solche Dinge und Verkehrtheiten möchten wir uns hier nicht näher einlassen, sondern nur Eines bemerken, was dazu gehört. Es ist bekanntlich Franz Bopp's grosse und für die historische Sprachforschung ungemein wichtige That, von den Verbalwurzeln die Pronominalwurzeln oder Stämme unterschieden zu haben. Dies scheint dem Verfasser nicht zu genügen. Er will drittens noch »Numeralwurzeln« unterschieden haben, Wurzeln von neun bis zehn Wort- oder Stammformen, die als etwas ausnehmend Besonderes, Unerklärliches erscheinen, bei denen es sich nicht fügen will, dass man ihnen verbale oder pronominale Bedeutung leiht, oder was jener sich sonst dabei gedacht haben mag. — Wie bei Max Müller werden — nach einigen Sätzen über Numeri, Casus, Genera und Accent — zwei Hauptdeclinationen, die consonantische und vocalische, unterschieden, und ebenso zuerst die consonantische behandelt. Nicht aber wie bei diesem nach wandelbaren und unwandelbaren Themen, wird die consonantische Declination vielmehr in eine der »radicalen« und eine der »abgeleiteten« Nomina geschieden, in die Declination der Wurzel- und der durch Suffixe gebildeten Wörter. Den sachlichen Unterschied wollen wir nicht untersuchen. Wissenschaftlicher aber und der Lehre von der altindischen Declination entsprechender und offenbar auch einfacher ist die Unterscheidung, welche Max Müller macht. Auch wird sich ein Anfänger, dem die Wortbildung noch fremd ist, dabei viel leichter zurecht finden. Denn

Digitized by Google

gesetzt auch, er werde Wörter wie vidyut — auch marut (?) — und sonst Composita (§. 106) leicht als Wurzelwörter erkennen, so muss doch nachher wieder die thematische Unterscheidung eintreten, wobei denn eine klare Uebersicht schwer wird.

Nun sind die einfachen consonantisch ausgehenden Wurzelwörter allerdings geeignet, dem Anfänger neben der Kenntniss der Casusendungen zugleich in den verschiedenen hier zur Anwendung kommenden Lautgesetzen zu befestigen. Man mag daher wohl thun, diese noch vor den verschiedenen Declinationen in Betracht zu ziehen und an vorangestellten Paradigmen das Nöthige darzulegen. Andere mögen hier anders verfahren, und anders auch verfährt der Verfasser der kurzen Elementargrammatik. Es werden zuerst die Endungen gegeben (§. 103), und dann die Bildung des Casus vorgenommen (§. 104). Um den Nom. Sgl. von Wörtern zu bilden, wie vâc, diç, dvish, sraj, yudh, gir, kas (gehend) wird zuerst die »absolute grammatikalische Stammform« gesucht, an diese »ursprünglich« die Endung s gesetzt. Allein zwei Consonanten am Ende werden nicht geduldet, die letzte muss abfallen, nur nicht ohne »Ersatz«. Da man indessen im Leben wie in der Sprache nicht allen gleich gerecht werden kann, so wird jene Schadloshaltung, »Ersatzdehnung«, nur denen auf r, — und s (?) — zu Theil. Demnach lauten die betreffenden Nominative: vâk, dik, dvit, srak, yut, gîr, kâs (!). — Das hätte man freilich viel kürzer sagen können, aber dann wäre der Vorgang unerklärt geblieben. Also weiter. Um die vocalisch beginnenden Endungen, z. B. am des Acc. Sgl. antreten zu lassen, muss man wieder auf die »Stammform«, die »etymologische« zurückgehen, und demnach bilden: vâcam, dvisham, giram u. s. f. Dabei kann es indess nicht bleiben. Denn drittens »die mit bh beginnenden Endungen treten an den Nom. Sgl. an und üben auf den Stammauslaut dieselbe Wirkung aus, als wären es selbständige Wörter, z. B. Stamm vâc; Nom. Sgl. vâk; Instr. Pl. vâg-bhis... dvid-bhis, yud-bhis, gîr-bhis, kâ-bhis«. Bei der letzten Form kâ-bhis wird auf §. 75 verwiesen, welcher — von der Elision des initialen a nach finalem ô handelt. Desgleichen endlich tritt die Endung su wieder an den Nom. Sgl. an, daher Loc. Pl. dvitsu, mutsu, vâkshu, girshu und wenn nun der Lernende weiter geht — auch kâs-su. Dies mag genügen. — Der Engländer Halhed hatte vor ungefähr hundert Jahren wohl Recht, wenn er meinte, die Declination des Sanskrit sei unabsehbar schwierig. — Ob aber der Verfasser nicht gewusst, dass der Instr. Pl. von kas (gehend) nicht kâ-bhis, sondern kô-bhis, und der Loc. nicht kâs-su oder kâh-su, sondern kassu, kahsu lautet — da freilich auch der Nom. Sgl. nicht kâs, sondern kas ist — bleibe hier dahingestellt. Aber gewiss hat er nicht kas (gehend) mit kâs (husten) verwechselt, und gewiss hier nicht einen Blick auf Bopp, Gramm. (§. 154) geworfen, die ihn bald eines Bessern belehrt hätte. Ebenso gewiss auch ist die ganze Erklärungsweise des Verfassers falsch, weder wissen-

Digitized by Google

schaftlich überhaupt noch im Besondern sprachwissenschaftlich. Und nicht nur sind daher seine Paradigmen unrichtig geworden, sondern er hat sich auch den Standpunkt für die folgende Vergleichung der klassischen Sprachen verkehrt. Denn Nom. Sgl. griech. ops und lat. vox muss daher dem jüngeren altind. vâk (für vâcs) als auf gleicher Stufe gegenübergestellt werden. — Vollständiges hierüber biete »Schleicher, Compend. §. 246 ff.« — Es ist das Kapitel über »die Bildung der Casus«, worauf der Verfasser verweist, darin wir aber dergleichen Verkehrtheiten nirgends angetroffen. Weit entfernt daher, diesen als Beleg oder Rückhalt zu dienen, hätte der Verfasser dieses Werk, worauf er verweist und vorbereiten will, wirklich studiren sollen, um es als »den leitenden Faden« festzuhalten und er würde schwerlich auf jene Irrthümer und absonderliche Erklärungsversuche gekommen sein.

Weiter begreift die »Declination der abgeleiteten Nomina« — um auch diese in etwa anzusehen — nach Massgabe »ihres consonantischen Ausganges«: drei Gruppen von Nominalstämmen: S-Stämme, Nasalstämme und Stämme auf ant (§. 107). Als charakteristisch wird hier »die Unterscheidung zwischen schweren und leichten Casus« hingestellt (§. 108). Bei aller Bedeutung des Gravitationsgesetzes, wie es Franz Bopp gefunden, für den Lautwandel, bleibt doch immer misslich zu sagen, inwiefern diese oder jene Casusform schwerer oder leichter als die andre zu gelten hat. Vorzüglicher scheint es daher, ebenfalls mit Franz Bopp u. A. von »starken« und »schwachen«, beziehungsweise mittleren Formen zu reden, anschliessend an die bekannte Unterscheidung von Anga, Pada und Bha der indischen Grammatiker. Man hat dabei den Vortheil, nicht bald von schweren und leichten, bald wieder von Schwächung, starken und schwachen Formen reden zu müssen (§. 117). Bei den S-Stämmen zeigt sich zuerst nun wieder, dass »die Casus sich nicht hinsichtlich ihres Gewichtes unterscheiden«. Doch wollen wir über diese und die andern consonantischen Declinationen hiermit kurz hinweggehen, wie Manches auch hier noch zu erinnern bleibt. Dass der Anfänger also noch nicht in den Stand gesetzt wird, alle consonantisch ausgehenden Wörter richtig zu decliniren, dürfte jedem Kenner des Sanskrit auf den ersten Blick einleuchten.

Mit der Declination der Nomina auf ar — Suffix tar (tri) — Verwandtschaftswörter und Nomina agentis (§. 122) enthaltend, beginnt nach einigen Vorbemerkungen die zweite Haupt- oder vocalische Declination. Die Flexion dieser Stämme soll nämlich »den Uebergang von der consonantischen zur vocalischen Declination« (§. 120) bilden. Nach dem Verfasser gehören diese Wörter aber ebenso entschieden zur vocalischen Declination, als sie von Andern zur consonantischen gezählt werden, schon darum, weil die thematischen Unterschiede starker und schwacher Form nirgend klarer hervortreten. Wie aber mag nun der Verfasser erklären: »der Abl. und Gen. Sgl. müsste eigentlich auf tar-as ausgehen«, — daraus durch Abfall der Endung und

Digitized by Google

Schwächung des Suffixvocals t-ur geworden? (§. 123.) Hier wäre es wohl wieder gerathen gewesen, Bopps Gramm. (§. 174 b) anzusehen, wo auch die altbaktr., oder auch Schleichers Comp. (§. 252), wo ebenfalls die von Benfey angezeigten vedischen und die von Lassen gegebenen prâkritischen Formen angeführt werden. Die beiden svasar und naptar werden unter die Anomala (§. 142) versetzt, weil ihre Declination den Nom. ag. folgt. Diese nun, heisst es, haben târ in den Casus, in welchen die Verwandtschaftswörter tar zeigen (§. 124), — also müsste demnach auch Loc. Sgl. datâri und nicht wie richtig angegeben dâtari, pitari lauten. Auch kleine Unaufmerksamkeiten, wie dieses, sollten in einer Grammatik für Anfänger nicht vorkommen.

Wie Franz Bopp es in der ersten Ausgabe seiner Grammatik, und neuerdings wieder Max Müller gethan, so werden gewöhnlich die Stämme auf i, u, ebenso die auf ì, û, je zu einer Declination zusammen genommen. Mit gutem Grunde, denn die Analogie derer auf i, u ist in allen Casus und den verstärkten Nebenformen des Dat. Gen. Loc. Sgl., in den gunirten Formen des Gen. Voc. Sgl., im Nom. Acc. Voc. Dual., in der Einschiebung eines Nasals, auch in dem âu (aus avi nach Schleicher) des Loc. Sgl., kurz in Allem durchgreifend. Gleiches gilt von den ein- und mehrsilbigen auf ì und û. — Was den Verfasser bewogen hat, es anders zu machen und die auf i ì und u û je gesondert zusammen zu stellen, ist schwerlich abzusehen. Wenn der Lernende durch ihn ohnehin kaum in den Stand gesetzt, die hierher gehörigen regelmässigen Wörter zu flectiren, auch abgesehen von den einsilbigen Wurzelwörtern auf ì, û, damit componirten Adjectiven, Femininen und Neutren, mit ihren besondern Casusformen, so lässt sich doch wohl nicht annehmen, dass er es dem Anfänger hat schwer machen wollen. So mag er es denn selbst wohl anders und besser gewusst haben. Dazu kommt noch, dass der Verfasser sich überall gezwungen sieht, im Voraus auf seine Declination der Stämme auf â zu verweisen, gewiss ein Uebelstand in einer Elementargrammatik. Die Flexion dieser Nominalstämme auf a und â ist bei dem Verfasser die vierte vocalische Declination und entspricht »der sogenannten zweiten« von griech. und lat. Wörtern. Anstatt nun aber, wie es auch Max Müller gethan, einfach ein Paradigma — wie çivas, çivâ, çivam gleich bonus, bona, bonum — voranzustellen, wird hier nach einer Uebersicht der Endungen, eine, wie es scheint, ziemlich willkürliche und wenig plausibele Erklärung derselben vorausgeschickt (§. 134, 137). Z. B. Instrum. e-na entstanden aus a-i-na. Der Hilfsnasal erweitert sich zu in; diese Erweiterung bewirkt eine Verkürzung der Endung â«. Dann: »Dat. é wird distrahirt zu ay; y begünstigt die Verlängerung des vorausgehenden a; das schliessende a ist ein unorganischer Zusatz.« U. s. f. Woher weiss der Verfasser dies Alles? Aus dem was bei Schleicher Comp. §. 258, 255 u. a. O. steht, scheint dieses gelehrte Wissen doch nicht hervorzugehen. Und ob endlich die bemerkte

Digitized by Google

»häufige Anwendung des i injectivum« ein sehr glücklicher Einfall war, bleibt auch wohl noch dahingestellt. Es ist aber gar nicht gut damit, wenn der Verfasser etwa meinte (s. Vorr.): Andere mögen eben anders erklären. Was jeder Andere anders nehmen kann, — Zweifelhaftes soll in einem Elementarbuche nicht vorkommen. Auch handelt es sich hier für den Lernenden nicht darum, des Verfassers eigenthümliche Ansichten, sondern die Formen des Sanskrit kennen zu lernen. Dieser vierten vocalischen Declination sollten sich »noch einige nicht zahlreiche Diphthongstämme auf ô, âi und âu anschliessen«, welche dann aber zuletzt unter die s. g. unregelmässige Declination versetzt erscheinen (§. 146). Auch diesen wenigen Stämmen darf man unbedenklich, wie es Bopp u. A. früher gethan, eine besondere Declination anweisen. Grade diese eignen sich, dazu einen Uebergang von der vocalischen zur consonantischen Declination abzugeben. Ebenso unbedenklich darf man die Stämme auf a â als erste vocalische Declination ansehen, denn nicht allein gehört dahin die grösste Mehrzahl altindischer Nomina, wesshalb sie dem Lernenden zuerst und zumeist begegnen, sondern es zeigen sich auch bei ihnen die Flexionsendungen in ihrer ältesten Gestalt; die einzelnen Abweichungen aber, welche durch Verbindung derselben mit dem Thema entstehen, sind doch nicht der Art, dass sie nicht dem Gedächtniss sogleich anvertraut werden dürften. Dieser ersten vocalischen würde dann als zweite die Stämme auf i, u, als dritte die auf ṛ û, als vierte endlich die auf Diphthonge zu folgen haben. Eine fünfte Declination müssten alsdann die consonantisch ausgehenden Stämme, mit Einschluss derer auf ar (r), ausmachen, welche — entsprechend der dritten lat. oder griech. — in die gehörigen Unterabtheilungen zu bringen sind. Diese aber würden auch für die Anomalien einer unregelmässigen Declination nur wenig mehr übrig lassen. Bei dem Verfasser nehmen dieselben keinen geringen Raum ein, etliche fünfzig einzelne Nomina, und würde ihre Anzahl bei einiger Vollständigkeit noch leicht bedeutend vermehrt werden können. Anomala haben für den Lernenden immer etwas Schwieriges. Eine grosse Anzahl derselben in einer Sprachlehre bedeutet entweder, dass man die Sprache noch ungenügend kennt, oder dass sie wenig Analogien aufzuweisen hat. Letzteres lässt sich vom Sanskrit nicht wohl behaupten. Die Unregelmässigkeit in der Declination betrifft nur wenig die eigentlichen Casusendungen. Abgesehen nämlich von den wenigen und selten vorkommenden vocalisch ausgehenden Wurzelwörtern, welche der consonantischen Declination folgen, lässt sich alles hier zurückführen auf das eine oder andere Defectivum, auf etliche s. g. Metaplasta (Max Müller §. 214) und auf noch einige andere, deren starke oder schwache Casusformen eigenthümliche, thematische Veränderung erleiden, d. h. eigene Themen voraussetzen. Und dies Alles lässt sich den verschiedenen Declinationen leicht anreihen.

Digitized by Google

Ein besonderes Kapitel, das siebente, handelt nun »vom Adjectivum«. Was die Declination betrifft, so ist allein eine Bemerkung über die möglichen Maskulinformen einiger Casus, — bekanntlich des Dat., Abl., Gen., Loc. Sgl. und Gen. Loc. Dual. — von neutralen auf i und u ausgehenden Stämmen nöthig (§. 251 vgl. Bopp, Gr. §. 215). Auch dies liess sich wohl bei der Declination der betreffenden Nominalstämme überhaupt anbringen. Die gelehrte Unterscheidung, welche unter dem Titel »Motion des Adjectivs« (§. 147—50) von »monothematischen und bithematischen« Adjectiven gebracht wird, konnte hier, wie es scheint, füglich unterbleiben, nachdem früher in der Declination der Nomina überhaupt davon keine Rede gewesen. Wozu denn aber, möchte man fragen, dieses Capitel? Offenbar, um einige Declinationsformen anzubringen, welche wir früher vermissten, — nächst den erwähnten Formen einiger Neutra, der Declination von mahant (§. 152), die Anomalien derer auf anc anvanc etc. (§. 152) und noch vier »unregelmässiger Wurzeladjectiva« — prâch, nah, yuj und han (§. 154). Sicherlich, dies Alles konnte oder sollte in der Declination der Nomina überhaupt seine Stelle finden. So bliebe denn allein die Comparation der Adjectiva übrig, ein anderes Stück, das die beiden »Arten der Adjectivsteigerung« darstellt (§. 155—66). Das mag angehen. Will man jedoch die Steigerung als eine Art Flexion ansehen, so betrifft doch auch diese obzwar vorzüglich, so doch nicht die Adjectiva allein, sondern bekanntlich auch Nomina überhaupt, auch Pronomina und Adverbia. Kurz und beiläufig hier bemerkt, wer die Comparation in die Lehre von der Wortbildung und eben dahin auch das dritte Stück, »Adverbialbildung« genannt, die Lehre, dass »das Neutr. Sgl. jedes Adjectivs als Adverb gebraucht werden kann« (§. 167) versetzte, würde nicht grade das Gewöhnliche wählen, aber weder unsystematisch noch unmethodisch verfahren. Gleichgültig aber scheinen diese Dinge nicht zu sein, wenn man einmal »sprachwissenschaftlich« und nicht nach der Norm älterer Grammatiker zu Werke zu gehen sich vorgenommen hat.

Indessen zeigt auch das folgende Kapitel »vom Pronomen« handelnd, dass bei Eintheilung und Anordnung die letztere Rücksicht vorherrschte. So sind nach einigen Bestimmungen über die Pronominaldeclination überhaupt (§. 168) die Pronomina personalia aufgestellt (§. 169), doch nicht ohne »sprachwissenschaftliche« Erklärungen (§. 170—72). »Nom. Sgl. ahám vielleicht für agham (lat. ego, griech. ἐγώ) und dies für ma-gham (γε)« — die bekannte Benfey'sche Ansicht, gegen welche so Vieles spricht, dass ihr wohl die wenigsten noch zugethan sein dürften. Nach den »Possessiven« — einschliesslich das reflexive sva — (§. 173) sind die Demonstrativa — tat, etat, tyat, idam, adas (§. 173—78), das Relativum ya, Interrogativum ka, ki, die Pronomina indefinita, correlativa (179—82) und endlich an siebenter Stelle die Pronominaladjectiva (§. 183) aufgeführt, diese letzteren dürftig und unvollständig genug. — Nun scheint

Digitized by Google

es gerechtfertigt, die Declination der Zahlwörter, welche das neunte Kapitel behandelt, derjenigen der Pronomina folgen zu lassen, inwiefern die Flexion von êka die Kenntniss der letzteren voraussetzt. Wenn dieser demnach die Declination auch der übrigen Numeralia, natürlich der Cardinalia folgt, wie es geschehen (§. 188—92) so wird eben dadurch allerdings zugleich eine Mittheilung aller Zahlwörter nebenher nöthig gemacht. Im Gewöhnlichen und ebenso auch hier ist diese Mittheilung in erster Reihe berücksichtigt, obwohl auch dies offenbar wieder nicht zur Flexionslehre, sondern soweit es die Bildung und Zusammensetzung der Zahlausdrücke, soweit es überhaupt Grammatisches betrifft, zur Wortbildung gehört.

Ein zehntes Capitel endlich ist »Indeclinabilia« überschrieben und zählt die Präpositionen, Adverbia und Conjunctionen auf. Das Ganze ist auf nahezu anderthalb Seiten abgethan, klein gedruckt, wohl um die geringere Wichtigkeit der Partikeln anzudeuten. — An Eintheilungen hat es der Verfasser indessen nicht fehlen lassen. Die »eigentlichen« Präpositionen sind nach ihrer Verbindung mit einem oder mehreren der Casus in zehn Partien gebracht. »Das Verzeichniss — heisst es dazu — lässt sich noch erweitern durch Aufnahme einer Anzahl Adverbien, die einen bestimmten Casus bei sich haben; z. B. alam genug mit, mit c. instr. oder dat.« Ist denn etwa dûram, fern von, oder antikam, nahe bei (§. 197 Nr. 10) von so sehr anderer Art? Oder wodurch unterscheiden sich Adverbia und Präpositionen? Finden wir doch gleich darauf als »selbständig erscheinende« Adverbia (§. 199) dieselben wieder, welche vorher als Präpositionen aufgeführt wurden. In acht Partien, als copulativae, disjunktivae etc. werden dann drittens die Conjunctionen vorgeführt, je zu drei oder vier Wörtern, mit je einem nachfolgenden »U. s. w.«, das auch den zuletzt kommenden nicht abgeht, denen welche «fast expletiv gebraucht« werden. Doch genug.

Wir kommen zur andern Abtheilung der Flexionslehre, der »Flexion des Verbums«. Auch hier wie bei der Declination wird die Bemühung des Verfassers sogleich ersichtlich, seine kleine Grammatik des Sanskrit so gut als möglich über den Leisten der griech. und lat. Grammatik zu schlagen, möglichst auch wohl nach der trefflichsten und besten griech. Grammatik zu arbeiten. Das ist nun an sich nichts Schlimmes, sofern man nur bedenkt, dass diese eine gründliche Kenntniss auch des Sanskrits voraussetzt, sich dabei klar geworden, wie solches Redressiren unter Umständen gradezu noch Schlimmeres als Rückschritt werden kann. Am leichtesten, auch wohl am unschuldigsten war hier noch, was bloss die Namen der Tempora und Modi angeht. Statt Parasmâipadam und Atmanepadam liess sich Activum und Medium, statt Bopps einförmiges und vielförmiges Augmentpräteritum allerdings kürzer Imperfect und Aorist sagen und die Formen dieses letzteren sich auch, wie bei Curtius, als »starken« und »schwachen« Aorist unterscheiden; endlich musste

Digitized by Google

nicht allein der sonst sogenannte Potential, sondern auch der Precativ oder Benedictiv dem bekannteren Namen Optativ weichen. Der Verfasser wollte es nun einmal in allen Stücken anders, leichter und besser machen, als die früheren, also mussten auch die Namen andere, bekanntere und bessere werden. Fragen darf man dabei natürlich, ob er jenes vermocht, und zu diesem in einem Elementarbuche das Recht gehabt.

Den Anfang machen hier eine Anzahl »Vorbemerkungen« (§. 201—13), die Numera, Genera, Tempora und Modi unter jenen Namen vorzuführen. Die Tempora namentlich werden wie in der griech. Grammatik in Haupt- und historische Tempora unterschieden, und zu jenen Präsens, Perfekt und die beiden Futura, zu diesen Imperfect, »starker und schwacher« Aorist und Conditionalis gerechnet. Dass sich die Tempp., oder vielmehr Tempp. und Modi in Anbetracht ihrer Personalendungen im Sanskrit wie im Griech. und nachweisbar wohl auch in andern verwandten Sprachen in zwei Gruppen bringen lassen, ist nichts Neues. Ob aber die gegebene Bezeichnung von Haupt- und historischen Tempp. mehr als blosse Gefälligkeit gegen Hergebrachtes und »sprachwissenschaftlich« zu begründen ist, bleibt doch dahin gestellt. — Die Modi angehend werden Potential und Precativ, wie gesagt, als Optativ, ersterer dem Imperfect, letzterer dem Aorist zugeschrieben (§. 205), — eine Neuerung, wie man sie und noch dazu in einer Elementargrammatik so ohne Weiteres schwerlich erwartet.

Franz Bopp hat den altindischen Potential bekanntlich ohne Tempusunterschied hingestellt, nur dass zu ihm sich der Precativ ebenso wie im Griech. der Optativ des zweiten Aorist zu dem des Präsens verhalte (Vgl. Gr. §. 705); desgleichen spricht Schleicher kurzweg von einem (altind.) Opt. Praes. und Opt. Aor. (Compend. §. 290). Nach Gründen, die den Verfasser der kurzen Elementargrammatik anders bestimmt, mögen wir weiter nicht forschen. Wenn nun ferner Participia, Verbaladjectiva und Verbalsubstantiva der Conjugation angehören, so kommt dies wieder auf Rechnung der althergebrachten lat. und griech. Grammatik. Nach schematischer Aufführung der Personalendungen (§. 206—8), — wobei natürlich eine »vergleichende Zusammenstellung der indogerm., griech. und lat. Personalendungen« mit einigen Bemerkungen nicht fehlen durfte — wird für die Tempusbildung zunächst auf den Unterschied von Präsensstamm und Verbalwurzel aufmerksam gemacht, in einer Art, wie dem Anfänger schwerlich noch Etwas klar wird (§. 209). Die Wurzeln werden hierauf nach ihrem Auslaute in vocalische und consonantische geschieden, wobei sich der Verfasser durch Schleichers Vorgang bewogen findet, statt der Wurzeln auf â, ê, âi und ô bei den indischen Grammatikern nur solche auf a anzunehmen (§. 210). Die »Bildung der Modi« (§. 211) angehend heisst es dann: »Das Moduszeichen des Conjunctivs ist â« — denn wie sollte auch das Sanskrit nicht seinen Conjunctiv haben müssen? — »das des Optativs

Digitized by Google

yâ oder ı« — denn was bedarf es mehr um griech. $\iota\eta$ = i, lat. ie = ı« vergleichen zu können? — Vgl. übrigens: »Der Optativ hat das Moduszeichen i, vor vocalisch anlautenden Endungen y.« (§. 215, 5). — Und wenn endlich die Conjugation des Verb. subst., der Wurzel as, hier gleich vorauskommt (§. 213), so ist auch dies durch den Vorgang der älteren »classischen« Grammatiken begründet. Genug.

Mit dem elften Capitel nun — »vom Präsensstamm und den von ihm abgeleiteten Formen« — beginnt die Conjugation der sonst sogenannten Specialtempora. Die Klassen der indischen Grammatiker werden zwar beibehalten, doch daneben in besonderer Weise vertheilt. Sogleich anfangs (§. 214) zur ersten Klasse heisst es: »Die Wurzeln auf a schieben bei der Bildung des Präsensstammes, um den Wurzelauslaut a mit dem Suffix a zu vermitteln, die Halbvocale v oder y ein — dieselben werden später (§. 352) kurzweg »Bindevocale« genannt. — Vor y geht dann zuweilen das radicale a in â über. Zur Erklärung dieser Präsensformen lässt der indische Grammatiker die Wurzeln auf e, âi, ô ausgehen (vgl. §. 210).« — Diese Regel hat dem Verfasser offenbar viel zu schaffen gemacht (Vorr. p. XI.). Seine Beispiele sind: »hva (hve) rufen, gla (glâi) matt sein, jya (jyô) geloben; »Präs.-Stamm hva-y-a, glâ-y-a, jya-v-a.« Bekanntlich hat schon Boentlingk diese Wurzeln als solche auf â bezeichnet, »die nach der 4ten Klasse gehen« (Sanskrit-Chrestom. p. 280). Der Verfasser, welcher sie nach Schleichers Vorgang als auf a auslautend annahm, stellt sie aber nicht zur vierten, sondern zur ersten Klasse, wie »der indische Grammatiker«, den er doch zu verbessern gekommen. Doch nicht genug. Seine ganze Lehre von der Einschiebung eines v beruht auf der Wurzel jyô, welche allein solches Thema auf va hat, aber — nicht einmal Sanskrit — einzig bei Vôpadeva begegnet (Vgl. Westergaard Radices pag. 84) und Petersb. Wörterbuch s. v.). So ist dieser wohl nicht »der indische Grammatiker«, der hier verbessert werden soll, oder vielmehr der Verfasser hat weder diesen noch einen andern gekannt oder zu Rathe gezogen. Wir kommen auf die Klasseneintheilung wieder zurück. Zunächst werden die Wurzeln der ersten, sechsten, vierten und zehnten Klasse behandelt, und bei jeder die Regeln ihrer Flexion voraus, die Flexion selbst allmählich verkürzt nachgeschickt (§. 214—224). Hierauf werden »die gemeinsamen Flexionseigenthümlichkeiten der noch übrigen sechs Klassen« vorgeführt (§. 225). Wir können was dieses Vorausschicken von Regeln, was als im Besondern »charakteristisch« das Gewicht der Personalendungen angeht, auf das zurückweisen, was früher bei der Declination darüber bemerkt wurde. Nach Behandlung der zweiten und dritten Präsensklasse heisst es von den vier letzten, sie haben »die gemeinsame Eigenthümlichkeit, dass zur Bildung des Präsensstammes Nasallaute verwendet werden« (§. 238). Nun wissen wir freilich, dass Schleicher (Comp. §. 293) bei der Bildung von Präsensstämmen »durch Suffixe

Digitized by Google

mit conson. Elementen« an n u n a, drittens n a, verkürzt n als »Infix« — Einfügung in die Wurzel selbst — anschliesst und dies seiner Ansicht nach bereits für die indogermanische Ursprache ansetzt. Dies bleibe dahingestellt. Hier aber handelt es sich nicht um Vermuthungen, nicht um Indogermanisch, sondern um Altindisch. Und da ist es für die Conjugation etwas ganz Anderes, was wir bei der siebenten, als was wir bei der fünften, achten und neunten Classe als Charakterzeichen sehen, abgesehen auch davon, dass ein Drittheil der dorthin gehörigen Wurzeln ihren Nasal auch in den allg. Tempp. behalten, also wurzelhaft zeigen. Das Thema der siebenten Präsensklasse ist nur in den starken Formen zweisilbig, was es durchgängig in den andern ist, wo die Personalendung nicht wie dort unmittelbar an die Wurzelfinalis tritt. Eben darum würde die siebente Klasse sich wohl weit eher und für das Verständniss der Lernenden auch angemessener der zweiten und dritten als den andern anschliessen. In der »dritten Nasalklasse, achten Präsensform der indischen Grammatiker« geschieht es nicht, wie der Verfasser sagt (§. 244), »dass der Nasal der Bildungssilbe mit der Wurzel verwächst« — sondern er ist und bleibt mit ihr »verwachsen« Die Wurzeln nehmen keinen Nasal mehr an, und eine »Wurzel ta strecken«, die sich zu tan erweitert, existirt nicht, so wenig als kha, sa ohne Endnasal. Insofern fallen also die achte und fünfte Präsensform nicht zusammen, sondern nur formal, inwiefern ausser kar das Thema ein gleiches wird. Dass aber dieses im Vedadialekt und Zend wirklich nach der fünften Klasse geht, machte es, wie Bopp (Gramm. §. 343) bemerkt, wahrscheinlich, dass beim Zusammentreffen des finalen n der Wurzel und des etwa folgenden u der Charaktersilbe eines unterdrückt wurde. Ein Blick auf die bezeichnete Stelle, auf die weitere Geschichte der hierher gehörigen Wurzeln würde dem Verfasser eine andere Anschauung gegeben haben. — Wie die zweite, dritte und siebente, liesse sich nun allerdings auch die fünfte, achte und neunte Klasse zusammen nehmen. Was aber, um auch dies nur noch zu bemerken, die stets vorangestellte algebraische Formel für jede Präsensform, z. B. Präs.-St. $= (\surd)^2 + a$ oder für »die erste Nasalklasse Präs.-St. $= {}^1/_2\surd n\, {}^1/_2\surd$ oder ${}^1/_2\surd n\, a\, {}^1/_2\surd$« u. dgl. m. dem Lernenden nützen sollen oder können, möchte jeder Andere als der Verfasser nicht sogleich einsehen. Um nicht gar zu weitläufig zu werden, wollen wir auf bemerkte Einzelheiten hier nicht eingehen, auch über die Art, wie der Verfasser im zwölften und folgenden Kapitel seinen »starken« und »schwachen Aorist« und dessen »Optativformen« behandelt, hier hinweggehen, nicht weiter auch über die andern sonst so genannten allgemeinen Tempora uns verbreiten.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Elementarbücher des Sanskrit.

(Schluss.)

Im vierzehnten Capitel vom »Perfectum« macht zunächt das Umspringen des Verfassers mit der Terminologie einen wunderlichen Eindruck. Bald werden deutsche bald anstatt der üblichen andere, neue und gelehrte Bezeichnungen, wie nach Belieben, gewählt. In einem besondern Abschnitt »von der Steigerung des Perfectstammes« tritt zu der »ersten« und »zweiten« (Guna und Vriddhi) eine dritte »unregelmässige Steigerung« hinzu, bestehend in dem âu der I. und III. Perf. Sing. Act. der »auf a auslautenden Wurzeln« (§. 264). Behufs der Flexion werden die Wurzeln in consonantische und vocalische eingetheilt. »Wurzeln mit inlautendem a — heisst es von den ersteren — auslautendem und anlautendem einfachen Consonanten schwächen in den nicht gesteigerten Formen a zu i, werfen den anlautenden Consonanten aus und contrahiren a+i regelrecht in ê, z. B. tan; Perfectst. tatan; durch Schwächung tatin; Abwerf. des Anl. ta-in = ten.« (§. 266). Woher hat dies der Verfasser? Nicht nach Bopp (Vgl. Gr. §. 605), noch nach Schleicher (Comp. §. 291), der das vedische tatnire (III. Pl. Med,) anführt, ist seine Erklärung zu rechtfertigen. Wenn nach Ausstossung des zweiten t nun tanirê aus tatnirê, und jenes nach Schleicher durch Ersatzdehnung gar zu tênire wird, wo ist da die angegebene Schwächung? — »Die Wurzeln auf ar mit den Nebenformen ri rî werden hier im Gegensatz zur Declination (§. 122), da die Nomina auf ar zur vocalischen gehörten, zu den consonantischen gerechnet (§. 267). Der Verfasser meint sich die Dinge eben nach Belieben bald so bald anders zurecht legen zu können. Was einigermassen übersichtlich erscheint, sind seine Paradigmata. Und es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, wie er vielleicht viel Verdienstlicheres geleistet, hätte er sich allein darauf, auf freilich richtige Paradigmata, beschränkt. Ueber das folgende Capitel, welches das »Futurum simplex« — nach des Verfassers neuer Benennung — den Conditionalis und das Futurum periphrasticum behandelt (§. 271—76), wollen wir ohne Weiteres wieder hinweggehen. Das nächste, sechszehnte, soll »das Passivum« kennen lehren. »Der Passivstamm weicht zum Theil vom Medium ab« — inwiefern der »Präsensstamm nach der vierten Präsensform gebildet« — Formel = √+yá — erscheint. Aber eben darum, eben weil es sich nur um thematische Veränderung handelt, sei, sollte man glauben, auch aller Grund vorhanden, das Passivum wie das Causativum, Inten-

Digitized by Google

sivum als abgeleitete Verbalform, oder wenigstens gar kein Grund, es anders zu betrachten und hier dem Beispiele der griechischen und lateinischen Grammatiker zu folgen. Doch ist es jenes nicht allein. Nach dem Verfasser kommt noch zweitens der »Aoristus Passivi« in Betracht. Worauf es dabei ankommt ist bekanntlich allein die III. Sgl. Aor. nach deren verkürzter Form sich dann analoge, — secundäre — Formen, — nach Max Müller (§. 411) eigentlich Denominative — auch für die andern Personen des Aorist, für Futur, Conditionalis und Precativ, namentlich bei vocalisch ausgehenden Verben möglich werden. Der Verfasser glaubte die Sache aber anders nehmen zu müssen. Nach ihm besteht ein Aor. I und Aor. II Passiv; jener »lautet gleich dem Aor. Med. (1. 2. und 4. Form) mit Ausnahme der II. Pers. Sgl., die in passiver Bedeutung nicht gebräuchlich ist; dieser hat bei consonantischen Wurzeln »erste«, bei vocalischen »zweite Steigerung«, Dehnung des »inlautenden« a (bei einfachem Schlussconsonanten u. s. w.), kurz die Eigenheiten, welche sonst der besonderen Form der III. Sgl. zugeschrieben werden. — Erst eine klein gedruckte Anmerkung des nachfolgenden Paragraphen belehrt den Anfänger, dass »consonantisch auslautende Wurzeln nur die III. Sing. Aor. II Pass. bilden, vocalische Wurzeln und Wurzeln auf ar(ri) sämmtliche Formen des secundären Aorist bilden können.« — Wahrlich, ein absonderliches Verfahren, sich die Dinge so zurecht zu legen; das heisst nicht sie vereinfachen und erklären, sondern sie umkehren und verdunkeln. Wie in Max Müllers Grammatik, wo dieser Gegenstand, wie bemerkt, in ganz anderer Weise behandelt worden ist, hierauf die Lehre von den Participien, Gerundien und Infinitiven folgt, so lässt nun auch der Verfasser im nächsten Capitel unter dem Titel »Partizipialien« erstlich »Partizipia«, dann »Verbaladjectiva« und endlich »Verbalsubstantiva« folgen. Wir wollen hier nur bemerken, dass jener, Max Müller, der Wortbildung keinen besondern Abschnitt eingeräumt hat, wohl aber der Verfasser der kleinen Elementargrammatik. Uebrigens scheint der letztere jenem auch im Einzelnen hier besonders gefolgt zu sein, namentlich was die praktischen — aber freilich wieder nicht »sprachwissenschaftlichen« Bildungsregeln jener Formen betrifft, so dass dieser Abschnitt bei ihm fast wie eine Art von Auszug aus dem Müller'schen Handbuche erscheint. — Das folgende achtzehnte Capitel enthält ein »Verzeichniss der wichtigsten Verba anomala.« Wir brauchen nicht zu wiederholen, was wir bereits bei der Declination bemerkt haben. Auch hier musste wohl, was vorher nicht anzubringen und recht oder schlecht fehlen geblieben war, in alphabetischer Ordnung als unregelmässig nachrücken. Der Schüler mag nun sehen, wie er diese »wichtigsten« Verba anomala und ihre Conjugation, 109 und mit den nachgetragenen »Pseudowurzeln« (§. 301) 114 an der Zahl, sich zu eigen macht, der Verfasser aber wie er sich hier mit dem Beispiel der lateinischen oder griechischen Grammatiker trösten oder rechtfertigen kann. Mit

Digitized by Google

einer Uebersicht über die Formen des Verbums in der III. Singularperson« ist der zweite Theil, die Flexionslehre, geschlossen.

Der dritte Theil umfasst auf wenigen Seiten die Lehre von der Wortbildung. Von zwei Capiteln behandelt das erste (neunzehnte) die einfache Wortbildung — „durch den Antritt von Suffixen" —, das andere die Zusammensetzung, Composition. Jenes zerfällt abermals in zwei Abtheilungen, davon die erste „abgeleitete Verba", die andere „abgeleitete Nomina" betrachtet. Als aus „Verbalwurzeln abgeleitete Verba" bleiben dem Verfasser, nachdem die Passive einmal glücklich überwunden sind, nur „1. die Causativa, 2. die Desiderativa und 3. die Intensiva (auch Frequentativa genannt)" übrig. Man kann sich über Weitläufigkeit in der Behandlung dieser Formen nicht beklagen. Eine Menge selbst allgemeiner Bestimmungen über das Causativum, alles Nähere über die Reduplication der Desiderativa und Intensiva — bis auf die eine oder andere algebraische Formel, wie „Desiderat. $= 2 \times \sqrt{}^2 + i + sh$", bis auf einige kurze Sätze, wie „in dem Falle, dass das Desiderativ-s ohne Bindevocal antritt ... bleibt die Wurzel ungesteigert und inclinirt zur Schwächung" bis auf „einige wichtige Anomala" — bleibt das Meiste und mitunter gerade „Wichtigste" einfach unberücksichtigt. Es ist eine Art von Halbheit in dieser Darstellung, die geradezu verletzt, und es hiesse, die ganze Lehre dieser Formen darstellen, wollte man auf älle Mängel näher eingehen. — An vierter Stelle nun, als „aus Nominalthemen abgeleitet", kommen klein gedruckt die „Denominativa" nachgerückt. Ihre Darstellung ist in wenigen Zeilen abgethan. Und doch scheinen diese Bildungen, womit wir die Lehre von der Flexion, den zweiten (resp. den dritten) Theil einer Sanskritgrammatik abschliessen würden, von der grössten Bedeutung, ja, geeignet, über die ganze vorhergegangene Lehre ein helles Licht zu verbreiten. Dies möge genügen. Die „abgeleiteten Nomina" erscheinen nun ebenfalls im Minuskeldruck, wieder wohl, um die geringe Wichtigkeit dieses Abschnitts anzudeuten. Die ganze Betrachtung derselben (§. 323) besteht denn auch in nichts Anderem, als in einigen Bestimmungen über „primäre und secundäre" Suffixe, einigen Wohllautsregeln, die bei den letzteren in Betracht kommen, und endlich einer Tabelle, darin eine Anzahl von Suffixen — „Suffixe ohne Steigerung, mit I., mit II Steigerung" — alphabetisch geordnet aufgeführt werden. Ein beigefügtes s oder a soll andeuten, „dass das Suffix Substantive oder Adjective bildet." Beispiele fehlen gänzlich. Noch sind „III Abgeleitete Adverbia" (§. 324) zur Sprache gebracht, und als die „wichtigsten" Suffixe hierbei: tas, tra, tham, dâ, ças und stât (vergl. übrigens Bopp, Grammatik §. 584, 74) angeführt. Zu einem Gegenstande seines Studiums scheint der Verfasser diese Dinge gerade nicht gemacht zu haben. Im letzten Capitel endlich — „von der Zusammensetzung" — schliesst sich der Verfasser „dem indischen Grammatiker" an, dessen „sechs Arten der Nominalcomposition" er als: Composita copulativa, determinativa, objectiva

Digitized by Google

(tatpurusha), collectiva, possessiva oder attributiva und adverbialia (§. 326—335) vorführt. Nachdem jede Art derselben einzeln betrachtet worden, folgen noch einige „allgemeine Bemerkungen über die Composita" (§. 336—341) — darunter auch die, dass „die pers. Pronomina als erste Bestandtheile eines Composit. den Stamm durch t erweitern, daher madguna meine Tugend" u. s. w. — eine verwunderliche Bemerkung. Ueberhaupt entspricht, wenn auch nicht grade in räumlicher, so doch in aller andern Hinsicht dieser dritte und letzte Theil vollkommen den übrigen Theilen der kurzen Elementargrammatik. Wovon wir aber in dem Bisherigen noch wenig oder gar nicht gesprochen, ist die „vergleichende Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen." — Franz Bopp hat in seiner Sanskritgrammatik, wo es ihm gut und passend schien, auch verwandte Sprachformen in Betracht gezogen. Bei ihm ist dies leicht zu erklären. Dennoch hat er des Guten wohl mitunter zu viel gethan und nicht ganz mit Unrecht wird getadelt, dass er dem Anfänger zuviel gegeben. Der Verfasser der kleinen Elementargrammatik — wenn der Vergleich gestattet ist — hat, wo er immer konnte, in ganzen Paragraphen „die classischen Sprachen" herangezogen. Um durch Bekannteres Unbekanntes näher zu bringen, sollte sein Buch schon ein Stück vergleichender Grammatik sein, eine Vorbereitung zu Schleichers Compendium. — Nicht selten geschieht, dass wer zuviel erreichen will, gar nichts erreicht. — Der Anfänger soll und will vor Allem Sanskrit erlernen; aus dem vorliegenden Buch vermag er das schwerlich. Aber abgesehen hiervon, so mag es immerhin angehen, in einigen Punkten und kurzen Noten auf andere verwandte und bekannte Sprachformen hinzuweisen, aber vergleichende Grammatik zugleich mit Sanskritgrammatik zu lehren, scheint nicht wohl anzugehen. Denn Sprachformen, welche man vergleichen will, sollte man an sich wenigstens schon kennen, wenn auch ihre Geschichte erst durch vergleichende Methode aufgehellt wird.

In einem Anhange nun gibt uns der Verfasser eine kurze Darstellung der Dêvanâgarîschrift und dazu als „Schriftprobe" einen ersten Abschnitt aus „Sâvitrî, Mahâ-Bhârati Episodium«, nach der Ausgabe von C. Kossowicz, mit nachfolgender Transscription. Dies führt uns auf die Eingangs beregten Klagen zurück, welchen dieses Buch abzuhelfen gekommen. Treten wir diesen Schwierigkeiten nunmehr etwas näher. — Was die Nâgarîschrift angeht, so ist hier allerdings eine Schwierigkeit zu überwinden. Auch zeigt der Vorgang Bopps und zeigen die Arbeiten Anderer, zeigt uns der Verfasser, dass sich Altindisch auch mit lateinischer Schrift schreiben lässt. Ein System für solche Umschrift hat sich bekanntlich schon früh Franz Bopp entworfen, das in einigen Punkten vielleicht auch noch vorzüglicher ist, als das was jetzt zumeist, wie in Kuhn's Zeitschrift, zur Anwendung kommt. Zu einer Uebereinstimmung hat man es hierin noch nicht gebracht. Bekannt ist ferner, was Franz Bopp zu seiner Umschrift zuerst veranlasst. — Die Frage ist nur,

Digitized by Google

ob man sich der Umschrift auch in einer Grammatik zur Erleichterung des Lernenden, neben der eigenthümlichen altindischen Schrift, oder durchaus bedienen soll. Ueber Ersteres lässt sich im Allgemeinen und auch im Einzelnen, wie weit man z. B. gehen solle, streiten; über das Letztere, die gänzliche Ausschliessung der Nâgarîschrift, wird man entschiedener urtheilen müssen. — Was vor Allem die Schwierigkeit betrifft, so hat wohl jeder Lehrer des Sanskrit die Erfahrung gemacht, dass seine Schüler bereits nach verhältnissmässig wenigen Stunden ziemlich fertig die altindische Schrift lesen und dann alsbald so sehr daran gewöhnt wurden, dass sie dieselbe aller Transscription bei weitem vorzogen. — Ferner. Warum versucht man es nicht unsern Gymnasialschülern auch Griechisch und griechische Texte in lateinischer Umschrift zu geben? Oder wenn man so weit nicht gehen mag, warum nicht Hebräisch, Arabisch u. A.? Ist es damit so ganz anders als mit dem Altindischen? Freilich ist auch dort eine Schwierigkeit zu überwinden; doch warum sollte sie weniger zu erlassen sein? — Endlich, und dies scheint geradezu entscheidend, lassen sich Sprache und Schrift nicht so beliebig trennen, als man glaubt. Eine Sprache, die einmal Schriftsprache geworden, hat ihre Schrift als so wesentlich zu ihr gehörend, dass Manches, namentlich in der Lautlehre, nicht sowohl linguistisch, so zu sagen, als graphisch zu erklären ist. — Soll man nun die Schrift nachmals aus einem Anhange erlernen, so heisst dies gewiss nicht, die Schwierigkeit heben oder erleichtern, sondern sie steigern und wohl erst recht schaffen. Wer die Sprache in der Umschrift gelernt, wird jene später entweder gar nicht oder nur mit grösster Mühe erlernen, weil er von vorn anfangen muss und sein Auge an ganz neue Bilder der Wortformen gewöhnen. — Ein Missliches freilich — worauf der Verfasser indessen nicht hingewiesen hat — ist der Kostenpunkt. Wenn schon die wenigen Seiten Nâgarîdruck seine kleine Grammatik so übermässig theuer gemacht haben, so möchte dies doch wohl dafür sprechen, möglichst Umschrift anzuwenden, — doch keinesfalls in einer Grammatik.

Was den zweiten Punkt angeht, „das Massenhafte des zu überwältigenden Materials", so kann man zweifeln, ob der Verfasser sich wohl klar gemacht, was es damit eigentlich auf sich hat. Wenn die Sprache eine hohe Ausbildung erhalten, ihre Formen eine reiche Mannigfaltigkeit, ihre Grammatik eine genaue Behandlung, so ist dies ein Grund mehr, sie zu erlernen und sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen. Indessen haben wir gesehen, wie der Verfasser sich selbst und dem Lernenden die Bürde zu erleichtern versucht. Er hat nach Gutdünken weggeworfen und zurückgelassen, was ihm zu lästig schien, und nannte das „die Structur der Sprache in ihren wesentlichen Grundzügen vorführen, ohne Rücksicht auf die grammatikalische Ornamentik nur die Constructionsarbeiten im Grossen und Ganzen zeichnen." Das sind Worte. Was an einer Sprache wesentlich oder unwesentlich, was bloser Zierrath

Digitized by Google

ist oder zum Bau des Sprachgebäudes nothwendig gehört, ist schwer oder gar nicht zu sagen — weil gar nicht zu fragen. Aber gewiss ist, dass man das Grosse wie das Kleinste und Einzelne, dass man die Grammatik in ihrer ganzen Ausführlichkeit kennen muss, um eine kurze Sprachlehre zu verfassen. Und gewiss ist, dass uns der Verfasser hiervon keinen Beweis gegeben.

Wenn er nun drittens endlich „das Fremdartige in der Terminologie und in der Anordnung des Stoffes" beklagt und auch von diesem Schrecken befreien gewollt, so haben wir allerdings gefunden, wie er statt der sonst üblichen eine andere, theilweise bekanntere, obwohl nicht weniger mannigfaltige und willkürliche Terminologie einführt und dabei mit Biegen oder Brechen auch in der Anordnung des Stoffes dem Vorgange der lateinischen oder griechischen Grammatik gefolgt ist, der Art, dass jetzt vielleicht nicht mehr Alles „den aus dem Studium der klassischen Sprachen" gewonnenen Ansichten, wohl aber denjenigen Ansichten „schnurstracks zuwiderläuft", welche aus dem Studium des Sanskrit gewonnen und — „sprachwissenschaftlich" begründet sind.

Genug. Die besprochene kurze Elementargrammatik der Sanskritsprache ist im Einzelnen fehlerhaft, im Ganzen ungenügend und unbrauchbar und gar nicht geeignet, die vorhandene Lücke einigermassen auszufüllen. Erscheint derselben gleichwohl diese eingehende Besprechung angeknüpft, so braucht es wohl kaum gesagt zu werden, dass nach aufmerksamem Durchlesen des Buches nicht diese Elementargrammatik als solche hierzu veranlasst hat, sondern vielmehr der Gegenstand, Sanskritgrammatik überhaupt, das vorhandene Bedürfniss, welches Herr Dr. Kellner selbst so gut gefühlt, wie wohl Alle, die Sanskrit zu lernen oder zu lehren hatten. Jenes, sein Buch selbst und ebenso das andere, welches ihm so bald nachgeschickt worden, haben auch in kurzer Anzeige und Kritik bereits ihre gebührende Abfertigung erhalten.

Auch Herr Dr. August Boltz hat nämlich sein früher gegebenes Versprechen erfüllt und eine „Vorschule des Sanskrit" in lateinischer Umschrift erscheinen lassen. Wir haben dieses Buch nur flüchtig durchgesehen. Sein früher erschienenes Werk — „über dessen Zeitgemässheit und treffliche Durchführung die Presse des In- und Auslandes sich in anerkennendster Weise ausgesprochen hat" — das Buch „die Sprache und ihr Leben" konnte uns weiterer Mühe überheben. Es schien dieses dem Namen nach etwas Aehnliches sein zu wollen, als Schleidens herrliches und bekanntes Werk von „der Pflanze und ihrem Leben;" und der Sache nach sollte es wohl etwas Aehnliches sein, als Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Aber anstatt der Meisterschaft in der Darstellung, welche den beiden eigen ist, sehen wir hier ein klingendes Spiel mit hohlen Phrasen, anstatt einer gründlichen Kenntniss des Gegenstandes Fehler genug, um des Verfassers ungenügende Kenntniss des Sanskrit zu beweisen. In der „Vorschule

Digitized by Google

des Sanskrit" erkannten wir sehr bald das Heft unseres allverehrten Prof. Weber wieder, — eine meist sogar wörtliche Uebereinstimmung, wozu der Verfasser dann von seinem Eigenen Einiges herzlich schlecht hinzugethan. — An zweiter Stelle erhalten wir fünf Bücher Nala mit interlinearer, aber sehr mangelhafter Uebersetzung, und noch ein Stück „zu weiterer Uebung", darin „nur die noch nicht vorgekommenen Wörter deutsch unterschrieben" sind, ausserdem etliche Fabeln des Hitopadeça mit gegenüberstehender gereimter Uebersetzung und schliesslich noch ein paar, die dem Schüler dann leicht sein sollen selbstständig — vielleicht auch wohl in Reimen — zu übertragen. — Der Verfasser hat der Art ein ganzes Heft „ausgewählte Fabeln des Hitopadeça mit metrischer Uebersetzung", das heisst in schlechten, nichtsnutzigen Reimen herausgegeben. — Endlich an dritter Stelle findet sich eine „Lexicologie", eine wörtliche Interpretation der vorangestellten Textstücke, mit grammatischen und sprachvergleichenden Bemerkungen, so etwas Praktisches, um zugleich das selbstständige Studium des Schülers und den Unterricht des Lehrers zu ersetzen. Ein Wortregister mit beigefügten Seitenzahlen und eine Anzahl Flexionstabellen machen den Schluss des Buches. Die Absicht des Verfassers wie die seines Vorgängers, war ganz gewiss herzlich gut, nur schade, dass es dem einen wie dem andern an Kraft und Einsicht zur rechten Ausführung gefehlt.

Und nun möge es uns der wackere Verfasser des dritten Buches verzeihen, dass wir sein Elementarbuch der Sanskritsprache mit den beiden vorher besprochenen hier zusammengestellt haben. Ohne dieses Buch hätten wir vielleicht auch unsere Ansichten über jene andern zurückbehalten und deren wohl schon halb verloschenes Andenken nicht wieder aufgefricht, — Ansichten, die wir zu unserer Freude in der Ausführung des Herrn Prof. Stenzler bestätigt fanden. Dafür haben wir auch auf diese Ausführung lange genug zu warten gehabt. Denn dass der Verfasser nach Herausgabe seines Textheftes jener schon Eingangs erwähnten Aufforderung nachkommen und dem allgemein gefühlten Mangel abhelfen werde, war wohl mit einiger Sicherheit zu erwarten, und dem Einen oder Andern bald so gewiss, dass er sogar eigene halb oder ganz vollendete Arbeiten in dieser Erwartung zurückbehielt. Insofern mag daher auch einigermassen zu berichtigen sein, was in der Vorrede steht, der Verfasser „habe lange gehofft, dass diesem Bedürfnisse von anderer Seite her abgeholfen werden würde, da manche Fachgenossen dasselbe mit mir empfunden zu haben scheinen." — Wie wenig wir gegen den Inhalt des jetzt vorliegenden Elementarbuchs zu erinnern haben, ist schon gesagt, und dieses Wenige, was wir anders gemacht hätten, geht aus dem hervor, was wir allgemein und ausführlich zu der zuerst erschienenen und besprochenen kurzen Elementargrammatik bemerkt haben. Die Ausstattung des Büchleins ist trefflich, der Druck, worauf es dabei viel ankommt, klar und schön. In allem diesem hat es der verehrte Verfasser gewiss allen recht gemacht,

Digitized by Google

ob aber auch in Betreff alles dessen, was er uns nicht gegeben? — Die Veranlassung zur Abfassung seines Elementarbuches war — wie uns der Verfasser sagt — „das Bedürfniss eines wohlfeilen Leitfadens für den ersten Unterricht im Sanskrit. Diese praktische Rücksicht hat mich genöthigt, dem Abrisse der Grammatik die engsten Grenzen zu ziehen und die wissenschaftliche Belebung des Stoffes, oft auch seine Ergänzung, dem mündlichen Vortrage zu überlassen." Gewiss, schon richtig. Doch möchten die Grenzen nicht vielleicht gar zu enge gezogen sein? Möchte „die wissenschaftliche Belebung des Stoffes" nicht besonders derjenige ungern vermissen, welcher das Sanskrit nur nebenher betreibt, der klassische Philologe, für welchen ein solches Elementarbuch noch nöthiger schien, als für den Sanskritschüler überhaupt? Möchte endlich nicht auch dieser, der Sanskritschüler und noch mehr der Lehrer, da einen Mangel finden, wo noch Alles zu geben bleibt und von Ergänzung nicht wohl die Rede sein kann?. So vermissen wir in letzterer Hinsicht namentlich die geringste Andeutung von Accentlehre, vermissen z. B. Alles, was die Indeclinabilia oder Partikeln angeht, als namentlich Adverbia (Präfixe) und Präpositionen. So hätten wir nach der andern Seite hin gewünscht eine nicht weitläufigere wohl aber die Grund- und besondern Regeln etwas mehr hervorhebende Darstellung des Lautwandels, in der Flexionslehre eine auch nicht weitläufigere aber mehr auf thematische Verschiedenheit Rücksicht nehmende Darstellung der (sechsten) consonantischen Declination, Auseinanderhalten der Hauptunterschiede in den sieben Formen der Aoristbildung, und — um endlich auch der Wortbildung zu gedenken — Etwas, was das altindische Wort, was Nomen und Verbum, den Stamm in seinem Unterschiede von den Wurzeln noch mehr beleuchtet und die Bildung durch Suffixe, im Allgemeinen aufhellt. Ein kurzer Paragraph, den beiden andern (207 f.) angeschlossen, hätte hier schon genügen können; wie denn überhaupt alles hier beispielsweise Gewünschte räumlich kaum mehr als ein paar Seiten erfordert.

Doch auch in Anbetracht der andern Hälfte des Elementarbuches — Text und Wörterbuch — sei eine kurze Bemerkung gestattet. „Zur ersten Uebung in der Sprache" hat der Verfasser „den Hitopadeça gewählt, weil dieser, neben seiner guten Prosa, durch die verschiedenartigen Verse Anlass gibt zur Darstellung der Metrik." Allerdings sind diese Stücke eine für den Anfänger passende Lectüre, und bekanntlich hat schon W. Jones sie dazu gebraucht und anderen empfohlen. Auch was die Metrik betrifft kann der Lehrer hier das Nöthige leicht anknüpfen. Wenn wir gleichwohl, einem leichten epischen Stück, obschon nicht Prosa und nicht verschiedenartige Verse darin vorkommen, oder gerade darum, für den ersten Anfang den Vorzug schenken, so ist uns hierfür das im Jahr zuvor erschienene Textheft an die Hand gegeben. Mit Rücksicht auf dieses Textheft hätte daher jetzt der kurze Abriss

Digitized by Google

einer Grammatik allein genügt, um mit dem andern zusammen das gewünschte Elementarbuch auszumachen. Sollte diese Rücksicht aber unterbleiben und, wie allerdings richtig, das Elementarbuch in allen drei Theilen für sich vollkommen dastehen, so scheint uns der Text nicht genügend. Wir hätten darin Uebungsstoff nicht für ein, sondern für mindestens zwei Semester gewünscht, eine Art von kurzer Chrestomathie nicht nur im Interesse des klassischen Philologen, der sich darauf mehr oder weniger beschränkt, sondern auch des Sanskritschülers überhaupt. Hiernach wäre denn wohl eine kurze und leichte Episode aus dem M. Bhârata, etwa das Diluvium und noch sonst ein Stück, z. B. die fünf ersten Bücher des Nala, oder eine kurze Episode aus dem Râmâyana, eine oder die andere Stelle aus einem Drama neben einigen Fabeln des Hitopadeça und etlichen Sprüchen des Bhatrihari wohl am Platze gewesen. Dadurch wäre das Elementarbuch nun freilich wohl theurer geworden. Aber um ein Drittel dürfte es schon theurer werden, um noch immer und von allen das billigste zu bleiben. Allenfalls hätte eines der Stücke auch in Umschrift sein dürfen. Bedenkt man den hohen Preis grösserer Chrestomathien, z. B. der trefflichen Boehtlingk'schen, so wäre auch praktisch wohl damit gedient gewesen. — Und nun schliesslich noch Eines. Wir vermissen überall noch eine kurze Darstellung des Vedadialekts. Solche zusammen etwa mit einer oder der andern Hymne der Rig-Veda-Samhitâ, würde dann auch eine Bezeichnung und kurze Besprechung der Accente nöthig machen. Und wenn durch alles dies der Umfang — Grammatik, Text und Glossar — mithin auch der Preis des Buches wächst, so würde doch dieser wohl nur immer noch um ein verhältnissmässig Geringes, der Werth und die Brauchbarkeit desselben aber um ein ganz Bedeutendes erhöht werden.

Gewiss sind die ausgesprochenen Bedenken und Bemerkungen nicht von der Art, dass sie das Verdienst des wackern Verfassers schmälern, oder unsern schuldigen Dank ihm verringern könnten. Denn glauben wir auch nicht, dass die Frage nach einem solchen Elementarbuche hiermit für immer abgethan sei, so freuen wir uns doch der Erledigung, welche sie vor der Hand und durch einen genauen und gründlichen Kenner, einen bewährten und vielerfahrenen Lehrer des Sanskrit gefunden. Und bis dahin, bis wir ein besseres haben, werden wir mit Freuden und nach bestem Vermögen von seinem Buche Gebrauch machen, und mit uns wohl alle, welche die Anfangsgründe des Sanskrit zu lernen oder zu lehren haben.

Heidelberg. **Lefmann.**

Digitized by Google

Theorie der Bewegung und der Kräfte. Ein Lehrbuch der theoretischen Mechanik mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse technischer Hochschulen bearbeitet von Dr. Wilh. Schell, Professor am Polytechnicum zu Carlsruhe. Leipzig. 1868. Bei B. G. Teubner.

Wir haben hier nur die erste Lieferung eines Werkes vor uns, welches auf einem fünfmal so starken Umfang angelegt ist. Dem entsprechend sind es auch erst die Anfangsgründe der zu behandelnden Wissenschaft, an welchen wir die Darstellungsweise des Verfassers sich kundgeben sehen; aber gleichwohl möchten wir heute schon sagen: ex ungue leonem und die Hoffnung aussprechen, die Fortsetzung werde des wirklich vortrefflichen Anfanges sich würdig erweisen.

Was wir an dem uns vorliegenden Hefte besonders zu loben haben, ist zweierlei: die Anordnung des Gegenstandes und die Methode der Beweisführung. Die Anordnung zunächst ist nicht die gewöhnlich in deutschen Werken angewandte, sondern schmiegt sich mehr französischem und belgischem Muster an. Die Originalarbeiten von Chasles und Lamarle, die neueren Lehrbücher der Kynematik von Résal und Bélanger sind in einer Weise ausgebeutet, wie es unseres Wissens noch von keinem deutschen Schriftsteller über Mechanik geschehen ist, und so weit unser Urtheil reicht hat der Verfasser mit dem Verlassen des in Deutschland oft betretenen, theilweise sogar ausgetretenen Weges einen besseren Eingang in das eigentliche Feld seiner Untersuchungen gewonnen. Es ist ganz richtig, was im Prospectus des Werkes über die Geometrie der Bewegung (die Kynematik der französischen Schriftsteller) gesagt wird: »Sie stellt das Band her, welches die Mechanik mit der Geometrie verknüpft, und begründet sie als eine vorzugsweise geometrische Disciplin.« Es ist ferner richtig, dass so »eine vollständige Uebersicht über das Material der Mechanik erlangt wird, noch bevor die innere Natur der Bewegung selbst in Frage kommt.« Es ist aber auch richtig, was in jenem Prospectus nicht gesagt war, dass so eine Wechselwirkung der beiden Wissenschaften erzielt wird, wie sie sonst nur selten sich ergibt. Die Mechanik lernt nicht bloss von der Geometrie, die Geometrie lernt ebenso von der Mechanik. Wir wollen nur solche Dinge wie die Theorie der Krümmungskreise nach Abel Transon, der Berührungslinien nach Roberval hervorheben, welche man weit eher in einem Lehrbuche der analytischen Geometrie oder der Differentialrechnung suchen würde, als in einem Lehrbuche der Mechnik. In dieser Beziehung leistet der Verfasser mehr als er versprochen hat, und kein Leser wird ihm darum gram sein.

In der Beweisführung steht das Werk eben so wenig auf dem gewöhnlichen Boden. Nicht als ob der Verfasser eine gewisse Scheu trüge von den Lehren des Infinitesimalcalcüls Gebrauch zu

Digitized by Google

machen, aber er begnügt sich nicht mit diesen analytischen Beweisen; er schickt denselben vielmehr fast regelmässig einen geometrischen Beweis voraus. Auch hierin können wir ihm nur beistimmen. Theils ist es in der That so, wie der Prospectus es ausspricht: »die Technik redet vorzugsweise die verständlichere Sprache der Geometrie und nicht die abstractere der Analysis, und mit Rücksicht hierauf ist eine Behandlungsweise, wie sie das Buch anstrebt, gewiss zu billigen«, theils möchte noch allgemeiner hervorgehoben werden, dass die geometrischen und die analytischen Beweise in allen Gebieten der lehrenden Mathematik womöglich zu verbinden sind. Sie ergänzen einander wesentlich, indem meistens der analytische Beweis der strengere, der geometrische der überzeugendere ist. Da sieht man doch auch wo und wie sagt nicht bloss der Göthe'sche Schüler mit Vorliebe, und es kommt mindestens ebensoviel darauf an, dass den Schülern ein Satz auch wahrscheinlich, als dass er ihnen nur wahr sei.

Die Reihenfolge der behandelten Gegenstände ist die, dass zuerst der Begriff äquivalenter Bewegungen festgestellt wird als aller solcher, welche aus einer gegebenen Lage in eine zweite gleichfalls gegebene Lage versetzen, und dass dabei die zwei Gattungen von einfachen Bewegungen auftreten, welche der Verfasser mit den Namen der Translation und Rotation bezeichnet. Nun werden Translationen zusammengesetzt und zerlegt, ebenso Rotationen, ebenso endlich die beiden Arten von Bewegungen, und dabei tritt der Begriff des Rotationspaares auf, welches einer Translation äquivalent ist, und der wichtige Begriff der Momentanaxe. Nach diesen allgemeinsten Betrachtungen folgen die Untersuchungen über Bewegungen eines unveränderlichen Systems parallel zu einer Ebene und weiter die Bewegungen eines sphärischen Systems auf seiner Kugelfläche. Die nächste Art der Bewegung, welche betrachtet wird, ist die Schraubenbewegung. Die Betrachtung gipfelt in dem Satze von Charles: »Jede Bewegung eines unveränderlichen Systems Σ aus einer Lage Σ' in eine andere Σ'' ist äquivalent einer Schraubenbewegung«

Von der absoluten Bewegung, d. h. der Ortsveränderung eines bewegten Punktes an und für sich im Raume, ist zu unterscheiden die relative Bewegung, d. h. seine Ortsveränderung mit Bezug auf ein selbst bewegtes System, und auch dieser letzteren ist ein besonderes Kapitel gewidmet, mit welchem der erste Theil abschliesst, welcher auf 100 Seiten abgehandelt wurde, ein Zeugniss von der Ausführlichkeit und Vollständigkeit dieser Betrachtungen.

Der zweite Theil führt die Ueberschrift der Geschwindigkeit der Bewegung und füllt die folgenden 82 Seiten. Auch hier sind die verschiedenen Geschwindigkeiten als Translationsgeschwindigkeit, Winkelgeschwindigkeit, Geschwindigkeit der Bewegungen parallel einer Ebene, Schraubengeschwindigkeit, relative

Digitized by Google

Geschwindigkeit u. s. w. unterschieden. Ja, es bildet gerade eine beabsichtigte Eigenthümlichkeit des vorliegenden Werkes, dass diese Unterscheidungen in jedem Theile frisch auftreten und so eine natürliche Gliederung des Ganzen weniger schaffen als an das Licht bringen. In diesem Theile werden auch die Differentialgleichungen abgeleitet, durch welche die Componenten der Geschwindigkeit sich ermitteln lassen, und die Euler'schen Transformationsformeln für die die Lage des beweglichen Coordinatensystems bestimmenden Cosinusse.

Der dritte Theil verspricht Behandlung der Beschleunigung der Bewegung, verspricht sie aber nur vorläufig, da die erste Lieferung mit Seite 192 abschliesst, also kaum den Anfang des ersten Kapitels dieses Theiles noch enthält. **Cantor.**

A System of Mineralogy. Descriptive Mineralogy, comprising the most recent discoveries. By James Dwight Dana; aided by George Jarvis Brush. Fifth edition; rewritten and enlarged and illustrated with upwards of six hundred woodcuts. London: Trübner & Co., 60, Paternoster row. New-York: John Wiley & son. 1868. 8. Pg. XLVIII u. 827.

Die vierte Auflage dieses vortrefflichen Werkes erschien im Jahre 1854. Seitdem wurden in der Mineralogie bedeutende Fortschritte gemacht, besonders auf dem Gebiete der Krystallographie, Optik, Chemie. Von allen diesen Fortschritten gibt uns die vorliegende fünfte Auflage von Danas Mineralogie Kunde, welche an Umfang und Vollständigkeit ihre Vorgänger weit übertrifft.

In der Einleitung zu seinem ausgezeichneten Werke — welches, wie der Titel besagt, nur die beschreibende Mineralogie oder Physiographie der Species umfasst — bespricht Dana Eintheilung und Eintheilnng des Ganzen, erklärt die von ihm gebrauchten krystallographischen und chemischen Ausdrücke und Symbole. Es ersetzt demnach die Einleitung gewissermassen den vorbereitenden Theil der Mineralogie, die sogenannte Terminologie. Was die von dem Verfasser befolgte krystallographische Methode betrifft, so schliesst sich solche — was gewiss sehr zu billigen — an die von Naumann an, welche bekanntlich in Deutschland durch ihren berühmten Begründer, in Russland durch N. v. Kokscharow, in Amerika aber durch Dana verbreitet. (Nur in den Symbolen weicht Dana etwas von Naumann ab; so schreibt er i — von infinitum — statt ∞, statt 0P nur 0 u. s. w.). Sehr eingehend wird die Nomenclatur besprochen, ein Gegenstand, mit welchem der Verfasser sich bekanntlich in letzter Zeit beschäftigte und worüber er in dem »American Journal« sehr interessante Mittheilungen machte. Den Schluss der Einleitung bildet ein ausführliches, alphabetisches Verzeichniss der mineralogischen Literatur.

Digitized by Google

Was dem Werke von Dana einen besonders hohen Werth verleiht und es für jeden Mineralogen unentbehrlich macht ist die höchst vollständige und chronologisch geordnete Aufzählung der verschiedenen Namen (Synonyme) der Mineral-Species mit der betreffenden Literatur, wobei der Verfasser in seinen Citaten bis auf die ältesten Schriften zurückgeht. Die Erklärung der Mineral-Namen dürfte gewiss allen denen erwünscht sein, welche mit der griechischen und lateinischen Sprache nicht vertraut.

In der Beschreibung der einzelnen Species sind nun deren Eigenschaften in folgender Ordnung aufgeführt: 1) Krystall-Form und Structur. Eine sehr eingehende krystallographische Schilderung mit zahlreichen Angaben der wichtigsten Kanten-Winkel nebst vielen in den Text gedruckten Krystall-Bildern, worunter gar manche flächenreiche, complicirte Formen (So z. B. beim Eisenkies, Rothkupfererz, Bergkrystall, Zirkon, Humit, Vesuvian, Turmalin, Datolith u. a.). — 2) Physikalische Eigenschaften, wie Härte, Gewicht u. s. w. Der Verfasser hat hier namentlich die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Optik berücksichtigt. — 3) Varietäten und chemische Constitution. Mit grösster Vollständigkeit sind die von jeder Species bekannten, zum Theil mit besonderen Namen belegten Abänderungen aufgeführt. Was die chemische Zusammensetzung betrifft, so sind bei den einzelnen Species ihre Formeln (nach der bisherigen Schreibart) angegeben, ferner zahlreiche Analysen nebst den literarischen Nachweisen. Um auch den Anforderungen der modernen Chemie, den neueren Anschauungen zu genügen, hat die neuere Schreibweise Erklärung und Berücksichtigung gefunden; dies ist zumal sehr eingehend der Fall in dem Abschnitt, welcher von den Silicaten handelt. — 4) Pyrognostische und andere chemische Charaktere. Dieser Theil des vorliegenden Werkes hat in Professor Brush einen vorzüglichen Bearbeiter gefunden. — 5) Unter »Beobachtungen« sind die geologischen Verhältnisse zusammengefasst; nämlich die Art und Weise des Vorkommens, Paragenesis u. s. w. Der Verfasser bringt hier eine Menge interessanter Bemerkungen und Thatsachen, insbesondere über das Vorkommen der Mineralien in den Vereinigten Staaten. — 6) Umwandelung. — 7) Kunst- und Hüttenproducte.

Der Anhang zu Dana's Schrift enthält — was namentlich Sammlern, reisenden Mineralogen, sehr willkommen sein dürfte — eine topographische Mineralogie der Vereinigten Staaten, nach den einzelnen Staaten, die Fundorte in alphabetischer Ordnung aufgeführt; die ausgezeichneten Vorkommnisse sind durch cursiven Druck besonders hervorgehoben.

Die Ausstattung des umfassenden Werkes durch die vortheilhaft bekannte Verlagshandlung von N. Trübner in London verdient alles Lob, zumal der äusserst deutliche und correcte Druck bei so kleinen Lettern. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

Dr. Friedrich Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel. Jena 1868. Erster Theil.

Die ältere deutsche Geschichtschreibung hat der Grumbacher Fehde wenig Aufmerksamkeit gewidmet, weil man in ihr bloss eine der letzten Zuckungen des Faustrechts erblickte und von tiefer greifenden Tendenzen keine Ahnung hatte. Selbst Bucholtz, Geschichte Ferdinands I. bekannte sich noch zu dieser Auffassung und behandelte wohl bloss desshalb diese Geschichtsparthie, für welche ihm im kaiserlichen Staatsarchive ein reiches Material zu Gebote gestanden haben dürfte, oberflächlich und dürftig. Seit aber die in neuester Zeit weit fortgeschrittene Geschichtsforschung in dieser Episode der Geschichte des 16. Jahrhunderts den Zusammenhang mit den grossen politischen Bewegungen jener Zeit ans Licht brachte, ward sie wieder aufgenommen, und besonders von Voigt in Raumers hist. Taschenbuch quellenmässig und anziehend geschildert.

Inzwischen blieb doch auch in der neuesten Bearbeitung vieles dunkel, ungewiss, lückenhaft und der weiteren Aufklärung bedürftig. Ortloffs Arbeit kann daher nur sehr willkommen sein, da sie aus einer Quellenausbeute hervorging, deren Gewinn durch einen Andern nicht leicht sich versprechen liess. Nicht von der Behandlung, sondern von der Stofffülle rührt das Anschwellen dieses Werkes auf einige Bände her, deren Erscheinen nicht lange verschoben werden, oder etwa gar, jetzt nach dem Tode des Verfassers, unterbleiben möge, denn für den politischen Theil der deutschen Geschichte kann der Gewinn erst in den folgenden Bänden kommen. Der erste geht nicht weiter als von 1503 bis 1564, enthält also bloss von Hauptmomenten den an dem Bischofe von Würzburg begangenen Mord und Grumbach's Ueberfall dieser Stadt. Jenes Ereigniss konnte selbst von Ortloff nicht gänzlich aufgeklärt werden, da er hinsichtlich der Frage: hat Grumbach den Bischof erschiessen lassen oder nicht, keinen Aufschluss zu geben vermag. Er neigt zur Bejahung dieser Frage, kann aber keinen andern Grund dafür anführen, als den, dass, wenngleich die Tödtung nicht beabsichtigt war, sie bei der gewaltsamen Bemächtigung der Person des Bischofs doch nicht ausgeschlossen war. Dagegen lässt sich aber einwenden, dass auch die Möglichkeit an die Tödtung des Bischofs gar nicht gedacht zu haben, weil die Thäter keinen Widerstand voraussetzten, nicht ausgeschlossen ist. Grumbach gestand offen, dass er den Bischof fangen lassen wollte, aber die Absicht ihn zu tödten nicht gehabt habe. Ein todter Bischof, sagt er, hätte ihm nichts genützt. An dem Attentate des Bischofs betheiligten sich zwanzig Individuen. Wozu so viele, wenn es nicht auf die Gefangennehmung, sondern auf die Tödtung desselben abgesehen war; genügten denn zu dieser nicht Einer oder Zweie, und ist es wahrscheinlich, dass ein Mordanschlag so Vielen vertraut werde? Aus dem Umstand, dass nie ermittelt wurde, welcher von den Theilnehmern am Angriffe den tödtlichen Schuss geführt hat, dass Picht, Zedwitz und Kretzer,

Digitized by Google

jeder für sich, es gethan haben sollen, geht hervor, dass wahrscheinlich Keiner einen derartigen Vorsatz gefasst hatte, sondern dass von mehreren abgefeuerten Schüssen einer den Bischof zufällig traf. Das scheint um so glaubwürdiger zu sein, als nebst dem Bischofe noch zwei seiner Begleiter durch die Schüsse schwer verwundet, das Leben verloren. Ortloff führt als Hauptargument für einen Mordanschlag an, dass bei dem Attentate geschossen und kein Versuch gemacht wurde, sich der Person des Bischofs zu bemächtigen. Das lässt sich hören, doch ist dabei unbedacht gelassen, dass Banditen die von ihnen tödtlich Verwundeten gewiss nicht mit sich fortschleppen, sondern einem barmherzigen Samariter überlassen, der sie begräbt. Hätten die Thäter den sterbenden Bischof mit sich genommen, so hätten sie sich als Mörder selbst angeklagt. Ortloff scheint sich den ganzen Vorfall wie eine ordnungsmässig geführte gerichtliche Execution vorgestellt und darum vorsätzlichen Bischofsmord gesehen zu haben. Lässt sich denn aber von einer so rohen und gegen die »Pfaffen« hasserfüllten Rotte wie jene Weglagerer sie bildete, voraussetzen, dass sie sich an eine Vorschrift binden und nicht gleich von vorneherein mit dem Dreinschlagen beginnen werde?

Kretzer bekannte sich in einem offenen gedruckten Umlaufschreiben als Urheber des Attentats auf den Bischof. Hierüber bemerkt unser Verfasser: »Es scheint kaum zweifelhaft zu sein, dass die Selbstanklage Kretzers eine Veranstaltung Grumbachs war, der dabei den Verdacht von seiner Person ablenken wollte.« Uns dagegen scheint es sehr zweifelhaft zu sein, dass irgend Einer, der nicht blöde ist, den Galgen für geringes Geld (was konnte Grumbach Kretzern bieten?) eintauschen werde. Als Beweise für seine Conjectur gelten dem Verf. die Angabe eines in Amberg hingerichteten Verbrechers, von dem gefänglich eingezogenen Ottenwälder gehört zu haben, dass Kretzer die That um Geldes willen auf sich genommen habe, ohne sie verübt zu haben, sodann die Aussage Ottenwälders, dass ihm Kretzers Weib wohl 10mal geklagt, dass Grumbach ihrem Manne 300 fl. versprochen habe, wenn er sich zum Morde des Bischofs bekenne, endlich ein Schreiben des Bischofs von Würzburg, Nachfolgers des Ermordeten, an den Kaiser, worin er berichtet, von einer glaubwürdigen Person gehört zu haben, dass Kretzer »einer andern Person« geklagt habe, dass er am Morde des Bischofs unschuldig sei, dass er ihn aber auf Grumbachs Bitte auf sich genommen habe. Welchen Glauben verdienen Angaben von dritten Personen und vom Bischofe, Grumbach's Todfeind? Würde Kretzer, als er gefänglich nach Würzburg geführt wurde, statt sich unterwegs zu erdrosseln, es nicht vorgezogen haben, auf Grumbach auszusagen, wenn dieser des Mords Anstifter gewesen wäre, zumal als Kretzer die nach Angabe seines Weibes ihm von Grumbach versprochenen 300 fl. nicht erhalten hatte? Es fällt auf, dass der Verf., ein Rechtskundiger von Rang, in Grumbach den Bischofsmörder sieht, ohne für diese Urtheilsfällung auch nur einen einzigen

Digitized by Google

rechtsgültigen und überzeugenden Beweis beibringen zu können, auch wüssten wir es nicht zu erklären, wie er so gänzlich unerwogen lassen konnte, dass kein Grund zur Annahme bestehe, ein so kluger, sein Interesse schlau berechnender Mann wie Grumbach, werde einen so dummen, ihn zu Grunde richtenden Streich wie dieser Bischofsmord einer gewesen wäre, begangen haben.

Ueber die gepflogene Geschichtsbehandlung äussert der Verf. in der Vorrede: »Es war nicht Zweck eine beurtheilende Geschichte zu geben, es wird daher den Personen und Thatsachen weder Lob noch Tadel gespendet, und es ist keine Entscheidung über Recht oder Unrecht ausgesprochen.« Dies, sagt er, überlasse er den Lesern. In der hier besprochenen Schuldbelastung Grumbach's weicht er von dieser Maxime ab, bleibt ihr aber im Verfolg seiner Darstellung so sehr getreu, dass diese nicht selten das Aussehen einer Protokollsaufnahme von Zeugenverhör zweier streitenden Parteien gewinnt. In einer so dunkeln Materie wie diese Grumbach'schen Wirren es sind, bedarf es unstreitig der Urtheilserläuterung des Verf., auch steht ihm Gesinnungsausdruck besser als gänzliches Schweigen an. Irrt er in irgend einer Weise und berichtigen spätere Enthüllungen seine Urtheilsfällung, so hat dies nichts zu sagen, weil er auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch macht. Dass die Darstellung des Verf. durch die Beibehaltung der älteren Geschichtsbehandlung trocken und weniger geniessbar wird, versteht sich von selbst, thut aber in Anbetracht des Gewinnes, den die Reichhaltigkeit der Mittheilungen schafft, diesem Werke ebensowenig als die etwas nach lässige Schreibweise des Verf. einen Abbruch.

Wir erfahren aus seiner Geschichte, dass der Kaiser sich viel eifriger bemühte, den Zwiespalt zwischen Grumbach, den Bischof von Würzburg und den fränkischen Ständen beizulegen, als wir bisher wussten, und vermögen noch deutlicher als früher einzusehen, dass die hartnäckige und gewissenlose Widersetzlichkeit der beiden letzteren, worin die Absicht Grumbach total zu Grunde zu richten, sich nicht verkennen lässt, der Ring an der Kette aller nachmaligen Begebenheiten geworden ist, und dass durch sie ein anfangs unbescholtener Mann zuletzt auf Abwege gerieth. — Aus der Menge von Mittheilungen über den mysteriösen Engelseher Hanns Müller, gewinnen die Leser Einsicht von dem grossen häufig massgebenden Einfluss, den derselbe auf den Herzog Johann Friedrich den Mittleren ausübte, doch erfahren sie im ersten Bande noch nicht, ob sich derselbe auch auf des Herzogs Entwürfe und Unternehmungen zum Wiedergewinn der verlorenen Länder und der Churwürde erstreckte, auch auf die später hervortretenden Negociationen mit Frankreich und den Niederlanden fällt einstweilen kein Licht, doch findet sich zum J. 1559 ein von Grumbach entworfener Plan zur Wiedererlangung der sächsischen Churlande. Die Arbeit des Verf. wird in dem Masse an Bedeutung gewinnen, als es ihm gelungen ist, über den Zusammenhang der Grumbacher Wirren mit der gleichzeitigen politischen Gährung in Deutschland und den Einwirkungen des Auslandes auf dieselben, neue Aufschlüsse gebracht zu haben. K.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Zweiter Theil. Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. Auch unter dem Titel: Grundriss der Geschichte der Philosophie der patristischen und scholastischen Zeit. Von Dr. Friedrich Ueberweg, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Königsberg. Dritte, verbesserte und mit einem Philosophen- und Litteratorenregister vermehrte Auflage. Berlin 1868. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Königliche Hofbuchhandlung. VIII und 254 S. gr. 8.

Wir haben in diesen Blättern die dritte Auflage des ersten und die zweite Auflage des dritten Theiles des vorliegenden ausgezeichneten Grundrisses angezeigt. Das verdienstvolle Werk ist zu einem wahren Bedürfnisse geworden. Man besitzt in unserer Literatur Werke genug, welche die subjectiven Ansichten und Meinungen der Darsteller zur Geschichte der Philosophie machen und die Philosophie der Geschichte der Philosophie mit der wirklich historisch-treuen Darstellung verwechseln. Auch die sich zu Systemen gestaltenden und den Culturgang der Menschheit bedingenden Gedanken der Philosophen sind Thaten, sind Geschehenes; sie gehören der innern Geschichte der Menschheit an. Es ist eine Hauptaufgabe der Geschichte, das Geschehene zu sammeln, zu ordnen, das Wichtige vom Unwichtigen, das Haltbare vom Unhaltbaren zu sondern und so ein treues Bild der Vergangenheit zu geben ohne eine Färbung durch irgend ein einzelnes System oder eine einzelne Schule, ohne die Zuthat der subjectiven Auffassung des Geschehenen. Zu diesem Zwecke aber ist die genaueste Kenntniss der Quellen und Hülfsmittel, aus welchen man die Ideen und Systeme der Denker schöpft, nothwendig. Diesen Bedürfnissen aber kommt das vorliegende Werk in der befriedigendsten Weise entgegen. Wir haben uns zur Genüge über seinen Werth für Lehrer und Schüler und für die Freunde menschlicher Bildung und Gesittung ausgesprochen, als dass wir schon Gesagtes über diesen Gegenstand wiederholen möchten. Wir begnügen uns mit der Angabe dessen, was die vorliegende dritte Auflage des zweiten Theiles von ihren frühern unterscheidet.

Die erste Ausgabe des zweiten Theiles erschien im Juni und im December 1864 in zwei abgesonderten Abtheilungen, von denen die erste die patristische, die zweite die scholastische Zeit enthält. Schon die zweite, 1866 erschienene Auflage hat die mittelalterliche oder mittlere Philosophie zweckmässig zu einem

Digitized by Google

Theile vereinigt. Die Philosophie des Mittelalters, der Inhalt des zweiten Theiles, ist in der zweiten Auflage zweckmässig in zwei Perioden, die patristische und scholastische, abgetheilt. Die Vereinigung der beiden Abtheilungen zu einer und die Eintheilung in die genannten beiden Perioden sind, da sie einen äusseren Vorzug des Werkes bilden, selbstverständlich auch in der dritten Ausgabe geblieben. Was die äussere Anordnung in dieser neuen Ausgabe betrifft, so ist Alles, wie in der zweiten, geblieben, mit Ausnahme des §. 32, welcher von dem gelehrten Freunde des Verfassers, Herren Dr. Adolph Lasson, verfasst ist und die Geschichte der deutschen Mystik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts (Meister Eckhart, Tauler und Andere) enthält. Dieser Paragraph ist in der zweiten Ausgabe zwischen die Philosophie des Thomas und der Thomisten und die des Johannes Duns Scotus und der Scotisten (2. Auflage S. 203—221) eingeschoben. In der dritten Auflage wird dieser Paragraph als Schlussparagraph des ganzen Theiles zweckmässiger an das Ende (S. 217—235) gestellt. Neue Zugaben sind Anhang, Berichtigungen und Zusätze zur vorliegenden Auflage (S. 236—238), ein vollständiges alphabetisches Philosophen- und Litteratorenregister (S. 239—252) und auf dem letzten Blatte nachträgliche Berichtigungen und Zusätze zur zweiten Auflage des dritten Theiles. Abgesehen von diesen Zugaben ist der Umfang der dritten Ausgabe nicht grösser, als der der zweiten. Dagegen fehlt es auch hier nicht an vielen Berichtigungen und neuen Zusätzen. Durch den engern Druck der literarischen Notizen wurde dafür der nöthige Raum gewonnen. Bedeutende Veränderung hat die Note zu §. 4 über die Entstehungszeit der kanonischen Evangelien unter Benutzung der neuesten theologischen Forschungen erhalten (S. 9—12). Der leitende Grundgedanke ist im Anfange der Note ausgesprochen: »Ueber die Entstehungszeit der kanonischen Evangelien und ihr Verhältniss zu einander und zu manchen andern, grösstentheils untergegangenen Evangelienschriften sind mit dem Erwachen historischer Kritik unzählige Untersuchungen geführt worden, die jedoch immer noch nicht zu einem durchgängig zuverlässigen Ergebniss geführt haben.« Die einem gesicherten Resultate entgegenstehenden Schwierigkeiten und die verschiedenen Ansichten der Gelehrten auf Grundlage der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel werden in dieser Note angedeutet. Die grössere Veränderung bezieht sich ferner auf die Noten der §§. 25 und 33. §. 35 behandelt die griechischen und syrischen Philosophen im Mittelalter. Die Note zu §. 25 betrifft das dem Michaël Psellus (geb. 1020) zugeschriebene Compendium der Logik (*σύνοψις εἰς τὴν Ἀριστοτέλους λογικὴν ἐπιστήμην*). Hier findet sich S. 151 der Beisatz: »Ob wirklich Psellus der Verfasser dieser *σύνοψις* sei, ist jedoch sehr zweifelhaft. In einer jetzt in München (früher in Augsburg) befindlichen Handschrift, die aus dem vierzehnten Jahrhundert zu stammen

Digitized by Google

scheint, ist von einer späteren Hand die Notiz beigefügt: *Τοῦ σοφωτάτου Ψελλοῦ εἰς τὴν Ἀριστοτέλους λογικὴν ἐπιστήμην σύνοψις* und hiernach hat Ehinger diese Schrift als ein Werk des Michaël Psellus edirt. Andere Handschriften aber bezeichnen dieselbe als eine Uebersetzung des logischen Compendiums des Petrus Hispanus und nennen Georgius Scholarius als den Uebersetzer. Mit der letztern Angabe ist das Alter der Münchener Handschrift schwerlich vereinbar, die wohl nur dann, wenn ein früherer Uebersetzer (etwa der um 1350 lebende Maximus Planudes) angenommen wird, eine Uebertragung jener lateinischen Schrift sein kann. Prantl hält das Compendium des Petrus Hispanus für eine Uebersetzung der Synopsis des Psellus, Val. Rose für eine Uebersetzung der lateinischen. Wird das Letztere angenommen, wozu die Vergleichung der Texte nöthigt, so bleibt noch die Frage nach dem Ursprung der neuen logischen Lehren de terminorum proprietatibns (die im Allgemeinen aus der Verschmelzung der Logik mit der Grammatik hervorgingen) im Einzelnen zureichender, als es bisher geschehen ist, zu beantworten. Vgl. Prantl, Geschichte der Logik II, S. 288 und III, S. 18, auch Michaël Psellus und Petrus Hispanus, eine Rechtfertigung, Leipzig 1867, und andererseits Val. Rose, in der Zeitschrift Hermes II, 1867, S. 146 ff. und Charles Thurot in der revue archéologique n. s. X, Juillet à Décembre 1864, S. 267 —281 und in der revue critique, 1867, nr. 13 und 27.«

Die Angabe in den literarischen Notizen zu den Zeitgenossen des Thomas und Scotus II. Ausg. S. 228), Petrus Hispanus betreffend, ist abgeändert und statt der frühern kurzen Bemerkung über diesen Scholastiker als angeblichen Uebersetzer der Michaël Psellus'schen Synopsis eine grössere Notiz S. 208 und 209 der vorliegenden dritten Auflage beigefügt. Der Inhalt der summulae logicae des Petrus Hispanus wird hier kurz angedeutet. Die sechs ersten Abschnitte derselben enthalten die sogenannte logica antiqua d. h. die Logik des Aristoteles und Boëthius. Diese ist nicht zu verwechseln mit der altbekannten schon vor 1150 bekannten vetus logica. Der siebente Abschnitt handelt, die Zusätze der Neueren umfassend, de terminorum proprietatibus. Der Ursprung dieser grammatisch logischen Betrachtungen wird als »fraglich« bezeichnet. Dass die occidentalischen Logiker diese Betrachtungen aus der Synopsis des Psellus schöpften, wie Prantl meint, wird nicht angenommen. Die uns bekannt gewordenen Schriften des Aristoteles und griechischer Commentatoren desselben, auch arabischer Logiker hatten Einfluss auf die Ausbildung der neuen termini in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Verf. schliesst S. 209 diese Notiz mit den Worten: »Im Alterthum haben zuerst die Stoiker die aristotelische Logik durch Mitaufnahme grammatischer Betrachtungen umgebildet; es bleibt noch im Einzelnen zu erforschen, in wie weit und durch welche Vermittlung dieser Vorgang für den gleichartigen, der im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte, maass-

Digitized by Google

gebend gewesen sei.« In der Essäerfrage bleibt der Herr Verfasser Hilgenfeld's Ansicht getreu (S. 5, 170, 236), und nimmt den Einfluss des Essäismuss, wohl auch des durch den Buddhismus modificirten Parsismus auf das Christenthum an, während er Zellers mit »gewohnter Gründlichkeit« vertretener und durch gewichtige Gründe unterstützter Ansicht vom Einfluss des Pythagoreismus nicht beistimmt. Die entgegenstehenden Ansichten liessen sich wohl vermitteln, da gewiss alle diese Elemente Einfluss auf die Gestaltung der christlichen Gnosis hatten.

Ref. stimmt dem Herren Verf. vollkommen bei, wenn er auf dem Gebiete der christlichen Gedankenbildung die Abgrenzung des philosophischen Stoffes gegen den theologischen als schwierig bezeichnet. Mit Recht kann man nach dessen Dafürhalten aus der Dogmengeschichte und der positiven Theologie überhaupt nur so viel in eine Geschichte der Philosophie aufnehmen, als zum richtigen Verständnisse des Ursprungs und der Bedeutung philosophischer Gedanken erforderlich ist. Bei der Darstellung der ersten Entwicklung der Grunddogmen des Christenthums, weil diese für die Entwicklung der ganzen christlichen Philosophie die wichtigsten sind, wurden alle hervorragenden Träger bis zum Concil von Nicäa (325 n. Chr.) behandelt. In der Zeit der späteren Patristik nach dieser Kirchenversammlung und der Scholastik konnten, je mehr sich das philosophische Element von dem theologischen sondert, nur diejenigen Denker berücksichtigt werden, bei welchen entweder im Ganzen oder in einzelnen Theilen das philosophische Element das vorherrschende ist.

Die Literatur hat vielfache Bereicherungen gewonnen und einzelne berichtigende oder die aufgestellten Thatsachen begründende Zusätze sind neu hinzugekommen.

S. 5 ist eingeschalten: »Corpus scriptorum eccl. latinorum ed. consilio et impensis academiae litt. Caesareae Vindobonensis vol. I. Sulpicius Severus ex rec. C. Halmii. Vindob. 1866. Vol. II. Minucius Felix et Firmicus Maternus ex rec. C. Halmii, ib. 1867, die deutsche Uebersetzung zahlreicher Werke von Kirchenvätern, 1830 ff.; Busse, Grundriss der christlichen Literatur, Münster, 1828.«

S. 15 findet sich der Zusatz: »Heinrich Holtzmann, Judenthum und Christenthum, Leipzig, 1867 (zweiter Band der Schrift: Geschichte des Volkes Israël und der Entstehung des Christenthums von Georg Weber und H. Holtzmann).« Nach der ersten Ausgabe der apostolischen Väter von Cotelier (1672) werden S. 18 die zweite von Clericus (Amsterd. 1724, bei Gallandius und Migne wieder abgedruckt) und andere Ausgaben einzelner apostolischer Väter erwähnt.

Bei der Literatur über die angeblichen Briefe des Ignatius von Antiochia lesen wir S. 22 den Zusatz: »Nach Volkmär's Ansicht sind um 170 die drei ersten Märtyrerbriefe, um 175—180 aber die nächsten vier Briefe verfasst und dem echten Polykarpus-

Digitized by Google

brief die unechten Stellen beigefügt«, S. 39 unter Melito von Sardes: »vgl. dagegen Uhlhorn in Niedners Zeitschrift für historische Theologie, 1866, S. 104.«

Zu Hermias, der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dritten christlichen Jahrh. lebte und die heidnische Philosophie für eine Gabe der Dämonen hält, die aus der Vermischung der gefallenen Engel mit irdischen Weibern entstanden seien, wird S. 42 beigefügt: »Nicht, wie Clemens von Alexandria, für eine durch niedere Engel den Menschen zugekommene Gottesgabe«; S. 47 bei Tertullian: »vgl. auch Böhringers Darstellung in der zweiten Auflage seiner Kirchengeschichte«, 56 bei dem Einflusse des Platonismus auf die alexandrinischen Kirchenväter die Abhandlung des »Heinrich von Stein über den angeblichen Platonismus der Kirchenväter in Niedner's Zeitschr. f. h. Theol. Jahrg. 1861, Heft III, S. 319—419 und im II. Theile seiner Geschichte des Platonismus, Göttingen 1864«; bei der alexandrinischen Katechetenschule: »Auch Matter in seiner hist. de l'école d'Alexandrie, Paris, 1840 und J. Simon, hist. de l'école d'Alexandrie, Paris, 1845«; S. 79 bei den Werken Augustins: »Von einer französischen, auf 15 Bände berechneten Uebersetzung unter der Leitung von Ponjoulat und Raulx ist der vierte Band (Montauban 1866) erschienen«; bei Pseudo-Dionysius Areopagita S. 94: »Ed. Böhmer, D. A. in der Zeitschr. Damaris 1864, Heft II.«

Zu den neuplatonischen Lehren der Pseudo-Dionysius-schen Schriften wird S. 96 beigesetzt: »Nicht inmitten des Kampfes um fundamentale Lehrbestimmungen, sondern erst, nachdem ein in allen oder fast allen Hauptstücken feststehendes corpus doctrinae erreicht, traditionell geworden und zu gesicherter Herrschaft gelangt war, konnte naturgemäss dieses Ganze als solches inmitten der Kirche in der Weise des Pseudo-Dionysius gleichzeitig, anerkannt und negirt oder zu symbolischer Geltung herabgesetzt werden.«

In der Periode der scholastischen Philosophie lesen wir unter der Literatnr den Beisatz S. 102: »Erdmanns Abhandlung: der Entwicklungsgang der Scholastik in der Zeitschrift für wiss. Th. Jahrg. VIII, Heft 2, Halle, 1865, S. 113—171. Vgl. auch L. Figuier, vies des savants illustres du moyen âge avec l'appréciation sommaire des leurs travaux, Paris, 1867«; S. 119: »Ueber Wilhelm von Champeaux handelt Michaud, Guillaume de Champeaux et les écoles de Paris au XIIe siècle, d'après des documents inédits, Paris 1867«; zur Anselm'schen Satisfactionstheorie S. 125: Zweiter Band von Ferd. Chr. Baur's »Lehre von der Dreieinigkeit, Dorner in seiner Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi und Andere. Ueber Anselm's Lehre vom Glauben und Wissen handelt Ludw. Abroell, A. C. de mutuo fidei ac rationis consortio, diss. inaug. Wirceburgi, 1864.« Aemilius Höhne, Anselmi Cantuariensis philosophia cum aliorum illius aetatis decretis com-

Digitized by Google

paratur ejusdemque de satisfactione doctrina dijudicatur, diss. inaug. Lips. 1867«, S. 137 ein Beisatz über den Unterschied der logica nova, vetus, antiqua und moderna (vgl. §. 25 und 33); zu Abälards von den französischen Schriftstellern Conceptualismus genannten Lehre von den Gattungsbegriffen S. 139: »Abälards Ausspruch, das Definitivum sei das nach seiner Bedeutung (und nicht nach seiner eigenen Wesenheit) erklärte Wort (nihil est definitum, nisi declaratum secundum significationem vocabulum.«)

S. 150 wird der Text über die angebliche Synopsis des Michaël Psellus abgebrochen, zur Anmerkung gemacht, erweitert, und, wie schon angedeutet wurde, nach neueren Forschungen berichtigt.

Zusätze sind ferner bei der Literatur über die orientalische Philosophie im Mittelalter S. 158: »E. H. Palmer, oriental mysticism, a treatise on the suffistic and unitarian theosophy of the Persians, compiled from native sources, London 1867«, S. 153—156 ist vor der in der zweiten Ausgabe S. 155 angeführten Ansicht Sprengers über den Entstehungsgrund des Mohammedanismus die Literatur über Alkendi, Alfarabi, Avicenna, Algazel, Avempace, Abubacer, Averroës angegeben. Dann kommen erst S. 158 diese Philosophen selbst in der angedeuteten Reihenfolge. S. 162 ist die Literatur hinter Algazel hinweggelassen, welche zweckmässiger schon S. 154 vorausgeschickt ist, eben so fehlt hinter Averroës die Literatur, welche schon S. 154—156 steht. Bei den theologischen Dogmatikern der Araber, den Motekallemin steht S. 165 der Beisatz: »Hebräisch Medabberim.«

In der Literatur über die volle Ausbildung und Verbreitung der Scholastik (insbesondere die Verbreitung der Werke des Aristoteles) steht S. 179 der Zusatz: Hauréau, le concile de Paris de l'année 1210 in: Revue archéologique, nouvelle série, cinquième année, dixième volume, Paris, 1864, S. 417—434; zum Auszuge aus den acht Büchern der Physik des Aristoteles von Robert Greathead von Lincoln S. 182: »Vgl. über ihn Reinhold Pauli, Bischof Grosseteste und Adam von Marsch, Tübingen (Univ. Schrift) 1864«; zu Vincentius von Beauvais S. 183: Al. Vogel, Univ. Pr., Freiburg, 1843, ferner Prantl, Gesch. der Logik, III, S. 77—85. Der »Lehrspiegel« ist nach Al. Vogel um 1250, der »Geschichtsspiegel« um 1254 verfasst worden; der »Sittenspiegel« ist nicht eine Schrift des Vincentius, sondern eines Spätern und zwischen 1310 und 1320 entstanden; mindestens enthält der »Sittenspiegel« spätere Einschiebsel; auch die übrigen Theile aber sind nach Prantl's Annahme (Gesch. der Logik III, S. 37) von Interpolationen nicht frei (welche sich jedoch schon in Handschriften des 14. Jahrh. finden)«; zu den Werken des Albertus Magnus S. 186: »Prantl, Gesch. der Logik III, S. 89—107. Alberts botanische Schrift hat Jessen herausgegeben: Aberti Magni

Digitized by Google

de vegetabilibus libri septem, historiae naturalis pars XVIII: editionem criticam ab Ernesto Meyero coeptam absolvit Carolus Jessen, Berolini, 1867«; zu den Werken des Thomas von Aquino S. 192: »Prantl, Gesch. d. Log. III, S. 107—118; zu den einzelnen Schriften des Thomas ebend.: »Mehrere andere Abhandlungen sind theils nicht genügend bezeugt (de natura syllogismorum, de inventione medii, de demonstratione etc.), theils wahrscheinlich unecht (de natura occidentis, de natura generis, de pluralitate formarum, de intellectu et intelligibili, de universalibus etc.)«; zu der Sonderung der philosophischen oder natürlichen Theologie und der christlichen Offenbarungslehre durch den Thomismus S. 193: »Das im Jahre 1271 zu Paris sanctionirte, die Ohnmacht der Theologie über die Philosophie bekundende Dekret (bei du Bonlay, III, S. 398, vgl. Thurot. de l'orig. de l'enseign. dans l'univers. de Paris, Paris, 1850, S. 105, f.), dass kein Lehrer in der philosophischen Facultät eine der specifisch theologischen Fragen behandeln dürfe (z. B. nicht die Trinität und Incarnation) begünstigte eben diese Sonderung«

Bei den Werken des Johannes Duns Scotus ist angeführt S. 203 »Prantl, Gesch. der Logik III, S. 202—232«; bei Henrici Gandavensis (Heinrich Goethals aus Muda bei Gent, daher Gandavensis) Quodlibeta theologica S. 208: »Ueber ihn handelt François Huet, recherches historiques et critiques sur la vie, les ouvrages et la doctrine de Henri de Gand, surnommé le docteur solennel, Gand, 1838; bei Roger Baco ebend.: »vgl. auch einen Artikel über ihn in Gelzers protest. Monatsblättern, XXVII, Heft 2, Febr. 1866, S. 63—83«; bei Raimundus Lullus ebend.: »Ausführlich wird seine Logik dargestellt von Prantl, Gesch. der Logik III, S. 145—177.«

S. 208 ist eingeschalten: »Siger von Brabant, der an der Sorbonne lehrte, hat einen Commentar zur zweiten Analytik, ferner quaestiones logicales und andere logische Schriften verfasst, aus welchen in der Hist. littéraire de la France XXI, p. 96—127 sich Mittheilungen finden. Vgl. Prantl, Gesch. d. Log. III, S. 234, f. Dante erwähnt (Paradiso X, v. 136) Siger als einen trefflichen Lehrer.«

Einen Zusatz erhält ferner die Literatur über Wilh. Occam S. 211: »Prantl, Gesch. der Logik III. S. 327—420, über seine (Occams) und überhaupt die nominalistische Gotteslehre A. Ritschl, Jahrbücher für deutsche Theologie, 1868.«

Auch in der von Lasson verfassten Geschichte der deutschen Mystik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, welche in der neuen Ausgabe den Schluss des zweiten Theiles bildet, finden sich Zusätze. Was die F. Pfeiffer'sche Ausgabe der deutschen Mystiker, insbesondere die im zweiten Bande derselben (1857) enthaltenen Schriften des Meisters Eckhart betrifft, so hat die S. 205 der ersten Ausgabe enthaltene, sich auf diesen Gegen-

Digitized by Google

stand beziehende Stelle in der neuen Auflage folgende Fassung: »Pfeiffer's höchst dankenwerthe Ausgabe enthält ein hinlängliches Material, um den Gedankenkreis des Meisters zu überschauen, wenn auch nur einen Theil der von Trithemius (de script. eccles.) genannten und von Nicolaus Cusanus (opp. ed. Basil. p. 71) eingeschobenen Schriften. Manches jetzt dem Eckhart Zuzuweisende ging früher unter Tauler's und Rusbroek's Namen. Vielfach ist der Text schwer verstümmelt, Manches bis zur Unverständlichkeit verderbt.« Neue Zusätze kommen vor in der Literatur über die deutschen Mystiker S. 220: »G. A. Heinrich, les mystiques allemands au moyen-âge in: Révue d'économie chrétienne, 1866, Nov. p. 926, sqq. C. Schmidt, Nicolaus von Basel, Wien, 1866; über Eckhart ebend.: »Wahl, die Seelenlehre Meister Eckhart's (Theol. Stud. und Kritik. 1868, S. 273—296). Bei den Werken des Heinrich Suso steht ebend. der Beisatz: »Die Briefe Heinrich Suso's, nach einer Handschrift des 15. Jahrh. herausgegeben von Wilh. Preger, Leipzig, 1867, Böhmer (Giesebrecht's Damaris, 1865) S. 321, ff.«, bei dem Büchlein: Eine deutsche Theologie (zuerst theilweise von Luther 1516 herausgegeben) ebend.: »Reifenrath, die deutsche Theologie des Frankfurter Gottesfreundes, Halle, 1863.« Fünfzig nachträgliche Berichtigungen und Zusätze zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie sind am Schlusse des Bandes (S. 236—238) angefügt. Von diesen beziehen sich einige auf Druckfehler, die meisten aber sind sachlichen und literarhistorischen Inhaltes. Hinter dem genau durchgeführten alphabetischen Philosophen- und Litteratorregister folgen auf dem letzten Blatte Berichtigungen und Zusätze zu der von dem Unterzeichneten in diesen Blättern angezeigten zweiten Auflage des dritten Theiles. So sind als Zusätze aufgeführt Lotze's Gesch. der Aesthetik im VII. Bande der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, München, 1868, zu S. 17: Die 6 Gesammtausgaben von Luthers Werken, von welchen die Walch'sche bis jetzt die vollständigste ist, die zu Erlangen und Frankfurt a. M. seit 1826 bis jetzt in 67 Bänden deutscher und 30 Bänden lateinischer Schriften erschienene, welcher noch ungefähr 10 Bände fehlen, die correcteste und vollständigste sein wird; zu S. 46: J. Millet, Descartes, sa vie, ses travaux, ses découvertes avant 1637, Paris, 1867; zu S. 63: E. Caro, la philosophie de Goethe, Paris, 1866; zu S. 120: Franz Kern, Joh. Scheffler's cherubinischer Wandersmann, Leipzig, 1866; zu S. 121: Die Eintheilung der praktischen Philosophie durch Wolff nach dem Vorgange der Aristoteliker in Ethik, Oekonomik und Politik. Zu S. 135 kommt neu hinzu die Andeutung eines modificirten Spinozismus des dazu vielleicht durch Robinet's Schriften veranlassten Benedictiners Deschamps in einer bald nach 1770 verfassten, erst in jüngster Zeit durch Emile Beaussire unter der Aufschrift: Antécédents de l'hégélianisme dans la philosophie française, Paris, 1865 im Journal des savants 1866, S. 609—624 her-

Digitized by Google

ausgegebenen Handschrift und andeutungsweise auch in frühern Schriften. Die Lehre des Deschamps wird kurz zusammengefasst. Das Universum (le tout universel) ist nach ihr ein reales Wesen (un être, qui existe) und der Grund (le fond) aller wahrnehmbaren Dinge. Diese sind die Modifikationen (nuances) des Universums oder realen Wesens. So wird der Spinozistische Dualismus der Attribute: cogitatio und extensio ein hylozoistischer Monismus. Als Vorgänger Hegels wird er darum bezeichnet, weil er behauptet, dass die Wahrheit Contradictorisches in sich vereinige. Zu der Schrift Kants über die Theorie der Winde (1756), welche die »richtige Theorie der periodischen Winde zuerst aufstellte« (S. 151) wird beigefügt: »Originell aufgestellt, ohne von Hadley's partiellem Vorgange zu wissen (s. Reuschle, deutsche Vierteljahrsschrift, 1868, Nr. 122, S. 68).« Den letzten der »philosophischen Briefe«, in welchem sich ein Kant'scher Einfluss zeigt, hat nicht Schiller, sondern Körner, nicht, wie es in der zweiten Ausgabe heisst, 1786, sondern, wie zu S. 205 berichtigt wird, 1788 geschrieben. Zu 237 Z. 18 v. u. ist anstatt Bamberger Hamberger zu lesen. Zu S. 239 wird von Stahl's Philosophie des Rechts angeführt 3. Aufl. 1854; der erste Band enthält die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie oder nach dem Titel der 2. u. 3. Auflage die Geschichte der Rechtsphilosophie, der zweite Band die »christliche Rechts- und Staatslehre« oder nach dem Titel der zweiten Auflage »Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage des Christenthums.« Zu S. 255, wo die Werke über Schleiermacher angeführt sind, kommen die Beisätze: »Wilhelm Dilthey, Leben Schleiermachers, Bd. I, 1867—1868, Daniel Schenkel, Friedrich Schleiermacher, ein Lebens- und Charakterbild, zur Erinnerung an den 21. Nov. 1768, Elberfeld, 1868«; zu S. 258: »Kant, dessen Schriften Schleiermacher nach Dilthey's Nachweis vorzugsweise in den Jahren 1786—1796 studirt hat, wogegen er mit Spinoza zuerst um 1794 durch Jacobi's 1795 veröffentlichte Darstellung bekannt worden zu sein scheint.« Bei der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie sind ferner als Zusätze des Herrn Verf. auf dem letzten Blatte der vorliegenden Ausgabe des zweiten Theiles seines Grundrisses, zu der zweiten Auflage des dritten Theiles S. 315 bei Ritters Werken dessen philos. Paradoxa, Leipzig, 1867 angeführt; zu S. 325 ist nach den Zusätzen hinter J. Hoppe's Logik, (Paderborn, 1868) erwähnt: »Wilh. Rosenkrantz, die Wissenschaft des Wissens, München, 1866, (vom neu-Schelling'schen Standpunkte aus verfasst).« Den S. 328 erwähnten Schriften Ulrici's geht nach dem neuen Zusatze voraus: »Eingehende Naturstudien bekundet in seinen antimaterialistischen Schriften Herm. Ulrici.« Zu S. 329, wo von August Combe's Lehre die Rede ist, wird sie in den Zusätzen ein »jedes Hinausgehen über das exact Erforschbare principiell abweisender, mit dem Materialismus befreundeter Positivismus« genannt. Zur ausser-

Digitized by Google

deutschen Philosophie wird hinzugefügt S. 330: »David Masson, recent British philosophy, a review with criticisms, London, 1865, 2. Aufl. London 1867«; S. 331: »John Stuart Mill, an examination of Sir William Hamilton's philosophy, third edition, London, 1867; vgl. darüber u. a. George Grote, review of the work of John Stuart Mill etc. London, 1868, besonders abgedruckt aus Westminster Review, Jan. 1868; Herbert Spencer, Mill versus Hamilton, in the fortnightly review for July 15, 1865. Vom Berkeley'schen Standpunkt durch J. Collyns Simon verfasst: Hamilton versus Mill, a thorough discussion of each chapter in Mr. Mill's Exam. etc. 3 Hefte, Edinb. 1866—1868. Die aristotelische Schullogik ist insbesondere dargestellt durch Erzbischof Whately (1787—1863). Phrenologe ist George Combe (1788—1858). Zu den bedeutendsten psychologischen Schriften gehören ausser Logik und Psychologie von Sam. Bailey die Schriften von Alexander Bain zu Aberdeen: the senses and the intellect, London, 1855, 2. Aufl. 1864, the emotions and the will, 1859, 2. Aufl. 1865, on the study of charakter, 1861. An einem alle philosophischen Doctrinen umfassenden Systeme, das eine strenge Unterscheidung des Erkennbaren und des Unerkennbaren zur Voraussetzung hat, arbeitet Herbert Spencer, der Verfasser der Schriften: Social statics, 1851, principles of psychology 1855, essays, reprinted from periodicals, 2 vols. 1858—1863, education, 1861, first principles 1862. Auf Comte's Principien (dessen cours de philosophie positive durch Miss Harriet Martineau in's Englische übersetzt, 1853 erschienen ist) beruhen die letters on man's nature and development von Miss Harriet Martineau und Mr. Atkinson 1851, welche die Annahme zu rechtfertigen suchen, dass die Materie zu wirken und zu empfinden vermöge. Der Comte'schen Aufhebung der Metaphysik zollt George Henry Lewes in seiner Schrift: Comte's philosophy of the positive sciences, 1847, den entschiedensten Beifall.« Zu S. 334 werden den der Schweiz angehörenden, in französischer Sprache schreibenden Philosophen als die namhaftesten beigezählt: der reformirte Theologe Alexandre Vinet (1797—1847), der u. a. essais de philophie morale et de morale religieuse, Paris, 1837. étude sur Blaise Pascal, 2 éd. Paris, 1856, Moralistes du 16 et 17 siècle, Paris, 1859, hist. de la litt. franç. au 18. siècle, Paris, 1853, au 19. siècle, 2 éd. Paris, 1857 geschrieben hat und Sécretan, der eine philosophie de la liberté, eine philos. de Leibniz, recherche de la methode und précis de philosophie verfasst hat.« Zu S. 337 werden Skizzen der jüngsten kritischen und italienischen Philosophie nach Art der von Paul Janet für die zweite Ausgabe verfassten Darstellung der französischen Philosophie angekündigt, vorläufig für Fichte's Zeitschrift (1868). Die erste ist von dem Berkeleyaner Collyns Simon, die zweite von dem der Rosminischen Philosophie befreundeten Bonatelli verfasst. Zu S. 335 wird bemerkt, dass Sig. Gerdill und E. Pini den Naturalismus bekämpft haben.

Digitized by Google

In der Paul Janet'schen Uebersicht der neuern französischen Philosophie wird eine M. Biran betreffende Stelle (S. 339) abgeändert und lautet in der veränderten Gestalt: Et il se distingue par là des causes occultes, que nous supposons dehors de nous; en même temps il se distingue aussi de tous ses modes (les modes du sujet), au lieu de s'y confondre, comme le vouloit Condillac, qui ne voyoit dans le moi, qu'une collection ou succession de sensations. Bei den Werken des Maine de Biran (S. 339) wird ferner angeführt: L'ouvrage des rapports du physique et du moral, de Maine de Biran, composé en 1811 et couronné par l'academie de Copenhague, n'a été publié qu'en 1834, après la mort de l'auteur, par Mr. Cousin. Zu Théodore Jouffroy's (1796—1842) Philosophie (S. 340) folgt der Zusatz: En esthetique il arrivait à cette conclusion, que le beau est l'invisible exprimé par le visible; en morale il affirmait, que le bien est la coordination et la subordination des fins. Im Register der zweiten Auflage des dritten Theiles muss es, was am Schlusse der vorliegenden Ausgabe bemerkt ist, S. 354, Sp. 2, Z. 11, v. o. heissen Lorenz st. Franz, S. 357. Sp. 2, Z. 26, v. u. Scheffler st. Scheffer, S. 359, Sp. 1, Z. 23 v. o. soll Stirling J. H., ebend. Sp. 2, Z. 6. v. u. Twesten, A. 257; Twesten, Karl 205, S. 361, Sp. 2, Z. 2, v. u. Zorzi gelesen werden.

Gewiss hat der Herr Verfasser die von ihm in der Vorrede angedeutete Aufgabe auf das Gewissenhafteste und Zweckmässigste ausgeführt, welche er mit Recht als die nächste und bedeutsamste Aufgabe des Grundrisses bezeichnet, die Geschichte der Philosophie und nicht die Philosophie über die Geschichte der Philosophie mitzutheilen, ein »treues Miniaturbild« der letzteren ohne Ausschluss einer philosophischen Betrachtung des Darstellungsobjectes zu geben und jenen Fehler zu vermeiden, »der in der Auffassung und Darstellung der christlichen Urzeit nicht selten begangen wird, später aufgekommene Gedanken, sei es als Gedanken oder unter der Form von factis, antedatirend in die Geschichte selbst hineinzutragen.« Mit Recht muss dieser von dem Herren Verf. durchweg vermiedene Fehler eine getreue Darstellung um so mehr beeinträchtigen, als er dem Princip des wahren, vorurtheilsfreien Protestantismus und einer philosophischen wie naturgetreuen geschichtlichen Darstellung durchaus widerspricht.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Ueber das Geistige nach seinem ersten Unterschiede vom Physischen im engern Sinne. Von Hermann Langenbeck. Berlin. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1868. 31 S. 8.

Der Herr Verf. klagt darüber, dass nach einer weit verbreiteten Meinung der vorstehende Gegenstand da erst in Betrachtung komme, wo ernste Wissenschaft aufhöre und die Conversation der Theegesellschaft anfange, dass man die gewöhnliche Meinung habe, dass dieser Gegenstand einer exacten Bestimmung gar nicht fähig sei und nur in den luftigen Räumen der Phantasie, der Schöngeisterei und der Sentimentalität ein unsicheres Leben führe. Er will seinen Gegenstand streng wissenschaftlich behandeln und setzt »sehr ernste Leser hinter dem Studirtische« voraus.

In vorliegender kleinen Schrift soll das Geistige nur in so weit behandelt werden, als es zur Natur gehört. Sie fragt zunächt nur nach den »möglichst einfachen geistigen Erscheinungen.« Sie sucht einen passenden Namen zur Bezeichnung einer solchen einfachen geistigen Erscheinung, nennt dieses Geistige das »Psychidion« oder die »animula« und stellt dieses dem Physischen im engern Sinne oder dem »Somation«, dem »corpusculum« oder »molécule« entgegen. Der Herr Verf. schickt in den ersten drei Nummern »Vorbereitendes« voraus und bemerkt dabei, dass hier von diesem Psychidion noch gar nicht die Rede sei. So klein die Schrift ist, so weitschweifig ermüdend ist die Art der Behandlung. Man kann wissenschaftlich zu Werke gehen, ohne alles Selbstverständliche unter mathematische Formeln zu bringen, welche, da man es mit geistigen unberechenbaren Vorgängen zu thun hat, dazu wenig geeignet sind und die Begriffe eher verwirren als klären, zumal, wenn diese Formeln nichts anderes enthalten, als was in dem Begriffe schon ganz verständlich ausgedrückt ist. Derjenige, dem solche Begriffe klar gemacht werden sollen, versteht diese Auseinandersetzung schwerlich, und derjenige, der sie versteht, bedarf ihrer nicht. Der Herr Verf. fängt seine Untersuchung mit dem musikalischen Tone Fis an. Er zeigt, dass zu dem Tone Fis noch andere Merkmale hinzukommen, das Instrument, von welchem er ausgeht, z. B. die Geige, die Stärke oder Schwäche des Tones, er macht auf den Unterschied der auf dem Papier niedergeschriebenen Fisnoten und des Fistones aufmerksam. Er bezeichnet den Ton der Geige mit v und erhält so die Formel (fis, v ....). Die Punkte sollen noch die weiteren Merkmale des Tones, die Klammern die Vereinigung dieser Merkmale zum Fistone bedeuten. Nun kommt dazu etwa das Piano. Jetzt wird die Formel aufgestellt (fis, v. p ....), weil ein neues Merkmal hinzugekommen ist. Dieser Gegenstand wird ausführlich von S. 1—5 behandelt. Vom Fistone der Geige wird nun S. 5 der Uebergang zum Psychidion oder zur animula gemacht, welche man der molecula entgegensetzt. Man stelle sich nämlich, meint der Herr Verf., den Geigenton Fis vor. »Ich

Digitized by Google

fürchte nicht, fügt er S. 5 bei, dass man mir widersprechen werde, wenn ich versichere, dass es so etwas, wie die Vorstellung eines Tones in der Welt gebe. Es fällt mir nicht ein, Jemanden zuzumuthen, dass er einen Ton, ich will einmal sagen, »in der Vorstellung sehen« sollte, er soll ihn »in der Vorstellung hören.« Auch fällt mir nicht ein, Jedermann für fähig zu halten, gerade ein gutes, schönes Fis oder meinethalb überhaupt einen Ton in der Vorstellung zu haben« u. s. w. Die Vorstellung des Tones ist eine Thatsache. Der Herr Verf. »analysirt« nun auch diese Thatsache. »Als etwas, das in der Welt vorkommt, ist offenbar in dem Augenblicke, wo ein Fis vorgestellt, nicht bloss das Fis, sondern das Vorgestelltwerden des Fis anzusehen. Das Ereigniss ist: Fis wird vorgestellt und dieses Ereigniss ist. Nicht blos Fis ist; sondern es ist jenes Ereigniss: Fis wird vorgestellt. So hat die Analyse also ein Merkmal des Ereignisses gefunden, welches wir nun mit i bezeichnen wollen.« Hier wird übersehen, dass das Fis nicht an und für sich ist, sich also auch nicht als Fis von der Wahrnehmung und Vorstellung des Fis unterscheiden kann, weil wir ja nur dann wirklich einen Fiston haben, wenn irgendwie gehört, also wahrgenommen und vorgestellt wird. So kommt der Herr Verf. zu der neuen Formel (Fis, i, ...). Wenn aber, sagt der Herr Verf. weiter, »Schiller« vielleicht die Vorstellung des Geigentones hat, hat »Göthe« die Vorstellung einer Landschaft. Diese weitere zu der Vorstellung des Fistones hinzutretende Bestimmung wird durch einen index angedeutet und führt für »Göthe« und »Schiller« d. h. für das jedesmalige Individuum zu neuen Formeln.

Was man mit dem Ausdrucke: »Man hört in der Vorstellung« bezeichnet, gilt auch für alle andern Sinne. Es ist ferner ein Unterschied zwischen dem den Ton Wahrnehmen und dem den Ton Vorstellen. Man kann eine Landschaft, wenn man sie »in der Wahrnehmung gesehen hat«, indem man sich abwendet, »in der Vorstellung sehen.« Der Herr Verf. geht von dem Factum aus: Eine Gegend (=G) wird wahrgenommen. Es kommt also zur Gegend noch ein Element hinzu, das Wahrgenommen werden = i, das individuelle Wahrgenommen werden = dem index. Für das Wahrnehmen braucht er das Zeichen w, für das Vorstellen v, und stellt als Symbol unserer Wahrnehmung (i' w G' ...) und als Symbol der Vorstellung (i' v G ...) auf (S. 8). Unter Sinn versteht der Herr Verf. »das Vermögen, die Kraft, die Ursache für Wahrnehmungen und Vorstellungen.« Wahrnehmungen und Vorstellungen sind »Sinneswirkungen.« Er nimmt bei dem Sinne die Eintheilung in 6 Gruppen an, indem er dem Tastsinne noch »den Temperatursinn« hinzufügt und stellt nun für jeden seiner sechs Sinne sechs Formeln für die Wahrnehmungen und sechs für die Vorstellungen auf, indem er dabei für die Sinne als Zeichen die sechs Vokale (zu den fünf Vokalen das Y hinzugerechnet) braucht. Unter den Wirkungen der Sinnlichkeit versteht er »jedes Gefühl« und

Digitized by Google

»jedes Begehren.« Das Gefühl wird mit dem Tone verglichen. »Wenn ich von einem blossen Tone sage: er ist, so sage ich damit noch nicht, dass eine Wahrnehmung dieses Tones ist. Wenn man dieses Wahrgenommen werden mit i bezeichnet, so ist dieses nicht immer im Tone, wohl aber immer im Gefühle vorhanden.« Für das Gefühl wird nun ein neues Symbol γ gefunden. Beim Begehren findet dasselbe statt und wird als Zeichen β gebraucht. Der Herr Verf. braucht für das »vorgestellt, wahrgenommen und gefühlt werden« das gleiche Zeichen i und betrachtet dieses Geschehen oder Leben (= i) als das genus proximum = x, wofür er das Wort »animulirt werden« als ein »dem Vorstellen, Wahrnehmen und Fühlen Gemeinsames« vorschlägt. »Es fehlt uns, sagt er, für das dem Vorstellen, Wahrnehmen und Fühlen Gemeinsame ein Zeitwort. Es mag einmal »animuliren« (!) heissen. Dann bedeuten unsere Symbole beziehungsweise, dass ein vergestelltes Fis von Jemanden animulirt, ein wahrgenommenes Fis von Jemanden animulirt, ein γ (Zeichen für das Gefühl) von Jemanden animulirt werde. Der Herr Verf. denkt sich die drei Psychidien, wie drei Töne, welche »sämmtlich Claviertöne« sind. Hier sind nicht die Töne unabhängig vor dem Clavierklang, auch nicht durch das Klavierklingen geschaffen, sondern sie sind »klavierklingende Töne.« Ist aber Instrument und Ton Eines? Ist nicht vielmehr jenes vor diesem? Der Herr Verf. vergleicht dabei seine Untersuchung mit der Beschreibung eines Naturobjects. Von S. 13 an wird angedeutet, »was nicht für ein Psychidion zu halten sei.« Der Herr Verfasser fängt wieder mit seinem Fis an. »In dem blossen Fis ist noch nicht die Wahrnehmung des Fis gegeben.« Das Fis, »ins Gehirn« versetzt, ist nicht das Fis in der Wahrnehmung. So verhält es sich mit allen Sinnesbildern und ihren Wahrnehmungen und Vorstellungen. Die Vorstellungen und Wahrnehmungen sind von den Sinnesbildern im Gehirne verschieden. Die Natur muss also noch etwas anderes schaffen, als »ein reizendes Bildchen«, wenn wir wahrnehmen und vorstellen sollen. Ist der Charakter des Wahrnehmens und Vorstellens und dessen, was das Vorgestellte vom Wahrgenommenen unterscheidet, fragt der Herr Verfasser »etwa nichts«? Die Vorstellung ist thatsächlich von allem Andern unterschieden. Es gibt nicht bloss Wahrnehmungen der Sinnesbilder, sondern auch Wahrnehmungen »des Geistigen«. Das, was die Vorstellung und ihren Charakter des Vorgestellten im Unterschiede vom Wahrgenommenen und umgekehrt ausmacht, was dem Gefühle im Unterschied von Wahrnehmung und Vorstellung seinen Charakter gibt, ist ein »solches, welches weder gesehen, noch gehört, noch gerochen, noch überhaupt auf eine der Arten wahrgenommen werden kann, welche man gemeiniglich nennt, wenn man nur auf Grund eigener Wahrnehmung etwas annehmen will« (S. 21). Man darf bei den Ausdrücken: »Wird wahrgenommen, wird vorgestellt, wird gefühlt«, nichts anderes, als eben dieses selbst denken. Das,

Digitized by Google

ohne welches nie eine Vorstellung vorkommen kann, ist »deshalb doch nicht die Vorstellung selbst.« Wenn auch alle Vorstellungen mit Bewusstsein stattfinden, so muss untersucht werden, »wann mit Bewusstsein wahrgenommen und vorgestellt wird.« Wenn »man sich mit Bewusstsein etwas vorstellt, so entsteht die Vorstellung nach einem kurzen Begehren und in Begleitung eines Gefühls der Befriedigung. Man darf das »Vorstellen« nicht mit dem »Uebergange« zum Gefühle; oder mit dem der Vorstellung vorausgehenden Begehren verwechseln.« Der Uebergang, ob kurz oder lang, ist weder Vorstellung, noch Wahrnehmung. Als ein »höchst gefährlicher Feind für die richtige Auffassung des Psychidions« wird dasjenige angeführt, was wir mit dem Namen: Ich bezeichnen, ausdrücken (S. 28). Das Ich ist ihm nicht das eigentliche Psychidion, welches man in der Formel »durch i und den index« für die bestimmte Vorstellung ausdrücken will. Man muss »den geistigen Zustand« »vor diesem Eindringling (dem Ich, sic) behüten.« Der Hr, Verf. glaubt, der Wahrheit sehr nahe zukommen, wenn er das Ich »für ein Begehren erklärt.« Nur im Thiere sollen solche einfache geistige Zustände oder Psychidien mit ihrer Thätigkeit beginnen. Denn, meint der Herr Verf., alle Theile des Pflanzenkörpers geben die Pflanze, aber alle Theile des Thierkörpers nicht das Thier. Die Psychidien müssen noch hinzukommen. Der Herr Verfasser denkt sich zum Schlusse, dass es möglich wäre, für eine künftige Wissenschaft der Seele von aller Physiologie zu abstrahiren, ja sogar die »Molecula und Molecularwirkungen in der gesammten Naturwissenschaft verschwinden« zu lassen und es dahin zu bringen, dass »die Animula und Animularwirkungen für die Naturwissenschaften eine grundlegende Bedeutung erhalten.« Refer. begnügt sich zur Charakteristik der Schrift mit diesen Andeutungen und überlässt dem Naturforscher die Entscheidung, ob er sich zu der Animulartheorie des Herren Verfassers bekennen will, und dem Philosophen die Beurtheilung einer Lehre, welche die Vorstellungen zu Psychidien macht und das, ohne welches die Vorstellung und Wahrnehmung nicht sein kann, das vorstellende und wahrnehmende Ich als einen »Eindringling in den geistigen Zustand« betrachtet.

v. Reichlin-Meldegg.

Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der Lateinischen Sprache. Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift von W. Corssen. Zweite umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. XV und 819 S. in gr. 8.

Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Werkes, welche in diesen Blättern näher besprochen ward, ist ein zehnjähriger Zeit-

Digitized by Google

raum verflossen, innerhalb dessen auf dem Gebiete, dem zunächst der Inhalt dieses Werkes angehört, die gelehrte Forschung eine ungemeine Thätigkeit entwickelt hat, sowohl was die Ermittlung und kritische Sichtung des Stoffes, als die Behandlung desselben vom allgemeineren und höheren Standpunkt aus betrifft. Es mag hier nur an das erinnert werden, was auf epigraphischem Gebiete geleistet worden ist, eben so wie an das, was, zum Theil durch den Verfasser dieses Werkes selbst, für die Kenntniss der dem Lateinischen verwandten Dialekte gewonnen worden ist, um von so vielen andern, die allgemeine Sprachforschung betreffenden Schriften nicht zu reden. Von Allem dem ist in der vorliegenden neuen Ausgabe der sorgfältigste Gebrauch gemacht worden, und hat diess zu mancher Erweiterung, und selbst Berichtigung im Einzelnen geführt, ohne dass der Verfasser in die Lage gekommen wäre, von den Grundsätzen abzugehen, die ihn früher bei der Bearbeitung dieses Gegenstandes geleitet hatten. So erscheint nicht blos der Umfang des Werkes in dieser neuen Ausgabe bedeutend erweitert, wie diess schon die Seitenzahl andeuten kann, sondern es ist, um des Verfassers Worte zu gebrauchen, der ganze Stoff desselben von Grund aus durchgearbeitet und zum grossen Theil neu gestaltet worden, mit Benützung aller der seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe herausgekommenen Forschungen; Einiges ist sogar noch in den Nachträgen aufgeführt. Wenn nun auch in Folge dessen im Einzelnen sich manche Berichtigungen wie Bereicherungen ergeben, so glaubt der Verf. doch die Hauptergebnisse seiner früheren Untersuchungen über die Aussprache und den Vokalismus der lateinischen Sprache durch diese erneuerte Prüfung nur um so mehr bestätigt und sicher gestellt zu haben, insbesondere über den letzten treibenden Grund und die mitwirkenden Ursachen ihrer Lautwandelungen, über die Geschichte ihrer Betonung und über das Verhältniss der Tonhöhe zur Tondauer und des Hochtones des Wortes zur Versbebung des altrömischen Verses.

Der erste Theil des Ganzen behandelt, nach einer vorausgehenden Erörterung über Alphabet und Schrift, die Aussprache, zuerst der Consonanten und dann der Vokale; der zweite den Vokalismus, und zwar die Entstehung der Diphthonge und der langen Vokale, so wie die Trübung der Diphthonge. Innerhalb dieses Rahmens bewegt sich die Forschung, auf welche wir nicht besonders noch aufmerksam zu machen, in einem Reichthum des Details, wie er nur aus dem umfassendsten und mühevollsten, dem Gegenstande gewidmeten Studien hervorgehen konnte. Die äussere Ausstattung ist vorzüglich zu nennen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften zur Säcularfeier Schleiermachers: I. Von E. Bratuscheck; II. von J. Hülsmann. Separatabdruck aus J. Bergmanns Philosophischen Monatsheften, Berlin 1868.

Durch die Säcularfeier Schleiermachers ist die Aufmerksamkeit auf ihn in gesteigertem Masse erweckt worden. Solch eine Gelegenheit kann nicht verfehlen, die Persönlichkeit und die Verdienste eines Mannes zu grösserer Anerkennung zu bringen. Aus einer gewissen Zeitferne werden wir richtiger einsehen, was er war und was er geleistet hat, und über die Schranken seiner Individualität und die ihm anzuweisende besondere Stellung unbefangener urtheilen. Die zwei Abhandlungen, welche wir als verdienstliche Beiträge zur Charakteristik Schleiermachers anzeigen, können dazu dienen, das Bild desselben von zwei Hauptansichten zu ergänzen. Bratuscheck führt Schleiermacher als Philosophen vor, Hülsmann schildert ihn vornehmlich nach seiner religiös-kirchlichen Thätigkeit. Wir wollen nach einander von jeder Darstellung Kenntniss geben.

Bratuscheck geht von der Ansicht aus, dass Schleiermachers Theologie nicht ohne seine Philosophie verstanden werden könne. Das folgt schon aus seiner Erklärung des Philosophirens, als des wissenschaftlichen Denkens überhaupt, und aus seiner Forderung, die Philosophie, deren Absicht darauf geht, den Zusammenhang alles Wissens herzustellen, mit den einzelnen Wissenschaften in Verbindung zu setzen. Schleiermacher fühlte sich in Uebereinstimmung mit der Richtung, die er als die charakteristische der Neuzeit ansah: dass nämlich die Philosophie, nachdem sie wieder zur Freiheit gelangt ist, die Richtung der Alten, bei denen die Philosophie mit den realen Wissenschaften genau verknüpft war, und die Richtung des Mittelalters, wo die Speculation sich an und mit der Religion entwickelte, mit einander auszugleichen habe. Schleiermacher vertiefte sich in das religiöse Gefühl, auf dessen Erregungen er die Glaubenslehre errichten wollte, und in die philosophische Speculation; beide Gebiete aber stellte er selbständig einander gegenüber. Indem er dem Glauben eine ursprüngliche Quelle im Gefühl des Subjects anwies, befreite er ihn seinem Inhalte nach von der äusseren Satzung. Die absolute Trennung zwischen philosophischem und gemeinem Wissen sah er als den Grundirrthum des modernen Idealismus an; er stellte die Ethik mit der Geschichtskunde und Naturwissenschaft, die Naturkunde mit der Naturphilosophie in Wechselverhältniss; der Zusammenhang der

Digitized by Google

Wissenschaften aber gipfelt nach ihm in der Dialektik, welche die Principien, und die Methode alles Wissens enthalten soll. Das Ziel besteht in der Durchdringung des Speculativen und des Empirischen; wir nähern uns demselben durch beständiges Aneinanderhalten beider Sphären, d. h. durch wissenschaftliche Kritik. Man sieht daraus, wie Schleiermacher als Philosoph eine mittlere Stelle einnimmt; das Unterschiedene sucht er zu einem Ineinander zu bringen. Mächtig haben auf ihn die nacheinander folgenden Systeme seines Zeitalters gewirkt. Er aber mässigt seine Annahmen daraus durch jenen Bezug der Wechselbestimmtheit zwischen der Philosophie und den besonderen Wissenschaften. Im Anschluss an das Erfahrungswissen und durch dieses mitbestimmt, gestaltet sich ihm die Philosophie, nicht als absolute Wissenschaft, wie in der idealistischen Speculation; er hält sich auf dem Boden des gemeinsamen Bewusstseins, des gebildeten Gemüths und Verstandes, für welche Stufe gerade diese Bedingtheit durch Aneinanderhalten der gegenüberstehenden Erkenntnissgebiete kennzeichnend ist.

Der Verfasser geht auf die Untersuchung ein: worin das Wesentliche und Eigenthümliche der Philosophie Schleiermachers bestehe, und welche Stelle in der Geschichte der Philosophie ihm gebühre. Man hat ihn wegen seiner »Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern«, worin Spinoza als ein Vorbild wahrer Religiosität gepriesen wird, als einen Spinozisten angesehen, obschon er selbst Einsprache dagegen erhebt. In dieser Schrift setzt er das Wesen der Religion in die Richtung des Gefühls auf das Unendliche und Ewige; Religion ist ihm das unmittelbare Bewusstsein der Einheit von Natur und Vernunft, wodurch wir fühlen, dass alles endliche Sein nur im unendlichen und durch das unendliche, alles Zeitliche in dem Ewigen und durch das Ewige ist. Eine solche Richtung ist in Spinoza vorhanden und bildet die hervorstechende Grösse seines Systems. Den wesentlichen Unterschied zwischen Schleiermachers Ansicht und der Spinoza's findet der Verfasser in einem Satz der Dialektik des ersteren (§. 136) ausgesprochen. Während bei Spinoza die absolute Substanz nach den beiden (uns erfasslichen) Attributen: Denken und Ausdehnung gedacht wird, setzt Schleiermacher das Transcendentale, die Idee des Seins an sich, unter die zwei entgegengesetzten Formen und Modi des Idealen und Realen, als Bedingung der Realität des Wissens. Bei Spinoza werden bekanntlich unter den Modi die Bestimmtheiten innerhalb der Attribute gemeint. Es reicht hin, zu bemerken, dass Schleiermacher für eine Anschauungsweise, die, wie auch die Schelling'sche, mit der Spinozistischen Verwandtschaft hat, der Ausdrücke seiner Zeit sich bedient hat. Gegen die Ansicht, dass Schleiermachers »Monologen« ein Ausfluss der Fichteschen Philosophie seien, weil darin das Ich eine Rolle spiele, weist der Verfasser auf dessen scharfe Kritik über Fichte's Schrift von der Bestimmung des Menschen hin, und bemerkt, es könne kein

Digitized by Google

grösserer Contrast gedacht werden als der zwischen beiden genannten Büchern; in den »Monologen« werde das ewige Recht der Individualität allen äusseren Einflüssen gegenüber gepredigt, aber die freie Entfaltung der Persönlichkeit gründe sich auf die unbedingte Abhängigkeit vom Universum, während Fichte den umgekehrten Weg einschlage. Später habe sich Schleiermachers »Widerwille gegen die Irrgänge« der Fichte'schen Philosophie gesteigert, wie er es denn freilich in seinen Aeusserungen über dieselbe an Bitterkeit nicht fehlen lässt. Schleiermacher ward abgestossen durch deren Entfremdung von den realen Thatsachen und durch die Unmöglichkeit auf ihrem Standpunkte die Natur zu begreifen. Er meidet, den Gesichtskreis des auf das Thatsächliche sich wendenden Verstandes festhaltend, die überkühnen Flüge des extremen Idealismus. Der Verf. schildert den Gegensatz zwischen Schleiermacher und Fichte bei Gelegenheit der Gründung der Berliner Universität, indem jener den überspannten Forderungen des letzteren seine gemässigten Ansichten entgegenstellte, worin er gegen dessen Forderung einer straffen Staatserziehung den Grundsatz der Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staate und von jeder Autorität festhielt. Fichte wollte die unbedingte Herrschaft eines philosophischen Systems, nach Aufhebung der theologischen Facultät; Schleiermacher verlangte, dass allerdings der philosophische Unterricht die Grundlage von Allem sei, aber in der freisten Entfaltung der verschiedenen Systeme. Gemäss seiner Auffassung der Philosophie weist er es ab, dass der wissenschaftliche Geist als das höchste Princip in blosser Transcendentalphilosophie für sich hingestellt werde, »nur in ihrem lebendigen Einfluss auf alles Wissen lässt sich die Philosophie, nur mit seinem Leibe, dem realen Wissen, zugleich lässt dieser Geist sich darstellen und auffassen.« Er verlangt, dass alle Mitglieder der Universität in der philosophischen Facultät eingewurzelt seien und alle Studirende im ersten Jahre nur ihr angehören, ehe sie zu ihren Specialstudien übergehen. Wie mässig diese Forderungen für die Philosophie gegenüber denen von Fichte sind, so ist doch der Abstand der jetzt wirklichen Zustände auf den Universitäten gegen Schleiermachers Anforderungen nicht geringer, als der zwischen seinen und Fichte's Vorschlägen. Die Philosophie ist mehr und mehr ausgestossen aus dem ihr gebührenden Stande, als der Wissenschaft der Principien, der Begründung und Verknüpfung; sie bildet weder bei Lehrenden noch bei Lernenden die durchgreifende Grundlage, und statt der Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staat und von den durch ihn gestützten Autoritäten, sind die Universitäten, ohne Fortschritt zum Bessern in ihrer Organisation, bei der zunehmenden Zerfahrenheit des Unterrichts, in eine immer grössere Abhängigkeit gesunken, wir sehen sie bald von kirchlicher bald von politischer Parteiung, oder von beiden zugleich in ihrem wahren Recht gekränkt und vielfach beherrscht. Für Berlin selbst war der frühe Tod Fichte's

Digitized by Google

ein schwerer Schlag. Die bald folgende Vorbegünstigung der Hegelschen Philosophie führte dort zu grosser Einseitigkeit und nährte die von anderen Seiten verstärkte idealitätslose Betrachtungsweise. Schleiermachers Wirksamkeit war nicht einmal im Stande, die überfluthende theologische Reaction, die alle echte Geistesbildung zu untergraben droht, zurückzuhalten, ihm mangelte dazu die höhere Kraft der speculativen Entschiedenheit. Was auch er, mit so vielen Anderen, gefordert hat: »die Durchdringung des Idealen und Realen« ist das rechte Ziel; aber diese Durchdringung kann nur gelingen, sie kann nur eine hebende und fruchtbringende sein, wenn das Ideale in seiner ursprünglichen Freiheit, Reinheit und Erhabenheit erfasst und entwickelt wird; will man es aber von Haus aus bedingt werden lassen durch Anlehnung an das »Reale«, an die »Natur« oder »Geschichte«, so steigt man von der wahren Höhe seiner Quelle zu der Mittelstellung seiner realen Beziehungen und Anwendungen hinab; dieser Mittelstellung, so viel Treffliches sie auch hervorrufen mag, mangelt das Urvermögen zur Grundlegung und Beherrschung der Erkenntniss.

Der Verf. bespricht Schleiermachers Verhältniss zu Schelling, namentlich nach seinen Aeusserungen über dessen Schrift von der Methode des academischen Studiums. Er bemerkt, was Schleiermacher dazu hingezogen habe, sei die Uebereinstimmung mit Platon, der, wie Schelling die Identität des Realen und Idealen, die Einheit des Seins und Erkennens, als die absolute Einheit hingestellt habe. Es wird dann sein näheres Verhältniss zu Steffens in Halle erwähnt, in dessen Umgange ihm, dem Ethiker, die Naturphilosophie, die Schelling erweckt hatte, vertraut wurde. Dem späteren Entwicklungsgange Schellings ist Schleiermacher nicht gefolgt; »er hielt diejenigen Termini und Wendungen aus dessen ursprünglichem Systeme fest, welche ihm glücklich gewählt schienen.« Der Verf. sucht überhaupt Schleiermachers Unabhängigkeit von entscheidenden Einflüssen durch die Speculation seiner Tage hervorzuheben: »Der Strom der philosophischen Bewegung, der mit Fichte beginnt und in Hegel am höchsten anschwillt, hat Schleiermacher nicht mit sich fortgerissen.« Auf das »durchaus negative Verhältniss zu Hegel« wird nicht eingegangen. Um der eigentlichen Quelle der philosophischen Ueberzeugungen desselben nachzukommen, macht der Verf. aufmerksam auf dessen frühes Studium von Kants »Prolegomena« (auf dem Herrnhuterseminar zu Barby) und bald nachher (auf der Universität) der Wolffischen Philosophie, zu der sein Lehrer Eberhard sich bekannte. Er fand Gelegenheit zu »dialektischer Verarbeitung des Vorhandenen.« In dieser Zeit wurde er von zwei Seiten vorherrschend angezogen: von Kant, den sein Lehrer bekämpfte, und von Platon, für den dieser begeistert war. So entwickelte er sich »unter Kants Machtsphäre«; sein auf das Ethische gerichteter Geist ward durch die Kritik der praktischen Vernunft »förmlich gebannt.« Mit Platon verband ihn »eine wunderbare Con-

Digitized by Google

genialität seiner ganzen Natur«; das Studium desselben erhielt durch F. A. Wolfs Vorträge Klarheit. Zehn Jahre arbeitete er, um die Gedankenmasse der Schriften Kants zu bewältigen. Dann wandte er sich wieder zu Platon und begann das grosse Unternehmen der Uebersetzung der Platonischen Schriften (1802), wozu er in der Zeit, als er der Romantik sich angeschlossen hatte, auf Fr. Schlegels Anregung, den ersten Gedanken fasste. Hinsichtlich des Verhältnisses Schleiermachers zu Kant bekämpft der Verf. die Ansicht Dilthey's in dessen »Leben Schleiermachers«, als habe er um die moralisch-religiösen Probleme sich bewegt, die er von der allgemeinen Voraussetzung Kants aus ergriffen hatte; er macht auf die Unterschiede aufmerksam, namentlich die Annahme der Einheit der Substanz, eines Noumenon statt der Kantischen Noumena. Insbesondere wird seiner Auffassung des principium individuationis gedacht, welches wir indessen nicht auf sein Studium Platons, sondern auf das der Leibnitz-Wolffischen Philosophie zurückführen möchten. Im Allgemeinen, schliesst der Verf., ist in Platon der Canon für Schleiermachers Philosophie zu suchen, sie beruht, »wie der Platonismus, auf historischer Kritik«, sein System ist »das Platonische, erfüllt mit modernen Erfahrungen.«

In Bezug auf die weitere Ausbildung desselben, sagt der Verfasser: dass »Schleiermachers positiv-kritischer Idealismus mehr, als jede andere nachkantische Doctrin, einer reinen, die verschiedenen Einseitigkeiten überwindenden Ausbildung fähig sei.« Wir räumen ein, dass schon der eklektische Zug darin die Ueberwindung von Einseitigkeiten erleichtert, zumal auf einer so breiten Grundlage, wie der Platonismus darbietet. Es wird ferner bemerkt: Schleiermacher habe nur die Ansätze zu einem geschlossenen System gegeben; das von ihm aufgeführte Fachwerk solle durch specielle Erforschung des Platonismus vervollständigt werden mit Benützung der Ergebnisse seiner sicheren Forschungen; dann werde sich auch zeigen, dass seine Grundlage eine vorsichtige Fortbildung Kants sei; wie Kant der unbewusste Fortsetzer Platons sei (Trendelenburg), so sei Schleiermacher Platons bewusster Fortsetzer, und an ihn werde sich die Continuität der Speculation anschliessen. Wir bemerken dazu nur dies: dass die Fortbildung der Philosophie zwar die Ergebnisse der früheren Systeme aufzunehmen hat, aber in deren Erforschung und Ausführung, in der Zusammenstellung und Vereinbildung des Aelteren und Neueren nicht allein, auch nicht hauptsächlich, besteht, weil das Philosophiren vor Allem und stetig an die Sache selbst gewiesen sein soll; dass vielmehr ihre wahrhafte Höherbildung, worin zugleich die rechte Continuität liegt, eine Neubegründung der Forschung und die eigenthümliche Entwicklung ursprünglicher Lehrgebäude erfordert. Die Geschichte der Philosophie lehrt, dass niemals in Kreisen vorwaltend gelehrter und kritischer Arbeiten die Speculation selbst bedeutend vorangebracht worden ist, weil das Fortschreiten des Denkens davon abhängt,

Digitized by Google

dass der Geist auf die fortschreitend höher sich entwickelnde Erkenntnissaufgabe sich frei und selbstthätig forschend richte. Ohne gründliche Erneuerung, ohne ureigenthümliches Anfangen auf dem Felde der Philosophie würden wir vergeblich gehofft haben, über Kant, oder über den von Fichte auslaufenden Idealismus, oder über den im Gegensatz dazu hervorgetretenen Nominalismus hinauszukommen. Dabei leistet die Erforschung der früheren Systeme eine wesentliche Hülfe, aber nicht mehr; jedoch auch dabei hefte man sich nicht einseitig an Platon, denn Aristoteles ist nicht minder fruchtbar, man ziehe Spinoza, Leibnitz u. v. a. herbei. Immer muss die speculativ fortbildende Thätigkeit schöpferisch vorangehen, an die ersten Quellen der Wahrheit, die Vernunft und deren Erfahrung sich haltend.

In der Schrift von Hülsmann wird nach Abweis anderer Ansichten, die sittliche und intellectuelle Grösse Schleiermachers hervorgehoben und an die ausserordentliche Wirkung erinnert, die er auf hervorragende Geister ausgeübt hat. Wenn auch seine Säcularfeier nicht so allgemein sein konnte, wie die von Schiller und Fichte, so übertreffe sie doch, sagt der Verf., diese an Tiefe; weder Schiller noch Fichte finden eine solche Dankbarkeit, Verehrung und Liebe auch bei ihren aufrichtigsten Verehrern, wie sie von sehr Vielen beim Andenken an Schleiermacher empfunden werde. Diese Aussage, in Betreff wenigstens der grossen Verehrung, die Schillern gezollt wird, mag uns gewagt erscheinen; allein sie ist charakteristisch für die Bedeutung eines Mannes, der als Geistlicher auf das Gemüthsleben in den ihm zugethanen Kreisen so wohlthuenden Einfluss ausgeübt hat, und in diesen engeren Kreisen wird ihm wohl eine unvergleichbare Liebe und Dankbarkeit bewahrt. Man muss überhaupt, um Schleiermachers Wirksamkeit zu würdigen, diese seine genossenschaftliche Beziehung festhalten. Ausgedehnte Kreise geistiger Bildung in Deutschland, insbesondere auch in der Religion, sind von Schleiermacher völlig unberührt geblieben. Seine Wirkung und Verehrung ist durchaus im Engsten seiner geistigen Angehörigen, eines zahlreichen Seelenbundes, der sich um ihn geschaart hat. Die Darstellung Hülsmanns athmet den Geist dieser Vertrauten und geht stellenweis in eine feiernde Rede über. Darein aber setzen wir ihr Verdienst: dass sie die Persönlichkeit ihres Helden in ihrer Ganzheit und aus ihrem Mittelpunkte hervorstellt. Der Verf. hat das Rechte getroffen, wenn er sagt: »Die Mitte und der Quellpunkt seines Wesens liegt in der Religion und zwar in der historischen Verwirklichung derselben, in der Kirche.« »Das Verhältniss zu Gott war ihm das primäre, das eigentlich entscheidende, das wahre geistige Leben war für ihn nur da, wo die Sittlichkeit eine religiös bestimmte ist, wo sie in der Gemeinschaft mit Gott, in bewusster absoluter Abhängigkeit entspringt.« Damit hing sein religiöser Determinismus zusammen, der mit seinem Freiheitsgefühl eins war. Der Natur Schleiermachers mit ihrer con-

Digitized by Google

tralen religiösen Richtung stellt der Verfasser, als im grellen Gegensatz dazu stehend, Herbart gegenüber, während er jenen mit Luther und Augustin zusammenreiht.

Etwas genauer geht der Verf. auf Schleiermachers Auffassung der Gottesidee ein. Schleiermacher unterlässt es, der Gottheit bestimmte Prädicate beizulegen, obgleich er sie hie und da als das absolut Gute und das absolute Leben bezeichnet; er scheut die anthropologischen Formen für jene Idee. Gott ist ihm unendlich mehr selbstbewusst und geistig persönlich, als der geschaffene Geist. Gott ist ihm Das, wovon wir uns absolut abhängig fühlen, auch im gereiftesten Bildungsstande des Geistes, Das, wodurch unser Gewissen, unser Gefühl von Gerechtigkeit, Liebe und Heiligkeit in uns gesetzt ist, worauf sich sittliche Ehrfurcht und Hingebung allein wahrhaft und ganz zuletzt beziehen kann, dem allein unbedingtes Vertrauen und unbedingte Ergebung zu widmen sind, also lauter anthropologische Erscheinungen, subjective Bestimmtheiten, die allerdings auf das Unbedingte, auf den Urgrund und das Urwesen hindeuten. Schleiermacher, sehen wir, blieb, hinsichtlich der Gottesidee, bei den Verhältnissbeziehungen vom Menschen aus stehen, auf einer empirischen Vorstufe, die den Schritt zur sachlich wissenschaftlichen Betrachtung nicht wagte. Man mag seinen Standpunkt in dieser Hinsicht mit demjenigen der subjectiven sinnlichen Vorstellung vergleichen, welche, auf ihrem Felde, ebenfalls auf einer Vorstufe verharrt, ohne zu der Erkenntniss des Gegenständlichen, worauf die Sinnesempfindungen sich beziehen, durchzudringen. Er suchte keine verstandesmässige Definition für den Gottesgedanken, er begnügt sich mit der Ahnung der Erkenntniss, mit gefühlsmässiger Auffassung; ihm mangelt in diesem Betracht die höhere wissenschaftliche Erkenntniss, deren Mitwirkung selbst für die volle und reine Ausbildung des religiösen Gefühlslebens erfordert wird. Wir sehen auch hier wieder die mittlere Höhenstellung, die er einnimmt. Ihm ist Gott der Gegenstand des Glaubens, des Sicheinwurzelns der Seele in die übersinnliche Welt, in das Reich des Guten, Heiligen, der Schönheit, Liebe. Wie wahr er dies auch ausspricht, so hält er sich doch nur an eine der Wurzeln des Geistes in dem Göttlichen, an das Gefühl, und fasst auch dieses einseitig von der Abhängigkeit des endlichen Geistes auf; die Wurzel des religiösen Lebens aber ist dreifach: Gefühl, Erkenntniss, Wille, und in der gleichmässigen und harmonischen Entwicklung des dreigliedrigen Vermögens der geistigen Persönlichkeit besteht die Tiefe, Stärke und Gesundheit der Religion des Menschen. Der Verfasser bemerkt: Schleiermacher lebte mit seinem ganzen Wesen im Glauben, dafür zeugen seine Predigten; er knüpft darin das Christlich-Religiöse eng an die persönlich bewusste Beziehung des Einzelnen an den Erlöser und verlangt diese. »Am innerlichsten, ganz tritt er gerade in den Predigten hervor. Und dieses Geistes Strömung ist überall, wo er fliesst: Befreiung, Erhebung der Seele.« Und

Digitized by Google

ferner: »Der geschichtlich religiöse, der kirchlich evangelische Zug war in ihm der eigentliche Lebensinhalt und Lebenstrieb.« Es wird hinzugefügt: »Als Philosoph wird er nicht in die Reihe der ersten, der wenigen ersten schöpferischen Geister gehören, in die Reihe der zweiten gewiss.« Hinsichtlich seines kirchlichen Wirkens wird gesagt: »An welthistorischer Wirksamkeit scheint er hinter Paulus und Luther zurückstehen zu müssen; dennoch möchte ich glauben, dass man künftig die dritte Periode der christlichen Geistesströmungen von ihm datiren und ihn als den Wohlthäter der Menschheit feiern wird, mehr als wir das jetzt noch vermögen.« Wir halten eine solche Bedeutung des Mannes nur annehmbar für den Umfang der ihm eigen angehörigen Genossenschaft. Was der Verf. weiter in Bezug auf jenes anführt, der Einfluss der Predigt auf die Gemeinde, die Aufhebung der die Schichten der Gesellschaft trennenden Kluft, die Pflege der eigentlichen Volkskirche, ferner die Zusammenführung von Kirche und Wissenschaft auch in der protestantischen Welt (die freilich ein Lehrgebäude der speculativen Theologie neben der Glaubenslehre voraussetzt), von Religion und Bildung, von Kirche und staatlicher Freiheit, von höherer nationaler Bildung und von volksmässiger Bildung, das sind Vorzüge, die von jedem auf der Höhe der Zeit und seines Amtes stehenden Geistlichen in verschiedener und eigenthümlicher Weise gelten; darin zeigt sich eben der Geist und die Macht des wahren religiösen Lebens. Wir stimmen im Uebrigen dem Verf. bei, wenn er den Schwerpunkt Schleiermachers in dessen theologische und kirchliche Thätigkeit legt. Die Philosophie war ihm Bildungsmittel für das Religiös-Sittliche, das seinen Wirkensgehalt ausmachte. Die Weiterführung des von ihm Begonnenen ist hauptsächlich in der durch Philosophie zu hebenden Fortbildung jenes Gehaltes zu erkennen, wie wir das bei dem Ethiker R. Rothe wahrnehmen. Die Schranke des theologischen Gesichtskreises Schleiermachers aber lag in der oben gerügten Einseitigkeit, wonach das religiöse Leben auf eine bestimmte Seite des Gefühls gegründet werden soll, während das persönliche Verhältniss des Menschen zu Gott in der Vernunfterkenntniss nicht minder ursprünglich und tief angelegt ist. Die Ueberhebung des Gefühlslebens mit Verkümmerung der speculativen Theologie, als reiner Vernunftwissenschaft, hat den Schleiermacherschen Bildungskreis nur zu lange von höchstbedeutenden Gebieten der wissenschaftlichen Entwicklung entfremdet. Wir verweisen in diesem Betreff auf die durch v. Leonhardi herausgegebene Schrift Krause's: »Kritik von Fr. Schleiermachers Einleitung seiner Schrift: der christliche Glaube« (1843), welche den zweiten Theil der »Religionsphilosophie in ihrem Verhältniss zu dem gefühlsglaubigen Theismus« ausmacht. Auch auf dem theologischen Felde wird es nicht ausreichen, das von Schleiermacher Gegebene auszubilden; die Nachfolge muss zugleich eine Erhebung

Digitized by Google

über seinen Gesichtsort sein, sie muss für diesen Zweck ganz neue Mittel ans Werk setzen.

Unsere Absicht war vornehmlich, auf die verdienstvollen Darstellungen von Bratuscheck und Hülsmann hinzuweisen. Nur wenige Bemerkungen mögen ausserdem hier Platz finden hinsichtlich der Würdigung Schleiermachers auf dem Gebiete der Philosophie. Schleiermacher war im Philosophischen vorwaltend aneignend und Gegebenes an und mit einander verarbeitend, nicht systemschöpferisch. Seine Quellen sind Platon, Kant, Fichte, Schelling, er nimmt an und stösst ab, und, wie es bei solchen Naturen zu sein pflegt, auch gegen Denker, mit denen er übrigens verknüpft ist, übt er voll Selbstgefühl eine heftige Polemik. Da die Erhebung zu dem Uebersinnlichen und Ewigen bei ihm vorzugsweis Sache des Gefühls ist, so bleibt seiner Speculation nur eine kritisch-dialektische Function. In den Hauptfragen der Erkenntniss, in dem Begriff der Wissenschaft und ihrer Disciplinen, bewegt er sich zwischen gegebenen Gegensätzen, wie denen des Idealen und Realen, des Denkens und Seins, der Vernunft und Natur, der Geschichte und Natur, die er auf und nach einander bezieht; sein Verfahren ist dabei das des Ineinandersetzens, des Wechselbestimmens. Er hat die Vortheile einer besonnenen Mittelstandsbildung gegenüber dem überschwänglichen Idealismus und dem lahmen Empirismus, Vortheile der Mässigung und des Umblicks. Wie seine Hauptleistung die Bearbeitung Platons war, den er in die deutsche Literatur einführte (und ohne ihn wäre auch V. Consin's Platon schwerlich entstanden), so liegen die schätzenswerthesten Leistungen von Männern, die ihre philosophische Anregung ihm verdanken, auf dem Felde der Geschichte der Philosophie, wie die von Ritter und Brandis. Um eine Schule auf Grund eines Systems zu gestalten, müsste er eine eigentlich heuristische Methode speculativer Forschung angebahnt haben; allein sein Verfahren schickt sich mehr zur Verständigung unter vorhandenen Lehrgebäuden und zur Sichtung der in eine Gesammteinsicht aufgenommenen Bestandtheile. Die obersten antithetischen Begriffe, die ihm das Zeitalter darbot, hat er nicht eigentlich geklärt, die obersten Fragen der Metaphysik, welche den Kern der speculativen Theologie bilden, hat er nicht gefördert. Diejenigen, welche auf der von ihm betretenen Bahn sich halten wollen, sind zunächst, in kritischer Hinsicht, angewiesen, zwischen den Gegensätzen, die auf wissenschaftlichem Gebiete jetzt wider einander stehen, die mit dem unbefangenen Verstande und den tieferen Gefühlsaussagen verträgliche Stellung zu suchen, insbesondere zur Niederwerfung der damit streitenden materialistischen, sensualistischen und atheistischen Vorstellungen und der zersplitternden Tendenzen auf theoretischem und praktischem Gebiete mitzuwirken und der von vielen Seiten laut verkündeten Ausstossung der Gottesidee aus der Wissenschaft entgegenzutreten; daran schliesst sich, in positiver Weise, die Unterhaltung des wechselseitigen Be-

Digitized by Google

zugs zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften, insbesondere zur Ueberwindung des abstracten Positivismus in Theologie und Rechtslehre, welche die geschichtliche Satzungskunde der philosophischen Beleuchtung entzieht, sowie der handwerksmässigen Naturbetrachtung und ideenlosen Aesthetik. In solcher Weise, denken wir, würde der Geist Schleiermachers fortwirken, ohne an den bestimmten Lehrbegriff, wie er selbst ihn gestaltet hat, gebunden zu sein; er würde vielmehr, von seiner individuellen Besonderheit befreit, einen neuen Aufschwung nehmen durch Befreundung mit derjenigen Auffassung der Philosophie, welche den universalsten Gesichtskreis einnimmt und die vollständigste, zur Vereinbildung des Rationellen und Empirischen geschickte Methode anwendet; dies würde dazu beitragen, eine Gemeinschaft in den edleren philosophischen Bestrebungen zu stiften, worauf im Innersten das Streben Schleiermachers hinzielte. Eine Grundbedingung freilich für die Weiterführung der von ihm gegebenen Anregungen würde die Ueberwindung des Gefühlssubjectivismus in der Religion sein, ferner die Anbahnung einer wissenschaftlichen Grundlegung zur Gotteserkenntniss (analytisch-inductorischer Lehrgang) und deren metaphysische Entwicklung, und insonderheit, zur Klärung der obersten Leitbegriffe der philosophischen Methode, eine streng sachliche Aufstellung der Kategorien. Es würde dadurch auch der Tross von Mittelmässigkeit, der sich an Schleiermachers Namen zu hängen liebt, abgestossen und eine eigentliche Höherbildung von seinen philosophischen Annahmen aus erreicht werden können.

Th. Schliephake.

Anthologia Latina sive Poesis Latinae supplementum. Pars prior: Carmina in codicibus scripta. Recensuit Alexander Riese. Fasciculus I: Libri Salmasiani aliorumque carmina. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1869. L und 308 S. 8.)*

Die sogenannte »Lateinische Anthologie« ist bekanntlich eine erst in den letzten Jahrhunderten gemachte Zusammenstellung von kleineren Gedichten. Sie entstand aus den verschiedenartigen poetischen Erzeugnissen, die man dem Vergilius von dessen ed. princeps an beizugeben pflegte, wurde in Scaliger's appendix Vergiliana 1573 durch die Gedichte des Vossianus q. 86 (c. 392—489 meiner Ausgabe) vermehrt; um andere sodann, worunter aber viele moderne, jedoch auch die des Parisinus 8071, durch Pithöus in den Epigrammata et poematia vetera 1590, um kleinere Sammlungen nicht zu erwähnen. Die namhafteste Erweiterung aber ergab sich durch

*) Nachträgliche Corrigenda: 6, 18 ist zu transponiren et agam gratias. — 17, 2 Et Dirae ultrices. — p. 208 XXIII statt XXIV.

Digitized by Google

die seit Anfang des 17. Jahrhunderts bekannte Salmasianische Handschrift (jetzt Parisinus 10318), welche von Nicolaus Heinsius, wohl zum Zweck der Herausgabe, abgeschrieben, aber erst durch den späten Erben von dessen handschriftlichem Nachlass, den jüngeren Peter Burmann, der Welt bekannt wurde. Durch dessen Arbeit, seine zweibändige Ausgabe der Anthologia Latina (welcher Name von Burmann zum ersten Male auf diese Sammlung angewandt wurde) von 1759 und 1773, ist im Wesentlichen der Bestand der Sammlung vollständig zusammengebracht; die spätere Arbeit von Heinr. Meyer (2 Bände, 1835) hatte nur wenige Nachlese hinzuzufügen. Und auch die neue Ausgabe wird zwar im zweiten fasciculus einiges bis jetzt noch Unedirte bringen, in dem vorliegenden Bande aber sind ausser den Räthseln n. 481 keine nova, die der Eifer der letzten Jahre noch nicht ans Licht gezogen hätte. Freilich sind die letzteren von mir nicht nach Abschriften des 17., sondern nach der Handschrift des 7. Jahrhunderts edirt. — Denn, um nun auf meine Absicht bei der Herausgabe der Anthologie zu kommen, so war diese zunächst auf eine endliche klare Darlegung der handschriftlichen Grundlage gerichtet. Vom Salmasianus hatte man bisher nur sehr unsichere Vorstellungen. Burmann und im Wesentlichen Meyer hatten die sämmtlichen Gedichte nach Materien geordnet, wodurch in keiner Weise (auch für die realen Fächer nicht) ein erheblicher Nutzen erwuchs, den ich nicht durch die dem zweiten Fascikel beizugebenden indices ebensogut zu erreichen hoffe; dagegen hatte dieses den sehr wesentlichen Schaden, dass man sich über die Tradition der einzelnen Gedichte und alle darauf basirenden Entscheidungen nur mit vieler Mühe, ja in vielen Punkten gar nicht, unterrichten konnte. Waren doch sogar die modernen durch Pithöus u. A. eingeschmuggelten Poesien zum Theil ruhig zwischen den antiken stehen geblieben! Wenn es sich denn schon a priori als das richtige Princip ergab, dass die Gedichte in der von der Ueberlieferung gebotenen Reihenfolge publicirt würden, da bei keinem anderen Princip aus der Reihenfolge selbst irgend welche Resultate zu erzielen waren, so ward dieser Entschluss dadurch sehr bekräftigt, dass gerade bei dem codex Salmasianus, der mit seinen mehreren Hunderten von Gedichten (c. 7—388 meiner Ausgabe) und bei seinem sehr hohen Alter (er entstammt dem siebenten, spätestens dem Anfang des achten Jahrhunderts) das eigentliche Fundament der Sammlung bildet, die Reihenfolge der Gedichte eine keineswegs zufällige, sondern von dem Componenten dieses ältesten florilegium wohl überlegte ist.*) Dies ist auch an manchen Zahlen und Angaben in der Handschrift zu erkennen, die man bis jetzt theils übersehen, theils missverstanden hat. Ich habe

*) Daher kommt es, dass für manche litteraturgeschichtliche Frage lediglich aus der nun befolgten Anordnung der Gedichte ein neuer Aufschluss zu erlangen ist!

Digitized by Google

praef. p. XX ff. dargelegt, dass diese Sammlung, — »Epigrammata« in der Handschrift genannt, in einzelne Bücher getheilt war, wovon uns der Anfang des 8., 10., 11., 12., 13., 17., 20. Buches ausdrücklich durch Zahlen bezeichnet wird, während die übrigen Zahlen durch das Versehen des Abschreibers, die Zahlen 1 bis 7 jedoch dadurch, dass die ersten eilf Quaternionen des Handschrift fehlen, nicht erhalten sind. Das siebente Buch enthielt die Vergilischen Centonen, das neunte die versuum serpentinorum disticha, das zehnte ein carmen anacyclicum (oder mehrere?), das achtzehnte Gedichte mit Beziehungen auf Persönlichkeiten des vandalischen Reiches, u. a. worüber hier auf Genaueres einzugehen zu weitläufig sein würde. Einzelne dieser Bücher bildeten zusammen besondere Complexe, an deren Anfang die Zahl der darin enthaltenen »versus«, d. h. hier: Gedichte genau angegeben ist. Darüber cf. p. XXII ff. habe ich somit die Gedichte des Salmasianus von ihrem Anfang, den Vergilischen Centonen, bis zu ihrem Schlusse, den äusserst mittelmässigen Produkten des Luxorius und ihrem Anhang, in ihrer dortigen Reihe gegeben, so that ich natürlich dasselbe auch bei meiner sekundären Hauptquelle für diesen Fascikel, beim Vossianus 9. 86, aus saec. IX init. Während die grosse Masse der Salmasianischen Gedichte einer recht späten Zeit angehört, führt uns hier die Eleganz und Präcision der Sprache, die Durchbildung des rhetorischen Elements, die metrische und prosodische Genauigkeit in weit frühere Zeit zurück, bei manchen derselben sicher in die der silbernen Latinität. Dass demnach eine Spur uns darauf hinweisen kann, hier einen Theil des Inhalts der verlorenen Quaternionen des Salmasianus zu suchen, darüber s p. XXXIX f. — Um jedoch nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, will ich mich von hier an auf ein kurzgefasstes Referat über meine Ausgabe beschränken. In der Praefatio habe ich zunächst das Princip meiner Anordnung dargelegt und war dabei genöthigt darauf hinzuweisen, dass der Burmann'sche Name Anthologia durchaus unpassend ist; obgleich eine grosse Anzahl wirklich schöner Gedichte, mehr als man oft annimmt, darin enthalten sind, so kommen doch auch durchaus dem Gegentheil angehörende nicht selten vor. Dem Wesen nach entspricht der zweite von mir gewählte Titel Supplementum poesis Latinae weit mehr dem Zwecke dieser Sammlung. Oder hätte ich den als alten Titel der Salmasianischen sylloga noch erkennbaren Namen Epigrammata wählen sollen? Das wäre heut zu Tage doch auch missverständlich gewesen. — Nachdem die Spuren altrömischer anthologischer Gedichtesammlungen verfolgt sind, berichte ich über c. 1—6, die Argumente des Vergil, die von Delisle publicirte antiheidnische Expectoration, zwei medicinische Gebetsformeln in Versen. Es folgte die Geschichte und Beschreibung des Salmasianus, seine oben beschriebene Eintheilung in Bücher, Zusammenstellung dessen was sich über die Dichter desselben erforschen lässt, endlich Bemerkungen über die darin vorkommenden kriti-

Digitized by Google

schen Zeichen; anhangsweise über die modernen schedae Divionenses. Die nöthigen Angaben über die übrigen Handschriften, den Thuaneus oder Parisinus 8071, den erwähnten Vossianus, die verlorene Handschrift des Binetus, und den Paris. 8069, sowie deren Classification, bilden das vierte Capitel der Einleitung; zum Schlusse folgen kurze Andeutungen über die orthographischen Grundsätze, die ich bei diesen vielfach einer so späten Zeit angehörigen Gedichten zu befolgen für nöthig fand.

Was nun die Textesgestaltung selbst betrifft, so will ich hier nur folgendes Allgemeine erwähnen, da zur Begründung von einzelnen Lesarten mir in diesen Jahrbüchern überhaupt nicht die geeignete Stelle zu sein scheint. Zunächst kam es mir überall darauf an, von der besten oder den besten Handschriften jedes Gedichtes die Lesarten in zuverlässiger Vollständigkeit zu geben (nur die Verwechselung von e und ae liess ich oft unberücksichtigt). Dies betrifft den Salm. Par. 8071. 8069. Voss. 86, für das Ineditum 481 den Bernensis 611, für 1. 2. den Romanus, Par. 8069, Voss. 111, für 5. 6. die zwei ältesten Manuscripte. Andere Handschriften führe ich gelegentlich an. Das bei Symphosius (286) nöthige besondere Verfahren (er ist nämlich in zwei Recensionen erhalten) habe ich zu demselben erörtert. Ist in dieser Beziehung also Vollständigkeit erstrebt und hoffentlich erreicht, so gilt nicht das gleiche von den Conjekturen moderner Zeit, deren vollständige Aufnahme weder der Plan dieser Ausgaben noch auch eine innere Nothwendigkeit fordert. Ich beschränkte mich daher auf Anführung derjenigen, die entweder ich für richtig oder möglicherweise richtig hielt, oder von denen ich annahm, dass vielleicht Andere sie bei ruhigem und umsichtigem Verständniss dafür ansehen könnten; allen unnöthigen Ballast aber liess ich weg. In der Textesgestaltung war ich bemüht, weder dem Streben nach Conservirung der Tradition noch dem nach Neuerung als solchem zu huldigen, sondern mich in jedem einzelnen Fall einzig durch den klar erkannten allgemeinen Charakter der Textesüberlieferung in der betreffenden Handschrift und durch Sinn und Zusammenhang der Stelle leiten zu lassen. Oft aber habe ich die Wahrheit des Satzes erprobt, dass je geringer ein Schriftsteller, desto schwieriger seine Emendation ist, und wenn nicht selten Logik, Grammatik und Metrik uns im Stiche lassen, oder vielmehr uns zu erforschen zwingen, wie »eigenthümlich« sie sich »in diesem Kopf spiegelten«, so darf ich mich wohl bei der vielen hierdurch verursachten Mühe und bei den gewiss oft nicht zur Evidenz zu bringenden Resultaten, mit den Worten trösten, welche Haupt (s. p. XLIV) auf c. 20. 21 anwendet: »man schwankt bei Werken die unter dem Mittelmässigen stehen immer im Zweifel, ob man ihnen zu viel oder zu wenig zutraue.« Doch zum Glück enthält die Anthologie auch gar manches bessere Gedicht; und ob ich darin, wie ich hoffe, wirklich manches der ursprünglichen Form genähert habe, darüber erwarte ich die Stimme unparteiischer Beurtheiler zu vernehmen. **A. Riese.**

Digitized by Google

Eskimoiske Eventyr og Sagn oversatte efter de Indfödte Fortällereres Opskrifter og Meddelelser af H. Rink, Inspek'ör i Sydgrönland. Kjöbenhavn 1866. VI und 376 S. 8.

Bereits in den Jahren 1859—1863 ist aus der Buchdruckerei der dänischen Niederlassung Godthaab in Grönland eine Sammlung grönländischer Sagen hervorgegangen (Kaladtlit Okalluktualliait. IV Theile. Text und dänische Uebersetzung), welche jedoch blos eine Auswahl enthielt, überdies auch nur wenig bekannt geworden ist. Die rubricirte Schrift bietet nun (ohne das Original) den ganzen von allen Seiten her gesammelten Stoff, obwohl auch dieser einer Sichtung unterworfen und durch Auslassung der Wiederholungen die ursprüngliche Zahl von ungefähr 300 Erzählungen auf 170 beschränkt ist. Zwar hätten auch selbst von diesen noch manche unbedeutendere fortbleiben können, wie überhaupt eine gewisse Monotonie sich durch das Ganze zieht, die in der Eintönigkeit der Natur und des Lebens in jenen Polarländern ihre Erklärung findet; doch mag wohl der nur zu billigende Wunsch möglichster Vollständigkeit bei der Zusammenstellung vorgewaltet haben. Ueberhaupt geht aus fast jeder Seite der vorliegenden Arbeit hervor, wie der Herausgeber die grösste Lust und Liebe zu derselben mitgebracht und dauernd darauf verwandt hat, was schon daraus erhellt, dass er sieben Jahre lang bemüht war, aus allen Gegenden, wo eskimoische Bevölkerung sich findet, den Stoff herbeizuschaffen, so dass fast kein Theil derselben hier unrepräsentirt bleibt. Rink bemerkt in dieser Beziehung, dass, da die ursprüngliche Verbindung zwischen Grönland und Labrador nicht näher ist als zwischen dem ersten Lande und der Behringsstrasse, diese Sammlung Beiträge von den Eskimos an den fernsten Punkten der ausgedehnten Regionen, die sie bewohnen, darbiete, und es stellt sich dabei der bemerkenswerthe, jedoch für den Sagenforscher keineswegs auffallende Umstand heraus, dass bei nicht wenigen der am weitesten von einander liegenden Gegenden nicht nur in Grönland selbst, sondern auch zwischen denen des letztern, des Smithsundes und Labradors eine oft ins Einzelne gehende Uebereinstimmung Statt findet. Die Uebersetzung der Originale, die sämmtlich wortgetreu aus dem Munde der Eingeborenen oder von diesen selbst aufgezeichnet sind, ist nach der Versicherung Rinks mit ebenso grosser Treue ausgeführt worden, wodurch er einen Vorzug vor der gewöhnlichen Wiedergabe indianischer Sagen erlangt zu haben hofft, bei welcher der Einfluss europäischer Dichtkunst sich oft nur zu deutlich verspüren lasse. Zu diesen Vorzügen litterarischer Gewissenhaftigkeit kommt aber noch ein ganz anderer, der Rink auch als Mensch im vortheilhaftesten Lichte erscheinen lässt und ihm die vollste Achtung der Leser auch in dieser Beziehung erwerben muss. Er hat nämlich ein Herz für die armen Eskimos und brandmarkt gebührend das an ihnen von den Europäern seit der älte-

Digitized by Google

sten Zeit her begangene schwere Unrecht. Er verweilt gern bei ihren guten Eigenschaften, der von ihnen geübten unbeschränkten Gastfreiheit, des steten Schutzes der Bejahrten, Kinder und Hilfsbedürftigen jedes Geschlechts, er hebt hervor, dass sie vor andern Völkern durch ihren steten harten Kampf gegen die Natur sich auszeichnen und es verstehen sich die nöthigen Mittel zu verschaffen, um in einem von derselben auf das dürftigste ausgestatteten Lande ein frohes und zufriedenes Leben zu führen. Wenn letzteres jetzt eine Einbusse erlitten, sei dies Schuld der Europäer, die ihnen dafür blos einen geringfügigen Ersatz geboten, wie sie denn überhaupt jederzeit und überall einen Vernichtungskrieg gegen die eingeborenen Rassen führen und diese nur in so weit bestehen lassen, als sie ihnen Knechtesdienste leisten sollen. Aber auch die Missionare, trotzdem Rink die guten Seiten ihrer Wirksamkeit nicht verkennt, finden in seinen Augen keine sehr günstige Beurtheilung, »denn dass diese Wirksamkeit im Allgemeinen mit der der Apostel gleichgestellt werden oder für ein uneigennütziges Bestreben zum Wohl der betreffenden Völker gelten könnte, daran ist nicht im entferntesten zu denken, wenn man die bei ihnen wie bei allen Europäern tief eingewurzelte Geringschätzung für Andersfarbige in Betracht zieht. Politische und sociale Herrschaft und Ausbeutung wird schliesslich der Hauptzweck der Missionare, und wenn aus diesem ganzen Treiben am Ende zuweilen doch etwas Gutes erwächst und das Christenthum sich ausbreitet, so muss dies der Vorsehung allein zugeschrieben werden, die in ihrer Weisheit die menschliche Selbstsucht zur Beförderung ihrer Zwecke benützt.« Was nun namentlich Grönland betrifft, so beurtheilt Rink aus dem eben angeführten Gesichtspunkt aus Hans Egede, den zweiten Entdecker und Bebauer desselben, so wie die Herrnhuter Missionare dort und in Labrador weit strenger und schärfer als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, und rügt namentlich den geistlichen Hochmuth derselben, wobei auch die Unwahrheit, deren Cranz in seiner sonst schätzenswerthen »Historie von Grönland« (1765. 1770) sich oftmals schuldig macht, nicht ohne Züchtigung bleibt. »Uebrigens, fährt Rink fort, haben jene Schriften ihre Wirkung hervorgebracht und sogar noch jetzt werden dieselben von der Herrnhuter Mission auf das vortheilhafteste ausgebeutet, obwohl die Grönländer schon lange bekehrt sind. Sie haben vier isolirte Gemeinden, jede von nur ein paar hundert Mitgliedern, die mitten unter den christlichen Einwohnern der dänischen Mission wohnen und so nicht einmal in das Heidenthum zurückfallen könnten, wenn auch die der Herrnhuter aufgegeben und deren Kräfte und Mittel lieber auf wirklich heidnische Länder verwandt würden. Es scheint also, als ob diese Missionen nicht sowohl der Eskimos wegen erhalten werden wie um des Ansehens der Secte in Europa willen, welches nun einmal einiger Stationen in dem fernen Norden bedarf. Die jetzt vorhandenen erfüllen also diesen Zweck, sind auch billiger und bequemer als

Digitized by Google

wenn man in den Gegenden, wo Franklin umgekommen ist, neue errichten wollte. Besonders jedoch sind die Grönländer der Herrnhuter Mission in das tiefste Elend und die starrste Trägheit versunken und nehmen von Jahr zu Jahr bedeutend ab.« Die Wohnungen dieser armen Menschen nennt Rink schreckliche Löcher, die keine Feder so zu schildern vermag, dass der Fremde sich davon eine Vorstellung machen könne. Die Bevölkerung des dänischen Grönland schlug Egede bei seiner Ankunft auf circa 30,000 Seelen an. War diese Angabe auch vielleicht etwas zu hoch gegriffen, so hat sich doch jedenfalls die Bevölkerung seitdem sichtbar vermindert; sie bestand im Jahr 1863 aus 9461 Seelen. Dies das Ergebniss der Anwesenheit der Europäer in dem eigentlichen Grönland. Viel Schlimmeres noch wird von andern Gegenden jener nördlichen Regionen berichtet. Die von jenen bewirkte Armuth und Sterblichkeit hat die eskimoische Bevölkerung in der Gegend der Davis- und Cumberlandstrasse von ein bis zweitausend Seelen auf einige Hundert heruntergebracht. All' diese Angaben entnehmen wir der sehr lehrreichen Einleitung des vorliegenden Buches, welche aber ausserdem auch noch viele andere auf die Eskimos bezügliche Nachrichten über Land, Klima, Religion, Lebensweise, Sitten und Gebräuche u. s. w. enthält, die aber um so eher übergangen werden können, da neuere deutsche Werke über Grönland dieselben Gegenstände ausführlich darlegen, wir selbst aber uns nun besonders dem eigentlichen Hauptinhalt des vorliegenden Buches zur Besprechung zuwenden müssen d. h. den Märchen und Sagen. Es versteht sich aber von selbst, dass sich eben die Natur, die religiösen Ideen und die Lebensweise der Eskimos in allen diesen Erzählungen auf das deutlichste abspiegeln. Die unerbittliche Nothwendigkeit nämlich, die jeden einzelnen zwingt, sich in den von den Vätern überlieferten körperlichen Fertigkeiten möglichst auszubilden und so eine Art allgemeiner und lebenslänglicher Wehrpflicht für die Gesellschaft zu leisten, findet einen Ersatz in dem dadurch erworbenen Ansehen und der unbegränzten Freiheit in anderer Beziehung. Der auf diese Weise entstehende Wetteifer und die daraus hervorgehenden Reibungen liefern nun den Stoff zu einem grossen Theile jener Erzählungen. Andererseits wird darin häufig der bereits erwähnte, Schwachen jeder Art verliehene Schutz und Beistand geschildert, und wo letzterer in seiner natürlichen Kraft nicht hinreicht, da ruft die Sage gern die übernatürlichen Kräfte und Mächte zu Hilfe.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rink: Eskimoiske Eventyr og Sagn.

(Schluss.)

Diese zeigen sich auch als ganz besonders wirksam, wo es sich darum handelt, den eskimoischen Volksstamm gegen andere Nationen zu beschirmen; so in den dunkeln Sagen über die Bewohner des innern Landes (die Indianer), wie in den neuesten über die europäischen Wallfischfänger. Stets treffende Pfeile, Unsichtbarkeit und Unverwundbarkeit stehen dem schwachen Küstenbewohner jederzeit zur Verfügung. Der gefahrvolle Fang der Seethiere findet gleichfalls seine Helfer in den Ingnersuit, einer Art Schutzgeister, die in den Klippen am Meeresufer leben und häufig in den Sagen auftreten. Diese und ähnliche Stoffe, auf die wir noch näher zurückkommen, liegen der Mehrzahl der vorliegenden Erzählungen zu Grunde. »Dagegen gibt es eine Klasse Unglücklicher, die sich in andern Ländern von hilfreichen Geistern unterstützt und getröstet, in Grönland aber ihren eigenen Kräften überlassen sehen; dies sind die unglücklich Liebenden. Nicht einmal ein Liebestrank steht zu ihrer Verfügung, sie werden in dem grönländischen Roman nicht einmal der Erwähnung werth geachtet.« Was die historischen Sagen betrifft, so sind sie an Zahl und Inhalt nur sehr dürftig; namentlich ist es bemerkenswerth, dass z. B. die Berührung mit den alten Skandinaven und ihr erstes Zusammentreffen mit den späteren Entdeckern so geringe Spuren in der Ueberlieferung der Eskimos zurückgelassen hat; es scheint, als ob die ältesten Erinnerungen aus der Zeit, wo sie mit den Bewohnern des innern Landes, d. h. den Indianern Nordamerikas in Contact waren, die neuern verdrängt oder umgestaltet haben. Rink meint daher annehmen zu können, dass die grosse Masse der mündlichen Ueberlieferungen aus jener Urperiode stammt und das Alte stets benutzt worden ist, um das Neue auszuschmücken und sagenhaft herzurichten. Dass ausser dem Nationalen und Besondern auch Allgemeinmenschliches den Eskimos Anlass zu Sagen und Märchen geliefert hat, lässt sich a priori annehmen und findet sich durch die That bestätigt. Selbst unter den bereits angeführten Sagenklassen ist gar manches, was auch anderwärts angetroffen wird und daher einem Bedürfniss zu entsprechen scheint, das sich bei allen Menschen einer gewissen Culturstufe hinsichtlich des Uebernatürlichen oder Wunderbaren mehr oder minder geltend machen muss. So kehren die oben erwähnten immertreffenden Pfeile, das

Digitized by Google

Sichunsichtbarmachen und die Unverwundbarkeit unter mancherlei Gestalt bei vielen Völkern der alten und neuen Zeit wieder. In anderer Beziehung bietet gleich das Märchen Nr. 1 Kagsagsuk eine innere Verwandtschaft mit einem auch sonst wohlbekannten. Es erzählt nämlich, wie ein armer elternloser Knabe von den unbarmherzigen Menschen, bei denen er lebte, auf das grausamste gemisshandelt wurde. Auch seine alte Pflegemutter hatte viel zu erdulden und durfte nicht einmal in das Innere des Hauses kommen, sondern wohnte in einem Stübchen zur Seite des niedriger liegenden Hausganges; dem verwaisten Knaben war auch dorthin der Zutritt versagt und er musste in dem Hausgange selbst unter den Hunden liegen und da Wärme suchen, so dass ihn oft die Peitsche traf und er wie ein Hund heulte. Hielten die andern ihre Schmausereien und guckte er dann zusehend und verlangenvoll empor, so hob ihn wohl irgend ein Spötter auf die Stubenschwelle, aber nicht anders als indem er ihm die Finger in die Naselöcher steckte und ihn so in die Höhe zog, worauf er dann auch nur hartgefrorene schlechte Speise ohne Messer erhielt und diese mit den blossen Zähnen zerkauen musste; ja auch von diesen riss man ihm zuweilen einige aus, weil er zuviel ässe. Wollte er mit den andern Kindern spielen, so warfen ihn diese zu Boden und füllten ihm die Kleider mit Schnee, besudelten ihn mit Unrath und pissten ihm ins Gesicht (vgl. Oegisdr. 34 in der ältern Edda). Auf diese Weise wurde er stets verhöhnt, blieb dabei auch klein und nur die Nasenlöcher wurden grösser. Im Laufe der Zeit jedoch ging er endlich allein ins Freie und auf den Rath der Pflegemutter rief er einmal, da er sich zwischen zwei Bergen befand: »Komm, Herr der Kraft! komm, Herr der Kraft!« Da kam plötzlich ein Amarok (ein fabelhaftes Thier von ungeheurer Grösse) herbei, und ehe er entfliehen konnte, hatte jener ihn mit seinem Schweif umwickelt und zur Erde geworfen, wobei eine Menge kleiner Seehundknöchlein dem Kaksagsuk vom Leibe fielen, die, wie der Amarok ihm sagte, ihn am Wachsen hinderten. Nachdem er wieder aufgestanden, warf ihn derselbe noch zweimal zu Boden, immer weniger Knöchlein fielen von ihm, zum vierten Male fiel er gar nicht mehr, sondern hüpfte blos die Erde entlang. Dies wiederholte sich alle Tage, Kagsagsuk wuchs und nahm an Stärke zu, und als endlich der Amarok ihn gar nicht mehr zum Fallen bringen konnte, so sagte er zu ihm, nun sei es genug und Kagsagsuk dürfe keinen Menschen mehr fürchten; doch solle er seine Kraft verheimlichen und erst im Winter drei Bären, die er antreffen würde, erlegen. Kagsagsuk that, wie ihm geheissen, wurde aber inzwischen von seinen Hausgenossen immer härter geplagt, bis er endlich, nachdem er schon einmal bei Nacht einen Balken Treibholz, den man wegen seiner Schwere nicht hatte fortschaffen können, ganz allein und ohne etwas merken zu lassen hinters Haus getragen, jenen offenkundigen Beweis seiner neugewonnenen Stärke ablegte. Er tödtete nämlich die

Digitized by Google

drei Bären auf einem Eisberge, den er erklettern musste, worauf seine Hausgenossen dann sämmtlich ein ganz verändertes und respectvolles Betragen gegen ihn annahmen, er selbst aber, daran sich nicht kehrend, sie sämmtlich erschlug und die armen Leute, die sich seiner ehedem angenommen, mit dem Wintervorrath jener ernährte. Das Andenken an die tapfern Thaten, die er weit umher geübt, ist noch vorhanden. Man wird in diesem Märchen, das allgemein in Ost- und Westgrönland, sowie in Labrador erzählt wird, alsobald eine neue Form des männlichen Aschenputtels erkennen, dem man auch sonst vielfach begegnet, s. z. B. Grimm, KM. 3^3, 37 zu no. 21. 218 zu no. 136; und die Aehnlichkeit ist nicht blos eine allgemeine, so wenn Kagsagsuk den ersten Beweis seiner Stärke verheimlicht (vgl. hierzu meine Bemerkung in den Gött. Gel. Anz. 1868. S. 1656 zu Radloff Bd. I. no. XIX), während der glänzende Eisberg an den Glasberg in dem gleichfalls in diesen Kreis gehörigen Märchen bei Hyltén-Cavallius no. 20 erinnert. In Betreff der vorgewiesenen Pfote s. meine Bemerk. in Benfey's Or. und Occid. 1, 566. Gött. Gel. Anz. 1865. S. 1847. An das Märchen von Kagsagsuk schliesst sich dann seinem verwandten Inhalt nach ein anderes, nämlich — Nr. 7 Atlanguat. Dieser verbringt seine ganze Zeit in Trägheit zu Hause, bis endlich er zu drei verschiedenen Malen furchtbare Thiere erlegt, vor denen alle andern die Flucht ergreifen, und da er das dritte getödtet, schneidet er ein Stück desselben ab und nimmt es mit um es vorzuweisen, indem man bei den beiden ersten Thaten immer noch daran gezweifelt hatte, dass er selbst sie ausgeführt. Auch hier also begegnen wir wie in dem vorhergehenden Märchen einem jener Charaktere, von denen Grimm, Mythol. 360 f. sagt: »Das scheint heldenmässig, dass die Kindheit und erste Jugend ein Fehler verunstalte und aus solchem Dunkel hernach plötzlich die leuchtende Erscheinung, gleichsam die zurückgehaltene Kraft vortrete.« — No. 3 Igimarasugsuk (Grönland und Labrador). Dieser nimmt mehrere Frauen hinter einander, die er aber immer, ohne dass man es weiss, todtschlägt und auffrisst. Endlich heirathet er ein junges Mädchen, deren Bruder er gleichfalls umbringt und von ihr kochen lässt, worauf er ihn verzehrt, während sie selbst den ihr gereichten Arm in der Asche verbirgt und ihr Weinen für blosse Furchtsamkeit ausgibt; dann mästet ihr Mann sie so lange, bis sie vor Feistheit nicht mehr gehen kann. Einmal jedoch gelingt es ihr in seiner Abwesenheit sich zu einem Wasserpfuhl zu rollen und daraus zu trinken, wodurch sie sich so leicht fühlt, dass sie ins Zelt zurückgehen kann; dort legt sie ihren ausgestopften Pelz mit dem Rücken auswärts gekehrt an die Wand und schliesst sich selbst durch Zauberei in ein abseits liegendes Stück Treibholz ein. Der heimkehrende Mann kommt dorthin, nachdem er die ihm mit dem Pelz gespielte Täuschung durch Stechen in denselben entdeckt; da aber an dem Holze die Fussstapfen der Frau aufhören, so geht er fort.

Digitized by Google

Sie verlässt dann ihr Versteck und verbirgt sich, von ihrem Manne wiederum verfolgt, in einen Fuchsbau. Dort kratzt er erst mit den Händen, wird aber bald müde und geht fort, worauf sich das nämliche bei einem dritten Schlupfwinkel der Frau wiederholt, während er jedesmal bedauert, dass er sie nicht früher aufgefressen. Endlich langt sie bei andern Leuten an, und da ihr Mann gleichfalls hinkommt, versteckt sie sich hinter das Zelt. Indem nun einer der Bewohner des letztern der Unterhaltung wegen auf einer Trommel zu spielen anfängt, auf welcher der Ankömmlung nicht spielen will, so begleitet er sich mit folgendem Gesang: »Der böse Igimarasugsuk frass seine Weiber« (hierbei wurde dieser über und über roth) »und dann musste die letzte ihres Bruders Arm verzehren.« Bei diesen Worten trat sie vor und sprach: »Nein, ich habe ihn nicht verzehrt, sondern unter die Asche geschoben.« Alsdann ergriffen sie ihn und seine Frau stach ihn todt, indem sie ausrief: »Erinnerst du dich, wie du in meinen Pelz gestochen hast?« In diesem Märchen finden sich Züge, welche an Grimm, KM. no. 40 »Räuberbraut«, no. 46 »Fitchers Vogel«, no. 56 »Der liebste Roland« und no. 28 »Der singende Knochen« erinnern, von welchem letztern ich früher 1868. S. 309 (zu Schneller no. 51) die chinesische Version mitgetheilt. Vgl. auch noch das folgende Märchen. — No. 11. Die zwei Mädchen (Grönland und Labrador). Zwei Mädchen spielten am Seeufer, die eine mit Adlerknochen, die andere mit Wallfischknochen. Da flog ein Adler über sie hin und die erstere wünschte sich einen Adler zum Manne, und als die andere einen Wallfisch zum Manne begehrte, tauchte ein solcher alsobald aus dem Meere empor und nahm sie mit sich unters Wasser. Der Adler dagegen führte seine Frau auf eine steile Klippe, wo er ihr allerhand kleine Vögel zur Nahrung brachte. Aus den Sehnen derselben flocht sie eine lange Schnur, vermittelst deren sie einst in seiner Abwesenheit sich in ein von einem Vorübergehenden herbeigeholtes Boot hinabliess und zu den Ihrigen zurückkehrte. Dorthin kam dann der Adler geflogen und da nun einer der Bewohner des Hauses ausrief, er solle als Beweis seiner Schwägerschaft die Flügel ausbreiten, so that er dies, wurde aber erschossen. Das andere Mädchen, die Frau des Wallfisches, wurde von ihrem Manne gebunden und hatte, wenn er zu Hause war, nichts anderes zu thun als ihn zu lausen. Ihre zwei Brüder bauten zwei Boote, die aber nicht rasch genug fuhren und erst auf dem dritten entführten sie die Schwester, welche das Ende des Bandes, an das sie gebunden war, an einen Stein befestigte. Als der Wallfisch endlich ihre Flucht bemerkte, eilte er dem Boote nach, und da er es einholte, warf sie ihm, um ihn aufzuhalten, erst ihren Oberpelz zu, dann den Unterpelz, endlich den langen Pelz, so dass sie ans Land kommen konnte, in dem Augenblick aber, wo der Wallfisch anlangte, war er in ein Stück Fischbein (oder einen Stein) verwandelt. Vgl. zu diesem Märchen Basile's Pentam. no. 33. »Die drei Thierbrüder«;

Digitized by Google

Grimm, KM. no. 197. »Die Krystallkugel«; auch no. 56. »Der liebste Roland« und das eben vorhergehende Märchen no. 3. »Igimarasugsuk.« Das Befestigen des Bandes, womit die Frau des Wallfisches gebunden ist, an einen Stein, um so ihre Flucht zu verheimlichen, findet sich auch in dem isländischen Märchen »Björn bragdhastakk« bei Jon Arnason Islenzkar Thiodsögur etc. Leipzig 1864. II, 408. Thiergatten kommen im eskimoischen Märchen auch sonst noch vor (s. z. B. die beiden folgenden Märchen), so wie überhaupt die Thier- und die Menschenwelt dort wie bei andern Völkern noch als einander sehr nahestehend erscheinen. In dem Märchen No. 27 überwintert Avarunguak in einem Hause, dessen Bewohner ihn sehr gastfrei behandeln und sich bei seiner Abreise als Bären erweisen; vgl. No. 34, auch unter No. 147. In dem Märchen No. 165 (S. 195) erscheinen Hasen in Menschengestalt. — No. 16. Das untreue Weib (Grönland und Labrador). Sie wird eines Tages von ihrem Manne, der sie in Verdacht hat, belauscht, und er sieht, wie sie in vollem Putz sich an einen See begibt und dort etwas hineinwirft, worauf ein männliches Wesen (im eskimoischen Original soll der Ausdruck derber sein, also wohl Phallus) emporsteigt und sie sich zu demselben entkleidet ins Wasser begibt. Der Mann, hierüber erbittert, tödtet sie späterhin. Da er nun einmal vom Seehundfang nach Hause kehrt, findet er eine dampfende Schüssel Fleisch auf dem Tische und alles sonst in Ordnung gebracht, aber Niemand war zu sehen; und dies wiederholt sich dann alle Tage, bis er endlich von einem Versteck aus eine kleine schmucke Frau ins Zelt gehen sieht, wohin er dann sogleich eilt, sie ertappt und zum Weibe nimmt. Er erzählt das Vorgefallene seinem Vetter und fügt hinzu, dass wenn jener bei ihr einen starken Geruch bemerke, dürfe er nicht darüber reden. Der Vetter besucht ihn, sieht die schöne Frau und voll Neid frägt er: »Woher der schlechte Geruch?« In demselben Augenblick entflieht die Frau, die plötzlich einen Schwanz bekommt, aus dem Zelt und bellt wie ein Fuchs. Auch war es wirklich eine Füchsin gewesen, die nun ihre eigene Gestalt wieder annimmt und in ihren Bau schlüpft, aus dem sie nicht wieder hervorkommt. — No. 17. Die Kinder der Frau und des Hundes (Nordgrönland). Ein Mann belauert seine Tochter dabei, wie sie sich mit ihrem Lieblingshunde begattet, sagt aber nichts. Die Kinder, die sie dann später ausser dem Hause heimlich gebiert und aussetzt, haben einen Menschenleib und Hundebeine; dennoch lässt sie der Vater des Mädchens, da sie von einigen Frauen entdeckt worden, alsbald herbeiholen und zieht sie auf. Sie erweisen sich dann auch hilfreich und dienstfertig, auf Befehl der Mutter zerreissen sie jedoch eines Tages den Grossvater und fressen ihn auf. Fünf von ihnen schickt sie darauf ins Innere des Landes um dort ihren Unterhalt zu suchen, die andern fünf, die sie auf einer alten Stiefelsohle dem Wasser überlässt, sollen gleiches auf der See thun. Die Sohle vergrössert sich

Digitized by Google

und wird zum Schiff und von diesen letztern fünf stammen die Europäer (Kavdlunaks), die andern fünf aber wurden Erkeliks. Unter letzterer Bezeichnung verstehen die Eskimos eine Art fabelhafter Menschen, die sich im innern Lande aufhalten sollen, und wahrscheinlich, wie Rink bemerkt, eine Erinnerung an gewisse Indianerstämme sind. Und allerdings möchte dies so sein, zumal wenn man die Sage über den Ursprung der Hundsrippindianer in Erwägung zieht, wornach diese von einem Manne und einer Hündin herstammen sollen, während die Chippewas bloss von einem Hunde geschaffen worden wären; s. J. G. Müller, Gesch. der Amerik. Urreligionen. S. 134 cf. 65. Vgl. auch meinen Aufsatz »Zur Sage von Romulus und den Welfen« in Pfeiffer's Germ. 11, 166 ff. — No. 18. Von dem Manne, der eine Fischente (mergus serrator, Sägetaucher) zur Frau bekam (Labrador und Südgrönland). Ein alter Junggeselle begegnet einmal einer Menge Frauenzimmer, die sich in einem See baden. Er schleicht heran und nimmt den schönsten Anzug weg, worauf er seine Gegenwart bemerkbar macht, so dass jene ans Ufer eilen und sich rasch ankleidend als Vögel davon fliegen, die ihrer Kleidung Beraubte aber in seine Gewalt geräth und seine Frau wird. Sie gebiert ihm zwei Knaben, welche sie später, wenn sie mit ihnen ausgeht, alle Vogelflügel aufsammeln heisst, »denn, sagt sie zu ihnen, ihr seid von Vogelgeschlecht.« Und als sie einmal wieder mit ihnen draussen ist, setzt sie ihnen Flügel an, worauf sie ebenso wie die Mutter selbst sich in Fischenten verwandeln und mit ihr davon fliegen. Der Vater hierüber sehr betrübt, trifft eines Tages im Innern des Landes einen Mann an, von dem er auf die Frage, ob er drei Menschen gesehen, für das Geschenk seiner Axt den Rath erhält, sich auf den Schwanz eines in dem dortigen Flusse befindlichen Lachses zu setzen, ohne aber die Augen zu öffnen, wenn er Kindergeschrei höre. Der Strom führt ihn dann zu einem Hause mit fünf Fenstern, worin er unter einer Menge Frauen auch die seine findet, die einem stumpfnäsigen Freier, der immerfort um sie wirbt, stets nur antwortet, sie wäre schon verheirathet. Da nun ihr Mann sich ihrer bemächtigen will, so verwandelt sie sich ebenso wie alle andern Frauen in Fischenten, der Stumpfnäsige aber in eine andere Ente (harelda glacialis), und als jener sich umsah, war auch das Haus in einen Mövenhügel verwandelt. Hier haben wir die eskimoische Version der weitverbreiteten Schwanensage. Wenn man sie nur in Südgrönland anträfe, so könnte man sie als dort von den Dänen hingebracht ansehen; da sie indess auch in Labrador heimisch ist und die Herrnhuter, weit entfernt dergleichen frivole Waare zu importiren, vielmehr alles derartige nach Kräften ausrotten, so wird man jene Sage wohl nicht auf europäischen Ursprung zurückführen können. Bekanntlich findet sich die Schwanensage auch auf Celebes s. Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer S. 126. — No. 66. Vom Manne der gern Kinder haben wollte. Ein

Digitized by Google

altes Weib gibt einem Manne, dessen Frau unfruchtbar bleibt, zwei Fische, einen Milchner und einen Rogener, die letztere essen soll, je nachdem sie einen Sohn oder eine Tochter haben will. Auf der Heimreise verzehrt er selbst aus Mangel an Lebensmitteln den Rogener, von dem er überdies keinen Gebrauch machen wollte. In Folge dessen wird er schwanger und muss unterwegs bei Leuten einkehren, wo eine Hebamme ihn mit dem Fussknochen eines Waldhuhns und einigen blauen Käfern, die sich unter dem Fussboden des Zeltes befanden, tüchtig einreibt und so eine Oeffnung zu Wege bringt, durch die sie ihn von einer Tochter entbindet. Nach einiger Zeit reist er weiter und kommt in seine Heimath zurück, wo das Mädchen heranwächst, aber nicht sprechen lernt. Auch als sie später sich verheirathet, bleibt sie stumm und kann daher ihrem Manne, in dessen jedesmaliger Abwesenheit nach einander zwei Mädchen und ein Knabe an Verblutung sterben, keine Aufklärung über deren Tod geben, obwohl sie bei dem letzten Kinde sieht, dass es ihre Schwiegermutter ist, welche demselben einen Schnitt in den Mittelfinger beibringt und so die Verblutnng verursacht. Der Mann geräth nun in Wuth und jagt seine Frau fort, die jedoch im Augenblick des Scheidens sich umkehrt und plötzlich den Gebrauch der Sprache erlangend, ihm über den Tod der Kinder Aufschluss gibt, worauf sie tief in das Innere des Landes hineinzieht. Dort erblickt sie auf einem hohen Felsen einen grossen Stein, der da aussieht, als ob es drei Raben wären; als sie aber hinaufkommt, findet sie, dass es ihre drei Kinder sind, die mit ihren Mittelfingern Bolzen spielten. Sie kehrt mit ihnen zu dem Vater zurück, wo sie nun ein glückliches Leben führt und auch keine Kinder mehr verliert. Dieses Märchen gleicht auffallend dem norwegischen bei Asbjörnsen og Moe no. 8. »Jomfruen Maria som Gudmoder« (vgl. zu Grimm, KM. no. 3. »Marienkind«) und da es in Südgrönland von einem christlichen Eingeborenen aus dem Bezirk Julianehaab aufgezeichnet worden, so zweifle ich nicht, dass es dänischen Ursprungs ist, obwohl der Herausgeber sich hierüber nicht äussert und blos bemerkt, es sei ungewiss, ob dies Märchen auch an andern Orten unter den Eskimos vorkomme. — No. 147. Ein Thiermärchen. Ein Angekok landet mit seinem Sohne nach längerer Irrfahrt an einer Küste, wo er ein Haus findet, in dessen Innern sie auf einer Seite helle, auf der andern dunkle Menschen sitzen sehen. Jene erweisen sich sehr gastfrei und tragen alsbald Speisen auf, vor deren Genuss jedoch der Vater den Sohn warnt, da es nur Unrath und dürres Reisig sei, während er ihn den von den dunkeln Bewohnern des Hauses vorgesetzten Lachs essen lässt. Alsdann tritt ein Lustigmacher mit krummer Nase herein, der zottige an den Knöcheln zusammengeschnürte Beinkleider trägt und allerlei Zeug schwatzt. Hierauf ziehen die Gäste fort; indem sie sich aber umkehren, sehen sie, dass was sie für ein Haus gehalten, sich als ein Loch in einer Klippe erweist und

Digitized by Google

sie von Möven und Raben bewirthet worden, der Lustigmacher aber ein Falke gewesen war. Wir haben bereits oben bei No. 11 gesehen, dass nach der Vorstellung der Eskimos Thiere häufig Menschengestalt annehmen, und demgemäss erscheinen hier wegen ihrer Farbe ganz passend die Möven als helle, die Raben als dunkle Menschen und der Falke wegen seiner sogenannten Hosen in haarigen Pluderhosen. Auffallend ist in diesem Märchen nur die bei einem Theil der Speisen vorkommende Gesichtsbildung, welche an ähnliches bei den Hexenmahlzeiten denken lässt, wo das Voressen wie faules Holz schmecken und das scheinbar gute Fleisch eigentlich Pferdemist sein soll. Jenes Märchen nun stammt aus Südgrönland, dasselbe scheint im Ganzen ächt; hat sich aber demselben vielleicht dänischer oder deutscher Hexenglaube beigemischt? Weiter unten No. 118 werden wir sehen, dass der eskimoisch-herrnhutische Prophet Habakuk zwei Hexen ums Leben bringen liess. — Von sonst bemerkenswerthen Sagen führe ich noch folgende an. No. 6 Sangiak (Nord- und Südgrönland). Ein kinderloser Vater rudert auf den Rath eines alten Mannes ins offene Meer, findet dort eine Schlange, die wie ein Kind schreit, fängt sie und wirft sie seiner an den Strand gerufenen Frau auf den entblössten Rücken, worauf die Schlange verschwindet, die Frau aber einen Sohn gebiert, der ein tapferer Mann wird. Vgl. unten No. 116. Inuarudligak. — No. 13. Der Brüder Besuch bei ihrer Schwester. Letztere wird von ihren Eltern weit weg verheirathet als die beiden Brüder noch ganz klein sind, und erst grösser geworden erfahren sie von der Mutter, dass sie eine Schwester haben, die sie dann sogleich aufsuchen wollen, trotzdem man ihnen sagt, dass die Nachbarn derselben Menschenfresser sind. Sie ziehen also fort, nachdem sie vernommen, die Schwester sei auf einer Seite des Kopfes ganz hell; auch sollten sie bis gegen Abend warten, ehe sie ins Haus träten; denn wenn die Bewohner desselben noch nicht schliefen, kämen sie selbst nicht lebendig davon. Sie langen endlich auf ihrem Schlitten bei dem Hause der Schwester an, warten bis Abend und sehen dann durch das Luftloch des Daches, wie ein gräulich aussehender Mann von einer Frau, die sie als ihre Schwester erkennen, beim Schein einer Lampe gelaust wird. Um dieselben aufmerksam zu machen, speit der ältere Bruder durch das Loch hinab und alsbald kommt der Mann, der die Gegenwart fernher kommender Besucher ahnt, aus dem Hause gestürzt und lädt die beiden Schwäger, die sich als solche zu erkennen geben, ein hineinzukommen. Sie werden freundlich empfangen, finden aber in der ihnen vorgesetzten Schüssel mit Beeren und Speck eine Menschenhand, so dass sie die Speise ablehnen. Die Schwester macht sich nun daran sie zu verzehren und ihre Kinder verlangen mit Geschrei auch etwas davon; auf die vorwurfsvolle Frage der Brüder aber, ob sie auch eine Menschenfresserin geworden sei, antwortet sie auf ihren Mann weisend, dieser entsetzliche Mensch hätte

Digitized by Google

sie dazu gemacht. Nun wird über der Lampe andere Speise gekocht, wobei jene jedoch nur niedrig brennen darf, damit die Nachbarn nichts merken sollen, denn sonst liefe es schlimm ab, und zugleich befiehlt der Vater den Kindern die Stränge an allen Schlitten der Nachbarn in gröster Heimlichkeit durchzuschneiden, was sie auch thun, aber dabei einen Schlitten übergehen. Nachdem nun die Brüder gegessen, müssen sie nach dem Rathe des Schwagers gleich wieder fort, und sobald derselbe sieht, dass sie auf dem Eise angelangt und daher geborgen sind, fängt er, wie er ihnen vorausgesagt, laut zu rufen an: »Die Fremden wollen weg, die Fremden wollen weg!« Da stürzen die Nachbarn schaarenweise aus den Häusern und nach ihren Schlitten hin, um die Fliehenden zu verfolgen, finden sie aber unbrauchbar, und derjenige von ihnen, dessen Schlitten allein im Stande war, wird von dem nacheilenden Schwager todt gemacht, welcher dann auch die andern Nachbarn niedermetzelt und seinen Schlitten mit Menschengliedern belastet nach Hause bringt, während die zwei Brüder wohlbehalten bei den Eltern anlangen; ihre Schwester aber bekommen sie nie wieder zu sehen. Dies in Nord- und Südgrönland heimische Märchen sieht ganz wie ein europäisches aus, wo oft von Schwestern oder Brüdern die Rede ist, von deren Existenz die andern Geschwister nichts wissen und die sich weit fort befinden bei Menschenfressern, Ungeheuern oder dergl., worauf sie dieselben aufsuchen u. s. w. Bei dieser Gelegenheit will ich eine Bemerkung Rink's anführen, wonach zu Zeiten schrecklichen Hungers die Bewohner jener nördlichen Regionen wohl zuweilen zum Kannibalismus mögen getrieben worden sein; die dunkle Erinnerung hieran muss jedoch bei ihnen einen entsetzlichen Eindruck hinterlassen haben, der sich in mehrfachen Sagen kund thut und wornach derjenige wahnsinnig wird, der etwas von einem menschlichen Körper genossen hat (was auch bei Europäern vorgekommen sein soll). — No. 15. Die Reise nach dem Monde. Kanak nähert sich einigen Personen, welche Zauberlieder singen, und da er sich umsieht, merkt er, dass er von der Erde emporgehoben wird und dem Wege der Todten folgt. Dieser ist sehr eng und so beschaffen, als ob Kanak bis an die Schultern darin einsinken müsste, endlich indess gelangt er mit grosser Mühe empor und erblickt einen fürchterlichen Hund, vor dem er flieht, wobei er von einer Flamme verfolgt wird, die ihn von allen Seiten umgibt. Bewusstlos sinkt er nieder, weiss aber doch, dass seine verstorbene Grossmutter zu ihm kommt und ihn liebkost, während eine andere Stimme sagt: »Er ist nicht todt, lege ihn dorthin!« Als er erwacht, findet er an einem See ein Haus, worin der Mondgeist wohnt und da er aus Furcht vor dem Hunde nicht hineinzugehen wagt, ruft ihm eine Stimme zu: »Es thut dir nichts!« Er tritt hinein, der Geist hilft ihm durch den gewaltigen Hausgang in die innere Stube und sagt dann zu Kanak: »Ich leide Schmerzen, blas auf mich!« Kanak thut es und der Geist

Digitized by Google

wird alsbald gesund, worauf dieser zu ihm sagt: »Auf diesem Wege kommt Niemand zurück, aber auf jenem da sollst du zurückkommen«, und damit öffnet er eine Fallthür in dem Fussboden. Alsdann setzt eine Frau, die aus einem Loche hervorkommt, eine Schüssel Speise mitten auf den Fussboden vor Kanak hin und indem sie verschwindet, sieht er, dass sie von hinten ein Gerippe ist. Da er erschrickt, sagt der Mondgeist: »Das ist nichts. Bald aber kommt die Eingeweideausnehmerin, hüte dich dann zu lachen, oder nur zu lächeln, sonst nimmt sie dir die Eingeweide aus, bist du in Gefahr zu lachen, so kratze dich unter dem Knie mit dem Nagel des kleinen Fingers.« Bald nachher kommt die Schüssel, worauf die Ausweiderin die Eingeweide legt, ganz allein in die Stube gehüpft und setzt sich auf die Erde, dann erscheint jene selbst tanzend und singend: »Ja ha ha ha!« Auf dem Rücken hatte sie eine grosse Kerbe (skraev); wenn sie die Seite zukehrte, zog der Mund sich ganz schief, so dass ihr Gesicht mehr breit als lang wurde, wenn sie sich bückte leckte sie ihr eigenes Hintertheil und wenn sie sich zur Seite neigte, schlug sie mit dem Kinn auf die Hüfte so dass es klatschte. Da fing Kanak an inwendig zu lachen, aber in dem nämlichen Augenblick rief es vom Fenster aus: »Er lächelt!« und schon kam sie auf ihn los, da kratzte er sich mit dem Nagel unter dem Knie, und indem sie dann stutzte, warf der Mond sie zum Hause hinaus. Kurz nachher liess sich eine weinende Stimme vernehmen, welche sagte: »Ich soll ihre Schüssel und das Messer holen, und wenn ich sie nicht bekomme, will sie Himmelssäulen umstürzen«, worauf der Mondgeist erst das Messer stumpf machte und es dann mit der Schüssel zum Hause hinaus schleuderte. Alsdann nahm der Geist ein Rohr, blies durch dasselbe und strax wurde die ganze Erde mit Schnee bedeckt. Ferner sah Kanak durch die Thürchen neben dem Fenster ein Mädchen tief unten auf der Erde, welches auf einer Stubenbank lag. Da nahm der Mondgeist einen Federwisch, tauchte ihn in Blut und liess dies niedertropfen; plötzlich krümmte das Mädchen sich, sprach im Schlafe, betastete sich und merkte dass sie blutete (Menstruation?). Zuletzt sagte der Mondgeist zu Kanak: »Nun musst du fort; wenn du aber Furcht hast, so kommst du nimmer nach Hause!« Damit öffnete er die Fallthür und stiess ihn hinaus, so dass er das Bewusstsein verlor, und als er es wiedererlangte, war seine Grossmutter bei ihm und er unten auf der Erde. Da stand er auf, ging nach Hause und wurde ein grosser Angagok. Diese Erzählung ist nach mehreren schriftlichen Versionen und mündlichen Mittheilungen aus Nord-, Süd- und Ostgrönland zusammengestellt. Besonders bemerkenswerth sind die darin vorkommenden Frauen mit dem Skelettrücken und der Rückenspalte, was an ähnliche Vorstellungen der deutschen und nordischen Mythologie erinnert; s. Grimm, Myth. 1033 vgl. 249. Ztschr. f. d. Myth. 2, 32. 3, 36. Bei Caesar v. Heisterb. Hist. Mem. 3, 6 heisst es: »Quidam daemon puellae cui-

Digitized by Google

dam apparens frequentius, cum ab ea divertens semper retrocederet, interrogatus cur hoc faceret, respondit: »Licet corpora humana nobis assumamus, dorsa tamen non habemus.« — No. 39. Von der Frau die ein Mann sein wollte (Nord- und Südgrönland). Eine Mutter schmäht ihren Sohn fortwährend wegen seiner Trägheit, und einst im Sommer war sie zusammen mit seiner Frau verschwunden. Er sucht sie auf und findet endlich in einem Hause seine Frau, welche ihm in Abwesenheit der Alten erzählt, dass diese sie durch Androhen des Todes gezwungen ihr zu folgen und vermittels eines Kahnstevens die Gestalt eines Mannes angenommen habe, sich auch wie ein Mann kleide und sie ihre Frau nenne, übrigens durch Rennthierfang für hinlänglichen Unterhalt sorge. Hierauf kommt die Alte nach Haus und ihr Sohn versteckt sich. Sie umarmt die Schwiegertochter und will sie auf die Bank legen; da diese sich aber widersetzt, so ergreift sie eine Trommel und fängt an zu tanzen, indem sie dazu singt: »Einen Sohn hab' ich geboren, er war ein armer Tropf! Da führt' ich seine Frau fort, und kann wohl selbst ein Mann sein, haja ja haja!« Alsdann nimmt sie ein Stiefelholz und thut als ob sie rudere; in demselben Augenblick aber kommt der Sohn hervor, und da sie flieht, verfolgt er sie bis sie jene Kahnspitze fallen lässt, wodurch sie ihre Kraft verliert und von dem Sohne eingeholt wird, der sie tödtet und dann mit seiner Frau nach Hause kehrt. Ist hier vielleicht eine Spur jener unnatürlichen Laster zu finden, die auch unter andern amerikanischen Völkern nicht selten waren? s. J. G. Müller, Geschichte d. Amerik. Urrel. im Register s. v. (S. 703 a). — N. 53. Eine traurige Geschichte (Nordgrönland). Einem alten Manne wurde der Seehundfang durch das Geschrei von Kindern zunichte gemacht, die sich in einer benachbarten Bergkluft mit einer Anzahl junger Mädchen, ihren Wärterinnen, befanden und dort spielten. Darüber erbittert rief er aus: »Bergkluft, schliesse dich!« Dies geschah alsobald und die armen Geschöpfe waren sämmtlich in den Berg eingeschlossen. Die kleinen Kinder fingen an zu hungern und zu weinen, und die Mädchen suchten sie zu trösten: »Wenn die Mutter die Sohlen genäht hat, wird sie kommen und dich holen.« Endlich nach langer Zeit kamen wirklich die Mütter und brachten Wasser, das sie durch eine Spalte hinuntergossen. Da jene das Wasser sahen, drängten sie sich herbei und leckten es auf und die Mütter konnten dies sehen, ihnen aber nicht weiter helfen. Endlich kamen sie alle vor Hunger um. Man denkt bei dieser Geschichte an den Rattenfänger von Hameln, dessen abyssinische Version ich früher 1868 S. 647 (zu No. V) mitgetheilt. — No. 54. Sonne und Mond. Eine alte Frau liegt allein in ihrem Zelte; da tritt ein unbekanntes schönes Weib herein und erzählt ihr auf Befragen, wer sie wäre, folgendes: »In alten Zeiten pflegten wir jungen Mädchen uns Abends im Freien zu versammeln und die jungen Burschen kosten mit uns, aber im Dunkeln konnten

Digitized by Google

wir sie nicht erkennen. Einmal wollte ich gern wissen, wer mein Liebhaber wäre, darum strich ich ihm meine mit Russ geschwärzte Hand über den Rücken und erkannte dann im Hause meinen eigenen Bruder. Da schliff ich mein Messer, schnitt mir die Brüste ab und gab sie ihm mit den Worten: »Wenn dir mein Körper so gut schmeckt, so iss dies!« Da begann er ungeziemend zu reden und wollte mich fassen, und wir ergriffen jeder ein Stück Lampendocht, er ein schlechtes, ich ein gutes, und zündeten es an, worauf er hinauslief und ich ihn verfolgte. Dann aber merkten wir, dass wir beide in die Luft emporgehoben wurden, und als wir hoch oben waren, erlosch das Licht meines Bruders und es wurde zum Monde; das meine blieb brennen und ich wurde zur Sonne. Jetzt eile ich höher hinauf zu kommen um die Waisen zu wärmen (d. i. den Sommer herbeizuführen).« Nachdem sie so ihre Erzählung beendet, fügte sie hinzu: »Schlage deine Augen nieder!« Die Alte that also, bemerkte aber zugleich, dass jene im Begriff war hinauszugehen, und als sie nun die Augen wieder emporhob, sah sie dass die Fremde von hinten ein Gerippe war. In Betreff letztern Umstandes s. oben No. 15. Das vorliegende Märchen aus Nordgrönland findet sich auch unter den Eskimos der Behringstrasse wieder. — No. 67—71 sind deshalb von Interesse, weil sie sich auf die fast immer nur feindlichen Berührungen der Grönländer mit den alten skandinavischen Ansiedlern beziehen, von welchen letztern sonst blos wenige Ueberlieferungen und sonstige Spuren in Grönland vorhanden sind. Die übrigen ziemlich zahlreichen historischen Sagen gehen auf die Eskimos selbst und handeln gewöhnlich von der für erschlagene Verwandte genommenen Blutrache. — No. 94. Kigutikak (Aus Nordgrönland). Schilderung der Fahrt eines Eskimos nach Europa und seiner Erlebnisse daselbst. »Diese Erzählung, bemerkt dazu Rink, ist die einzige vorhandene Spur von dem Menschenraube, den die Europäer in frühern Zeiten fortwährend in Grönland begingen, theilweis gewiss in der Absicht die Eingebornen in Europa für Geld sehen zu lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt hier ein bestimmter Vorfall zu Grunde; allein der von irgend einem Wallfischfänger fortgeführte Grönländer, welcher wie ein Affe behandelt worden sein muss, hat von dem in Europa Gesehenen natürlich eine höchst verwirrte Vorstellung empfangen, dann dies nach seiner Zurückkunft in die Heimath vielfältig übertrieben und endlich hat die mündliche Ueberlieferung die Erzählung dermassen umgebildet, bis sie sich dem Gedankengange und der Fassungskraft der Zuhörer anpasste und die sonderbare Gestalt erhielt, in der sie jetzt umläuft. Recht charakteristisch ist sie z. B. wo es sich von Geld und Geldeswerth handelt und von den Frauen, welche ihre Besucher bezahlen, was in der ursprünglichen Fassung gewiss umgekehrt war, in beiderlei Form aber für die Grönländer jedenfalls sehr merkwürdig sein musste.« — No. 106. Akamaliks. Traumge-

Digitized by Google

sicht und Bekehrung (Südgrönland). Ohne Zweifel die nämliche Begebenheit, die Cranz in seiner »Historie« S. 561 als im Jahr 1743 vorgefallen berichtet. Es ist eine Vision à la Dante, nur mit etwas weniger Poesie, auch sieht der Verzückte blos die Hölle und das Paradies, selbstverständlich aber nicht das Fegefeuer; denn das wäre zu katholisch! Dass es jedoch auch in Südgrönland keineswegs an Mirakeln mangelt, erhellt aus No. 113. Der Mörder Parpak, wonach dieser auf seinem Sterbebett es bereute einige getaufte Landsleute erschlagen zu haben, denn als er einem derselben das Herz aus der Brust riss und es in Stücke schnitt, fand er darin die Gestalt des Heilands an einem hölzernen Kreuze. So nämlich erzählte der Sterbende selbst. Und aus No. 114. Des Angakoks Imanek Bekehrung ersieht man, dass dieser, der in Folge einer Vision wie ein neuer Ceadmon mit der christlichen Sangeskunst war begabt worden, ein Boot nach der Missionsstation Noat absandte, um dort von seinem Verlangen getauft zu werden Meldung zu thun. Es war im Frühjahr und noch war das Meer mit dickem Eise bedeckt, nur vor dem Hause war ein wenig freies Wasser. Aber in dem Maasse wie das Boot vorwärts fuhr, spaltete sich das Eis vor demselben und bildete einen Weg, der breit genug für vier Kajaks (Boote zum Seehundfang) gewesen wäre. So kamen die Abgesandten bis an das Ziel ihrer Fahrt, wo die Herrnhuter sich wunderten, dass die Ankömmlinge Psalmen singen konnten, da sie dergleichen doch früher nie gehört! — Auch an falschen Propheten hat es unter den bekehrten Grönländern nicht gefehlt, wie aus No. 118 hervorgeht, wo die Geschichte eines solchen, Namens Habakuk, erzählt wird. Dass es dabei wie fast bei allen Ereignissen dieser Art nicht ohne geschlechtliche Ausschweifungen abging und der Prophet hierin den meisten Propheten dieser Art glich, erhellt z. B. aus folgender Stelle: »Die Weiber behandelte er besonders und liess sie hinter einen Vorhang in der Ecke der Stube auf die Bank kommen. Sie sassen alle in einer Reihe und indem er den Kopf hinter dem Vorhang hervorstreckte, winkte er mit der Hand den hübschesten von ihnen und hinter dem Vorhang verborgen reinigte er sie von ihren Sünden.« Der ganze Bericht ist nicht ohne Interesse und bezieht sich auf eine Begebenheit des Jahres 1790, wo Habakuk und seine Frau im Sommer eine Menge Anhänger, einige sogar aus Holstenborg und Godthaab, um sich sammelten und alle Eingeborene aus Sükkertop mit Ausnahme einer einzigen Familie zu ihm zogen. Damit nichts fehlte, liess er auch zwei Weiber als Hexen hinrichten. Etwas ähnliches trug sich ihm Winter 1853—54 zu, wo die Grönländer der Herrnhutischen Missionsstation Frederiksdal auf Antrieb eines von ihnen, Namens Mathaeus, plötzlich sich von der Autorität der Missionare lossagten und eine eigene Secte stifteten. Mathaeus war bei den Missionaren selbst sehr angesehen gewesen und sie hatten ihn sogar zum Helfer bestimmt, als dieses uner-

Digitized by Google

wartete Ereigniss inmitten ihrer ruhigen Sicherheit sie wie ein Donnerschlag aus heiterer Höhe traf. Diese Friedrichsthalischen Grönländer hielten ihre eigenen Versammlungen, einige glaubten, sie wären Engel, andere, sie könnten den heiligen Geist einblasen und noch andere liessen sich die Hände lecken, weil sie an denselben Christi Wundenmale zu sehen vermeinten. Die letzten, die noch zusammenhielten, zogen sich nach einem tiefer hineinliegenden Orte, wo sie unter anderm barfass auf die Berge stiegen und glaubten, dass sie in den Himmel fahren würden. Kurzum, das Ganze war ein Seitenstück zu Habakuks Gemeinde. Diese Vorfälle, wie Rink hinzufügt, beweisen unwiderleglich, auf welch' traurigem Standpunkt das gesellschaftliche Bewusstsein der Eingeborenen durch den Einfluss der Europäer herabgesunken ist. Sobald die europäische Autorität fehlt, verlieren sie jede Regel und Richtschnur und werden von vollständigem Wahnsinn ergriffen, (was freilich anderwärts ebenso vorkommt). Allerdings haben auch zufällige Umstände mit dazu beigetragen jene ärgerlichen Vorfälle ins Leben zu rufen; wenn man aber dieses schreckliche Unwesen mit dem frühern Zustande der Grönländer vergleicht, von dem sich in vielfacher Beziehung sagen lässt, dass er christlicher und brüderlicher war als der welcher in christlichen Staaten vorhanden ist, so kann man nicht umhin über die edlen Kräfte zu klagen, die vorsätzlich zunichte gemacht worden sind, um europäische Herrschsucht zu befriedigen und einzelnen Europäern ein sorgloses Dasein zu verschaffen!« Der treffliche Rink, der auch die Eskimos als Menschen und Mitbrüder betrachtet, kommt noch oft auf den unheilvollen Eindruck, den die Europäer auf das äussere und innere Wohl derselben ausgeübt; doch müssen wir ein weiteres Eingehen hierauf vermeiden, um zu unserm eigentlichen Gegenstande, der eskimoischen Sagenwelt nämlich, zurückzukehren. Es bleiben aber nur noch einige der betreffenden Erzählungen zu erwähnen, welche wegen der darin enthaltenen Vorstellungen von Interesse sind, weshalb wir sie hier schliesslich ganz kurz zusammenstellen wollen. — No. 9. Die Freunde. Nach einem noch jetzt in ganz Grönland allgemein herrschenden Aberglauben können Wahnsinnige auf dem Wasser gehen. — No. 10. Katerparsuk (Nord- und Südgrönland). Durch einen zauberischen Abkleidegesang vermag ein Angagok den Thieren ihre Haut vom Leibe zu zaubern um sie für sich zu verwenden. — No. 12. Der Angiak (Nord- und Südgrönland). Dies war ein böser Geist, welcher aus einem heimlich geborenen oder ermordeten Kinde entstand. Er suchte sich einen Hundeschädel (Symbol der Klugheit) auf, den er dann als Kajak gebrauchte, mit einem Menschenknochen als Ruder, um seine Verwandten aufzusuchen und umzubringen. Wann aber die Mutter ihr Vergehen gestand, verlor der Angiak nach und nach das Bewusstsein, bis er todt war. — No. 14. Kunuk der Verwaiste (Nord- und Südgrönland). Aus einer Stelle dieser Sage geht hervor, dass man zu-

Digitized by Google

künftige Ereignisse im Wasser abgespiegelt sehen konnte, welcher Glaube sich auch sonst noch findet; s. meine Bem. Gött. Gel. Anz. 1868. S. 1899. — No. 19. Die Unfruchtbare und No. 37. Merkisalik. In diesen beiden aus Nord- und Südgrönland stammenden Sagen kommt ein Tupilek vor. Dies war ein Zauberwesen, zu dessen Verfertigung man Knochen von allerlei Thieren sammelte, sie mit Haaren von Bootfellen (Felle, womit man Boote bekleidet) umwickelte, dann zusammensetzte und den so gefertigten Tupilek lebendig machte, worauf derselbe die Gestalt von Thieren aller Art annehmen konnte. Man sandte ihn gegen Feinde aus, denen er dann irgendwie das Leben raubte; gelang ihm dies nicht, so wandte er sich gegen seinen Verfertiger selbst und brachte ihn um, worauf er ihn verschlang. — No. 21. Giviok (Nord- und Südgrönland). Bei einer Seefahrt trifft ein Eskimo dieses Namens auf zwei Felsen, welche abwechselnd zusammenstossen und zurückweichen, wobei sie aber nur eine schmale Durchfahrt frei lassen. Er will um sie herumrudern, allein jederzeit sieht er die Felsen vor sich, so dass er endlich nothgedrungen sich hindurchwagt, auch glücklich der Gefahr entgeht, allein das Hintertheil des Kahnes wird ihm dabei durch die zusammenschlagenden Felsen zerschmettert. Die betreffende Sage ist namentlich in Nordgrönland sehr verbreitet und bietet ein eskimoisches Seitenstück zu den Symplegaden. — No. 37. Merkisaliks Rennthierjagd (Nordgrönland). Merkisaliks Sohn stirbt an einem Kniegeschwür, welches ihm von einem Mann angezaubert worden, der von Merkisalik unter irgend einem Vorwand das Kniebein eines von seinem Sohne erlegten Rehes erhalten hatte. Ueber die hier zu Grunde liegende Ideenverbindung s. Tyler, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Deutsche Uebers. S. 136 ff. bes. S. 162 vgl. 157 und oben Jahrg. 1868. S. 330 f. — No. 48. Der Hund. Ein Paar alte Eheleute verlieren ihre beiden Söhne und gerathen darüber in tiefen Kummer, zu dessen Beschwichtigung sie sich von einem Nachbarn dessen jungen Hund zum Geschenk erbitten und denselben an Kindesstatt annehmen, wobei die Frau ihn neben sich schlafen und an ihren Brüsten saugen lässt. Vgl. hierzu Tyler a. a. O. S. 139 f. — No. 64. Der alte Junggeselle (Südgrönland). Durch Zauberlieder bewirkte Luftfahrt. Ob hier die weitverbreitete Vorstellung von den Wolkenschiffen zu Grunde liegt? S. zu Gervas. v. Tilb. S. 62. 261. Mannhardt, Germ. Mythen S. 466. Schwartz, Ursprung der Mythol. im Register s. vv. Kahn und Wolkenschiff. — No. 93. Ueber die Bewohner der Ikermiut-Inseln (Südgrönland). In dieser Erzählung so wie noch in andern ist von einem Pfeile die Rede, welcher, nach einem Vogel geworfen, über denselben hinausfliegt; dann wieder umkehrt, ihm den Rücken streift und endlich den Kopf abschneidet. Dieser Pfeil erinnert an den bekannten Bumerang der Neuholländer, über welchen und ähnliche Waffen s. Tyler a a. O. S. 225. 239. 469. — No. 116. Inua-

Digitized by Google

rudligak (Nordgrönland). Ein kinderloser Angagok kauft von den Inuarudligak (Bergtrollen, Berggeistern) ein Kind, welches heimlich dessen Frau in den Leib schlüpft und dann von ihr geboren wird. Aehnlich wird No. 145 erzählt, dass ein in einen Seehund verwandeltes und als solcher gefangenes Mädchen zerschnitten wird und der unter die Bank geworfene Kopf dann der Frau des Fängers in den Leib fährt, welche hierauf das Mädchen von neuem in die Welt setzt. Vgl. oben No. 6 »Sangiak.« In derselben Sage von den Inuarudligak wird berichtet, dass diese Bergtrolle sehr lange lebten und sechsmal hintereinander alt und wieder jung wurden, indem sie sich jedesmal von einem Felsen hinabstürzten; das sechste Mal aber blieben sie todt; doch konnten sie auch im jugendlichen Alter sterben, wenn sie unter Lawinen begraben wurden. Mit diesen langlebigen, vom Felsen springenden Nordländern vgl. man die Angaben bei Plin. HN. 4, 26. Mela 2, 5 und die Stelle der Gautrekssaga c. 1 (Grimm, Rechtsalterth. S. 486). — No. 165. Oujok. Dies war ein fürchterlicher Mörder in Südgrönland, der nach der üblichen Sitte (vgl. No. 156 und sonst) sich für jeden von ihm begangenen Mord ein Zeichen in den Kopf einschnitt. Auch sah jemand einmal, wie er sich aus dem Schädel eines von ihm Erschlagenen ein Trinkgefäss zurecht machte. Ueber letztern unter zahlreichen Völkern sich wiederfindenden Gebrauch s. Grimm, Gesch. d. Spr. 143 ff.; meine Bem. oben Jahrg. 1862 S. 362. 1868. S. 650.

Das hier Mitgetheilte wird genügen, um den Inhalt und den Werth der vorliegenden Sammlung hinreichend erkennen zu lassen; vieles die Mythologie u. s. w. Betreffende habe ich übergangen, da es aus andern Werken hinreichend bekannt ist. Noch aber will ich erwähnen, dass während Rink seinen Stoff sämmtlich der mündlichen Ueberlieferung oder Mittheilungen, die sich auf solche gründen, entnommen hat, er zugleich doch anführt, dass auch andere Erzählungen europäischen Ursprungs unter den Eingebornen in Umlauf sind wie z. B. Pook oder Erzählung eines Grönländers über seine Reise nach Dänemark, Sibylle, Oberon, Holger Danske u. s. w. Diese existiren jedoch nur handschriftlich. — Endlich bemerke ich, dass Rink seine Arbeit nicht nur mit der bereits angeführten sehr lehrreichen Vorrede, sondern auch mit sehr genauen Angaben über seine Quellen im Ganzen und über jede einzelne Sage, so wie mit anderweitigen Nachweisen, ferner einer höchst schätzbaren »alphabetischen Erklärung der in dem Buche vorkommenden Ausdrücke und Benennungen« ausgestattet hat. Ausserdem sind eine grosse Zahl Holzschnitte, die von einem Eingeborenen herstammen, als Probe inländischer Kunst beigegeben, so wie überdies eine photographische Gruppe von 41 Grönländern theils von reiner theils vermischter Abkunft nebst zwei hübschen colorirten Lithographien grönländischer Scenerie, die ein Drucker letzterer Kategorie geliefert hat.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Erster und zweiter Band.

1) *Das offene Polarmeer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Von Dr. J. J. Hayes. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst drei Karten und sechs Illustrationen in Holzschnitt. Jena, Hermann Costenoble. 1868. XXIII und 389 S. in gr. 8.*

2) *Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. Neu bearbeitet von Ph. H. Külb. Jena, Hermann Costenoble, 1868. XVI und 412 S. in gr. 8.*

Nr. 1. Die hier einem deutschen Publikum zugänglich gemachte Schilderung einer Reise nach dem Nordpol ist eine der in jeder Beziehung interessantesten und zugleich anziehendsten, welche in neuester Zeit gemacht worden sind: denn obwohl die Reise unternommen war zu rein wissenschaftlichen Zwecken, ihr Ziel zunächst dahin gerichtet war, die Gränzen des offenen Polarmeeres zu erforschen, die Verhältnisse der Polargewässer und des Polareises näher kennen zu lernen, um dadurch die Naturwissenschaft im Allgemeinen, wie die Physik insbesondere mit neuen Thatsachen zu bereichern und zu erweitern, so hat der Verfasser in dieser Schilderung nicht sowohl den Gelehrten vor Augen gehabt, für den er auf andere Weise durch die in die Contributions to Knowledge des Smithsonian'schen Instituts zu Washington eingereihten Abhandlungen, welche die auf der Reise gemachten Wahrnehmungen und Beobachtungen magnetischen, meteorologischen, astronomischen, geographischen Inhalts enthalten, gesorgt hat*), um so mehr, als bei der bekannten Freigebigkeit dieses Instituts in Mittheilung dieser Werke an alle gelehrten Anstalten Deutschlands, auch der deutschen Wissenschaft eine sichere Benützung dieser Wahrnehmungen in Aussicht gestellt ist; der Verf. hat es vielmehr als seine Aufgabe betrachtet, den Gegenstand in einer Weise zu behandeln, welche ihm für das allgemeine Publikum passend erschien, und dem Leser nicht blos eine Geschichte der nach dem Nordpol

*) In dem fünfzehnten Bande dieser Smithsonian Contributions (Washington 1867) finden wir auch unter Article V diese wichtigen Beobachtungen abgedruckt, und eine grössere Karte des von Hrn. Hayes durchreisten Striches beigefügt. Auf die Bedeutung und auf die Wichtigkeit dieser Beobachtungen ist mit vollem Recht unlängst in Petermann's Geograph. Mittheilungen 1868. XII. S. 409 f. hingewiesen worden.

Digitized by Google

unternommenen Reise, »sondern auch eine allgemeine Ansicht der arktischen Gegenden, ihres landschaftlichen Charakters und ihres Lebens, vor die Seele zu führen, mit einem flüchtigen Blick auf diejenigen Naturkräfte, die in ihren Resultaten jenem entlegenen Theile der Welt einen charakteristischen Ausdruck verleihen. Bei einem Monate langen Tag, auf den eine Monate lange Nacht folgt, wo die mittlere Jahrestemperatur nur wenig über Null (— 14°, 22 R.) steigt, muss nothwendig die Luft und die Landschaft ein Gefühl erwecken, das sich ohne wirkliche Beobachtung schwer schätzen, oder, wie ich vielleicht sagen könnte, empfinden lässt. Ich werde reichlich belohnt sein, wenn es mir gelungen ist, dem Gemüthe des Lesers mit einigermassen lebhaftem Eindruck die Wunder und Grossartigkeit der Natur einzuprägen, wie sie sich uns unter dem arktischen Himmel zeigten.« Also spricht sich der Verfasser über die mit der Aufzeichnung seiner Reiseschilderung verbundene Absicht aus, und wir glauben versichern zu können, dass er diesen Zweck auch vollkommen erreicht hat, zumal diese Schilderung nicht in die trockene Form eines Tagebuchs des täglich Erlebten eingekleidet ist, was manche Wiederholung unwillkürlich herbeigeführt haben würde, sondern »die kürzere und gedrängtere Form der beschreibenden Erzählung« vorgezogen ward. Und die hier vorliegende deutsche Uebersetzung hat die Frische und Lebendigkeit der ganzen Erzählung wie der einzelnen ergreifenden Schilderungen sehr gut wiederzugeben gewusst: einzelne Proben, die wir demnächst daraus vorlegen wollen, werden davon am besten überzeugen.

Das ganze Unternehmen war ein freiwilliges, auf die Opferwilligkeit einzelner Gesellschaften wie einzelner Männer der Wissenschaft, zur Förderung der Wissenschaft gegründet, und ist es in der That erfreulich, in der Einleitung die Theilnahme zu lesen, welche dem Unternehmen allseitig erwiesen ward, so dass am 6. Juni des Jahres 1860 das wohl ausgerüstete, mit allem zu einer solchen Reise Nöthigem reichlich versehene Segelschiff von Boston aus die Reise antreten konnte. Nach einer Fahrt von circa zwanzig Tagen, auf welcher das Schiff sich vollkommen bewährt hatte, war die Küste von Grönland erreicht, Tags zuvor noch der erste Eisberg erreicht, ehe das Schiff den Polarkreis passirte. »Die matt-weisse Masse brach aus einem dichten Nebel über uns herein und wurde von dem Ausluger, als er zuerst das Geräusch der Brandung vernahm, die an denselben schlug, fälschlich für Land gehalten. Er schwamm gerade auf uns zu, aber wir hatten Zeit genug, ihm auszuweichen. Seine Gestalt war die einer unregelmässigen Pyramide, an der Grundfläche ungefähr dreihundert Fuss und vielleicht halb so hoch. Sein Gipfel war anfangs verdunkelt, endlich aber zertheilte sich der Nebel und enthüllte die Spitze eines glitzernden Kirchthurms, um welchen die weissen Wolken sich im Sonnenlicht ringelten und tanzten. In der starren Gleichgültigkeit, mit welcher

Digitized by Google

er die Wellenschläge des Meeres aufnahm, lag Etwas höchst Rührendes. Liebkosend schlangen die Wogen ihre sanften Arme um ihn, aber er würdigte sie nicht einmal eines anerkennenden Zunickens und liess sie heulend und jammernd zurücktaumeln« (S. 17). Und diese Scenen wiederholten sich, je mehr man sich der Küste von Grönland näherte: doch lassen wir lieber den Verfasser selbst darüber reden:

»Meine Gefährten, schreibt der Verf. S. 19, hatten Grönland eine Zeit lang als eine Art Sage betrachtet; denn obgleich wir uns häufig nur wenige Meilen von seiner Küste befanden, so waren doch die Wolken und Nebel so dick und beständig gewesen, dass es, mit Ausnahme einiger kurzen Minuten, vor unseren Augen völlig verborgen war. Hier aber schüttelte es endlich seinen Wolkenschleier ab und stand in ernster Pracht gerade vor uns, — mit seinen breiten Thälern, seinen tiefen Schluchten, seinen erhabenen Bergen, seinen schwarzen überhängenden Klippen, seiner düstern Oede.

Als der Nebel sich hob und sich wie eine Rolle aufwickelnd über das Meer nach Westen hin wälzte, sprang ein Eisberg nach dem andern in die Augen, gleich Schlössern in einem Feenmärchen. Es schien in der That eher, als wären wir von unsichtbarer Hand in ein Zauberland gezogen worden, als dass wir aus freiem Willen bei Verfolgung ernster Zwecke in ein Gebiet ernster Wirklichkeit gekommen wären; — als hätten die Elfen des Nordens in lustiger Spielerei uns einen Schleier um die Augen geworfen und uns zum wirklichen »ewigen Sitze der Götter« gelockt. Hier war die Walhalla der kühnen Vikinger, hier die Stadt des Sonnengottes Freyer, — Alfheim mit seinen Elfenhöhlen, — und Glitnir mit seinen goldenen Wänden und silbernen Dächern, und Gimle, das glänzender als die Sonne, — die Heimath der Seligen; und dort, die Wolken durchbohrend, war Himinborg, der Himmelsberg, wo die Brücke der Götter den Himmel berührt.

Es möchte schwer sein, sich eine Scene vorzustellen, die einen feierlicheren Eindruck machte, als jene, die sich uns durch den plötzlichen Wechsel in der bewölkten Atmosphäre enthüllte. Ich lasse die kurze Beschreibung derselben aus meinem Tagebuch folgen:

Mitternacht. — Ich bin soeben herabgekommen, in die wunderbare Schönheit der Nacht verloren. Das Meer ist so glatt wie Glas; kein Wellchen unterbricht seine todte Oberfläche, kein Lüftchen rührt sich. Die Sonne hängt dicht auf dem nördlichen Horizont; der Nebel hat sich in leichte Wolken zertheilt; die Eisberge liegen dick um uns herum; die dunkeln Vorländer stehen kühn gegen den Himmel hervor; und Wolken und Meer, und Eisberge und Gebirge baden sich in einer Atmosphäre vom schönsten Karmosin, Gold und Purpur.

In meinem ganzen früheren Leben in dieser Gegend, wo immer neue Wunder uns in Erstaunen setzen, hatte ich nie Etwas gesehen, das dem gleich kam, wovon ich in jener Nacht Zeuge war.

Digitized by Google

Die Luft war fast so warm wie eine Sommernacht in der Heimath, und doch gab es dort die Eisberge und die bleichen Gebirge, mit denen die Phantasie in diesem Lande grüner Hügel und wogender Wälder Nichts verbinden kann als kalte Abstossung. Der Himmel war hell und lieblich und seltsam begeisternd wie der Himmel Italiens. Die Eisberge hatten ihren frostigen Anblick gänzlich verloren und erschienen, in der Gluth des funkelnden Himmels glitzernd, in der Ferne wie Massen polirten Metalls oder massive Flammen. Mehr in der Nähe wurden sie zu ungeheuren Blöcken parischen Marmors, mit riesenhaften Perlen und Opalen ausgelegt. Einer insbesondere zeigte das Grossartige in seiner Vollendung. Seine Gestalt war der des Colosseums nicht unähnlich, und er lag so weit entfernt, dass die Hälfte seiner Höhe unter der blutrothen Wasserlinie begraben war. Die Sonne, die sich langsam am Horizont hinwälzte, trat hinter denselben, und es schien, als hätte die alte römische Ruine plötzlich Feuer gefangen.

In den Schatten der Eisberge war das Wasser ein lebhaftes Grün, und Nichts konnte sanfter und zarter sein als die Abstufungen der Farbe, die das auf der sich schräg neigenden Zunge eines dicht neben uns treibenden Berges seichter werdende Meer erzeugte. Wo das Eis über das Wasaer hing, nahm die Färbung an Stärke zu, und eine nahe dabei befindliche tiefe Höhle zeigte die massive Farbe des Malachits, mit der Durchsichtigkeit des Smaragds vermischt, während in auffallendem Contrast ein breiter Strich von Kobaltblau diagonal durch seinen Körper lief.

Der bezaubernde Charakter dieser Scene wurde durch tausend kleine Wasserfälle erhöht, die von diesen schwimmenden Massen in's Meer sprangen, — das Wasser dazu ergoss sich aus Seen von geschmolzenem Schnee und Eis, die in Ruhe weit oben in den Thälern lagen, welche die auf ihrer oberen Fläche stehenden hohen Eishügel trennten. Von anderen Bergen wurden dann und wann grosse Stücke abgerissen, — sie stürzten mit betäubendem Getöse in's Wasser hinab, während das sich langsam bewegende Schwellen des Oceans wiederhallte durch ihre gebrochenen Bogengänge.«

In den nächsten Abschnitten wird der Aufenthalt in der Colonie Pröven, an der Küste von Grönland, wo man zuerst landete, und dann in dem weiter eine Tagfahrt davon entfernten Upernavik, dem Hauptort der dortigen Niederlassungen in eben so interessanter Weise erzählt, und darauf über die von da weiter fortgesetzte, mit Gefahren jeder Art, insbesondere vor den Eisbergen, verbundene Fahrt in die Melville-Bai, und dann in dem Smith-Sund berichtet, wo man in der Hartstene-Bai, auf der Ostseite des Sundes vor Anker ging; dem Hafen, in dem eingelaufen war, gab der Verfasser den Namen Port Foulke: und hier wurde das Schiff zum Winteraufenthalt eingerichtet. Die Reise bis zu diesem Punkt, namentlich die Einfahrt in den Smith-Sund war eine äusserst beschwerliche und gefahrvolle, durch Eisberge und heftige Stürme

Digitized by Google

gehindert, die hier in einer äusserst lebendigen Weise geschildert werden. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens eine Stelle der Art S. 63 f. auszuheben:

»Wir sind dem Lande nicht näher gekommen und befinden uns fast noch da, wo wir zu Mittag waren. Der Sturm dauert fort wie zuvor, und trifft uns dann und wann so stark wie je. Die Aussicht vom Verdeck ist unbeschreiblich prachtvoll. Die Phantasie kann sich keine wildere Scene vorstellen. Nach Norden hängt eine dunkle Wolke und lässt die weissen Abhänge von Cap Alexander kühn hervortreten. Ueber die Klippen wälzen sich grosse Massen vom Winde getriebenen Schnees, und Ströme desselben ergiessen sich in allen Rissen und Schluchten herab. Wirbelwinde treiben ihn von den Gipfeln der Hügel empor und drehen ihn durch die Luft. Die Ströme, die sich durch die Schluchten ergiessen, gleichem dem Flugwasser grosser Wasserfälle, und durch die flatterhafte Wolke dringen hier und da die dunklen Felsen hervor, verschwinden und dringen wieder hervor. Ein Gletscher, der durch ein Thal zur Bai herabsteigt, ist mit einem breiten Mantel von sich wälzendem weissem Stoff bedeckt. Die Sonne geht an einem schwarzen, unheilverkündenden Horizont unter. Aber die wildeste Scene befindet sich auf dem Meere. Dem Vorgebirge gegenüber ist Alles Schaum. Das Wasser, vom Winde dahingetragen, fliegt durch die Luft und schiesst über die hohen Eisberge hinweg. Es ist ein wundervolles Schauspiel. Ich habe vergebens versucht, es mit dem Pinsel zu malen. Meine Feder vermag es eben so wenig. Es ist mir unmöglich, dieser Seite ein Bild von der ungeheuren Masse Schaum beizugeben, der über dem Meere flattert und, mit jedem Pulsschlag des unbeständigen Windes steigend und fallend, gegen den dunklen Himmel hervorsteht, oder von den Wolken, die droben hinfliegen, beim Heulen des Sturmes wild und scheu, quer über den Himmel eilend. Erde und Meer sind mit brüllenden Tönen erfüllt. Auf der Luft wird Klagen, Schreien und Jammern getragen, laut und bang wie das des Höllenwirbelwindes, der unten in dem zweiten Kreise der Verdammten den italienischen Barden erschreckte, und die Schnee- und Dunstwolken werden von den zornigen Winden hin und her geschleudert, — bald hinauf, bald hinab, — wie Geister, die, verdammt von Minos auf ihrer unglücklichen Flucht in breiten, dichtgedrängten Schaaren, gepeitscht vom grausen Wirbelwind, Hierhin und dort, hinauf, hinunter fahren.«

Nachdem alle Vorbereitungen für den Winteraufenthalt getroffen waren, wurden in das Land hinein Fahrten mit Hundsgespann unternommen, die Umgegenden des Hafens und der nahe gewaltige Gletscher — das grönländische mer de glace — besucht, was auch nicht ohne Gefahr abging, da die Reisegesellschaft, nachdem sie eine Höhe von fünftausend Fuss über dem Spiegel des Meeres erreicht hatte, von einem furchtbaren Sturme überfallen ward, welcher zur schnellen Rückkehr nöthigte, und erst Halt zu

Digitized by Google

machen erlaubte, nachdem man dreitausend Fuss herabgestiegen war, wo der Wind weniger stark war. Hier konnte man ein freilich kaltes Nachtlager nehmen, so viele Mühe es auch kostete, das Wegwehen des Zeltes aus Segeltuch durch den Wind zu verhindern. Von der Scenerie, die sich hier darbot, wird eine prachtvolle Schilderung entworfen; es knüpfen sich daran aber auch weitere Betrachtungen über das grönländische Gletschersystem, über die Bewegung der Gletscher (im eilften Kapitel), auf deren Mittheilung wir ungern hier verzichten. Die nächsten Abschnitte beschäftigen sich mit dem Aufenthalt in dieser nördlichen Einöde, abgeschnitten von aller Welt, während der Wintermonate, wo nicht einmal ein Sonnenstrahl das Dunkel der Nacht wie des Tages zerstreut. »Als der November sich seinem Ende näherte, verlor sich der letzte Schimmer des Zwielichts. Die Sterne leuchteten zu allen Stunden mit gleichem Glanz. Aus einem Sommer, der keine Nacht hatte, waren wir durch ein herbstliches Zwielicht in einen Winter übergegangen, der keinen Tag hatte. In dieser fremdartigen Einrichtung der Natur liegt Etwas Ehrfurcht einflössendes und unwirkliches.« — »Wenn der beständige Sonnenschein des Sommers unsere lebenslänglichen Gewohnheiten störte, so that es die ununterbrochene Dunkelheit des Winters noch mehr. In dem einen Falle wurde durch das immerwährende Licht, das zur Thätigkeit anregt, die Einbildungskraft gereizt, in dem andern warf eine Monate lange Nacht eine Wolke über den Geist und liess die Thatkraft verkümmern. Diese lange Dunkelheit erleichtert der Mond einigermassen. Den Horizont umkreisend und nie untergehend, bis er seine zehntägige glanzvolle Bahn zurückgelegt hat, scheint er von Anfang bis zum Untergang ununterbrochen. Und er scheint mit einem Glanze, den man anderswo kaum finden wird. Die einförmige weisse Farbe der Landschaft und die allgemeine Reinheit der Atmosphäre vermehren die Helligkeit seiner Strahlen und man kann bei seinem Lichte mit Leichtigkeit lesen, ja die Eingeborenen benutzen ihn oft wie die Sonne, um sie bei ihrem Nomadenleben zu leiten und sie zu ihren Jagdgebieten zu führen« (S. 163. 164). Und dabei war ihre Lage keineswegs eine völlig gesicherte. »Obgleich durch hohes Land geschützt, waren wir nichts desto weniger heftigen und fast beständigen Nordostwinden ausgesetzt, und obgleich in Polarfinsterniss eingeschlossen und von Polar-Eis umringt, hatten wir bisher die ganze Zeit ein offenes Meer vor uns gesehen und die zornigen Wogen waren oft ein drohender Schrecken. Vielmals hatten wir uns in Gefahr geglaubt, mit dem Eise den Wellen preisgegeben und in hülfloser Lage auf die hohe See hinausgeführt zu werden« (S. 164).

Der Verf. hat weiter unten einen eigenen Abschnitt (cp. 17) der Darstellung einer solchen arktischen Nacht gewidmet, aus der wir nur Einiges hier mittheilen wollen. »Uebt auch die arktische Nacht, so schreibt Derselbe S. 190, auf den Körper nur einen ge-

Digitized by Google

ringen Druck, der sich aushalten lässt, so ist sie doch für die Geisteskräfte eine strenge Prüfung. Die Finsterniss, welche die Natur so lange umhüllt, entfaltet den Sinnen eine neue Welt, und die Sinne bequemen sich dieser Welt nur dürftig an. Die erheiternden Einflüsse der aufgehenden Sinne, die zur Arbeit einladen, — die besänftigenden Wirkungen der Abenddämmerung, die zur Ruhe mahnen, — der Wechsel zwischen Tag und Nacht, der dem müden Geist und schmerzenden Körper die Bürde erleichtert, indem er die Hoffnung stärkt und den Muth erhält in dem grossen Lebenskampfe im theuren Heimathlande, — das Alles ist uns entzogen, und bei der beständigen Sehnsucht nach Licht, Licht, gelingt es dem von dem wechsellosen Fortschritt der Zeit müden Geist und Körper nicht, Ruhe zu finden, wo Alles Ruhe ist. Die Grossartigkeit der Natur hört auf, den abgestumpften Gefühlen Freude zu machen. Das Herz sehnt sich beständig nach neuen Verbindungen, neuen Gegenständen und neuer Gesellschaft. Die finstere und traurige Einsamkeit unterdrückt den Verstand; die Verödung, die überall herrscht, belästigt die Phantasie; die Stille — finster, traurig und tief — wird zum Schrecken. Und doch gibt es in der arktischen Nacht Vieles, was für den Naturfreund anziehend ist. In dem auflodernden Nordlicht, in dem Spiele des Mondlichts auf den Hügeln und Eisbergen, in der wundervollen Helle des Sternenlichts, in der weiten Ausdehnung der Eisfelder, in der hohen Grösse der Berge und Gletscher, in der nackten Wuth der Stürme liegt viel Erhaberes und Schönes. Aber sie sprechen eine eigene Sprache, — eine Sprache, die rauh, holperig und hart ist. Die Natur zeigt sich hier in einem riesigen Maassstabe. Aus dem gläsernen Meere erheben die Klippen ihre finsteren Stirnen und blicken grimmig über die einsame Wüste der eisbedeckten Gewässer hin. Die in der klaren kalten Atmosphäre glitzernden Bergspitzen, deren Häupter von ungezählten Jahrtausenden grau, durchbohren den Himmel. Die Gletscher ergiessen ihre krystallenen Ströme in Fluthen von unermesslicher Grösse in's Meer. Die Luft selbst, welche die sanfte Milde anderer Himmelsstriche verschmäht, stellt sich in höherer Majestät dar und scheint dem Weltall eine grenzenlose Durchsichtigkeit zu verleihen, und die Sterne durchbohren sie scharf, und der Mond erfüllt sie mit kaltem Glanz. Unter diesem ätherischen Gewande der Nacht gibt es weder Wärme noch Farbenmischung. Kein breites Fenster öffnet sich im Osten, kein gold- und karmosinfarbener Vorhang fällt im Westen auf eine in Blau, Grün und Purpur gekleidete Welt, deren Farben zu einem harmonischen Ganzen, einem bunten Mantel von reizender Lieblichkeit verschmelzen. Im Schatten der ewigen Nacht braucht die Natur keine Draperie und verlangt keinen Schmuck. Das gläserne Meer, die schlanke Klippe, der hohe Berg, der majestätische Gletscher vermischen sich nicht mit einander. Jedes steht allein da, nur mit Einsamkeit gekleidet. Die schwarze Priesterin des arktischen Winters, sie hat

Digitized by Google

die Welt in ein Sterbehemd gehüllt und ihren dichten Schleier über das Gesicht der Natur geworfen.« Erst mit dem Eintritt des Februars begann wieder das Sonnenlicht um Mittag sich zu zeigen; am 10. dieses Monate konnte der Verf. in seinem Tagebuch die Bemerkung niederlegen: »Zu Mittag fast heller lichter Tag und ich lese diese Seite um 3 Uhr Nachmittags« (S. 210); daher denn auch am 18. Februar der Sonnenaufgang beschrieben wird (S. 214). Uebrigens ist die Erzählung Alles dessen, was während dieser langen Zeit des Winters und der Nacht vorfiel, nicht minder von Interesse, und eben so vielfach abwechselnd. Auch fehlte es nicht an einzelnen Unglücksfällen, welche die Pläne des Verfassers mehrfach durchkreuzten. Dahin rechnet er insbesondere die Krankheit, welche die Hunde befiel und nach einander dahin raffte, um so misslicher, je grösser die Schwierigkeit war, einen Ersatz zu gewinnen, wie er doch nöthig war, zu weiterer Fortsetzung der Reise. Noch mehr aber war zu beklagen der Tod des Mannes, der nach dem Verfasser die erste Stelle bei dieser Expedition einnahm, des Astronomen August Sonntag, der auf einem Ausflug nach dem Whale-Sund verunglückte; eingebrochen in das Eis, und herausgezogen, erstarrte er und ward, aller angewendeten Mittel ungeachtet, alsbald eine Leiche. Es gelang dem Verfasser die Leiche des 28jährigen Mannes wieder aufzufinden und sie feierlichst in der Nähe von Port Foulke zu bestatten. Andere Begebnisse und Abenteuer übergehen wir hier, um noch des kühnen Wagnisses zu gedenken, die Zeit, bis zu welcher das Eis sich löst, d. h. bis zur Mitte des Sommers zu benutzen, um über dasselbe bis zu dem Punkt im Grinnell-Land nordwärts vorzudringen, wo ein Blick in das offene Polarmeer möglich sei.

Am 16. März begann der Aufbruch auf Schlitten, von Hunden gezogen und mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet, in den Smithsund zuerst längs der grönländischen Küste, dann nordwärts und längs der Küste von Grinnell-Land, bis nach 46 Tagen der äusserste nördlichste Punkt von dem Verfasser erreicht ward, der nur von Einem Gefährten begleitet, bis hierher vorgedrungen war, nachdem er die übrige Reisegesellschaft nach Port Foulke wieder zurückgeschickt hatte. Die äusserste Spitze, Cap Union von dem Verf. benannt, liegt unter 82° 30′ nördlicher Breite, noch 450 englische Meilen vom Pol entfernt: und hier war es, wo sich vor den Blicken des Reisenden das offene Polarmeer ausbreitete, unabsehbar nach allen Seiten hin. Ein eigener Abschnitt (cp. 32) ist der Darstellung desselben gewidmet, und eine Abbildung, als Titelkupfer beigefügt, gibt uns davon eine klare Vorstellung. Uebrigens bietet die Erzählung dieser Wanderung bis zu der gedachten, noch von keinem menschlichen Fuss betretenen Stätte so wie die Rückkehr von da, des Staunenswerthen so Vieles, dass wir die Leser darauf ganz besonders verweisen möchten: die Kühnheit, die Thatkraft

Digitized by Google

und die Ausdauer des Mannes, der ein solches Wagniss unternahm, verdienen gewiss alle Bewunderung.

Nachdem der Verf. nach Port Foulke zurückgekommen war, verstrich doch noch einige Zeit, bis es möglich war, das in dem Eise eingefrorene Schiff frei zu machen und zur Rückreise in den gehörigen Stand zu setzen. Erst am 14. Juli konnte das Schiff den Hafen verlassen und in die See steuern. Aber auch die Rückreise war nicht frei von manchen Unfällen und Hemmnissen: bis zuletzt ein heftiger Sturm die Schiffenden zwang, in Halifax einzulaufen und Schutz zu suchen. Die gastliche Aufnahme, die sie hier von allen Seiten her fanden, rühmt der Verf. ungemein: doch dauerte der Aufenthalt nicht länger, als bis die nöthigen Reparaturen des Schiffes beendigt waren, das nun in vier Tagen Boston und damit die Heimath wieder erreichte, die durch den inzwischen eingetretenen Bürgerkrieg zerrissen war. Die Gefühle, die den Verfasser und seine Geführten bei dieser Nachricht ergriffen, werden von ihm ausgesprochen: alle weiteren Pläne für die Zukunft wurden zurückgelegt, und das erste, was der Verf. that, war ein Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, in welchem er um sofortige Anstellung im Staatsdienste bat und sein Schiff der Regierung zu einem Kanonenboot antrug.

Wir haben im Bisherigen unsern Lesern eine Vorstellung zu geben gesucht von dem, was sie in diesem Werke zu erwarten haben: wir sind überzeugt, dass diese Erwartungen bei der Lectüre selbst nicht getäuscht werden, und die wenigen Proben, die wir mitgetheilt haben, können wohl dazu dienen, diese Erwartungen noch zu steigern. Wir haben nur der Hauptpunkte gedacht; wie Vieles im Einzelnen ist in diesem Bericht übergangen, namentlich auch so Manches, was über die Bewohner Grönland's, die Eskimo's, und über die Thierwelt dieser nördlichen Gegenden, und so manche glücklich überstandene Jagdabenteuer mit Bären, Wallrossen u. dgl. erzählt wird. Eine dankenswerthe Zugabe bilden die drei beigegebenen Karten, namentlich die Karte vom Smithsund und von Port Foulke und seiner nächsten Umgebung: wir sind dadurch in den Stand gesetzt, genau dem Verfasser in den Angaben seiner Reise-Route zu folgen. Das Gleiche haben wir auch von den sechs vorzüglich ausgeführten Illustrationen zu bemerken, von welchen die erste, schon oben erwähnte, als Titelkupfer das Ufer des Polarmeeres und den Blick von da in das offene Meer darstellt; die andern Illustrationen beziehen sich auf einzelne in der Darstellung erwähnte Begebnisse; ein arktisches (d. h. mit Hunden bespanntes) Gespann, wie das, auf welchem der Verfasser seine Reise bis zum Polarmeer unternahm, und der Uebergang über die Eishöcker können uns einen Begriff von der Art und Weise, aber auch von der Schwierigkeit solcher Reisen geben; desgleichen die Abbildung einer Bären- und einer Wallrossjagd. Ein vorzügliches landschaftliches Bild bietet die Darstellung des Tyndall-Gletscher im Whale-Sund.

Digitized by Google

Ganz andern Inhalts ist das als zweiter Band dieser Bibliothek unter Nr. 2 oben aufgeführte Werk; es versetzt uns zurück in die Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der kühnen Reisen und Seefahrten der Portugiesen und führt uns die Aufzeichnungen eines Mannes vor, dessen Leben voll der kühnsten Wagnisse und beispiellosen Abenteuer jeder Art unser gerechtes Staunen erregt, dessen Wanderzüge sich zum Theil über Meere und Länder erstreckten, die erst in der neuesten Zeit uns etwas näher bekannt geworden, in jener Zeit aber um so mehr allgemeine Bewunderung hervorriefen mussten, nicht blos bei seinen Landsleuten, die zugleich in dem Verfasser einen ihrer vorzüglichsten Prosaisten verehrten, sondern auch ausserhalb seines engern Vaterlandes, so dass diese Aufzeichnungen, einmal durch den Druck veröffentlicht, bald auch in andere Sprachen Europa's übergingen und so einem weiteren Lesekreis zugeführt wurden; noch im Jahr 1829 ward eine neue Ausgabe des Portugiesischen Originals veranstaltet, nach mehreren vorausgegangenen Ausgaben: auch eine deutsche Uebersetzung erschien zu Amsterdam 1671, sie ist jedoch kaum lesbar, so dass eine neue deutsche Bearbeitung wohl nothwendig erscheint, die wie die vorliegende, in einer fliessenden und dabei getreuen Uebersetzung uns mit dem Original bekannt zu machen und uns dasselbe gewissermassen zu ersetzen vermag. Der Verfasser dieser Aufzeichnungen kam als Knabe von zehn bis zwölf Jahren im Jahr 1521 nach Lissabon in den Dienst einer Dame, den er aber bald zu verlassen sich genöthigt sah. Er ergriff die Flucht zur See, ward aber von Seeräubern gefangen, dann wieder freigelassen, und kam so wieder nach Portugall zurück, wo er sich alsbald nach Indien einschiffte, auch im Jahr 1537 dort ankam, und in die Dienste des Portugiesischen Generalkapitäns zu Malacca, Pedro de Faria trat, der den gewandten und kühnen Abenteurer zu den verschiedensten Geschäften und Sendungen benützte. Und damit eigentlich beginnt die Reihe der Abenteuer, welche von ihm selbst später aufgezeichnet, hier in einer deutschen Uebertragung, die sich recht gut liest und dabei auf Treue allen Anspruch erheben kann, uns vorliegen. Bald als politischer Agent, bald als Kaufmann auftretend, fiel er in die Hände chinesischer Seeräuber, und ward all seiner Habe beraubt, die er jedoch auf einem wider sie unternommenen Rachezug diesen wieder abnahm; diess verleitete ihn, in Verbindung mit einem andern Abenteurer aus Japan selbst als Pirate aufzutreten, und einen Zug nach einer im Golf von Pekin gelegenen Insel zu unternehmen, auf welcher die Gräber der alten Beherrscher von China mit unermesslichen Schätzen sich befinden sollten. Aber das kühne Unternehmen nahm einen schlimmen Ausgang: die Umwohner widersetzten sich, und ein heftiger Sturm verschlug die Räuber an die chinesische Küste; mit nur Wenigen entging Pinto dem Tode, und ward alsbald, herumirrend am Lande, gefangen genommen, nach Nankin zuerst geschleppt und

Digitized by Google

dort zum Tode verurtheilt, dann nach Pekin gebracht, wo nach mehr als halbjähriger Gefangenschaft ein milderes Urtheil erfolgte, das dem Gefangenen nach Jahresfrist wieder in die Heimath zurückzukehren gestattete. Und so kam Pinto denn wieder nach Malacca zurück, nach manchen überstandenen Leiden, und nach einer Reihe von wechselnden Abenteuern, zu welchen selbst eine nochmalige Verurtheilung und Begnadigung gehört. Nicht blos die Erzählung aller der überstandenen Gefahren und Leiden, sondern auch die Beschreibung des durchzogenen chinesischen Landstriches, der Stadt Pekin mit allen ihren Merkwürdigkeiten, die Schilderung der Sitten und Gebräuche u. dgl. gibt diesen Aufzeichnungen ein besonderes Interesse, das durch die bunte Abwechslung des Erlebten und selbst durch manche historische Notizen erhöht wird, zumal die Erzählung einfach und schmucklos ist, ohne Uebertreibung, und auf diese Weise von dem Leben China's und seiner Bewohner ein getreues Bild abwirft, das in dem, was wir seitdem über dieses Land, und seine Bewohner vernommen, nur seine Bestätigung finden kann. Kaum nach Malacca zurückgekehrt, und von dem Statthalter freundlich empfangen, ward Pinto alsbald von diesem mit einer Sendung nach Mortaban beauftragt, um mit dem dortigen Schambainah einen Frieden abzuschliessen. Schon am Anfang des Jahres 1545 verliess daher Pinto wieder Malacca, und es knüpfen sich an diese Abreise wieder eine Reihe von Fahrten und Wanderungen nach Pegu, Siam u. s. w., worüber die Aufzeichnungen sich des Näheren verbreiten. Nachdem er von Pegu zurückgekommen war, traf er in Malacca mit dem berühmten Apostel Indiens, Franz Xavier, zusammen, welcher das Christenthum in diesen Ländern zu verbreiten bemüht war, und begleitete diesen auf seiner Reise nach Japan, was zu neuen Schilderungen des damals noch unbekannten Landes, seiner Bewohner und seiner Sitten Veranlassung gibt; zugleich aber auch über das Hinscheiden dieses Missionärs, welche am 2. Decbr. 1552 auf der Rückkehr in der Nähe von Canton erfolgte, nähere Nachrichten mittheilt. Es erfolgte dann sogar eine nochmalige Reise nach Japan zu dem Könige von Bungo, als Begleiter des Pater Belquior, welcher als Nachfolger des Franz Xavier eingetreten war, bis Pinto endlich, müde dieses unsteten und gefahrvollen Wanderlebens, das ihm keine Früchte und keine Schätze gebracht hatte, wieder nach Europa zurückkehrte und am 28. Septbr. 1558 zu Lissabon ans Land stieg. Ohne der erwarteten Belohnungen für Alles, was er gethan, theilhaftig zu werden, zog er sich in das Städtchen Almada unfern Lissabon zurück und verlebte dort ruhig und in der Stille seine übrigen Lebenstage bis zu dem am 8. Juli 1583 erfolgten Tod. Dort mag er auch die Aufzeichnungen niedergeschrieben haben, die indess erst eine geraume Zeit später, im Jahre 1614 erstmals im Druck erschienen, und wie oben bemerkt, eine günstige, in mehrfach erneuerten Abdrücken sich kund gebende Aufnahme fanden. Und diese wird ihnen auch in dieser deutschen

Digitized by Google

Uebersetzung nicht entgehen, da sie sich durch die oben bemerkten Eigenschaften einem weiteren Leserkreise empfiehlt und uns das seltene Bild eines Abenteurers vorführt, der durch kein Wagniss, durch keine Gefahr sich abschrecken lässt, und den kühnsten Unternehmungen sich hingibt, wie sie kaum in unsern Zeiten noch möglich sein dürften.

Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela von Friedrich Gerstäcker. Erster Band: Nord-Amerika. X und 414 S. Zweiter Band: Mexico, der Isthmus und Westindien. 422 S. 8. Jena, Herm. Costenoble. 1868.

Der Name des Verfassers ist wahrhaftig hinreichend bekannt, um auch diesem neuesten Reise-Werk desselben diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die es gewiss verdient, als die neueste Schilderung Nord- und Mittel-Amerikanischer Zustände, zumal nach der Beendigung des furchtbaren Krieges, der den Bestand der nordamerikanischen Union wieder gesichert, dessen Folgen aber, namentlich in den südlichen Staaten noch keineswegs gehoben sind, während sie in den nördlichen Staaten minder hervortreten. Der Verfasser, der schon früher als junger Mann alle diese Länder bereist hatte, ward von Neuem ergriffen von einer Sehnsucht nach dem Lande, das seit den 24 Jahren seines ersten Besuches so grosse Umwälzungen, aber auch eine so wesentliche Umgestaltung erlitten, dass er mit eigenen Augen das Alles anzusehen und aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen wünschte. In diesem Verlangen ward die Reise unternommen: und ihr verdanken wir auch die vorliegende Schilderung neu-amerikanischer Zustände, unmittelbar aus dem Leben selbst genommen; wir nehmen darin auch überall das Urtheil des gereiften Mannes war, wie den richtigen Blick, mit dem er Alles aufgefasst hat, um unbefangen und unparteiisch die Gegenstände darzulegen, wie er sie in der Wirklichkeit gefunden hat, während die anziehende und lebendige Form der Darstellung unwillkürlich den Leser ergreift und fesselt. Am 13. Juli des Jahres 1867 schiffte sich der Verfasser zu Bremerhafen ein, um nach einer kurzen und glücklichen Fahrt auf einem Schiffe des deutschen Loyd, dessen Einrichtung von ihm gerühmt wird, den Boden von New-York wieder zu betreten, den er vor 30 Jahren erstmals betreten hatte. Welche Wandelung war inzwischen hier vor sich gegangen! Welch' riesenhafter Fortschritt, welches Wachsthum nach allen Seiten hin: Staunen ergreift unwillkürlich den Leser bei der beredten Schilderung des Verfassers, welcher von hier aus unmittelbar sich den Gegenden zuwendete, welche in neuester Zeit eine grosse Bedeutung gewonnen haben durch das Auffinden

Digitized by Google

des Petroleum's, den sogenannten Oelregionen, die er dann näher durchwanderte und in anziehender Weise hier geschildert hat. Von da ging die Reise nach Cincinnati, das schon vor 27 Jahren besucht worden war, und nach St. Louis, dessen Einwohnerzahl von der früheren 18,000 sich jetzt zu 220,000 erhoben hat. Erfreuliche Wahrnehmungen waren es, welche der Verfasser von beiden Orten über das deutsche Leben, und über das dort so zahlreich vertretene deutsche Element zu machen Gelegenheit fand, namentlich über den wohlthätigen Einfluss, den dasselbe auf die Amerikanischen Verhältnisse nach verschiedenen Seiten hin, geübt hat, im Verhältniss zu der früheren Zeit: und diess gilt selbst, von der deutschen Presse, über welche der Verfasser sich in einer Weise ausspricht, die wir auch hier unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, zumal der Verfasser daran noch einige weitere Bemerkungen geknüpft hat, welche der gleichen Beachtung werth erscheinen:

»Die deutsche Presse, schreibt der Verf. S. 109, ist überhaupt, wie ich zu meiner Freude bemerkt habe, nicht allein in Missouri, sondern in der ganzen Union eine Macht geworden, der sich die amerikanischen Politiker nicht mehr entziehen und die sie noch weniger ignoriren können. Die Deutschen haben jetzt eine Stimme, und zwar eine bedeutende, im Land, treffliche Organe dafür, um ihr Ausdruck und Gewicht zu geben, und scheinen jetzt auch viel mehr als früher gewillt, Gebrauch davon zu machen. Sie entwickeln eine entschieden lebhafte Thätigkeit in allen politischen Fragen und gehören dabei zum grössten Theil der republikanischen Partei an.

Ob diese Partei nicht in mancher Hinsicht zu weit geht, will ich dahingestellt sein lassen, aber was mir damals schon so scheinen wollte, und was ich später nur bestätigt gehört habe, ist, dass den Negern das Stimmrecht viel zu leichtsinnig und rasch bewilligt wurde. Es sollte ein Schlag gegen die demokratische Partei sein, aber es traf in ihrer Rückwirkung die republikanische eben so scharf.

Es hätte sich vielleicht auf die Länge der Zeit nicht vermeiden lassen, den Negern, als Bürgern der Union, das Stimmrecht zu bewilligen, aber es musste jedenfalls an einen doppelten Census gebunden werden, an ein kleines Besitzthum sowohl als die Fähigkeit, den allergeringsten Anforderungen von Bildung zu genügen und lesen und schreiben zu können. Den ganz rohen und fast viehischen Bestandtheil dieser Race würde man dadurch unschädlich gemacht und zu gleicher Zeit in den Besseren ein Streben erweckt haben, den Weissen näher zu rücken. Das ist missachtet worden, aber Parteileidenschaften sind nur zu häufig blind.

Hier in St. Louis besonders fand ich eine grosse Zahl von früheren Officieren aus dem Bürgerkrieg, und zwar nicht allein von den Anhängern der Union, sondern auch von der südlichen Partei. Sie Alle aber waren, ohne Ansprüche auf Pension zu machen, in

Digitized by Google

das Privatleben zurückgetreten und verdienten sich ihr Brot in so friedlicher Weise, als sie es vor dem Krieg ebenfalls gethan.

Auch das ist für uns Deutsche ein fast undenkbarer, wenigstens unbegriffener Zustand, denn wenn bei uns ein junger Mann sich erst einmal zu einem wirklichen Lieutenant aufgeschwungen hat und der Krieg ist vorüber, so hält er sich für vollkommen berechtet, vom Staat auch für Lebenszeit pensionirt und womöglich noch mit einer einträglichen Stelle bedacht zu werden. Geschieht dies aber nicht, so glaubt er sich schlecht behandelt und schimpft auch wohl noch auf das undankbare Vaterland, das möglicher Weise mit der ganzen Sache gar nichts zu thun hat.

In Amerika fällt das keinem Menschen ein, und Keiner fast mag selbst ein Soldat im Frieden sein.

Ja, es ist sonderbar, wie rasch sich in der Union nach dem Krieg die alten Verhältnisse wieder hergestellt haben, denn während in der Zeit der Rebellion alles zu den Waffen eilte und jeder Stand unter den Soldaten vertreten war, ist das im Nu in sein altes Geleis zurückgekehrt.

Was irgend Anspruch auf eine Stelle im Leben machte oder Verstand und Fleiss genug besass, um sich ein unabhängiges Fortkommen in der Welt zu gründen, trat nach Beendigung des Krieges augenblicklich aus der Armee. Jetzt bestehen denn auch nur wieder, wie früher, die Soldtruppen, welche — die Officiere natürlich ausgenommen — auf keine Achtung weiter Anspruch machen und nur, weil sie zu faul zum Arbeiten sind, das Soldatenleben vorgezogen haben. Aber selbst die Officiere nehmen nicht mehr den früheren Rang ein, denn der Krieg hat manches rauhe Element dazwischen geworfen, was natürlich nicht wieder so rasch ausgemerzt werden konnte.«

Wir verbinden, was die Deutschen zunächst betrifft, damit noch eine andere Stelle, wo der Verfasser in folgender Weise sich auslässt: »Es ist keinem Zweifel unterworfen, schreibt er S. 136, dass sich die Deutschen hier in Amerika mit der zähen Ausdauer, die unserem Stamme eigen ist und mit der alten berühmten deutschen Geduld gegenwärtig eine geachtete Stellung errungen haben und je mehr sie mit den Amerikanern bekannt und von ihnen gekannt werden, muss sich das noch befestigen. Das ist aber auch — ich wiederhole es — Alles, was sie hier, neben einer sorgenfreien Existenz, hoffen können zu erreichen, denn der deutsche Charakter ist im Allgemeinen fügsam und nicht prädominirend. Schon die Kinder werden vollständig — mit kaum noch einer schwachen Erinnerung an ihr Vaterland — amerikanisirt und die Enkel so vollblütige Amerikaner, wie man sie nur je in den Yankeestaaten finden kann.«

Wie im Flug durcheilte der Verf. dann die grosse Strecke von St. Louis nach Chicago, das in ähnlichem schnellen Aufblühen begriffen ist, und von da die Staaten Illinois und Chowa nach Omaha,

Digitized by Google

um von da aus die durch eine Reise des General Sherman gebotene Gelegenheit zu benutzen, einer Berathung desselben mit den Indianern beizuwohnen, worüber auch in einem eigenen Abschnitt S. 164—207 berichtet wird. Nach Omaha zurückgekehrt, eilte der Reisende auf dem Dampfschiff den Mississippi abwärts nach St. Joseph und von da mit der Eisenbahn nach Leavenworth, einem vor wenigen Jahre erst enstandenen und frisch aufblühenden Städchen, um von hier aus die Smoky hil route bis zu ihrem letzten Ende zu verfolgen, welches in einiger Entfernung von Ellsworth, der letzten Station sich jetzt befindet, aber in stetem und raschem Fortschreiten nach Westen begriffen ist. Der Verf. gibt bei dieser Gelegenheit nähere Erörterungen über die Eisenstrassen, welche die westliche und östliche Küste Amerika's mit einander verbinden sollen, eine Strecke von 3300 englischen oder 660 geographischen Meilen, zwischen New-York und St. Francisco! Auch ist im Anhang zu diesem Bande, S. 389 ff. ein genauer Bericht über das ganze Unternehmen aus der New-Yorker Handelszeitung mitgetheilt. Etwas weiter schon vorgerückt ist die nördliche Eisenstrasse von New-York bis Cheyennes City, über 1900 englische Meilen, die südliche, die Smoky hill route ist noch nicht so weit, hat aber den Vortheil bessern und fruchtbaren Landes auf eine längere Strecke für sich; freilich sind noch grosse Schwierigkeiten zu überwinden, insbesondere bei dem Wege über die Felsengebirge, aber bei der Zähigkeit des amerikanischen Charakters zweifelt der Verfasser nicht an der Durchführung, ungeachtet aller der Schwierigkeiten, welche das Terrain in den Felsengebirgen, der Mangel an Holz in den Prärien, die Gefahren, nicht blos vor den feindlichen Indianern, sondern vor den Elementen in der Natur, den Stürmen in den Ebenen und dem Schnee in den Gebirgen, bietet, ja es knüpft der Verf. daran noch weitere Betrachtungen über den gewaltigen Umschwung in allen Verhältnissen, den die Vollendung dieser Bahnen hervorrufen wird. Welches Gesindel aber in diesen kaum für die Cultur durch die Eisenbahn gewonnenen Gegenden sich herumtreibt, mag der Leser aus dem folgenden Abschnitt (»Ellsworth und Hermann S. 237 ff.«) ersehen: die anziehende Schilderung einer neu erstandenen deutschen Stadt Hermann mag ihn dafür entschädigen. So ward alsbald wieder St. Louis erreicht und nach kurzem Aufenthalt die Reise von da den Mississippi herunter nach Cairo, Neu-Madrid und Memphis fortgesetzt, um von hier Akansas zu besuchen, das dem Verf. noch von der früheren Reise in freundlicher Erinnerung vorschwebte. Auch diese Wanderung enthält Manches Interessante, insbesondere auch durch die Betrachtungen über die inneren Verhältnisse, wie sie sich seit dem letzten Kriege gestaltet hatten, die wir aller Beachtung empfehlen. Luisiana (S. 316 ff.) und dessen Hauptstadt New-Orleans (S. 359) bilden die beiden letzten Abschnitte in dieser Reihe Nordamerikanischer Lebensbilder, und brachte die auf dem Mississippi abwärts auf dem Dampfer

Digitized by Google

unternommene Fahrt den Reisenden in mannigfache Berührung mit den Bewohnern dieser Gegenden, und es war ihm auf diese Weise, so wie nicht minder durch eigene Anschauung möglich, eine richtige Ansicht von den heutigen Zuständen der südlichen Theile der nordamerikanischen Union nach dem Ende des Bürgerkrieges zu gewinnen. Er hatte erwartet, die Spuren dieses unseeligen Krieges nach Verlauf von vier Jahren, bei dem schnellen Wachsthum Amerika's, verwischt, und kein Zeichen dieser furchtbaren Umwälzung mehr zu erblicken. Er fand sich darin gstäucht, nicht in Bezug auf den Norden, wo Wohlstand und riesiges Wachsthum Nichts der Art mehr bemerken liess, wohl aber im Süden, wo die Folgen dieser grossen Katastrophe, von welcher die Union ergriffen ward, unwillkürlich ihm entgegentreten, und zum Theil selbst in grellem Lichte. Der Verfasser tadelt die Regierung, welche, statt eine Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Brüdern des Nordens und Südens möglichst herbeizuführen, das Gegentheil gethan. »Sie drückte, schreibt er S. 376, besonders den Süden, der schon an der Concurrenz anderer Welttheile fühlbar zu leiden hatte, mit der ungerechtesten aller Taxen — der auf ein Rohproduct, die Baumwolle — und warf ihn ausserdem durch das den Negern bewilligte und bedingungslose Stimmrecht unter die Majorität der verachtetsten aller Racen herab.« So schreibt der Verf. der wahrhaftig keine Vorliebe für die Sclaverei besitzt, aber es unangemessen und ungerecht findet, »dem in völliger Unwissenheit aufgezogenen Volke so ganz plötzlich mehr Rechte zuzugestehen, als sie selbst dem freien und gebildeten Einwanderer bewilligt werden. Von diesem verlangt man, dass er fünf Jahre im Lande sei, ehe er Bürger werde, und sich an den Wahlen betheiligen kann; dem Plantagenneger, der bis jetzt wie ein Zugstier aufgewachsen, wirft man es in den Schoos, und reizt dabei nicht allein die Südländer zum äussersten noch möglichen Widerstand, sondern beleidigt und verletzt dabei auch den freien Einwanderer auf das gröblichste.« Der Verf. unterlässt nicht, auf die nachtheiligen Folgen dieser Ueberstürtzung hinzuweisen, und auf die mit dadurch hervorgerufene Stimmung des Südens. »An einen neuen Krieg denkt aber der Süden nicht, denn er fühlt gut genug seine Kraft vollständig gebrochen, seine Mittel erschöpft und das Hoffnungslose seines Unternehmens. Er hofft allerdings, dass die Zeit der Rache kommen werde, denn er beugt seinen Nacken jetzt nur gezwungen der Gewalt, aber er glaubt selber den Zeitpunkt nicht so nahe« (S. 382). Doch wir müssen diese und andere eingehende Betrachtungen des Verfassers über nordamerikanische Zustände und Aussichten, über die Lage und den Einfluss der deutschen dort angesiedelten Bevölkerung der aufmerksamen Lectüre Aller Derer empfehlen, welche sich für Amerika interessiren, da der beschränkte Raum dieser Blätter uns nicht gestatten kann, Alles dieses hier mitzutheilen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gerstäcker: Reisen durch Amerika u. s. w.

(Schluss.)

Der zweite Band führt uns in ein anderes Land, das in der letzten Zeit nicht minder die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen hat, nach Mexico, dessen Boden der Verf. nach einer ungünstigen Fahrt von New-Orleans aus zu Veracruz betrat, von welchem eine anziehende Schilderung entworfen wird, die sich auch über die weiter landeinwärts gelegenen Strecken verbreitet. »Die Scenerie, so schreibt der Verf., als er kaum die Stadt verlassen hatte, um nach Puebla zu fahren, ist wundervoll. So wie man nur erst einmal die niederen Festungsmauern der Stadt und den Schmutz der nächsten Umgebung hinter sich hat, begrüsst das Auge die wundervollste Vegetation, und Cocospalmen ragen überall aus einem üppigen Gewirr von Schlingpflanzen und Blüthenbüschen empor. Rothe, weisse und gelbe Winden schlingen sich zu undurchsichtbaren Mauern und Gewölben zusammen, und hie und da strecken die breiten Blätter der Bananen ihre grünen Arme dem Licht entgegen. Dann und wann aber, wie man durch die Baumgipfel einen freien Blick gewinnt, ragt plötzlich in der Ferne der hohe Schneekegel des Oribaza herüber und sticht merkwürdig gegen die wilde, überreiche Vegetation der heissen Zone ab, aus welcher er emporsteigt« (S. 47). Da die Eisenbahn nur eine kurze Strecke geht, so wurde die Fahrt nach Puebla und von da nach Mexico auf der Diligence zurückgelegt, die auch, fast von steter Escorte umgeben, ohne Räuberanfälle die Hauptstadt des Landes erreichte, deren Schilderung die beiden folgenden Abschnitte einnimmt S. 123 ff. und 168 ff. (»der Weihnachtsmark zu Mexico und die Festzeit«); dass die Verhältnisse der Deutschen daselbst die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich zogen, erhöht das Interesse an seiner Darstellung nicht wenig. Es spielen die Deutschen, bemerkt er, überhaupt in Mexico eine ziemlich bedeutende Rolle, sie sind allgemein geachtet und gern gesehen. In deutschen Händen befindet sich jetzt fast, hier (in Mexico) sowohl als in Veracruz — das ganze Importgeschäft des Landes und auch in gesellschaftlicher Beziehung scheint das deutsche Element ziemlich wacker zusammenzuhalten (S. 142); dass gerade die Deutschen das Ende des Kaiserreichs am meisten beklagen, eben weil sie einsahen, dass durch dasselbe ein geregelter Zustand in Mexico eingeführt wurde und auch nur dadurch eingeführt werden konnte, wird man dem Verfasser gern

Digitized by Google

glauben, der uns auch manche schöne Züge berichtet über das Andenken, das dem unglücklichen Fürsten noch jetzt bewahrt wird. »Maximilian, so herzensgut er sich immer gezeigt, war zu schwankender, weicher Natur, um ein Volk zu beherrschen, wie die Mexicaner. Das verlangte eine unerbittliche eiserne Hand, wie sie Garcia Moreno den Ecuadorianern gezeigt und die Revolutionen damit im Keime erstickt hatte, und die hatte Maximilian nicht« (S. 143). Der Verf. hebt die Anmuth und Herrlichkeit der Gegend ungemein hervor: einen der schönsten Punkte in der Umgebung von Mexico bildet das alte Schloss Chapultepek, der alte Sitz der Mexikanischen Herrscher, der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Maximilian; bei einem Besuch desselben schreibt der Verf. S. 136 ff.

»Ich konnte den Blick kaum losreissen von den wundervollen, prachtvollen Contouren der Berge, von dem eigenen Zauber, der auf der ganzen Landschaft lag. Zu unsern Füssen fast, oder doch nur kurze Strecke entfernt, breitete sich die Hauptstadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und den regelmässig eingetheilten Strassen aus; hinter und neben ihr lagen die noch in der Sonne blitzenden Seen, dahinter erhoben sich die beiden grossartigen, mit Schnee bedeckten Vulkane, und ringsum, so weit der Blick schweifte, zeigten sich kleine, freundliche Städte und Ortschaften, eingerahmt von dem höher steigenden Lande, das den ganzen Horizont umschloss; unmittelbar unter uns aber lag der kleine, doch freundliche Park von Chapultepek, unter dessen riesigen Cedern schon Montezuma, dann Iturbide und zuletzt Maximilian gewandelt — eine ganze Kette von unglücklichen Fürsten, denen hier das Schönste der Welt als Eigenthum geboten wurde, nur um sie desto sicherer zu verderben.

Und jetzt sank die Sonne — das Thal füllte sich mit mattem Dämmerschein und die beiden Kuppen der Vulkane fingen an zu erglühen; rosige Wolken hingen darüber in der Luft und stiegen aus den Schluchten der Gebirge, wohin die Strahlen der untergegangenen Sonne schon nicht mehr dringen konnten, wie bleiche Gespenster der Vorzeit empor.«

Von Mexico wendet sich der Verf., nachdem ein Ausflug nach dem leider nur zu bekannt gewordenen Queretaro als unnütz aufgegeben war, westwärts, um über das äusserst anmuthig gelegene Cuernovaca den Hafen von Acapulco an der Westküste zu erreichen. Die Reise auf der Mexicanischen Post gibt Gelegenheit zu manchen Erzählungen und Schilderungen der Natur des Landes wie seiner Bewohner: das in diesen Gegenden blühende Räuberwesen und die merkwürdigen dagegen ergriffenen Massregeln (vgl. S. 182 ff.) bieten Stoff zu längerer Erörterung. Von hier schiffte sich der Verfasser nach Panama ein, machte aber von dort aus noch einen weitern Ausflug nach Ecuador in Südamerika, und eilte, nachdem er wieder von da zurückgekommen war, in drei Stunden auf der Eisenbahn über die Landenge, um dann nach der Insel St. Thomas

Digitized by Google

zu fahren, deren Schilderung den letzten Abschnitt des Ganzen bildet.

Dass auch dieser letzte Theil der Wanderungen des Verfassers des Interessanten nicht wenig bringt, dass die Schilderung eine eben so angenehm unterhaltende als belehrende Lectüre bildet, bedarf wohl nach Allem dem, was schon bemerkt worden, kaum noch einer besondern Versicherung. Der Verf., der z. B. Panama sieben Jahre zuvor noch besucht hatte, fand auch hier grosse Veränderung und gewaltigen Fortschritt. Wir können hier nicht in alle die einzelnen Schilderungen und Belehrungen, welche über die Zustände dieser Landstriche und über ihre Zukunft gegeben werden, eingehen, empfehlen sie aber bestens Allen Denen, welche über diese, einer noch bedeutenden Zukunft entgegensehenden Länder eine nähere und sichere Auskunft gewinnen wollen.

Ad. Lasson, Meister Eckhart der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Berlin, W. Hertz. 1868. XVI. 354 SS.

Die Schriften der deutschen Mystiker des Mittelalters dürfen in zweifacher Beziehung Interesse beanspruchen. Ausser der Form, der Behandlung der Sprache, die insbesondere wegen der schlichteren, ungebundenen Syntax neben der der poetischen Denkmäler eine eigenthümliche Bedeutung besitzt, ist es der geistliche Inhalt, in welchem die Gedankenwelt von Jahrhunderten niedergelegt ist, eine Gedankenwelt welche vielfach ausser dem historischen Werthe auch Anregungen für unsere heutige Denkweise bietet. Diese beiden Seiten, die philologische und theologische greifen innig ineinander; ein vollkommenes Verständniss im philologischen Sinne ist erst durch die Kenntniss der theologischen Bedeutung möglich, und umgekehrt. Man wird daher Schriften, die beiden Theilen gerecht zu werden suchen, nur dankbar aufnehmen können. So auch Lassons Arbeit über Eckhart. Indem sie die Lehre Eckhart's nach bestimmten Gesichtspunkten ordnet, sie in Vergleich stellt zur Theologie der damaligen Zeit und zugleich zu den bleibenden Aufgaben dieser Wissenschaft, zeichnet sie für den Philologen den Hintergrund, auf welchem er seine sprachlichen und literarhistorischen Beobachtungen auftragen kann; indem sie diese Darstellung der Lehre Eckharts in seinen eigenen Worten, aber in neuhochdeutscher Uebertragung gibt, eröffnet sie den Theologen einen leichtern und den Missverständnissen minder ausgesetzten Zugang zur Quelle.

Auf jeden Fall verdiente Eckhart diese eingehende Behandlung. Er verbindet tiefes Denken mit volksthümlichem Ausdrucke. Namentlich über Wesen der Seele und Gottes, und über die Ver-

Digitized by Google

einigung der beiden gleichgearteten — denn das Innerste der Seele ist der unverlierbare göttliche »Funke« — hat er wahrhaft philosophisch gedacht. Seine Ansichten wurden auch, obschon sie weder mit der Schrift noch mit der herrschenden Kirchenlehre in Uebereinstimmung blieben, so lange geduldet, als er sie den Gelehrten allein vortrug; als er sich freilich auch an die Ungebildeten wandte, wurde er zum Widerrufe gezwungen. Doch keimte die einmal ausgestreute Saat weiter: wie sehr die späteren Mystiker, Suso, Tauler u. a. aus Eckhart schöpften, ist erst seit dem Erscheinen der Pfeiffer'schen Ausgabe deutlich geworden. Der Verfasser hebt mit Recht hervor, dass die tiefe Auffassung des sittlichen Lebens bei Eckhart den Lehren der Reformatoren innig verwandt ist, dass sie überhaupt im deutschen Wesen tief begründet liegt und daher in der Philosophie Fichte's und Schiller's sich im Grunde wiederfindet.

An der Art, wie der Verf. im Einzelnen seine Aufgabe durchgeführt hat, weiss Ref. nicht viel auszusetzen. Die Uebersetzungen sind, wie sich aus dem Vergleiche zahlreicher Stellen ergeben hat, genau. Ein Missverständniss des mittelhochdeutschen ist nicht sichtbar geworden; wohl aber, wenn auch vereinzelt ein Uebertragen mittelhochdeutschen Sprachgebrauchs in den neuhochdeutschen, das Unkundige vielleicht beirren könnte. So ist z. B. S. 129 uō. das mhd. nu beibehalten: »in einem ewigen Nu«; allein nhd. ist Nu soviel wie ein Augenblick, der kürzeste Zeitraum, während mhd. nu doch »jetzt« bedeutet und daher auch richtiger SS. 130. 197 und sonst durch »Nun« übersetzt worden ist.

In der Einleitung gibt der Verf. das Ergebniss einer Vergleichung des Pfeiffer'schen Textes mit den in Berlin vorfindlichen handschriftlichen und sonstigen Quellen. Um über den Werth dieser Vergleichungen zu urtheilen, ist freilich erst das Erscheinen der Pfeiffer'schen Anmerkungen und Lesarten zu erwarten, welche, wie wir wünschen, aus seinem Nachlasse bald veröffentlicht werden sollte!

Freiburg. **Ernst Martin.**

Ernst Schulze, Gothisches Wörterbuch nebst Flexionslehre. Züllichau, C. Troemer. 1867. VI. 266 SS.

Dies Wörterbuch ist zunächst bestimmt das 1847 erschienene Gothische Glossar desselben Verfassers zu ergänzen. Das Glossar verzeichnete alle gothischen Wörter mit sämmtlichen Belegstellen; was bei der hervorragenden Wichtigkeit der gothischen Sprachdenkmäler durchaus geboten war und das Buch für jeden, der sich eingehender mit den germanistischen Sprachstudien beschäftigt, geradezu unentbehrlich gemacht hat. Allein in der Anordnung namentlich hatte sich Schulze durch das Vorbild der Altenburger Herausgeber irre machen lassen und dadurch die Benutzung seiner

Digitized by Google

trefflichen Arbeit einigermassen erschwert. J. Grimm, der das Glossar mit einer gehaltreichen Vorrede begleitete, sprach diesen Vorwurf unverholen aus und erhob zugleich andere Wünsche, die Verzeichnung der sichergewonnenen Wortverwandtschaften u. s. w.

Schulze's Wörterbuch ist bestimmt diesen Mängeln abzuhelfen. Nach einem von J. Grimm selbst angegebenen Plane verzeichnet es sämmtliche gothische Vocabeln mit Flexion, Rection und der sicheren Verwandtschaft. Die Ablautformen sowie die Declinationsformen der Pronomina sind für sich angeführt, ebenso die Theile der Composita. Die Bedeutung ist durch das griechische Wort, welches durch das gothische übersetzt wird und durch die lateinische und deutsche Uebersetzung angegeben (die lateinische ist vielleicht überflüssig). Die Belegstellen aber fehlen. So lässt sich das Wörterbuch in der Anlage dem von Wackernagel seinem Lesebuche beigegebenen vergleichen.

Es leuchtet ein, dass auf diese Weise das Wörterbuch in der That eine Ergänzung des Glossars bildet. Aber auch für sich ist es zur Benutzung anzuempfehlen, sobald es eben nur auf ein Aneignen der gegenwärtigen Kenntniss des Gothischen ankommt, nicht aber auf ein selbständiges Weiterforschen. Es wird also namentlich für den grösseren Theil der Studirenden, die sich mit dem Gothischen abgeben, vollkommen ausreichen.

Ganz besonders verdient noch die beigegebene kurze Flexionslehre hervorgehoben zu werden. Indem hier zu den einzelnen Declinationen und Conjugationen sämmtliche ihnen folgende Vocabeln, sowie in einzelnen Fällen alle überhaupt erscheinenden Flexionsformen aufgeführt werden, ist ein neues Hilfsmittel geboten, welches das Nachschlagen in der grossen Gobelentz-Löbeschen Grammatik vielfach überflüssig macht. Es wäre vielleicht lohnend gewesen, diesen Theil auch in Separatabdruck erscheinen zu lassen.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Dr. Karl Meyer, Die Dietrichsage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Basel. 1868. 54 SS.

Die Dietrichsage ist je länger je mehr der eigentliche Kern der deutschen Heldensage geworden, und es ist keine Willkür, wenn der nordische Sagaschreiber des XIII. Jahrhunderts in seinem Bilde der deutschen Heldensage sie zu Grunde legte, die anderen Sagen aber in sie einwebte. Dieser Hauptzweig der deutschen Heldensage ist aber nicht wie die anderen durch alte und reiche Quellen vertreten; wir müssen uns für die frühere Zeit wesentlich auf zerstreute Zeugnisse verlassen. Daraus ergibt sich die grosse Schwierigkeit, welche die Dietrichsage ihrem Geschichtschreiber bereitet. Ein einheitliches Bild von ihr zu geben ist unmöglich; vielleicht ist schon in sehr früher Zeit durch das Eindringen und Anknüpfen

Digitized by Google

der fremden Elemente die Sage in Schwanken gerathen, und die spätere Zeit hat keine wahrhaft dichterische Zusammenfassung zu bewirken vermocht.

Die vorliegende Schrift K. Meyers ist ein neuer Versuch die Entwicklung der Sage zu erklären. Zuerst stellt sie die umfangreichsten Denkmäler zusammen und gibt ihren wesentlichen Inhalt an. Von einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung einer Sage hätte man wohl auch ein geschichtliches Princip in der Anordnung der Quellen erwartet; allein sie sind ohne Rücksicht auf ihre ausserordentliche Verschiedenheit ganz nach der Reihenfolge geordnet, in welcher sich etwa die darin erzählten Ereignisse aneinanderschliessen konnten. Das allerwichtigste, wenigstens allerreichste Denkmal aber, die Thidreksaga ist ganz weggeblieben, weil »dies zu weit führen würde« p. 9; vielleicht auch weil sie »wegen des verschiedenen Werthes der einzelnen Erzählungen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist« p. 2. Allein es sind doch auch die spätesten und schlechtesten deutschen Quellen berücksichtigt worden, sogar Etzels Hofhaltung. Auf jeden Fall heisst es die Vorsicht etwas zu weit treiben, wenn die wichtigste Quelle wegen ihres Umfangs und ihrer Schwierigkeit ganz bei Seite bleibt: es fällt damit ein grosser Theil des Stoffes weg und zugleich die Gelegenheit zu wirklich neuen Untersuchungen.

Denn die eigentlich deutschen Quellen sind doch schon sehr oft und sehr eingehend behandelt worden. Es bietet daher der zweite Theil der Meyer'schen Schrift wenig mehr als eine Zusammenfassung des bereits von andern gesagten. Dabei ist noch besonders störend ein hin- und herschwanken zwischen den verschiedenen Ansichten. Die auf W. Grimm folgenden Forscher, unter denen besonders W. Müller, Simrock, Rieger und Müllenhoff hervorzuheben sind, haben gewiss vieles mit einander gemeinsam; aber sie weichen doch auch nicht weniger von einander ab. Der Verfasser hat aber nicht nur unter ihnen bald den einen, bald den andern vorgezogen, sondern auch einmal eine grundverschiedene Theorie eingemischt, p. 42: »wenn nicht etwa schon das indogermanische Urepos dasselbe berichtete.« Ein solches eklektisches Verfahren ist weder wissenschaftlich zu rechtfertigen, noch auch vermag es, wenn dies etwa beabsichtigt war, ein dem grossen Publicum verständliches und annehmbares Resultat zu geben. — Zuweilen sind selbst ganz sicher abgethane Irrthümer wiederholt worden, so die Grimm'sche Identificierung von Bikki und Sibicho.

Von den eigenen Vermuthungen Meyer's ist die wichtigste die Behauptung, dass die Dietrichsage bei den Allemannen ausgebildet worden sei. Dem widerspricht aber schon, dass dieser Stamm noch vor Ende des V. Jahrhunderts unter fränkische Botmässigkeit gerieth und schwerlich in der Stimmung und Lage war, fremde Sagen glänzend auszuschmücken und so in den allgemein deutschen Sängerverkehr überzuführen. Das richtige hat bereits Müllenhoff aus-

Digitized by Google

gesprochen. Die gothischen Sagen sind allerdings von einem andern deutschen Stamme aufgenommen worden, aber von den weiter östlich angesessenen Baiern. Beruft sich Meyer auf die Localisierung der Harlungensage im Breisgau, so ist ihm die viel ältre in Oestreich (W. Grimm, Heldensage S. 38 Anm.) entgegenzuhalten. Hier war auf jeden Fall auch die verehrungsvolle Erinnerung an Attila zu Hause, die auf die Dietrichsage den wesentlichsten Einfluss gehabt hat. Auch die Annahme, dass in Dietrich's Vertreibung durch Ermenrich der Untergang des gothisches Reiches in Italien sagenhaft überliefert sei, hat nichts für sich. Schon die Umkehrung der Zeitfolge lässt dies nicht zu. Viel wahrscheinlicher ist, wie Müllenhoff vermuthet hat die gedrückte Lage der Gothen und insbesondere ihres Königsstammes zu Attila's Zeit gemeint; dass dieser selbst als Schützer, nicht als Gegner auftritt, ist daraus erklärlich, die einmal verzerrte Gestalt Ermenrichs für die Rolle des Unterdrückers weit passender erschien als der bewunderte Attila.

Die Entwicklung der Dietrichsage ist eben nicht in kurzen Zügen und mit Benutzung nur eines Theiles der Quellen zu erklären und darzustellen. Wir dürfen hoffen diese Aufgabe in Müllenhoff's deutscher Alterthumskunde gelöst zu erhalten.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Ein deutsch-preussisches Vocabularium aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach einer Elbinger Handschrift mit Erläuterungen herausgegeben von G. H. F. Nesselmann. Königsberg 1868. 56 SS.

Der Herausgeber, der bereits 1845 die — leider wenig umfangreichen — Ueberreste der Sprache der alten Preussen zusammengestellt und erläutert hat, gibt nunmehr ein erst jetzt zugänglich gewordenes Denkmal dieses hochwichtigen Zweiges des littauischen Sprachstammes. Es ist ein nach den Gegenständen in 32 Rubriken geordnetes Wörterverzeichniss, im Ganzen 802 Nummern. In der Einleitung beschreibt der Herausgeber die Handschrift und bespricht einige Punkte der altpreussischen Grammatik. Es ergibt sich daraus, dass das Vocabular die pomesanische Mundart repräsentirt, die im Anfang des XV. Jahrhunderts sich bereits weniger rein und fest zeigt als die erst anderthalb Jahrhunderte später überlieferte samländische. Darauf folgt ein diplomatisch genauer Textesabdruck; sodann eine alphabetisch geordnete Erklärung, die namentlich die Vergleichung der verwandten littauisch-slawischen Wörter ins Auge fasst. Dabei wird auch auf die deutschen zur Erläuterung den preussischen beigeschriebenen Wörter Rücksicht genommen. Diese deutschen Vocabeln zeigen die Mundart der in Preussen (Marienburg) ansässigen Deutschen; sie sind nicht überall ohne Schwierigkeit. Die Orthographie jener Zeit, die Seltenheit

Digitized by Google

verschiedener Gegenstände macht sie zuweilen ebenso räthselhaft wie manche der preussischen Wörter. Indessen hat der Verfasser durch Schade und Zacher unterstützt, auch diese Seite erfolg- und lehrreich bearbeitet. Am Schluss steht ein Register der deutschen Wörter.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Dr. Julius Zupitza, Einführung in das Studium des mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Oppeln 1868. XIV. 114 SS.

Um jedem Gebildeten den Zugang zu unserer mittelalterlichen Literatur zu eröffnen — eine Aufgabe über deren Bedeutung der Verfasser sich im Vorwort ausgesprochen hat — wird hier eine der wichtigsten Partien des Gedichtes von den Nibelungen, das vierte Lachmann'sche Lied eingehend und ausführlich erläutert und in diese Erläuterung die Darstellung der wichtigsten mittelhochdeutschen Sprachregeln eingeflochten. Ein Register macht es möglich die Regeln aus dem Zusammenhange der Erklärung herauszunehmen und auch für andere Stellen anzuwenden.

In dieser Ausdehnung und Gründlichkeit ist eine Erklärung mhd. Dichtung bisher noch nicht veröffentlicht worden. Freilich ist wohl auch anzunehmen, dass der »Gebildete« sich meist mit einer oberflächlichen Kenntniss der Grammatik begnügen und nur verlangen wird das Verständniss eines bestimmten Dichtwerkes zu erhalten. Man kann dies beklagen, aber schwerlich ändern. Die wirkliche Kenntniss des mhd. wird von einem systematischen Unterricht ausgehn müssen, den ein nicht dem Fache selbst Angehöriger mit seltenen Ausnahmen nur in der Schule sich aneignen wird. Besitzt diese allein die Mittel um die Kenntniss des mhd. unserem Volke, wenigstens seinen höhergebildeten Kreisen zu geben, so hat sie auch die dringende Pflicht dazu und es ist höchst erfreulich zu sehn, dass besonders in Norddeutschland die Gymnasien sich ernstlich bestreben unsere ältere Literatur, wenn auch in naturgemässer Beschränkung, doch in demselben wissenschaftlichen Sinne zu behandeln wie die Gegenstände aus der klassischen Philologie. Unter den Hilfsmitteln hierfür darf man Zupitza's Buch eine hervorragende Stelle anweisen. Es ist geradezu ein Muster für die Behandlung des altdeutschen Unterrichts, insbesondere für die Erklärung der Nibelungen, die in ihm doch wohl das wichtigste Glied ausmacht. Musterhaft ist die Klarheit und Knappheit, die stufenweise Entwicklung, die Beschränkung der Erklärung auf das wirklich Nothwendige. Ref. ist vollkommen überzeugt, dass ein Lehrer nach diesem Vorbilde verfahrend seine Schüler nicht nur zu einem wirklichen Verständniss der Lectüre anleiten, sondern ihnen auch die ausreichenden Grundlagen für ein weiteres Studium geben kann.

Digitized by Google

Aber selbst wenn die Schüler noch andere Hilfsmittel, wenigstens einen systematischen Abriss der Grammatik durchgegangen haben, wird das Zupitza'sche Buch dem Lehrer noch immer eine Richtschnur abgeben für die Methode der Erklärung und für die Wiederholung und Durchführung der grammatischen Regeln.

Die Ausführung der gestellten Aufgabe im einzelnen hat sich auch bei einem genaueren Durchgehen als correct erwiesen. Ein geringfügiges Versehn ist es, wenn S. 11 unter den Praefixen mit schwachem e ent fehlt. Auch habedanc S. 94 durfte wohl nicht ohne Aenderung in das nhd. herübergenommen werden. Weitere Abweichungen des Ref. beziehen sich auf einzelne Punkte der nhd. Aussprache. S. 14 heisst es »wir sagen auch noch lank, wenn wir auch lang schreiben.« Das wird Ref. so lange für provinzielle Aussprache halten, als ihm nicht bei mustergiltigen Dichtern Reime wie lang: krank, Schwank, Trank oder dgl. nachgewiesen werden. Auch die sichere Unterscheidung von sang und sank spricht dagegen. In lang und langen ist keine Muta hörbar, sondern nur der Nasal. Ebenso wird S. 85 behauptet, dass »wir das f wie w sprechen in briefes, eifer, hofes u. s. w.« Auch hier muss der Ref., dem solche Aussprache unbekannt, verlangen durch Reime wie Höfen: Löwen überführt zu werden; inzwischen glaubt er in diesem Punkte wie im ersteren sich einfach auf das Urtheil jedes Gebildeten berufen zu dürfen.

Doch sind dies Einzelnheiten, die dem Werthe der vortrefflichen Arbeit kaum Eintrag thun können.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Heinrich Brunner, Wort und Form im altfranzösischen Process. Wien 1868. (Besonders abgedruckt aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1867 Decbr. LVII. Bd. SS. 655—780).

Der Verfasser ist durch Untersuchungen über den Ursprung der Jury in die Geschichte des altfranzösischen Rechtes tief hineingeführt worden. Er hat hier einen dankbaren Stoff erfasst, dankbar einerseits wegen der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und der Reichhaltigkeit der Quellen und andererseits, weil dieser fruchtbare Boden noch so ziemlich jungfräulich ist. Die Franzosen haben dieses wie andere Gebiete ihres Alterthums in neuerer Zeit wenig bearbeitet, und andere Nationen nahmen begreiflicher Weise noch weniger Interesse daran. Brunner darf also sagen, dass er mit einer Arbeit »zuerst in ein reiches und wenig durchforschtes Détail einen vollen Griff gethan hat.« Die Darstellung der Resultate empfiehlt sich durch ihre Klarheit, die auch einem Nichtjuristen das volle Verständniss ermöglicht. Grundzug des altfranzösischen Processes ist demnach die strenge Formalität. Das Urtheil bezieht sich auf die vor Gericht gesprochenen Worte. Das einmal gesagte darf

Digitized by Google

nicht geändert werden. Es entspricht dies dem deutschen Rechte; allein es erscheint ganz besonders bei den Normannen und bis zum chicanösen ausgebildet in den Assisen von Jerusalem. In einzelnen Theilen Frankreichs, besonders in Burgund, lockerte sich diese Strenge schon früh; dann gab namentlich Ludwig IX. durch die Einsetzung der königlichen Gerichte den bedeutendsten Anstoss zur Milderung und Beseitigung des formalen Rechts.

Indem Ref. die bis ins kleinste Détail ausgeführte Darstellung der juristischen Elemente der Beurtheilung der Fachgenossen überlässt, bleibt ihm übrig hervorzuheben, was die altfranzösische Philologie daraus lernen kann. Vor allem ist bewundernswerth die Durchdringung des nicht leichten altfranzösischen Sprachgebrauchs, die der Verf. durchgängig beweist. Eine Anzahl von schlagenden Vermuthungen kommt dem Texte der altfranzösischen Rechtsquellen zu Gute. Auch die Erklärung der Dichter zieht ihren Gewinn: es wird gezeigt, dass Hartman im Iwein in zwei juristisch interessanten Stellen (Vertheidigung der Lunete gegen den Seneschall und Streit der beiden Schwestern) sich ganz der altfranzösischen Quelle angeschlossen hat, jedoch so, dass er weiter ausführt, was Crestien als jedem Zuhörer oder Leser sofort klar kurz abgefertigt hatte. Auch einzelne Stellen des Renart treten nun in ein bedeutsames Licht. So darf auch von philologischer Seite der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, dass der Verfasser seine Studien des altfranzösischen Rechts nur immer weiter und tiefer führen möge!

Freiburg. **Ernst Martin.**

Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Nach vorhandenen Quellen und eigenen Beobachtungen dargestellt von W. Reiss und A. Stübel. Heidelberg. Verlagshandlung von Fr. Bassermann. 1868. 8. S. 201.

Die vorliegende Arbeit zerfällt nach dem zu behandelnden Material in zwei Theile. Der erste enthält eine Zusammenstellung aller Berichte der vor dem Jahre 1866 erfolgten Eruptionen; der zweite schildert die Ergebnisse der neuesten Zeit, welche die Verfasser aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Zwischen beiden Abschnitten ist eine topographische Beschreibung des Kaimeni-Gebirges eingeschaltet, wie solches sich vor der im Jahre 1866 beginnenden Eruption darstellte.

Die Zusammenstellung der aus den ältesten Zeiten überlieferten geschichtlichen Daten bot den Verfassern nicht geringe Schwierigkeiten. Denn die Zahl der Schriftsteller, welchen man für die Geschichte der Ausbrüche wichtige Angaben verdankt ist eine kleine im Vergleich mit der späterer Autoren, die aus jenen Quellen schöpften und aus Unkenntniss der Lokalität, durch oberflächliche

Digitized by Google

Behandlung oder auch mit Rücksicht auf gewisse Hypothesen eine nicht geringe Verwirrung herbeiführten. Eine unmittelbare Beobachtung der neuesten Vorgänge, eine genaue Untersuchung der älteren Theile der Insel-Gruppe setzte die Verfasser in den Stand, diese gefährliche Klippe zu vermeiden und manche Irrthümer in den schriftlichen Ueberlieferungen zu erkennen.

Unter den bedeutendsten Vorgängen welche in historischer Zeit vor dem Jahre 1866 im Bereiche unserer Insel-Gruppe stattfanden gehört zunächst die Bildung einer neuen Insel Mikra-Kaimeni, welche im Jahre 1570 oder 1573 aus dem Meere auftauchte. Im Jahre 1650 erfolgten wiederholte Eruptionen. Nach längerer Pause erneute sich die vulkanische Thätigkeit mit dem Jahre 1707; es bildete sich abermals eine Insel, die den Namen Nea-Kaimeni erhielt. Bis in das Jahr 1711 dauerten die Eruptionen fort. Nea-Kaimeni ist die grösste der in historischer Zeit entstandenen Inseln und mit Recht drängt sich die Frage nach der Ursache einer so eigenthümlichen Bildung neuen Landes auf. Die Verfasser geben die Erklärung mit wenigen Worten. Sie betonen es ausdrücklich, dass es sich hier nicht um eine Hebung festen Landes handelt, sondern um ein Hervortreten feuerigflüssiger, nur oberflächlich erstarrter Gesteins-Massen. Die Oeffnung, aus welcher das glühende Material hervorquoll, verbarg die tiefe See; nach und nach erhielt dasselbe, als es bereits über das Niveau des Meeres aufgestaut, durch innere Vorgänge und Reactionen nach Aussen, an einer Stelle eine Anordnung und Gestalt die dem gewöhnlichen Begriffe eines Kraters entsprach. Die verschiedenen Erscheinungen, welche die untermeerische Gluth bekunden, wurden demnach, theils durch die geschaffene Verbindung mit dem in unbekannter Tiefe gelegenen vulkanischen Heerde hervorgerufen, theils entsprangen sie nur aus dem Kampfe der glühenden Massen mit dem Meere.

Mehr denn 150 Jahre waren verflossen. Fast schien es als hätte die vulkanische Thätigkeit mit Bildung der letzten grössten Insel sich erschöpft und sei für immer erloschen; da entstand plötzlich — ohne vorhergehende Erdbeben, diese Ankündiger der Eruptionen — ein neuer Ausbruch. Die Kunde davon verbreitete sich schnell über ganz Europa und erregte zumal die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt. Bald fehlte es nicht an Berichten, von welchen indessen gar manche unter dem ersten Eindruck des grossartigen Schauspiels von Beobachtern niedergeschrieben sind, denen vulkanische Erscheinungen in jeder Beziehung fremd. So viele Beobachtungen über die ersten Phasen des Ausbruchs vorhanden, fehlt es dennoch an einer zusammenhängenden, wissenschaftlichen Darstellung. Die Verfasser geben uns eine solche mit gewissenhaftem Nachweis der Quellen aus welchen sie schöpften bis zu dem Moment, wo sie als aufmerksame und erfahrene Beobachter den Schauplatz betreten.

Digitized by Google

Am 1. Februar 1866 begannen die vulkanischen Phänomene auf Nea-Kaimeni; ein Theil der Südspitze dieser Insel senkte sich unter zahlreicher Spalten-Bildung. Am 4. Februar entstieg den stark erhitzten Wogen des Meeres, von dichten weissen Dampfwolken umgeben eine Insel, die Georg I. genannt wurde. Sie vergrösserte sich rasch und vereinigte sich mit der Nea-Kaimeni. Dabei fanden fortwährend Explosionen statt. Am 11. Februar waren bereits 30 Häuser am Vulcano Hafen von Nea-Kaimeni — nachdem sie vorher eine Senkung erfahren und zum Theil im Meere untergegangen waren — unter der Lava begraben. Am 13. Febr. entstieg dem Meere an der Südspitze von Nea-Kaimeni, westlich von der Bucht Vulcano eine neue Insel, die den Namen Aphroessa erhielt. (Zu Ehren des Dampfers Aphroessa, welcher die von der griechischen Regierung entsendete Commission an den Schauplatz der Ereignisse gebracht hatte.) Die Aphroessa vergrösserte sich in der nämlichen ruhigen Weise wie der Georg, indem die Blöcke ihrer Oberfläche von der Mitte nach der Peripherie wanderten unter starker Dampf-Entwickelung. — Am 20. Februar erfolgten drei kanonenschussähnliche Explosionen und aus dem Gipfel des Georg ein gewaltiger Ausbruch. Unzählige Steinblöcke wurden zu erstaunlicher Höhe und Entfernung (bis auf 1000 Meter) emporgeschleudert. Die in der Nähe mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte griechische Commission gerieth in die grösste Gefahr; Mehrere wurden verwundet. Der Capitän eines im Quai von Nea-Kaimeni liegenden Schiffes wurde durch einen Block so getroffen, dass er nach wenigen Stunden seinen Schmerzen erlag. Nur wenige Minuten dauerte der Ausbruch. Am 21. und 22. Februar fanden ähnliche Eruptionen statt; ebenso am 23. und 28. Februar. Dabei vergrösserte sich der Georg fortwährend. In ein neues Stadium trat die vulkanische Thätigkeit mit dem 10. März; etwa 10 Meter von der südwestlichen Küste der Aphroessa tauchte abermals eine Insel aus dem schwach erwärmten Meere auf, welche nach dem österreichischen Schiff Reka benannt wurde. Schon am 13. März war die Reka mit der Aphroesse vereinigt; bald nach Mitte März verband sich Aphroessa mit Nea-Kaimeni, so dass nun Georg, Aphroessa und Reka nur Theile der Insel Nea-Kaimeni ausmachen. In der ersten Hälfte des April nahmen die Ausbrüche weder an Zahl noch an Heftigkeit zu.

Am Morgen des 23. April fuhren W. Reiss und A. Stübel in die Bucht von Santorin ein. Zu jener Zeit hatten sich die Dampf-Explosionen des Georg sehr gesteigert; am 30. April fanden sehr heftige Ausbrüche statt. Mit lebhaften Worten in sehr ansprechender Weise schildern die Verfasser den Eindruck des grossartigen Schauspiels, dessen Augenzeugen sie waren; ebenso beschreiben sie alle die Veränderungen, welche im Verlauf der vulkanischen Phänomene mit der Aussenfläche der neugebildeten Inseln vor sich gingen.

Digitized by Google

Unter den wichtigsten Ereignissen die jedoch zur Zeit der Anwesenheit unserer Verfasser statt hatten gehört die Entstehung einiger kleinen Inseln gegen Ende Mai, die desshalb auch als Mai-Inseln bezeichnet wurden. Sie stellen sich als ein wildes Haufwerk von Blöcken dar, ohne Spur von Schlacken-Bildung. Die vor den Augen von W. Reiss und A. Stübel auftauchenden Eilande boten eine treffliche Gelegenheit zur Entscheidung der vielfach angeregten Frage: ob hier eine Hebung des Meeresbodens vorliege. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die Mai-Inseln sind vielmehr die äussersten Spitzen der Oberfläche eines mächtigen Laven-Stromes. — Nur bis zum 30. Mai konnten die Verfasser den Verlauf der Eruption als Augenzeugen verfolgen. Die Fortdauer der vulkanischen Thätigkeit äussert sich besonders in einem ruhigen Wachsen der neuen Theile. Der Georg übertraf bereits im Sommer 1867 den Kegel der Nea-Kaimeni: (105,2 Meter) und hatte gleichfalls eine vollkommene Kegel-Gestalt angenommen.

Einen sehr interessanten Abschnitt des vorliegenden Werkes bilden die Mittheilungen über die Gas-Exhalationen im Jahre 1866. Die Verfasser erwähnen zunächst der Apparate, deren sie sich zum Aufsammeln der Gase bedienten, so wie des Verlaufs der Untersuchung; daran reihen sich zahlreiche Analysen von Gasen die W. Reiss im Laboratorium zu Heidelberg ausführte. Die Resultate dieser Analysen sind von grosser Bedeutung für die Lehre von den Vulkanen. Bei dem Ausbruch von Santorin wurde namentlich Wasserstoff in überwiegender Menge ausgestossen; neben ihm trat in grossen Quantitäten ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff auf, theils von der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, theils in solchen Verhältnissen gemischt, dass es sich als ein Produkt der Auskochung des Meerwassers darstellt. Die sogenannten vulkanischen Gase — Salzsäure, schwefelige Säure, Schwefelwasserstoff, Kohlensäure — spielen nur eine untergeordnete Rolle. Salzsäure scheint noch am reichlichsten ausgestossen worden zu sein; sie entwickelte sich zumal aus vielen Fumarolen am Abhang der Aphroessa. Die Kohlensäure zeigte sich — wie fast bei allen vulkanischen Ausbrüchen — entweder nur am Rande der Neubildungen oder an den schon erkalteten Theilen der Lava. Auffallend ist die Thatsache: dass mit Zunahme der Kohlensäure eine Abnahme des Sauerstoff-Gehaltes in den Gas-Gemengen Hand in Hand geht, so dass die meisten derselben schliesslich nur noch aus Kohlensäure und Stickstoff zu bestehen scheinen. Während die Salzsäure am reichlichsten aus der glühenden Lava unmittelbar über den Ausbruchs-Punkten sich entwickelte, die Kohlensäure aber am Fuss der neuen Lava-Massen aufstieg, entströmten der in Erkaltung begriffenen Lava Schwefelwasserstoff und schwefelige Säure; manche dieser Fumarolen bildete sich erst lange Zeit nach Erstarrung des betreffenden Lavatheiles. Demnach erhält auch hier die schon oft gemachte Beobachtung eine Bestätigung: dass erst

Digitized by Google

nach dem Erkalten eine Reihe flüchtiger Substanzen aus den Lava-Massen entweichen können.

In ihren »Schlussbemerkungen« gedenken die Verfasser noch der verschiedenen Hypothesen zu denen der Ausbruch des Jahres 1866 Veranlassung gab, wie manche, längst verklungene Theorien wie z. B. von brennenden Schwefelkies-Lagern wieder auftauchten. Nicht allein die Vergrösserung der Neubildungen, sondern auch der ganze Ausbruch mit allen begleitenden Erscheinungen findet seine Erklärung in der Thatsache: dass eine zähflüssige Lava in grosser Menge aus der Tiefe durch einen spaltenartigen Kanal aufstieg, der in Folge des Erwachens der vulkanischen Kräfte in dem domförmigen Kaimeni-Gebirge — welches seine Entstehung ausschliesslich einer grösseren Anzahl ähnlicher Ausbrüche verdankt — eröffnet worden war. Das Kaimeni-Gebirge besteht demnach aus einer Anzahl sehr mächtiger Lava-Bänke, getrennt durch die Blockmassen, welche als die Erstarrungs-Kruste der einzelnen Ergüsse anzusehen. Steigt durch ein solches, aus einer Wechsellagerung von festen Lava-Bänken und lose übereinander gehäuften Block-Schichten bestehendes Gebirge eine glühendflüssige Lava Masse auf, so wird dadurch in dem festen Gestein kaum eine Veränderung erzielt; dagegen findet wohl in den losen Block-Schichten Verschiebung oder gar Zusammenrücken der ganzen Masse statt. Hat also eine Lava nur feste Gesteine zu durchbrechen, so wird sie sich durch immer weiteres Eröffnen der als Leitungs-Kanal dienenden Spalte endlich einen Ausweg an die Oberfläche verschaffen. Dringt aber die Lava durch Gebirge auf, welches — wie bei Santorin — neben festen Gesteins-Bänken wenig Widerstand leistende Schichten enthält, dann wird das glühende Gesteins-Magma in verschiedene Arme zertheilt an die Oberfläche treten und dennoch müssen die einzelnen Mündungen eines solchen Lava-Ausbruches als ein zusammengehöriges Ganzes angesehen werden. So entstiegen bei Santorin die Massen des Georg und der Aphroessa einem Heerde; beide Ausbruchs-Kanäle unterscheiden sich nur dadurch, dass dem der letzteren die Hauptmasse der Lava entquoll, während sich an der Mündung des Georg-Kanals gleichzeitig gewaltige Dampf-Massen entwickelten, zu deren Bildung wohl äussere Einflüsse mitwirkten.

Der neue Ausbruch bei Santorin gewinnt aber noch besonderes Interesse, indem er die Geologen eine bisher unbekannte Ausbruchs-Form vulkanischer Gesteine kennen lernte. Vor den Augen unserer Verfasser entstand eine an manchen Stellen bis 200 Meter mächtige, von steilen Böschungen begrenzte Lava-Masse deren Oberfläche kaum eine Schlacken-Bildung, keine Schlacken- oder Aschenkegel zeigte. Diese Ausbruchs-Form ist ein gewichtiger Beweis für die, lange Zeit von manchen Geologen mit einer gewissen Hartnäckigkeit bestrittene Ansicht: dass die in den bekannten mächtigen Domen und Kegeln auftretenden Trachyte und Phonolithe gleichfalls als Produkte vulkanischer Ausbrüche, d. h. als wirkliche Laven zu betrachten seien. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte herausgegeben von Dr. Max Büdinger, o. ö. Prof. der allgem. Geschichte an der Hochschule Zürich. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. 1868. Erster Bd. VIII u. 363 S. Zweiter Bd. 320 S. in gr. 8.

In diesen beiden Bänden, von welchem jeder noch mit einem besonderen, seinen Inhalt verzeichnenden Titel versehen ist, erscheint eine Reihe von selbständigen Aufsätzen oder Abhandlungen, welche aus den von dem Herausgeber geleiteten historischen Uebungen hervorgegangen, eine Veröffentlichung durch den Druck gewiss verdienten, eben so sehr um des darin behandelten Gegenstandes willen als wegen der Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher Alles Einzelne hier behandelt wird. Der erste Band enthält drei solcher Abhandlungen, die auch auf einem besondern Titel verzeichnet sind; an erster Stelle findet sich unter der Aufschrift: »Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajan's von Johannes Dierauer« (jetzt Professor zu St. Gallen) auf mehr als 200 Seiten (S. 1—219) eine monographische Darstellung der Regierung dieses Kaisers, dessen Abstammung, Familienverhältnisse, sein Leben vor der Erhebung zum Thron, und seine ganze Thätigkeit, wie sie sich, nachdem er zum Thron gelangt war, in administrativer wie legislatorischer Hinsicht entwickelte, Gegenstand des ersten Abschnittes ausmacht, während ein zweiter die dacischen Expeditionen, ein dritter die Provincialverwaltung und die Bauten, ein vierter die Kriege im Orient behandelt; in einem dazu gehörigen Excurs wird der Panegyricus des Plinius nach Inhalt und Gegenstand näher besprochen. An diese ausführliche Darstellung der Regierung eines der bedeutendsten Kaiser Rom's schliesst sich eine ähnliche kürzer gefasste des Commodus, als ein Beitrag zur Kritik der Historien Herodian's von Johannes Zürcher S. 223—264; die Quellenkritik erstreckt sich zuerst über die drei Hauptschriftsteller im Allgemeinen (Dio Cassius, Aelius Lampridius, Herodianus), und geht dann zu der Prüfung der einzelnen den Commodus betreffenden Angaben über, um am Schluss S. 252 ff. das Ergebniss in der Zusammenstellung der glaubwürdigen Nachrichten darzulegen. Die dritte Abhandlung des ersten Bandes hat zum Gegenstand die »Feldzüge in Armenien von 41—61 n. Chr. Ein Beitrag zur Kritik des Tacitus von Emil Egli« S. 267—362. Im ersten Abschnitte werden die chronologischen Verhältnisse besprochen, im zweiten die geographischen, und finden hier insbesondere die betreffenden Angaben des Tacitus ihre Würdigung, welche allerdings dahin geht, dass diese geographischen Angaben, weil vom Gesichtspunkte der militärischen Berichterstattung beherrscht, einseitig und gar nicht ächt geographisch zu nehmen seien. Ein Schlusscapitel fasst dann die allgemeinen Ergebnisse, wie sie aus dieser Untersuchung gewonnen werden, zusammen.

Der zweite Band beginnt mit einer sehr genauen und eingehenden literärhistorischen Untersuchung: »Vopiscus Lebensbeschreibungen, kritisch geprüft von Jul. Brunner«, S. 1—112. Die

Digitized by Google

persönlichen Verhältnisse dieses Autor's, seine Bildung, wie seine Kenntnisse werden im ersten Abschnitt behandelt, worauf im zweiten eine genaue Prüfung seiner Leistungen in den von ihm abgefassten Kaiserbiographien im Allgemeinen wie im Einzelnen folgt; das Ergebniss, das auf diesem Wege gewonnen wird, fällt allerdings nicht zu Gunsten dieses Autor's aus, dem zwar ein gutes Quellenmaterial zu Gebot stand, das er jedoch in einer nur eilfertigen und oberflächlichen Weise benutzt hat, so dass er als historische Quelle von geringem Werthe für uns ist, »und wenn wir (so schliesst die Abhandlung S. 106 f.) seine Schriften auch nur von dem Standpunkt aus betrachten wollen, den er uns selbst anweist, indem er sie als Materialiensammlungen für künftige Darstellungen bezeichnet, so werden wir doch sagen müssen, dass sie auch in diesem Sinne selbst bescheidenen Ansprüchen kaum genügen, sondern wahre Armuthszeugnisse sind für den geistigen literarischen Standpunkt ihrer Zeit.« Die nun folgende Abhandlung von Otto Hunziker: »Zur Regierung und Christenverfolgung des Kaisers Diocletianus und seiner Nachfolger 303—313«, die von S. 115—286 reicht, enthält eine eben so umfassende als in allem Detail genaue Untersuchung über einen auch für die Geschichte der christlichen Kirche in ihrer frühesten Periode wichtigen Gegenstand. Es beginnt dieselbe mit einer Erörterung über die Quellen (Lactantius und Eusebius), und geht dann über zur näheren Darlegung der Ursachen der diocletianischen Christenverfolgung, wobei auch die verschiedenen Auffassungen der Geschichtsforschung neuerer Zeit Berücksichtigung finden. Dann folgt im dritten Abschnitt die Darstellung der Christenverfolgung, deren Ausbruch auf den 24. Febr. des Jahres 303 verlegt wird, und die Darlegung der Politik bis zum Tode des Constantius; im vierten: Politik und Christenverfolgung bis zum Einsturz des diocletianischen Regierungssystems. Man wird hiernach den Umfang dieser auch mit mehreren Excursen noch weiter ausgestatteten Abhandlung, zur richtigen Würdigung des Diocletianus, zu beachten haben. Der letzte Aufsatz: Zur Geschichte des Kaisers Antoninus Pius von Xaver Bossart und Jakob Müller (von welchen der erstgenannte durch einen frühzeitigen Tod am 26. Aug. 1867 seiner Laufbahn entrissen ward), hat zum nächsten Gegenstand die Adoption des Antoninus, Namen und Titel (insbesondere den Namen Pius und dessen Ursprung), so wie die verschiedenen Kämpfe, welche theils durch Einfälle benachbarter Völker, theils durch Aufstände in den Provinzen hervorgerufen wurden, und sucht auf diese Weise bei einem Fürsten, den man gewöhnlich von andern Seiten aus zu erfassen pflegt, auch die kriegerische Bethätigung nachzuweisen. Die unter ihm geführten Kriege waren keine Eroberungskriege, sondern defensive; daher den Ergebnissen der hier angeführten Untersuchung entsprechend, das Urtheil des Eutropius (VIII, 4): »in re militari moderata gloria defendere magis provincias quam amplificare studens. — Die äussere Ausstattung ist eine vorzügliche zu nennen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Anthropologischer Theil. Dritte Abtheilung: Ethnographie auf Grund des von Dr. Karl v. Scherzer gesammelten Materials bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Müller. Mit 10 photographirten Tafeln und einer Karte. 4. (XXX, 224 S.). Wien 1868.

Wir haben in diesen Blättern (1867. Nr. 18. S. 273—283) den linguistischen Theil der Novara-Expedition, der unter der kundigen Hand Friedrich Müllers eine so reichliche Ausbeute lieferte, ausführlich zur Anzeige gebracht. Nach einer Frist von kaum anderthalb Jahren liegt uns abermals ein im Anschluss an das von der Novara heimgebrachte Material von demselben Verfasser ausgearbeiteter reichhaltiger Band vor: der ethnographische Theil. Während im linguistischen Theile nur die Sprachen behandelt waren, die an den von der Novara berührten Punkten herrschen oder mit diesen Idiomen in näherer oder fernerer Berührung stehen und dann allenfalls der ganze einschlagende Sprachstamm übersichtlich vorgeführt wurde, hat der Verfasser im vorliegenden Werke sich nicht auf die einzelnen von der Expedition besuchten Völker beschränkt, sondern wir haben in der Arbeit eine vollständige systematische Ethnographie des ganzen Erdballes zu begrüssen: ein Werk, wie wir es in solcher Ausdehnung, in dieser Uebersichtlichkeit und in dieser gewandten anziehenden Darstellung noch nicht besitzen.

Bekanntlich begegnen wir innerhalb der Ethnographie bisher zweien nicht immer mit einander im Einklange stehenden Richtungen, einer naturwissenschaftlichen und einer linguistischen. Wenn jede für sich ohne Rücksicht auf die andere ein System aufzustellen sucht, so kann es nur sehr einseitig ausfallen: sie müssen sich beide gegenseitig ergänzen. Die Anthropologie betrachtet den Menschen an und für sich, herausgerissen aus dem Zusammenhange mit einer cultivirten Gesellschaft, als Naturproduct, daher sowohl nach seinen sinnlichen Merkmalen als auch nach den vorhandenen, durch Cultur nicht weiter entwickelten geistigen Anlagen, und legt ihrer Eintheilung der Menschheit bald diese, bald jene hervorstechenden sinnlichen Merkmale zu Grunde, wie z. B. Linnée, Blumenbach, Duméril, Cuvier, Virey, Lesson, Pickering das meiste Gewicht auf die Hautfarbe und das Haar, Retzius und Welcker auf die Schädelbildung legen. Darnach lassen sich allerdings verschie-

Digitized by Google

dene Menschenrassen aufstellen, und müssen derartige sinnliche Merkmale sämmtlich zusammengefasst, nicht vereinzelt zu Grunde gelegt werden; allein damit ist für die Kenntniss der Menschheit nur eine Seite in Anschlag gebracht. Die Ethnographie hinwiederum schildert den Menschen nicht als einzelnes Individuum, sondern als Mitglied eines Volkes; Hauptmomente aber, an welchen sich die einzelnen Individuen zusammengehörig und verwandt als Volk erkennen, sind die Sprache und Sitten. Die Sprache namentlich ist es in der geistigen Sphäre, welche die Richtung und den Entwicklungsgang des Menschen bestimmt und an welcher er mit der grössten Zähigkeit hängt, während in anderer Beziehung die physische Begabung des Menschen sammt den äussern Bedingungen zu seiner Existenz über den Fortschritt und das Ziel seiner Cultur entscheiden. Es erscheint mithin vollkommen gerechtfertigt, die einzelnen Völker nach dem Momente der Sprache in Gruppen zusammenzustellen und im System an einander zu reihen oder die Sprache sammt den an dieselbe im Gebiete des geistigen Lebens sich knüpfenden Aeusserungen zum Hauptmerkmale der Völkerverwandtschaft zu erheben. Aber auch diese sogenannte linguistische Ethnographie wäre ohne die anthropologische Betrachtung unvollständig und einseitig: die wahre Ethnographie beruht auf einer Verschmelzung der beiden Richtungen. Und diesen Versuch hat der Verfasser zum ersten Mal mit grossem Geschicke durchgeführt. Dabei kommt es vor allem darauf an, sich über das Verhältniss von Rasse und Sprache vollkommen klar zu werden. Und hier können wir nicht umhin, den Verfasser selbst reden zu lassen, dessen Ansicht wir durchaus beipflichten. Er sagt in der Einleitung (S. I—XXX), die dem beschreibenden Theile vorausgeschickt ist und in der er seinen Standpunkt und die Hauptgrundsätze seines ethnographischen Systems darlegt, S. XI:

»Es lässt sich nicht läugnen, dass Rasse und Sprache im tiefsten Grunde zusammenhängen, der Art, dass letztere der ersteren untergeordnet ist, ohne diese vielleicht auszufüllen. Anomalien, welche sich vorfinden, lassen sich immer auf Mischungen zurückführen. Da nämlich die Sprache fremden Eindringlingen immer Widerstand leistet und in allen Einflüssen zum Trotz ihren Typus immer fester beibehält als der Körper des Menschen, und in ersterer die kleinste fremde Einwirkung immer schärfer zu erkennen ist als im letzteren, so kommt es manchmal vor, dass irgend eine Sprachfamilie sich über zwei erwiesener Massen verschiedene Rassen auszudehnen scheint. Man muss dann annehmen, dass die Einflüsse der einen Rasse stärker in leiblicher, und die andern wieder stärker in geistiger Richtung wirkten. So gehört der ural-altaische Sprachstamm der hochasiatischen Rasse an, während die Osmanen und Magyaren in Europa, sprachlich zu demselben Sprachstamme zählend, entschieden der mittelländischen Rasse angehören. Hier hat die Sprache allen äussern Einflüssen Trotz geboten, die Leiber

Digitized by Google

hingegen haben sich durch das fremde Blut umgewandelt. Dagegen haben auf einzelnen grösseren Inseln der Südsee die Papua's ihre Sprache aufgegeben und jene ihrer cultivirten Nachbarn, der Malayen, angenommen. Aehnliche Beispiele, wenn auch innerhalb der Rasse, bieten die samojedischen Stämme der Sojoten, Matoren, Koibalen und Karagassen dar, welche ihre Sprache aufgegeben und dafür jene ihrer Nachbarn, der Tataren und Burjäten, angenommen haben. Die Phöniker werden als Nachkommen Ham's angeführt; alle ihre Einrichtungen, ihr ganzer Volkscharakter beweisen, dass sie mit den Hamiten der Tigris- und Euphrat-Gegenden und mit den Aegyptern verwandt waren. Sprachlich sind sie aber sicher zu den Semiten zu rechnen; dies beweisen ganz deutlich die Ueberreste ihrer Sprache. Die Nachkommen der Aegypter und die meisten Stämme der Libyer, obwohl physisch zu den Hamiten zählend, gehören nunmehr sprachlich zu den semitischen Arabern.«

»Gewiss kommen ebenso oft Fälle vor, wo sowohl Rassentypus als Sprache untergehen und sich weder in der einen noch in der andern Beziehung irgend welche Spuren nachweisen lassen. So erging es den Bulgaren, wahrscheinlich finnischen und tartarischen Stämmen, welche ganz und gar in dem indogermanischen Stamme der Slaven aufgegangen sind. So erging es den meisten Stämmen, welche während der grossen Völkerwanderung auftauchten und namenlos verschwanden. Es gibt mehrere Menschenvarietäten, welche nur als Ueberreste grösserer und weit verbreiteterer Rassen gelten können, wie z. B. die Hottentoten-Rasse, die Battak-Rasse u. s. w. Ebenso bilden manche Sprachen nur Ruinen grösserer Familien, wie z. B. das Baskische, die Sprachen des Kaukasus, die Hottentoten-Sprache u. s. w. Solche Rassen- und Sprachüberreste sind Trümmer grösserer Organismen, welche sich aus dem hitzigen Kampfe ums Dasein gerettet haben.«

Im weiteren Verlaufe der gehaltvollen Einleitung werden noch viele andere hier in Betracht kommenden Punkte besprochen, von denen wir einige hervorheben wollen. Der Verfasser betont insbesondere die gänzliche Verschiedenheit und Unveränderlichkeit der Rassentypen. Diese wird durch nichts besser illustrirt als durch den Kampf ums Dasein. Nur der Stärkere ist zum Dasein berechtigt, der Schwächere muss entweder verschwinden oder im Stärkern untergehen. Die ägyptischen, assyrisch-babylonischen, persischen Denkmäler stellen uns Typen verschiedensr Rassen dar; ihre Merkmale stimmen mit denen der jetzigen Repräsentanten derselben Rassen vollkommen überein: so wenig vermochten vier Jahrtausende am Rassentypus zu verändern. Unter den Merkmalen der Rassentypen ist gewiss die Hautfarbe am auffallendsten, und sie wird sicherlich durch die Umgebung, besonders das Klima beeinflusst und verändert. Dennoch lässt sich »die verschiedene Farbe der Rassen nicht aus der Einwirkung dieses physikalischen Gesetzes ableiten. Wir finden wohl in Afrika nahe dem Aequator die schwarze

Digitized by Google

Hautfarbe vorherrschend, obwohl sie bei den Völkern der Fulah-Rasse und den Hamiten gar nicht schwarz ist; dagegen sind die Malayen und die hinterindischen Völker, welche dem Aequator ganz nahe wohnen, bedeutend lichter als die Australneger und Papua's. Die amerikanische Rasse zeigt unter fast allen Breitengraden beinahe dieselbe olivenkupferbraune Hautfarbe. Ein ebenso auffallendes Rassenmerkmal ist die grössere oder geringere Mächtigkeit der Behaarung, besonders der unteren und der Seitentheile des Gesichtes. Niemand wird behaupten, dass dieses Merkmal mit dem Klima in irgend welcher Beziehung stehe. Der Mittelländer (Kaukasier), welcher zum grössten Theil gemässigte Landstriche inne hat, aber auch (in Indien, Arabien, im nördlichen und nordöstlichen Afrika) heisse Gegenden bewohnt, zeichnet sich durch besonders starke Behaarung und Bartwuchs aus; dem Hochasiaten, Amerikaner, Mongolen fehlt der Bart entweder gänzlich oder ist sehr schwach ausgebildet. Während der Neger nur spärlichen Bartwuchs zeigt, ist derselbe beim Australier stark entwickelt vorhanden« (S. XIII).

So wichtig die Sprache für die Ethnographie ist, so ist die letztere noch nicht damit zufrieden gestellt, wenn sie die Sprachen einer Völkergruppe kennt; sie weiss, dass es ausserdem noch andere auf die Culturentwicklung einwirkende Factoren gibt: die Gestaltung des Landes, Klima, die umgebende Natur mit ihren Erzeugnissen, Fauna und Flora, insbesondere die Nutzpflanzen und Nutzthiere u. s. w. Daraus ergibt sich, dass bei ethnographischen Schilderungen die Sprachwissenschaft nothwendig mit der Naturwissenschaft Hand in Hand gehen muss. Aus diesen äusseren Lebensbedingungen erklären sich auf Grundlage der durch den Rassentypus ursprünglich gegebenen körperlichen Unterschiede und der geistigen Begabung die verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit: am niedrigsten steht der Australier, schon bedeutend höher die Fischer- und Jägervölker Amerikas und Nordasiens, wieder höher die verschiedenen Nomadenvölker, dann folgt der Ackerbauer, endlich die Industrie-Völker. Aber solcher Punkte, die alle Bedingungen zu einer höhern Cultur in sich vereinigen, gibt es auf der bewohnten Erde nicht eben viele. Als solche Culturstätten werden innerhalb der Grenzen der alten Welt aufgezählt und nach ihren Eigenthümlichkeiten kurz geschildert: China, Indien, die Euphrat- und Tigrisländer mit den im Osten und Westen sich daran schliessenden Gegenden der eranischen und vorderasiatischen semitischen Cultur, Aegypten, die Meeresküsten und Inseln Vorderasiens mit den gegenüberliegenden Halbinseln und Inseln Europas, nämlich Griechenland und Italien, endlich als neueste Culturstätte das durch Germanen und Slawen aufgefrischte Europa. In der neuen Welt boten nur Mexico und Peru die Bedingungen zu einer einigermassen höhern selbständigen Cultur, von Nordamerika abgesehen, das mit europäischen Colonisten bevölkert und mit den Nutzpflanzen und Nutzthieren der alten Welt versehen ist.

Digitized by Google

Auf S. XXIII—XXVI gibt dann der Verfasser eine Eintheilung der Menschheit nach den Rassen und den durch Sprachen geschiedenen Völkern, und zwar ist die Anordnung so, dass die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes in seinen verschiedenen Typen ersichtlich wird. Die einzelnen Typen sind ebenso viele Entwicklungsmomente in der Geschichte der Menschheit. Dadurch wird die Ethnographie zu einer Geschichte der menschlichen Cultur, zu einer Geschichte der Menschheit überhaupt. Als solche Rassen mit den durch Sprache geschiedenen Völkern werden dreizehn aufgestellt: I. Australier. II. Papua. III. Malayen und IV. Battak (melanesische, malayische und polynesische Sprachen). V. Afrikanische Neger (Negersprachen). VI. Mittelafrikaner (Fulah- und Nuba-Sprachen). VII. Hottentoten. VIII. Kaffern (Bantu-Sprachen). IX. Amerikaner (Sprachen Nord-, Mittel- und Südamerikas). X. Nordasiaten (Jukagiren, Korjaken, Tschuktschen, Kamtschadalen, Kurilier, Eskimo in Nordamerika). XI. Südasiaten (Dravida-Sprachen und Singhalesisch). XII. Mittel- oder Hochasiaten (1. ural-altaische Sprachen der Samojeden, Finnen, Turkstämme, Mongolen und Tungusen; 2. Japanisch; 3. Koreanisch; 4. einsilbige Sprachen von Tibet, Hinterindien und China). XIII. Kaukasier oder mittelländische Rasse (1. Baskisch; 2. kaukasische Sprachen im Kaukasus; 3. Hamitische Sprachen: libysche, äthiopische und ägyptische Gruppe, Assyrier und Babylonier mit den später semitisirten Phönikern; 4. semitische Sprachen; 5. indogermanische Sprachen). Zum Beweise, dass wir in dieser Eintheilung der Menschheit einen successiven Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte derselben nicht verkennen können, werden S. XXVII f. die Haupttypen in kurzen markanten Zügen charakterisirt. Der Raum verbietet uns leider, diese trefflich gelungene Charakteristik hier mitzutheilen.

Sehr instructiv ist auf S. XXIX f. eine Uebersicht über die Vertheilung der Rassen nach der Zahl ihrer Individuen; als Gesammtbevölkerung der Erde ergeben sich daraus ungefähr 1342 Millionen Menschen, eine Zahl, welche von der durch Behm gefundenen (Geographisches Jahrbuch I. 129) nur um 8 Millionen abweicht. Nach der Grösse geordnet stellt sich das Verhältniss der einzelnen Rassentypen folgendermassen dar: I. Hochasiaten 550 Mill. (Ural-Altaier 35½, Turkstämme 20, Japanesen 35, Völker mit einsilbigen Sprachen 470, darunter 440 Mill. Chinesen, Annamiten 12, Siamesen 5, Tibeter und Barmanen je 4 Mill.). II. Mittelländische Rasse 547 Mill. (Hamiten 20, Semiten 15, Indogermanen 509, unter letzteren Inder 150, Eranier 18, Kelten 5, Griechen 2½, Romanen 130, Slawen 82, Germanen 120 Mill.). III. Afrikanische Neger 130 Mill. IV. Südasiaten 34 Mill. V. Malayen 28—29 Mill. VI. Kaffern 18 Mill. VII. Amerikaner 12 Mill. VIII. Mittelafrikaner 9—10 Mill. (Fulah 8, Nuba 1½ Mill.). IX. Papua's 1½—2 Mill. X. Australier 80.000. XI. Hottentoten 50.000. XII. Nordasiaten 40.000. Dazu kommen noch Mischlinge der verschie-

Digitized by Google

denen Rassen, namentlich der Neger, Amerikaner und der mittelländischen Rasse 10 Millionen.

Im speciellen Theile des Werkes (S. 1—208) werden nun die 13 Rassen in der aufgestellten Reihenfolge sämmtlich ausführlich behandelt, indem von der niedersten Stufe der Entwicklung bis zur höchsten, vom Australier bis zum Indogermanen aufgestiegen wird, und zwar so, dass wir bei jeder Rasse die Rubriken haben: Land und Klima, Fauna und Flora, Typus, dann Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen, darauf geistige Anlagen, weiter Leben, Sitten, religiöse Anschauungen, endlich Sprache, und bei höher stehenden Völkern Mythen, Sagen, Literatur, Wissenschaft. Bei weitverzweigten Völkern finden wir Erörterungen über die ursprünglichen Wohnsitze und die Verbreitung, Zeit der Trennung und Ursachen der Spaltung in verschiedene Stämme und Veranlassung der Wanderungen, Uebersichten der zu der Rasse gehörenden Völker u. s. w. Von jeder Rasse wird ein besonders hervorstechendes Volk als Repräsentant des Ganzen ausgewählt, um an ihm die Eigenthümlichkeiten in ausführlicherer Darstellung zur Anschauung zu bringen; solche Bilder sind äusserst lebendig und anziehend gehalten. Man vergleiche z. B. die ausführliche Schilderung der Maori's auf Neuseeland als Typus des rohen Malayen S. 46—71 und den Typus des verfeinerten Malayen in der Schilderung der Javanen S. 72—90, oder die des Chinesen als Repräsentanten der Hochasiaten S. 153—186. Der Sprache als solcher wird in der Regel nur eine kürzere Betrachtung gewidmet, mit ihr beschäftigte sich ausschliesslich der 1867 erschienene linguistische Theil, auf den und dessen Besprechung in diesen Blättern (1867. No. 18) wir zurückverweisen; dort sind die meisten Sprachen der hier geschilderten Völker bereits behandelt; namentlich ist dort auch bereits theilweise die hier durchgeführte Ethnographie Afrikas und die damit in Verbindung stehende Ansicht über die Stellung der Hamiten, die jetzt nur ausführlicher begründet wird, gegeben, wie wir S. 274—276 der Jahrbücher gezeigt haben. Neu erscheinen im gegenwärtigen Werke in dieser Beziehung nur Mittelafrika, Amerika, Nordasiaten, Mittelasiaten und bei der mittelländischen Rasse Baskisch, kaukasische und indogermanische Sprachen. Auf Einzelnes näher einzugehen gestattet uns der Raum nicht; wenn es nicht unbescheiden ist, so erlauben wir uns auf unsern Versuch einer sprachlichen Ethnographie hinzuweisen, in welchem die Hauptresultate (nur einige wenige unbedeutende Völker sind übergangen) zusammengestellt sind.*)

Als Anhang ist beigegeben: A. Verzeichniss der mitgebrachten und im k. k. Hofnaturalienkabinet in Wien deponirten ethno-

*) B. Jülg, Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblick über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. Innsbruck 1868. (Vgl. diese Jahrbücher 1868. No. 17. S. 264—272).

Digitized by Google

graphischen Gegenstände, 358 Nummern (S. 209—215), und B. die mitgebrachte und am gleichen Orte aufbewahrte kraniologische Sammlung, 95 Kranien (S. 215—216). Die 10 vortrefflich ausgeführten photographirten Tafeln (Hütten-Modelle, Waffenstücke, Statuen und Reliefs aus Tempeln u. dgl.) bilden leider nur eine Probe der ethnographischen Galerie, welche, wenn die Geldmittel hingereicht hätten, dem Werke beigegeben worden wäre.

Eine sehr werthvolle Beigabe ist die ethnographische Weltkarte, ausgeführt von J. A. Kracher; sie bringt uns die Vertheilung der Menschheit nach Rassen und Völkergruppen zur Anschauung. Die Farben der einzelnen Rassen sind nach den Hautfarben derselben gewählt; die einzelnen Völker sind durch verschiedene Schraffirung der Farbenstriche ausgezeichnet.

Wir können nicht umhin, dieses Werk jedem dringend zu empfehlen, der eine gründliche Einsicht in diese hochwichtigen Fragen der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gewinnen will. Das Hauptverdienst liegt jedenfalls darin, dass es zum ersten Mal den Versuch macht, die Ethnographie auf dem natürlichen Grunde der Anthropologie aufzubauen, und dass es neben der strengsten Wissenschaftlichkeit in so lichtvoller und gewandter Darstellung abgefasst ist, dass es nicht nur dem Sprachforscher und Naturforscher, sondern auch jedem Gebildeten hoch willkommen sein muss.

Innsbruck. **Bernhard Jülg.**

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. Dritter Band. Erste Abtheilung. Berlin 1868. 574 S. und zwei Pläne.

Ueber dem dritten Bande des Herrn Verfassers ist die Geschichte der Stadt Rom in ein Stadium getreten, das von ihrem Beurtheiler ein tieferes Eindringen in den Gang der Schicksale der Menschheit überhaupt verlangt.*) Die meisten Geschichtschreiber halten sich an die Facta, und kommen über der Romantik, womit letztere ihren Liebhaber umnebeln, nicht dazu, den Schlüssel zu ihrer Erklärung zu finden. Wer aber dieses Geheimniss erschlösse, der hätte das Verständniss jenes ganzen Jahrhunderts in seinem Besitze, das zwischen dem Concil in Constanz und dem Tode Alexanders VI. verfloss, ohne aber innerhalb dieses Zeitpunktes sei-

*) Die Geschichte der Stadt durch die Zeiten des Alterthums von ihrer Gründung an bis zum Untergange des Reiches dem sie den Namen gegeben, zu verfolgen, war ein verhältnissmässig vorgezeigter Weg. Vgl. unsere Anzeige Heidelb. Jahrbb. 1867. No. 41. Und doch verstand der Verf. sich die Originalität seiner Darstellung zu wahren, in welcher mit dem ersten Bande sein zweiter wetteiferte, der des eigenthümlichen Ruhmes nicht ermangelt, Licht in zahllose Dunkelheiten, welche über der Stadt im Mittelalter schwebten, gebracht zu haben. Vgl. unsere Anzeige, Heidelb. Jahrbb. 1868. No. 26.

Digitized by Google

nem Wirken nach beschlossen zu sein. Die Anregungen, wovon die sogenannten humanistischen Tendenzen jenes Jahrhunderts begleitet waren, sind nämlich noch heute nicht zur Ruhe gekommen. Hier liegt daher ein Räthsel verborgen, dessen Lösung unsern Geist nicht unbeschäftigt lassen darf, und zu der wir, ehe dieser Bericht zu Ende ist, unsern Beitrag zu liefern versuchen müssen.

Doch dem Verdienste zuerst die Ehre! Die Geschichte der Epoche des Wiederauflebens nach diesem Verfall, wie der Verfasser selbst im Vorwort das fünfzehnte Jahrhundert für die Stadt benennt, hat er in einem Buch der Art zusammengefasst, dass er hier Politisches und Cultur je für sich betrachtet.

Obwohl unsere einleitende Bemerkung eigentlich dem Abschnitte über Literatur und Kunst des besagten Jahrhunderts entstammt, so werden uns vor der Hand die politischen Abschnitte bei ihm als die wichtigeren beschäftigen. Denn sie bestimmen und bedingen die Phasen der Stadtgeschichte und helfen die Ueberschrift des Jahrhunderts erläutern: Ausbildung der päpstlichen Monarchie. Jener dritte Abschnitt geht weit über sie hinaus, und rechtfertigt den in ihm gebotenen Gesichtspunkt uns noch vorzubehalten. Möge also das Speciellere das Wichtigere sein!

Wir haben also von einem Verfall Notiz zu nehmen und den Process des Wiederauflebens zu verfolgen. Auf den zweiten Band, wo die Ursache des Verfalles städtischen Wesens, nämlich die Zeit während welcher die Päpste in Avignon abwesend waren (1305—1376) betrachtet wird, zu verweisen, wird man keine Versündigung an dem Leser nennen, der mit seiner Lektüre über jene Zeit schon hinausgekommen ist. Wir entschuldigen uns übrigens durch das Beispiel des Verfassers, der selbst soweit oder wenigstens weit diesseits ausholt. Eigentlich liegt der Rückweis auf jene Zeit in der Natur der Sache, und wollen wir nicht Anstand nehmen, Bericht darüber zu geben, wie der Verfasser sich der an sich interessanten Aufgabe entledigt hat.

Sein Bericht über die Verödung, welche der Zeit des Schisma's (1376–1415) folgte, bezeichnet es als ein Glück, dass man in dieser traurigen Zeit nicht an Ausgrabungen dachte; denn wie einer von Poggio's, und Leonardo Bruni's Freunden, Cencio de Rustici melde, was zum Vorschein gekommen, sei verstümmelt oder vernichtet worden. Bd. III. S. 9.

Das Schicksal der Grabcippen aus dem Mausoleum des Augustus u. v. a. dienen zum Beweise.

Was die Zeit der Abwesenheit der Päpste nicht beschädigt hatte, daran legten die vier Decennien des Schisma's die zerstörende Hand. Man darf das Gesagte nicht blos auf die Denkmäler des vorchristlichen Alterthums, man muss es auch auf die christlichen Denkmäler beziehen. Der Verfasser bezeugt übrigens, dass manche andere Stadt schönere Kirchen aufzuweisen, und dass Rom

Digitized by Google

nur die grossen Basiliken und vielleicht die Pracht der inneren Ausstattung vor jenen vorausgehabt habe.

Das Charakteristische in jener Zeit sind die Thürme gewesen, welche aus den Wohnhäusern der Barone und der vornehmen Bürger ebenso viele Burgen gemacht hatten. Versteht sich, lässt sich davon die Erinnerung an die Parteifehden zwischen Ghibellinen und Guelfen nicht trennen. Diese Bezeichnungen erhielten sich noch in Geltung. Aber nicht im alten Sinne; sie hatten bereits lange angefangen, Privatverhältnisse und Stimmungen auszudrücken, und handelte es sich für sie nur noch um provincielle und städtische Interessen.

Ich will nicht den Zusammenhang verlassen, sonst wäre die Frage am Platze, ob, wenn nicht Rom bereits seit Jahrtausenden eine bestimmten Stadtgrenzen gehabt, es unter jenen Uebelständen hätte sich zu einer Stadt ausbilden können, die man eine Papststadt zu nennen hätte? — Vielleicht darf aber wiederholt werden, dass an der Vorstellung, die man sich noch heute von Rom macht, vornehmlich die Thatsache Antheil hat, dass das Papstthum diese Stadt als herrenloses Gut überkam. Das Werk der gothisch-longobardischen, sowie der saracenischen Zeit, welches von Aussen bedrängt, und durch die Verödung der Campagna die Isolirung der Stadt bewirkt hatte, konnte nur noch durch die inneren Fehden der späteren Zeiten überboten werden.

Die Darstellung weist nach, dass wie in Rom selbst, so auch im Kirchenstaat die faktische Auctorität der Päpste während des vierzehnten Jahrhunderts manchfaltigsten Wechseln unterlegen gewesen sei. S. 51. Bei der definitiven Rückverlegung des hl. Stuhles nach Rom habe der Kirchenstaat das bunteste Gemisch von Constitutionen und Rechten dargestellt, die Folge habe sein müssen, dass er des Gefühls und des Bewusstseins der Zusammengehörigkeit noch weit mehr ermangelt habe, als andere Staaten derselben Zeit. Nicht allein, dass innerhalb der dem Papstthum anerkannt zugehörigen Lande die Territorialität in der engherzigsten Umgrenzung ihres Begriffs überwog, die Geschichte der päpstlichen Vicare, die sich gewissermassen in den Besitz faktisch getheilt hatten, bot eine ununterbrochene Kette von Meutereien gegen die päpstliche Herrschaft dar. Für die Zukunft kam es darauf an, ob die Päpste, wie der Verfasser meint, sich durch die Leichtigkeit des Entstehens und Wechsels autonomer Gestaltungen zu eigenen Versuchen solcher Bildungen bestimmen lassen, oder aber ob sie die Stärkung der souveränen Gewalt anstreben würden.

Das Sinken der päpstlichen Gewalt und der Reichsgewalt hatte in Italien der festeren Gestaltung der Staaten Vorschub geleistet, worunter Mailand ein System darstellte, welches alle Kräfte eines Staates in Einer Hand vereinigte, »ohne Controle, aber auch ohne rechte Stütze ausser im furchtsamen Gehorsam, rasch und schlagend

Digitized by Google

zu wirken vermag, aber vor plötzlichem Rückschlag nicht geschützt ist« (S. 60).

Erst nachdem der Papst gewisser von Neapel her drohenden Gefahren überhoben, sowie der Rivalität zwischen Visconti und dem venetianischen Nachbar eine Schranke gesetzt war, begann die Wiederherstellung der päpstlichen Auctorität deutliche Schritte zu machen, und erfolgreiche, weil die Auctorität anerkannt wurde.

Martin benutzte dies für den Kirchenbesitz und für seine Familie. Die Waffenruhe, die er zwischen Rom und den Baronen schloss oder verlängerte, schaffte die Hindernisse bei Seite und liess ihn in seinen Massregeln als Herrn erscheinen. Die Ruhe wurde nicht gestört, und herrschte in der ganzen Umgebung Roms eine Sicherheit, die man lange nicht gekannt hatte.

Das war Martin's V. Regierung! Friede, Ordnung, Ruhe und Sicherheit der zur Stadt führenden Strassen, wie sie unter ihm geblüht hatten, hörten unter seinem Nachfolger Eugen (IV.) auf, Dank der selbstloseren Regierungsweise, und dem massgebenderen Einfluss, den das durch Martin zurückgesetzte hl. Collegium sich ausbedungen (S. 71 ff.), aber auch Dank der Begünstigung, die die Colonna seitens Martin erfahren hatten.

Lassen wir die kirchlichen Ereignisse, die durch das Concil von Basel (1431 ff.) bedingt waren, so war das für die Stadt Rom wichtigste Ereigniss jener Aufstand, der am 29. Mai 1434 ausbrach, die Einsetzung einer republikanischen Regierung so wie die Flucht Eugen's nach Ostia zur Folge hatte, S. 93. Wieder waren es die Edelleute die regierten, und auf nichts Anderes sannen als zu rauben. Ein Beleg zu dem, was man unter einem Ghibellinen verstand. Denn sie nannten das, sich zur ghibellinischen Partei halten.

Schon Ende October's machte eine Gegenrevolution diesem Treiben ein Ende. Der bisherige Verwalter der Mark Ancona Vitelleschi erhielt die Statthalterschaft mit ausgedehnter Vollmacht übertragen. Zum Cardinalat erhoben, verschmähte derselbe auch nachher nicht das Kriegshandwerk. Sowohl Toscana 1435, als besonders die Umgebung Rom's nach Osten 1436 (infolge eines neuen durch mehrere Barone versuchten Aufstandes) mussten seine Hand fühlen.

Fünf Jahre erhielt sich der furchtbare Machthaber die Gunst der Papstes. Seine Gegner mehrten sich mit seinen Erfolgen. Der Papst wurde bearbeitet. Sein grausames Ende im März 1440 war wieder eines jener Beispiele von Verbrechen aus Lakaieneifer. Ob die Florentiner, die an Vitelleschi's Schuld glaubten, darin Recht hatten, lässt der Verfasser unentschieden. Aber jedenfalls muss den Papst, der nach ihrer Meinung entschlossen gewesen, sich seiner auf alle Weise zu entledigen, das Urtheil treffen, das in der Trauer des Volkes um den Todten sich ausdrückte.

Ich habe der kirchlichen Dinge, der Suspension des Papstes

Digitized by Google

durch das Basler Concil, sowie seiner Absetzung durch diese Versammlung, die zu einem conciliabulum zusammengeschmolzen, ebenso des am 6. Juli des J. 1439 erfolgten Schrittes zur Vereinigung der orientalischen mit der römischen Kirche auf dem Concil in Florenz nicht weiter gedacht.

Es sollte sich zeigen, dass das letzte Ereigniss bei dem des Kaisers Johannes Paläologos persönliche Anwesenheit hatte entscheiden sollen, und an das letzthin wieder bei einem bekannten Anlasse erinnert worden ist*), imaginär war.

Die letzten Jahre (bis 1447) verursachten Eugen noch schwere Sorgen, zunächst bis er wieder über Siena nach Rom (1443) zurückkehrte.

Trotz des noch nicht geschlichteten Kampfes zwischen ihm und Francesco Sforza belastete er sich mit den Geschäften eines Concils, das bald nach seinem Einzuge in Rom im Lateran eröffnet wurde. S. 105. Vor diesem musste der Rest des Basler Conciliabulums bald verschwinden.

Im November 1444 wurde die Christenheit durch die Niederlage des ungarischen Regenten Ladislaus von Polen bei Varna gegen den Sultan Murad erschüttert. Vertragsbruch des Königs hatte den Kampf herbeigeführt. Der Cardinallegat hatte zum Unternehmen gedrängt. So ward der Papst indirekt betheiligt.

Die Verhandlungen mit Deutschland gestalteten sich mit 1447 freundlicher. Aber Eugen, der die Artikel der Gesandtschaft annahm, erlebte den Abschluss des Friedenswerkes nicht.

Er starb schon im Februar des Jahres, nicht mit dem Ruhme, ein glücklicher Papst gewesen, wohl aber mit dem nachtheiligen Andenken, zu heftigen und starrsinnigen Willens gewesen zu sein.

Wir kommen zu Nikolaus V., einem Papste, dem der Wille innewohnte, in Bezug auf kirchliche und auf politische Verhältnisse Frieden zu erzielen. Nicht sowohl das Aschaffenburger Abkommen (1448), welches der Verfasser einen Rückschritt von dem durch die beiden grossen Concilien Erlangten nennt, S. 118, als vielmehr die Beilegung des Schisma's, indem endlich der Gegenpapst Felix V. (1449) seiner Würde entsagte, war ein Beweis, dass Nikolaus V. vom Glück begünstigt war.

In politischer Beziehung hatte er das Glück gehabt mit Francesco Sforza schon 1447 ein Abkommen zu treffen. Obschon eine Seuche, die 1448 u. f. in der Romagna und in Rom wüthete, die Gemüther tief erregten, so war die Beschäftigung, die Sforza (infolge Visconti's Tode 1447) im Dienste der Mailänder gefunden hatte, eine erhöhte Bürgschaft des Friedens.

Als dann Sforza 1450 förmlich Herzog von Mailand wurde, zeigte sich, dass dieser kriegerische Geist auch fähig war, den Frie-

*) Vgl. A. A. Z. 1868. 11. Nov. S. 4791.

Digitized by Google

den zu sichern, den sein unkriegerischer Vorgänger durch seine ränkespinnende Politik ein ganzes Menschenalter gestört hatte.

Ich erwähne der Krönung König Friedrich's III. nur vorübergehend, eines Ereignisses, das den letzten Schimmer auf die ehemalige Bedeutung Rom's für das deutsche Reich warf (18. März 1452) S. 120 ff. Wir scheiden ohne Leid von einer Erinnerung, die nur noch einmal Karl V. werth hielt wenigstens in Bologna aufzufrischen.

Länger wäre der Mühe werth uns bei dem Fall von Constantinopel zu verweilen (29. Mai 1453), wenn wir Gewinn davon für den Gedanken an Rom zu gewinnen wüssten, es sei denn, dass wir einen Einfluss davon auf den Papst bezeugen. Allerdings war die Freude Nicolaus' V., den freilich die Verschwörung eines Poreari*) verstimmt hatte, der den Cola di Rienzo hatte spielen wollen, aber Catilinarischer Mittel fähig war, seit jenem Tage dahin. Weltschmerz ist die Mitgabe edler Seelen, und Nikolaus hatte eine solche.

Die Folge war, dass seine Kräfte dahin schwanden. Doch das Glück blieb bei ihm. Denn er erlebte noch den Abschluss des Vertrags zwischen Venedig, Mailand und Florenz, dem er selbst dann auch beitrat, sowie König Alfons. Der Verfasser charakterisirt diesen Vertrag, der in Lodi 1554 geschlossen wurde, mit folgenden bezeichnenden Worten: »So begann für Italien die Zeit der Bündnisse und des politischen Gleichgewichts, eine Zeit die nicht ohne manchfache Störungen verlief, aber im Ganzen zwischen den kleinen localen Kriegen der vorhergegangenen zwischen den grossen europäischen der folgenden Jahre ein gutes Andenken zurückgelassen hat. Die glänzenden Tage des Condottierenthums waren zu Ende von dem Moment an, wo der glücklichste und weiseste der Condottieren Herr eines ansehnlichen Staates wurde.« S. 118.

In der That kann man diesen Frieden eine Epoche in der Geschichte Italiens nennen, deren Erinnerung sich mit den Namen Cosimo Medici, Nicolaus V. und Alfons von Neapel begegnet.

Nicht lange nach diesem Frieden starb der genannte Papst, von dem der dritte die Renaissance behandelnde Abschnitt noch so viel zu rühmen weiss, in der Nacht vom 24. zum 25. März 1455.

Aus der Wahl des hl. Collegiums ging ein Spanier hervor, Calixtus III., dessen Haupterfolg in dem Resultat lag, die Christen zum Kampf wieder die vordringenden Türken zu vereinigen. Doch geht auch auf ihn die Erhebung einer Borgia (Rodrigo Lenzoli) zum Cardinal zurück.

---

*) Die letzte der Empörungen, nach des Verfassers eigenen Worten, S. 161, welche vorgaben, die communale Autonomie gegen die Papstgewalt zu wahren.

Digitized by Google

Dieser Umstand, sowie seine Weigerung, den Erben des am 27. Juni 1458 verstorbenen Königs Alfons zu belehnen, in der Hoffnung, den Süden Italiens für die Kirche zu erwerben, wogen in ihren Folgen jenen Ruhm dieses Papstes auf.

Glücklicherweise starb er schon Anfangs August desselben Jahres.

Sein Nachfolger, der Cardinal von St. Sabina, Enea Silvio Piccolomini, als Papst Pius II., S. 135, beeilte sich, den heraufbeschworenen Conflikt mit Ferrante, Alfons Erben zu beschwichtigen, um freie Hand für einen Congress zu haben.

Der Kampf des Adels von der Anjou'schen Partei gegen den Aragonesen Ferrante, der während des Papstes Abwesenheit in Mantua u. s. w. entbrannte, ist ein Beleg zu den Störungen, wovon der Verfasser in seiner Bemerkung über den Vertrag von Lodi Notiz nahm.

Die Stadt wurde mittelbar davon berührt, insofern ein Graf Everso von Anguillara zu Unruhen daselbst ermuntert wurde.

Eine schätzenswerthe Aufmerksamkeit widmet der Verfasser episodisch den Wirkungen, welche nicht minder die um sich greifenden Eroberungen der Türken durch die vertriebenen griechischen Fürsten und Fürstinnen auf die Stadt übten. S. 143 ff.

Nicht der Friede den Italien genoss, sondern die Unlust lähmte den Erfolg der Bemühungen des Papstes auf den Congress in Rom (Septbr. 1463) und durch den Anfruf zu Gunsten der bedrohten Christenheit im Orient.

Der eigene Tod verhinderte, dass er, nur der Venetianer sicher, persönlich gegen die Türken auszog. Nur bis Ankona gelangte er. Hier starb er im August 1463.

Aus der Darstellung des Verfassers erhellt nicht, dass das Papstthum einen wirksamen Schritt zum Ausbau der weltlichen Souveränetät über das Ernennungsrecht zu gewissen Aemtern unter Pius II. hinaus that.

Wir würden auch anlässlich Paul's II. zu weit von dem Gesichtspunkte uns entfernen, von dem wir uns bei der Prüfung des vorliegenden Bandes in seiner ersten Hälfte haben leiten lassen wollen, wenn wir über die Darstellung des Verfassers genauer als nöthig berichten wollten.

Auch Paul II. begnügte sich bei seiner mangelhaften Bildung, S. 154, mit dem Niveau einer durch Versöhnung erwerbbaren Zustimmung und Zufriedenheit. Nur der Ueberwältigung der ruhelosen Orsini durch seinen Legaten Forteguerri darf man ein Symptom zunehmender innerer Kräftigung sehen. S. 156. Daneben muss eine Redaktion der Gesetze und die darauf basirte (erste) Druckausgabe derselben (1470—71) herangezogen werden, welche dem Pontificat Paul's II. in der bewussten staatsrechtlichen Richtung Wichtigkeit gibt. Zugleich muss man wissen, dass sich der Grundsatz Bahn brach, nicht mehr ganze Provinzen

Digitized by Google

als päpstliche Vicariate zu verleihen, wie dies noch mit der Romagna, und mit Spoleto im Jahr 1419, und unter Eugen mit der Mark der Fall gewesen war.

Der grösseren Regelmässigkeit der Bahnen, worin das Papstthum sich zu bewegen anfing, wurde durch des Nachfolgers italienische und Kreuzzugs-Politik natürlich unterbrochen. Mit der Nachricht von dem im Mai (1481) erfolgten Tode Mohammeds war seine auswärtige Politik zwar um ein Motiv leichter. Aber dafür wiederholten sich in den nächsten Jahren die Auftritte zwischen den Orsini, auf deren Seite der Papst steht, und den Colonna, was sehr übersichtlich vom Verfasser erzählt wird. S. 181 ff. Beim Tode Sixtus' IV. war die Verwirrung am grössten. S. 184 ff.

Ohne das Ende der Basler Concilangelegenheit, die ein Dominikaner im Jahr 1482 erneuerte, zu erleben, starb Sixtus im August 1484.

Noch sieben und mehr Jahre sind wir entfernt von dem Regierungsantritte des für die Consolidirung des weltlichen Papstthums grundlegenden und wichtigsten Papstes dieses Jahrhunderts.

Auf diese sieben Jahre hinzuweisen liegt in der Natur der Sache, nicht weil der Papst, durch dessen Pontificat sie gedeckt werden, Innocenz VIII., vielleicht wichtig für die Frage geworden wäre, deren Phasen wir am Faden des Verfassers zu beobachten wünschen, sondern weil sie die Tragweite des von Ludwig XI. jenseits der Alpen gegebenen Beispieles einer centralisirenden Politik ermessen helfen.

Vielmehr zeigten sich die Zustände in Rom unter Innocenz zunehmend von einer Seite, dass es schien, als wollte das Papstthum nicht allein seine Fähigkeit in der Missregierung bekunden, S. 194 ff., sondern sogar darthun, dass es eine Kunst wäre, es dahin zu bringen, dass auch die Polizei nicht gelte.

Geplant konnte da Nichts werden, wo der Sinn dem Gelde und dem Verbrechen zugewendet war. In diese Zeit hätte ein Hildebrand gehört, und sie erhielt einen Borgia!

Ich untersuche nicht, ob dieser Papst (Alexander VI.), der nur dem Streit zweier Mitbewerber untereinander seine Wahl verdankt hatte, das Urtheil verdient, das über ihn seine Zeit und die Nachwelt fällen. Herr von Reumont selbst findet den ernstesten und gewiegtesten Historiker (Guicciardini) in diesem Punkte nicht frei von Leidenschaft. S. 200. Vgl. S. 206.*) Er nimmt Alexander VI. gegen den Genannten, sowie sogar gegen Rucellai's Urtheil

*) Seine Apologie der Lucrezia entkräftet den Widerspruch S. 204 ff. Die Schande des Pontificates bleibt ihm nach S. 207 allein auf Cesare B. haften! Gerechte Vertheilung ist überhaupt als v. Reumont's charakteristischer Zug hervorzuheben. Vgl. anlässlich Savonarola's Ende S. 226. Es ist kein Widerspruch, wenn er bemerkt, dass Alexander VI., dessen weltliche Regierung einen dunkelen Schatten über die geistliche geworfen, das Papstthum in Miscredit gebracht hat. S. 248.

Digitized by Google

durch die Erinnerung in Schutz, dass die Eigenschaft eines weltlichen Herrschers bei der Wahl das bestimmende Motiv gewesen.

Nun freilich, aus seinen Eigenschaften dafür wird auch bei dem erwähnten Historiker kein Hehl gemacht.

Auf dieser Seite liegt die Frage, deren Beantwortung wir bei dem Verfasser nachgehen, und die den Schwerpunkt unseres Berichts bildet.

Dass der Verfasser die Entscheidung für Italien an dem Wendepunkte, wo Alexander VI. steht, zu würdigen versteht, bezeugt er selbst, und zwar vom politischen Standpunkte, S. 207, wo er bemerkt, dass viertehalb Jahrhunderte italienischer Geschichte durch das Ueberwiegen des Auslandes in Italien bedingt worden seien.

Ich halte mich auch bei den Thaten Cesare's, dem wie einem Vorbilde Niccolo Machiavelli die Züge zu seinem *Principe* entlieh, nur insoferne auf, als (nach den Worten des Verfassers auf S. 246) ein Projekt vorhanden war, dahin gerichtet, ein Königreich zu erreichen, welches Umbrien, Marken, Romagna umfassen sollte, zu Gunsten seines Sohnes!

Da es sich um Rom und seine Geschichte handelt, so ist meine prüfende Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ob der Verfasser das Bestreben Alexanders kennt, speciell dem Kirchenstaat eine andere Gestalt zu geben. Er spielt S. 248 darauf an, doch hätte ich ein ausführlicheres Gutachten darüber bei ihm erwartet. Vgl. 470 ff.

Die Zwietracht zwischen Colonnesen und Orsini war nur durch Ausrottung der einen oder anderen Partei zu erreichen; in der Ausrottung der Orsini hat die Zeit Alexander's das Ihrige geleistet. Hätte sie dem Zwecke gedient, die Bewohner des Kirchengebietes von der Geissel der Fehden zu befreien, so wäre das ein Zeugniss für die Unfähigkeit gewesen, anders den Frieden zu sichern, das sich der Papst gestellt hätte.

Nachmals verfuhr ein Sixtus derart gegen die Räuber. Die Ausrottung diente nicht der Abstellung der Fehden, sondern lag in der Entwicklung, welche die Lage in der Romagna durch die Borgia nahm. So ist sie ein trauriger Beleg der Zeit überhaupt gewesen.

In der Hauptsache stehen wir am Ende unseres Berichtes, da die der Papstgeschichte untergeordnete Cardinalsgeschichte des in Rede stehenden Jahrhunderts, S. 251 ff., ein detaillirteres Eingehen verlangen würde, als wir beabsichtigen.

Verwandter ist unserem Standpunkte dagegen wieder das letzte Capitel dieses Abschnittes über Curie und Verwaltung. S. 271 ff. Hier verdient die Abtheilung Finanzwesen hervorgehoben zu werden.

Wenn die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Kirchenstaat, in Spanien, in England hervortretende Hinneigung zur Centralisation nicht der Nachahmung Frankreichs entsprang, so war

Digitized by Google

sie jedenfalls ein merkwürdig sich vervielfältigendes politisches Phänomen. Achten wir in Ermangelung anderer Anhaltspunkte, und da die Nachahmung Nichts beweisen würde, nur auf den Dualismus, der allüberall sich damals bot, und später bietet, wo die nationalen Centren hervortreten. Achten wir auf die Valois und Vasallen (bes. Burgund) in Frankreich; auf die Colonna und Orsini in Rom; auf Castilien und Aragon in Spanien; auf die Lancaster und Tudor. Ueberall ist es das nämliche Gesetz; nur nach den Ländern verschieden trat es durch die Vollziehung in die Wirklichkeit.

Eine Nachahmung ist nicht anzunehmen; denn sonst müsste sie auch für das Piemont und das Preussen das XIX. Jahrhundert angenommen werden. So zu interpretiren, ist zu billig, Unverstand aber ist, das Werk Preussens eine Nachahmung des Beispiels, das Piemont zuvor gegeben, zu nennen. Ich erwähne der beiden letzten Beispiele, nur weil sie die Ergänzung der obengenannten bilden, und weil erst nach einer Zwischenpause von drei Jahrhunderten an diese die nämliche Aufgabe von der Geschichte gestellt wurde. Auch hier war der Centralisation ein Dualismus hinderlich, in Italien der Dualismus zwischen den Häusern Savoyen und Habsburg*), in Deutschland zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg.

In dem nächsten Halbbande, womit der Verfasser sein verdienstvolles Werk zu schliessen beabsichtigt, werden wir die Gelegenheit haben, von dem Ausbau des Kirchenstaats und seines inneren Staatsrechts genauer Kenntniss zu nehmen.

Noch eine Bemerkung restirt; sie ist durch den dritten die Renaissance behandelnden Abschnitt bei dem Verfasser hervorgerufen worden. Die Renaissance war zu gut für ihr Jahrhundert, und nicht durch sie hervorgerufen; sie war eine Ueberraschung für dasselbe! Indem wir gern der Erklärung dieses für unerklärlich ausgegebenen Aufschwungs der alten Literatur und der Culturgebiete, die durch sie zunächst befruchtet worden, vorarbeiten möchten, bedauern wir nur, kurz sein und mit Andeutungen uns begnügen zu müssen.

---

*) Der Fall der Bourbonen in Neapel, dessen Erklärung ausserhalb dieses Zusammenhangs liegt, ist ein Pendant zu 1789 und secundärer Natur.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reumont: Geschichte der Stadt Rom. III.

(Schluss.)

Wir erinnern uns des Satzes von Pascal, worin die Abfolge der Jahrhunderte der Menschheit mit den Lebensstadien des Einzelnen verglichen wird. Wie der Einzelne zu früheren Ueberzeugungen zurückgreift, so die Menschheit im Grossen.

Eine Erscheinung, wie die Renaissance, setzt eine Reaktion gegen die verdüsternde Kirchenreligion nothwendig voraus, wie sie sich unter den Uebelständen des fünfzehnten Jahrhunderts seit dem Constanzer, besonders aber seit dem Basler Concil ausbildete. Die Menschheit knüpfte in ihren besseren Elementen an eine uralte Culturperiode wieder an, die durch den Glauben an Christus schien entwerthet worden zu sein.

Es liegt darin ausgedrückt, dass die christliche Lehre nur eine formale Mission, nicht aber einen socialen Inhalt darzustellen gehabt habe. Die Anknüpfung an die Literatur des alten Roms hatte den Sinn, das Zurückgehen auf eine dem christlichen Rom und Italien, ja Europa immanirende Grundlage jetzt zum Ausgangspunkte geschichtlicher Belehrung zu machen.

Der Platonische Geistesschwung, den die Darstellung der christlichen Lehre durch das Augustinische Filtrum erlangt hatte, trat jetzt die Erbschaft an, unmittelbar den Culturinhalt unter der geschichtlich bedingten Einschränkung zu erneuern.

Nicht zu übersehen, ja charakteristisch ist es, dass die der altrömischen bez. griechischen Literatur zugewendete Geistesrichtung der Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts u. a. besonders durch das Papstthum dargestellt wurde. In dieser Beziehung hat Nikolaus V. eine eingehende Würdigung bei dem Verfasser erfahren.

Es wird nach dem, was wir über die Detailgelehrsamkeit des Verfassers, über seine Beilagen, worunter auch diesesmal die Stammtafeln hervorragen, anlässlich der beiden vorhergegangenen Bände bemerkten, überflüssig sein, unser Lob zu wiederholen.

In den beiden Plänen hebt sich das Neue durch sein unterscheidendes Roth mit zweckmässiger Deutlichkeit hervor.

Aber wir möchten dem Werke eine Karte Rom's zu irgend einem der Jahrhunderte während der päpstlichen Herrschaft beigegeben sehen.

Heidelberg. **H. Doergens.**

Digitized by Google

Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spies'schen Faustbuches vom Jahre 1587, Unicum im Besitze der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien u. s. w. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. August Kühne, Oberlehrer am Herzoglichen Francisceum zu Zerbst. Zerbst. E. Luppe's Buchhandlung. 1868. XX und 256 S. gr. 8.

Der gelehrte Herr Herausgeber dieses interessanten Buches hat sich durch seine Abhandlungen über die Faustsage in den beiden Einladungsschriften zu den öffentlichen Schulprüfungen im Herzoglichen Francisceum zu Zerbst aus den Jahren 1860 und 1866 um die Erforschung des sich auf den Schwarzkünstler Johann Faust beziehenden Sagenkreises wirklich verdient gemacht. Seine Arbeiten zeichnen sich durch Fleiss, Genauigkeit, gründliche Kenntniss des Gegenstandes und eine vorurtheilslose Anschauung aus und verdienen unter den Freunden der Faustliteratur eine weitere Verbreitung.

Nach der ersten Einladungsschrift des Herrn Verf. vom Jahre 1860 waren bisher fünf Exemplare des Faustbuches vom Jahr 1587 bekannt, das erste im Besitze des Buchhändlers Hartung in Leipzig, das zweite in der Ulmer Stadtbibliothek, das dritte auf der Stuttgarter Hofbibliothek, das vierte auf der Wolfenbüttler Bibliothek und das fünfte im Besitze des Generals G. F. E. v. Below in Berlin. Die Angabe des vierten beruht auf einem Irrthume in der Literatur der Faustsage von Franz Peter (3. Aufl.), nach welchem dieses Exemplar von dem Unterzeichneten auf der Stuttgarter Hofbibliothek aufgefunden worden sein soll. Nicht von 1587, sondern von 1588 und nicht in der Stuttgarter-, sondern in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek wurde ein solches von dem Unterzeichneten aufgefunden. Der Irrthum ist vielleicht dadurch entstanden, dass Ref. in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek zugleich mit einer Ausgabe des Faustbuches von 1588 die älteste Ausgabe des Wagnerbuches von 1593 auffand. Das Wolfenbüttler Exemplar führt Gödecke in seinem Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung (Hannover 1857, II. Hälfte, 2. Abth. S. 423) an. Das Below'sche Exemplar wird im neuen Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Bd. 6. S. 409 erwähnt. In der gegenwärtigen Ausgabe wird nur noch ausser dem Ulmer Exemplar und dem Hartung'schen das Wolfenbüttel'sche Exemplar, welches noch nicht verglichen worden ist, als vorhanden genannt. Man hielt früher die Frankfurter Ausgabe von 1588 für das erste, die Faustsage enthaltende Buch. Ebert kannte keine frühere Auflage und andere Schriftsteller erwähnten die Ausgabe von 1587, ohne sie gesehen zu haben, nur als eine solche, welche existiren solle. Da fand der Buchhändler J. Scheible ein Exemplar einer Ausgabe des Faustbuches von 1587 durch Vermittlung des Herren Archivars und Bibliothekars Neubronner in der Ulmer Stadtbibliothek und gab

Digitized by Google

dasselbe im wortgetreuen Abdrucke im zweiten Bande seines Klosters S. 931—1072 heraus. Bald fanden sich auch noch drei andere Exemplare vor. Das im Besitze des Buchhändlers Hartung in Leipzig befindliche Exemplar stellte sich durch Vergleichen mit dem Scheible'schen Texte als ein Exemplar der ältesten ursprünglichen Ausgabe von 1587 und das Ulmer Exemplar als Nachdruck des Originals heraus. Franz Peter hat zuerst diese Vergleichung vorgenommen, da ihm das Hartung'sche Exemplar zu Gebote stand (die Literatur der Faustsage, 3. Auflage. Zusätze, Nr. 92 und 93). Dieses Exemplar ist bis jetzt das einzig echte der ältesten Ausgabe, welche zu Frankfurt am Main bei Johann Spies im Jahr 1587 erschien. Ueber der Jahreszahl ist das Spies'sche Druckerzeichen: Zwei Spiesse mit zwei sie umschliessenden Händen, darüber eine Krone; als Umschrift: »Beat Servata Fides Johannes Spies.« Das Ulmer Exemplar (ebenfalls gedruckt zu Frankfurt a. M. bei Johann Spies) ist mit schärferen Typen und compresser gedruckt und die Capitel sind im Register numerirt, es enthält mehr Capitel und in anderer Reihenfolge. So steht die Geschichte vom Pfaffen zu Cöln, den Faust um sein Brevier betrog, nur in dem Ulmer Exemplare. Das Spies'sche auf der Rückseite des letzten Blattes im Register des Hartung'schen Exemplares befindliche Druckerzeichen, das Zeichen der Echtheit, fehlt im Ulmer Exemplare gänzlich. Franz Peter schliesst hier auf ein »merkwürdiges Beispiel eines frühzeitigen, vielleicht gleichzeitigen Nachdruckes.«

Bis jetzt war der Text des von J. Scheible im Kloster wörtlich abgedruckten Ulmer Exemplars der einzige, dem Forscher zugängliche Text von 1587. Durch Ankauf kam das Hartung'sche Exemplar, das Unicum des ältesten ursprünglichen Textes der Spiesschen Ausgabe von 1587, in die kaiserliche Hofbibliothek zu Wien. Durch den gelehrten Herren Verf. wird nun zum Erstenmale im wortgetreuen Abdrucke diese editio princeps des Faustbuches mitgetheilt. Diese Ausgabe ist dem k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Ritter von Hasner, gewidmet und enthält ein Vorwort (S. V), eine Einleitung (S. VII—XX), den wortgetreuen Abdruck des Unicum's von 1587 mit den unter dem Texte mitgetheilten Varianten des in der Bibliothek des Herzoglichen Gymnasiums zu Zerbst befindlichen Unicums der Ausgabe des Faustbuches von 1590.

Durch Abdruck im J. Scheible'schen Kloster (Bd. XI, Stuttgart, 1849) ist bis jetzt nur das im Besitze der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindliche Unicum: »Eine wahrhaffte und erschröckliche Geschicht: Von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler u. s. w. aus dem vorigen getruckten teutschen exemplar in Reymen verfasset« (1588) allgemein zugänglich geworden. Weniger dringend ist die Veröffentlichung des Zerbster Unicums, weshalb der Herr Herausgeber sich mit Recht bloss auf die Angabe der Varianten des Textes beschränkt hat. Immerhin aber bleibt der Freund der ältern deut-

Digitized by Google

schen Literatur, insbesondere der sich auf die Faustsage beziehenden, dem Herren Verf. zu grossem Danke für die Veröffentlichung der Originalausgabe von 1587 verpflichtet. Wir haben jetzt den echten und unverfälschten Text vor uns, und gerade dieses älteste Faustbuch enthält vor allen spätern Redactionen den reinen volksthümlichen Charakter der Faustsage, während ihr schon die Widman'sche Redaction einen gelehrten und zugleich ziemlich beschränkten Anstrich gibt. Widman's Hauptaufgabe ist, Teufel, Teufelsbündnisse, Hexen und Zauberer in ihrer Realität aus den griechischen und römischen Klassikern, aus dem alten und neuen Testamente, aus den Kirchenvätern und Kirchenversammlungsacten zu beweisen, den antirömischen Charakter der Sage durch eine Masse von Beispielen zu verstärken, während er zugleich durch weitschweifige Discussionen in den Gesprächen des Mephistopheles mit Faust, und durch Ermahnungen an die »christliche Jugend« die Naivetät und den frischen Humor der ältesten Faustsage verwässert.

Im Vorworte wird zuerst der gereimte Faust von 1588, das 1849 durch den Druck dem Publikum zugänglich gemachte Unicum von Kopenhagen, erwähnt, daran die Veröffentlichung der beiden Unica von Wien und Zerbst durch den Herrn Herausgeber geknüpft und die Art des Abdrucks angedeutet. Die Texte der editio princeps und der Berliner Ausgabe von 1590 wurden nicht neben einander gestellt, sondern nur die Varianten der letzten Ausgabe unter dem Texte der editio princeps mitgetheilt. Die Verschiedenheit beider Ausgaben ist, einige unbedeutende Aenderungen ausgenommen, nur eine »orthographische.« Zugleich spricht sich der Herr Herausgeber über die Anmerkungen des Buches aus.

In der Einleitung wird die Faustsage »das treueste Spiegelbild des 16. Jahrh. und seines geistigen Ringens und Kämpfens« genannt und die Bedeutung des ältesten Faustbuches hervorgehoben, in welchem die Sage »zum ersten Male schriftlich zusammengefasst und als ein abgerundetes, selbstständiges Ganze der Oeffentlichkeit übergeben« wurde. Dieser Druck ist »der Stammvater von einem halben hundert Ausgaben in hoch- und niederdeutscher, niederländischer, französischer, englischer und dänischer Sprache.« Das von dem Herren Herausgeber veröffentlichte Unicum, jetzt in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, wird das »einzige Exemplar« dieser ältesten Ausgabe genannt, welches »gegenwärtig eine Zierde dieser Bibliothek«, durch ein »günstiges Geschick« gerettet wurde. Nun folgt die genaue Beschreibung des Exemplares selbst. Das Ulmer Exemplar, ebenfalls von 1587, gehört einer zweiten Ausgabe an. »Sie ist, heisst es S. VII und VIII, sichtlich bemüht, durch Umstellung der Capitelordnung, durch Erweiterung der Capitel 39 und 48 (das letztere in der editio princeps c. 42) und durch 6, nach Erzählungen von Lercheimer, (christlich Bedenken, 1585) neu hinzugefügte Capitel, sich vor dem Schein des Nach-

Digitized by Google

drucks zu bewahren, was aber nicht gelingt, da das Spies'sche Druckerzeichen am Ende fehlt.« Dann folgen aus dem Jahre 1588 zwei Berliner Ausgaben (die Spies'sche von Frankfurt a. M. von dem gleichen Jahre ist von dem Herren Herausgeber nicht angeführt worden) und der gereimte Faust (Tübingen, bei Alexander Hock), eine Ausgabe ohne Angabe des Ortes von 1589, die in einem einzigen Exemplare in der Zerbster Gymnasialbibliothek vorhandene Berliner Ausgabe von 1590. Die in dieser Ausgabe von c. 52—57 enthaltenen Erzählungen werden die »Erfurter Geschichten« genannt. Man hat gemeint, diese 6 Capitel seien aus einer Erfurter Chronik genommen. Der Herr Herausgeber findet es wahrscheinlich, dass umgekehrt der Chronist diese Erzählungen dem Faustbuche entlehnt habe (S. XIII). In der Erzählung des sechsten Kapitels wird Erfurt nicht erwähnt; sie wird aber in Leipziger Chroniken erzählt und ist »der Kürze wegen« in der Bezeichnung: Erfurter Geschichten mit begriffen. Motschmann in seiner Erfordia literata führt Faust's Zauberthaten nach der Erfurter Chronik und Vogel in seinen Leipziger Annalen (2. Aufl. 1756) eine That Faust's in Leipzig an (S. XIII—XVI). Den Schluss bilden die Ausgaben von 1591, 1592, eine Ausgabe ohne Ort und Jahreszahl und Ausgaben, deren »Vorhandensein nicht ausser Zweifel gesetzt ist«, von 1594, 1598 und von 1600. In der Ausgabe von 1598 wird ausser dem Buche von den Thaten Faust's und Wagner's auch Jacobus Scholtus (Schotus, Scotus) aufgeführt. Dieser wird in Widmans Fausthistorie viermal erwähnt, die Stellen werden S. XVIII u. XIX angegeben. Dem Herren Herausgeber wurde über diesen mehrmals in der Faustsage erwähnten Scotus von Prof. D. Gindely in Prag die Mittheilung gemacht, welche S. XIX und XX enthalten ist. Scotus lebte 1602 in den Niederlanden, 1603 in der Schweiz und im Elsass, hatte als Goldarbeiter eine Werkstätte in Strassburg, und rühmte sich ein Pulver zur Goldfabrikation erfunden zu haben. Auch in Frankfurt beschäftigte er sich mit chemischen Arbeiten. Er wurde später von Christian II. von Sachsen gefangen genommen, blieb in lebenslänglicher Haft und wurde zum Behufe der Erforschung seiner chemischen Geheimnisse gefoltert. Die Sage brachte ihn auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit mit Rudolph II. in Verbindung. Bis jetzt ist der dritte Theil der Faust- und Wagnerhistorie, welcher die Thaten des Scotus enthalten soll, (Hamburg, 1598 in 4) nicht aufgefunden worden und man kann darum, wenn auch Scotus als Besitzer geheimer Künste zu Ende des sechszehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, mit dem Herren Herausgeber noch immer an der »Existenz« dieses Scotusbuches zweifeln. Nun folgt die editio princeps des Faustbuches, wortgetreu und auch in der äussern Gestaltung ähnlich dem Exemplare der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Beim Abdruck wurden nur in »8 bis 10 Fällen« die »Druckfehler der gröbsten Art, als Doppelsetzung oder Fehlen ganzer Sylben« u. s. w. verbessert und Ab-

Digitized by Google

kürzungen aufgelöst. Alles Andere blieb unverändert. Unter dem Texte sind zur Vergleichung die Varianten des Zerbster Unicums von 1590 angegeben. Der Titel und der Inhalt der Rückseite desselben wird in der Einleitung S. XI und XII mitgetheilt und die äussere Gestalt des Buches in der Anmerkung 2 zu S. X—XII genau beschrieben. Die unter dem Texte befindlichen Varianten dieser Berliner Ausgabe von 1590 sind sehr zahlreich, oft stehen auf einer Seite über fünfzig, selten unter zwanzig, aber sie sind sämmtlich unbedeutend. Sie beziehen sich nie auch nur auf den Inhalt eines Satzes, welcher hinzugesetzt, ausgelassen oder verändert wäre, sondern lediglich nur auf Orthographie in Buchstaben, Sylben und Worten. Es entsteht daher immer noch die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, die unter dem Texte befindlichen Varianten hinwegzulassen. Anders dagegen verhält es sich von Capitel 52 an. Hier bricht das Zerbsterbuch ab und hat von Cap. 52—57 die so genannten »Erfurter Geschichten oder Erzählungen« eingeschoben, welche sämmtlich neue Zusätze sind und in dem Hartung'schen, jetzt Wiener Exemplare von 1587 gänzlich fehlen. Diese Geschichten fehlen auch in dem Ulmerbuche oder der zweiten Ausgabe von 1587 und der von dem Unterzeichneten verglichenen Spies'schen Ausgabe von 1588. Die Erfurter Geschichten, so genannt, weil sich vier derselben in Erfurt zugetragen haben sollen, und in der fünften Faust bei seinem Unternehmen von Erfurt ausgeht, haben folgende Ueberschriften: Kap. 52; »Doctor Faustus schenket den Studenten zu Leipzig ein Fass Weins«; Kap. 53: »Wie Dr. Faustus zu Erfford den Homerum gelesen und die Griechischen Helden seinen Zuhörern geweist und vorgestellt habe«; Kap. 54: »D. Faustus will die verlorenen Comödien Terentii und Plauti alle wieder ans Liecht bringen«; Kap. 55: Ein ander Historia, wie D. Faustus unversehens in eine Gasterey kompt«; Kap. 56: »Wie D. Faustus selbst ein Gasterey errichtet«; Kap. 57: »Ein Münch wil Doctor Faustum bekeren«. Sie sind sämmtlich wortgetreu aus dem Originale des Unicums im Anfange des vorliegenden Buches S. 139—148 abgedruckt. Kap. 52 enthält die Geschichte von Studenten, welche mit Faust zur Leipziger Messe gingen. Schröter wollen ein volles Fass von 16 bis 18 Eimern aus einem Weinkeller heraufschaffen und bringen es nicht zu Stande. Der Weinherr will, da Faust die Schröter verspottet, demjenigen das Fass schenken, der es allein heraufbringt. Faust »satzte sich auffs Fass, als auff ein Pferd und reit es also schnell aus dem Keller, darüber sich jedermann verwunderte«. Der Weinherr schenkte dem Faust das Fass und er und seine Wandersgesellen hatten »etliche Tage lang einen guten Schlampamp davon«. In Kap. 53 beschreibt Faust seinen Zuhörern in Erfurt die Gestalten des »zehnjährigen Kriegs von Troja« und will diese Gestalten in einer »Lection« durch Zauber sehen lassen. Die »Jugend hält allzeit mehr auf Affenwerk und Gaukelspiel«. So waren denn mehr Zuhörer, als sonst,

Digitized by Google

vorhanden. Faust zeigt ihnen die Gestalten der »tapfern Helden, Menelai, Achillis, Hectoris, Priami, Alexandri, Ulissis, Ajacis, Agamemnonis und anderer«. Zuletzt kommt der Riese Polyphemus, hat einen »Kerln, den er gefressen, mit den Schenkeln noch zum Maul heraus zottend gehabt«. Die Studenten wollten jetzt »kein Gesicht mehr von ihm erfahren«. Im 54. Kap. rühmt sich Doctor Faust bei einer »Promotion in der Universitet« selbst während eines Gespräches mit den Philosophen und vor den Theologen, »so gegenwärtig, bey denen er sonst nicht guten wind hatte«, er wolle die verloren gegangenen Komödien des Terentius und Plautus wieder herstellen; doch nur »auff etliche stunden lang«; die »studenten, Notarien und schreiber müssten sie in einem Huy alle abschreiben«. Da sie das nicht konnten, wurde nichts daraus. Im 55. Kap. kommt Faust in der »Schlössergassen zu Erfford« in ein »Haus zum Encker' genand«. Da wohnte ein »Stadtjunker«. Faust fragt die Gäste bei einem Schmausse, welchen Wein sie trinken wollen. Er fragt, ob es »Rephal (Rheinfall, Rheinwein) Malvasier, Spanisch oder Frantzösisch Wein sein soll«. Da gibt »einer lachend zur antwort, sie sein alle gut«. »Bald darauf fordert Faustus ein börer (Bohrer), fahnt an auff die seiten am tischblatt vier Löcher nach einander zu boren, stopfft Pflöcklein für, wie man die Zapffen oder Hane vor die Fasse zu stecken pfleget, heisst jm ein paar frische Gleser bringen, als dis geschehen, zeucht er ein Pflöcklein nach dem andern, und lest eim jedern aus dürren Tischblad, gleich als aus vier Fassen, was vor Wein er fordert, unter den obernanten«. »Des wurden sich die Geste lachen und seind guter Dinge«. Im 56. Kapitel ladet Faust Gäste in »sein Losament, so er nit weit vom grossen Collegio zu Erfford bei S. Michael hatte«. Die Gäste kommen; es ist nichts zum Essen und Trinken da. Faust klopft mit dem Messer auf den Tisch; es erscheint, da er dreimal hinter einander klopft, jedesmal ein anderer dienstbarer Geist. Der erste ist so schnell, wie ein Pfeil, der zweite, wie der Wind, der dritte, wie des Menschen Gedanke. Den behält Faust und er bringt ihm die herrlichsten Gerichte. Die Gläser sind leer. So oft sie Faust zum Fenster hinausstreckt, werden sie mit dem Weine angefüllt, welchen die Gäste begehren. »Also brachten sie fast die gantze nacht hin, bis an den hellen morgen, da er ein jedern lies wider zu hauss gehen«. Im 57. Kap. will ein »berhümpter Barfüsser Münch Doctor Klinge genandt welcher auch mit Doctor Luthern und D. Langen wol bekand war«, den Faust bekehren. Der Mönch will Messe für ihn lesen und ihn retten, wenn er sich auch dem Teufel mit seinem Blute verschrieben habe. Faust meint: »Mess hin, Mess her!« und es sei »nicht ehrlich noch ihm rühmlich«, wenn man ihm nachsagen könnte, er habe dem Teufel nicht Wort gehalten. Der Mönch zeigte diese Antwort dem Rector der Universität und »einem Erbaren Rathe« an und also »kam er von Erford hinweg«. Die Geschichten sind wörtlich in Widmans Faust-

Digitized by Google

historie (1599) übergegangen. Die erste des Kap. 52 findet sich im ersten Theile dieser Historie Kap. 37, die zweite des Kap. 53 im 38. Kapitel, die dritte des Kap. 55 im 39. Kapitel. Diese drei Geschichten sind sogar in der gleichen Reihenfolge und mit den gleichen Ueberschriften in die Widman'sche Redaction des Faustbuches übergegangen. Dagegen stehen die beiden Kapitel 56 und 57 nicht in der Widman'schen Fausthistorie. Die in Kap. 52 und 53 enthaltenen Sagen sind in den Göthe'schen Faust übergegangen. Nicht nur für die Freunde der Faustliteratur, sondern auch für jeden Gebildeten, welcher mit Verständniss das Faustbuch lesen will, sind die sich auf die 69 Kapitel der editio princeps des Faustbuches beziehenden, von S. 149—253 mitgetheilten Anmerkungen von Interesse.

Nach denselben sind vor dem ältesten Faustbuche im Ganzen 13 Quellen vorhanden, J. Trittenheim (1507), Mutianus Rufus (1513), J. Aurifaber (1521), Ph. Begardi (1539), J. Gast (1543), K. Gesner (1561), J. Manlius (1563), J. Wierus (1563), G. L. Lavater (1570), A. Hondorff (1572), H. Bullinger (1586), L. Thurneisser zum Thurm, welcher von 1530 bis 1596 lebte und A. Lercheimer von Steinfelden (1585). Diese Quellen »fliessen so reichlich, dass man aus ihnen mit Leichtigkeit einen Faust vor dem Faustbuche in der Weise des christlich Meinenden (eines späteren Auszuges der Pfizer'schen Redaction) zusammen bringen könnte«.

Vor dem Anhange, welcher die Erfurtergeschichten aus dem Zerbsterbuche enthält, steht das Register der editio princeps S. 135 bis 139 mit den Schlussworten des Originals. Die Ueberschrift des Registers lautet: »Register der Capitel und was in einem jeden fürnemlich begriffen«. Dann folgen der Reihenfolge nach die Ueberschriften von 68 Kapiteln. Das Buch hat eigentlich 69. Im Register ist ausgelassen c. LXV (soll heissen XLV): »Von einem andern Abenthewer, so auch diesem Grafen zu gefallen durch D. Faustum geschehen, da er ein ansehenlich Schloss auff ein Höhe gezaubert«.

Eine genaue Vergleichung der Editio princeps von 1587 und der zweiten Ausgabe vom gleichen Jahre zeigt, dass die letztere mehr als ein blosser Nachdruck der ersten, dass sie eine erneuerte Ausgabe ist. Bis Kap. 35 der editio princeps sind zwar beide Ausgaben, selbst orthographisch, gleichlautend. Aber schon die äussere Anlage ist in beiden Ausgaben eine andere. In der ersten Ausgabe ist eine vollständige Abtheilung in numerirte Kapitel, in der zweiten fehlt die Numerirung der Kapitel gänzlich und sind nur Ueberschriften im Text und Register vorhanden. Nicht nur die Orthographie, sondern auch einzelne Worte sind von Kap. 35 an anders und zeigen deutlich eine Art von Berichtigung oder Vermehrung. So heisst es z. B. in der Ueberschrift von Kap. 35 statt dem in der editio princeps Vorkommenden: »An Herren Höfen« in der zweiten Ausgabe: »An vielen Orten«. Das in der ersten Ausgabe

Digitized by Google

unrichtig Gebrauchte: »rechnen« wird in der zweiten in das richtigere »rechen« (= rächen) umgewandelt. Die Ueberschrift des Kap. 55 der ersten Ausgabe lautet: »Von zwo Personen, so D. Faustus zusamen kuppelt, in seinem 17. verloffenen Jahre«, in der zweiten Ausgabe: »Von zwo Adelspersonen, so D. Faustus mit seiner Lieb Zauberey durch mittel eines güldenen Ringes Ehelich zusamen brachte«. Einzelne Sätze fehlen oder sind zusammengezogen. Von Kap. 35 bis Kap. 59 an ist ferner die Stellung der Kapitel in beiden Ausgaben eine ganz andere. Die Kap. 39 und 42 der editio princeps sind beträchtlich erweitert. Zwischen die Aufschrift der zweiten Ausgabe: »Von einem Hader zwischen zwölff Studenten« (in der ed. princ. Kap. 41) und die Aufschrift: »Von 4 Zauberern, so einander die Köpffe abgehawen und wiederumb aufgesetzt hatten, dabei auch Doctor Faustus das seine thät« (in der edit. princ. Kap. 51) sind folgende ganz neue Geschichten, welche in der editio princeps fehlen, in die zweite Ausgabe eingeschoben: 1) »D. Faustus hetzet zwene Bawren an einander eines Falben Rosses Halben«; 2) »D. Faustus betreuget einen Pfaffen umb sein Brevier«; 3) »D. Faustus frisst einen Hecht, so er nicht gekochet«; 4) »D. Faustus ein guter Schütz«; 5) »D. Faustus frisst einen Hausknecht«; 6) »D. Faustus bawet einem den Kopff ab«. Ausser diesen sind noch folgende neue Geschichten in die zweite Ausgabe vom Jahre 1587 zwischen Kap. 63 »Fausti zweite Verschreibung« und Kap. 66 »Fausti Bullschaften« eingeschoben: 1) »D. Fausti Gäste wöllen ihn selbs die Nasen abschneiden«, und 2) »D. Faustus schieret einem Mess Pfaffen den Bart unfreundlich«. Der Grundgedanke der ersten Einschaltung findet sich theilweise im Göthe'schen Faust wieder. Die Geschichten vom abgehauenen Kopfe, vom aufgefressenen Wirthsjungen, von dem gesottenen Hecht, von den sich selbst die Nasen abschneiden wollenden Gästen sind aus Augustin Lercheimer (Bedenken von christlicher Zauberei, 1585) und die von dem geschorenen Messpfaffen aus Wierus, de praestigiis daemonum (1563), genommen. Uebrigens ist das Druckerzeichen des Johann Spies auch in der Ausgabe von 1588 (vgl. meine deutschen Volksbücher von Faust und Wagner, Thl. I, S. 123), ganz an derselben Stelle und in gleicher Weise, wie es in dieser ersten Ausgabe beschrieben ist. Auf einem ovalen Schilde fassen zwei aus Wolken hervorragende Hände sich selbst und zwei Spiesse. Sie sind von einem Kranz durchschlungen. Darüber befindet sich eine Krone. Die Umschrift ist: »Beat Servata Fides Johannes Spies«.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nordiske Sagn. Samlede og udgivne af C. Berg og Edv. Gaedecken. Kjöbenhavn 1868. X u. 293 Seiten Kleinoctav.

Das in der Jetztzeit immer lebendiger werdende und in dem schönen Einleitungsgedicht des Professors Hammerich ausgesprochene Gefühl, dass sämmtliche Stämme des Nordens eigentlich nur ein einziges Volk bilden, welches von dem nämlichen Geist belebt ist und dieselbe Vergangenheit und Zukunft so wie dieselben Erinnerungen besitzt, hat in den Herausgebern der vorliegenden Sammlung den Gedanken erweckt den Bewohnern der drei nordischen Reiche darin eine Auswahl der schönsten Sagen ihrer Heimat darzubieten, obwohl sie, wie sie sagen, sich allerdings der Mangelhaftigkeit ihres Unternehmens vollkommen bewusst sind und desshalb um Nachsicht bitten. Dass sie hierbei aber in einer nordischen Haupt- und Residenzstadt wie Kopenhagen über Mangel an Quellen und Unterstützung, sowie über beschränkte litterarische Verhältnisse klagen, muss freilich sehr überraschen; jedoch jeder weiss eben am besten, wo ihn der Schuh drückt und darum wollen wir denn auch die Verwunderung hierüber unterdrücken, so wie auch darüber, dass der den Herausgebern zu Theil gewordene Rath und Beistand solcher Männer wie Hammerich, Möbius, Grundtvig und Andersen nicht fruchtbringender gewesen. Die sämmtlichen Quellen nämlich, welche überall angeführt sind, beschränken sich auf Afzelius Swenska Folkets Sago Häfder, Bäckström Svenska Folkböcker, Grundtvig Gamle Danske Minder, Faye Norske Folke-Sagn, Andersen Islandske Folke-Sagn, Hammerich Skandinaviske Reiseminder, Müllenhof Sagen der Herzogthümer Schleswig-Holstein u. s. w., so wie die Antikvariske Tidsskrift, wozu dann noch einige nur ein einziges Mal benutzte Schriften nebst einer ganz kleinen Zahl von den Herausgebern selbst gelieferter Beiträge kommen; die sämmtlichen Sagen belaufen sich auf 103. Die Sammlung ist also keineswegs eine sehr reiche und für den Sagenforscher von Fach ergiebige, der überdies auch gewünscht hätte, dass der Quellennachweis genauer gewesen wäre, d. h. mit Angabe von Band und Seite, wenn auch nicht im Text selbst, so doch in einem besondern Anhang; denn z. B. von Afzelius' genanntem Werke sind nun schon 10 Bände erschienen und es ist oft nicht unwichtig zu wissen, bei welcher Gelegenheit er die betreffende Sage anführt, um so mehr als seine Zuverlässigkeit doch auch nicht über allen Zweifel erhaben ist (vgl. Sv. Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser 1, 263 Anm. 1). Was ferner Andersen's Sammlung betrifft, so findet sich fast alles hier daraus Mitgetheilte bei Konrad Maurer, Isländische Volkssagen. Leipzig 1860 und bei Jon Arnason Islenzkar Thiodhsögur og Aefintqui Leipz. 1864, welche Bücher freilich dem nordischen Publikum weniger zugänglich oder verständlich sind. Desto mehr aber fällt auf, dass namentlich

Digitized by Google

letztere so reiche Schatzkammer ebensowenig benutzt ist wie Asbjörnsen's Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn (2 Bde. 2. Aufl. Christiania 1866), welche Sammlung, abgesehen von dem höchst anziehenden und lehrreichen Rahmen, in den sie gefasst ist, eine Fülle der schönsten Sagen enthält. Jedoch genug der Kritik und wenden wir uns vielmehr noch mit Einigem dem Inhalt des hier Gebotenen zu, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen, wobei wir Bekannteres übergehen. In der Sage »Halen ved Sandsbygd« (S. 22 aus der Antikv. Tidsskr.) wird erzählt, dass in dieser Höhle ein blindes Trollweib wohne, welches auf einer Mühle Gold mahlt, während neben ihr ein Kind mit einem Goldstock spielt. Ein Mann, der einmal in die Höhle hineinkam und von dem Golde stahl, wurde durch das Geschrei des von ihm geschlagenen Kindes verrathen und von der herbeigerufenen Nachbarin des Trollweibes verfolgt, während er spornstreichs davonritt. Bei Volismyre erwischte das Riesenweib den Schwanz des Pferdes und riss ihn entzwei, der Mann jedoch war durch den Anblick der nahen Kirche gerettet und jene musste umkehren. Die goldmahlende Mühle erinnert an die Mühle Grotti und gehört überhaupt in den Kreis jener wunderbaren Mühlen, über welche ich in Benfey's Orient und Occid. 2, 275 ff. gesprochen. Zu dem dort Angeführten füge man auch noch die Volkslieder aus Venetien Wien 1864 no. 78 »La superba Mantovana« nebst der Anm., Erlach 1, 137 f. »Die Spröde« letzte Strophe, Uhland Gesammelte Schriften 3, 239, 240. Der Zug mit dem ausgerissenen Pferdeschwanz erinnert lebendig an den Schluss von Burns' Tam o' Shanter, der, gleichfalls von belauschten Hexen verfolgt, ihnen entkommt, obwohl sie seinem Pferde auf einer Brücke den Schwanz ausreissen; das fliessende Wasser aber dürfen sie nicht passiren. — Skalle (S. 72 nach Grundtvig). Der diesen Namen führende Troll (hier eine Art Hausgeist) beklagt sich darüber, dass die Unreinigkeit des Stalles ihm in seine unter demselben gelegene Behausung fliesse. Dieser Zug kehrt sonst noch oft wieder; siehe die hier folgende Sage und ausserdem A. Kuhn Westphäl. Sag. 1, 279 (no. 319), W. Scott Minstrelsy Anm. zu der Ballade »The young Tamlane« Abschnitt V (Sage aus Galloway). Poet. Works Paris 1838. I, 147. — Bjergmanden i Mesinge Banke (S. 91 nach Grundtvig). Wegen eines ihm von einem Kaufmann geleisteten Dienstes schickt ein Berggeist der Frau desselben einen prächtigen Gürtel, und da sie ihn, um zu sehen, wie er ihr stehen würde, um einen Baum spannt, so fliegt dieser in die Luft und fort nach Norden zu wo jener Geist sich aufhielt, der also auf die Frau speculirt hatte. Ueber solche zauberische Gürtel s. Grimm Myth. 907, Rochholz Aarganer Sag. 1, 269 f. und dazu die Anm. S. 339 f. — Trolden og Björnen (S. 109 nach Grundtvig). Eine sehr abgeschwächte Version der bekannten Sage vom Schrätel und dem Bären, über welche s. Simrock's Beowulf S. 176 ff. und über deren weite Ver-

Digitized by Google

breitung in Norwegen Asbjörnsen og Moe Anm. zu no. 56 »Kjaetten pan Dovre«. S. auch Vernaleken Mythen und Bräuche des Volks in Oesterreich S. 180. — Alfekvinden (S. 116 nach Andersen). Der Umstand, dass ein gezwungenerweise in der Kirche zurückbleibendes Elbenweib sich in Schaum auflöst, könnte einen vergleichenden Mythologen vielleicht gar an den Ursprung des nemaeischen Löwen erinnern, wie ihn Plut. de Fluv. 18, 4 nach Demodokos beschreibt; allein es ist nicht zu übersehen, dass nach dem isländischen Volksglauben zwischen den Elben (álfar) und den Wassergeistern eine gewisse Verwandtschaft herrscht, wie schon Maurer a. a. O. S. 29 f. angemerkt hat, indem er sagt: »Die Wassergeister, welche die isländische Volkssage noch in der reichsten Mannigfaltigkeit kennt, lassen sich genetisch ganz entschieden den Elben anreihen, und auch in der Gegenwart leben noch gar manche Züge fort, welche diese Verwandtschaft beider erkennen lassen«; und ein solcher Zug dürfte nun eben auch der vorliegende sein. — »Hoarledes Huldrefolket blev til (S. 155 nach Andersen). Ueber den Ursprung der Elben; denn das Huldrevolk oder Huldevolk und die Elben sind das nämliche; s. Maurer S. 2. Bei einem Besuche unsres lieben Herrgotts versteckte und verläugnete Eva diejenigen ihrer Kinder, die sie noch nicht gewaschen, worauf Gott sagte, dass was vor ihm verborgen worden, auch vor den Menschen verborgen bleiben solle. Huldufolk heisst nämlich »das verborgene Volk«; s. Maurer a. a. O. Vgl. mit der vorliegenden Sage Grimm Kindermärchen no 180 »Die ungleichen Kinder Evas« und dazu die Anm. 3^3, 251 ff. In der Myth. 540 wird nach Menzels mythol. Forschungen die muhammedanische Version dieser Sage mitgetheilt, die mit der isländischen darin übereinstimmt, dass die versteckten Kinder nicht herbeigerufen werden, welcher Umstand von allen deutschen Berichten abweicht. — Lindarmen (S. 175 nach Hammerich, ohne Angabe aus welchem Lande des Nordens die Sage stamme). Ein Mann zieht einer Schlange aus Mitleid ein Schwert aus dem Leibe und zum Dank dafür will sie ihn tödten; doch entlässt sie ihn unter der Bedingung, dass er in der Welt ein Wesen auffinde, welches nicht undankbar handle. Eine Kuh und ein Pferd, denen er nach einander begegnet, klagen nun zwar über die Undankbarkeit der Menschen, ein Fuchs jedoch verheisset ihm Rettung und erhält das Versprechen, eine Gans und ihre neun Gänschen als Lohn zu empfangen. Nachdem aber der Mann durch den Fuchs gerettet ist, welcher der Schlange das Schwert wieder in den Leib stösset, hält jener ihm nicht nur auf Anrathen seiner Frau den Lohn vor, sondern will ihn auch noch, von ihr überredet, um des Balges willen todt schiessen, was ihm aber nicht gelingt; denn der Fuchs entkommt, macht ihm indess heftige Vorwürfe über seine Undankbarkeit. Wir haben hier eine Version der bekannten Fabel vom Bauer und der Schlange, über welche s. Benfey Pantschad. 1, 111—129 bes. 117 ff.

Digitized by Google

Heinrich Kurz zu Burkhard Waldis 4, 99 und dazu meine Zusätze in Pfeiffers German. 7, 508. Ueber den daselbst erwähnten »gehängten Löwen« s. meinen Nachtrag in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 218 f. no. 84. — Gjöde Upsal (S. 261 nach Grundtvig). Dieser in einer Klippenhöhle auf Moe hausende Held, der einst seine Geburtsinsel aus der ihr von Feinden drohenden Gefahr erretten wird, ist gleich so manchen andern bergentrückten Helden ein verjüngter Odin, wie dies auch aus der Garbe erhellt, die man auf Moe noch vor einigen Jahren für Gjöde Upsal's Pferd bei der Ernte auf dem Felde zurückliess. Vgl. zu Gervas. von Tilb. S. 55. Der Zug, wie Gjöde dem ihn in der Höhle aufsuchenden Bauerburschen die Hand drücken will, um die Kraft des jetzigen Menschengeschlechts zu prüfen, und dieser ihm statt der Hand einen eisernen Griff hinhält, der dann deutliche Spuren des Druckes zeigt, findet sich auch sonst wieder; s. z. B. Grimm Myth. 907; vgl. Hahn Griech. u. alban. Märchen 1, 39 f. Anm. 2. — Kong Valdemars Tanke (S. 277 nach Hammerich). König Waldemar Atterdag schenkt einem todeswürdigen Verbrecher das Leben mit der Bedingung, dass derselbe irgendwie erfahren könne, welcher Gedanken Waldemar eben jetzt entfallen sei und ob derselbe in Erfüllung gehen würde. Der Mann reist im Lande umher und soll endlich von einem steinalten in einer Felsenhöhle wohnenden Bergmännchen das Gewünschte erfahren, wenn er ihm drei Wahrheiten sagen könne. Dies geschieht, indem er ihm sagt, er habe nie ein so festes Haus gesehen wie das steinerne des Bergmännleins, noch auch so viele Haufen Gold und Silber wie bei diesem, noch auch je ein so kleines Männchen mit einem so grossen Barte. Er erfährt nun, König Waldemar habe in jenem Augenblick daran gedacht, wie er Dänemark, Schweden und Norwegen in ein einziges Reich vereinen könne; jedoch nicht ihm, sondern erst seiner Tochter werde dies glücken. Dies theilt dann der zum Tode verdammte Mann dem Könige mit und rettet so sein Leben. Mit dieser Sage vergleiche man die von Langebek Annales Rer. Danic. 1, 225 mitgetheilte, wonach Röth vom König Snio zu dem Riesen Lae gesandt wird, um von ihm zu erfahren, welches Todes Snio sterben werde und dies erst erfährt, nachdem er dem Riesen drei Wahrheiten gesagt, von denen die eine ist, dass er nie ein festeres Haus gesehen als das steinerne des Riesen. — Diese Proben der in vorliegender Sammlung enthaltenen Sagen mögen genügen, um zu zeigen, dass sie denen nicht unwillkommen sein dürften, welche die dabei benutzten Quellenwerke nicht selbst besitzen und nur die schliessliche Bemerkung will ich noch hinzufügen, dass so wie früher zum Zweck von Geisterbannungen auch selbst von Protestanten katholische Geistliche, namentlich Jesuiten, herbeigerufen wurden, jetzt dafür in Dänemark die Mormonen eingetreten sind, wie aus einer S. 79 nach Grundtvig angeführten Sage hervorgeht.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Chips from a German Workshop. By Max Müller. Second Edition. London 1868. Vol. I. Essays on the Science of Religion. XXXV. und 380 Seiten. Vol. II. Essays on Mythology, Traditions, and Customs. 405 Seiten. gross 8.

Die so rasch nach der ersten erschienene zweite Auflage der rubricirten Publication gibt eine willkommene Veranlassung auch in diesen Blättern, worin dieselbe bisher noch nicht besprochen worden, eine nähere Mittheilung über ihren Inhalt zu machen. Dass Alles, was aus Max Müllers Feder kommt, anziehend und lehrreich ist, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; auch die vorliegende Sammlung vermischter, in verschiedenen englischen Zeitschriften erschienener Aufsätze liefert einen neuen Beweis davon, wie schon aus der hier folgenden kurzen Uebersicht zur Genüge hervorgehen wird. Was den Titel betrifft, so gründet er sich auf eine Aeusserung Bunsens, als er vor länger denn 20 Jahren Müller mittheilte, dass die Directoren der Ostindischen Compagnie die Druckkosten für des letztern Ausgabe der Veda's bewilligt hätten und in Betracht einer solchen Lebensaufgabe hinzufügte, Müller solle aber auch nicht vergessen, von Zeit zu Zeit einige Späne aus seiner Werkstätte sehen zu lassen. In der Vorrede, der diese Angabe entnommen ist, spricht Müller besonders von den Schwierigkeiten, welche es zur Zeit noch unmöglich machen, einen eben so festen Umriss der Religionswissenschaft zu geben, wie es mit der Sprachwissenschaft geschehen. Das Material fehle zwar nicht, aber ein einzelnes Menschenleben könne eben die namentlich in den letzten 50 Jahren so überreich gewordene Fülle desselben nicht bewältigen, nicht das ganze Feld des religiösen Gedankens überblicken und die charakteristischen Züge aller Religionen der Welt mit sicherer Hand hinzeichnen, da gerade diese so schwer aufzufassen seien, wie Müller an interessanten Beispielen darthut. Die vereinten Anstrengungen einer grössern Zahl von Forschern werden indess durch Arbeitstheilung auch hier das nämliche fruchtbare Endergebniss erreichen, wie auf dem Gebiete der Sprache. Wenn Müller jedoch hinzufügt (p. XIX ff.): »Die Religionswissenschaft dürfte vielleicht die letzte der Wissenschaften sein, deren der Mensch Herr zu werden bestimmt ist; kommt er aber so weit, dann wird dies der Welt ein neues Ansehen geben und dem Christenthum ein neues Leben verleihen«, so ist dies allerdings »a consummation devoutly to be wished«, jedoch wird dieser ideale Zustand sich nimmer verwirklichen, so lange die menschliche Natur das bleibt was sie bisher noch stets gewesen; wenigstens wird, wenn auch wirklich für einen Theil der Christenheit eine Erneuerung eintritt, doch gerade diese von einem andern, vielleicht grössern als Verfall angesehen werden, wie die Erfahrung (auch die der Gegenwart) lehrt; dagegen dürfte eine noch so wohlbegründete »Religionsgeschichte« nichts vermögen. Die Begriffe von Fort-

Digitized by Google

schritt und Verfall sind eben relativ; wie letzterer bei allen Religionen eingetreten ist und daher von Zeit zu Zeit der »Reformation« bedarf, darauf weist Müller als eine allbekannte Wahrheit hin, ist aber die Reformation des 16. Jahrhunderts von allen Christen als solche betrachtet und aufgenommen worden? werden die Fortschritte der Jetztzeit überall von Allen als solche angesehen? Wie dem auch sei, so hat Müller jedenfalls vollkommen Recht zu sagen, dass das vergleichende Studium der Religionen, welche Wichtigkeit es auch in mehrfacher Beziehung in der Zukunft haben möchte, zunächst um seinen wissenschaftlichen Charakter zu behaupten, von allen äussern Erwägungen unabhängig bleiben und nur die Erforschung der Wahrheit als Zweck haben müsse. — Nach der Vorrede folgt zunächst I. Vortrag über die Veda's oder die heiligen Bücher der Brahmanen, gehalten in der Philosophical Institution zu Leeds 1865. (I, S. 1—50). Darlegung der Wichtigkeit dieser Bücher für die Erkenntniss der ältesten religiösen Vorstellungen der arischen Völker. Uebersicht und Proben des Inhalts derselben so wie Beweis, dass die Abfassung der ältesten Theile mindestens viertehalbtausend Jahre zurückreiche. Da nun die Religionsgeschichte aller sogenannten Profangeschichte zu Grunde liege und diese ohne jene in ihrem innern Wesen nicht verstanden werden könne, so erhelle welche Bedeutung die Veda's für das Studium des Menschengeschlechtes besitzen, oder doch wenigstens für das des arischen Theils desselben. — II. Christus und andere Lehrer (I, 50—61). Recension von »Christ and other Masters. An Historical Inquiry into some of the chief Parallelisms and Contrasts between Christianity and the Religious Systems of the Ancient World, with special reference to prevailing Difficulties and Objections. By Charles Hardwick, M. A. Christian Advocate in the University of Cambridge. Parts I. II. III. Cambridge 1858, welches Werk eine mehr oder minder vollständige Ueberschrift der jetzt vorhandenen Hauptreligionen gibt, wobei der Verfasser aber erklärt, nicht für die Missionare zu schreiben, »denn es gebe Schwierigkeiten in grösserer Nähe von uns, welche auf die Aufmerksamkeit eines Vertheidigers der christlichen Religion (Christian Advocate, welche Stelle, wie der Titel des Buches zeigt, Hardwick in Cambridge bekleidet) ein grösseres Anrecht besitzen.« Müller bedauert diese Auffassung, welche dem Verf., der in den Lehren des alten Heidenthums die des neuen wiederfindet und bekämpft, die erforderliche Ruhe und Unparteilichkeit geraubt hat; so erkennt Hardwick in Mencius und Confucius, in Laotse und Buddha die Urbilder von Comte und Spinoza und greift deshalb die asiatischen Religionsstifter mit mehr Leidenschaftlichkeit an als recht und nothwendig ist. In Summa, der Verfasser habe es nicht verstanden sich in den Geist, in die religiöse, moralische und politische Atmosphäre der alten Welt zu versetzen und beurtheile sie deshalb unrichtig. Was die von Müller (p. 59f.) ange-

Digitized by Google

führte Sitte der Fidschi-Insulaner betrifft, wonach diese ihre Eltern umzubringen pflegten, so war sie keineswegs auf jene Wilden beschränkt, sondern herrschte einst fast überall auch in der alten Welt (daher auch in England), wie ich zu Gervasius von Tilbury p. 84 ff. nachgewiesen; cf. Ritter's Geogr. Th. 4 Bd. 2, 519—524; Lassen, Ind. Alterth. 1, 377; die schwarzen Gonda's an der Nerbudda, von denen dort die Rede ist, sind die Padaeer und Kalatier Herodots; s. ferner J. G. Müller, Geschichte der amerik. Urreligionen. Basel 1858. S. 137. 243. A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 106 zu no. 109. Vgl. auch die Percy Anecdotes (Lond. 1868 Fr. Warne et Co.) Vol. I. p. 91. »Effects of Misery« wonach eine Gräfin von Mansfeld, Tochter des Grafen von Luchow im Jahr 1322 einen alten Vanedic-Bauern in Lüneburg aus den Händen seines Sohnes errettete, der den bereits zur Arbeit Unfähigen tödten wollte (die Jahreszahl 1322 so wie die Namen Luchow und Vanedic scheinen Druckfehler zu enthalten). Anderes übergehe ich. — III. Der Veda und der Zend-Avesta (1853. I, 62—103). Der Veda. Ueber die Schwierigkeiten, welche dem Verständniss desselben entgegenstehen und wie sie zu überwinden seien. — Der Zend-Avesta. Geschichte der Entdeckung und Entzifferung dieses Buches. Verhältniss des Zend zum Sanscrit als der reinern und wohl auch ältern Sprache. Kurze Uebersicht der Geschichte der persischen Sprache so wie der Analogieen zwischen dem Schachnameh, dem Zend-Avesta und dem Veda. — IV. Der Aitareya-Brâhmana. (I, 104—117). Besprechung von »The Aitareya-brâhmanam of the Rig-veda, edited and translated by Martin Haug etc. Bombay 1863.« Die äusserst verwickelte Umständlichkeit der vedischen Opferbräuche, die in diesem Commentar derselben dargelegt werden, hat es Haug um so schwieriger gemacht, die Uebersetzung zu geben, als das Verständniss dieser Bräuche selbst unter den Braminen in Indian in raschem Aussterben begriffen, ja in dem britischen Gebiete bereits ausgestorben ist, und die, welche noch Kenntniss davon besitzen, ihre Geheimnisse zu offenbaren Anstand nehmen. Haug gelang es jedoch endlich sich den Beistand eines wahrhaften Doctors hinduischer Theologie für klingenden Lohn zu verschaffen und so jene Schwierigkeiten durch Autopsie zu überwinden.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Müller: Chips from a German Workshop.

(Schluss.)

Von dem berühmten Somatrank, der bei den Opfern eine so grosse Rolle spielt und Gesundheit, Weisheit, Inspiration, ja sogar Unsterblichkeit denen verleihen soll, die ihn aus der Hand eines zweimal geborenen Priesters erhalten, sagt Haug: »Der Saft der jetzt in Puna dazu verwandten Pflanze ist weisslich, hat einen sehr scharfen Geschmack und ist bitter, aber nicht sauer; es ist ein sehr widerlicher Trank und etwas berauschend. Ich habe ihn wiederholt gekostet, es war mir aber unmöglich mehr als einige Theelöffel voll davon zu geniessen.« Die Ansicht Haugs, dass die rituellen Hymnen der Veda's älter seien als die poetischen, hält Müller für nicht hinlänglich gestützt, stimmt indessen seiner Ansicht über den indischen Ursprung der Nakschara's oder des Mondthierkreises vollkommen bei, welchen andere Gelehrte den Chinesen, Babyloniern u. s. w. vindiciren. Vgl. Biot's Brief an Benfey in dessen Orient und Occid. 1, 747 ff., der beide Ansichten zu versöhnen sucht. — V. Ueber das Studium des Zend-Avesta in Indien (I, 118—128). Anzeige von Haug's »Essays on the Sacred Language, Writings and Religion of the Parsees. Bombay 1863.« Es sind deren vier: 1) Geschichte der Forschungen über die heiligen Schriften und die Religion der Parsen von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart; 2) Abriss einer Grammatik der Zendsprache; 3) der Zend-Avesta; 4) Ursprung und Entwickelung der Zoroastrischen Religion, von denen der zweite Essay der wichtigste, alle aber sehr reich an Ergebnissen seien. — VI. Ueber die Fortschritte der Zendstudien (I, 129—142). Anzeige von Haug's »A Lecture on an Original Speech of Zoroaster. Bombay 1865.« In diesem Vortrage, der ursprünglich vor einer fast ausschliesslich aus Parsen bestehenden Zuhörerschaft gehalten wurde, gab Haug eine neue Uebersetzung von zehn kurzen Abschnitten des Zend-Avesta, welche von der in den zwei Jahren früher erschienenen Essays enthaltenen bedeutend abweicht, was Müller veranlasste, die bisherigen Bemühungen zur Entzifferung von Inschriften und Werken, die in ausgestorbenen und sogar in der Ueberlieferung verlorenen Sprachen abgefasst sind, dem grössern Publikum gegenüber in diesem Artikel zu vertheidigen. — VII. Genesis und Zend-Avesta (1, 143—160). Anzeige von Spiegels »Eran. Berlin 1863.« Die

Digitized by Google

von diesem behauptete Verwandschaft zwischen gewissen Vorstellungen der Genesis und des Zend-Avesta hält Müller für nicht hinlänglich erwiesen. — VIII. Die neuern Parsen (I, 161—181). Besprechung zweier Schriften von Dadabhai Naoroji »The Manners and Customs of the Parsees« und »The Parsee Religion« beide zu Liverpool 1861 erschienen. Aus letzterm Buche ersieht man, dass die Parsen selbst kaum wissen, worin ihre Religion eigentlich besteht und erst seit etwa 25 Jahren eine Art Katechismus vorhanden ist, der die wichtigsten Glaubenslehren enthält. — IX. Buddhismus (I, 182—235). Aufsatz veranlasst durch »Le Bouddha et sa Religion. Par J. Barthélémy Saint-Hilaire. Paris 1860.« Uebersicht der buddhistischen Studien vor diesem Gelehrten so wie seiner genannten Arbeit, nebst Erörterung einiger den Buddhismus und dessen Stifter betreffenden Puncte. — X. Buddhistische Pilger (I, 236—279). Besprechung von Stanislas Julien's »Voyages des Pelerins Bouddhistes. Paris 1853. 1857.« — XI. Ueber die Bedeutung des Nirvâna 1857 (I, 280—292). Vertheidigung seiner in dem vorhergehenden Abschnitt ausgesprochenen Ansicht, dass Nirvâna vollständige Vernichtung bedeute, gegen einen Angriff auf dieselbe. — XII. Chinesische Uebertragungen von Sanscritschriften. Anzeige von Stanislas Julien's »Méthode pour déchiffrer et transcrire les noms sanscrits qui se rencontrent dans les livres chinois. Paris 1861.« Bei dieser Gelegenheit spricht Müller auch von den sogenannten Gâthâs oder erzählenden Volksliedern, welche in vielen kanonischen Werken der Buddhisten den in Sanscritprosa geschriebenen Text von Zeit zu Zeit unterbrechen und in Vulgärsprache das nämliche enthalten, was vorher schon in correcter Prosa berichtet worden. Man hat diese Erscheinung auf verschiedene, aber ungenügende Weise zu erklären versucht, weshalb Müller die ihm richtig dünkende Ansicht eines gelehrten Pandit anführt, welcher sich dahin äussert: »Eine annehmbare Vermuthung scheint es zu sein, dass die Gâthâs die Erzeugnisse von Dichtern sind, die zu gleicher Zeit mit Buddha oder doch unmittelbar vorher lebten und den andächtigen Versammlungen ihrer Zuhörer die Reden und Thaten ihres grossen Lehrers in der Volkssprache und leicht dahinfliessenden Versen vortrugen, welche letztern im Verlauf der Zeit als die glaubwürdigste Quelle aller Nachrichten über die Gründer des Buddhismus betrachtet wurden. Das hohe Ansehen, worin die Balladen und Improvisationen der Dichter in Indien und besonders in den buddhistischen Schriften stehen, begünstigt diese Muthmassung, und der Umstand, dass die poetischen Theile gewöhnlich mit den Worten: »»Davon kann man dies sagen«« beginnen, gewährt einen starken präsumtiven Beweis.« Soweit der gelehrte Pandit, dessen Worte sehr lebendig an die ältern mit zahlreichen Versen durchflochtenen Sagas so wie auch namentlich an den Formâli der Heimskringla erinnern; ähnlich auch verhält es sich mit Hita's Guerras Civiles de Gra-

Digitized by Google

nada. — XIII. Die Werke des Confucius (I, 305—313). Anzeige von »The Chinese Classics. With a Translation, Critical and Exegetical Notes. By James Legge. Hong Kong 1861.« — XIV. Popol Vuh (I, 314—341). Artikel über »Popol Vuh. Le Livre Sacré et les Mythes de l'Antiquité Américain, avec les Livres Héroiques et Historiques des Quichés. Par l'Abbé Brasseur de Bourbourg. Paris 1861.« Gleich anfangs erwähnt Müller das bekannte »Livre des Sauvages« des Abbé Domenech und beurtheilt den Missgriff des letztern weniger streng als es sonst geschehen, wie dies vor ihm auch schon Tylor in seinen Forschungen zur Urgeschichte der Menschheit, Deutsche Uebersetzung S. 113 f. gethan. Demnächst gibt Müller zu einer richtigeren Beurtheilung der Authentie des Popol Vuh einige Bemerkungen über die rohen litterarischen Anfänge der Wilden Nord-Amerika's, so weit diese sich in bilderschriftlichen Darstellungen kund gethan. Auch darüber vgl. Tylor a. a. O. S. 105—135. Was die Schrift der Mexicaner betrifft, so war es eine hieroglyphische, welche nach der spanischen Eroberung meist mit der lateinischen vertauscht wurde; wie z. B in dem in Rede stehenden Buche, das gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Sprache der Quichés niedergeschrieben wurde, welche zur Zeit der Eroberung das herrschende Volk in der jetzigen Republik Guatemala bildeten und noch jetzt etwa 600,000 Seelen zählen. Der Verfasser desselben unternahm diese Arbeit, weil das Popol Vuh d. i. das Buch des Volkes bereits im Verschwinden begriffen war, so dass dieses Buch selbst nicht mehr vorhanden ist und hier nicht vorliegt, Brasseur de Bourbourg also seinem Original mit Unrecht diesen Namen gegeben hat, so wie auch selbst die Uebersetzung des letztern als »Livre sacré« unrichtig ist und nur Verwirrung erzeugen kann; dem Abbé mag es dabei wohl nur, wie Müller meint, um einen volltönenden Titel zu thun gewesen sein. Den Inhalt des Buches anlangend, so bietet es zwar nichts, was man eigentliche Geschichte nennen kann, aber doch immerhin eine Menge Sagen, in denen man trotz möglichen Einflusses europäischer und christlicher Ideen nach Ausscheidung derselben vielfachen Stoff findet, um den Charakter der alten Bewohner Guatemala's so wie ihre Religion und Mythologie zu studiren und ihre sittlichen und sonstigen Ansichten kennen zu lernen. — XV. Semitischer Monotheismus. (I, 342—380). Artikel, veranlasst durch Renan's zwei Werke »Histoire Générale et Système comparé des Langues Sémitiques. Seconde édition. Paris 1858« und »Nouvelles Considérations sur le caractère général des Peuples Sémitiques, et en particulier sur leur tendance au Monothéisme. Paris 1859.« Müller bekämpft Renan's These. »Wir kommen, sagt er, zu einer andern Ueberzeugung als der, welche Renan zur Basis seiner Geschichte des semitischen Völkerstammes gemacht hat. Wir können nichts erblicken, was die Annahme eines dem semitischen Stamme gewährten, dem arischen hingegen vorenthaltenen mono-

Digitized by Google

theistischen Instincts zu rechtfertigen vermöchte. Sie haben beide Theil an dem ursprünglichen intuitiven Gottesbewusstsein, sie sind bei der Namenbildung zur Bezeichnung Gottes gleicher Gefahr ausgesetzt und verfallen daher auch beide in Polytheismus. Das dem arischen Völkerstamm Eigenthümliche besteht in seiner mythologischen Phraseologie, die zu seinem Polytheismus noch hinzukam; die Eigenthümlichkeit des semitischen Stammes ist sein Glaube an einen Nationalgott, den sein Volk ebenso gewählt hatte, wie sein Volk von ihm gewählt worden war.« Wenn aber, fährt Müller fort, die drei monotheistischen Hauptreligionen semitischen Ursprungs sind, ein Umstand, der Renan zur Aufstellung seiner These nöthigte, so gehen sie doch eigentlich alle auf den Gott Abrahams zurück; er war der Gott des Jeremias, des Elias und des Moses, ihn predigte Christus und den Glauben an ihn wollte Mohammed nach Ausrottung des Polytheismus der semitischen Stämme Arabiens wiederherstellen. Abraham selbst aber besass nicht nur das ursprüngliche intuitive Gottesbewusstsein, wodurch sich Gott allen Menschen offenbart hatte, sondern er gelangte auch, alle andern Götter läugnend, zur Erkenntniss des einzigen Gottes durch eine specielle göttliche Offenbarung. Dies aber ist die nämliche innere Stimme, durch welche Gott zu uns allen spricht, die zwar zuweilen ihre Kraft verliert und kaum hörbar ist, zuweilen aber auch zu den vom Vater der Wahrheit erwählten Propheten stärker redet als der Donner und in ihren Ohren schallt wie eine Stimme des Himmels. So Müller; welchen Unterschied aber er macht zwischen dem ursprünglichen intuitiven Gottesbewusstsein, durch welches Gott sich allen Menschen offenbart hatte (»the primitive intuition of God as he had revealed Himself to all Mankind« pag. 373. cf. 353), welches auch als eine Art Monotheismus oder vielmehr Theismus oder Henotheismus das Geburtsrecht jedes menschlichen Wesens bildet (p. 352), und der innern Stimme, durch welche Gott zu uns allen spricht (p. 373), ist nicht klar, obwohl dieser Unterschied mit Bezug auf Abraham doch von grosser Wichtigkeit ist. Wenn ferner letzterer seine specielle Offenbarung nicht durch Instinct noch durch abstracte Meditation noch durch ekstatische Visionen erhielt, wie unterschied sie sich dann von seinem speciellen Glauben? (cf. p. 343 f. »The important point however, is not whether the faith of Abraham should be called a divine instinct or a revelation; what we whish here to insist on, is that that instinct or revelation, was special granted to one man and handed down from him to Jews, Christians, and Mohammedans, to all who believe in the God of Abraham ... It was through special faith that Abraham received his special revelation, not through instinct, not through abstract meditation, not through ecstatic visions.«). — Dieser grössere durch mancherlei Ausführungen sehr anziehende Aufsatz ist der letzte des ersten Bandes. Der zweite Band, Abhandlungen über Mythologie, Traditionen, so wie Sitten und Gebräuche enthaltend, beginnt mit der Abhandlung über Ver-

Digitized by Google

gleichende Mythologie 1856 (II, 1—147). Sie ist hinlänglich bekannt; nur einige störende Druckfehler will ich berichtigen p. 103. Z. 11 statt sun l. son; p. 113. Z. 14 statt Hödr l. Guthorm; p. 115. Z. 11 st. his l. her; ebend. Z. 5 v. u. st. Chimaera l. Hydra. — XVII. Griechische Mythologie (II, 147—158). Anzeige von Welcker's Griechischer Götterlehre. Bd. I. Göttingen 1857. — XVIII. Griechische Sagen (II, 159—174). Besprechung von »A. Manual of Mythology in the Form of Question and Answers. By the Rev. G. W. Cox. Lond. 1867«; ein kurzer Abriss für Kinder mit Erklärungen nach den Ergebnissen der vergleichenden Mythologie. Müller warnt bei dieser Gelegenheit vor Uebertreibungen bei Benutzung der letztern, insoweit nämlich »in jedem mythologischen Räthsel Elemente vorhanden sein können, die der etymologischen Analyse widerstehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr Ursprung nicht etymologisch, sondern historisch war.« — XIX. Bellerophon. (II, 175—191) 1855. *ΒΕΛΛΕΡΟΣ* i. q. *βάρβαρος* sanskr. varvara, barbara heisst »wollig, zottig«, daher auch »Widder«, und Widder, Bock (Urana) wird in dem Veda der schwarze Wolkendämon genannt, der das befruchtende Gewässer der Wolke gefangen hält und von Indra erschlagen wird; so wie Bellerophon, wenn auch nicht einen Widder oder Bock, doch wenigstens eine Ziege (*Χίμαιρα*) tödtet und daher ebenso ein Vritratödter ist wie Indra und Herakles (der Hund *Ὄρθρος* = Vritra). — XX. Die Normänner in Island (II, 192—199). Besprechung von »The Norsemen in Iceland. By Dr. G. W. Dasent. Oxford Essays 1858.« — XXI. Volkskunde (II, 200—210). Anzeige von »Curiosities of Indo-European Tradition and Folk-Lore. By W. K. Kelly. Lond. 1863«, worin Müller einige irrthümliche oder nicht hinlänglich begründete Angaben des Verfassers berichtigt, gelegentlich auch verschiedene von Kuhn in seinem Buch »Herabkunft des Feuers u. s. w.« ausgesprochene Ansichten zu widerlegen sucht, namentlich in Bezug auf den nordischen Weltbaum Yggdrasill. Dass letzterer übrigens eine morgenländische Heimat hat, geht aus einer phönikischen Sage hervor, wie Jul. Braun, Naturgeschichte der Sage 2, 282 zeigt. — XXII. Zulumärchen (II, 211—220). Anzeige von »Izinganekwane etc. Nursery Tales, Traditions, and Histories of the Zulus. By the Rev. Henry Callaway. Vol. I. part. I. Natal 1866.« Als Müller diese kurze Anzeige schrieb, war, wie man sieht, erst eine einzige Lieferung erschienen; seitdem ist der erste Band herausgekommen und werde ich nächstens über denselben Bericht erstatten. Hier nur die Bemerkung, dass bei Müller p. 215 dreimal Reinecke statt Reineke gedruckt ist, und ebenso im Index pag. 396 s. v. — XXIII. Norwegische Märchen (II, 222—242). Anzeige von »Popular Tales from the Norse. By George Webbe Dasent. With an Introductory Essay on the Origin and Diffusion of Popular Tales. Edinburgh 1859.« Die Märchen sind die von Asbjörnsen

Digitized by Google

und Moe gesammelten und auch in Deutschland hinlänglich bekannt; Müller hebt aber besonders den Werth der Einleitung hervor. — XXIV. Märchen des westlichen Hochlandes. Anzeige von »Popular Tales of the West Highlands. Orally collected with a translation by J. F. Campbell. Edinburgh 1860.« Diese schöne, reichhaltige Sammlung hat auch Reinhold Köhler in Benfey's Orient und Occid. Bd. II. ausführlich besprochen. — XXV. Ueber Sitten und Gebräuche (II, 253—288). Anzeige von »Researches into the Early History of Mankind, and the Development of Civilisation. By Edward Burnet Tylor, author of 'Mexico and the Mexicans'. London 1865.« Ich habe an dieser Stelle Jahrg. 1868. No. 21. 22 dieses treffliche Werk zum Gegenstand eingehender Mittheilungen gemacht und unter anderm dort (S. 339. vgl. S. 82) hinsichtlich des Ursprungs der sogenannten Couvade und der sich daran knüpfenden Gebräuche verschiedener Völker auch auf die ergänzenden Bemerkungen Bastian's im 5. Band von Lazarus und Steinthals Zeitschrift hingewiesen, dessen sowie Tylor's Ansichten sich mehr empfehlen, als was Müller hierüber äussert. — XXVI. Unsere Ziffern (II, 289—300). Besprechung von »Mémoire sur la Propagation des Chiffres Indiens. Par M. F. Woepcke. Paris 1863. Journal Asiatique.« — XXVII. Die Kasten (II, 301—359). Besprechung von »Original Sanskrit Texts on the Origin and Progress of the Religion and Institutions of India, collected, translated into English, and illustrated by notes chiefly for the use of students and others in India. By J. Muir. Part First. The Mythical and Legendary Accounts of Caste. London 1858.« Das indische Kastenwesen so wie dessen muthmasslicher Ursprung ist, wie bekannt, von Duncker im ersten Bande seiner Geschichte des Alterthums (2. Aufl. 1868) mit Benutzung aller bisherigen Forschungen trefflich dargelegt worden. Müller bespricht in dem obigen Aufsatze aber auch noch die neuere Beschaffenheit jener indischen Institution und die daraus hervorgehenden Verhältnisse, so wie die Stellung, welche die Europäer diesen gegenüber einzunehmen haben. Bei dieser Gelegenheit kommt denn auch Müller auf den in England herrschenden Kastengeist zu reden und erzählt, dass, da seit kurzem der indische Civildienst (Indian Civil Service) allen Classen offen steht, einer der »ausgezeichnetsten« Männer sich geäussert, derselbe passe nun nicht mehr für anständiger Leute Kinder (the sons of gentlemen). Und warum nicht? Antwort: Weil der Sohn eines Missionars zugelassen worden war! Hieraus ersieht man nun dreierlei: erstens, in welchem Ansehen die Missionare in England stehen; zweitens, was für sonderbare Begriffe man dort von einem »gentleman« hat, und drittens, welcher Ansichten »eminente« Männer fähig sind! — Noch ist mir in diesem lehrreichen Aufsatze Müllers eine Stelle aufgefallen, die er nach Muir mittheilt, und worin von Parasurâma, dem von den Braminen hochgefeierten Vernichter der Kschetrias erzählt wird, dass,

Digitized by Google

nachdem er den Priestern die Erde übergeben, er sich nach dem Mahendraberge zurückgezogen und dort noch lebe. Also auch in Indien finden wir einen jener »bergentrückten« und noch bis auf unsere Tage fortlebenden Helden, wie wir ihnen nicht blos in Europa, sondern auch in Amerika begegnen. S. Gervasius von Tilbury. S. 95. Anm. 25. W. Menzel, Odin. Stuttg. 1855. S. 328 ff. J. G. Müller, Gesch. der Amerik. Urrel. Basel 1855. S. 582 (die Sage von dem Könige Tlolpintzin). Noch bemerke ich den Druckfehler p. 332. Z. 19 weans st. weens.

Hiermit sind wir bei dem Schlusse dieser Reihe von Abhandlungen angelangt, von denen man wohl sagen kann, sie seien »chips of the old block«; denn man erkennt in jeder derselben, so klein an Umfang sie auch sei, die Meisterhand, die sich in allen Arbeiten Müller's kund thut, wenn man auch öfter als ich angedeutet, geneigt sein möchte von seinen Meinungen und Ansichten abzuweichen; es ist jedenfalls immer von Wichtigkeit, letztere kennen zu lernen. Was man sonst etwa auszustellen finden könnte, erklärt sich theilweise durch den Ursprung vieler Artikel dieser Sammlung, welche für ein grösseres Publicum bestimmt waren. Wie reichhaltig übrigens die vorliegenden zwei Bände sind, wie mannigfache Gegenstände sie erörtern und besprechen, geht mehr als aus obiger, nothgedrungenerweise nur sehr summarischen Angabe aus dem mit ganz besonderer Sorgfalt gearbeiteten Register hervor, welches, wie es scheint, erst bei der zweiten Ausgabe hinzugekommen ist und ein höchst willkommenes Hilfsmittel für die Benutzung dieser reichen Schatzkammer darbietet.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Das Pothenot'sche Problem in theoretischer und praktischer Beziehung. Von Josef Höltschl. Weimar 1868.

Die vorliegende kleine Schrift, die für den praktischer Geometer von grossem Interesse sein wird, gibt eine übersichtliche Darstellung der verschiedenen Methoden der Lösung der für die Geodäsie wichtigen Aufgabe der analytischen und graphischen Bestimmung der Lage eines Punktes zu drei festen gegebenen Punkten, vorausgesetzt, dass man die Messungen nur von dem ersten Punkt aus anstellt. Bei der Lösung dieses Problems, die im Princip ausserordentlich einfach ist, sind mancherlei praktische Rücksichten zu nehmen, hinsichtlich der Bequemlichkeit und der Genauigkeit der Bestimmung, ein Umstand der eine ziemliche Zahl von Methoden hervorgerufen hat, die vom Verfasser vollständig und leichtfasslich zusammengestellt sind. Es werden dabei unterschieden die directen und indirecten Methoden, von denen die ersteren mathematisch streng sofort das gesuchte Resultat angeben, während das Wesen der zwei-

Digitized by Google

ten Classe von Methoden darauf beruht, dass man durch eine successive Näherung das Resultat mit der gerade nöthigen Genauigkeit zu gewinnen sucht. Der Herr Verf. gibt durchweg vom praktischen Gesichtspunkt aus den indirecten Methoden den Vorzug. Im Princip sind die direkten Methoden sicherlich einfacher, und namentlich auch die Methode von Bohnenberger und Bessel mit einem sehr geringen Aufwand von Construction auszuführen. Recensent ist kein Practiker und vermag das volle Gewicht der gegen diese Methoden erhobenen Einwendungen nicht zu beurtheilen. Jedoch will es ihm bedünken, als ob ein Theil der gegen dieselben gemachten Ausstellungen sich gerade auf solche Fälle beziehen, wo auch die indirecten Methoden ungenau und unzuverlässig werden. Jedenfalls aber wäre eine theoretische Untersuchung wünschenswerth gewesen, für welche Lagen des zu suchenden Punktes diese Methode gute Resultate gibt, wie sie in einem späteren Abschnitt hinsichtlich der indirecten Methoden von dem Herrn Verfasser in ausgezeichneter, eingehender Weise angestellt ist.

Es wäre überflüssig, auf die Aufzählung der verschiedenen indirecten Methoden, die in grosser Vollständigkeit und mit klarer Darstellung abgehandelt sind, weiter einzugehen. Nur auf eine dieser Methoden, von Lamoch, möchten wir aufmerksam machen, die in der Anmerkung zu Seite 56 erwähnt ist, und die durch ihre Einfachheit und Eleganz sehr plausibel erscheint. Wir vermögen nicht einzusehen, warum diese Methode weniger »theoretisch« sein soll als eine der anderen Näherungsmethoden.

Auch auf die analytische Lösung des Problems ist der Herr Verfasser eingegangen. Die hier entwickelten Formeln sind elegant und zu logarithmischen Rechnungen sehr bequem.

Endlich machen wir noch auf den Anhang aufmerksam, in welchem ein dem Pothemot'schen Problem verwandtes Problem behandelt ist, bei dem es sich um die Bestimmung von zwei neuen Punkten mit Hülfe von zwei gegebenen handelt.

Es dürfte sich sonach das Werkchen Allen denjenigen empfehlen, die durch ihre praktische Thätigkeit auf dies Fundamentalproblem der Feldmesskunst hingewiesen sind, und die darauf bezüglichen Methoden vollständig, kurz und in leichtfasslicher Darstellung auseinandergesetzt wünschen.

Heidelberg. **H. Weber.**

Logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit sechs Decimalstellen; von Dr. C. Bremiker. Neue Stereotyp-Ausgabe. Berlin 1868.

Die vorliegende Logarithmentafel ist, wie der Titel besagt, mit besonderer Rücksicht auf den Schulgebrauch bearbeitet, trägt aber auch den Bedürfnissen der Wissenschaft und der Technik Rechnung.

Digitized by Google

Dass in Schulen sechstellige Tafeln den grösseren vorzuziehen sind, und dass der Gebrauch der letzteren eine nutzlose Verschwendung von Zeit und Mühe ist, darüber besteht wohl kaum noch ein Zweifel. Ja es ist vielleicht mancher Schulmann der Ansicht, dass die Uebung mit fünfstelligen Tafeln schon ausreicht um den Schüler in den Gebrauch der Logarithmen einzuführen. Aber auch in vielen wissenschaftlichen Fragen, in denen fünfstellige Tafeln zu klein sind, reichen sechsstellige völlig aus und der Gebrauch von siebenstelligen führt unbequeme Weitläufigkeiten mit sich. So wird also eine sechsstellige Tafel von mässigem Umfang und bequemer Einrichtung Manchem willkommen sein.

Von den neuen Tafeln sind zwei Lieferungen bis jetzt erschienen, von denen die erste die Logarithmen der natürlichen Zahlen, die zweite die Logarithmen der trigonometrischen Zahlen enthält. Die dritte und letzte Lieferung, welche bald nachfolgen soll, wird die Additions- und Subtractionslogarithmen (Gauss'sche Logarithmen) die das Erdsphäroid betreffenden Tafeln, Mass- und Münzvergleichungs-Tabellen und die vollständige Einleitung zu allen Tafeln enthalten.

Was die Ausstattung und den Druck betrifft, bei Logarithmentafeln nicht der unwichtigste Punkt, so werden dieselben gewiss das vorliegende Werk empfehlen. Durch geeignete Striche von verschiedener Dicke, durch fetten Druck ist die Einförmigkeit vermieden und die Uebersicht erleichtert. Statt der gewöhnlichen Ziffern sind, wie jetzt vielfach in Tabellenwerken geschieht, und was sehr zu empfehlen ist, die altenglischen Ziffern gewählt, die theils über, theils unter die Zeile reichen, wodurch die einzelnen Ziffern mehr hervortreten. Der Druck ist scharf und klar, leider aber etwas klein, wodurch freilich allein eine solche Ausführlichkeit auf so geringem Umfang möglich war.

Heidelberg. **H. Weber.**

Lehrbuch der allgemeinen Arithmatik zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium von Dr. Carl Spitz. Erster Theil. Dritte Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1868.

Der Herr Verfasser des Lehrbuchs der allgemeinen Arithmetik ist bestrebt gewesen, bei der Ausarbeitung seines Werkes neben den Anforderungen der theoretischen Strenge den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens möglichst Rechnung zu tragen und so in seinem zunächst zum Gebrauch an höheren Schulanstalten bestimmten Lehrbuch gleichzeitig für Forstwirthe, Cameralisten und andern Praktikern ein brauchbares Handbuch zu liefern.

Digitized by Google

Von diesem Gesichtspunkt ist Inhalt und Darstellungsweise in dem Werke bemessen. Neben Klarheit der Darstellung und Uebersichtlichkeit der Anordnung, die noch durch besondere Zeichen diejenigen Theile hervorhebt, die ohne Störung des Zusammenhangs bei einem weniger eingehenden Studium übergangen werden können, ist hauptsächlich auf Vollständigkeit des Inhaltes in denjenigen Theilen der elementaren Arithmetik gesehen, welche in irgend einer Beziehung stehen zu den praktischen Anwendungen und denen in den Lehranstalten, für welche das vorliegende Buch bestimmt ist, eine eingehende Berücksichtigung zugewandt zu werden pflegt. Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt der einzelnen Theile wird dem Leser vielleicht nicht unwillkommen sein.

Nachdem in der Einleitung die Grunddefinitionen und Axiome zusammengestellt sind, behandelt der erste Abschnitt die einfachen Operationen, Addition, Subtraction, Multiplication, Division, mit allgemeinen Zahlzeichen, die hier noch als Symbole ganzer Zahlen anzusehen sind. Hierbei führt die Subtraction auf den Begriff der negativen Zahlen. Wir können nicht verhehlen, dass uns die hier gegebenen Beweise nicht alle als vollständig stichhaltig erscheinen, namentlich die der Sätze über die Multiplication mit negativen Zahlen, erkennen aber an, dass die angestellten Betrachtungen zur Veranschaulichung der betreffenden Sätze sehr dienlich sind. Der zweite Abschnitt handelt von der Theilbarkeit ganzer Zahlen, der Bestimmung des grössten gemeinschaftlichen Theilers und des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen von ganzen Zahlen, wobei auch, was sonst in Lehrbüchern selten geschieht, aber jedenfalls nützlich und interessant ist, auf die aus dem Wesen des decadischen Zahlensystem hervorgehenden Kennzeichen der Theilbarkeit durch gewisse Zahlen Rücksicht genommen ist.

Hieran schliesst sich im dritten Abschnitt die Lehre von den Brüchen und der Rechnung mit denselben.

Den besonderen Formen, in welchen Brüche dargestellt sein können, den Decimalbrüchen und Kettenbrüchen; sowie den Rechnungsoperationen mit diesen Formen ist eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Namentlich ist auch auf die Vortheile, die man bei numerischen Rechnungen aus der besonderen Form der Decimalbrüche ziehen kann, aufmerksam gemacht, was jedem, der mit Zahlenrechnungen zu thun hat, willkommen sein wird.

Im vierten Abschnitt ist die Lehre von den Potenzen, deren Exponenten ganze positive oder negative Zahlen sind, behandelt, im Anschluss daran die einfachsten Fälle des binomischen und polynomischen Lehrsatzes. Naturgemäss führt dann die Untersuchung zu den Wurzelgrössen, als der einfachen Umkehrung der Potenzen. Bei dieser Gelegenheit werden auch die imaginären Zahlen erklärt und auch ihre geometrische Darstellung kurz auseinandergesetzt. Aus der Lehre von den Wurzeln ergibt sich einfach durch eine

Digitized by Google

andere Schreibweise der Begriff der Potenz mit gebrochenen Exponenten.

Eine zweite Art der Umkehrung der Potenz, nachdem dieselbe allgemein definirt ist, führt auf den Begriff der Logarithmen, die im sechsten Abschnitt abgehandelt sind.

Damit ist die Lehre von den elementaren Rechnungsoperationen erschöpft, und es folgt nun ein mehr algebraischer Theil, und zwar zunächst die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen. Den bei Weitem grössten Theil dieser zweiten Hälfte des Buches nimmt die Lehre von den Gleichungen mit verschiedenartigen Anwendungen ein. Die Gleichungen des ersten Grades sind bis zu denen mit drei unbekannten Grössen allgemein behandelt, für die mit mehr Unbekannten ist die Auflösbarkeit im Allgemeinen gezeigt und an einzelnen besonders einfachen Beispielen erläutert.

Es folgt dann die Lehre von den Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten und von denen mit zwei Unbekannten einige Fälle, die vermöge ihrer besonderen Natur selbst nun auf Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten zurückführbar sind. Hier sind nun die unbestimmten oder sogenannten diophantischen Gleichungen eingeschoben, ein Abschnitt den wir lieber ans Ende der Lehre von den Gleichungen verwiesen gesehen hätte, da hier doch wesentlich andere Methoden zur Anwendung kommen, und die Auseinandersetzungen über die algebraischen Gleichungen dadurch unnöthig unterbrochen wird. Das Ende dieses Abschnittes über die Gleichungen bildet die Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades.

Die beiden letzten Abschnitte enthalten die Theorie und Anwendung der Reihen, ins Besondere der arithmetischen Reihen niederen und höheren Grades, die geometrischen Reihen, die Reihen der figurirten Zahlen und ähnliche. Den Schluss bildet eine ausgedehnte Anwendung der geometrischen Progressionen auf die Zinseszins- und Rentenrechnung mit einer grossen Zahl gut ausgewählter, dem praktischen Leben entnommener, zum Theil vollständig durchgeführter, zum Theil der eigenen Ausarbeitung des Schülers überlassene Beispiele, wie denn überhaupt in dem ganzen Werk den Uebungsbeispielen eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt ist. Sie sind in grosser Zahl, zum Theil mit Text versehen, beigebracht; die Resultate und Andeutungen über die Auflösung sind in einem besonders erschienenen Anhang zusammengestellt.

Heidelberg. **H. Weber.**

Digitized by Google

Lehrbuch der Stereometrie nebst einer Sammlung von 240 Uebungsaufgaben zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von Dr. Carl Spitz. Dritte Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1868.

Das Lehrbuch der Stereometrie von demselben Verfasser, dessen Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik in Vorhergehendem besprochen wurde, verfolgt im Ganzen dieselben Zwecke, wie jenes und ist auch, was Darstellung und Behandlungsweise angeht, mit demselben übereinstimmend. Auf Fasslichkeit und Anschaulichkeit der vorgetragenen Lehren ist besonderes Gewicht gelegt, und diese ist unterstützt durch zahlreiche, gut ausgeführte Holzschnitte. Auch hinsichtlich der Vollständigkeit ist alles erreicht, was man von einem elementaren Lehrbuch billigerweise verlangen kann, wie die folgende kurze Darlegung des Inhalts zeigen wird.

Der erste Abschnitt handelt eingehend von der Verbindung der geraden Linien und Ebenen im Raum. Hier ist, nachdem die Hauptsätze über die Lagenverhältnisse stereometrischen Gebilde dargelegt sind, der Hauptnachdruck auf das nächstliegende Analogon des Winkels in der Ebene, auf den Keil gelegt, woraus sich dann in einfacher und naturgemässer Weise die Sätze über die Massverhältnisse der Winkel im Raum ergeben.

Der zweite Abschnitt handelt von den körperlichen Ecken, sowohl bezüglich ihrer Lagen als ihrer Grössenverhältnisse. Hierbei dürfte etwas präciser und schärfer der Begriff des Masses der Ecken hervorgehoben sein; ob dies freilich ohne zu Hülfenahme der Kugel gut möglich gewesen wäre muss dahingestellt bleiben.

Es folgen nun im dritten Abschnitt die Anwendungen der Grundprincipien auf die geometrischen Körper. Es sind hier in ziemlicher Vollständigkeit zunächst die Definitionen und Grundeigenschaften der wichtigsten, durch ebene Flächen begrenzten Körper dargelegt. Nachdem die Lehre von den regelmässigen Polyedern ausführlich durchgegangen ist, folgen von den unregelmässigen Polyedern die Pyramiden, die Prismen, und, was in elementaren Lehrbüchern sonst nicht behandelt zu werden pflegt, die Prismatoide.

Von den durch krumme Flächen begrenzten Körpern sind der Kegel, der Cylinder und die Kugel in das Bereich der Darstellung aufgenommen. Dabei ist namentlich den schönen und interessanten Sätzen über Berührung von Kugeln, über die Aehnlichkeitspunkte und Verwandtes eine eingehende Betrachtung gewidmet.

Der vierte und letzte Abschnitt des Werkes enthält die Lehre von der Berechnung der Maasse der im vorhergehenden Abschnitt behandelten Körper.

Endlich haben wir noch die grosse Zahl von Beispielen her-

Digitized by Google

vorzuheben, welche jedem einzelnen Abschnitt zur Erläuterung und Uebung beigefügt sind, und deren Auflösungen in einem besonders erschienenen Anhang enthalten sind.

Heidelberg. **H. Weber.**

Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines Preussischen Diplomaten, herausgegeben von dessen Neffen L. von L. (Leopold von Ledebur). Erster Band. Berlin, Verlag von Fr. Kortkampf. 395 S. in 8.

Der preussische Diplomat, aus dessen Nachlass hier eine Reihe von Mittheilungen, die bisher meist unbekannt waren, geboten wird, ist der im Jahr 1813 in den Grafenstand erhobene Herr von Schladen, der zu Berlin 1772 geboren, im August 1843 zu Godesberg bei Bonn gestorben ist, nachdem er frühe in den diplomatischen Dienst eingetreten, und in dieser Thätigkeit als Gesandter zu Lissabon, München, Petersburg, Wien, Constantinopel, Brüssel und Haag die Interessen Preussens vertreten hatte. Es beginnen diese Mittheilungen mit einer biographischen Skizze des Vaters, welcher als Generalleutenant im October des Jahres 1806 gestorben ist, und als eine jener Gestalten gezeichnet wird, »die zwar noch das scharfe Gepräge der Fridericianischen Zeit an sich tragen, aber bereits gemildert durch die Züge von Humanität, die in so wohlthuender Weise dem Charakter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. Ausdruck geben.« Die nächste Nummer bringt einen Auszug der gesandschaftlichen Berichte der Preussischen Mission zu Wien, aus der Zeit vom Abschluss des Teschener Friedens bis zum Ableben der Kaiserin Maria Theresia, während der Jahre 1779 und 1780, und werden diese Berichte in den folgenden Nummern III und IV über die Jahre 1781—1787 fortgesetzt. Dass die Mittheilungen, wenn sie auch nur Excerpte sind, in ihrem Inhalt Manches bieten, was zur nähern Kenntniss und richtigen Würdigung der damaligen politischen Verhältnisse dient, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung. Dann folgt die Entzifferung einer Anzahl von Berichten der Preussischen Gesandten in Polen und Curland aus dem Jahre 1791, womit noch die unter Nr. IX abgedruckten, auf die dritte Theilung Polens bezüglichen, officiellen Aktenstücke vom Jahr 1795 zu verbinden sind, da auch aus ihnen Manches für den in Frage stehenden Gegenstand zu gewinnen ist, wenn auch Einzelnes davon auf anderem Wege bereits bekannt geworden ist. Ein interessantes Aktenstück bildet die unter Nr. VI abgedruckte Denkschrift des Staatsministers Herrn von Luchesiny aus dem März des Jahres 1793; sie betrifft nemlich, oder vielmehr sie bekämpft die damals vorgebrachten Vergrösserungsprojecte des Wiener Hofes, angeblich um durch den Tausch von Bayern gegen die Niederlande und durch

Digitized by Google

die Erwerbung von Elsass und Lothringen eine unübersteigliche Gränze gegen die aufrührerischen Grundsätze Frankreichs zu errichten. Ein gleiches Interesse wird man auch der unter Nr. X mitgetheilten officiellen Correspondenz zwischen demselben Minister Luchesiny (zu Wien) und dem Herrn von Hardenberg (zu Basel) zwischen dem 25. Juli und 9. December 1795 zuwenden: ihr Zweck war, nach dem Befehl des Königs, eine sorgfältige Controle der östreichischen Politik, namentlich in Bezug auf eine etwaige Anknüpfung und Verbindung Oestreichs mit Frankreich, auszuüben. Von Herrn von Schladen selbst stammt der unter Nr. VII abgedruckte Bericht über eine von Berlin in das Preussische Hauptquartier am Rhein im Jahre 1794 gemachte Reise, so wie ein Bruchstück eines ähnlichen Reiseberichts im December des Jahres 1796, endlich eine Anzahl von Briefen desselben, aus den Jahren 1795 und 1796, wo er der Gesandtschaft zu Wien attachirt war, bis zur Abreise nach Lissabon. Noch haben wir zu nennen die von Herrn Cäsar, Preuss. Residenten zu Wien am 14. Juli 1795 abgefasste Denkschrift über die politische Stellung der Angelegenheiten Europa's, unter Nr. VIII hier abgedruckt. — Man mag aus dieser kurzen Angabe des in diesen Mittheilungen Enthaltenen, die Wichtigkeit und die Bedeutung derselben entnehmen; sie verbreiten sich über eine Periode, die auch in unsern Tagen zu einer vielfachen Controverse über das Verhalten der beiden Grossstaaten, Oestreich und Preussen, in jener Periode geführt hat, und werden daher der geschichtlichen Forschung ein neues, beachtenswerthes Material zuführen.

Historia Miscella. Franciscus Eyssenhardt recensuit. Berolini MDCCCLXIX. J. Guttentag. VI und 731 S. in gr. 8.

Eine neue kritische Ausgabe der Historia miscella wird einem Jeden, der auf diesem Gebiete sich näher umgesehen oder durch seine historische Forschungen auf dieses Sammelwerk zurückzugehen sich genöthigt sah, wahrhaftig als kein überflüssiges Unternehmen erscheinen, zumal wenn diess in der Art, wie hier geschehen, zur Ausführung gebracht ist. Bei der Unsicherheit des Textes, wie er in der ersten Ausgabe von Pithöus vorliegt, war man bisher zunächst auf den von Janus Gruterus gegebenen und von Muratori wiederholten Text gewiesen, in welchem allerdings Manches gebessert erscheint, Manches auch aus dem von Gruter benutzten Codex Palatinus hinzugekommen war, welcher seitdem verschollen ist, da er weder nach Heidelberg zurückgekommen ist, noch in Rom sich vorfinden soll.

Um so mehr war eine sichere handschriftliche Grundlage zu ermitteln, um darauf einen correcten Textesabdruck zu basiren: und diese bieten zunächst zwei gleich wichtige Bamberger Handschriften,

Digitized by Google

welche dem Herausgeber zu diesem Zweck der näheren Einsicht und Vergleichung bereitwilligst von den betreffenden Behörden mitgetheilt wurden. Die eine derselben (nr. 513) aus dem neunten Jahrhundert enthält den einen Theil des Ganzen, oder die ältere kürzere Fassung desselben, welche, über Eutropius, der mit dem eilften Buch schliesst, (wie der Zusatz und Schluss dieses Buches in dieser Handschrift besagt, s. p. 275 dieser Ausgabe) hinaus noch bis auf Justinianus reicht, oder bis XVIII, 19 dieser Ausgabe, wo mitten im Capitel S. 374 der Codex abbricht; ihr ganz ähnlich erscheint eine Vatikanische Handschrift nr. 3339, deren Vergleichung der Herausgeber durch Herrn Zangemeister erhielt, ohne jedoch über Alter und Beschaffenheit der Handschrift Etwas Weiteres zu erfahren. Die andere Bamberger Handschrift nr. 514 aus dem zehnten Jahrhundert bringt dagegen das Ganze in der erweiterten Fassung, in der es in sechs und zwanzig Büchern bis zu der Zeit des Leo V. Armenus (813) fortgeführt ist und auch in den früheren Theilen manche Veränderung bietet, so wie manche Zusätze, die sich eben so auch meist in der genannten Pfälzer Handschrift finden, nach dem, was daraus von Gruter mitgetheilt worden ist.

Auf dieser Grundlage nun hat der Verfasser den Text der Historia miscella gegeben, und dabei alle diejenige Sorgfalt angewendet, die allerdings bei derartigen Abdrücken verlangt, in jedem Fall gewünscht werden kann; und da für den ersten Theil die kürzere Fassung in der einen Bamberger Handschrift vorlag, so ist in diesem Theile Alles das, was die andere in Uebereinstimmung mit der Pfälzer weiter hinzufügt, in den Text mit aufgenommen, aber durch eine besondere Art von Klammern eingeschlossen und dadurch kenntlich gemacht. Unter dem so gegebenen Text selbst sind die einzelnen Abweichungen dieser Handschriften mit aller Genauigkeit aufgeführt, der kritische Apparat mithin zur Einsicht und Prüfung des gegebenen Textes vorgelegt. In weitere Erörterungen hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, namentlich auch nicht in die nahe liegende Frage nach der Bildung und Zusammensetzung des Ganzen, und damit nach den Quellen, aus welchen dasselbe hervorgegangen ist, sowie nach Denjenigen, welche es zusammengesetzt, insbesondere nach denen, welche das Werk des Paulus weiter fortgeführt haben: bekanntlich ein vielbestrittener Gegenstand, der aber allerdings erst dann sich wird in gehöriger Weise erledigen lassen, wenn ein gesicherter und beglaubigter Text des Ganzen vorliegt. Und so war allerdings darauf die erste Sorge des Herausgebers gerichtet, die ihren Zweck in der vorliegenden Ausgabe erreicht hat, und auch in andern Beziehungen, wie z. B. selbst in Bezug auf die Texteskritik des Eutropius, wohl zu beachten sein wird. In Druck und Papier wird die Ausgabe gleichfalls befriedigen, welche am Schluss des Textes noch den Index Capitulorum in einem Abdruck aus Gruterus Ausgabe bringt und diesem ein sehr erwünschtes Namenregister (Index Nominum) beigefügt hat.

Digitized by Google

De Nonii Marcelli auctoribus grammaticis. Scripsit Paulus Schmidt, Dr. phil. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. VIII und 155 S. in gr. 8.

Bei der Wichtigkeit, welche Nonius Marcellus durch die von ihm so zahlreich mitgetheilten und auf diese Weise allein uns erhaltenen Fragmente verlorener Schriftsteller für uns jetzt besitzt, muss die Frage nach den von ihm zu diesem Zweck benutzten Quellen einen besonderen Werth gewinnen, weil sie zur richtigen Würdigung des Schriftstellers selbst und Dessen, was er uns mittheilt, allein den Schlüssel bietet, und diess um so mehr, seit Hertz in so schlagender Weise die Abhängigkeit des Nonius von Gellius und selbst die Art und Weise dieser Abhängigkeit, allerdings nicht zum Vortheil des Nonius, nachgewiesen hatte, und ein weiterer, zunächst das erste Capitel des Nonius betreffender Versuch von Schlottmüller kein günstigeres Resultat über die Art und Weise der Benutzung älterer Schriftsteller durch Nonius zu erwecken geeignet war. Der Verfasser vorstehender, zum Theil (bis S. 49 incl.) auch als Inauguralschrift früher erschienenen Abhandlung hat diese Frage in weiterem Umfang aufgenommen und ihrer Lösung auf eine Weise entgegengeführt, die über das von Nonius bei der Bildung und Zusammensetzung seines Werkes, in Bezug auf die Belegstellen, die er seiner Erklärung einzelner Ausdrücke beigefügt, eingehaltene Verfahren kaum einem weiteren Bedenken noch Raum lässt, wohl aber zeigen kann, in welcher geistlosen und rein mechanischen Weise Nonius bei seinem Zusammenschreiben, oder vielmehr Abschreiben dieser Belege verfuhr, die er keineswegs den Schriftstellern selbst entnahm, denen diese Stellen angehören, sondern den über diese Schriftsteller in einer schon späteren Zeit abgefassten Commentaren, welche ihm zum Zweck des Excerpirens eine nahe Büchersammlung darbot. Die Zusammenstellung dieses Nachweises im Einzelnen ist mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit gemacht und gewährt über das Ganze die am Schluss beigefügte Tafel einen guten Ueberblick. Wie aber auch für andere Seiten der gelehrten Forschung diese ganze Untersuchung von Wichtigkeit ist, mag schon aus dem einzigen Umstand, den wir hier anführen wollen, hervorgehen, dass es sich nun herausgestellt hat, wie die von Nonius benutzten Quellen am Ende keine andern gewesen sind, als auch diejenigen, auf welchen wir bei Charisius und Priscianus zurückgeführt werden. Das Gesagte mag hinreichen, um diesen Beitrag zur Geschichte der römischen Literatur auf einem im Ganzen noch weniger bearbeiteten Theile derselben, allen Freunden derselben bestens zu empfehlen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Zur Theorie der stationären Ströme in reibenden Flüssigkeiten«, am 30. Oktober 1868.

(Das Manuscript wurde am 5. März 1869 eingereicht.)

Herr Alexis Schklarewsky, der im letzten Sommer im hiesigen physiologischen Laboratorium eine Reihe von Versuchen über die Bewegungen und die Vertheilung feiner suspendirter fester Körperchen in Capillarröhren angestellt hat, hatte dabei gefunden, dass nicht nur in capillaren Röhren mikroskopisch kleine Körperchen immer gegen die Mitte des Stromes hinstreben, sondern dass dasselbe sich auch an viel weiteren Röhren von 1 bis 5 Centimeter Durchmesser zeigt. Eine Kugel aus Wachs, wenig schwerer als Wasser, fällt in einer verticalen mit Wasser gefüllten Röhre der Art immer so, dass sie von den Wänden gleichsam abgestossen wird, und der Mitte des Cylinders zueilt.

Eine eben solche Kugel, welche durch einen schwachen aufwärts gehenden Wasserstrom am Sinken gehindert wird, stellt sich in die Mitte der Röhre ein, und wenn man durch Neigen und Schütteln der Röhre sie der Wand nähert, bewegt sie sich doch, sobald man damit aufhört, wieder zur Mitte der Röhre. Das erstere Phänomen steht in auffallendem Gegensatz zu einem Theorem von W. Thomson*), wonach ein Körper, der in einer nicht reibenden Flüssigkeit nahe einer senkrechten Wand fällt, von dieser angezogen wird, und zu ihr hineilt. Das Letztere geschieht nun auch wirklich im Wasser, wenn man schwerere Kugeln, z. B. grobes Bleischrot, in einem verticalen Cylinder fallen lässt. Diese fallen schneller, als die oben genannten Wachskugeln, und dadurch erhalten diejenigen Druckunterschiede, welche vom Quadrate der Geschwindigkeit abhängen, grösseren Einfluss. Man hört in der That eine solche Kugel, die man in der Nähe der Wand eines mit Wasser gefüllten verticalen Cylinders fallen lässt, mehrmals an die Wand anschlagen, ehe sie den Boden erreicht.

Es war daher zu vermuthen, dass die bei geringeren Geschwindigkeiten beobachteten Abweichungen vom Einfluss der Reibung her-

*) Natural Philosophy Oxford. 1867. Vol. I. §. 332.

Digitized by Google

rühren möchten. Es schien sich auf die Erscheinungen die in engen Röhren und in weiten Röhren bei geringen Geschwindigkeiten beobachtet wurden, im Allgemeinen die Regel anwenden zu lassen, dass die schwimmenden Körper sich definitiv nur an solchen Orten der Flüssigkeit hielten, wo ihre Anwesenheit die geringste Vermehrung der Reibung der Flüssigkeit hervorbrachte, und in diesem Sinne stellte ich deshalb eine theoretische Untersuchung an, indem ich hoffte, dass die Berücksichtigung nur der Glieder erster Dimension der als klein vorausgesetzten Geschwindigkeiten in den hydrodynamischen Gleichungen genügen würde, um die Erklärung der gedachten Erscheinungen zu geben.

Diese Untersuchung ergab nun allerdings insofern ein Resultat, als sich nachweisen liess, dass bei verschwindend kleinen Geschwindigkeiten und stationärem Strome die Strömungen in einer reibenden Flüssigkeit sich so vertheilen, dass der Verlust an lebendiger Kraft durch die Reibung ein Minimum wird, vorausgesetzt, dass die Geschwindigkeiten längs der Grenzen der Flüssigkeiten als fest gegeben betrachtet werden.

Auch liess sich für das Gleichgewicht schwimmender Körper in einer solchen Flüssigkeit eine Erweiterung dieses Theorems aufstellen. Nämlich: ein schwimmender Körper ist im Gleichgewicht in einer reibenden, in langsamem stationärem Strome fliessenden Flüssigkeit, wenn die Reibung im stationären Strome ein Minimum ist auch für den Fall, dass man längs der Oberfläche des schwimmenden Körpers die Werthe der Geschwindigkeiten der Wassertheilchen so variirt, wie sie verändert werden würden, wenn eine der verschiedenen möglichen Bewegungen des Körpers factisch einträte.

Dieser letzte Satz erlaubt nun leider keine directe Anwendung auf die von Herrn Schklarewsky beobachteten Erscheinungen, wie ich gehofft hatte, vielmehr habe ich mich später überzeugt, dass dieselben ohne Berücksichtigung der quadratischen Glieder der Geschwindigkeiten nicht zu erklären seien. Da jedoch die eben hingestellten Sätze an sich von Interesse sind, erlaube ich mir hier ihren Beweis zu veröffentlichen.

§. 1.

Es seien die den rechtwinkeligen Coordinaten x, y, z parallelen Componenten der Geschwindigkeit des im Punkte (x, y, z) befindlichen Flüssigkeitstheilchens beziehlich u, v, w, der Druck ebenda p, die Dichtigkeit h. Die Componenten der äusseren im Puncte (x, y, z) auf die Einheit der Flüssigkeitsmasse wirkenden Kräfte seien $\frac{dV}{dx}, \frac{dV}{dy}, \frac{dV}{dz}$.

Digitized by Google

Wir nehmen an, dass die Flüssigkeit incompressibel sei, und das die Geschwindigkeiten der Flüssigkeit und ihre Differentialquotienten hinreichend klein seien, um ihre Quadrate und Producte in den Bewegungsgleichungen vernachlässigen zu können. Die hydrodynamischen Gleichungen mit Berücksichtigung der Reibung nehmen dann folgende Gestalt an:

$$\left.\begin{aligned}
\frac{dV}{dx}-\frac{1}{h}\frac{dp}{dx}&=\frac{du}{dt}-k^2\left[\frac{d^2u}{dx^2}+\frac{d^2u}{dy^2}+\frac{d^2u}{dz^2}\right]\\
\frac{dV}{dy}-\frac{1}{h}\frac{dp}{dy}&=\frac{dv}{dt}-k^2\left[\frac{d^2v}{dx^2}+\frac{d^2v}{dy^2}+\frac{d^2v}{dz^2}\right]\\
\frac{dV}{dz}-\frac{1}{h}\frac{dp}{dz}&=\frac{dw}{dt}-k^2\left[\frac{d^2w}{dx^2}+\frac{d^2w}{dy^2}+\frac{d^2w}{dz^2}\right]
\end{aligned}\right\}1$$

$$\left.\frac{du}{dx}+\frac{dv}{dy}+\frac{dw}{dz}=0\ \ldots\ldots\ldots\right\}1_a$$

An der Oberfläche der Flüssigkeit wollen wir die Winkel, welche die nach aussen gerichtete Normale dieser Fläche mit den positiven Coordinataxen bildet, mit α, β, γ bezeichnen, und die Kräfte, welche die Flüssigkeit auf das Flächenelement $d\omega$ ihrer Grenzfläche ausübt, beziehlich mit:

$$\begin{aligned}
&(p\cos\alpha+X)\,d\omega\\
&(p\cos\beta+Y)\,d\omega\\
&(p\cos\gamma+Z)\,d\omega
\end{aligned}$$

Diese letzteren Grössen haben folgende Werthe:

$$\left.\begin{aligned}
X&=-hk^2\left[2\frac{du}{dx}\cos\alpha+\left(\frac{du}{dy}+\frac{dv}{dx}\right)\cos\beta+\left(\frac{du}{dz}+\frac{dw}{dx}\right)\cos\gamma\right]\\
Y&=-hk^2\left[\left(\frac{dv}{dx}+\frac{du}{dy}\right)\cos\alpha+2\frac{dv}{dy}\cos\beta+\left(\frac{dv}{dz}+\frac{dw}{dy}\right)\cos\gamma\right]\\
Z&=-hk^2\left[\left(\frac{dw}{dx}+\frac{du}{dz}\right)\cos\alpha+\left(\frac{dw}{dy}+\frac{dv}{dz}\right)\cos\beta+2\frac{dw}{dz}\cos\gamma\right]
\end{aligned}\right\}1_b$$

Wo die Flüssigkeit feste Körper berührt, die sie vollkommen benetzt, haftet sie an diesen fest, und die oberflächlichen Flüssigkeitstheilchen theilen dann die Bewegung dieser Körper. Wir wollen uns im folgenden auf die Betrachtung dieses Falles beschränken, weil er der gewöhnlichere und einfachere ist. Die Componenten der äusseren Kräfte, welche die festen Körper zu bewegen streben seien $\mathfrak{X}$, $\mathfrak{Y}$, $\mathfrak{Z}$, und die unendlich kleinen Verschiebungen ihrer Angriffspunkte parallel den x, y, z, welche bei irgend einer möglichen Bewegung des Systems eintreten können, seien δu, δv, δw, die entsprechenden Verschiebungen der Oberflächenpunkte des Körpers δu, δv, δw, so ist die Bedingung des Gleichgewichts für die den festen Körper berührenden Theile der Oberfläche;

Digitized by Google

$$\Sigma[\mathfrak{X}\delta u + \mathfrak{Y}\delta v + \mathfrak{Z}\delta w] + \int (X\delta u + Y\delta v + Z\delta w)\, d\omega +$$

$$+ \int p\,(\cos\alpha\,\delta u + \cos\beta\,\delta v + \cos\gamma\,\delta w)\, d\omega = 0 \quad \Big\} 1_c$$

worin die Summe auf alle Angriffspunkte der Kräfte $\mathfrak{X}$, $\mathfrak{Y}$, $\mathfrak{Z}$, und das Integral auf die ganze Oberfläche des betreffenden Körpers zu beziehen ist.

Wenn die Grenzfläche irgend wo durch die Flüssigkeit selbst gezogen gedacht ist, sind unter $\mathfrak{X}$, $\mathfrak{Y}$ und $\mathfrak{Z}$ die Kräfte zu verstehen, welche die jenseits liegende Wassermasse auf die Grenzfläche ausübt.

An einer freien Oberfläche sind:

$$\mathfrak{X} = -\mathfrak{P}\cos\alpha \qquad \mathfrak{Y} = -\mathfrak{P}\cos\beta$$

$$\mathfrak{Z} = -\mathfrak{P}\cos\gamma$$

wo $\mathfrak{P}$ den ausserhalb der Flüssigkeit herrschenden Druck bezeichnet.

§. 2.

Wir wollen zunächst den Verlust an lebendiger Kraft bestimmen, den die Reibung herbeiführt in einem von Flüssigkeit erfüllten Raume S. Zu dem Ende multipliciren wir die erste der drei Gleichungen 1 mit u, die zweite mit v, die dritte mit w, addiren sie alle drei, und addiren schliesslich zur Summe noch die Gleichung welche aus 1a fliesst

$$o = -k^2 \Big\{ u\frac{d}{dx}\Big[\frac{du}{dx} + \frac{dv}{dy} + \frac{dw}{dz}\Big] + v\frac{d}{dy}\Big[\frac{du}{dx} + \frac{dv}{dy} + \frac{dw}{dz}\Big] +$$

$$+ w\frac{d}{dz}\Big[\frac{du}{dx} + \frac{dv}{dy} + \frac{dw}{dz}\Big]\Big\}$$

Die so gewonnene Gleichung integriren wir über den Raum S nach den von Green und Gauss für solche Fälle angewendeten partiellen Integrationsmethoden und mit Berücksichtigung der Gleichungen 1b. Wir erhalten:

$$h\iiint\Big(u\frac{du}{dt} + v\frac{dv}{dt} + w\frac{dw}{dt}\Big)\, dx\, dy\, dz =$$

$$\int hV\,(u\cos\alpha + v\cos\beta + w\cos\gamma)\, d\omega - \int [(X + p\cos\alpha)\, u +$$

$$+ (Y + p\cos\beta)\, v + (Z + p\cos\gamma)\, w]\, d\omega - Q = o \ldots\ldots\ldots \Big| 2$$

worin Q folgendes über den Raum S ausgedehntes Integral bezeichnet:

$$Q = h\,k^2 \iiint \Big[2\Big(\frac{du}{dx}\Big)^2 + 2\Big(\frac{dv}{dy}\Big)^2 + 2\Big(\frac{dw}{dz}\Big)^2 + \Big(\frac{dv}{dz} + \frac{dw}{dy}\Big)^2$$

$$+ \Big(\frac{dw}{dx} + \frac{du}{dz}\Big)^2 + \Big(\frac{du}{dy} + \frac{dv}{dx}\Big)^2\Big]\, dx\, dy\, dz \Big\} 2a$$

Digitized by Google

Wenn man beide Seiten der Gleichung 2 mit dt multiplicirt denkt, so bedeutet das Integral links vom Gleichheitszeichen die Zunahme der lebendigen Kraft in der den Raum S füllenden Flüssigkeitsmasse während des Zeittheilchens dt, das erste Integral rechts bezeichnet denjenigen Theil dieser Zunahme, welcher durch die Arbeit der äusseren Kräfte, die auf das Innere der Wassermasse wirken, geleistet worden ist. Das zweite Integral rechts, welches nach der Gleichung 1c gleich dem Ausdrucke

$$\Sigma[\mathfrak{X}\mathfrak{u}dt + \mathfrak{Y}\mathfrak{v}dt + \mathfrak{Z}\mathfrak{w}dt]$$

ist, wo $\mathfrak{u}$, $\mathfrak{v}$, $\mathfrak{w}$ die Geschwindigkeitscomponenten für die Angriffspunkte der Kräfte $\mathfrak{X}$, $\mathfrak{Y}$, $\mathfrak{Z}$ bezeichnen, misst die Arbeit, welche die Kräfte $\mathfrak{X}$, $\mathfrak{Y}$, $\mathfrak{Z}$, die direct oder indirect auf die Oberfläche der Flüssigkeit wirken im Zeittheilchen dt geleistet haben. Daraus folgt, dass Q diejenige Menge lebendiger Kraft bezeichnet, welche durch die Reibung im Innern der Flüssigkeit vernichtet, das heisst in Wärme verwandelt worden ist.

Bezeichnen wir die lebendige Kraft der Flüssigkeit mit L, die Arbeit der äusseren Kräfte mit P, also

$$P = h\int V(u\cos\alpha + v\cos\beta + w\cos\delta)\,d\omega$$
$$+ \Sigma(\mathfrak{X}\mathfrak{u} + \mathfrak{Y}\mathfrak{v} + \mathfrak{Z}\mathfrak{w})$$

so können wir die Gleichung 2 schreiben

$$\frac{dL}{dt} = P - Q \ldots\ldots\ldots \Big\} 2b$$

§. 3.

Wir wollen jetzt nachweisen, dass bei stationärem Strome der Ausdruck

$$P - \tfrac{1}{2}Q$$

ein Minimum wird. Wir beschränken uns dabei auf die gewöhnlich vorkommende Form der Grenzbedingung, dass nämlich, wo die Flüssigkeit einen festen Körper berührt, ihre oberflächlichen Theilchen fest an diesem haften. Wo also die Flüssigkeit eine feste Wand berührt, sei diese nun unbewegt, oder habe sie eine vorgeschriebene Bewegung, sind die Werthe von u, v, w gegeben, und ihre Variationen gleich Null. Dasselbe wird vorausgesetzt an denjenigen Theilen der Grenzfläche des Raumes S, wo die Flüssigkeit ein- und ausströmmt. Dagegen können an der Oberfläche beweglicher schwimmender Körper und an einer freien Oberfläche Variationen von u, v, w und $\mathfrak{u}$, $\mathfrak{v}$, $\mathfrak{w}$ eintreten, welche den Bewegungsbedingungen der etwa berührenden festen Körper entsprechen.

Da die Flüssigkeit als incompressibel angenommen wird, muss ausserdem die Gleichung 1a überall erfüllt sein. Die Bedingung des Minimum wird demnach

Digitized by Google

$$o = \delta P - \tfrac{1}{2}\delta Q + \delta \iiint \lambda \left(\frac{du}{dx} + \frac{dv}{dy} + \frac{dw}{dz}\right) dx.\, dy.\, dz. \ldots . \Big\} 3$$

worin λ eine beliebige Function der Coordination bezeichnet.

Wenn man durch partielle Integration die Differentialquotienten von δu, δv, δw entfernt, erhält man

1) für das Innere

$$\left.\begin{aligned} \frac{d\lambda}{dx} &= hk^2\left[\frac{d^2u}{dx^2} + \frac{d^2u}{dy^2} + \frac{d^2u}{dz^2}\right] \\ \frac{d\lambda}{dy} &= hk^2\left[\frac{d^2v}{dx^2} + \frac{d^2v}{dy^2} + \frac{d^2v}{dz^2}\right] \\ \frac{d\lambda}{dz} &= hk^2\left[\frac{d^2w}{dx^2} + \frac{d^2w}{dy^2} + \frac{d^2w}{dz^2}\right] \end{aligned}\right\} 3_a$$

2) für die Oberfläche mit Benutzung der in den Gleichungen 1_b gegebenen Definitionen von X, Y, Z

$$\left.\begin{aligned} o = \int \{ &[(hV + \lambda)\cos\alpha + X]\,\delta u \\ + &[(hV + \lambda)\cos\beta + Y]\,\delta v + [(hV + \lambda)\cos\gamma + Z]\,\delta w \}\, d\omega \\ + \Sigma \{ &\mathfrak{X}\delta u + \mathfrak{Y}\delta v + \mathfrak{Z}\delta w \} \end{aligned}\right\} 3_b$$

In dieser letztern Gleichung sind die Variationen δu, δv, δw den vorgeschriebenen Bewegungsbedingungen der berührenden festen Körper unterworfen.

Wenn wir nun die neue Bezeichnung einführen

$$\lambda = P - V$$

so bekommen die Gleichungen 3_a und 3_b genau dieselbe Form, wie die Gleichung 1 und 1_c mit Berücksichtigung von 1_b. Der einzige Unterschied, der bestehen bleibt, ist der, dass in den letzteren die Grösse p in 3_a und 3_b dagegen statt dieser die Grösse P vorkommt.

Jede Lösung der Gleichung 3 wird also Werthe von u, v, w, P geben, die, statt u, v, w, p in die Gleichungen 1, 1_a, 1_b, 1_c gesetzt, diesen genügen.

Einen stationären Strom wird diese Art der Bewegung aber nur dann geben, wenn längs der freien und der verschiebliche Wände berührenden Theile der Oberfläche der Flüssigkeit überall

$$u\cos\alpha + v\cos\beta + w\cos\gamma = 0$$

d. h. wenn diese Theile der Oberfläche bei der Bewegung ihre Lage nicht ändern, sondern sich entweder gar nicht, oder nur in sich selbst verschieben.

Uebrigens folgt noch aus der Gleichung 2_b für den stationären Strom, wo u, v, w von der Zeit t unabhängig sind, dass

$$P = Q$$

und da P gleich Null wird, wenn u, v, w rings an der Oberfläche gleich Null sind, Q aber eine Summe von lauter Quadraten ist,

Digitized by Google

welche nicht Null werden kann, ohne dass alle ihre einzelnen Summanden gleich Null werden: so müssen, wenn u, v, w längs der Oberfläche gleich Null sind, auch überall im Innern die folgenden Grössen gleich Null sein

$$\frac{du}{dx} = \frac{dv}{dy} = \frac{dw}{dz} = 0$$

$$\frac{du}{dy} + \frac{dv}{dx} = \frac{dv}{dz} + \frac{dw}{dy} = \frac{dw}{dx} + \frac{du}{dz} = 0$$

Deren Integralgleichungen sind:

$$u = a + fy - gz$$
$$v = b + hz - fx$$
$$w = c + gx - hy$$

Die willkürlichen Constanten a, b, c, f, g, h dieser Gleichungen müssen alle gleich Null sein, wenn u, v, w längs der ganzen Oberfläche des Raums S gleich Null sein sollen, folglich müssen diese Grössen auch in seinem Innern gleich Null sein.

Daraus folgt weiter, dass nicht zwei Systeme Grössen u_0, v_0, w_0, p_0 und u_1, v_1, w_1, p_1 existiren können, welche den Gleichungen 1 und 1_a genügen, und für welche überall an der Grenzfläche des Raumes S

$$u_1 - u_0 = v_1 - v_0 = w_1 - w_0 = 0$$

wäre, ohne dass gleichzeitig überall im Innern

$$u_1 - u_0 = v_1 - v_0 = w_1 - w_0 = 0$$
$$p_1 - p_0 = \text{Const.}$$

Diese letzteren Differenzen nämlich würden für u, v, w, p gesetzt unter den zuletzt betrachteten Fall kommen.

Ob bei beweglichen Wandungen verschiedene Lösungen der Aufgabe mit verschiedenen Bewegungen des beweglichen und in sich selbst vorschieblichen Wandtheils existiren können hängt von der Natur der diesen bewegenden Kräfte ab.

Berücksichtigt man, dass nach Gleichung 2_b im stationären Strome $P = Q$ ist, welche Gleichung die der Erhaltung der Kraft ist, so ist die Grösse $P - \frac{1}{2}Q$, welche zum Minimum gemacht werden soll, unter Festhaltung jener Bedingung der Erhaltung der Kraft, auch gleich $\frac{1}{2}Q$ zu setzen. Vorausgesetzt also Incompressibilität der Flüssigkeit, ferner das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, und vollständige Adhärenz der Flüssigkeit an die beweglichen Theile der Wandung, so kann dem Gesetz die im Anfang ausgesprochene Formulirung gegeben werden.

Digitized by Google

2. Vortrag des Herrn Professor Fuchs: »Ueber die Circusbildungen in den Pyrenäen«, am 24. Nov. 1868.

(Das Manuscript wurde am 12. Februar 1869 eingereicht.)

Zu den Eigenthümlichkeiten der Pyrenäen, durch welche sich dieses Gebirge, das sonst den Alpen sehr ähnlich ist, auszeichnet, gehören die Circusbildungen. Darunter versteht man weite und tiefe Felskessel, die von senkrecht aufsteigenden Felswänden ringsum, bis auf einen kleinen Einschnitt, umschlossen werden. Unter diesen Circus gibt es solche, die in so wunderbarer Regelmässigkeit geformt sind, dass die Natur in ihnen gleichsam den Bau eines Amphitheaters in riesigstem Massstabe nachgebildet zu haben scheint. Am bekanntesten und berühmtesten ist der »Cirque von Gavarnie«. Derselbe liegt am oberen Ende des Thales der Gave de Pau und besteht aus einem fast kreisrunden Kessel, welcher ungefähr eine Stunde im Umfang hat und ringsum von senkrechten Felswänden, die treppenförmig in drei Etagen über einander sich erheben, eingeschlossen wird. Nur an einer Stelle sind die Felsen von einer äusserst schmalen, aber tiefen Schlucht durchschnitten, durchschnitten, so dass das Thal dadurch mit dem Circus in Verbindung steht. Jede der drei Etagen hat mindestens eine Höhe von 1200—1500 Fuss und erst hinter diesen gewaltigen Felsmauern steigen die eigentlichen Gipfel des Gebirgsstockes, der Marboré, Tuc de Maupas u. s. w. auf. Diese Gipfel gehören zu den höchsten der Pyrenäen und sind mit ewigem Schnee bedeckt, aus dem sich mehrere Gletscher bis zu den Felswänden des Circus herabsenken. Charakteristisch für die Circusbildungen ist es, dass von ihren steil ansteigenden Wänden ein oder mehrere hohe Wasserfälle herabstürzen. Im Cirque von Gavarnie sieht man sich rings um von einem Kranze solcher Wasserfälle umgeben.

Der Cirque von Gavarnie verdient vor allen ähnlichen Bildungen den Vorzug wegen seiner ausserordentlichen Regelmässigkeit. Ausser ihm gibt es aber noch mehrere grosse und schöne Circus, die jedoch alle im mittleren Theile der Pyrenäen liegen. Es sind hauptsächlich die Flussgebiete der Garonne und der Gave de Pau, in welchen fast jedes grössere Thal in einem solchen Circus endigt. Die schönsten mögen etwa folgende sein: 1. Cirque von Cousia, von dem das Thal der Gave d'Aspe ausgeht. 2. Cirque von Bious Vermette, einige Stunden südlich von Eaux chauds. 3. Cirque von Gavarnie. 4. Cirque von Troumouse, am Ende des vallée d'Héas. 5. Der Cirque de la vallée du Lys, am Fusse der Maladetta. 6. Cirque von Gravués. 7. Cirque von les Granges d'Astos d'Oo. 8. Ein Circus ohne eigenen Namen, jenseits des Port Venasque. Weiter östlich hört die Circusbildung auf oder es kommen an ihrer Stelle doch nur wilde Thalkessel vor, die, wenn auch weniger zahlreich, doch auch in andern Gebirgen getroffen werden. So liegen z. B. oberhalb Vernet, am Fusse des Canigou, dicht hintereinander

Digitized by Google

drei tiefe und enge Thalkessel, welche in diesen östlichen Theilen des Gebirges die Circus vertreten. Aber auch in dem mittleren Theile der Pyrenäen kommen noch viele weniger vollkommene Circus vor, deren Umfang kleiner, und weniger regelmässig ist, deren Wände weniger hoch und steil sind und bei denen die Oeffnung gegen das Thal hin weiter ausgebrochen ist.

Die Erklärung der Entstehungsweise dieser, den Pyrenäen eigenthümlichen Circusbildung ist nicht schwer; wenn man nur den gesammten Gebirgsbau der Pyrenäen studirt, dann kann man diese Circusbildung in allen Stadien ihrer Entwicklung verfolgen.

Die Circus sind das Bett früherer Seen, deren steil abfallende felsige Ufer jetzt die schroffen Wände des Circus bilden. Die Thäler, welche von den Circus ausgehen, sind durch den Ausfluss der Seen hervorgerufen, indem derselbe sich einen Weg nach der Ebene bahnte und dabei immer tiefer in das Gebirge einschnitt. Noch gegenwärtig nehmen in den Pyrenäen viele Thäler in hoch gelegenen Seen ihren Ursprung und der Ausfluss des See's ist die Quelle des Baches oder Flusses, der durch sie hinströmt. Liegt die Thalsohle am Ursprung des Thales bedeutend tiefer, wie der Seespiegel, so schneidet der Ausfluss des See's immer tiefer in das Gestein ein und durchsägt mit der Zeit den Felswall, der das Thal von dem See trennt. Der Spiegel des letztern muss sich dem entsprechend immer tiefer senken, bis der See vollständig entleert ist. Diese Auffassung wird bedeutend durch die zahlreichen Fälle unterstützt, wo die den See von dem Thale trennende Schranke durch den Ausfluss des See's theilweise durchschnitten ist und dadurch der See theilweise, aber noch nicht vollständig entleert wurde. Eines der schönsten Beispiele dafür ist der See von Escoubous. Das Thal gleichen Namens wird plötzlich von einer hohen, schroff ansteigenden, Granitwand abgeschnitten. Oben liegt der See und sein Ausfluss stürzt über diese Wand als Wasserfall herab und bildet dann unten im Thale den Bach. Allein derselbe stürzt nicht mehr über den höchsten Rand der den See abschliessenden Felsmauer, sondern hat sich schon eine tiefe Rinne in das Gestein eingeschnitten, aus welcher er ausfliesst. Man erkennt auch deutlich, dass der Wasserspiegel des See's einst bedeutend höher stand. Von der Höhe des früheren Seespiegels fallen ringsum die Felswände schroff bis auf den jetzigen Spiegel ab. Es ist offenbar, dass dieser See, wenn sein Ausfluss noch tiefer in das Gestein einschneidet, sich vollständig entleeren muss und dann einen der schönsten Circus bilden wird. In dem gleichen Zustande der Entwicklung befindet sich der berühmte lac d'Oo und noch viele andere Seen der Pyrenäen.

Wenn zwei oder drei Seen hinter einander liegen (ein Fall, der in den Pyrenäen sehr häufig ist), so bildet der Ausfluss des hinteren See's den Zufluss des weiter vorn gelegenen. Beginnt der Durchbruch der Schranken, so wird der vordere See sich zuerst

Digitized by Google

entleeren und sein Wasserspiegel sinken. Dann kann aber sein, von dem weiter zurückliegenden See kommender Zufluss nicht mehr direkt in ihn einmünden, sondern wird von seinem ursprünglichen Bett auf den gesunkenen Wasserspiegel herabstürzen und also einen Wasserfall bilden, der um so höher wird, je weiter sich der See entleert. Fast alle kleinen Seen der Pyrenäen haben wirklich an ihrem hinteren Rande einen solchen Wasserfall. Zuletzt wird dann der See sich vollständig entleeren und einen Circus bilden, in welchem, auf der der Oeffnung entgegengesetzten Seite, ein oder mehrere Wasserfälle herabstürzen. Später wird dann auch der zweite und dritte See sich in einen Circus umwandeln. Allein bis dahin ist gewöhnlich der erste durch Verwitterung seiner Felswände und durch Anhäufung von Schutt auf seinem Boden schon theilweise wieder zerstört. — Unmittelbar von dem Circus von Gavarnie liegen noch drei andere, von denen der erste nur schwer kenntlich, der letzte der Deutlichste ist. Ebenso liegt vor dem Circus von Troumouse u. a. noch ein weniger schöner Circus.

In den Alpen beginnen selten Thäler in einem See; die Seen liegen dort meist im mittleren Laufe der Flüsse. Schon dieser Umstand ist der Circusbildung entgegen. Man wird zwar da und dort auch in den Alpen einen See finden, dessen Lage an die der Seen in den Pyrenäen erinnert, allein nicht überall, wo ein Thal in einem See entspringt, ist die Entstehung eines Circus möglich. Die Bedingungen dazu sind viel complicirter und in vollkommener Weite eben nur in den Pyrenäen vorhanden. Damit ein Circus sich bilden kann ist ausserdem noch nöthig, dass das Gebirge eine verhältnissmässig geringe Breite hat, damit der Ausfluss eines hochgelegenen See's einen starken Fall hat und eine grosse mechanische Kraft auszuüben im Stande ist. Wichtiger noch ist der Bau des Gebirges und die Lage der Seen in demselben. Die Centralregion der Pyrenäen besteht aus krystallinisch massigen Silikatgesteinen, hauptsächlich aus Granit, oder aus Gesteinen der Uebergangsformation, die in Berührung mit Granit eine Umwandlung erlitten haben und hart und fest geworden sind. Von diesen centralen Theilen aus folgen dann gegen die Ebene nach einander die Schichten jüngerer Formationen, die hauptsächlich aus Schiefer und Kalksteinen bestehen. Die Gesteine in der Centralregion sind bedeutend härter. wie die Kalksteine und Schiefer und in ihnen, aber nahe der Grenze der weicheren Gesteine, liegen die Seen, welche zu Circus werden. In Folge dieser Lage schneidet der Ausfluss eines solchen See's nicht sogleich am Rande des See's tief in das harte Gestein ein, sondern gräbt sich erst später, wenn er auf das weichere Gestein trifft ein tiefes Thal. Viel langsamer wird der harte Felswall durchschnitten, welcher dann das tiefe Thal von dem hoch gelegenen See trennt. Das scheint eine zweite Bedingung der Circusbildung zu sein. Eine dritte Bedingung besteht darin, dass die Zuflüsse in anderen Seen vorher ihre schwebenden Bestand-

Digitized by Google

theile abgelagert haben, oder dass sie aus einem anderen Grunde sehr rein sind, denn sonst würde der Circussee durch die ihm zugeführten Schuttmassen ausgefüllt, ehe sein Ausfluss die ihn vom Thale trennende Felswand durchschnitten hat. — Da alle diese diese Bedingungen nur selten zusammentreffen, so ist auch die Circusbildung ein seltener Fall und in vorkommender Weise nur auf die Pyrenäen beschränkt.

4. Vorstellung eines Kranken mit gleichartiger Verletzung beider Augen durch den Hornstoss einer Kuh, durch Herrn Professor O. Becker am 27. Nov. 1868.

4. Vortrag des Herrn Professor v. Dusch: »Ueber die Symptome aus Geschwülsten am Pons Varolii«, am 27. Novbr. 1866.

5. Vortrag des Herrn Professor Fuchs: »Ueber rothen Olivin«, am 11. Dezember 1868.

(Das Manuscript wurde am 12. Februar 1869 eingereicht.)

Nach den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westphalen (1868. S. 11) hat Prof. vom Rath dem Vereine in Bonn einen kleinen Olivinkrystall vom Laacher See vorgezeigt, an welchem zum erstenmale die rothe Farbe beobachtet sein soll. Dies gab dem Vortragenden die Veranlassung dem naturh.-medic. Verein in Heidelberg ein Stück Basaltlava von der Insel Bourbon vorzuzeigen, in welchem ebenfalls rother Olivin in grossen Stücken eingeschlossen ist. Diese Lava enthält nämlich sehr zahlreiche und grosse Stücke Olivin, so dass sie dadurch ein ganz ungewöhnliches, Breccien artiges Ansehen erhält. Ein Theil der eingeschlossenen Olivinaggrepate besitzt die charakteristische gelbgrüne Farbe; andere dagegen sind roth gefärbt. Betrachtet man die letzteren näher, so findet man, dass sie nicht alle durch die ganze Masse hindurch roth gefärbt sind, sondern an einzelnen Stellen missfarben aussehen, ja dass in dem Aggregat einzelne Körnchen von gelbgrüner Farbe liegen. Die missfarbigen Stellen sind ringsum roth und die rothe Farbe scheint nach dem Innern vorzudringen. Der Olivin kann, nach der Ansicht des Redners, die ihm sonst nicht eigenthümliche Farbe dadurch erlangt haben, dass er von der glühenden Lavamasse, in welcher er eingeschlossen war, erhitzt und das in seiner Zusammensetzung enthaltene Eisenoxydul zu Oxyd an denjenigen Stellen umgewandelt wurde, wo der Zutritt des Sauerstoffs der Luft nicht gehindert war. Der Vortragende hat die rothe Farbe beim Olivin auch künstlich hervorzurufen versucht, um die von ihm gegebene Erklärung zu beweisen. Beim Glühen kleiner Olivinkörnchen wurde der Eintritt einer Farbenveränderung, aber nur schwach, beobachtet. Um den Zutritt

Digitized by Google

der Luft zu gestatten, musste das Glühen in einem weiten und offenen Gefässe vorgenommen werden. Der unvollkommene Erfolg konnte desswegen dadurch sich ergeben haben, dass die Temperatur nicht die nothwendige Höhe erreichte. Es sollte darum die Oxydation des Eisens dadurch befördert werden, dass die Olivinkörnchen vor dem Glühen mit Salpetersäure befeuchtet wurden. Allein nun war der Erfolg ganz ungünstig, denn der Olivin ward bräunlich und undurchsichtig. Endlich gelang durch $^3/_4$stündiges Glühen des Olivins von der Glasbläserlampe die Farbenveränderung vollständig. Der Olivin ward allein durch das Glühen schön roth und blieb durchsichtig; einzelne grössere Körner, die dazwischen lagen, wurden nur missfarben. Der Versuch mit Salpetersäure ist wahrscheinlich desshalb misslungen, weil das Eisen durch die Säure aus dem Silikate herausgelöst wurde und als Beimengung das Mineral trübte. Es darf daraus geschlossen werden, dass die rothe Farbe auf der Bildung eines Eisenoxydsilikates beruht.

Die Resultate der Untersuchung sind also folgende:

1) In Lagen kommt die rothe Farbe am Olivin mehrfach vor.

2) Die rothe Farbe des Olivins ist durch Glühen desselben bei Luftzutritt entstanden und beruht auf Bildung eines Eisenoxydsilikates.

3) Die rothe Farbe des Olivins ist ein neuer Beweis dafür, dass derselbe schon vor dem Erguss der Lava vorhanden war und durch die Einwirkung der hohen Temperatur der ihn umgebenden Masse verändert wurde.

6. Vortrag des Herrn Professor Nuhn: »Ueber das Hüftgelenk«, am 8. Januar 1868.

7. Mittheilungen des Herrn Prof. Posselt: »Ueber Fetan im Engadin als klimatischen Kurort«, am 8. Januar 1869.

8. Vortrag des Herrn Professor Fuchs: »Ueber die Vesuvlaven«, am 22. Januar 1869.

(Das Manuscript wurde am 12. Februar 1869 eingereicht.)

Der Vortragende berichtet über eine grössere Arbeit von ihm, welche eine specielle Untersuchung der Vesuvlaven zum Gegenstande hatte. Eine grössere Anzahl Analysen dieser Laven ergab ihm, dass dieselben von den ältesten Zeiten, bis zu den neuesten Eruption nahezu die gleiche chemische Zusammensetzung besitzen. Die Uebereinstimmung in der Quantität der einzelnen Stoffe ist eine höchst auffallende. Nur das Natron macht darin eine Ausnahme von den andern Stoffen. Seine Menge schwankt zwischen 5 und $1^1/_2$%, also in ziemlich weiten Grenzen. Als Ursache sind die sekundären chemischen Prozesse anzusehen, welche vor dem

Digitized by Google

Erguss die Lava noch verändern. Chlornatrium setzt sich bei gewisser Temperatur mit Wasserdampf in Salzsäure und Natron um. Die erstere findet man unter den Fumarolengasen wieder, das Natron wird dagegen von dem glühenden Silikate der Lava aufgenommen. Da die Menge des Chlornatriums und die herrschende Temperatur wechselnd sind, so wird bald mehr, bald weniger Natron von der Lava aufgenommen, wie die Analysen vorgeben. Für die gesammte Zusammensetzung der Lava sind jedoch die Schwankungen des Natrongehaltes zu wenig bedeutend um wesentlich die Uebereinstimmung in der chemischen Beschaffenheit der Laven zu verändern. Diese Uebereinstimmung ist unabhängig von der verschiedenen Art der Ausbildung der Lava, sie ist sowohl bei durchaus krystallinischen Laven vorhanden, als auch bei Laven mit dichter oder gar glasiger Grundmasse, in welcher nur kleine und spärliche Einsprenglinge vorkommen.

Die mineralische Zusammenstellung der Vesuvlaven ist eine complicirte. Die drei wesentlichsten und nie fehlenden Bestandtheile sind: Leuzit, Augit, Magneteisen. Der Leuzit herrscht weitaus vor, selbst scheinbar dichte und dunkel gefärbte Laven bestehen, wie man durch die Lupe und unter dem Mikroskope erkennt, zum grössten Theil aus Leuzit. Zu diesen drei mineralischen Gemengtheilen, kommen noch folgende hinzu, aber theilweise nur in geringer Menge oder gar nur in einzelnen Laven: 1) Olivin, 2) Glimmer, 3) Hornblende, 4) Granat, 5) Sodalith, 6) Feldspath (trikliner und Sanidin), 7) Nephelin, 8) Apatit.

Der Leuzit besteht nur zum kleineren Theil aus gut ausgebildeten Krystallen, der grössere Theil, und darunter fast alle grösseren Individuen, ist abgerundet, mehr oder weniger angeschmolzen und äusserlich geflossen. Es sind solche Beobachtungen als ein deutlicher Beweis dafür anzusehen, dass der Leuzit nach seiner Bildung durch die hohe Temperatur der ihn umgebenden Lavamasse, wieder theilweise verändert und angeschmolzen wurde. Selbst vollständige Schmelzung trat in einzelnen Fällen ein, denn Leuzitsubstanz ist hie und da über die Lava geflossen und bedeckt in dünner Schicht mit blauweissem Scheine die dunkle Lava. Der Einwirkung der Hitze sind auch die Risse und Spalten zuzuschreiben, die, oft in grosser Zahl, die Leuzitkörner nach allen Richtungen durchschneiden. Die noch flüssige Lava, in welcher die Leuzite lagen, drang vielfach auf solchen Spalten tief in das Innere der Leuzitkörner ein. Auch die andern Mineralien der Vesuvlava, besonders der Augit, lassen ähnliche Erscheinungen wahrnehmen, welche ebenfalls auf Einwirkung einer hohen Temperatur auf einen Theil der schon ausgebildeten Krystalle schliessen lassen.

Frühere Versuche von Forchhammer und der Gebrüder Rogers, die neuerdings von dem Vortragenden wiederholt und erweitert wurden, haben ergeben, dass heisses Wasser, besonders unter höherem Druck, eine stark verändernde Wirkung auf die Silikate aus-

Digitized by Google

übt, welche die Lava bilden. Diese Wirkung ist eine noch viel energischere, wenn das Wasser Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, schweflige Säure oder Salzsäure enthält. Da die Lava nur im Innern des Vulkans mit Wasserdampf und den genannten Gasen imprägnirt ist, welche dann beim Erguss der Lava als Fumarolen entweichen, so muss die Substanz der Lava von dem Erhärten durch verschiedene chemische Prozesse verändert werden.

Die wesentlichsten Resultate der Untersuchung lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen.

1) Die chemische Zusammensetzung der historischen Vesuvlaven ist stets fast dieselbe.

2) Die mineralische Zusammensetzung der Vesuvlaven ist eine complicirte, indem etwa acht Mineralien dieselbe bilden.

3) Die Substanz der Lava ist vor dem Erhärten durch sekundäre chemische Prozesse verändert.

4) Ein grosser Theil der Mineralien in der Lava hat durch Einwirkung hoher Temperatur nach seiner Bildung verschiedene Veränderungen erlitten.

5) Die Lavamasse enthält ausser den krystallisirten Individuen auch amorphe Mineralsubstanz und besteht daher zur Zeit des Ergusses aus einer geschmolzenen Masse, in welcher Krystalle und Krystallbruchstücke schwimmen.

6) Die Temperatur der Lava ist beim Erguss derselben meist nicht hoch genug, um die in ihr enthaltenen Krystalle vollständig zu schmelzen.

9. Vortrag des Herrn Dr. Ladenburg: »Ueber das Kohlenoxysulfid«, am 22. Januar 1869.

10. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber die physiologische Wirkung kurz dauernder elektrischer Schläge im Innern von ausgedehnten leitenden Massen«, am 12. Februar 1869.

(Das Manuscript wurde am 15. März 1869 eingereicht.)

Bei neueren Versuchen über die Fortpflanzung der Reizung in den Nerven, welche im Physiologischen Laboratorium angestellt worden sind, wurde der Vortragende aufmerksam gemacht auf die, übrigens auch schon von den Elektrotherapeuten bemerkte geringe Wirksamkeit, welche elektrische Inductionsschläge auf die tiefer gelegenen Nerven des menschlichen Körpers ausüben, während es andrerseits verhältnissmässig leicht ist, selbst tief liegende Nerven durch die constanten Ströme einer Batterie von zehn bis zwanzig Platinzinkelementen zur Erregung von Zuckungen oder selbst von Tetanus zu veranlassen. Die elektromotorische Kraft eines In-

Digitized by Google

ductionsapparates, der zwischen den genäherten Enden der inducirten Spirale kleine Funken hervorbringt, ist aber jedenfalls viel grösser, als die einer Batterie der genannten Grösse, welche nie einen sichtbaren Schliessungsfunken gibt. Es gehören im Gegentheil nach den Versuchen von Gassiot gegen vierhundert Platinzinkelemente dazu um kleine sichtbare Funken beim Schluss der Kette zu geben. Dagegen ist die grosse elektromotorische Kraft eines Inductionsapparates nur während eines ausserordentlichen kurzen Bruchtheils einer Secunde wirksam, während man die der Batterie beliebig lange Zeit hindurch auf die reizbaren Theile wirken lassen kann.

Um zunächst die Thatsache rein fest zu stellen hat der Vortragende Versuche angestellt am stromprüfenden Froschschenkel, dessen Nerv auf ein feuchtes Fliesspapier gelegt wurde, welches letztere die Oberfläche eines mit Kochsalzlösung von 1/2 Procent gefüllten Gefässes bedeckte, so dass der Nerv dadurch zu einem nur kleinen Theil einer grösseren leitenden Flüssigkeitsmasse gemacht wurde. Die Elektroden für den erregenden Strom waren zwei an Platindrähten angeschmolzene Platinkügelchen von 1 Mm. Durchmesser, welche unverrückbar neben einander in 3 Mm. Abstand befestigt mit der Oberfläche des genannten feuchten Leiters in Berührung gesetzt wurden, so dass Stromesschlingen bald von grösserer bald von geringerer Länge durch den bald ferner, bald näher liegenden Nerven geleitet wurden. Die Ströme, welche durch diese Elektroden zugeleitet wurden, waren meistens erzeugt durch die secundäre Spirale eines Inductionsschlitten, und zwar wurden bei einem Theil der Versuche in gewöhnlicher Weise die bei der Oeffnung oder Schliessung der primären Spirale entstehenden inducirten Ströme einfach durch den feuchten Leiter geleitet. Ich will diese als Oeffnungsschläge und Schliessungsschläge bezeichnen. Die letzteren sind bekanntlich von geringerer Intensität und relativ längerer Dauer, so dass sie der Regel nach physiologisch viel weniger wirksam sind, als die viel intensiveren, aber in demselben Verhältniss kürzeren Oeffnungsschläge desselben Apparats, welche bei derselben Stellung des Schlittens durch die Unterbrechung des primären Stromes erzeugt werden. In einem anderen Theil der Versuche brachte ich dagegen eine noch grössere Verkürzung der Dauer dieser Oeffnungsschläge hervor, indem ich ausser dem feuchten Leiter und seinen zuführenden Platinkügelchen, auch noch eine bis drei kleine Leydener Flaschen einfügte, deren jede aus zwei ineinander gestellten und mit Quecksilber gefüllten Reagenzgläschen gebildet war. Das eine Ende der Inductionsspirale war mit der inneren Quecksilbermasse dieser Gläschen, das andere durch den feuchten Leiter hindurch mit der äusseren verbunden. Die Elektricitätsbewegung ist in diesem Falle eine solche, dass, hinreichend schnelle Unterbrechung des Stroms vorausgesetzt, die Leydener Flaschen sich laden, und dann eine Reihe ausserordent-

Digitized by Google

lich kurzer und schneller Oscillationen der Elektricität zwischen ihren Belegungen durch den sie verbindenden Draht der inducirten Spirale eintritt. Diese gehen dann bei der getroffenen Einrichtung durch den feuchten Leiter und erregen den diesem anliegenden Nerven. Ich will diese Art der Strömung als Entladungsschlag bezeichnen.

Der Eisenkern des Inductionsapparates war bei allen zu beschreibenden Versuchen entfernt worden.

A. Der Nerv wurde so weit von den Platinkügelchen entfernt (etwa 4 Mm.) bis der Entladungsschlag einer der kleinen Leydener Flaschen bei zusammengeschobenen Spiralen des Inductionsapparats gerade noch hinreichte eine Spur von Zuckung hervorzurufen. Der Oeffnungsinductionsschlag musste dann durch Einlagerung eines Widerstandes von bestimmter Grösse in den primären Stromkreis geschwächt werden, bis er auf den Nerven gleich stark wie der Entladungsschlag der Flasche wirkte.

Nun wurde der Widerstand entfernt und der Nerv dicht an die Elektroden geschoben, der Schlitten des Inductionsapparats von der primären Spirale abgezogen, bis der Entladungsschlag der Flasche nur noch eine Spur von Zuckung gab. Der Oeffnungsschlag, bei Einlagerung desselben Widerstandes in den primären Kreis wie vorher, gab nun keine Wirkung, sondern dieser Widerstand musste so weit verringert werden, dass die Stärke des primären Stroms mehr als doppelt so gross wurde, als sie bei den früheren Oeffnungsschlägen gewesen war.

In einer andern Versuchsreihe, wo drei Leydener Fläschchen angewendet wurden und deshalb der Nerv weiter bis auf 5 Mm. entfernt werden konnte, musste bei gleicher Wirkung der Entladungsschläge der Oeffnungsschlag eine drei Mal so grosse Stromstärke bei berührendem Nerven als bei abstehendem Nerven erhalten.

B. Noch auffallender war der Unterschied der Wirkungen in der Nähe und in der Ferne, wenn man die Entladungsströme der Leydner Fläschchen mit der des Schliessungsinductionsstroms verglich. Während diese beiden Arten von Strömen bei Berührung des Nerven mit den Elektroden nahehin gleich gross waren, musste bei der Wirkung in die Ferne der primäre Strom für den Schliessungsinductionsschlag etwa nur ein Neuntel derjenigen Stärke erhalten, die für die Entladung von drei Leydener Fläschchen nöthig war, wenn beide gleiche Wirkung hervorbringen sollten.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

C. Endlich habe ich dann auch noch den Entladungsschlag von einem der Leydener Fläschchen mit den Schliessungs- und Oeffnungsschlägen eines constanten Stroms verglichen, der von der primären Leitung durch Verzweigung abgeleitet wurde. Die inducirte Spirale blieb dabei in unveränderter Stellung, und die Wirkung der Ströme wurde nur durch Veränderung des Widerstandes in der primären Leitung auf das Maass gebracht, dass bei verschiedenen Lagen des Nerven immer die ersten Spuren der Zuckung eintraten. Auch hierbei zeigte sich eine relativ stärkere Stromwirkung der constanten Ströme. Doch reichten die mir zu Gebot stehenden Drahtwiderstände bisher nur für verhältnissmässig kleine Abänderungen des Abstandes zwischen Nerv und Elektroden aus.

Die am Froschnerven in Berührung mit einer grösseren leitenden Flüssigkeitsmasse beobachteten Erscheinungen bestätigen also allerdings die am menschlichen Körper beobachteten Thatsachen. Gleichzeitig stellten aber die von mir in Verbindung mit diesen Versuchen angestellten Untersuchungen über die Vorgänge bei kurz dauernden elektrischen Entladungen, worüber ich mir späteren Bericht vorbehalte, verschiedene Möglichkeiten der Erklärung dieser Erscheinungen heraus, zwischen denen erst nach weiteren experimentellen Untersuchungen über die Dauer des Funken, und die Dauer der elektrischen Oscillationen in der angewendeten Spirale bei ihrer Verbindung mit den Leydener Fläschchen, entschieden werden kann.

Bei den Versuchen mit Schliessungsinductionsschlägen hängen die Erfolge wahrscheinlich hauptsächlich davon ab, dass durch die Rückwirkung des inducirten Stroms auf den inducirenden die steile Ansteigung und damit die physiologische Wirkung des ersteren desto mehr begünstigt wird, je näher die Spiralen einander stehen, was eben bei weiter entferntem Nerven der Fall war. Wenn die Dauer der elektrischen Oscillationen bei den Entladungsschlägen der Leydener Fläschchen klein ist im Vergleich mit der Dauer des Oeffnungsfunkens, was nur durch weitere Versuche zu ermitteln ist, kann etwas Aehnliches auch bei der Vergleichung dieser Entladungsschläge eintreten.

Digitized by Google

Andrerseits ergibt die Theorie, dass schnell oscillirende elektrische Entladungen, welche sich von zwei Einströmungspunkten aus in einem Leiter verbreiten, ausser der Schwächung, welche auch constante Ströme bei ihrer Ausbreitung zeigen, durch elektrodynamische Induction eine stärkere Schwächung erleiden, welche einen Factor e^{-kr} in den Ausdruck für ihre Intensität einführt. Hieran ist unter r die Entfernung von dem Elektrodenpaar, unter k eine positive Constante verstanden, deren Grösse von der Leitungsfähigkeit des Medium abhängt. Bei hinreichender Schnelligkeit der Oscillationen der von uns gebrauchten Entladungsschläge würde dieser Umstand ebenfalls die beobachteten Resultate hervorbringen können.

10. Vortrag des Herrn Professor Famintzin: »Ueber Amylumartige Gebilde des kohlensauren Kalkes«, am 26. Februar 1869.

(Das Manuscript wurde am 8. März 1869 eingereicht.)

Vorläufige Mittheilung.

Die Stärkekörner werden fast allgemein als organisirte Gebilde betrachtet und von den bedeutendsten Forschern, ihrer Struktur und Entwickelung nach, der Membran der Zellen an die Seite gestellt. Sachs*) bezeichnet die Stärke als eine im eminentesten Sinne organisirbare Substanz, die nach ihm immer in organisirter Form erscheint. Auf der Seite 505 des Lehrbuchs spricht er von organisirten Gebilden, zu denen er die Zellhaut und die Stärkekörner rechnet. Bisher waren Stärkekörnerartige Gebilde niemals ausserhalb der Thiere und Pflanzen gefunden, weshalb sie als ausschliessliche Produkte der lebendigen Zelle betrachtet werden. — Desto überraschender ist es, dass man, wie ich es gleich zeigen werde, aus dem durch das Zusammenbringen der Lösungen von Chlorcalcium und des kohlensauren Kali entstehendem kohlensaurem Kalke den Stärkekörnern identische Gebilde erzeugen kann; Gebilde die aus Kern und concentrischen Schichten bestehen und nicht nur in der Struktur, sondern auch in ihrer Entwickelung mit den Stärkekörnern eine vollkommene Analogie darbieten.

Dass der kohlensaure Kalk unter Umständen einen aus Kugeln bestehenden Niederschlag bilden kann ist schon von mehreren Forschern beobachtet und die Kugeln sind auch abgebildet worden, namentlich von Funke**), Link***), Rose†), Harting††), von

*) Sachs, Lehrbuch der Botanik (1868) p. 55.
**) Funke, Atlas für die physiologische Chemie. T. XIV f. 5.
***) Link, Ueber die Bildung fester Körper. Berlin 1841.
†) Rose, Abhandlungen d. Berl. Academie. 1856. S. 1 ff. 1858. S. 63 ff. Rose, Annalen der Physik und Chemie. 1860. Bd. XXI. p. 156.
††) Harting, Das Mikroskop. 1866. Bd. II. p. 175.

Digitized by Google

Robin und Verdeil*). Allein Link und Rose haben die Struktur der Kugeln gar nicht berücksichtigt und sie als Uebergangsformen zum krystallinischen Niederschlage angesehen. Harting gibt an, in einigen dieser Gebilde einen gekörnten Kern, von dem manchmal Strahlen nach der Peripherie gehen, gesehen zu haben; geschichtete Kugeln dagegen hat er gar nicht gesehen und, nach den von ihm gegebenen Zeichnungen zu urtheilen, hat er nur kleine ungeschichtete Formen beobachtet. Die ausführlichste Beschreibung und Darstellung dieser Gebilde fand ich in dem citirten Werke von Robin und Verdeil. Unter den verschiedenartigen abgebildeten Formen des kohlensauren Kalks, kommen auch kugelige geschichtete Formen vor, unter denen sogar auf Tafel III. Figur 2 mehrere die den zusammengesetzten Stärkekörnern entsprechen. Die geschichteten Gebilde sind aber von ihnen nur in dem Urin des Pferdes gefunden worden. Es liess sich demnach von vorn herein nicht entscheiden ob es selbständige Formen des kohlensauren Kalkes oder vielleicht durch organische Substanzen erzeugte, von Kalk aber nur inkrustirte Gebilde waren.

Ich stellte mir daher zur Aufgabe diese Gebilde durch das Zusammenbringen des Chlorcalciums, und des kohlensauren Kalis zu erzeugen. Es zeigte sich, dass die Form des Niederschlages wesentlich durch die Art der Mischung und verschiedene andere äussere Umstände bedingt wird. Von allen äusserst mannichfaltigen Formen die der kohlensaure Kalk annehmen kann, will ich hier nur die Amylumartige Gebilde umständlich betrachten, indem ich mir vorbehalte die anderen Formen späterhin zu beschreiben.

Die Amylumartigen Gebilde entstehen nur unter ganz bestimmten Umständen. Um sie zu erzeugen ist es nöthig ganz concentrirte Lösungen der Salze zusammenzubringen, wobei die Chlorcalciumlösung immer im Ueberfluss zu nehmen ist und dann zu ihnen ganz allmählig Wasser hinzukommen zu lassen. Am bequemsten lassen sich die Gebilde auf Glasplättchen durch Zusammenbringen kleiner Tropfen dieser Lösungen erzeugen. Allein wenn man diese Mischung auf einer Objectplatte vornimmt, so wird der Versuch ziemlich unsichere, schwankende Resultate geben, da es unmöglich ist die Concentration der angewandten Flüssigkeit nach Belieben zu reguliren. Durch das allmählige Verdunsten des hinzugefügten Wassertropfens wird die Concentration immerwährend geändert; ausserdem aber ist es unentbehrlich das verdunstete Wasser durch einen neuen Tropfen zu ersetzen, und also noch öfters die Concentration der Mischung plötzlich zu ändern.

Ich will jetzt zur Beschreibung der Vorrichtung übergehen, mit deren Hülfe es möglich ist Amylumartige Gebilde des kohlensauren Kalks von der Grösse der Kartoffel-Stärkekörner zu erzeu-

*) Robin und Verdeil, Traité de chimie anatomique et physiologique. T. II. p. 220 ff.

Digitized by Google

gen und eine und dieselbe Kugel von ihrem ersten Erscheinen bis zur völligen Entwickelung zu verfolgen. Zu diesem Zwecke liess ich in der Mitte einer 3 bis 4 Mm. dicke Glasplatte eine kreisförmige Oeffnung von etwa 5 Mm. Durchmesser durchbohren. Die eine Seite dieser Oeffnung, diejenige die während der Beobachtung nach Unten gewendet wird, verschloss ich dann durch ein Deckblättchen, welches ich mittelst Kitt befestigte. An derselben Seite der durchbohrten Platte wurden zwei Glasleistchen angekittet, um das Deckblättchen vor Zerbrechen zu schützen. Auf dem Boden der so gebildeten Vertiefung wurde ein Wassertropfen gebracht. Ein anderes Deckblättchen auf welches die beiden Tropfen der Lösungen des Chlorcalciums und des kohlensauren Kalis dicht an einander gebracht waren, wurde mit der die Tropfen tragenden Seite über die Oeffnung gelegt und mit ein wenig Wachs an die Objectplatte befestigt. Auf diese Weise wurde ein mit Wasserdampf gesättigter Raum dargestellt aus dem die Lösungen der oben genannten Salze Wasserdampf ganz allmälig einsaugten.

Die Vorgänge, welche man bei dieser Beobachtungsmethode wahrnimmt sind folgende: Im Momente des Zusammenbringens der beiden Tropfen entsteht an ihren einander grenzenden Theilen eine durchsichtige Membran. In ihr erscheinen nach einigen Minuten viele sechseitige kleine krystallinische Tafeln eingesprengt, die bald in der Fläche der Membran, bald schief oder senkrecht zu ihr gestellt sind. Ein jedes dieser Täfelchen wird bald zum Centrum vieler welligen Linien, welche in der Fläche der Membran liegen und sich nach allen Seiten ausbreiten bis sie die von den nächsten Platten ausgehenden Linien treffen. Auf diese Weise wird die Membran in polygonale Felder getheilt. Dieses Aussehen behält sie aber nur wenige Minuten. Es erscheinen in ihr andere verschiedenartige Bildungen, die aber alle nach einander rasch verschwinden. Die Struktur der Membran zu dieser Zeit ist es mir noch nicht gelungen genau zu verfolgen.

In derselben Zeit beginnt auch der kugelförmige Niederschlag des kohlensauren Kalks sich zu bilden, und zwar immer ohne Ausnahme im Chlorcalcium, in dem an die Membran nächsten Theile des Tropfens. Es erscheinen kaum sichtbare Kügelchen, die aber rasch an Volumen zunehmen und unter den Augen des Beobachters äusserst oft in zusammengesetzte Formen zusammenfliessen. In ihnen ist Anfangs kein Kern und auch keine Spur von Schichten zu sehen. Erst nachdem sie beträchtlich angewachsen sind erscheint plötzlich ein anfänglich immer fester Kern und es wird eine Differenzirung der Substanz der Kugel in concentrische Schichten sichtbar. Ich habe öfters direkt die Erscheinung des Kerns und der Schichten beobachtet. In den meisten Gebilden (obwohl nicht immer) wird zuerst der Kern nach ½ bis 1 Stunde, von ihrem ersten Erscheinen nach gerechnet, sichtbar; die Schichten kommen dann später zum Vorschein. In dem Anfangs soliden Kern erscheint sehr

Digitized by Google

oft, mit der Zeit, eine Vacuole; die Substanz des festen Kernes bildet dann eine die Vacuole umgrenzende solide Schicht. Die später um den Kern sich bildenden Schichten werden aussen von den schon gebildeten angelegt. — In den Fällen aber, wo die Schichtung vor dem Erscheinen des Kernes eintritt, geht sie in dem äussersten Theile der Kugel zuerst vor.

Die grössten amylumartigen Gebilde des kohlensauren Kalks werden immer dicht an der Membran angelegt und sind anfangs fast gänzlich von den schon vorhandenen kleineren Kugeln verdeckt. Es ist mir daher bis jetzt noch nicht möglich gewesen ihre Entstehung und Heranbildung direct zu verfolgen. Sie werden erst dann der genauen Beobachtung zugänglich, wenn der sie enthaltende Chlorcalcium-Tropfen durch das Aufsaugen des Wassers vergrössert, die ihn von dem kohlensauren Kali trennende Membran durchbricht und die grossen amylumartigen Gebilde in Menge hinaustreibt. An den jetzt ganz frei liegenden Kugeln kann man sowohl die Struktur als auch die Differenzirung ihrer Masse in Kern und Schichten direct verfolgen. Unter diesen Gebilden findet man den verschiedensten Stärkekörnern analoge Formen auf, die sowohl den einfachen als zusammengesetzten und halbzusammengesetzten Stärkekörnern ganz entsprechen, eine ausserordentlich deutliche Schichtung und einen kugeligen oder bisquitartigen Kern, nicht selten deren mehrere, dem Anscheine nach in Theilung begriffene Kerne erkennen lassen. *)

Die Analogie dieser Gebilde mit den Stärkekörnern lässt sich noch weiter verfolgen. Nägeli unterscheidet an den Stärkekörnern eine äussere Schicht, die sich, nach ihm, dadurch charakterisirt, dass sie der Wirkung der die Stärkekörner auflösenden Reagentien um vieles länger als alle übrigen Schichten widersteht, weshalb er dieser Schicht einen grösseren Cellulosegehalt als allen übrigen beilegt. Etwas ganz ähnliches lässt sich an den amylumartigen Gebilden des kohlensauren Kalkes wahrnehmen, wenn man, zu dem sie enthaltenden Tropfen, ein wenig des mit Essigsäure angesäuerten Wassers hinzufügt. Die Auflösung dieser Gebilde geht dann sehr langsam vor und man kann auf's deutlichste beobachten, dass auch hier sich die innere Masse leichter löst, die äussere Schicht aber als ganz durchsichtiges Säckchen, nach dem vollständigen Ver-

*) Um ein Missverständniss zu vermeiden, glaube ich anführen zu müssen, dass die Amylumartigen Gebilde des kohlensauren Kalks in einem Punkte, auf den Nägeli ein hohes Gewicht zu legen scheint mit der von Nägeli geschilderten Entwickelung der Stärkekörner nicht übereinstimmen. Sie zeigen namentlich nichts von dem nach Nägeli hauptsächlich in dem innern Theile stattfindenden Wachsthume. Indem ich die kritische Auseinandersetzung dieser Behauptung mir vorbehalte, will ich hier nur erwähnen, dass die von Nägeli angeführten Beweise, meiner Meinung nach, unzureichend sind und ich deshalb diesen Satz auch für die Stärkekörner als unbewiesen erachte.

Digitized by Google

schwinden ihres Inhaltes, eine Zeitlang noch der Wirkung der Essigsäure wiedersteht.

Endlich bieten die amylumartigen Gebilde in der Bildung zusammengesetzter Formen eine grosse Analogie mit den Stärkekörnern dar. Hier wie dort werden sie entweder durch Zusammenfliessen einfacher Formen, oder auch durch deren Theilung zu Stande gebracht. Höchst merkwürdig ist es dabei, dass in dem letzten Falle die Trennungsflächen der sich theilenden Gebilde der Lage nach vollkommen den Scheidewänden der Pflanzenzelle entsprechen. Ist das sich theilende Gebilde eine Kugel, so wird sie entweder durch eine einzige Trennungsfläche in zwei gleiche Theile getheilt, oder durch deren zwei, die dann senkrecht zu einander gelagert sind und beide durch den Kern gehen. Hat dagegen das sich theilende Korn eine unsymmetrische Form und erfolgen in ihm mehrere Theilungen, so erscheinen die Trennungsflächen eine nach der anderen und zwar ganz der Lage und Ordnung nach, wie die Scheidewände der sich mehrfach theilenden Zelle. Merkwürdiger Weise verwandeln sich einige Male die so getheilten Formen in Drusen.

Alle eben angeführten Analogien, die die amylumartigen Gebilde mit den Stärkekörnern darbieten, reichen nach meiner Ansicht vollkommen hin um ihre Identität mit denselben festzustellen und führen also nothwendiger Weise zu dem Schlusse, dass die Stärkekörner als mechanischer Niederschlag angesehen werden müssen.

Da aber weiter die zwischen den Gebilden des kohlensauren Kalks und den Stärkekörnern aufgefundenen Analogien keineswegs die schon zwischen den Stärkekörnern und der Zellwand festgestellten Analogien aufheben, so ist man demnach berechtigt zu erwarten, dass auch mehrere andere, bis jetzt nur im lebenden Organismus beobachteten Gebilde auf rein mechanische Wirkungen sich zurückführen werden lassen.

Die oben angeführten Beobachtungen bieten noch in einer anderen Hinsicht grosses Interesse: es wird durch sie die jetzt herrschende Ansicht über die Grenze zwischen den Organismen und der sogenannten todten Natur wankend gemacht, und es wird dadurch die Untersuchung dieser Frage ganz in derselben Weise angeregt, wie etwa vor Jahrzehnten die Arbeiten über die Grenzen der Thier- und Pflanzenwelt durch die Entdeckung der einfachsten Organismen in Menge hervorgerufen wurden.

Besonders wichtig scheint es mir jetzt auf die zwischen den Krystallen und den amylumartigen Gebilden äusserst mannigfaltigen Zwischenformen des kohlensauren Kalks acht zu geben. Das Studium dieser letzteren wird gewiss viel, sowohl zur Kenntniss des Wesens der Zelle, als des Krystalls, beitragen können.

Die merkwürdige Eigenschaft bald in vollkommenen Krystallen, bald in geschichteten Gebilden sich zu gestalten scheint nicht blos auf den kohlensauren Kalk beschränkt zu sein. Es ist diese Eigen-

Digitized by Google

schaft auch für die Kieselerde von Max Schultze*) nachgewiesen worden, wobei er leider die geschichteten Gebilde der Kieselerde sehr wenig berücksichtigt hat. Er hat sie namentlich in der bei der Gegenwart der Wasserdämpfe aus dem Fluorkieselgas sich ausscheidenden Kieselerde beobachtet.

Es lässt sich weiter mit grosser Wahrscheinlichkeit dasselbe für das Inulin erwarten. Inulin kommt, wie bekannt, in den Pflanzenzellen nur gelöst vor, lässt sich aber mittelst Alkohol niederschlagen. Wenn grosse Stücke irgend eines Inulinhaltigen Pflanzentheiles, z. B. Stücke der Dahlia-Knollen, in Weingeist gelegt werden, so scheidet er sich in den Zellen in kugeligen, mehr oder weniger regelmässigen Massen, von ganz eigenthümlichem Ansehen aus, die Sachs**) mit dem Namen der Krystalloide belegte. Sie lassen sowohl concentrische Schichten, als auch eine sehr deutlich ausgesprochene radiale Anordnung ihrer Masse erkennen. Beim Vergleichen dieser letzteren mit den verschiedenartigen Gebilden des kohlensauren Kalks habe ich unter ihnen auch den Krystalloiden des Inulins vollkommen entsprechende Formen gefunden. Woraus also zu schliessen war, dass die den ächten Krystallen und Amylumartigen Gebilden des kohlensauren Kalks entsprechende Formen auch aus dem Inulin gewiss erzeugt werden können, da die jetzt allein bekannten Krystalloide des Inulins Uebergangformen zwischen diesen und jenen sind. Und obwohl bis jetzt von mir nur einige wenige Versuche in dieser Richtung angestellt sind, so habe ich doch schon das Inulin in kleinen kugeligen einfachen und zusammengesetzten Formen erhalten, die den kleinen Stärkekörnern genau entsprechen, obwohl sie noch keine Kerne und Schichten enthalten.

Späteren Untersuchungen bleibt es vorbehalten die hier angeführten, das Inulin betreffenden Vermuthungen zu prüfen, als auch andere Körper sowohl in Amylumartigen Gebilden, als in Krystallen zu erhalten zu suchen.

---

*) Max Schultze, Die Struktur der Diatomeenschalen, verglichen mit gewissen aus Fluorkiesel künstlich darstellbaren Kieselhäuten. Bonn 1865. (Aus den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preuss. Rheinlande und Westphalen).

**) Sachs, Botanische Zeit. 1864. p. 77.

Digitized by Google

Geschäftliche Mittheilungen.

Als ordentliche Mitglieder wurden in den Verein aufgenommen:
Herr Professor Dr. Otto Becker.
Herr Dr. Adam Mayer.
Herr Dr. von Anckum.
Herr Dr. Adam Eisenlohr.
An solchen verlor der Verein durch Wegzug:
Herrn Professor Erlenmeyer.
Herrn Dr. Phil. Mohr.
Herrn Dr. med. Münchmeyer.
Herrn Dr. von Planta-Reichenau.
Herrn Dr. Louis.
Durch den Tod:
Herrn Medizinalrath Mezger.
Herrn Dr. Alexander Pagenstecher senior.
Der Verein ernannte zu korrespondirenden Mitgliedern:
Herrn Hofrath Adolph Kussmaul in Freiburg.
Herrn Prof. August Kekulé in Bonn.
Herrn Prof. L. Carius in Marburg.
Herrn Prof. E. Erlenmeyer in München.
Herrn Prof. H. Knapp in New-York,
welche alle, so lange sie an der Universität Heidelberg lehrten, sich um den Verein in ausgezeichneter Weise verdient gemacht hatten.

Man bittet wie bisher alle Zusendungen an den ersten Schriftführer Herrn Professor Alexander Pagenstecher zu richten und im Nachfolgenden die Empfangsbescheinigung für die zuletzt eingegangenen erkennen zu wollen.

Zur Ausfüllung etwaiger Lücken in unsern Zusendungen bitten wir immer um schleunige Anzeige, weil stets nur wenige Exemplare der zuletzt erschienenen Hefte vorräthig sind.

Verzeichniss

der vom 1. November 1868 bis 31. März 1869 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Verhandlungen der kais. Acad. d. Wissenschaften zu Wien 1868, 21—25. 1869, 1—7.

Sitzungsberichte der königl. Academie der Wissenschaften zu München 1868, I. H. 4, II. H. 1—4.

Verhandlungen d. Physik. Mediz. Gesellschaft in Würzburg. Neue Folge I. H. 2 u. 3.

Digitized by Google

Catalogue des collections d'Anatomie comparée de l'université de Gand.
Berichte der naturf. Gesellschaft zu Freiburg i. Br. 1868. V. H. 1.
Dr. A. Jilek: Ueber die Ursachen der Malaria in Pola.
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Natur u. Heikunde in Dresden 1868. I. Januar bis Mai.
Prager Vierteljahrsschrift für Heilkunde: Jubiläumsband.
Bulletin de la Soc. Impér. des Naturalistes de Moscou 1868 No. 1.
Verslagen en Mededeelingen der Koninklyke Academie van Wetenschappen:
Afdeeling Natuurkunde, tweede veeks, tweede deel 1868.
Processen Verbaal van Mai 1866 tot en met April 1868.
Verhandlungen der naturforsch. Gesellschaft in Basel V, 1, 1868.
Abhandlungen der naturhist. Gesellschaft in Nürnberg. IV, 1868.
Mittheilnngen aus dem Osterlande. XVIII, Heft 3 u. 4. Altenburg 1868.
Giornale di scienze naturale ed economiche di Palermo. IV, 1, 2, 3.
Sitzungsberichte d. Vereins der Aerzte in Steiermark. V, No. 6—11,
Mittheilungen des naturw. Vereins in Steyermark, Heft V.
Bericht der naturw. Gesellschaft zu Chemnitz 1 und 2.
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles à Bordeaux. VI.
Von der königl. Universität zu Christiania:
M. Sars: Memoire pour servir à la connaissance des crinoides vivantes.
Generalberetning fra Gaustadsindsygeasyl 1867.
Forhandlinger i Videnskabs Selskabet i Christiania 1867.
Register til Christiania Videnskabsselskabsforhandlinger 1858—1867.
Norges officielle Statistik: Beretning om Sundhedstilstanden og Medicinalforholdene i Norge 1865. C. No. 4.
Norges officielle Statistik: Tabeller over de Spedalske i Norge 1867 C. No. 5.
Correspondenzblatt des zoolog. mineralog. Veroins in Regensburg. XXII.
34ster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde 1868.
Jahrbuch des naturhist. Landes-Museums von Kärnthen. 8. Heft.
Der zoologische Garten. 1868.
Sitzungsberichte der naturwissenschaftl. Gesellschaft Isis in Dresden. 1868, 7—12.
Jahresbericht der Pollichia XXV—XXVII.
Lotos. XVIII.
A. v. Oettingen: Meteorologische Beobachtungen in Dorpat. II.
Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde 1868.
Jahreshefte des naturw. Vereins für Lüneburg. III. 1867.
H. Knapp: Embolic clisenses of the eye, New-York.
Bulletin de l'Académie Impériale de St. Petersbourg. XIII. 1—3.

Digitized by Google

Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela von Friedrich Gerstäcker. Dritter Band. Venezuela. Jena, Hermann Costenoble 1869. 8. 443 S. in zwei Theilen.

Wir hatten kaum die beiden ersten Bände in diesen Blättern (S. 140 ff) besprochen, als dieser dritte eintraf, der gewissermassen für sich ein Ganzes bildet, aber nicht minder als die beiden vorausgegangenen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verdient. Es beschäftigt sich nämlich dieser dritte Band blos mit dem so wenig unter uns noch bekannten Land Venezuela, wohin der Verfasser, nachdem er, wie wir am Schlusse des zweiten Bandes gesehen, nach der Insel St. Thomas zurückgekehrt war, von dort aus sich wendete. Der Aufenthalt an den verschiedenen Hauptorten dieses Landes und die durch dasselbe, zu Land wie zu Wasser gemachte Wanderung gibt den Stoff zu der Schilderung, welche bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die hier in Betracht kommen, die bunteste Abwechslung bietet, auf der andern Seite uns aber eine reiche, aus dem Leben selbst genommene Belehrung über die dortige Natur und die dortigen Zustände bringt. Und so grossartig und reich in jeder Hinsicht die erstere ist, so mangelhaft und der Verbesserung fähig erscheinen die letzteren: dem Verfasser wird man, selbst abgesehen von seinen lebensvollen Schilderungen, bei denen man so gern weilt, um so mehr Dank wissen, dass er durch das mit aller Treue und Wahrheit gezeichnete Bild, das er von diesen Zuständen entworfen hat, auch am ersten beigetragen hat zu einer Besserung dieser Zustände, die, so wie nur geordnete politische Verhältnisse eintreten, auch nicht ausbleiben wird, und einen von der Natur so gesegneten Erdstrich auch zu dem erheben wird, wozu ihn die Natur gewissermassen bestimmt hat. Und bei den zahlreich aller Orten dort bereits angesiedelten Deutschen kann auch unser Vaterland dabei nicht gleichgültig bleiben, zumal als ein Zuwachs der deutschen Bevölkerung, die jetzt schon als der intelligentere Theil erscheint, nur zum Nutzen des Landes selbst ausschlagen kann, welches auch andere Einwanderer aus fast allen Ländern Europa's bereits, wenn auch nicht mit dem gleichen Erfolg bei sich aufgenommen hat. Für den Verfasser aber war es doppelt erwünscht, fast allerwärts Landsleute zu treffen, bei denen er die freundlichste Aufnahme und Gastfreundschaft in reicher Fülle fand, was er übrigens auch dankbar bei jeder Gelegenheit in seiner Schilderung erwähnt.

Zur grösseren Bequemlichkeit des Lesers ist das Ganze in zwei Theile getheilt, von welchen der erste die sieben ersten Abschnitte des Ganzen befasst. In dem ersten ist die Abfahrt von St. Thomas nach der Rhede von Laguayra (Rada de la Guaira auf der vor uns liegenden, 1840 zu Caracas erschienenen Karte bezeichnet) enthalten, das im zweiten Abschnitt geschildert wird, nachdem

Digitized by Google

eine 17tägige, auf dem Schiff zugebrachte Quarantaine glücklich überstanden war und die Landung an der so freundlich gelegenen Hafenstadt erlaubt war. Der dritte Abschnitt führt nach dem nahen Caracas, wo der Verfasser bei einem Deutschen die gastlichste Aufnahme fand, wie er denn überhaupt erstaunt war, hier so viele Deutsche zu finden, und zwar theils Kaufleute, die zu den angesehensten des Landes gehören, theils auch Handwerker, und wenn kein deutscher Arzt sich dort fand, so befanden sich doch mehrere deutsche Apotheken daselbst. Die Umgebung von Caracas, das sonst als eine alt-spanische Stadt, wenn auch mit moderner Gasbeleuchtung, erscheint, fand der Verfasser wunderschön, wenn auch nicht gerade ächt tropisch; die mit deutschen Freunden unternommenen Spazierritte in die Umgebung nach allen Richtungen hin boten die herrlichsten Punkte: »überall hoben sich die malerisch geschnittenen Bergkuppen empor, überall spannte sich der blaue klare Himmel. Hier blitzte der kleine muntere Strom durch ein Dickicht von wildem Rohr und Weiden, dort im Thal lagen die fruchtbaren Haciendeu mit ihren hellgrünen Zuckerfeldern und lichten Wohngebäuden — aber dicht an der Strasse war Alles Verwüstung, als ob ein Heuschreckenschwarm über ein Maisfeld gerathen wäre — und wohl hatten die Herren hier auch wie die Heuschrecken gewirthschaftet.« Es lagen nemlich dort die Regierungstruppen, »und das Herz musste selbst einem Fremden bluten, wenn er sah, wie dieses schöne Land durch eine erbärmliche und gewissenlose Regierung misshandelt, ausgesogen und zertreten wurde.« Indessen boten diese innern Streitigkeiten dem Verf. doch kein Hinderniss, das Land selbst zu durchstreifen, da er von beiden Parteien die nöthigen Pässe erhielt; die Schilderungen, die er freilich von den Soldaten und Officieren der beiden um die Herrschaft sich streitenden Parteien gibt, mit welchen er mehrfach auf diesen Wanderungen zusammentraf — der Gelben und der Blauen, wie sie sich nach der Farbe der auf der Kopfbedeckung befindlichen Bänder nennen, sind wohl geeignet, keinen besonderen Begriff von diesen Truppen zu geben; aber es hat ihn eben dieser Umstand veranlasst, in einem eigenen Abschnitt (S. 89 ff.) die damaligen politischen Verhältnisse von Venezuela näher darzulegen. Man beunruhigt sich dort nicht über diese steten innern Unruhen und Aufstände: auch ist, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, kein Ende abzusehen, indem, wenn einmal der Aufruhr beseitigt und der Friede geschlossen ist, diess doch immer nur von kurzer Dauer ist. Der Verf. gibt dem Gefühl des Bedauerns Ausdruck, das ihn unwillkürlich ergriff, als er sah, »wie es einzelnen, ehrgeizigen, oder geldgierigen Menschen vergönnt ist, Blut und Verderben in ein Paradies zu tragen, nur um ihre eigenen kleinlichen Interessen zu fördern.« »Armes Land — ruft er aus — so reich, so über reich von der Natur begabt und doch nie im Frieden, nie in Ruhe! Der Mensch fände hier Alles, was er zu Glück und Wohlbefinden

Digitized by Google

brauchte, ja er fände mehr, er könnte mit nur geringer Arbeit im Ueberfluss schwelgen, aber Gott bewahre; das sonst gute und harmlose Volk wird von einzelnen Lumpen so lange bestohlen und schlecht behandelt, bis es aus Verzweiflung zu den Waffen greift und bekommt es dann wirklich einmal eine gute Regierung, so bohrt und wühlt die andere Partei wieder so lange, bis sie Ordnung und Gesetz umstürzt und den Wohlstand auf's Neue vernichtet« (S. 90). Leider, wird hinzugefügt, geschieht diess nicht blos in Venezuela; dasselbe finden wir in Mexico, Neu-Granada, in Ecuador, Peru, Bolivia wie in den argentinischen Staaten, kurz in allen den aus der ehemals spanischen Herrschaft hervorgegangenen Staaten, mit einziger Ausnahme von Chile, und hofft der Verfasser auch auf keine Besserung, bis einmal eine andere Race die Zügel in die Hand nimmt.

Nachdem der Verfasser noch die Karwoche — der eigenthümlichen Festlichkeiten wegen, die daher auch hier beschrieben werden — in Caracas zugebracht, beschloss er seine Wanderung in das Innere des Landes anzutreten, zuerst in das Gebirgsland bis zur Gränze der Llanos, dann durch die weiten Ebenen hindurch zu den Stromgebieten des Apure und Orinoco, zu einer Beschiffung derselben.

So führt uns denn der nächste Abschnitt nach dem reizenden Thal von Aragua, von wo aus (im sechsten Abschnitt) die Wanderung durch die Llanos über Calabogo bis nach San Fernando am Apure, der an Grösse dem Mississippi wenig nachgibt, fortgesetzt ward. Auf einem gemietheten Canoe ward dann von hier aus die Wasserfahrt unternommen, stromabwärts bis zur Mündung in den Orinoco, von welcher es S. 243 heisst: »wir befanden uns gerade in der Mündung (des Apure) und in vollem Mondschein. Rechts und links vor uns lagen die ziemlich entfernten niederen Ufer des hier breiten Apure; vor uns aber breitete es sich wie ein weites Meer dunkler Fluthen aus, die nur am Horizont durch einen niederen schwarzen Streifen begrenzt wurden und an ein paar Stellen (etwas lange nicht Gesehenes) Hügel zeigten. Das war der Orinoco, der sich da vorüber gewaltig und grossartig dem Meer entgegenwälzte und seine Wogen manchmal im Sturme aufwühlte, wie der von der Windsbraut gepeitschte Ocean. Und da hinaus wollten wir uns jetzt mit unserm schlanken Fahrzeug wagen? Da hinaus in Nacht und Ungewissheit, die selbst Gefahren schuf, wo keine existirten. Das Gefühl aber, das mich dabei erfasste, war mehr ein aufregendes als niederdrückendes: das Bewusstsein, dass ich auch im Stande sei, Allem, was uns da draussen bedrohen könne, zu begegnen und es zu überwinden. Die Einfahrt in den Orinoco war mir nicht mehr, als eine neue Station meiner Reise, und ich genoss in vollen Zügen die Lust dieses Augenblicks.« Uebrigens ging die Fahrt doch glücklich von Statten, da dem Führer des Bootes der Fluss ganz genau bekannt war; und so ward ohne allen Unfall

Digitized by Google

Angostura (jetzt Bolivar, die Hauptstadt von Gayana) erreicht. Die Ueberraschung, nach einer langen mühseeligen Stromfahrt, die zu beiden Seiten Nichts als undurchdringlichen Wald und Wildniss bietet, wieder eine Stadt zu sehen, war nicht gering, der Aufenthalt in dieser neugeschaffenen Handelsstadt, deren Handel zum grossen, wo nicht grössten Theil übrigens in den Händen von deutschen Kaufleuten sich befindet, um so angenehmer, als unter den dort angesiedelten Deutschen auch ein reges geselliges Leben herrscht, ein freundliches Clublocal mit vielen deutschen Zeitungen nicht fehlt und Manche selbst ausserhalb der Stadt in deren Nähe hübsch gelegene Sommersitze besitzen, auf welchen sie die Sonntage zubringen. Aber auch hier konnte der Verfasser nicht rasten: eine Wanderung zu den etwa sechzig Leguas von da südlich vom Orinoco entdeckten und jetzt in Betrieb genommenen Goldlagern war das Ziel seiner Wünsche; und die Reise dahin, obwohl schwierig und kostspielig, ward auch innerhalb der sechzehn Tage Zeit, welche allein dazu verwendet werden konnten, ausgeführt: wir verdanken ihr, auch abgesehen von Manchem Andern, was die Reiseschilderung anziehend macht, eine ausführliche Beschreibung dieser neuentdeckten, noch wenig gekannten Goldminen bei Caratal und ihres Betriebs durch eine amerikanische Gesellschaft. Auch ward noch zeitig genug das an der Mündung des Flusses Caroni in den Orinoco gelegene Puerto de las Tablas erreicht, um den von Angostura den Orinoco herunter nach Trinidad fahrenden und hier anhaltenden Dampfer zur Rückkehr zu benutzen. Ehe jedoch der Verf. das Land verlässt, wirft er im vierzehnten Abschnitt einen Rückblick auf dasselbe, so wie auf die damaligen Zustände dieses von der Natur so begabten, reichen Landes, wobei auch das deutsche Consulatwesen zur Sprache kommt und die Mittel und Wege zur Hebung desselben angegeben werden. Auch der letzte, fünfzehnte Abschnitt des Ganzen, welcher die Heimfahrt und damit den Schluss der Reise überhaupt bringt, ist sehr anziehend geschrieben. Die Fahrt auf dem Dampfer den Orinoco herab erschien dem Verfasser, der doch auch auf seinen früheren Wanderungen so Manches Grosse und Schöne gesehen, als eine wundervolle: wir können es uns nicht versagen, zum Schlusse unseres Berichts, aus der Schilderung des Verfassers Einiges wenigstens hier mitzutheilen.

»Sobald wir nämlich den eigentlichen Hauptstrom — der zu breit ist, um Einzelheiten an seinen Ufern zu erkennen — verlassen und das Delta des Orinoco erreicht hatten, liefen wir in den schmalen Nordarm ein, und etwas Herrlicheres von Vegetation lässt sich kaum auf der Welt denken, als es die nahen Ufer hier an beiden Seiten boten.

Weiter oben hatten wir auch hie und da Ansiedlungen gefunden mit Cocospalmen sowohl, als ausgedehnten, aber immer von der Waldung dicht umschlossenen Plantagen. Hier hörte das Alles auf — das niedere sumpfige Land duldete keine Menschen in der

Digitized by Google

Heimath der Kaimans und Ochsenfrösche, aber desto mächtiger wucherte die Pflanzenwelt empor, desto bunter wiegten sich in den Wipfeln der gewaltigen Bäume die buntbefiederten Schreier (Sänger kann man nicht gut sagen) des Waldes und desto lauter rauschte das breitblättrige Rohr in der frischen Brise.

Ich glaube nicht, dass es auf der Welt eine schönere Fahrt für einen Dampfer geben kann, und ich war gar nicht im Stande, mich von dem Anblick loszureissen.

Manchmal sah es so aus, als ob es hinter dem niederen Ufer oder vielmehr der Wand von Lianen, Rohr und ineinander verwachsenen Büschen, denn eigentliches Ufer konnte man nirgends erkennen, höheren Boden geben müsse, aber es war eine Täuschung. Nur die Sumpfbäume wuchsen dort höher und bildeten gewissermassen den Hintergrund zu den etwas niederen Gruppen von jungen Palmen und wilden Bananen. Wahrhaft zauberisch aber wurde der Anblick, wenn irgend eine kleine Bucht, vielleicht die Mündung eines dort in den Strom laufenden Sumpfwassers, einen geringen Einschnitt in das Ufer machte. Dort lag es dann wie ein riesiges Theater, eine, wie man glauben sollte, unmögliche Waldgegend vorstellend. Rechts und links standen die Coulissen, und nicht etwa einzelne Bäume mit auszweigenden Aesten, sondern wie bei den wirklichen Theatern auf die Leinwand gemalt, mit vollkommen gerade abgeschnittenen und undurchsichtigen Massen, wie mit der Schere beschnittene grüne Wände bildend, Coulissen wie von Menschenhand dahingestellt, aber weit über von Menschen zu erschaffende Form und Schönheit hinaus mit dem sammetartigen Grün und den goldenen Sonnenstrahlen, die schräg hindurchfielen, während der Hintergrund mit helleren Palmenwipfeln, dazwischen das tief dunkelgrüne, noch nie von dem Werkzeug eines Menschen berührte Laubmeer, einen festen, undurchdringlichen Wall bildete.

Darunter lag freilich der düstere, schleimige Sumpf, von Gewürm belebt, von eklen Schlangen und Kaimans, von giftigen Insecten angefüllt, und verloren wäre der Unglückliche gewesen, der dort hinein seine Bahn gesucht. Aber das Alles verschwand in der Ferne — selbst die Schatten dieses Bildes waren entzückend schön, und ich hätte bedauert, so rasch an solchen Scenen vorbei zu fahren, wenn uns nicht das Boot ohne Unterbrechung immer neuen, immer noch wieder fast schöneren Bildern entgegen geführt hätte. Und in dem Gewirr der Wipfel, die oft durch zahllose Schmarotzerpflanzen eine ganz baroke Form annahmen, wiegten sich Schwärme von Arras und Papageien und kreischten und flatterten und schienen ungemein geschäftig. Grosse Raubvögel zogen vorüber, einzelne setzten sich manchmal auf die oberste Spitze eines Baumes und schauten verwundert nach dem Dampfer hinüber, liessen ihn vorbei und eilten ihm dann nach und voraus, um ihn noch einmal passiren zu lassen. Prachtvolle blaue und weisse Reiher sassen ebenfalls auf den Büschen oder fuhren auch eine Strecke auf klei-

Digitized by Google

nen schwimmenden Inseln von aneinander geflochtenem Schilf. Im Flusse selber tauchte dann und wann eine Schildkröte auf, hob den klugen Kopf, sah den Dampfer und verschwand wieder in der gelblichen Fluth. Hie und da konnten wir auch die breite Nase und die tückisch blitzenden Augen eines Kaimans an der Oberfläche erkennen, der uns wahrscheinlich misstrauisch betrachtete, aber sich nicht weiter stören liess, als er sah dass wir vorübertrieben.

Reges Leben, wohin der Blick fiel, und wunderbar fast wechselte die Scenerie, als die Nacht endlich anbrach und zuerst mit ihrer bleigrauen Dämmerung den Strom deckte, während bald darauf der Mond über dem dunklen, aber jetzt viel niedriger erscheinenden Waldrand emporstiess und sein mattes Licht über diese »fremde Welt« goss. (S. 419—422).

So ward Trinidad erreicht, und ein kurzer Aufenthalt benutzt, um das herrliche Eiland zu besichtigen, dann auf einem andern Dampfer, der die Verbindung mit Martinique unterhält, diese Insel erreicht, um von hier aus auf einem französischen Dampfer die Rückreise nach St. Nazaire zu machen, das auch am vierzehnten Tage erreicht ward. Damit schliesst die Reise: in einem Anhange werden noch, als ein guter Wink für Reisende in Nord- und Südamerika, die Geldverhältnisse daselbst besprochen.

Cajo Silio Italico e il suo poema. Studi di Onorato Occioni. Padova stab. di Pietro Prosperini 1869. (Für das Ausland in Commission bei F. M. Schimpff zu Triest.) 270 S. in 12.

Diese Schrift mag als ein erfreuliches Zeichen der in Italien mit erneuertem Eifer wieder hervortretenden Pflege der Studien des classischen Alterthums angesehen werden, und wird auch bei uns Beachtung verdienen, um so mehr, als sie über einen Schriftsteller und Dichter sich verbreitet, der in Deutschland wenn auch nicht gerade vergessen, so doch, wenn wir von einem und dem andern Versuch der neuesten Zeit absehen, weniger Gegenstand der gelehrten Behandlung unter uns geworden ist, diese aber doch wohl aus manchen Rücksichten verdient. Der Verfasser dieser Schrift zeigt in seiner Untersuchung über die Person des Silius und sein poetisches Werk vollkommene Bekanntschaft mit Allem Dem, was die neuere Zeit über Beides zu Tag gefördert hat, und ist ihm nicht wohl irgend Etwas der Art entgangen; sein Urtheil, auf eingehende Studien begründet, ist massvoll und ruhig gehalten, dabei frei von jedweder Uebertreibung, und nicht getrübt durch irgend eine Eingenommenheit, es sei im Guten wie im Schlimmen, im Lob wie im Tadel. In einem einleitenden Abschnitt wirft er einen Blick auf das Zeitalter des Silius und die geistige Richtung desselben, wie sie in allen Erzeugnissen jener Zeit hervortritt, und in so fern

Digitized by Google

auch den Dichter als ein Product desselben, bei aller sonstigen persönlichen und individuellen Begabung erscheinen lässt. Im folgenden Abschnitt (S. 19 ff.) wird das Leben des Silius in Untersuchung genommen und die wenigen daraus uns bekannten Punkte in befriedigender Weise dargestellt; bei der Erörterung des Beinamens Italicus schliesst der Verf. sich der Ansicht von Cellarius an. Die beiden folgenden Abschnitte sind der Betrachtung der Punica gewidmet, und suchen eine richtige Ansicht über den Charakter des Gedichtes, seinen Werth und seine Bedeutung herbeizuführen. Es wird die Wahl des Stoffes besprochen, welche der Verfasser als eine glückliche bezeichnet, es wird die Frage nach dem Mangel an Erfindung, so wie die Behandlung des Stoffes besprochen und darauf hingewiesen, dass Statius ein Epos allerdings zu schaffen bemüht war, wie es im Sinn und Geiste seiner Zeit lag (»Silio dunque volle fare una epopeia e la fece come il suo tempo la comportava« S. 73); und wenn der Verf. gewisse Mängel, die freilich mehr aus der Wahl und Behandlung des Stoffes, zu welcher sich der Dichter genöthigt sah, hervorgehen, nicht verschweigt, so hebt er dann auch wieder die besonderen Vorzüge des Gedichtes hervor, wie sie besonders in einzelnen Erzählungen und Beschreibungen, in der Darstellung der Charaktere, namentlich auch des Hannibal sich zeigen, wobei auch der Stil des Silius, Sprache und Ausdruck, so wie die hier besonders sichtbare Nachbildung älterer Dichter, zumal des Virgilius, in Betracht gezogen wird. Der letzte Abschnitt (S. 116 ff.) bespricht die Punica in ihrem Verhältniss zu der Africa des Petrarca, und sucht insbesondere den letzteren von der durch Lefebre gemachten Anschuldigung zu reinigen, als habe er des Silius Gedicht bei Abfassung der Africa vor sich gehabt und benutzt. Man wird sich damit einverstanden erklären können. Nachdem der Verf. noch Einiges über die bisherigen Versuche, das Gedicht des Silius zu übersetzen, bemerkt hat, lässt er selbst einen solchen Versuch folgen in einer Italienischen Uebersetzung des dritten und des eilften Buches in Versen, worauf die Freunde der Italienischen Literatur wohl verwiesen werden können. Der Verf. ist dabei in Allem sehr gewissenhaft verfahren, wie diess auch aus den beigefügten Anmerkungen hervorgeht, die sich meist über einzelne Stellen, in welchen die Lesart strittig ist, verbreiten, und diejenige Lesart, welcher der Verf. in seiner Uebersetzung gefolgt ist, zu rechtfertigen bemüht sind.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. Salustii Crispi Catilina, Jugurtha, Historiarum reliquiae potiores. Accedunt epistulae ad Caesarem de republica. Heinricus Jordanus recognovit. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXVI. VIII. 150. 8.

Gai Sallustii Crispi de Catilinae conjuratione et de bello Jugurthino. Accedunt orationes et epistulae ex historiis excerptae. Edidit Rudophus Dietsch. Editio quarta emendatior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XIV. 128. 8.

Henrici Jordani de Suasoriis ad Caesarem senem de re publica inscriptis Commentatio. Berolini apud Weidmannnos A. MDCCCLXVIII. p. 32. 8.

Zweiter Artikel.*)

Hinsichtlich der Feststellung des Textes von Catilina fügen wir noch folgende Bemerkungen über Einzelnes hinzu. Cap. 1 ist in B. 1 magis vor procederet ausgetilgt und erst von einer Hand des 14. Jahrhunderts wieder über die Zeile geschrieben. Es entsteht daher die Frage, ob dasselbe nicht zu streichen wäre, weil, wenn der Grad der Fortschritte bezeichnet werden sollte, besser plus oder longius stände; wenn aber procedere so viel heisst als Erfolg haben, gut ablaufen, gelingen, magis füglich wegbleiben könnte. Ohnedem wird magis nicht selten ausgelassen. Z. B. bei Vergleichungen c. 8 am Ende und c. 9 wo nur die weniger guten Handschriften magis beifügen. Ebenso c. 52 am Anfang: cavere ab illis [magis] quam quid in illos statuamus. consultare wo magis in Fabr. Guelph. 5. incert. die Stelle wechselt, in Guelph. 6. 12 fehlt. S. auch c. 48 tanta vis hominis leniunda quam exagitanda videbatur. So Fabric. Bei Tacitus ist bekanntlich nichts häufiger als die Auslassung von magis, wie im Griechischen μᾶλλον cfr. Boettig. Lexic. Tac. p. 39. Auch bei den lateinischen Komikern findet sich dieser Gebrauch häufig Vechner. Hellenol. 1, 2, 5; p. 138. Daher ist die Vermuthung erlaubt, dass auch an unserer Stelle magis erst später eingeschaltet worden sei. Den Sinn wenigstens stört es nicht wenn wir übersetzen: »Viele haben gezweifelt, ob Leibeskraft oder geistige Ueberlegenheit den Erfolg im Kriege sichern«; wo also keine Vergleichung stattfindet, sondern nur gefragt wird, was eigentlich die Entscheidung gebe. Dass Salust procedere in diesem Sinne absolut gebraucht, beweisen

*) Erster Artikel s. Heidelb. Jahrbb. Jahrg. 1868. S. 881 ff.

Digitized by Google

Stellen Cat. 27. 32. Jug. 65. 85, 5 mea benefacta reipublicae procedunt.

Fragilis [est]. Die Auslassung von est, sunt, sehr häufig, ist an unserer Stelle um so mehr gerechtfertigt, als im Verbum des folgenden Satzgliedes die logische Copula enthalten ist, und der sententiöse Charakter des Ausdrucks durch die Auslassung gewinnt. Aus demselben Grunde würde ich im folgenden cap. 2 nach compositum das est wieder einführen, welches ohnedem durch die besten Handschriften gestützt ist. Dagegen den Nonius p. 364 möchte ich nicht anführen, weil man sonst auch tunc vero in den Kauf nehmen müsste.

Cap. 3 halte ich die Lesart eadem, quae ceteros fama gegen Dietsch und Jordan aufrecht, von denen jener eademque einschaltet, dieser eadem, qua liest. Letzteres ist darum nicht zu billigen, weil man nicht wohl sagen kann, der Ehrgeiz quäle den Menschen durch den üblen Ruf und Neid, sondern sie quält durch die Ungewissheit und die Nichtbefriedigung. Dagegen ist der böse Ruf und Neid ein nothwendiger Begleiter des Ehrgeizes und dies wird trefflich durch das asyndetische Zusammenstellen ausgedrückt: »mich verfolgte dieselbe Ehrbegierde, Ruf und Neid wie die Andern.« Eben deswegen ist auch die Wiederholung von eademque, wie ich früher vermuthet hatte, überflüssig. Dagegen hat Herr Jordan richtig aus X und Non. 439 cuius rei libet aufgenommen, so wie c. 6 sicut für sicuti nach den Mss. B. Z. E. wie auch c. 8 sicut nach den Handschriften zu schreiben ist.

Cap. 7. Sic se quisque B. Z. T. se fehlt in E. und Leid. C. wo es doch die M. 2 nachgetragen. Sic fehlt in X und so J. D. aber mit Unrecht, wie ich glaube. Dass bei der Zusammenstellung von sic se, eins von beiden leicht ausfallen konnte, ist sehr erklärlich; dass auch der Sinn nicht wesentlich verändert wird, kann ebenfalls zugestanden werden. Aber dass das Pathos der Rede durch die Auslassung von sic abgeschwächt wird, ist unleugbar. Das sic steht in diesem Falle ähnlich wie ita, welches Sallust so häufig in Schlussbemerkungen gebraucht. Cat. 5. Jug. 65. 68. 87 etc.

Cap. 16. His amicis. Es ist bekannt, dass die Handschriften in dem Vorsetzen des h in vielen Wörtern, namentlich aber in den Pronominibus is in his durchaus nicht consequent sind, wie dem selbst hisdem geschrieben wird. Aber hier eis für his zu setzen, wie Hr. D. und J. gethan, heisst den Sinn der Stelle ganz verkennen, da gerade auf dem Pronomen demonstrativum der grösste Nachdruck liegt.

Cap. 18. In quis Catilina fuit. So Hr. J. nach Diomedes p. 445 aber gegen die Handschriften des Sallust. Dieser wechselt bekanntlich mit beiden Formen, wobei immer die längere den Vorzug grösserer Intensivität, quis den der Alterthümlichkeit behält. Hier nun mit Diomedes zu ändern ist darum unstatthaft, weil man

Digitized by Google

mit demselben Rechte auch quam brevissime corrigiren müsste. Ausserdem hat Herr D. in diesem Kapitel noch zwei Bedenken. Einmal nimmt er Anstoss an den Worten quod intra — nequiverit welche er durch den Sachverhalt nicht gehörig gerechtfertigt findet; zweitens findet er eine Lücke zwischen den Worten misere und ea re cognita. Was das erste anbetrifft, so war das Verhältniss folgendes. Catilina war im Jahr 68 Praetor, im Jahr 67 Propraetor in Africa, wo er sich die ärgsten Bedrückungen erlaubt hatte. Darauf Klagen der Provincialen in Rom; cfr. Ascon. Pedian. p. 85. Ed. Baiter. Deswegen wurde er im Senat stark getadelt, »graves sententiae de eo in senatu dictae.« Als er sich daher im Jahr 66 ums Consulat bewerben wollte, hielten die Häupter des Senats Rath mit dem Consul Volcatius und wollten dem Catilina nicht erlauben, sich ums Consulat zu bewerben, weil ihm eine Anklage drohe p. 89. Darauf gab Catilina seine Bewerbung im Jahr 66 auf p. 90. Im Jahr 65 wurde er dann angeklagt und freigesprochen p. 85. Salust redet also von der ersten Bewerbung und weiss von keiner zweiten im Jahr 65. Erst im Jahr 64 und 63 hat er dieselbe wiederholt. Also der Zusatz: quod — neq. ist im Conjunctiv ausgedrückt, weil er damit das Urtheil der Zeitgenossen wieder geben wollte. Nequiverat würde die Anerkennung des angeführten Grundes von Seiten des Schriftstellers enthalten. Noch unbegründeter ist der Verdacht, dass nach mittere etwas ausgefallen sei, oder die Behauptung, dass ea re cognita nicht heissen könne, »nachdem die Sache kund geworden war«; wo die Begründung einer Behauptung so mangelhaft ist, wird die Widerlegung ungemein schwierig. Wir erinnern einstweilen an Cic. Ep. ad fam. 1, 7; ratio pervulgata et cognita, und meinen Hr. D. dürfte sich beruhigen.

Cap. 20. Strenui, boni, nobiles atque ignobiles, wollte Hr. J. nach Aurelius Victor Caesar. 24, 9 in boni malique verändern. Wir sind ihm dankbar, dass er diesen Einfall unterdrückt hat, denn, abgesehen von der offenbaren Verschlechterung, ist das Princip nach solchen vermeinten Nachahmungen den Text der Originale zu ändern durchaus verwerflich.

Hortentur B. X. Z. hortantur V. utimini B. X. Z. utemini X. V. E. J. Hier ist die Entscheidung schwer, theils wegen des Widerspruchs der besten Handschriften, theils wegen des Sinnes. Der Conjunctiv hat eben so viel Berechtigung als der Indicativ. Ja er ist dem Charakter der Rede angemessener, eben so wie der Imperativ. Der Indicativ hortantur und das futurum utemini empfiehlt sich scheinbar durch eine grössere Schroffheit des Ausdrucks, der aber durch den ganzen Ton der Rede nicht gerechtfertigt wird. Ueberdiess ist die Uebereinstimmung der drei besten Handschriften entscheidend.

Cap. 23. Quoquo modo. Eine zum mindesten ganz unnöthige Conjectur von Herrn Mommsen, deren Nichtaufnahme von Sei-

Digitized by Google

ten der Herren Dietsch und Jordan verdienstlich genannt werden muss.

Cap. 26. Consulibus in campo Z. T. E. X. Consule ohne campo B. Diese Lesart, welche ich früher aufgenommen, gebe ich aus folgenden Gründen auf. Erstens Consulibus und Consuli können kaum als verschiedene Lesarten betrachtet werden, weil bei der Schreibung durch Sigla C. die Deutung eine rein willkürliche ist. Dagegen ist Consulibus besser, nicht nur weil beide Consuln bei den Wahlen erschienen, obgleich nur einer die Wahl leitete, Liv. 39, 15, sodann weil Catilina, nachdem Antonius von Cicero gewonnen war, diesen nicht weniger hasste. Der Zusatz in campo ist möglicher Weise wegen der Gleichheit der Buchstaben ausgefallen. Herr D. wollte sowohl hier als im folgenden Capitel Consulibus ausstossen, welches mir rein unerklärlich ist. Denn wem galten jene Nachstellungen als den Consuln? Eben so unbegründet ist die Aufnahme der Conjectur penes, welche doch wohl nicht palmaris sein wird, weil sie von Palmerius herrührt. Fast komisch klingen ferner die Gründe, womit Herr D. eine Lücke armatis hominibus begründen will. Hr. D. kann nicht begreifen, wie Leute, die bewaffnet waren, Einlass in Cicero's Haus hätten erwarten können. Nun sie werden wohl nicht die Waffen gerade zur Schau getragen haben. Wenn aber um solcher Bedenklichkeiten der Text der Schriftsteller geändert werden soll, so sehen wir noch vielen Veränderungen entgegen.

Cap. 29. Exagitatam ist die Lesart der Handschriften, zweifelhaft wird dieselbe, weil Sallust dieses Verbum sonst immer in dem Sinne der Aufregung, Aufreizung, Beunruhigung gebraucht. Plebem C. c. 38. volgus J. 73 remp. c. 51. nobilitatem J. 84. illum ingens cupido ex. J. 63. Bei Cicero allerdings auch vom heftigen Tadel und Schmähen, wie insectari, welches allerdings auch zulässig wäre. Doch würde auch an exagitatum, welches Hr. D. hat, Niemand Anstoss nehmen, wenn es handschriftlich bestätigt wäre.

Nulli earum rerum consuli ius est B. T. Z. m. 2 und viele andere Mss. nulli verdient als alterthümliche noch von Cato gebrauchte Endung, unbedingt den Vorzug: »sed quod est mirum, feminini etiam generis genetivum quidam in i praetulerunt« Prisc. p. 359. 360. daher auch nulli ebensowohl für den Genetiv fem. als neutrius g. kann genommen werden. Auf keinen Fall ist eine so ungewöhnliche Form ohne handschriftliche Autorität in den Text gekommen: nullus mit folgendem Genetiv bei Cicero, Livius, Tacitus v. c. nullo hostium Tac. Germ. 43 und sonst; nullius ist nur die neuere Form mit der älteren vertauscht.

Cap. 31. Postulare patres coepit Leid. K. patres patribus c. E. a vel patres patribus T. postulare patribus B. X. T. Aus diesen Varianten ist klar, dass die eigentliche Lesart P. C. war, welches nun die librarii, jeder auf seine Weise, interpretirte. A

Digitized by Google

patribus coepit ist nun offenbar die allerschlechteste Auslegung. Was soll in aller Welt »postulare coepit«? Die Annahme, dass patres conscripti nicht in der oratio obliqua gebraucht werden könne, ist rein erfunden, um die Rückzugslinie zu decken.

Cap. 32. »Neque insidiae consuli procedebant.« Hier äussert sich Herr D. mit Entrüstung: ab Sallustio contra Latinitatis leges illis praesertim temporibus sic scribi potuisse nego.« Ganz als wenn er eine These vertheidigen wollte. Also obtemperatio legibus ist gegen die Latinität. Freilich lässt Hr. D. auch im J. c. 65 imperatori nicht gelten. Aber Anderes lässt sich weniger leicht beseitigen. Tac. hist. III, 20. Cum cetera expugnandis urbibus tulissent; Tac. Ann. 1, 51 incessitque itineri et proelio und Nipperdey zu dieser Stelle Ann. II, 7 honori patris princeps ipse cum legionibus decucurrit cfr. Boettig. Lexic. Tac. p. 142 sqq. Wenn aber Jemand nur dem Tacitus dergleichen einräumt, der möge sich erinnern, dass Tacitus dem Sallust in Sprache und Ausdruck sehr nahe kommt. Sogar bei Livius kommen ähnliche Verbindungen vor. Liv. 34, 23. questus est, Achaeos, Philippo quondam milites, wie die Mainzer Handschrift hat. Aehnlich munimentum libertati Liv. 3, 9. Und muss »insidiae consuli maturent« auch geändert werden?

Cap. 33. »Quibus rebrs possent« und c. 34 »si quid a senatu petere vellent.« An beiden Stellen bestätigen die Handschriften das Imperfect, wofür Hr. D. fälschlich das Praesens einführen will. Da von vergangenen Zeiten die Rede ist, so steht das Imperfect regelmässig, das Praesens wechselt mit dem Perfect nur um die Erzählung lebhafter zu machen und mehr der directen Rede zu nähern.

Cap. 38. »Post illa tempora.« Dafür gibt Hr. D. post Sultae tempora. Wenn man sich auch die Latinität gefallen lassen wollte, so erlaubt es der Zusammenhang nicht. Denn Salust hat schon von dem Consulat des Pompejus und Crassus geredet, also hat er die Zeit nachher im Sinn, wo die Tribunen Manilius und Gabinius den Senat angriffen.

Cap. 39. Wie leicht Hr. D. zuweilen seine Aufgabe nimmt, beweisen wieder die 2 folgenden Aenderungen für illis — qui — illis si; für aut per se — aut ipse. In der That, wenn es sich darum handelte, Alles nicht ganz Gewöhnliche aus Salust zu entfernen, so wäre sein Verfahren zu billigen. Aber Hr. D. muss wissen, dass Salust das Pronomen ille mit Vorliebe gebraucht, um die dritte Person nachdrücklich hervorzuheben; ferner, dass Salust nicht blos die Catilinarier als mögliche Sieger sich denkt. Und selbst wenn diess der Fall wäre, wäre qui nicht ausgeschlossen, es würde nur der Subjectsbegriff einigermaassen erweitert. Ferner wird Hr. D. weder die Latinität noch die Angemessenheit des Ausdrucks per se in Zweifel ziehen wollen; daher sind alle dergleichen Aenderungsversuche nur unnütze Spielerei. Exsanguibus ceteris steht hier und Jug. 113 remotis ceteris, und es entsteht die Frage ob nicht ceteri wie das griechische ἄλλος und das

Digitized by Google

lateinische alius zur Schärfung des Gegensatzes gebraucht wird. cfr. Hildesheim. Crit. Bibl. 1825. n. 2. p. 201 wie endlich auch ἕτεροι im Griechischen, pleonastisch steht Platon. Phaedon. p. 58. ed. et Buttm. ad. h. l.

Cap. 45. »Et simul utrimque« et hat Hr. D. ohne allen Grund weggelassen, welches natürlich wieder hergestellt werden muss. Dagegen ist eben so unbefugt [quendam], wenn auch in Klammern, beibehalten worden, welches nur eine nachlässige Wiederholung von que ist.

Cap. 49. »Neque precibus, neque gratia, neque pretio. Dagegen Priscian p. 539: neque pretio, neque gratia impelli quivit Sal. Cat. Auf diese ganz nachlässige Citation hin haben die HH. D. und J. precibus ausgelassen. Nun wenn das Kritik heisst, so haben wir noch viel Neues im Geiste Ribbeckischer Juvenal-Emendationen zu erwarten.

Cap. 50. »orabat in audaciam.« Die beiden letzten Worte werden von den HH. D. und J. in Klammern eingeschlossen, mit Recht, denn sie sind an dieser Stelle im hohen Grade verdächtig. Wollte man auch mit Paris. C. exercitatos in audaciam lesen, so bleibt die Umstellung immer im hohen Grade merkwürdig. Die Ausdrücke ad societatem, ad praedam petere und ad belli societatem orare in Ep. Mithridat. bieten eine unwillkommene Analogie, Am nächsten käme, wenn wie in consilium rogare Plin. Ep. 1, 9; in auxilium rogare gesagt würde, wofür ich bisher noch kein Beispiel gefunden habe. Indessen gerade zu unlateinisch kann die Structur nicht genannt werden, aber selbst Verbindungen wie in senatum rogare, ad palatium rogare, in proelium audere, in litteras mittere cfr. Lamprid. Eleogab. 4. Alex. Sever. 48. Virg. Aen. II, 346 in classem cadit omne nemus berechtigen noch nicht zu einer ähnlichen Annahme für Salust. Noch kühner sind in patrum occiderunt praemia fratres Lucan. II, 151 in regna laboras IX, 258; in regnum nasci VII, 643. Aehnlich ist der Gebrauch des griechischen εἰς Arist. Eth. II, 3. 5; οὐ γὰρ μικρὸν εἰς τὰς πράξεις εὖ καὶ κακῶς χαίρειν Plat. Sympos. 45 εἰς φρόνησιν καὶ καρτερίαν cfr. Virg. Eclog. VI, 27. Tum vero in numerum Faunos ferasque videres ludere; wodurch wenigstens die Möglichkeit des Salustianischen Ausdrucks erwiesen scheint.

Cap. 51. »Et in pace.« Hr. D. hat et ausgelassen ohne genügenden Grund. Severior Z. V. T. E. m. 1 saevior B. X. E. m. 2. Beides lässt sich rechtfertigen: diplomatisch wird saevior leichter aus severior, als umgekehrt dieses aus jenem entstanden sein. Die Schlechten werden eine Strafe tadeln, auch wenn sie nur paulo severior ist; hingegen vom Standpunkt Cäsars aus ist paulo saevior mehr gerechtfertigt. §. 27 scilicet ubi imperium Herr Dietsch ex conjectura für sed, aber nur mit völliger Verkennung des Sinnes. Es hängt diess aufs engste mit dem Satze zusammen: omnia mala exempla ex rebus bonis

Digitized by Google

orta sunt, welches die Lesart der besten Handschriften ist. Merkwürdig ist dagegen die Variante des Eins. ex domesticis rebus des Tur. ex reb. dom., offenbar eine ganz willkürliche Veränderung eines Grammatikers, welcher einen Ursprung ex rebus bonis nicht zugeben wollte. So haben auch einige ignavos statt ignaros, welches vielleicht vorzuziehen wäre, weil dasselbe von Sallust in diesem Gegensatz viel gebraucht wird v. c. Catil. 11, bonus et ignavus aeque sibi exoptant, für eius würde ich unbedingt cives aufnehmen. Hr. D. irrt nur darin, dass er in dem Satz sed ubi imp. eine Erläuterung des vorhergehenden vermuthete, da sed vielmehr nur auf den Begriff ex rebus bonis zurückweisst.

Graeciae morem imitati. Wenn Herr D. sich auf sein subjectives Gefühl stützend, diese Worte für unächt hält, so wird er andern nicht verübeln, wenn sie ebenfalls ihrem kritischen Gefühl folgend, die Aechtheit der Worte mit den Handschriften behaupten. Uebrigens ist verdächtigen viel leichter als rechtfertigen. — Circumvenire innocentes haben alle Codd. ausser dem Vatic. Diess zu ändern ist um so weniger als das Begehen der Thaten viel stärker als das Geschehen den Sinn des Schriftstellers ausdrückt, daher circumvenire nicht mit fieri, sondern mit alia parallel steht.

In sinu urbis. Wenn jemand eine früher gehegte Meinung, nachdem deren Unhaltbarkeit gründlich widerlegt worden ist, dennoch aufrecht hält, ohne etwas anders entgegnen zu können als »urbis etiam nunc glossema judico«, so pflegt man diess nicht Festigkeit, sondern Verbissenheit zu nennen. Ich hätte gewünscht, Hr. D. hätte die Widerlegung seiner Meinung geprüft, dann würde er sich von deren Ungrund überzeugt haben.

Cap. 54. Die Varianten illum assequebatur, illam as. illum sequebatur, illa seq. geben alle einen Sinn, aber die Frage ist, was der Schriftsteller geschrieben hat. Den schärfsten Gegensatz bildete die Lesart des Paris. d. illa seq. — hier Cato, dort der Ruhm, hier das Streben, dort die Folge. Aber diese Lesart ist handschriftlich am wenigsten beglaubigt. Nehmen wir »illum sequebatur an, so vermisse ich das Subject, welches den Gegensatz schärft. So bleibt nur illam assequebatur, wo der bildliche Ausdruck geopfert und nur der Gegensatz des nicht Strebens und des Erreichens einander gegenüber gestellt werden.

Cap. 52. Misereamini X. T. E. miseremini B. s. v. Z. V. Das erstere schliesst bekanntlich auch die Ausübung des Erbarmens und des Mitleids in sich, v. c. Liv. 27, 35; dagegen in miseremini (praes. conj.) das Bedauern und Beklagen nicht nothwendig die Hülfleistung bedingt. Hier handelt es sich offenbar nicht von der Barmherzigkeit, sondern nur von der Weichherzigkeit, welche Bedauern mit dem Verbrecher hat, und darum nicht so strenge straft, als sonst geschehen würde. Daher auch noch als weitere Steigerung folgt: »atque etiam armatos dimittatis.«

Digitized by Google

Endlich auch convertatur offenbar dem convertat vorzuziehen, da hier nicht von einer blosen Wendung, sondern von völliger Umwandelung die Rede ist, welche weit bestimmter durch das Passivum ausgedrückt wird. Ausserdem ist noch als Nachlässigkeit zu rügen, dass Hr. D. die Worte »vos dubitatis« nach »cunctamini etiam nunc« ausgelassen hat.

Cap. 61. »Alis alibi stantes.« Diese Worte, welche Hr. D. nach dem Citat von Charisius p. 133 und Diomedes p. 323. Vindob. p. 118 nach paulo divorsius hier eingeschaltet hat, gehören offenbar nicht hierher und können weder nach disiecerat noch mit Hinsicht auf das folgende conciderant von Sallust gesagt sein. Wahrscheinlich sind sie aus einer ähnlichen Stelle aus den Historien mit der unsrigen verwechselt werden, wie dergleichen den Grammatikern nicht selten begegnet.

Jugurtha. Es ist in der That höchst unangenehm zu bemerken, wie öfters ganz gedankenlos, man möchte glauben nur um Spuren redactorischer Thätigkeit zu hinterlassen, andere Lesarten oder Conjecturen aufgenommen werden, ohne alle Begründung. Also c. 3 »quibus per fraudem ius fuit« ist hinlänglich gerechtfertigt, aber Hr. D. schreibt »quibus per fraudem vel vi fuit«, welches schon durch das folgende »nam vi« widerlegt wird. Hr. J. quibus per fraudem [iis] fuit. Unsinn. c. 5. Hr. D. »adeptus sum«, Hr. J. »iis moribus«. c. 7. Hr. D. »eis difficultatibus.« Jetzt ist allgemein bekannt, dass die pronomina is und hic in manchen Casibus nicht selten verwechselt werden, aber ebenso bekannt ist, oder sollte sein, dass Sallust das Pronomen hic mit Nachdruck mit Beziehung auf die Gegenwart gebraucht, wie diess auch bei Lucretius sehr häufig ist, und Lambin und Lachman anerkannt haben. cfr. Holtze, Syntaxis Lucretianae Elementa p. 105. Ferner hat Hr. D. c. 5 [set] vor imperi in Klammern eingeschlossen, zum Zeichen der Misbilligung. c. 10 ebenso [liberis] [ea] quia aetate, alles Veränderungen, welche ohne die geringste Begründung in den Text aufgenommen sind, ferner [adoptatione]. c. 12. sua visens« [in] tugurio. c. 14 [amicitiam] [tuis], wenn Hr. D. adoptatione eine Glossa insulsa nennt, so hat er nicht einmal bedacht, dass Hiempsal, nicht Sallust redet; über sua ist kein Wort zu verlieren, in vor tugurio scheint aus B. s. v. wieder hergestellt werden zu müssen, weil ein Ort bezeichnet wird, wo er sich bereits befand, kann also nicht mit occultare silvis verglichen werden. Ovid. Met, II, 686. Und bei Caesar b. g. 6, 31 ist die bessere Lesart in insulis jetzt wieder hergestellt. Wie nun Hr. D. sagar amicitiam c. 14, 5 verdächtigen kann, ist absolut unbegreiflich. Da nun Hr. D. einmal im Durchstreichen begriffen ist, so kann es nicht auffallen, dass er tuis nach liberis tilgt, und nunquam liest für nunquamne, zumal er die Autorität des Hrn. Kritz für sich anführen konnte. c. 14, 24 hat Herr D. mit einem diplomatischen Schein »neu iure contemptus viderer« aufgenommen, weil »vivere«

Digitized by Google

abgekürzt wie iure aussieht Aber »iure contemptus viderer« will keinen rechten Sinn geben, wo viel besser contemni stände, auch iure und viderer keine congruente Begriffe sind; endlich scheint er gar nicht an die Verbindung von vivere mit einem Adjectiv gedacht zu haben. Zudem weist das folgende vivere auf dieses zurück.

Cap. 15, 2 wird wiederum [senatus] in Klammern eingeschlossen, und da das Wort kurz vorhergegangen, scheint der Verdacht nicht ohne Grund, aber magna pars ohne senatus ist geradezu unverständlich, etwas anderes wäre es, wenn multi alii stände, und da wäre senatores nicht überflüssig. Ganz willkürlich ist auch die Zufügung der Vornamen, selbst auf die Gefahr hin, dass Salust dadurch corrigirt werde.

Cap. 16. Fama fide — anteferret. Da alle Codd. den Ablativ bieten, so könnte man fragen, ob vielleicht Salust die Worte des Vorziehens wie im griechischen *προτιμᾶν*, *προκρίνειν*, *προαιρεῖσθαι* wie den Comparativ construirt und den Ablativ statt des Comparativ mit quam gesetzt hätte. Doch bieten sich zu wenig Analogien dar. Es wird wohl famae verbessert werden müssen, wie Hr. D. hat, während Hr. J. fama beibehalten hat.

In inimicis habuerat haben beide Herausgeber statt in amicis, welches leicht gethan ist, aber der Ursprung der entgegengesetzten Lesart in amicis wird dadurch nicht erklärt. Man sagt in ist ausgefallen, weil die Sylbe zweimal geschrieben werden musste, wie in unzähligen andern Fällen. Die Möglichkeit muss zugegeben werden, aber gleichwohl, wenn der Sinn so klar vorlag, warum haben alle Manuscripte in amicis? Antwortet man, weil alle von einer gemeinsamen Quelle abstammen, so entsteht wieder die Frage, warum nicht einmal die interpolirten Handschriften hier eine Verbesserung darbieten? Denn die aus dem Commelin. angeführte Lesart in inimicis ist höchst problematisch, so wie das Gronovische inimicum, welches Palat. 7 und die alten Editionen haben sollen.

Palat. 7 hat Romae inimicos und vom Commlin. sagt Gruter »initio aperte habuit in inimicis aut tale quid«. In der ältesten Ausgabe steht ebenfalls in amicis, so dass diess wohl als die ursprünglich allein gültige Lesart anzusehen ist. Wenn nun aber der Irrthum offenbar war, wie lässt sich eine solche Einstimmigkeit erklären? Dass Opimius früher ein Feind des Jugurtha gewesen sei, ist schon darum nicht wahrscheinlich, weil die Entscheidung des Senats zu Gunsten Jugurthas ausgefallen war, und man gewöhnlich um eine wohlwollende Maassregel auszuführen, an der Spitze der damit beauftragten Commission nicht einen entschiedenen Widersacher stellt. Zweitens wäre es gar nicht ungewöhnlich oder psychologisch unmöglich, dass man einen erkauften Freund als ein dienstwilliges Werkzeug mit einiger Geringschätzung behandelte, oder wenigstens vernachlässigte, weil man seiner schon

Digitized by Google

gewiss war, was aber Jugurtha nicht that, weil er noch mehr durch ihn zu erreichen hoffte. Drittens wäre die Sache entschieden, wenn eine Rivalität zwischen Aemilius Scaurus und Opimius nachgewiesen werden könnte. Ein Gegenbeweis wäre wenigstens darin nicht zu finden, weil sie beide der Senatorischen Partei angehörten. Denn während Opimius dem Hass des Volks zum Opfer fiel, hat Scaurus sich in der Gunst des Volks bis ans Ende behauptet, so dass er wenigstens durch einen demokratischen Schein die Menge getäuscht haben muss. Daher seine Ernennung zum Untersuchungsrichter über die Bestechung. cfr. c. 40. Auch das zeugt dafür, dass, als zum drittenmal Gesandte nach Numidien abgiengen, gleichsam um die frühern zu controlliren, Aemilius Scaurus geschickt wurde, und dass diesen Jugurtha am meisten fürchtete c. 25. Ist nun die politische Rivalität beider Männer constatirt, so war offenbar Opimius das Haupt der den Jugurtha begünstigenden Partei, Aemilius Scaurus anfangs wenigstens dem Jugurtha entgegen, daher um den Beschluss des Senats zu Gunsten des Jugurtha durchzuführen Opimius, später um den Jugurtha zur Unterwerfung zu nöthigen Aemilius Scaurus geschickt wurde, daher Opimius schon vorher den Jugurtha begünstigt hatte, also der Freund desselben schon früher gewesen war, daher Romae in amicis habuerat.

Cap. 19. Pars imperii cupidine alii mult. etc. Ich fühle mich durchaus nicht berufen, die Gründe welche Hr. D. zu dieser Umstellung veranlasst haben zu widerlegen; man muss auch Einiges der eigenen Berichtigung überlassen, und Selbstbelehrung wirkt bekanntlich viel entschiedener als fremde. Jene in diesem Falle zu bezweifeln wäre ein Unrecht.

Cap. 38, 10. Mortis metu mutabantur ändert Hr. D. mortis metum intuebantur, Hr. J. mortis metu nutabant, man weiss nicht ob muthwilliger oder ungeschickter, mutare heisst bekanntlich auch vertauschen d. h. sowohl ein- als austauschen, und so hat Salust gesagt: »bellum pace, vitam diurna mercede, togam paludamento, incerta pro certis«. Horatius: mutare merces. L. I, 4, 29 uvam srigili L. II, 7, 109 victus hostis punico lugubri mutavit sagum Epod. 9, 27, cfr. H. C. I, 17, 1. Drakenb. ad Liv. V, 20. Und nun der Sinn: die harten Bedingungen waren der Tausch für die Todesfurcht, die Bedingungen nahmen sie an, und die Todesfurcht wurden sie los. Liegt hierin etwas Unbegreifliches oder etwas Ungeheuerliches? Uebrigens ist es unwahr, dass der B. 1 nutabant hat, der B. 4 hat movebantur. Die Aenderung ist aber um so lächerlicher, weil dieselben Herrn auf die sehr zweifelhafte Autorität Priscians hin c. 53, 8 für »igitur pro metu gaudium exortum gaudium mutatur« in den Text setzen: das nennt man Consequenz. Hätte Zumpt das erleben müssen, dass man seiner so ganz vergessen! p. 416.

Cap. 41. Partium mox popularium B senatores factionum E. Z. X. aber us s. v. mos partium popularium et

Digitized by Google

factionum (senatus o.) Naz. senatorum f. Fabr. popularium partium Hav. senatus in Commel. et Pal. 2. m. 2. s. v. Diese Varianten und die Meinung, dass partium und factionum schon an und für sich deutlich wären, hatte Gruter bestimmt popularium und senatus wegzulassen; und vorzüglich scheinen dabei die Verschreibungen von senatus mitgewirkt zu haben. Diese erklären sich aber ganz leicht aus der verschiedenen Deutung der Nota s. Weil aber unten factione vom Senat ohne Beifügung gebraucht wird, so soll das wahrscheinlich auch rückwärts wirken. Aber wir lesen eben daselbst: »omnia in duas partes abstracta sunt« und Cat. 37 »qui aliorum atque senatus partium erunt«, lauter Beweise, dass die Begriffe nicht so scharf fixirt sind, wie man sich einbildet. Es haben daher die Herren J. und D. sehr übereilt gehandelt, dass sie der Vermuthung Gruters Folge gegeben und die beiden Wörter popularium und senatus aus dem Texte entfernt haben. Herr D. hat sie nur in Klammern eingeschlossen.

Cap. 54. Inimicum für inicum gebe ich auf; einmal weil es als eine ungeschickte Ausdeutung eines undeutlich geschriebenen Wortes angesehen werden kann, sodann weil der Ausdruck für die Prosa zu gesucht erscheint.

Cap. 63. Egregiis factis E. Z. X. egregius factis B. egregius factus Tur. Fabric. Hav. Das Letztere ist unbedingt zu verwerfen, die beiden andern dagegen sind hinsichtlich der Latinität gleich gut begründet. Der Nominativ hat eine Analogie in »egregius in aliis artibus J. 82. egregius militiae h. egregius bello Liv. 5, 47 und überhaupt ist diese Ausdrucksweise gewählter aber allerdings üblicher im silbernen Zeitalter. Uebrigens ist auch ein Unterschied der Bedeutung und da Cicero vorzüglich egregius mit in verbindet, dürfte der Nominativ den Vorzug verdienen. Hinsichtlich der handschriftlichen Autorität stehen sich beide Structuren gleich.

Cap. 67. Arcem — fugam — prohibebat Codd. Hr. D. ad arcem — fuga; Hr. J. arce — fuga; wahrscheinlich weil man die Latinität in Zweifel zog. Indessen wenn »prohibere aditum — accessum, commeatus, transitum, agros sociorum populationibus gesagt wird, so wird zeugmatisch, und weil getrennt, arcem mit fugam prohibere combinirt werden können, welches durch die Lesart aller Handschriften geschützt ist.

Cap. 69. Nam is civis ex Latio erat. Hier haben nicht einmal die Bemerkungen von Hrn. Mommsen zu den Stadtrechten von Salpensa p. 399 den Zweifel von Hrn. D. beseitigen können, eine Autorität der er sonst gerne huldigt. Er hat ein bedeutungsvolles † vorgesetzt. Auch experrectus gegen excitus will er aufrecht halten, weil er Diomedes p. 376 keinen Gedächtnissfehler zutraut; ebenso vertheidigt er 75 ubique plerique, ferner mit H. Kritz forent f. fuerint, verdächtigt et in den Worten »et super aggerem«, streicht c. 77 Jugurthini mit Hr. Lincker. In allen diesen

Digitized by Google

Aenderungen kann ich nur reine Willkür und eine Abwesenheit aller kritischen Methode erkennen.

Cap. 73. Sed paulo decreverat B. X. Z. Sed senatus paulo decio decreverat T. senatus paulo decreverat E. »sed paulo decreverat und senatus antea Numidiam Metello über der Linie Mon. Diess die Hauptvarianten einer, wir wissen nicht aus welcher Ursache, verstümmelten Stelle. Man könnte sich die Ergänzung des Monacensis gefallen lassen, wenn sie nicht deutlich die Nachbildung nach c. 62 verriethe. Nach dem Grundsatze, wenig Worte, wenig Irrthum würde ich vorschlagen: »Senatus paulo ante aliter decreverat« und es würde sich diess mit ziemlicher Probabilität rechtfertigen lassen. Aber da kommt wie ein deus ex machina eine Conjectur von Hrn. Mommsen: »Ei uti Gallia provincia esset, paulo ante senatus decreverat« deren Wortstellung und Satzbildung schon Bewunderung verdient! Der Verlauf der Begebenheiten wäre also folgender gewesen. Am Ende des Jahres hatte Metellus seine Erfolge und die Friedensunterhandlungen mit Jugurtha, vielleicht auch deren Abbruch nach Rom berichtet, und darauf hatte der Senat die Verlängerung des Oberbefehls in Africa beschlossen. Nach dem Sempronischen Gesetz müsste er dann auch vor den Consularcomitien die Provinzen bezeichnet haben, und dann müsste er ganz ausser der Ordnung, da die Wahl der Consuln noch nicht entschieden war, dem Marius Gallien bestimmt haben, was ein Unsinn ist. Oder er müsste nach der Consulwahl wiederum gegen alle Gewohnheit nicht die Consuln haben losen lassen (sortiri, comparare, partiri provincias), sondern er hätte dem Marius ausserordentlicher Weise die Provinz Gallien übertragen. Und dieser Beschluss wie der vorige wäre dann vom Volke umgestossen worden. Nun wäre es aber rein unbegreiflich, wie der Senat bei der Kenntniss der Lage sich hätte veranlasst finden können, etwas zu beschliessen, dessen Nichtgenemigung von Seiten des Volkes er voraussehen musste. Dagegen die Verlängerung des Oberbefehls lag in seiner Befugniss und war gewöhnlich. Denn einem siegreichen Feldherrn die Beendigung des Krieges zu entziehen war gegen alle Sitte. Dass aber der Senat nach der Wahl des Marius zum Consul mit Hinsicht auf die Umtriebe der demokratischen Partei, abgesehen von allen Unförmlichkeiten sich in dem Grade hätte lächerlich machen wollen, dem Marius eine Provinz anzuvertrauen, die er nicht annehmen wollte, werde ich dem Hrn. Mommsen niemals glauben. Somit fällt die schöne Conjectur dahin. Wenn übrigens Hr. D. c. 72 experrectus für excitus für möglich halten konnte, so ist diess ein Beweis, dass er die Bedeutung beider Wörter nicht gehörig ins Auge gefasst hat. Es ist nicht von Aufwachen, sondern von Aufschrecken durch innere Unruhe die Rede. Eben so wenn er Jugurthini c. 77 für überflüssig hält, war zu bedenken, dass damals noch andere Kriege geführt wurden, und dass durch kein Pronomen auch nur angedeutet wird, welcher Krieg ge-

Digitized by Google

meint sei. So könnten eine Menge unnützer Conjecturen erspart werden, wenn man sich nur ein wenig mehr bemühen wollte, jedes Wort in seinem Zusammenhange zu begreifen. Es gibt aber leider sehr viele, die dadurch ein tieferes Verständniss zu beurkunden vermeinen, dass sie den Schriftstellern ihre eigenen Gedanken unterschieben, und diese dann durch entsprechende Textänderungen illustriren. Die Vertheidigung von ubique plerique ist ebenso merkwürdig, was doch offenbar nur eine Verschreibung für ibique und diess eben die Erklärung von ubi ist. Wenn endlich c. 75 mit Herr Kritz »ubi praesto forent« verbessert wird für fuerint, so beruht diess wieder auf Verkennung des Sprachgebrauchs, nach welchem sehr häufig bei Aufträgen, Befehlen, Gesetzen das praeteritum statt des praesens oder statt des futurs steht: tu praesto eris, fueris; officio ne defueris, hoc ne feceris, secreto hoc audi, te cum habeto ne Apellae quidem tuo dixerit; das perf. nähert sich mehr der oratio directa, während forent dem erzählenden Stile angehört.

Cap. 79. Memorabile B. mirabile X. Z. E. J. die erste Lesart wahrscheinlich durch falsche Deutung der unleserlichen Schrift entstanden. Auch ich würde, wenn memorare nicht folgte, der Lesart memorabile den Vorzug geben, und lässt sich der pathetische Ausdruck nur mit der Grösse der That entschuldigen. Cicero verbindet: »memorabilis ac paene caelestis« und »memorabilis ac divina virtus.«

Cap. 79. »Pleraque Africa haber ausser Arrusian p. 237 Z. und E. s. v., während die übrigen pleraeque Africae lesen. Hier begegnen wir wiederum einer alten Variante, welche gleiche Berechtigung hat, da der Dativ mehr ein persönliches Verhältniss, der Ablativ ein locales bezeichnet. c. 80. Boccho, welches X. Z. E. T. Non. p. 432 darbieten (während Bocchi B. Z. s. v.), hätte ich schon der Wortstellung wegen für das Richtige gehalten, wie es auch in den Verhältnissen des Alters mehr begründet war, wenn diess schon in den orientalischen Verhältnissen von keiner so grossen Bedeutung ist. Aber die historischen Zeugnisse sind dagegen, nicht nur Flor. III, 1, 17, sondern auch Plutarch. V. Sullae c. 3. Mar. c. 10, wo allerdings noch die Vermuthung gestattet ist, dass Sallustius sich über die verwandtschaftlichen Verhältnisse getäuscht hatte. Wenigstens bleibt die Wortstellung bei der entgegengesetzten Ansicht auffallend.

Cap. 85 folgen eine Menge Palinodien bei Hr. D. die er sich alle hätte ersparen können, wenn er nur einigermaassen die gut bewährten Lesarten geprüft hätte. Seine Sinnesänderung hat darum weniger Werth, weil wir eben so wenig Gründe vernehmen, warum er jetzt Hr. Jordan beistimmt, als er sich darüber erklärt, warum er dieselben Lesarten ohne Grund aufgegeben hat. cfr. c. 83, 5, »cum maxumo vestro beneficio. — 11. vos imperare. — 14. objectantur — res habet — huiusce rei — vostro maxumo — ex animi mei

Digitized by Google

sententia — habete — periculi.« Lauter Lesarten, welche Hr. D. im Jahr 59 verworfen, im Jahr 68 wieder zu Ehren gezogen hat, weil Hr. J. mit gutem Beispiel vorangegangen war. Aber ganz hat er sich in diesem Kapitel doch nicht an seinen Vorgänger angeschlossen; so behält er §. 10 mutare bei gegen die Handschriften; §. 16 possit, welches entschieden falsch ist; auch pectore für corpore behält er bei, ohne zu bemerken, dass ersteres die Interpretation des letzteren ist; ja er will es noch mit der trivialen Bemerkung stützen, man könnte sonst auch die Füsse am Unterleib verstehen, woran bekanntlich die Tapferkeit Fallstaffs sich übte. §. 34. eis ego praeceptis will er mit der Unsicherheit der librarii rechtfertigen, er hätte noch die eigne zufügen können; ferner ist ihm, wir wissen nicht warum, conviciis verdächtig, auch über atque (45) sind seine Zweifel noch nicht gehoben. Dagegen stösst er sich gar nicht an der von H. J. angeführten Lesart: vera — bene praedicent — falsa superunt für vera — praedicet — falsam superant. Was sich wohl die Herrn bei vera — bene praedicent gedacht haben! das ist schwer zu sagen. c. 89. illum procul abesse. Da Hr. J. procul ausgelassen hat, wahrscheinlich aus Versehen, auf jeden Fall gegen die Mehrzahl der guten Handschriften, so gibt diess Hr. D. Anlass zu der wahrhaft comischen Aeusserung: »num igitur in omnibus codicibus abesse credam angor et excrucior.« oppida propinqua Hr. J. wahrscheinlich ein Druckfehler, ist ein neuer Gegenstand des Kummers für Hrn. D. Auch die Worte »natura serpentium ipsa perniciosa« quält seine Sinne mit Zweifeln, ob nicht ein boshafter Glossator dahinter steckt. Dagegen macht es ihm wahrhaftes Vergnügen die schlechte Conjectur von Hrn. Linker in omni Africa — qua — agebatur — in den Text aufzunehmen, gleich als hätte er einen Orakelspruch vernommen. Ueberhaupt ist Hr. D. in Anerkennung fremder Leistungen wahrhaft liebenswürdig, nur dass ihn seine Toleranz oder seine Bewunderung oft zu weit führt; wie hätte er sonst die sehr ordinäre Conjectur von Hrn. J., um nichts schlimmeres zu sagen, c. 95 doctissimi eine egregia nennen können, die doch völlig verfehlt ist. Dagegen glaube ich, hat er mit vollem Rechte die Conjectur Carrios aufgenommen c. 94. qui escensuri erunt für »qui e centuriis erant« bei Hrn. J., welches sowohl diplomatisch am leichtesten erklärt und von Seiten des Sinnes am ebesten gerechtfertigt werden kann.

Cap. 97 caedere alios, alios obtruncare, so die Codd. caedere alii, alii obtruncari D. cedere alius, alius obtruncare J. eine sehr schwierige Stelle, weil sich die Verwirrung des Gefechtes gleichsam der Darstellung mitgetheilt hat. Erst wird der Angriff der Feinde erwähnt, dann der Widerstand der Römer; dann wird die Schilderung allgemein pugna — fieri, dann werden wieder die Römer besonders, sine signis — obtruncare genannt, während multis — circumvenire nur auf die Feinde passt. Aber wenn circum-

Digitized by Google

venire auf die Feinde geht, so muss auch das Frühere auf sie bezogen werden, so dass auch zu permixti die Feinde das Subject bildeten. Dann würde caedere allgemein nur einhauen, obtruncare würgen oder massacriren, erdolchen, bedeuten, wie sonst trucidare gebraucht wird. Desswegen kann auch cedere nicht stehen, weil sonst obtruncare keinen Gegensatz hat; auch mit alius — alius wird gar nichts gebessert, weil der Ausdruck dann noch unbestimmter wird; eben so ändert sich die Scene, wenn obtruncari und »multi circumveniri« gelesen wird. Da aber die Handschriften hier alle einstimmig sind, so wird am besten der Text unverändert beibehalten, facere B. s. v. T. Z. fecere B. X. T. s. v., so wie sich die Autoritäten fast gleich stehen, so bietet auch der Sinn keine überwiegenden Gründe für die eine oder die andere Lesart, nur möchte vielleicht der Gedanke als Schlusssatz durch fecere mit dem folgenden Imperfect mehr Nachdruck erhalten.

Cap. 99. »tumultu, formidine, terrore quasi vecordia«. Man hat mit Unrecht formidine oder terrore verdächtigen wollen, oder auch formido gelesen, während die 3 Substantive den 3 vorhergehenden strepitu, clamore, nullo subveniente sehr wohl entsprechen, insofern den vielfachen Sprecharten eine entsprechende Zahl von Wirkungen gegenüber gestellt werden musste.

Cap. 100. Non diffidentia futuri B. Z. X. J. futurum quod Guelph. 3 futurum quae Guelph. 7 futurum quod vel quae wenige Codd. keiner, meines Wissens, futura. Die Mannigfaltigkeit der Varianten beweisst die verschiedene Auffassung und in der That enthält die Stelle eine grammatische Besonderheit, dergleichen nicht gar viele in Salust gefunden werden. Die Lesart also der letztern Handschriften ist futuri, quae. Das scheint in Verbindung zu stehen mit der Bemerkung des A. Gellius 1, 7. dass das Participium futur. als Infinitiv stehe und weder das Genus noch den numerus wechsele, wie z. B. bei Gracchus: »credo ego inimicos meos dicturum« für welchen Gebrauch er nicht nur aus den Annalisten und ältern Dichtern, sondern selbst aus Cicero ein Beispiel anführt. Daran anknüpfend hat Reisig Vorlesungen über lateinische Sprechwissenschaft herausgegeben von Haase S. 232. A. 275 richtig bemerkt, dass die Sprache offenbar die Tendenz hatte, den Infinitiv in einer einzigen substantivischen Form auszuprägen, wo sie einmal nicht mit einer besonderen Infinitivendung vorhanden war. Auch bei dem Particip perfecti zeigt sich doch dieselbe Tendenz v. c, Liv. VII, 8, 5; diu non perlitatum dictatorem tenuerat. Verg. Aen. V. 6: notumque quid femina possit. Besonders gilt dies aber von dem Worte futurum, welches auch sonst substantivisch gebraucht wird, wie venturum. So gut nun Virgil sagt, haud ignara futuri A. 4, 508 ebensogut hat Salust gesagt »diffidentia futuri«, ebenso wie im Griechischen jeder Infinitiv durch den Artikel in substantivische Verhältnisse treten kann, so auch der in dem Altlateinischen gebräuchliche Infinitiv futurum. So

Digitized by Google

weit wird Niemand etwas dagegen einwenden können und die Lesarten futura, futurarum nur für einen Versuch ansehen, diese Form mit dem folgenden in Einklang zu bringen. Etwas verschieden ist der Fall mit der Lesart futurum, welcher eine Kenntniss der oben entgegengestellten Regel vorauszusetzen scheint, und grammatisch nicht minder gerechtfertigt ist. So bleibt uns also die Wahl zwischen futurum und futuri. Ersteres wäre zwar auch ungewöhnlich, aber nach den von Gellius angeführten Analogien vollkommen gerechtfertigt. Dagegen ensteht die Frage, ob nicht futurum als Infinitiv ganz den Gesetzen wie der griechische Infinitiv kann unterworfen werden. Es wäre nur ein Schritt weiter in dem substantivischen Gebrauche des Infinitivs. Aber dann entsteht die fernere Frage nach dem grammatischen Verhältniss der Worte »quae imperavisset«. Im Griech. werden sie sich ganz bequem einreihen. Aber im Lateinischen? Ein Fingerzeig liegt in der Lesart futurorum »nicht aus Misstrauen in die Vollstreckung seiner Befehle«. Wenn nun die Möglichkeit einer solchen Structur bestritten wird, so muss die Erklärung gegeben werden, warum gerade die besten Handschriften den Genitiv futuri haben, weder futura noch futurum. Jetzt wird Niemand in den Sinn kommen, die Worte »quae imperasset« als integrirende Theile des Satzes »diffidentia futuri«, betrachten zu wollen, etwa mit dem von Perizonius in Anwendung gebrachten Vehikel; »futuri negotii eorum« und was dergleichen Nothbehelfe mehr sind. Aber wie Niemand Anstoss nehmen würde, wenn der Schriftsteller si quae imperasset oder quicquid imperasset geschrieben hätte, so wäre auch die Frage nicht abzuweisen, ob der Zusatz quae imperasset nicht epexegetisch gefasst werden könnte, etwa wie bei Cicero Epp. ad fam. XVI, 4 Illud mi Tiro, te rogo, sumptui ne parcas ulla in re, quod ad valetudinem opus sit. Also die Annahme wäre, Salust hat das particip futurum als substantivischen Infinitiv gebraucht, da schon die Analogie des part. fut. pass. (Gerundium) eine Analogie bot in Fällen, wie »exemplorum eligendi potestas« Cic. de Fin. V, 7. »eorum adipiscendi causa«, dem ein »diffidentia futuri eorum« gar nicht so unähnlich lauten würde, wobei noch an die häufige Anwendung der Anacoluthie bei Cato zu erinnern ist. Aber Salust hat diese Analogie nicht benutzt und das Subject blos epexegetisch angedeutet, und zwar mit der Freiheit, die er oft in Anwendung gebracht, dass er nämlich mit dem Neutro plurali vorhergegangene Einzelheiten umfasst, über welchen Gebrauch zu vergleichen Corte zu Salust Jugurtha 13. 38. 41.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 17. HEIDELBERGER 1869.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Salustius. Ed. Jordan und Dietsch.

(Schluss.)

Ferner über den Genitiv Gerundii mit substantivischer Geltung Madvig ad Cic de Fin. I, 60; Ruddiman II, 246; Zumpt ad Cicero in Verem II, 39, 45; Perizonius ad Sanctii Min. II, 9. Das Relativ mit seinem Verbum schmilzt denn gleichsam in einen Begriff zusammen Jug. 34. »quae ira fieri amat«. 13. »quaecunque possent largiundo parare«. Aehnlich Liv. 30, 17; quicquid aliud ferrent, ea patres comprobare. Beispiele vom Gegentheil: servitia repudiabat cuius ab initio etc. autea conjuravere pauci, ne qua etc. Duker ad Liv. I, 31; II, 5, 4; Alles beweist für den freien Gebrauch des Relativs, nach vorhergehenden Satzgliedern. Also an unserer Stelle haben wir erstens den substantivischen Infinitiv im Genitiv; zweitens in Verbindung damit eine Epexegese, welche den Gedanken auf eine bestimmte Sphäre beschränkt.

Auf mehrere Zweifel, welche Hr. D. in dem letzten Theile des Jugurtha äussert, fühle ich mich nicht verpflichtet näher einzugehen. So c. 100. »in munimentis« — Jugurthini belli — 102 regnum tutantem — 103 illis — 105 atque peditum — quod ea levia sunt, — 108 nam pater eius e concubina ortus erat 113 quae patefecisse«. Die hier geäusserten Bedenken scheinen mir alle so ganz subjectiver Art zu sein, dass eine strenge Beweissführung dagegen kaum möglich ist. Sonst hat Hr. D. gerade in diesem Theile seinem Vorgänger in den meisten Fällen beigepflichtet, wodurch der Text von vielen unnützen Neuerungen befreit und die bisher gültigen Lesarten wieder zu ihrem Rechte gekommen sind. Nur über eines muss ich meine Verwunderung ausdrücken, dass die beiden H. Herausgeber die gute von den Handschriften gebotene Lesart »voltu colore, metu corporis« verwerfen und dafür die einer höchst nachlässigen Anführung Priscians entlehnten Worte »voltu et oculis pariter« aufgenommen haben. Dass endlich Hr. D. die Worte »quae scilicit tacente ipso occulta pectoris patefecisse« für unrecht hält, ist ebensowenig auffallend als dass Hr. J. »ita vor tacente« hat stehen lassen, da er die Möglichkeit einer Verderbniss nicht zuerst geahnt hatte. Einen schönen Schluss zum Ganzen bildet endlich die geistreiche Conjectur von Hr. D. c. 114 illimque, welches wir nun in beiden Ausgaben zu lesen das Vergnügen haben. Also weil Hr. Kritz an illi Anstoss nahm und dasselbe mit ibique austauschte, Hr. Linker uns dafür mit scilicet be-

Digitized by Google

schenkte, muss nun das neulich wieder zur Geltung gekommene illim paradieren.

Und was ist der Grund der Veränderung? Kann etwa illi nicht auf »Italia omnis« bezogen werden? Und können nicht die damals lebenden Zeitgenossen darunter verstanden werden? Und wenn uns Hr. D. für seine Conjectur mit folgenden Worten bestimmen will »illique ferre non posse nisi qui contorta Salustio quam plana tribuere malit, nemo non concedet«, so wollen wir ihm die gediegenen Worte von Otto Jahn in seiner Vorrede zu der neuen Ausgabe des Iuovenalis und Persius, womit er den Ribbeckischen Conjecturen begegnet, ins Gedächtniss rufen. »Quamquam volui equidem nihil unquam ideo damnare, quod libenter careas, quod poetae judicium et sensum, qui talia addiderit, vituperandum censeas, sed ea tantum spuria judicavi, quae a poeta, modo recte cogitarit, nullo modo scribi potuisse putavi.« Wenn diese Grundsätze bei der Handhabung der Kritik immer beobachtet würden, so würden wir freilich manche Conjectur weniger haben, aber der Text der Schriftsteller würde weniger durch muthwillige Einfälle verfälscht sein.

Was die Kritik der Reden und Briefe aus den Historien betrifft, so hatte hier Hr. J. Gelegenheit die Vaticanische Handschrift noch einmal zu vergleichen, wodurch die vier verschiedenen vorausgegangenen Vergleichungen noch manche Berichtigung erfuhren, was man aber dem Texte gerade nicht anmerkt. So behauptet er z. B. gegen frühere Angaben in der Rede des Lepidus habe der Vaticanus in tutandis periculis statt vitandis; gleichwohl lesen wir in seinem Text vitandis: so hat er ferner Or. Lep. 18 trotz der Handschrift pretio ausgestrichen §. 21 statt victoriam die völlig überflüssige Conjectur von Kritz victorem aufgenommen in der Or. Ph. 3. statt omissa cura, was ihm nicht passte, den unbegreiflichen Einfall von H. Haupt amissa curia die Ehre angethan, ihm eine Stelle im Texte anzuweisen. Dagegen §. 11 agitur beibehalten, wo angitur allein richtig ist, §. 12 für die von Aldus eingeführte Conjectur intenta das Orellische tanta aufgenommen, digna nomini der Handschrift mit nomine vertauscht. Warum der Hr. J. in der Or. Cottae die Orellische Conjectur »in senio corporis« nicht aufgenommen hat, ist schwer einzusehen, da er doch die Lesart ingenio schwerlich wird vertheidigen wollen. Dagegen hat er in der Ep. Pomp. zwei Verbesserungen eingeführt hacine spe für hac in spe und das von Hübner vermuthete Jacetaniam für Lacetaniam. Ob in der Rede des Licius Macer die Vermuthung von Corte vobis met ipsi für die Lesart der Handschrift »vobismet ipsis« den Vorzug verdient, das ist doch sehr die Frage; denn wenn der Nominativ in der gleichen Verbindungen nicht selten dem Casus obliquus gegenüber gestellt wird, so gibt es doch Fälle, wo der Nachdruck nicht auf der Gegenüberstellung, sondern eben auf der Hervorhebung des

Digitized by Google

einen Begriffs liegt. So hier: Für euch selber nicht für Andere erwählt ihr die Herrn etc. Ferner hätte die auch durch Arusianus bestätigte Lesart der Handschrift amittendum für omittendum unbedingt sollen beibehalten werden, da sie ganz dem alterthümlichen Gebrauch dieses Wortes entspricht. Endlich ist gerade so verwerflich, dass er die Conjectur Gronovs »ignavi cuiusque tenuissimas spes frustratur« statt der durch die Lesart der Handschrift viel mehr empfohlenen Lesart »ignaviam cuiusque tenuissima spe frustratur« aufgenommen hat. Ebenso verwerflich ist die Aufnahme der Kritzischen Conjectur ultro injuriae für injuria. Es kömmt hierbei ganz darauf an, auf wen dieses ultro iniuria bezogen wird, auf die Patricier oder auf das Volk; wenn auf jene, so würde es heissen: noch dazu kommende Beeinträchtigung eurer Angelegenheiten, und dann könnte möglicherweise der Dativ stehen, wenn es aber auf das Volk geht, so ist damit der Nachtheil bezeichnet, den sie durch die Annahme einer Wohlthat sich selber zufügen, indem sie eine nachtheilige Schenkung, welche die Feigen nicht einmal befriedigt, annehmen und sich damit befriedigt erklären, wodurch jede weitere Erleichterung unmöglich gemacht wird. In Ep. Mithridat. hat der Herr J. gleich im Anfang durch eine Menge unreifer Verbesserungsvorschläge sich verleiten lassen, den Text zu verunstalten, indem er gleich die Wortfolge veränderte und, was zusammengehörte, auseinander riss. Der Text ist ganz unverdorben und lautet also: Tibi, si perpetua pace frui licet, nisi hostes oportuni et scelestissumi, egregia fama, si Romanos oppresseris, futura est, neque petere audeam societatem et frustra mala mea cum bonis tuis misceri sperem«, wo man höchstens etwa nisi vor »egregia fama« wiederholen müsste. Doch ist auch diess nicht nöthig. »Wenn du einen ewigen Frieden geniessen kannst, wenn nicht die Feinde sehr leicht anzugreifen und sehr verrucht sind, wenn dein Ruhm, wenn du die Feinde unterdrückt hast, nicht ausgezeichnet sein wird, so würde ich weder um ein Bündniss zu bitten wagen, und vergebens hoffen meine bedrängte Lage mit deiner glücklichen zu vermischen.« Den Sinn hat schon Jacobs ganz richtig angegeben und er ergibt sich eigentlich von selbst. Dennoch ereifert sich Hr. D. ganz gewaltig, dass man seinen Einfall oder vielmehr seine Zustimmung zu einer Verkehrtheit nicht billigen kann. Also erstens ist die Umstellung der Sätze eine reine Willkühr und eines der misslichsten Heilmittel in der Kritik. Zweitens ist die Auslassung von si wieder eine sehr gewagte Maassregel. Drittens nun gar die Conjectur si Roma nos oppresserit nicht einmal gut latein. Endlich die Hauptsache, der Sinn ist ganz verkehrt. Was soll die Aeusserung Tibi perpetua pace frui licet? Erstens ist es unwahr und steht im Widerspruch mit der folgenden Schilderung der Römer. Zweitens in welchem Zusammenhang steht es mit dem Folgenden? Die Unterdrückung der Römer wird doch wohl nicht auf friedlichem Wege geschehen. Aber zu welchem Zweck

Digitized by Google

wird das gesagt? Und nun erst das Folgende. Wo ist die Verbindung? Oder enthält das etwa keine Aufforderung zum Kriege? Und steht dieser Satz mit nisi nicht dem vorhergehenden noch viel schroffer gegenüber, als in der durch die Handschriften beglaubigten Wortfolge? Also Mithridat ist überzeugt oder will den Parther davon überzeugen, dass er Krieg führen müsse. Diess kleidet er so ein, dass er sagt: 1) Zum Kriege mit den Römern muss es doch kommen, 2) er werde durch die Unterdrückung der Römer grossen Ruhm ärndten, 3) der Feind sei jetzt leicht anzugreifen und so verrucht, dass schon desswegen ein Krieg gerechtfertigt wäre. Nur mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse habe er ihm ein Waffenbündniss angetragen. Nun wollen wir den Beweis von Hrn. Dietsch erwarten, das »verba ita perversa et contorta esse, ut ferri non possint«. Dass ein Geist, wie der des Mithridates sich nicht in gemüthlicher Breite ergeht, dass seine Art zu schliessen scharf, bündig und einschneidend ist, wird ihm hoffentlich nicht zum Vorwurf gereichen können. Weiter unten ist wieder eine neue Verunstaltung des Textes durch die verkehrte Interpunction amicitiam simulantes. Ei subvenientem. Wer eine solche Abtheilung gut heissen kann, der kann unmöglich die Verbindung der Gedanken allseitig geprüft haben. Sie stützt sich auf das Bedenken eines Interpreten, der eben den Salust selber in seinen Aussagen corrigiren will. Seit wann werden dann die Aeusserungen erbitterter Feinde auf die Goldwage gelegt und als Zeugnisse für die Wahrheit betrachtet? Also auch hier muss die frühere Satzverbindung wieder hergestellt werden.

Weniger bedeutende Veränderungen, aber auch keine Verbesserungen sind in der Rede des Lepidus 18. atqui J. u. D. pretio in Klammern J. Viel bedenklicher ist das von Hr. D. in der Rede Philipps §. 12 eingeschaltete intuentis, welches er für nothwendig hält, wegen einer ähnlichen Stelle des Demosthenes. Ferner wie ist es möglich zu schreiben obrepsit während der Vat. oppressit hat? vostra wo der V. nostra hat? Dagegen hat Hr. D. richtig in senio — hacine — Jacetaniam. Hingegen die Conjectur v. H. Mahly »quae iacent Or. Macri §. 5 würde er nicht aufgenommen, wenn er sich die Sache noch einmal überlegt hätte. §. 8 ist scilicet für et höchstens ein muthwilliger Einfall, dem gar keine Folge gegeben werden kann. Auch §. 11 ist in vos für in vobis durchaus nicht begründet, §. 23 der Zusatz restituendae wenigstens unnöthig. Ebenso die Klammern in Ep. Mithr. §. 16, wodurch parvo labore verdächtigt wird. vi partum endlich bei Hr. D. für raptum ist wieder eine muthwillige, durch Nichts begründete Abweichung. Ferner Or. Macri §. 20 lesen beide qua tamen gegen die Handschrift, welche quae hat, das nach den Gesetzen der Attraction viel wahrscheinlicher ist.

Sollen wir schliesslich noch unser Gesammturtheil über beide Leistungen aussprechen, so müssen wir mit Bedauern bemerken,

Digitized by Google

dass Hr. Dietsch, der sich in seiner grösseren Ausgabe sowohl durch die reiche Variantensammlung als durch den trefflichen Index so grosse Verdienste um Sallust erworben hat, in diesem Abdruck für die Schule, wenn er schon viele frühere Irthümer zurückgenommen, dennoch weder die nöthige Vertrautheit mit dem Schriftsteller, noch die Unabhängigkeit des Urtheils gezeigt hat, welche zu einer consequenten Textrecension erforderlich ist. Er lässt sich viel zu sehr von subjectiven Eindrücken und von Autoritäten bestimmen, anstatt mit klarem und festen Blick zwischen der Autorität der Handschriften und den Anforderungen der Gesetze der lateinischen Sprache und der Eigenthümlichkeit des Sallust die richtige Mitte zu suchen. Daher gerade für Schulen diese Ausgabe ihren Zweck am wenigsten entsprechen möchte. Hr. Jordan hat das unläugbare Verdienst die Varianten aus dem Codex X vollständig mitgetheilt und viele Irthümer seiner Vorgänger verbessert zu haben. Aber da seiner Angabe eine unrichtige Schätzung der handschriftlichen Autoritäten zu Grunde liegt, und da auch er nicht selten durch Ueberschätzung von Zeitgenossen sich bestimmen lässt, so sind wieder eine Anzahl neuer Irthümer in den Text gekommen, die eine folgende Bearbeitung wird wieder entfernen müssen.

Im Allgemeinen vermissen wir auch hier die Vertrautheit mit dem Sprachgebrauch des Schriftstellers, welche nebst sorgfältiger Prüfung der handschriftlichen Beweise der sicherste Leitstern für die Kritik ist. Der schnell gefasste Gedanke einen berichtigten Text eines Schriftstellers zu liefern gibt noch lange keine Berechtigung für den Erfolg, besonders in einer Zeit, wo man weit mehr bemüht ist die Alten zu meistern als sie zu erforschen. Die Fähigkeit, die eigenthümliche Geistesrichtung eines Schriftstellers in dem sprachlichen Ausdruck wieder zu finden und zum Bewusstsein zu erheben ist nicht allgemein verbreitet. Dazu wird jahrelanges und immer erneuertes Studium erfordert. Dass das im höheren Grade bei den Philologen des 16. Jahrhunderts gefunden wird, als heutzutage, versteht sich von selbst; schon deswegen, weil weit weniger äussere Veranlassung zur Zerstreuung und getheilten Richtungen geboten war. Die geistige Concentration thut unserem Zeitalter besonders Noth, wenn unsere Arbeiten nicht blos auf den vorübergehenden Beifall des Tages Anspruch machen, sondern einen bleibenden Werth für die Zukunft sich sichern wollen.

Uebrigens hat sich Hr. Jordan nicht auf die kritische Berichtigung des Catilina, Jugurtha und der grössern Fragmente aus den Historien beschränkt, sondern er hat auch die sogenannten Epistolae ad Caesarem in den Bereich seiner Forschungen gezogen und nicht nur auf die Feststellung des Textes grossen Fleiss verwendet, sondern auch eine Untersuchung über die Zeit der Abfassung und den Verfasser angestellt. Wiewohl nun ein bedeutender Vorrath einer gewissen Erudition auf die Lösung dieser Frage ver-

Digitized by Google

wendet worden ist, so kömmt der Verfasser doch ungefähr auf das gleiche Resultat, welches schon vorher allgemein angenommen war. Ob ein oder zwei Verfasser angenommen werden müssen, ob die eine Schrift als Brief, die andere als Rede zu betrachten ist, ob der Verfasser derselbe ist, welcher die Redaction der aus den Werken Salusts ausgezogenen Reden und Briefe besorgt hat, das ist auch durch diese Untersuchung nicht zur Evidenz gebracht worden. Man möchte beinahe versucht sein zu glauben, dass es an wichtigen Gegenständen der Forschung gebreche, wenn Fragen der Art so mühselige und doch an Resultaten so arme Untersuchungen hervorrufen können.

Basel. **Gerlach.**

Deutsch-Griechisches Schulwörterbuch von Dr. Karl Schenkl. Leipzig, B. G. Teubner. 1866. VIII. u. 957 S. Lexicon-Format. 2 Thlr. 12 Sgr.

Wenn Rec. noch ein Mal auf dieses empfehlenswerthe Buch zurückkömmt, nachdem er dasselbe eingehend in den N. Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1868 p. 493—505 besprochen hat, so will er damit nichts Anderes bezwecken, als inzwischen gemachte Bemerkungen für eine neue Auflage bieten. Rec. glaubt, dass Hrn. Sch. Manches erwünscht kömmt. Mehrere Partien haben wir zusammengestellt, Anderes theilen wir so mit, wie wir es uns einzeln notirt haben.

Bezüglich der nom. propr. bemerken wir, dass: »Rom« keine Aufnahme fand, wohl aber »Römer«; ebenso ist der Esquilinische Hügel recipirt, andere sind nicht berücksichtigt. Es wird auf Artikel verwiesen, ohne dass diese registrirt sind, unter: Reimer, s. Versmacher, verkommen, Phase, Glosse, Schlag, Einwechslung, weiter (es ist auf: alsbald zu verw.), 1. Schauer, bestimmen, Moiré (das Richtige unter: wässern), Motto.

Die Wortfolge ist gestört in den Artikeln: Nektartrank, Bassin, Braus, umherstreifen, Esquilinischer Hügel, Hausordnung, Heilkünstler, Landgütchen, Halsgeschmeide, Mondlicht, Malter, Malve, markieren, Meergestade, festliebend, Bordellsteuer, Excentricität, Volksgeist, Obersteuermann, Ordensgelübde, erstaunlich, Zeitmangel. Verweisungen, die erst im dritten Artikel ihre Erledigung finden, stehen unter: paschen, s. schmuggeln, aber hier wird wieder auf: einschmuggeln hingewiesen, so: Realität, Lösung, Regierer, Nothjahr, pferchen, Revolution, Sucht vgl. Epilepsie, Impost, Erdenbürger, Bart, Landvogtei, um und ûm s. ringsum, Färbung, Wasserbecken, Kunstrichter, Bauchkneipen, beschreien, defraudiren, Entzücken, unter: lassen 3): Wasser l. s. Urin, hier wird wieder verwiesen auf »Harn«, wo aber nichts darauf Bezügliches steht, also

Digitized by Google

verweise sofort auf »harnen«. Ein solches Verfahren verlangt zeitraubendes und zweckloses Nachschlagen.

Um Raum für der Aufnahme Nöthiges zu gewinnen, bedurfte es einer ganz einfachen Verweisung unter folgenden Artikeln: Rossebändiger, s. Pferdebändiger, Amtsgenosse, s. Kollege, Päderast, s. Knabenschänder, Panegyricus s. Lobrede, Selbstmord, einen S. begehen s. entleiben, Steckling s. Senker, Ade ist der Zusatz: unter »leben« überflüssig, Segel, alle S. aufspannen s. Mittel 2), Unternehmer um Lohn s. Entrepreneur, viertägig v. Fieber s. Quartanfieber, dreitägig s. Tertianfieber, Wechselfieber s. Quartanfieber u. s. w., Wegelagerer s. Strassenräuber, Wegelagerung s. Strassenraub, Weiberherrschaft, unter W. stehen s. Pantoffel, statuiren, ein Beispiel s. Beispiel; Gewalt, auch = sich entleiben, die folgende Zeile ist überflüssig, monatlich, d. M. s. Menstruation, fix, vgl. auch »Idee«, wozu? dort steht nichts von »fixer Idee«, defraudiren s. Unterschleif machen; Flöte, Verfertigor u. s. w., wozu? Der Artikel folgt ja gleich unten.

Wegen der mangelnden Bezeichnung: sp. oder poet. vgl. die Artikel: Motte, Büchermotte, Pelzmotte, Ortsbeschreibung und Topographie, orthodox Orthodoxie und rechtgläubig Rechtgläubigkeit, Pumpe und Schiffspumpe, Entwurf und Concept, Pferdeschweif und Rossschweif, Pferdearzt und Rossarzt, Geblöke und Blöken, Kuhstall und Ochsenstall, Pflanzholz und Setzholz, Vereinzelung und Isolierung, Wegelagerung und Strassenraub, Missgunst und Neid, Mannweib und Zwitter, Ruhe und Geschäftslosigkeit. Unter »durchkneten« steht *διαφυρᾶν*, was dem Hesych. angehört. Die Verweisung ist unrichtig: Parochie s. Pfarrei, Kirchsprengel, statt: s. Pfarrsprengel; Fratze s. Karrikatur (das eine r ist überflüssig), aber hier steht nichts als: Karikatur s. Fratze; Fressgier s. Fressbegierde; Mordlust s. Mordbegier. Für: jugendhaft schreibe: jungenhaft. Paroxysmus, Vasall s. Lehnsmann, vgl. schwelen und dasselbe Wort unter: Theer, vgl. den Accent unter: Schwinge und Futterschwinge, die Schreibung unter: Bärenhaut, Bärenhäuter und Faulenzer; schreibe: bäuerisch, Brautfackel s. Hochzeitfackel, Holzschuhe steht ein falscher Accent, schreibe: süsssaftig; Wechselbalg s. Missgeburt ist unpassend, vielmehr: s. Bastard, Bankert; wegen 1) schreibe: *πέπονθα*; ungeladen 1) s. einladen; wässern schreibe: gewässertes. Schreibe Eichelhäher.

Versehen finden sich unter: halten, Wagenpferde halten *ἁρματοτροφεῖν*, *ὀρτυγοτροφεῖν*, welch letzterer Ausdruck unter: Wachtel gehört; Wettrennen, das, *ὁ δρόμος* vgl. Wettfahrt, Wettrennen. Zusätzliche Bemerkungen konnten Platz finden unter: Rosshändler, s. noch Pferdehandel, Nichtsein vgl. auch Nichtexistenz, oval vgl. auch eiförmig, zuvorthun, vgl. auch »zuvorkommen 1)«.

Bemerkungen anderer Art lassen sich machen unter: wiederkauen, von Thieren, *ἀναμηρυκᾶσθαι*, aber Luc. Gall. 8 steht es auch vom Schuster; Salat *ἡ σέρις*, *εως* und *ιδος*, warum fehlt hier,

Digitized by Google

oder steht unter »Endivien« das Fragezeichen? Für »verkommen« ist der rechte Ausdruck *περιφθείρεσθαι*, so z. B. Isocr. ep. 9, 10; 2. Niete ist »Losungswort« kein richtiges Wort für Lotterie (was fehlt), zudem schreibt Sch. »loosen« u. s. w.; Obstkorb *κάλαθος μήλων* (u. dgl.) *πληρής*, warum denn so? Unter Beere, Weinbeere fehlt die Quantität über *ῥάξ*, sonst betont der Schüler: *ῥάγες* statt: *ῥᾶγες*; im Widerspruch stehen: Dämmerung (am Morgen) *ὁ ὄρθρος*, seltener *τὸ κνέφας* (wozu der att. genit. *κνέφους* fehlt), (am Abend) *τὸ κνέφας*, und: Morgendämmerung: *τὸ κνέφας*, *τὸ περίοθρον*, *ἡ πρώτη ἕως*, so dass hier *ὄρθρος* ganz fehlt; Dieterich *τὸ μοχλίον* ist unrichtig, dieses heisst »Hebel«, das Richtige steht unter: Nachschlüssel; über *μοχλίον* vgl. ausserdem Jacobitz zu Luc. Somn. c. 13. Gast, einen zu G. bitten (so ist zu schreiben) *καλεῖν τινὰ ἐπὶ τὸ δεῖπνον*, aber: einladen, zum Mahle *καλεῖν ἐπὶ δεῖπνον*; es kann verglichen werden: Osterprogramm des hiesigen Gymn. 1863 p. 2. Kuhtrift (fehlt: — weide) steht der plur., aber »Ochsentrift« der singul. Geschäft 2): sp. *ἡ ἐμπορία* (als Handlung und Sache), aber vgl. Isocr. Areop. 25 u. a. St. Rak ist recipirt, aber nicht: Arak (Reisbrannt[illegible]an); Kriegsgefangenschaft *ἡ αἰχμαλωσία*, ohne Zusatz; sp. [illegible]laf, mit dem Schlaf ringen *ὑπνομαχεῖν*, damit vgl. die sehr richtige Bemerkung von Hertlein zu Xen. Cyr. 2, 4, 26; Waschlappen *τὸ πλυντικὸν ῥάκος*, Spüllappen, umschr. *τὸ πλ. ῥ.* Wozu: umschrieben? Verdienst: nach Verdienst *κατ' ἀξίαν*, aber: nach seinem V. *κατὰ τὴν ἀξίαν* (O. Schn. Is. Areop. 22). Ueberwärmen ist nicht: *ὑποθερμαίνειν*, sondern *ὑπερθ.* Unteroffizier: schreibe *πεντηκοστήρ*, zudem ist dieser nicht = Unteroffizier im gewöhnlichen Sinne, sondern = Subalternoffizier, Premier-Lieutnant, wofür etwa auch *ὁ ὑποτεταγμένος*, *ὑπολόχαγος* passt. Unklar heisst es: unterrichten, Jem. in etw. *διδάσκειν τινά τι* oder *ποιεῖν τι* für: oder *διδάσκειν τινὰ ποιεῖν τι*; dazu fehlt: ich werde in etw. unterrichtet *διδάσκομαί τι*, zu: unterrichten lassen fehlt: *διδάσκεσθαι* (medium) u. s. w. Einer Nachhülfe bedürfen die Artikel: Stroh sprichw. und »leer« sprichw., hier fehlt der Zusatz: sp. Freuen, sich über das Unglück Jem., schiebe nach: *ἐφήδεσθαι* ein: Pass. beschuhen *ὑποδεῖν τινα*; scheu, von Pferden bes. *πτυρτικός*. 3, sp., weiter unten heisst es: gewöhnlich *ἔκφρονα* u. s. w. Da wird der Schüler wohl bedenklich, welcher Ausdruck der üblichere oder bessere sei. Vorwurf, Jem. starke V. machen *ἐπιτιμᾶν*, *ἐπιπλήττειν τινί* damit vgl. schelten b) harte Vorwürfe machen *ἐπιπλήττειν*, *ἐπιτιμᾶν τινι*, stärker *ὀνειδίζειν τινί*. Schärfer tritt der Begriff: hart hervor in Verbindungen wie Luc. Icarom. 30 *ἐπιτιμᾶν καὶ ὀνειδίζειν τινί*. Mucken eines Pferdes *τὰ δηνεύματα* (?), aber: Tücken eines Pferdes *τὰ δηνεύματα*. Gebieten, Ruhe, fehlt unter beiden Artikeln, vgl. Luc. Icar. 33. Mürbe 2) übertr. auch *κατάπονος*, *κατάκοπος* (abgeschlagen, ermüdet), soll wohl heissen statt: abgeschlagen: zerschlagen oder abgemattet, ermattet? Nächste, dem Tode u. s. w.

Digitized by Google

schreibe: *τοῦ θανάτου (τῷ θανάτῳ) οὐδὲν ἐγγύτερον κτλ.* Mulde, der M. schnitzt? wohl: haut, aushaut; also: Muldenhauer, nicht »Muldenschnitzer«. Muthwille, s. M. auslassen an Jem. weit üblicher: *εἴς τινα.* Ablösen *διαδέχεσθαί τινι* ist sehr selten, gewöhnlich ist der acc. Hertl. zu Xen. Cyr. 8, 6, 17. Land, zu Wasser und zu Land *κατὰ θάλατταν καὶ πεζῇ*, in dieser Folge nicht, sondern (cf. Xen. Hiero 8, 9 *ἢ πεζῇ ἢ κατὰ θάλατταν*, Anab. 5, 6, 10 *οὔτε πεζῇ οὔτε κατὰ θάλατταν*, ebenso *πεζομαχεῖν καὶ ναυμαχεῖν* (O. Schneider zu Isocr. Areop. 75), *καὶ κατὰ γῆν καὶ θάλατταν* (terra marique), *ἔκ τε γῆς καὶ θαλάττης* Plut. Timol. 34; und wenn Plut. Arat. 24, abweichend vom att. Sprachgebrauche, *καὶ κατὰ γῆν καὶ θάλατταν* sagt, ohne die praepos. zu wiederholen, so ist aus allen den Stellen ersichtlich, dass »Land«, abweichend vom Deutschen, das betonte Wort ist. Auch Passow unter *πεζός* 4) kann nach dieser Bemerkung ändern. Segeln, beim Winde, s. lavieren, wo richtig *πρὸς ἀντίους τοὺς* steht, aber statt *ἀνέμους* setze: *ἐτησίας*, Luc. navig. 9.

Im Folgenden lässt Rec. nur Einiges aus seiner Nachlese folgen. Vielleicht ist Etwas daraus der künftigen Aufnahme werth.

Collision, *ἀνάγκη* Plat. Theaet. 170, c. Comité (zur Vorberathung) *οἱ προβουλεύοντες* Thuc. 8, 1. Lumpentraum *πένης ὄνειρος* Luc. Gall. 6. erschlafen *κεκοιμῆσθαι* ibid. Nachtständchen *παρακλαυσίθυρα* Plut. Mor. p. 753. A. Spitzbubenkerl *κλέπτον τὸ χρῆμα τοῦ ἀνδρός* Arist. av. 791. umrauschen (von Blättern) *τὰ φύλλα περισείεταί τινι*, gern sehen *ἀγαπᾶν καὶ θεωρεῖν* Isocr. 5, 148. Machtfülle *ἐξουσίαι*, oft bei Isocr. auf Tagelohn gehen *ἐπὶ θητείαν ἰέναι* Isocr. 14, 48. sich festklammern an etw. *γλίχεσθαί τινος* Is. 6, 109. Jem. mit offenen Thoren aufnehmen *ἀναπεπταμέναις τινὰ δέχεσθαι ταῖς πύλαις* Is. 15, 126. unablässig thun *ποιεῖν κ. ποιήσειν* Is. 9, 79. Dränger *λυμεών* Is. 4, 80. in Verkommenheit umherziehen *περιφθείρεσθαι* Is. ep. 9, 10. Streitreden *ἐριστικοὶ λόγοι* Is. 2, 51. frank und frei reden Is. 8, 41, 62; 5, 72, ep. 9, 12. verkappt *προσποιούμενος* Plut. Pyrrh. 11. hinabklettern. Leichenbeschauer *νεκροσκόπος* (unbelegt), abpfänden, s. pfänden. Kinnbart *ὑπήνη*. aktuell *ἐνεργεία*. Faustlang *πυγμαῖος*. Erker, s. Balkon. Festschmaus *εὐλαπίνη* Luc. Icar. 16. ab-herleiern, einen Gesang, *ᾠδὴν ἀπάδειν* ib. 17. Neuerungssucht, auch *τὸ φιλόκαινον* ib. 24. ärztliche Bemühungen *τὰ ἰατρεῖα* Poll. 6, 186. goldgestickt *χρυσόπαστος* Luc. Ic. 29. just, s. gerade, eben. Mückenbrut *ἡ τῶν ἐμπίδων νεοττιά* ib. 12. massacriren *κατασφάζειν*. Scheinphilosophen *οἱ προσποιούμενο* od. *δοκοῦντες φιλόσοφοι εἶναι*, Isocr. schriftlich zugestehen *ἔγγραφονι ὁμολογεῖν* Luc. Nigr. 30. schussfest *στερρότερος τοῦ βέλους* ib. 37. verschlimmbessern *παραδιορθοῦν*. auf, II, c) auch: *συνεχής* z. B. Sieg auf Sieg *αἱ συνεχεῖς νῖκαι* Luc. d. escrb. h. 2. abwenden, sich von etw. auch *ἀποστρέφεσθαί τι* ib. 12. Kriegsbülletin, ib 20. abgeschlossen, in sich gewendet *ἐντελής* ib. 55. nebenbeizeigen *παρεπιδείκνυσθαι* ib. 57.

Digitized by Google

Sommerschuhe *πολυσχιδῆ σανδάλια τοῦ θέρους* Athen. VI. p. 259, c. Angeld *προνόμιον* Luc. d. rhet. didasc. 17. Klike s. Sippschaft. Plattkopf *ὁ πλατύς* Luc. Pisc. 49. Getrüller, s. Trüllern. Kusshand (die eigene Hand küssen, um einen Gott zu verehren) *τὴν χεῖρα κυνεῖν* Luc. d. salt. 17. Dünnleibigkeit *τὸ λεπτόν*, ib. 26. singend vortragen *περιάδειν* ib. 27. Reichsverweser, s. Zwischenregent. Zaukapfel, auch mit *περιμάχητος*, oft bei den Rednern. Gesichtsstrahl, *ἡ ὄψις*. Durchschlag (Gefäss) *ὁ ἠθμός*. Kriegsbülletin auch *ἡ περὶ τοῦ πολέμου ἀγγελία*. Disciplinieren, s. massregeln. Wegewärter *ὁδοφύλαξ*. Schindeldach *ἡ σχινδαλάμων πεποιημένη στέγη*. Federdecke *ὁ πιλωτὸς φορμός*. Adleraugen haben *ἀετῶδες βλέπειν* Luc. Ic. 14. Prunkgeschirr *τὰ πομπεῖα σκεύη* Diod. Sic. 12, 40. Hohnnecken *ἐπικερτομεῖν* ib. arrangiren *κατασκευάζεσθαι* Thuc. 2, 85. Glanzperiode, meine ist vorüber (vom Redner) *ὑστερίζω τῆς ἀκμῆς, τῆς ἐμαυτοῦ* Is. 9, 73. Tugendspiegel, auch *εἰκὼν τῆς ἀρετῆς* Is. 2, 36. Beschöniger, *ὁ εὐσχήμων* oder nach Plut. Timol. 3 a. E. Seelenzweifel *ἡ ψυχῆς πλάνη*. optische Täuschung *ἡ περὶ τὰ χρώματα πλάνη τῆς ψυχῆς* Plat. rep. 10 p. 602. C. Zaun, du bist nicht hinter d. Z. gefunden *οὐκ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου οὐδ' ἀπὸ πέτρης* Hom. Od. 19, 163. Rückzahlung *ἡ ἀπόδοσις* Is. 7, 68. frischweg *προχείρως* Plut. d. amic. mult. 1. Eilmarschblasen *τροχαῖόν τι συμβοᾶν* Dio Cass. 56, 22, 3. Allerweltsbettler *πτωχὸς πανδήμιος* Hom. Od. 18, 1. Nachmusterung *ἐπεξέτασις* Thuc. 6, 42. Briefkasten *γραμματοδοχεῖον* (unbelegt). depossediren, s. entthronen. Königsadler *ὁ βασιλεὺς ἀετός* Luc. Ic. 14. durchzucken (vom Blitze) *διάττω* ib. 4. Ledertasche *διφθέρα* Xen. An. 5, 2, 12. Wandelthurm *πύργος ὑπότροχος* Diod. S. 16, 74. Enterbrücke *ἡ ἐπιβάθρα*, besser *ἀποβάθρα* Thuc. 4, 12, 1. Signalist *σαλπιγκτής, αὐλητής*. Freien Durchzug sich erbitten *δίωδον αἰτεῖσθαι* Aesch. 3, 151. links schwenken (von der Reiterei) *ἐφ' ἡνίαν* Polyb. 10, 21. Protektorat Xen. Hell. 3, 1, 3—5. Bundesschatz *ταμεῖον* Böckh Staatsh. 1, 189 f. Bundesversammlung *συνέδριον* Diod. S. 15, 28. Backenbart, einen langen B. tragen *ὑπήνην ἔλκειν* Plut. Lys. 1. Warmbad *λουτρὸν θερμόν* Plut. Lyc. 16. Ackervertheilung *γῆς ἀναδασμός*. Gross-Griechenland, nie *ἡ μείζων Ἑλλάς* = major Graecia, sondern stets *μεγάλη*. Taschenmesser *ἐγχειρίδιον*. Primas, der oberste Erzbischof, *ὁ πρῶτος τῶν ἀρχιεπισκόπων*. Tugendheld *ὁ ἀθλητὴς ἀρετῆς*. Erzgauner *ὁ πανουργότατος* oder *πανοῦργος καὶ πονηρός*. sanguinisch, s. heissblütig. Saum, des Waldes. wirken, Teig, (tüchtig kneten) *διαφυρᾶν* Hesych., *διαμάττειν* Aristoph. Wirkbret *τὸ ἀβάκιον*. Oberkiefer *ἡ ἄνω γνάθος*. Kauf, etwa mit in den Kauf geben *ἐγκαταμιγνύναι τι*. Relais, mit R. reisen, s. unterlegen. haushalten *τὸν οἶκον διοικεῖν*. Zeitverschwender — vergeuder *ὁ τὸν χρόνον ἀποδιατρίβων*. Grünfutter *ὁ χιλός*. Trockenfutter *ὁ ξηρὸς χιλός*. Bodenertrag *καρποὶ ἐκ τῶν ἀρῶν γενόμενοι*. Dachraum *ἡ ὑπωροφία*. Hahnenschlag, etwa *ἡ ὀρτυγοκοπία* Athen. 11, 506 D. Handleuchter *ὁ ἐν τῇ χειρὶ λύχνος*. Wegfall, z. B. in

Digitized by Google

Wegfall kommen *περιττὸν εἶναι.* Weiberränke *αἱ γυναικεῖαι ἐπιβουλαί, μηχαναί.* hartgesotten, Eier, etwa *ᾠὰ διαπαγῆ.* Ei, sprichw. d. Ei will klüger sein als die Henne *ὑς τὴν Ἀθηνᾶν* Plut. Demosth. 11. abgelagert, z. B. Wein *παλαιὸς οἶνος*; der Artikel »ablagern« ist unvollständig, so fehlt die intrans. Bedeutung, vgl. Athen. 1, 27 a u. b. *οἶνος παλαιοῦται* u. a. Bereich, dieses Eine gehört in d. B. menschl. Ohnmacht *ἓν τοῦτο τοῖς ἀνθρώποις τῶν ἀδυνάτων ἐστί* Isocr. 13, 2. entschleiern, die Zukunft kann kein Sterblicher *τὰ μέλλοντα προγιγνώσκειν οὐ τῆς ἡμετέρας φύσεώς ἐστιν,* ibid. Gerstenstroh, etwa *αἱ ἀπὸ τῶν κριθῶν καλάμαι.* gesagt, gethan *ἅμ' ἔπος, ἅμ' ἔργον.* abgestandener Wein, auch *οἶνος παρηβηκώς* Luc. Lexiph. 13. Landesproduktenhändler, etwa *ὁ τὰ ἐν τῇ χώρᾳ φυόμενα πολῶν.* Dauerlauf (der Turner z. B.) *ὁ δόλιχος.* Wasserratte *ὁ ἔνυδρος ἑλειός*, bildl. *ὁ ἔνυδρος ἀνήρ.* Waldhase, etwa *ὁ ὑλονόμος λαγώς.* Grundbesitzer, der grösste, *ὁ πολυπλεθρότατος* Luc. Icar. 18. verstehen, Jemand etwas zu verstehen geben, besonders *ὑποδηλοῦν.* flehentlich bitten (ist unvollständig): *δέομαι καὶ ἱκετεύω* Isae. d. Ciron. her. §. 4, 5, *αἰτεῖσθαι κ. δεῖσθαι* Xen. An. 6, 6, 31, *δέομαι κ. ἀντιβολῶ κ. ἱκετεύω* Isae. 2, 2 u. 44; so heisst: dringende, inständige Bittgesuche stellen: *ἱκετείας κ. δεήσεις ποιεῖσθαι* Isocr. d. pace 138. Geldschmutz *τῶν ὀβολῶν ὁ ῥύπος* Luc. Icar. 30. Kaltwasserbad *ψυχρολουσία* Dio Cass. 58, 30. freudestrahlend, Gesicht, *φαιδρὸς λάμποντι προσώπῳ* Arist. eq. 550. Hautgout (vom Fleich, das den Wildgeschmack hat) etwa *ὁ μυδών.* Gänsehirt *χηνοφορβός* (unbelegt). Prachtstück (von einem Hirsche) *καλόν τι χρῆμα καὶ μέγα ἐλάφου* Xen. Cyr. 1, 4, 8. Schade um den Mann *φεῦ τοῦ ἀνδρός* ibid. 3, 1, 39. Ehrengabe, mit Ehrengaben beschenken *τιμᾶν καὶ δωρεῖσθαι* ib. 3, 2, 28. ehrende Bewunderung *ἄγασθαι καὶ τιμᾶν* Plut. Timol. 23. Schuss, Jemand den ersten Schuss auf der Jagd gestatten *ἀνιέναι τινὶ πρώτῳ θηρᾶν* X. Cyr. 4, 6, 3. Combattanten *τὸ μάχιμον* Thuc. 6, 23. auszacken (Blätter, Kleiderstücke) *σχίζειν* = scindere X. Cyr. 8, 2, 5. Herren-, Damenschuhmacher *ὁ ἀνδρεῖα ὑποδήματα ποιῶν, ὁ γυναικεῖα ὑποδ. ποιῶν,* ibid. Fabrikherr *ὁ ἐργοδότης* ibid. goldgezäumt — geschmückt *χρυσοχάλινος* X. Cyr. 8, 2, 8. missliebig, X. Cyr. 8, 2. 12. gürten, sich (von einem Sterbenden) *συσκευάζεσθαι,* id. 8, 7, 2. Aequivalent, auch *ἡ ἐπανόρθωσις* Plut. Timol. 4. haarsträubend *φρικώδης*, ib. 5. lau, sich verhalten, *ἠπίως ἔχειν* ib. 7. aufthun, sich (vom Himmel) *ὁ οὐρανὸς ῥήγνυται* ib. 8. Nüstern, die, *αἱ ῥῖνες.* hinauspeitschen, Jemand, *ἐκραβδίζειν τινά.* Stoff, ist oft allein gar nicht übersetzbar, z. B. Stoff zum Scherz *ἡδονή*, zum Lachen *γελώς* (Plut. Nic. 11), zur Unterhaltung *διατριβή* (Timol. 11). Wandelstern, s. Planet.

Die Ausstattung des Buches ist lobenswerth. Wünschen wir ihm die verdiente Berücksichtigung von Seiten der Schule.

Sondershausen. **Dr. Gottlob Hartmann.**

Digitized by Google

Flavii Vegeti Renati epitoma rei militaris. Recensuit Carolus Lang. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. XLIV u. 248 S. 8.

Wer je einen auch nur oberflächlichen Blick in die Ausgaben des römischen Militärschriftstellers Vegetius gethan hat, dem konnte nicht verborgen bleiben, dass für Kritik dieses Autors bis jetzt so zu sagen nichts geleistet worden ist, indem selbst die neueste Ausgabe (1806) nur einen Abdruck der 1767 erschienenen kritisch, gleich den früheren, durchaus unzulänglichen grösseren Ausgabe von Schwebelius bietet. Eine neue Ausgabe, die vor Allem den Text dieses Schriftstellers kritisch feststellt, erscheint daher als ein Bedürfniss, dem durch die vorliegende neue Ausgabe in einer Weise entsprochen ist, wie diess bisher nur bei wenigen Schriftstellern der römischen Literatur der Fall ist. Der Herausgeber derselben glaubte vor Allem eine sichere Grundlage des Textes gewinnen zu müssen: er war daher bedacht, das gesammte handschriftliche Material, so weit nur möglich, in seine Hände zu bringen, dieses zu ordnen und methodisch zu sichten, um auf der so gewonnenen Grundlage einen sicheren und beglaubigten Text zu schaffen, wie er allerdings bisher nicht vorhanden war. Und bedenkt man, dass die Zahl der noch vorhandenen Handschriften über hundert und vierzig steigt, so wird man schon daraus das Schwierige eines solchen Unternehmens zu bemessen im Stande sein; das Verdienst des Herausgebers aber, der diese Masse zu bewältigen verstand, und dadurch in den Stand gesetzt ward, den ersten auf urkundlicher Grundlage beruhenden Text seines Autors in dieser Ausgabe vorzulegen, um so mehr anzuerkennen haben.

Die Ausgabe selbst, über die wir hier einen kurzen Bericht zu erstatten gedenken, zerfällt in 3 Abschnitte. 1) Die Praefatio handelt über die Personalien des Vegetius, über Titel und Capitelüberschriften seiner epitoma, über die codicum genera affinitatesque (mit einem stemma codicum) und führt endlich in dem codicum recensus sämmtliche Handschriften, sowie manuscriptielle Uebersetzungen und Excerpte auf; den Schluss der Vorrede bilden einige Addenda et corrigenda. Der Verfasser setzt das Zeitalter des Vegetius auf 384—410 bzw., wenn, was zwar nicht mit vollkommner Gewissheit bewiesen werden kann, aber alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, Theodosius I. der Kaiser ist, dem Vegetius seine epitoma gewidmet, auf 384—395 fest (VI—IX). Die Capitelüberschriften, welche in Handschriften und Ausgaben überliefert sind, erscheinen, wie der Verfasser schlagend nachweist, als unächt, als nicht von Vegetius selbst seinem Werke beigefügt. An diese Erörterung über die Person des Autor's und seine Lebenszeit, über welche so verschiedenartige Angaben bisher verbreitet waren, knüpft sich nun die Besprechung des kritischen Apparates und der Anordnung desselben; bei der Wichtigkeit des Gegenstandes werden wir wohl kaum noch besonders auf diese genaue Erörterung

Digitized by Google

hinzuweisen haben, sowie auf die sicheren Ergebnisse, zu welchen dieselbe in Bezug auf die Gestaltung oder vielmehr Feststellung des Textes gelangt. Und da in dem Abschnitt recensus codicum S. XIX ff. eine getreue Beschreibung aller der mehr oder minder zu beachtenden Handschriften gegeben ist, so ist dadurch die Prüfung dieser Ergebnisse einem Jeden ermöglicht (p. X. XI). Von der oben bemerkten grossen Zahl der Handschriften hat der Verfasser mit Recht alle diejenigen, welche jünger als 12. Jahrhunderts sind, im allgemeinen unberücksichtigt gelassen, nur gegen Ende der epitoma sind einige der besseren jüngeren Handschriften benützt, weil dort mehrere alte lückenhaft sind. Die älteren Handschriften aber sind von dem Verfasser auf zwei Klassen (ε u. π (π')) zurückgeführt und ist der Charakter der ihnen zu Grunde liegenden Archetype deutlich auseinandergesetzt, wornach ε (p. XI) »mutilus ac perquam neglegenter scriptus« ist, π dagegen »plenior et correctior sed ab ingenioso quodam homine scriptus, qui cum haec illa, quae haud probe mente adsequeretur, suo arbitrio ... interpolaret tum antiquitus tradita vitia, quae adhuc in ε seruantur, falso corrigeret« (p. XIV. XV). Zur Veranschaulichung sind mehrere Beispiele (p. XV) aufgeführt. Beide Archetype sind aber aus der im Jahr 450 veranstalteten Recension des Eutropius, wie die Subscription der älteren Handschriften bezeugt, geflossen (p. XI und XII). Als »primarii testes« der Klasse ε werden Parisinus 7230 X. saec. ineuntis (A), nebst den gleichlautenden Bernensis 208 X. s. und Parisinus 6503 XI saec., sowie Monacensis 6368 X. saec. in. (M) genannt, als »primarii testes« der 2. Classe gelten Palatinus 909 X. saec. (*II*) und Vaticanus 4493 XII. saec. (V) nebst dem alten (VII saec.) Fragmente Vatic. Reg. 2077 (E). Weiter enthält p. XIX—XL den codicum recensus, worin zunächst die vom Verfasser in der Ausgabe benützten Handschriften (10), sodann (p. XXIX) die codices examinati sed paucis tantum locis adhibiti, ferner (p. XXXI) die codd. examinati neque adhibiti, viertens (p. XXXIII) alte Handschriften, qui num etiam nunc extent aut ubi sint nescitur, — bei diesen beiden eben aufgeführten Abtheilungen ist bei jeder einzelnen Handschrift die Familie, beziehungsweise die benützte Handschrift, mit der jene übereinstimmt, genau angegeben — endlich (p. XXXIV sq.) die jüngeren nicht untersuchten Handschriften aufgezählt sind.

Auf diese umfassende, aber allerdings nothwendige Erörterung über die Handschriften folgt nun der andere Theil, welcher den Text selbst (S. 1—164) mit der darunter zusammengestellten Annotatio critica liefert. Wenn wir nun hier, wo wir nur einen getreuen Bericht über das ganze Unternehmen beabsichtigen, nicht in das Einzelne der Kritik einzugehen vermögen, so wollen wir doch nicht unterlassen hinzuweisen auf die grosse Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher hier der zur Würdigung des gegebenen Textes nöthige kritische Apparat zusammengestellt ist, und in der reichen Auswahl Nichts vermisst wird, was zur Begründung wie

Digitized by Google

zur Beurtheilung des aufgestellten Textes nothwendig erscheint: dass die Lesarten der drei wichtigsten Handschriften (A. M. *II*) vollständig mitgetheilt werden, war schon dadurch geboten, dass sie die eigentliche Grundlage der handschriftlichen Ueberlieferung und damit auch des gegebenen Textes bilden: was im Uebrigen aber die Zusammenstellung des kritischen Apparates betrifft, so hat derselbe, im Vergleich zu anderen ähnlichen Ausgaben besonders durch drei Punkte an Uebersichtlichkeit gewonnen: a) durch die nachahmungswürdige Trennung des Apparats in V. S. (varia lectio) und S. L. (supplementum lectionis, quo manifesti errores et mere orthographica continentur), b) durch Benützung von zusammenfassende griechische Buchstaben, wodurch die Familien- und Klassenzusammengehörigkeit auch an den einzelnen Stellen immer deutlich hervortritt, bezw. die jeweilige Leseart auf Archetype reducirt wird, abgesehen von der Raumersparniss, welche dadurch gewonnen ward, c) durch die glückliche Auswahl der 10 Handschriften, wodurch die Haupttypen der älteren Ueberlieferung sehr deutlich zu Tage treten. So liegt nun zum erstenmal, seit dem Wiederaufblühen der alten Literatur, in dieser Ausgabe, die einen integrirenden Theil der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana bildet, ein auf seine urkundliche Ueberlieferung zurückgeführter und beglaubigter Text eines Schriftstellers vor, dessen Wichtigkeit für alle auf unsere Kunde des römischen Kriegswesens bezüglichen Gegenstände Niemand in Abrede stellen wird: sie wird aber durch diese Ausgabe nicht wenig gewinnen, welche wohl geeignet ist, den Schriftsteller selbst mehrfach in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen. Es wird daher auch jede derartige Forschung, bei der Unzulänglichkeit der früheren Texte, auf diese Ausgabe zu basiren sein, als diejenige, die einen allein gültigen Text uns bietet.

Endlich haben wir noch als dritten Theil des Ganzen zu nennen den Index verborum, (165—248), welcher sämmtliche Wörter aus Vegetius epitoma mit grammatischen Winken enthält: es ist diess eine überaus mühevolle, aber höchst erwünschte und dankenswerthe Arbeit, indem der ganze Sprachgebrauch des Vegetius daraus erkennbar ist, und Grammatik wie Lexicographie nicht Weniges daraus gewinnen kann.

Digitized by Google

Collection of British authors. Vol. 1000. The New-Testament: the authorised English. Version, with Introduction and various readings from the three most celebrated Manuscripts of original greek text, by Constantine Tischendorf. Leipzig. Bernhard Tauchnitz. 1869. XVI und 414 S. in 12.

Es war gewiss ein schöner Gedanke des Herausgebers dieser Sammlung Englischer Schriftsteller diesseits und jenseits des Oceans, den tausendsten Band derselben mit einem Abdruck des Buches aller Bücher zu beginnen, und zugleich diesem Abdruck einer Uebersetzung, welche im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu Stande gekommen, diejenige Beigabe zu geben, welche als ein Erforderniss der weiter fortschreitenden Wissenschaft erscheint, die auf diesem Gebiete durch neue und überraschende Funde begünstigt worden ist. Wir erhalten hier nemlich einen correcten und getreuen Abdruck derjenigen Englischen Uebersetzung des Neuen Testaments, welche unter der Regierung der Königin Elisabeth um 1568 zu Stande gebracht, und später unter James I. (1605—1625) revidirt, als die in der englischen Kirche recipirte und authorisirte, gleich der lutherischen bei uns, anzusehen ist, und ist diese Uebersetzung, in welcher die englische Kirche wie hier hervorgehoben wird, einen wahren Nationalschatz besitzt, basirt auf die Ausgaben des griechischen Textes von Desider. Erasmus (1516) und Robert Stephanus (1550), welchen jüngere d. h. nach dem zehnten Jahrhundert gemachte Copien zu Grunde liegen. Seit dieser Zeit sind nicht blos ungleich ältere Handschriften ans Tageslicht gezogen worden, sondern auch ältere Uebersetzungen in den Sprachen des Orients, wie z. B. die Syrische, oder in die lateinische Sprache des Occidents bekannt geworden, aus welchen in gar manchen Stellen ein anderer Text sich ergibt, als der, welcher die jüngeren Handschriften bieten, während es doch uns vor Allem angelegen sein muss, das Neue Testament in derjenigen Gestalt zu lesen, welche die der Zeit der Abfassung der einzelnen Theile zunächst liegenden Handschriften bieten, zumal wenn an deren Treue und Sorgfalt kein Zweifel obwalten kann. Als solche Handschriften erscheinen jetzt vor Allem drei, die sogenannt Vatikanische zu Rom aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, und die sogenannt Alexandrinische, weil sie von Alexandria nach Constantinopel kam und von da nach England wanderte im Jahr 1628 als ein Geschenk des Patriarchen von Constantinopel an Karl I., aus der Mitte des fünften Jahrhunderts, und vor Allem die durch Herrn Tischendorf auf dem Kloster des Berges Sinai entdeckte, jetzt zu Petersburg befindliche und durch einen Prachtdruck uns bekannt gewordene Handschrift, welche als die früheste von Allen erscheint, da sie in den Anfang des vierten Jahrhunderts zurückgeht und vielleicht für eine der fünfzig Abschriften anzusehen ist, welche der Kaiser Con-

Digitized by Google

stantin im Jahre 331 unter Leitung des gelehrten Eusebius, Bischofs von Cäsarea veranstalten liess. Dass daher vorzugsweise auf diese Handschrift bei der Bildung des neutestamentlichen Textes zurückzugehen ist, erscheint als eine natürliche Forderung, und fragen wir billig, besitzen wir von irgend einem Schriftdokument des Alterthums, der griechischen wie römischen Literatur, eine in ein solches Alterthum zurückgehende Grundlage, wie hier, wo uns der Text der neutestamentlichen Schriften, mag man über ihre Bildung und Entstehung denken, wie man will, in der Gestalt vorliegt, in welcher sie im zweiten und dritten Jahrhundert schon bekannt und unter den Christen verbreitet waren. Wenn nun diese Handschriften, die am Ende auf ein und dieselbe Quelle zurückführen, in gar Manchem von den jüngeren Handschriften abweichen, so wird es allerdings von keiner geringen Wichtigkeit sein, in einer nach dem Text der jüngeren Handschriften gemachten, authorisirten Uebersetzung, unter dem Rande diejenigen Veränderungen angegeben zu finden, welche nach diesen älteren und massgebenden Handschriften in dem Wortlaut der Uebersetzung vorzunehmen sind. Und diess ist nun in dem vorliegenden Abdruck, der, wie schon bemerkt, mit der grössesten Genauigkeit den authorisirten Text der älteren Uebersetzung mittheilt und hier keine Aenderung sich erlaubt hat, mit einer gleichen Sorgfalt und Genauigkeit geschehen, wie man es nicht anders von dem Mann erwarten konnte, welcher das ganze Unternehmen leitete und auch dazu gewiss vor Andern befähigt war. In der von ihm geschriebenen Einleitung sind diese Punkte für diejenigen Leser, welche mit diesen Verhältnissen nicht näher bekannt sind, mit aller Klarheit entwickelt und mag darauf füglich verwiesen werden. Auch ist auf einem dem Titelblatt beigefügten Blättchen ein Facsimile des griechischen Textes jener drei oben erwähnten Handschriften gegeben: ein Jeder, welcher einen Blick darauf wirft, wird bald erkennen, welchen Schriftzügen der Vorzug des Alters zuzuerkennen ist, eben so wie den Unterschied, welcher zwischen den Zügen der Buchstaben der Sinaitischen Handschrift und der beiden andern unverkennbar entgegentritt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Abel Hovelaque: Grammaire de la langue Zende. Paris 1868. XI und 151 p. 8.*
2) *Von demselben: Racines et éléments simples dans le système linguistique indo-européen. Paris 1868. 23 p. 8.*

Während vor wenigen Jahren noch keine einzige Grammatik vorhanden war, welche sich die Darstellung der altbaktrischen Sprache als Aufgabe gestellt hätte, ist das nun vorliegende Werk bereits das dritte, das seit dem Jahre 1864 erschienen ist. Wir sind weit entfernt diese Fülle tadeln zu wollen, wir freuen uns im Gegentheil der Theilnahme, welche diese wichtige Sprache endlich gefunden hat und geben uns der sicheren Hoffnung hin, dass es diesen Werken gelingen werde, dem Altbaktrischen in der Philologie wie in der Linguistik diejenige Stellung zu verschaffen, welche ihm von Rechtswegen gebührt. Von den drei bis jetzt erschienenen Grammatiken dieser Sprache macht keine die andere entbehrlich, denn jede von ihnen verfolgt ihre verschiedenen Zwecke. Die zuerst erschienene kurze Grammatik von Justi will ein Leitfaden sein, und bezweckt, auf einen möglichst engen Raum all das Material zusammenzudrängen, welches zu kennen nöthig ist, ehe man daran denken kann das Avesta lesen und verstehen zu wollen. Die Grammatik des Ref. wollte ein Bild der Sprache geben, wie es sich uns aus den Texten darstellt, diese sollten sich möglichst aus sich selbst erklären oder doch durch die verwandten eranischen Sprachen sich erklären lassen, es sollte dadurch bewiesen werden, dass das Altbaktrische ein eigener lebenskräftiger Organismus sei, der sich durch eigene Kraft bewegen könne und durchaus nicht nöthig habe, sich überall auf sanskritische Krücken zu stützen. Aus diesem Grunde wurde die Vergleichung mit dem Sanskrit und den übrigen indogermanischen Sprachen nicht nur nicht gesucht, sondern wenn es sein konnte sogar vermieden. Im Uebrigen war es auch der Zweck dieser Grammatik, in das Altbaktrische zu dem Behufe einzuführen, dass dadurch das Verständniss der vorhandenen Literatur gefördert werde. Zu den Zwecken der beiden oben genannten Grammatiken steht nun die vorliegende insofern in einem gewissen Gegensatze, als ihr die Erlernung der altbaktrischen Sprache behufs der Texterklärung Nebensache ist. Sie will die altbaktrische Sprache in ihrem Zusammenhange mit den andern indogermanischen Sprachen und zwar namentlich mit der indogermanischen Ursprache darstellen und ihren Platz innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie bestimmen helfen. Begreiflicher Weise treten diesem Zwecke

Digitized by Google

zu lieb manche Spracherscheinungen sehr zurück, welche in andern Grammatiken erörtert werden müssen, wie auch umgekehrt hier Manches ausführlicher besprochen werden muss, was dort nur kurz angedeutet oder auch ganz übergangen wurde. Wir missbilligen es durchaus nicht, wenn man eine Sprache ebensowohl vom linguistischen Standpunkte aus darzustellen sucht wie vom philologischen, nur darauf müssen wir aufmerksam machen, dass mit so verschiedenen Mitteln auch verschiedene Zwecke erreicht werden. Die linguistische Kenntniss einer Sprache ist eben keine philologische und so auch umgekehrt. So wenig wir glauben, dass ein Philologe ohne vorhergegangene linguistische Studien über linguistische Fragen mitreden könne, ebenso wenig geben wir den Linguisten das Recht über philologische Fragen abzusprechen ohne philologische Studien. Die Wahl der richtigen Lesarten, die Erklärung schwieriger Wörter und Stellen u. a. m. wird immer ausschliessliches Eigenthum der Philologen bleiben. Es ist nicht ganz unnütz hierauf hinzuweisen, da dieser Unterschied von den Linguisten nicht immer strenge beachtet wird.

In der vorliegenden Grammatik behandelt nun Herr H. den gewöhnlichen altbaktrischen Dialekt und nimmt nur ausnahmsweise auf den Dialekt der Gâthâs oder das Altpersische Rücksicht. In seinen linguistischen Ansichten gibt sich Herr H. ausdrücklich als einen Anhänger Schleichers, und das ganze Buch zeigt auch deutlich die Hinneigung zu den Lehren dieses ebenso scharfsinnigen als genauen Sprachforschers. Nur in einem Punkte glauben wir, hätte Herr H. Schleichers Methode nicht nachahmen sollen, nämlich in der grossen Kürze; diese war natürlich geboten in einem Compendium, das sich vorgesetzt hatte auf engem Raume alle sprachlich wichtigen Thatsachen aller indogermanischen Schwestersprachen mitzutheilen, in einem Buche aber, das nur eine einzige Sprache behandelt, hätte gar manche Spracherscheinung ausführlicher erörtert werden müssen. Obwohl nun Herr H. eingestandener Massen sich fast ausschliesslich auf das von seinen Vorgängern gesammelte Material stützt, so entsagt er darum doch nicht seiner Selbständigkeit, die vielmehr an nicht wenigen Stellen deutlich zu Tage tritt. So gleich in der Einleitung, wo der Verf. die von vielen Forschern vertretene Ansicht bespricht, dass das Altindogermanische in verschiedene Familien auseinandergefallen sei, und dass namentlich die indisch-ëränische Familie, die man auch unter dem Namen der arischen zusammenfasst, längere Zeit als ein Ganzes zusammengelebt habe, ehe sie in zwei Völkergruppen zerfiel. Hr. H. gibt zwar zu, dass diese Auffassung nicht unmöglich sei, meint aber, dass keine zwingenden Gründe zu dieser Ansicht hindrängten. Wir würden dem Herrn Verf. Recht geben, wenn man nach sprachlichen Gründen allein entscheiden müsste, allein hier wie in noch vielen anderen Fällen lassen sich eben sprachliche und geschichtliche Untersuchungen nicht völlig trennen. Wie es sich auch immer mit

Digitized by Google

der Ablösung der übrigen indogermanischen Sprachen von der gemeinsamen Mutter verhalten mag, daran glauben wir festhalten zu dürfen, dass Inder und Eränier eine Zeitlang sich gemeinsam als ein einziges Volk entwickelten, und es dürfte die vergleichende Mythologie im Stande sein, diesen Satz vollkommen zu erweisen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Namen der hier behandelten Sprache, obwohl Herr H. die jetzt gewöhnlich gewordene Bezeichnung altbaktrisch nicht geradezu verwirft, so gebraucht er doch für gewöhnlich wieder den Namen Zend, über dessen Verwerfung zum wenigsten bis jetzt eine Einstimmigkeit erzielt war. Wir glauben, dass der jetzt so beliebte, neuerdings aber wieder angezweifelte Name altbaktrisch sich wissenschaftlich vollkommen halten lassen wird, doch dürften auch hier mehr als die sprachlichen die geschichtlichen Momente den Ausschlag geben, auf welche näher einzugehen hier natürlich nicht der Ort ist.

Den ersten Theil der Grammatik bildet die Lautlehre, in welcher Herr H. öfter nicht unerheblich von den Ansichten des Ref. abweicht; so wenn er wieder einen kurzen Vocal ere oder are annimmt, welcher dem indischen ri entspricht. Die Ursprünglichkeit dieses letztern Vocals hat zuerst Bopp (cfr. dessen Vocalismus p. 157 und 183) bezweifelt, ihm sind Andere gefolgt, unter diesen auch Schleicher (cf. Compendium §. 6). Dagegen streitet nun Hr. H. (p. 1. 69. 82) und hält den Vocal ri für altindogermanisch, den spätern Sprachen sei er, mit Ausnahme des Sanskrit, abhanden gekommen. Von der Richtigkeit dieser Annahme, die mit der Wurzeltheorie des Verfassers im engen Zusammenhange steht, haben wir uns noch nicht überzeugen können, dagegen scheint uns durchaus zu billigen, wenn Herr H. (p. 4) in agh = urspr. as ag als Nasalirung des a auffasst, nicht gh als Umwandelung des s. Dass Herr H. die Vriddhisteigerung auch für das Altbaktrische wieder annimmt, hat um so mehr gewundert, als er keine Beweise für diese Erscheinung vorbringt und diese auch sonst nur im Sanskrit, nicht in den übrigen indogermanischen Sprachen, vorkommt. Nach der Beschreibung der Vocale und Diphthongen bespricht Hr. H. vocalische Lautgesetze: Zusammenfliessen verschiedener Vocale, Schwächung der Laute und namentlich die dem Altbaktrischen eigenthümliche Epenthese, welche auch er für eine spätere Erscheinung zu halten scheint, wiewohl wir gestehen, dass uns bei der grossen Kürze der Darstellung die Ansicht des Verf. nicht recht deutlich geworden ist. Den beiden Halbvocalen y und v hat Hr. H. eine eigene Abtheilung gewidmet und auch hier hätten wir näheres Eingehen auf die Fragen erwartet, welche sich an diese beiden Laute knüpfen; bekanntlich wird jeder derselben durch zwei Zeichen vertreten, deren eines im Anlaute, das andere im Inlaute gebräuchlich ist. Es ist nun die Frage, ob nicht diese Verschiedenheit der Schreibweise auch eine verschiedene Aussprache bedingt, wie es denn namentlich für das y wahrscheinlich ist, dass es schon im

Digitized by Google

Altbaktrischen im Anlaute dem französischen j ähnlich gesprochen wurde, wie wir diess später im Neupersischen eintreten sehen. — In derselben Weise wie die Vocale und Diphthonge werden auch die Consonanten durchgegangen, so zwar, dass immer die altindogermanische Form an die Spitze gestellt und dann gezeigt wird, in welche Laute sich dieselbe im Altbaktrischen zerlegt habe. Den Schluss bilden wieder einige consonantische Lautgesetze, Abfall der Consonanten u. dgl. Dass das altbaktrische sh durch rt vertreten werden könne, ist eine Ansicht, von deren Richtigkeit uns auch die eingehenden Untersuchungen Fr. Müllers und des Hrn. Verf. nicht überzeugen konnten.

Das zweite Capitel handelt über die Morphologie der alten baktrischen Sprache und dürfte das wichtigste des Buches sein. Unter dem Namen Morphologie wird hier die Wortbildung im weitesten Sinne verstanden, erstlich die Nominalableitung durch Suffixe —, welche Hr. H. nach Schleichers Vorgange für früher selbstständige Wörter hält, die nur in Folge ihres determinativen Gebrauches ihre Selbständigkeit verloren haben — und zwar sowohl die primäre als secundäre Ableitung, doch wird man leicht bemerken, dass der Verf. über die letztere eine von der gewöhnlichen etwas abweichende Ansicht hat. Zweitens bespricht dieses Capitel die Ableitung von Verbalstämmen (Inchoativa, Causalia u. s. w.), bei welchen der Verf. wieder manche von den gewöhnlichen abweichende Ansicht äussert, so wenn er p. 52 das s der Desiderativa auf die Wurzel sa (ponere) zurückführen will, von welcher im Lateinischen satus und semen abstammt Ferner bespricht hier Herr H. auch die Bildung der Comparative und Superlative, ganz im Anschlusse an Schleicher fasst er die Suffixe tara, tama als Zusammensetzungen von ta mit ra und ma, im Gegensatze zu Bopp, der die Suffixe ra und ma für Verstümmelungen hält. Den Schluss bilden Bemerkungen über die Lehre von der Zusammensetzung, der wichtigste Theil des Capitels findet sich aber in des Verf. Bemerkungen über die Wurzeln (p. 61 fg.); dass man diesem Abschnitte den Vorwurf allzu grosser Kürze machen könne, hat der Verf. wohl selbst gefühlt und darum in dem unter Nr. 2 aufgeführten Schriftchen diesen Mangel ergänzt und diese ausführlichere Darstellung wollen wir auch bei den folgenden Mittheilungen zu Grunde legen. Den Begriff der Wurzel beschränkt Herr H. weit mehr als diess gewöhnlich geschieht, die Einsilbigkeit der Wurzel ist zwar schon lange als eine Grundbedingung anerkannt, allein der Verf. geht noch weiter und glaubt alle Wurzeln — Pronominalwurzeln wie Verbalwurzeln — müssten eine der drei Formen haben: 1) aus einem blosen Vocale, 2) aus einem Consonanten mit nachfolgendem Vocale, endlich 3) aus zwei Consonanten mit nachfolgendem Vocale bestehen. Demnach sind Wurzeln wie kar, star unzulässig, sie müssen in die Formen kri stri zurückversetzt werden, daher erklärt sich des Verf. Vorliebe für den Vocal ri. Ebenso unmöglich sind

Digitized by Google

auch Wurzelformen wie ad, an, da sie aus einem Vocale mit nachfolgenden Consonanten bestehen, eine Ausnahme gibt Herr H. nur zu für Wurzeln, die mit m schliessen, wie dram, tam, die er aus dru, tu durch Vermittelung einer Zwischenform drav, tav entstehen lässt. Wie sollen wir uns nun die Entstehung solcher Formen wie ad, ish, oder gar tan, div, sic erklären? Einfach dadurch, antwortet uns Herr H. dass wir zugeben, solche Wurzeln seien bereits mit einem Determinativsuffixe zusammengesetzt, dessen Anfangsbuchstabe allein als Endbuchstabe der angeblichen Wurzel sich erhalten hat. Es ist daher unrichtig, wenn man z. B. asicam von einer Wurzel sic ableitet, janayati von jan, sie stammen vielmehr von si, ja aus der ersten Wurzel hat sich ein Substantiv si-ca aus der zweiten ein ähnliches ja-na gebildet und aus diesen sind dann die betreffenden Verbalformen abzuleiten. Allein nicht immer bleibt die Grundform in dieser Reinheit bestehen wie in den beiden eben angeführten Beispielen, in vielen Fällen tritt Abschwächung des auslautenden Themavocals ein wie in ro-di mi, sva-pi-mi, vi-di-ta, ji-vi-tum u. s. w., noch häufiger ist gänzlicher Abfall desselben. Auf diese Art wird aus a-da-ti, er isst, im Sanskrit atti, im Lateinischen aus edit est, im Altbaktrischen aus dadhâiti daçti, aus hidhaiti aber haçti. Man sieht, dass diese Theorie eine gänzliche Umkehrung des bisher angenommenen Verhältnisses fordert. Bis jetzt hat man eben die Formen, welche die Endungen unmittelbar mit der Wurzel verbinden, für die ältesten gehalten, also atti, est für ursprünglicher als adati, edit, welche Formen erst vermittelst des Bindevocales aus den erstern entstanden sein sollten. Nach Hr. H. verhält sich die Sache umgekehrt und der Bindevocal ist nach seiner Theorie gänzlich beseitigt.

Es ist gewiss, dass diese Theorie eine gewaltige Umwälzung in unsern grammatischen Anschauungen hervorbringen muss, wenn sie durchdringt. Ob diess der Fall sein werde, wagen wir gegenwärtig weder zu behaupten noch zu verneinen. Die Sache ist noch zu neu und wir gestehen, dass wir die verschiedenen Gründe, welche für und gegen sie sprechen, noch nicht reiflich genug überlegt haben. Ein Verdienst aber hat H. H. in unsern Augen auf alle Fälle, dieses nämlich, dass er ohne Furcht an der alten Wurzeltheorie gerüttelt hat. So sehr wir sonst zu den Verehrern der indischen Grammatiker gehören und stets bereit sind ihre guten Seiten anzuerkennen, so können wir doch nicht die Anschauungen so mancher Sanskritisten theilen und ihre Theorien namentlich in diesem Punkte für untrüglich ansehen. Sonst scheint uns diese Frage der Art zu sein, dass sich bei ihr die verschiedene Ansicht der Linguisten, welche die Sprache zu den Naturwissenschaften zählen und derjenigen zeigen wird, welche sie zu den historischen Wissenschaften rechnen. Von den letztern namentlich wird Herrn H. entgegengehalten werden, dass eben gerade die Formen, welche er für apocopirt hält, für uns historisch als die älteren bezeugt sind.

Digitized by Google

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu der Grammatik zurück, so können wir uns über den noch übrig bleibenden dritten Theil kurz fassen. Dieser begreift die Flexionslehre und auch hier fehlt es nicht an Ansichten, welche dem Verf. eigenthümlich sind. Gewundert hat es uns, dass derselbe die Flexionsendungen nicht eingehender besprochen hat. Es ist zwar richtig, die altbaktrischen Flexionsendungen sind keine andere als die der übrigen indogermanischen Sprachen, immerhin dürfte aber die Form derselben zu linguistischen Untersuchungen Anlass geboten haben. So hätte sich z. B. der Verf. über den Locativ der Wörter auf i etwas weitläufiger verbreiten dürfen als er p. 89 thut. Die vom Ref. angenommene und von Schleicher gebilligte Urform garay-i für diesen Casus steht allerdings nicht ganz fest, erhält aber doch eine wesentliche Stütze durch das Altpersische, wo in der parallel laufenden u-Declination der Locativ auf auv endigt, was nur eine Abkürzung aus auvi sein kann, man vergleiche auch im Altbaktr. vaghauca Ys. 61, 17. Die Form auf a ist übrigens augenscheinlich nur eine Abkürzung, die aber auch schon in den Vedas vorkommt. Bei den Wörtern auf a hat Herr H. die alte Doppelgestalt des Themas (theils auf a, theils auf e) nicht erwähnt, aus welcher doch Manches erklärt werden kann. In der Pronominaldeclination hätte p. 109 das Pronomen khshmat eine stärkere Hervorhebung verdient, weil dasselbe offenbar aus yûshmat durch Ausstossung des û hervorgegangen ist und die Verwandlung des y in kh zeigt, dass schon damals y den Laut des französischen j angenommen haben müsse. — Der Dativ des Reflexivums scheint Ref. nicht schwierig zu erklären: hvâvôya verhält sich zu lat sibi wie mâvôya zu mihi; in beiden Fällen ist vôya eine Zerdehnung der ursprünglichen bya, mâ, hvâ das Thema mit verlängertem Auslaute und es dürfte der Dativ des Pronomens der 2. pers. ganz ähnlich gebildet worden sein. Zu dem Pronominalstamm di ist schon von Bopp das griech. *ὅδε* und *δεῖνα* gestellt worden, wozu neuerlich noch Autenrieth (terminus in quem p. 14) *τοίσδεσσιν* gefügt hat. Der Infinitiv auf dhyai (p. 114) wird öfter auch dazu verwendet um die Nothwendigkeit auszudrücken, wie im Dialekte der Vedas. Die Lehre von der Conjugation (p. 121 fg.) ist etwas kurz ausgefallen, freilich ist auch in diesem Theile der Grammatik unsere Kenntniss nur Stückwerk. Auch hier fehlt es nicht an eigenthümlichen Ansichten des Verf. die wir gerne weitläufiger ausgeführt gesehen hätten. So wird p. 123 gegen die gewöhnliche Ansicht angenommen, dass die Endung a in Perfecten wie vavaca keineswegs eine Verstümmelung der Endung ma sei, vielmehr sei die Endung abgefallen und der Themavocal allein übrig geblieben. In ähnlicher Weise wird p. 125 auch die 1. ps. sg. im Medium erklärt. Dass unser Herr Verf. wegen der Zulässigkeit des Participialperfectums noch Bedenken hegt, ist ihm nicht übel zu nehmen, die Beispiele für dieses Tempus sind im Altbaktr. selbst nicht sehr

Digitized by Google

häufig, in dem zunächst verwandten Altpersischen findet es sich sogar nur ein einziges Mal. Es dürfte indessen schwer sein, für die betreffenden Formen eine andere Erklärung zu finden und unsere Zweifel werden gemildert, wenn wir sehen, dass dieses Tempus in zwei jüngeren verwandten Sprachen, dem Huzvâresch und dem Parsi, in voller Blüthe steht, und dass auch die slavischen Sprachen, welche unläugbare Berührungen mit dem Erânischen haben, eine ähnliche Erscheinung zeigen.

Zum Schlusse wollen wir noch bemerken, dass Herr H. mehr als einmal Gelegenheit gehabt hat, im Vorbeigehen Bemerkungen über die Herkunft und den Zusammenhang mancher Wörter zu machen, welche Beachtung verdienen. Dahin rechnen wir, wenn er p. 5 lat. fatum nicht mit fari zusammen halten will, sondern mit altb. dâta, gr. θετός. Wenn aber Hr. H. mit Schleicher (cf. Beiträge V, 402.) das slavische sventu mit gothisch svinths zusammenhält, so ist damit die Trennung desselben vom altb. çpenta und litt. szventas ausgesprochen, weil sonst das deutsche Wort nicht stimmen würde. Die altb. Form mru, sprechen, (p. 27) betrachten wir als eine Nebenform von mere, erinnern, und mithin für ursprünglicher als skr. brû. Die alte Ansicht, als sei das indische vritra ursprünglich nomen propr. und erst allmälig in die Bedeutung »Feind« abgeblasst (p. 56), wird sich dem altb. verethra gegenüber, welches auf den umgekehrten Weg hinweist, kaum mehr halten lassen und die Vedas selbst liefern hinlängliches Material zur Widerlegung derselben. — Wir zweifeln nicht, dass die vorliegende Grammatik manchem Linguisten angenehm sein und in ihrer gegenwärtigen Gestalt auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft Nutzen stiften wird. **Fr. Spiegel.**

I. Vicomte de Rougé, Chrestomathie égyptienne. Abrégé grammatical. Deuxième fascicle. Paris imprimerie impériale und Frank. gr. 8. 138 S. Fünf lithographirte Tafeln. 1868.

II. Pleyte, Etudes égyptologiques. Leide. Brill 1866—68. Livraisons I—IV, wovon II, IV, VI enthält: Etude sur le Chap. 125 du Rituel funéraire. Traduction analytique et commentée d'après les meilleurs manuscripts. Prém. partie. 1869. 4.

III. Eugène Leféb ure, Traduction comparée des Hymnes au Soleil, composant le XV. Chapitre du Rituel funéraire égyptien. Paris. Frank. 1868. 4. 125. Mit einer lithogr. Hieroglyphentafel.

I. Verwahret das Manuscript meiner hieroglyphischen Grammatik wohl, sagte auf seinem Sterbebett Champollion, es ist meine Visitencarte für die Nachwelt. In der That, als das Werk, von Räuberhänden nicht unberührt, endlich erschien, hat die dankbare

Digitized by Google

Nachwelt darauf geschrieben: Exegit monumentum aere perennius. Was einer seiner besten Schüler uns heute unter Nr. 1. bietet, ist kein Umbau, sondern nur ein Ausbau auf des grossen Meisters Fundamenten. Die Grammatik des Hrn. de Rougé bildet die Einleitung zu dessen Chrestomathie; sie scheint guten Absatz zu finden, denn nachdem das erste Heft (die Alphabete) nur autographirt erschienen war, wird es jetzt, wie dieses zweite auch in den schönen Typen der kaiserlichen Druckerei ausgeführt und den Käufern des zweiten nachgeliefert. Letzteres enthält §. 115—252 des Ganzen, nämlich die Lehre vom Nomen, d. h. vom Substantivum, Artikel, Adjectiv, die Pronomen, Zahlwörter und Zahladjectiva, die beiden letzten erläutert durch 5 Tafeln der Ziffern, Monatstage, Jahreszeiten, Bezeichnungen der Brüche, Maasse und Gewichte u. s. w. Zwei Dinge sind es, die hierin auch ein weiteres Publikum interessiren können, gewisse Zahlzeichen und die Pronomina.

Selbst ein profanes Auge ist betroffen von der Aehnlichkeit, welche die ägyptische Bezifferung der Monatstage mit unsern sogenannten arabischen Ziffern 1, 2, 3, 4 und 9 aufweist und ein Blick auf die Tafeln der gewöhnlichen hieroglyphischen und hieratischen Ziffern, gleichsam der Vorfahren jener Monatszeichen, leitet die letzteren genetisch bis zu ganz einfachen Gruppen gerader Striche hinauf und liefert die genügendste Ahnenprobe für deren ägyptischen Ursprung. Wer hat diese Zeichen der Monatstage nach dem Osten und Westen vertragen? Etwa ein Aegypto-Phöniker wie Palamedes, von welchem Sophocles rühmt:

Οὗτος δ' ἐφεῦρε
σταθμῶν, ἀριθμῶν καὶ μέτρων εὑρήματα·
κἀκεῖν' ἔτευξε πρῶτος ἐξ ἑνὸς δέκα
κἄκ τῶνδε γ' αὖθις εὗρε πεντηκοντάδας
εἰς χίλι'.

Sicher ist, dass auch das hier angedeutete Decimalsystem in Aegypten bis in die ältesten Zeiten hinaufreicht, keineswegs aber, wie Gatterer glaubte, auch seine Bezifferung, nach der die Einer durch ihre blosse Stellung zu Hundertern, Tausendern und Hunderttausendern wurden, vielmehr haben die letztern Werthe im Aegyptischen alle wieder ihre besondern Ziffern, wodurch der Ausdruck für ganz hohe Zahlen sehr weitschichtig wird.

Die Chinesen haben keinen Ausdruck für ich und sagen dafür immer »Dein Sclave.« Wie konnten sie es wagen, Krieg anzufangen mit den Engländern, die fast kein anderes Wort gross schreiben als das liebe Ich! Aehnlich dem Chinesischen, wenn auch nicht ganz gleich, ist der Gebrauch des pronomen personale im Aegyptischen, wo nach de Rougé's Ausdruck (§. 178) le pronom absolu devait emprunter sa valeur personelle soit à un substantif, soit à une particule, épave elle-même d'un radical à valeur personnelle, wo das ich, du, er nur auf einem Umweg ausgedrückt

Digitized by Google

werden kann durch das suffix mein, dein, sein. Anstatt, ich habe es ihm gesagt, wendet man also: ich habe es gesagt dem Angesicht sein; ich folge dem Rücken sein u. s. w. Die Aegypter, lehrt de Rougé § 182, hatten einen ganz besondern Hang, die Handlungen und Gefühle, welche wir der ganzen, ungetheilten Person beilegen, zu individualisiren. So ziehen sie nach einander den Leib, die Seele, sämmtliche oder einzelne Glieder heran, um sie als Stützen der Pronomina zu brauchen: die Glieder dein, das Herz, der Leib, der Mund, die Hand, der Fuss dein, der Name, das Wesen sein, seine Majestät, seine Heiligkeit, seine Geister, seine Eigenschaft.

Ebenso unbehülflich ist das pronomen relativum. Ganz wie das undeclinable אֲשֶׁר oder das schottische who, das schweizerische wo drückt es die Relativität nur im Allgemeinen aus und überlässt die Andeutung des Casus dem Dienst einer Präposition mit Substantivum, an welches ein possessives Suffix gehängt wird. Aehnlich wie schweizerdeutsch cui dixi ausgedrückt wird: der, wo ich gesprochen habe zu ihm, wird ägyptisch gesagt: dar wo ich sprach zum Angesicht sein.

II. und III. Während die jetzt gleichzeitig erscheinenden drei Grammatiken von Birch (im 5. Band von Bunsen Egypts place), von Brugsch (am Ende seines Lexicon) und von de Rougé (in der Chrestomathie, unser Nr. I) das Studium des Aegyptischen Jedermann zugänglich machen, ist es ganz zeitgemäss, dass dem Publikum auch leichtere Texte mit interlinearer Uebersetzung, mit kritischen und erklärenden Noten geboten werden. — Herr Pleyte hat für diesen Zweck das Sündenbekenntniss vor dem Todtengericht gewählt II; Herr Lefébure einen Sonnenhymnus III. Muss auch der Kenner hierbei eine Masse Bekanntes in den Kauf nehmen, so gelangt er doch durch diese populären Schriften in den Besitz zahlreicher und kostbarer Varianten, deren Abdruck ihm das weitere Publicum zu bezahlen hilft, wenn es auch seinerseits etwas murren mag über die Unmasse von Lesarten des Texts und Spielarten der Uebersetzung mit denen es Hr. Pleyte No. II ächt holländisch überschüttet. Da es nun aber einmal unserer Generation beschieden ist, die Kosten des ägyptischen Entzifferungswerkes zu erlegen, so ist es am besten, man verbindet verschiedene Leserkreise zum gemeinsamen Tragen der Last. So zieht Herr Pleyte auch die Liebhaber von Zaubereien heran, indem er zwischen die Hefte II, IV, VI u. s. w. seiner Etudes, die das Todtenverhör d. h. das Cap. CXXV des Todtenbuches behandeln, die Hefte I, III, V u. s. w. einschiebt, worin ein Zauberpapyrus mitgetheilt wird (Leiden No. 348). Aber gesetzt auch, es gelänge die Hefte jenes Todtenverhörs einzeln zu kaufen, was bis jetzt nicht der Fall ist, so kommen doch die 13 bisher darin übersetzten Zeilen jeden Leser auf 21 Frcs. zu stehen, also die Zeile auf nahezu 2 Frcs. Nach diesem Verhältniss käme die Erklärung des ganzen Todtenbuches

Digitized by Google

jeden Leser auf nahezu 3000 Frcs. So kostet Brugsch hieroglyphisches Lexicon, 220 Bogen, zwei mässige autographirte Quart-Bände 560 Frcs.

Man sieht die Hieroglyphik ist einstweilen noch eine sehr aristokratische Wissenschaft. Die Kosten der Autoren sind aber auch sehr bedeutend. Hr. Pleyte, der seine Varianten lauter hieratischen Papyrus entnimmt, da bekanntlich die hieroglyphischen erst von jenen transscribirt sind, hat nach eigener Zeichnung die hieratischen Typen erst giessen lassen und um eine Abschrift eines bisher noch fehlenden Capitels des Todtenbuchs über die Höllenstrafen zu nehmen, reist gegenwärtig der Genfer Naville eigens nach Theben, begleitet von einem Zeichner.

Kostbar sind also diese Varianten, aber auch werthvoll sind sie. Kleine Aberrationen im Lauf bekannter Gestirne haben auf die Spur und zur Entdeckung unbekannter, z. B. des Neptun geführt. Den gleichen Dienst thun für den Sinn eines dunkeln Textes die Varianten. Ich habe darum bei Anzeige in diesen Blättern*) von de Rougé's neuer und auf einige hieratische Papyrus gegründeter Recension des Todtenbuchs als Probe des Gewinns, der sich aus einer Vergleichung derselben mit dem schon bekannten hieroglyphischen Text des Herrn Lepsius ziehen lasse, eine Uebersetzung des Anfangs von Leps. Cap. XV versucht, wobei ich zugleich auf ähnliche ägyptische Sonnenhymnen hinwies. Ganz dieselbe Idee hat der Verf. von No. II ausgeführt nur vollständiger und glücklicher. Vollständiger, denn statt wie ich die ersten 10 Zeilen gibt er alle 49; glücklicher, denn statt der Papyrus des de Rougé verglich er deren 17 aus dem Louvre. Natürlich ist so seine Uebersetzung auch vorzüglicher geworden als die von Hrn. Birch (im 5. Band von Bunsen Egypt. Place), welcher nach dem Text von Lepsius allein arbeitete. Weil aber Herr Lefébure meine Uebersetzung nicht kannte, so wenig als ich ihn, so mag eine Zusammenstellung unsrer beiden unabhängigen Arbeiten einen Einblick gewähren in den Stand der heutigen Uebersetzungskunst, wobei ich mich des Zusammentreffens jedesmal freue, im Fall von Divergenzen aber durch den Druck andeute, welche Version jetzt die bessere scheint. Hier sind beide:

Zündel 1866.	Lefébure 1868.
Anbetung des Gottes Ra (des Ueberwinders seines Feindes), wenn er erglänzt auf dem Gebirge im Osten des Himmels. Spricht der Selige N. N.: O Ra Herr der Strahlen du leuchtest über dem seligen N. N. ange-	Adoration de Ra Haremkhu lorsqu'il se lève a l'horizon oriental du ciel. L'Osiris N. N. justifié dit: O Ra seigneur du rayonnement, brille sur la face de l'Osiris N. N. justifié! Qu'il soit adoré au matin e qu'il se couche le

*) Heidelb. Jahrbücher 1866. Nr. 41.

Digitized by Google

Zündel 1866.

betet am Morgen, angefleht am Abend (du giebst dass)*) sein Gesicht aufsteigt mit dir zum Himmel; er fährt in der grossen Barke, er schifft in dem Fahrzeug, er dringt ein unter die Wandelsterne und die Fixsterne, der selige N. N. Er spricht, anrufend den Herrn der unendlichen Zeit: Neige dein Haupt, Horus von Edfu, Schöpfer der sich selbst erschuf, deine Schönheit leuchtet auf dem Berge, du erhellst die beiden Welten mit deinen Strahlen, alle Götter sehen mit Jubel auf den König des Himmels, die Kaiserkrone**) ist auf dein Haupt gesetzt, die weisse Krone des Südens, die rothe des Nordens ist gesetzt auf deine Stirn, sie nehmen (Platz) vorau damit anbete der Fromme (sind gesetzt) vorn in deiner Barke, zu verbrennen deine Feinde alle im untern Himmel. Ich komme zu dir und bin bei dir, zu sehen die Sonnenscheibe alle Tage. Nicht bin ich ausgeschlossen, nicht bin ich zurückgewiesen; erneut sind meine Glieder im Glanz deiner Schönheit.

Lefébure 1866.

soir que son âme sorte avec toi vers le ciel, qu'il vogue dans la barque qu'il aborde dans l'arche, qu'il s'élève comme les Akhimu Urtu dans le ciel. Le Osiris N. N. dit en invoquant le seigneur de l'éternité: Salut à toi, Ra Haremkhu, Khepra, qui existe par toi-même! Splendide est ton lever à l'horizon, les deux mondes s'illuminent de tes rayons. Tous les Dieux se réjouissent en voyant le roi du ciel. La déesse Neb-Un est établie sur ta tête, le diadême du Midi et le diadême du Nord sont établis sur ton front elle se place devant toi, voilà qu'elle est attentive à l'avant de la barque à châtier pour toi tous tes adversaires. Ceux qui sont dans le ciel inférieur viennent au devant de Ta Sainteté, pour voir ce bel emblème qui est le tien. Je viens à toi je suis avec toi pour voir ton disque chaque jour. Je ne suis pas enfermé je ne suis pas repoussé.

Mes membres se renouvellent à l'éclat de tes beautés.

Wie im Obigen, so stimmen wir auch darin überein, dass wir die Zeile 10 dunkel finden; ich glaube hier auch heute noch meine Auffassung festhalten zu müssen.

Zündel 1866.

Wenn dahergleitend deine Majestät, deine Strahlen daherbringt über ihre Häupter, so sind nicht zu rechnen die edeln Metalle,

Lefébure 1868.

Ils progressent avec ta Sainteté, ceux qui sont éclairés de ses rayons. Or inconnu! Incomparable est ton éclat! C'est le

*) Die Zusätze des hieratischen Textes des de Rougé gebe ich in Parenthesen ( ).

**) Dieser Divergenz der Uebersetzungen liegt eine Variante im Text zu Grunde.

Digitized by Google

Zündel 1866.	Lefébure 1868.
nicht sind zu vergleichen neben deinen Strahlen die ... des Landes der Götter, alle Farben Arabiens sind Finsterniss zu rechnen neben ihnen.	pays des Dieux! On y voit toutes les couleurs de l'Arabie toi qui es apprécié par ceux qui ont les mystères devant eux, tu étais seul formé.

Ich schliesse mit dieser Dissonanz, um fühlbar zu machen, dass hier so wenig als im Todtenverhör des Herrn Pleyte No. III die Vollkommenheit schon erreicht ist. Allein ein bedeutender Fortschritt über den bisherigen Standpunkt ist hier jedenfalls gemacht. Die correctere, kritische Textesrecension und die doppelte Uebersetzung, die eine knapp ans ägyptische anschliessend und eine freiere, französiche sind die Hauptleistung der beiden Verfasser. Nachdem sie aber so andern Forschern den Boden geebnet, wandeln sie auch selbst bald ernst geschäftig, bald promenirend auf demselben herum. Ganz ernst gemeint sind die trefflichen sprachlichen und dogmatischen Erläuterungen, welche Herr Lefébure aus den übrigen Theilen des Todtenbuchs schöpft; mehr versuchsweise deutet er auf die ägyptischen Ideen über links und rechts, Ost und West, auf etymologische Zusammenhänge, wie von äg. her der Obere mit herus, ἥρως; kol foramen mit κοῖλον, an Fingerring mit annus und annulus תֵּימָן Südwind mit copt. Teunement, Südwind. Er hat mich davon überzeugt, dass die Hieroglyphe des f keineswegs die Hornschlange, sondern die nackte Schnecke ist; weniger davon, dass die Aegypter die Sonne für das Kind von Himmel und Erde gehalten hätten.

Culturhistorisch viel wichtiger als der besprochene Sonnenhymnus ist das Todtenverhör (Cap. 125), weil es die Grundzüge der ägyptischen Moral enthält und, wie ich anderswo auszuführen hoffe, in seinen wesentlichen Stücken, sich im fernen Asien so deutlich wiederholt, dass da ein alter Zusammenhang mit dem Pharaonenland nicht verkannt werden kann. Zwar gibt Herr Pleyte uns bisher nur den ersten Theil, allein da der zweite nur eine Art Wiederholung desselben ist, so theilen wir den Historikern, Theologen u. s. w. diese 13 kostbaren Zeilen mit.

1. Ich habe nicht begangen die Sünde des Betrugs gegen die Menschen.
2. Ich habe nicht Elende gequält.
3. Ich habe nicht Lügen vorgebracht am Ort der Gerechtigkeit.
4. Ich habe nicht (um) Sünden gewusst.
5. Ich thue nicht abscheuliche Dinge.
6. Ich habe nicht jeden Tag einem Aufseher von Menschen Arbeiten auferlegt mehr als er mir schuldig war.
7. Mein Name gelangt nicht zu der heiligen Barke; mein Name kommt an mit edeln Handlungen, ich weihe Opfer.

Digitized by Google

8. Ich bin nicht falsch.
9. Ich bin nicht liederlich.
10. Ich bin nicht hinlässig.
11. Ich habe keine Abscheulichkeiten gegen die Götter begangen.
12. Ich habe keinen Sclaven gequält durch seinen Aufseher.
13. Ich habe niemand verhungern lassen.
14. Ich habe niemand weinen gemacht.
15. Ich habe niemand getödtet.
16. Ich habe nicht verrätherisch zu morden befohlen.
17. Ich habe keinen Betrug (keine Grausamkeit) gegen die Menschen begangen.
18. Ich habe nicht betrogen an den Brodten der Tempel.
19. Ich habe nicht die Opfer der Götter gestört.
20. Ich habe nicht den Mumien ihre Brodte oder Binden gestohlen.
21. Ich habe nicht die Ehe gebrochen.
22. Ich habe keine Unsauberheit mir erlaubt in das reine Wasser (Tempelteich) des Gottes meines Districts.
23. Ich habe nicht heimlich gestohlen.
24. Ich habe nicht das Getraidemass gefälscht.
25. Ich habe nicht Profit gemacht am Gewicht der Waage.
26. Ich habe nicht deren Zünglein vergewaltiget.
27. Ich habe nicht die Milch weggenommen vom Munde der Säuglinge.
28. Ich habe nicht Jagd gemacht auf das Vieh auf der Weide.
29. Ich habe nicht die Schaar der heiligen Vögel im Netz gefangen.
30. Ich habe nicht die Fische [die heiligen?] in ihren Teichen gefangen.
31. Ich habe nicht das Wasser zu seiner Zeit aufgehalten.
32. Ich habe nicht einen Wasserarm von seinem Lauf abgelenkt.
33. Ich habe nicht die Lampe ausgelöscht zu ihrer Stunde.
34. Ich habe nicht dem Götterkreis seine Opfer entwendet.
35. Ich habe nicht die Ochsen von den göttlichen Opfern abgelenkt.
36. Ich habe nicht einen Gott in seiner Erscheinung [Procession] aufgehalten.

Unstreitig ist das das letzte Wort der berufensten Uebersetzer (Birch, Brugsch, Reinisch, de Rougé, Champollion), deren Kreuzverhör Herr Pleyte protocollirt und beurtheilt. Trotzdem ermangeln noch manche Nummern, wie 7. 33. 35 der Klarheit, andere, wie 5. 11. 19 (verglichen mit 34) der Präcision und scheint der Fortschritt über frühere Leistungen zu gering, um mit so vielen Aufwand in Scene gesetzt zu werden.

Bern. **J. Zündel.**

Digitized by Google

Acht psychologische Vorträge von Dr. C. Fortlage, Professor in Jena. Jena, Mauke's Verlag (Hermann Dufft) 1869. VI und 347 S. gr. 8.

Mit grossem Interesse hat der Unterzeichnete diese geistvollen, von gründlicher Sachkenntniss zeugenden Vorträge des rühmlich bekannten Herren Verfassers gelesen. Gewiss verdienen diese zu verschiedenen Zeiten vor einem gemischten Zuhörerkreise gehaltenen Vorlesungen in der ihnen hier gegebenen neuen Zusammenstellung die regste Aufmerksamkeit und Theilnahme auch in weiteren Kreisen. Sie sind durchweg geeignet, zur Hebung des philosophischen, insbesondere des psychologischen Interesses aller derjenigen beizutragen, welchen die sich auf das innerste Menschenwesen und dessen höchste Aufgaben beziehenden Fragen nicht gleichgültig sind. Denn es werden in diesen Vorträgen in einer höchst gelungenen und allgemein verständlichen Form mit durchaus passenden und sinnig gewählten Beispielen belegte wichtige Resultate philosophischen Nachdenkens anspruchslos und anregend zugleich geboten. Mit Recht wird in dem Vorworte auf die von »unseligen Lasten befreiende und erlösende Wirkung« ächter philosophischer Bildung hingewiesen, mit Recht hervorgehoben, dass sie »das dunkle Gewirre vergänglicher Thatsachen und Erfahrungen mit ewigen Ideen durchleuchte« und dem »Gemüthe eines Jeden, welcher sich ihr mit aufrichtiger Liebe und ernstem Streben zuwende, eine Befriedigung und dauerhaftes Lebensglück bereite.« Alle in dieser Sammlung behandelten Gegenstände gehören in das jedem Gebildeten zunächst liegende Gebiet der Psychologie. Die acht Vorträge behandeln 1) die Natur der Seele (S. 1), 2) das Gedächtniss (S. 43), 3) die Einbildungskraft (S. 89), 4) den Charakter (S. 137), 5) die Temperamente (S. 183), 6) den Instinct (S. 233), 7) die Freundschaft (S. 271), 8) den Materialismus und Idealismus (S. 313—347).

Eine Untersuchung über die Natur der Seele bietet das allgemeinste Interesse. Der Herr Verf. nimmt die Seele als Ausdruck für eine erhöhte Thätigkeit des Daseins sowohl in Bezug auf das Vorstellen, als auch auf das Wollen, sowohl in Beziehung auf das Aufnehmen von Eindrücken, als auch in Beziehung auf das Gegenwirken gegen Eindrücke. Die neuere Zeit hat dafür als Bezeichnung »das Bewusstsein.« Dieses ist die Wurzel für die moralische Person und das wissenschaftliche Nachdenken des Menschen. Im Bewusstsein liegt der Mittelpunkt der Seele. In ihm beruht der ganze Werth des Daseins. Es ist ein »Funke des absoluten ewigen Lichtes, welches in sich selbst lauter Thätigkeit sein muss ohne alles Bedürfniss« (S. 9). »Die Lampe, in welcher dieser Funke glimmt, heisst es S. 9 und 10 treffend, ist die Kugel des Gehirns, das Licht, welches von dem Flämmchen ausgeht, heisst die Erkenntniss.« Man erkennt durch die Beschreibung des ausstrah-

Digitized by Google

lenden Lichtes die Wirkungen dieser Flamme, aber nicht ihre Natur. Die Seele ist die höchste aller Naturthätigkeiten. Die Natur dieser Thätigkeit ist die Frage. Beim freien Willen, bei der Ueberlegung geht man immer von einer Frage aus, die man an sich selbst stellt. Wenn man nachdenkt, steht man mit sich selbst um irgend eine Erkenntniss in Frage. Je mehr Fragen der Geist an sich selbst stellt, desto mehr wird das Gebiet des Denkens erweitert. Ein besonders erhöhter Grad der Fragethätigkeit ist die Kritik. Die Frage führt zur Antwort und zu dem Ideen weckenden Gespräche. Wer Fragen an sich stellt, ist bei sich, ist wach im Gegensatz zum blossen Träumer. Die Aufmerksamkeit ist eine untergeordnete Art der Fragethätigkeit. Denn man fragt bei der Aufmerksamkeit, was da ist oder was da kommen will. Dieses wird auch bei den begabteren Thieren nachgewiesen (S. 22—24). Fragende Wesen sind dem Irrthume ausgesetzt. Mit der Sphäre des Irrthums beginnt auch die Sphäre des Vorstellens. S. 26 sagt der Herr Verf.: »Vorstellung ist dasjenige wirksame Wesen, welches sowohl der Nichtübereinstimmung mit der Wirklichkeit (des Irrthums), als der Uebereinstimmung mit derselben (der Wahrheit) fähig ist. Dasselbe ist nicht mit der Fragethätigkeit zu verwechseln, sondern bildet die Grundlage, auf welcher Fragethätigkeit allererst möglich wird. Daher ist die Fragethätigkeit ohne Vorstellung nicht denkbar, obgleich Vorstellung ohne Fragethätigkeit nicht nur denkbar ist, sondern sich auch in der Erfahrung dem Psychologen bei gänzlichem Schlummer der Fragethätigkeit noch wirksam zeigt. Die Vorstellung bildet folglich das Verbindungsglied zwischen der Fragethätigkeit und dem physikalischen Dasein.« Es ist ganz richtig, dass von einer Fragethätigkeit der Seele ohne Vorstellung keine Rede sein kann. Wie können wir fragen: Was, wie, wann, wo, warum ist etwas, von dem wir keine Vorstellung haben? Nur über das, was wir vorstellen, lässt sich fragen. Aber eben deswegen sollte eine Untersuchung über die Natur der Seele nicht mit demjenigen beginnen, was erst auf die Vorstellung folgt, sondern mit dem, was das Erste, der Frage Vorausgehende ist. Ist doch nach dem Herrn Verf. selbst die Frage ohne die Vorstellung nicht denkbar und die Vorstellung »die Grundlage der Frage.« Wir könnten daher mit Leibnitz, Herbart, Lotze u. A. das Wesen der Seele eher in der Vorstellung suchen. Von der Zahl und Lebendigkeit der Vorstellungen hängt der höhere oder niedere Grad unserer Seelenthätigkeit ab. Allerdings ist es die Frage, welche uns eben eine grössere Anzahl von Vorstellungen und eine klarere und deutlichere Vorstellung im Bewusstsein gewinnen lässt; aber es ist auch da wieder nicht die Frage als Frage; denn auch Kinder und Narren fragen viel, ja vielleicht noch mehr als vernünftige Menschen. Die zur Frage gehörige mehr oder minder richtige oder befriedigende Antwort entscheidet über den höheren Grad der Geistesthätigkeit. Dieses deutet der Herr

Digitized by Google

Verf. selbst S. 15 an, wenn er sagt: »Jede Frage begehrt eine Antwort, die entweder durch Nachdenken oder durch Anschauung oder durch eine antwortende Person gegeben wird.« Hier ist aber nicht die Frage, sondern die Art und Weise zu antworten das Höchste und man könnte also als die höchste Thätigkeit der Seele nicht die blosse Fragethätigkeit, sondern die Fähigkeit bezeichnen, zu fragen und zu den Fragen die möglichst geeigneten Antworten zu finden. Worin besteht aber jede Antwort auf jede Frage wieder? Nur in einer Vorstellung. Die richtige Vorstellung von dem Was, Wie, Wann, Wo, Warum, nach dem wir fragen, ist ja eben auch die richtige Antwort auf die Frage. Wir gehen bei der Frage von Vorstellungen aus und kommen in der Antwort zu Vorstellungen. Die Frage wird erst von dem durch die Vorstellung angeregten Verstand aufgeworfen; ja sie ist eigentlich nur die Richtung des Bewusstseins aus dem Felde bekannter Vorstellungen zu einem Gebiete von Vorstellungen, welche uns noch unbekannt sind und erst in unser Bewusstsein kommen sollen.

Die unterste Stufe in der »Leiter, welche zur Menschheit führt«, ist der Zustand der »sinnlichen Frage oder der spähenden Aufmerksamkeit« (S. 27). Das Bewusstsein ist ein Naturprocess, welcher die Kraft seiner Existenz durch die Existenz selbst aufzehrt (S. 30), und darum liegt der ursprüngliche Zustand des Organismus nicht im Wachen, sondern im Schlafe (S. 31). Im Schlafe erlischt das Selbstbewusstsein und die moralische Persönlichkeit. Der eigentliche Naturzustand des Lebens ist der Schlaf (S. 35). Nur »insofern wir schlafen, leben wir; so fern wir wachen, beginnen wir zu sterben, das heisst, die Kräfte unseres körperlichen oder sinnlichen, unseres Naturlebens werden durch die geistigen Kräfte oder die Kräfte des Bewusstseins aufgezehrt. Im Schlafe werden die Kräfte des vegetativen Lebens gesammelt und erworben, im Wachen durch die Geisteskräfte des Bewusstseins aufgezehrt« (S. 37). Das Bewusstsein ist in den Zuständen des Schlafens und Wachens »ein kleiner und partieller Tod.« Der »Tod ist ein grosses und totales Bewusstsein, ein Erwachen des ganzen Wesens in seinen innersten Tiefen« Man könnte aber dabei noch eher an eine Fortdauer in der Allpersönlichkeit und im Allbewusstsein denken, da ja das Partielle durch das Partielle in dem periodischen Ich-Wechsel von Schlaf und Wachen sich allmählig aufreibt. Man könnte sich dabei an den Unterschied des ursprünglichen oder absoluten und des abgeleiteten Ich's nach J. G. Fichte's Anschauung erinnern.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fortlage: Psychologische Vorträge.

(Schluss.)

Wir werden jedenfalls nach dem Herrn Herren Verf. in ein Gebiet geführt, in welchem die physische Thätigkeit des organischen Leibes eine ganz andere, als die des Geistes, und das Bewusstsein ein höherer, sich über das physische Dasein erhebender, von diesem allmälig befreiender Zustand ist, eine Ansicht, welche gewiss die richtige ist, und durch die naturwissenschaftlichen Resultate unserer Zeit nicht widerlegt werden kann. Natürlich wird der Gegenstand nach der Tendenz des Vortrages nicht wissenschaftlich erschöpfend behandelt, enthält aber viele und vielfach zu weiterem Forschen anregende Gedanken über die wichtige Frage nach der Natur der Seele. Der Vortrag zeigt uns in scharfsinniger Erörterung, dass sich leibliches und geistiges Leben wie Schlaf und Wachen entgegengesetzt sind, wie Unrecht also diejenigen haben, welche die Seele zum Leibe oder zu einem Theile des Leibes machen wollen.

Die zweite Abhandlung handelt vom Gedächtnisse. Aus drei wesentlich verschiedenen Vorgängen der Vorstellungswelt ist das Phänomen des Gedächtnisses zusammengesetzt. Nach dem Auffassen einer Vorstellung ist das Gedächtniss Fassungskraft, nach dem Fortwirken der aufgefassten Eindrücke in der Seele Gewohnheit, nach der mit den in der Seele fortwirkenden Gedächtnisspuren in neue Verbindungen eintretenden Aufmerksamkeit Erinnerungskraft. Man hat also bei den Eindrücken das Auffasen, Fortwirken und Erinnern zu behandeln (S. 49). Beim Auffassen wird Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit verlangt. Mangel an Reizempfänglichkeit veranlasst die Zustände der Zerstreutheit. Hier ist natürliche Anlage nothwendig. Zur Auffassung des Neuen gehören aber auch die »bereits fertigen Vorstellungsgebilde.« Sie bereiten als die vergangenen Auffassungen die künftigen vor. Das sind die Benecke'schen Spuren und Angelegtheiten. Unser Lieblingsstudium und die Stärke des Gedächtnisses in dieser Richtung sind gleichbedeutende Begriffe (S. 55). Das Gedächtniss muss der Verstandesbildung ihren ganzen Stoff liefern. Der Mensch hängt bei der Auffassung von den Eindrücken der Umgebung und den Verhältnissen ab, in welchen er lebt (S. 62). Treffend sagt der Herr Verf. S. 63: »Der Mensch des Volkes lebt nicht nur im Volke, sondern seine Seele besteht auch aus Volks-

Digitized by Google

eindrücken, wie die Seele des Büchermenschen sich nothwendig allmählig in Bücherqualität umwandelt. Es ist falsch, wenn man behauptet, der Mensch sei die Speise, die er isst. Es ist darum falsch, weil man dabei von seiner geistigen Nahrung absieht, welche den innern Menschen als das Vorstellungswesen gleichsam musivisch zusammensetzt, in noch weit höherem Grade, als die Nahrungsmittel den Leib formiren und zusammensetzen. Die Seele des Südländers nährt sich nicht von Citronen und Orangen, sondern von der Farbengluth und Formenharmonie der Wärme und Lust seines Landes. Daher bildet diese Farbengluth und Formenharmonie, diese Wärme und Lust selbst seinen geistigen Leib, seine Vorstellungswelt, die ihm vermöge des Gedächtnisses unwiderruflich zu eigen bleibt, und ihn auf immer vom Nordländer unterscheidet, dessen geistiger Organismus aus Kälte und Abhärtung, aus überwiegend vorherrschenden Eindrücken der Reflexion, des geistigen Verkehrs, des Plänemachens, Strebens und Arbeitens besteht.« Hier erhält das Feuerbach'sche Witzwort: »Der Mensch *ist*, was er *isst*«, seine volle Unhaltbarkeit. Das Gedächtniss wirkt in uns als Gewohnheit fort, ohne dass wir uns gerade an Alles erinnern, was in ihm bewusstlos schläft und durch Aufmerksamkeit ins Bewusstsein gebracht wird. Dieses wird in einem schönen Bilde S. 69 verdeutlicht. »Unsere Seele, heisst es daselbst, gleicht einem von dem Reichthum der mannichfaltigsten Gegenstände angefüllten Schatzgewölbe, worin aber nur ein einziges armes Lämpchen brennt, dessen Schimmer nur immer eine geringe Anzahl von Gegenständen zu gleicher Zeit zu beleuchten hinreicht. Eine sehr geringe Zahl nämlich in Vergleichung zum Reichthum des Ganzen. Der grösste Antheil unserer Seele ist im Schlaf, auch wenn wir wachen. Das, was in uns wacht, ist niemals unser ganzes Ich, sondern immer nur der kleine Theil desselben, welcher durch das wache Princip, das wir die Aufmerksamkeit nennen, und welches die Lampe im Gewölbe vorstellt, erleuchtet und zum Bewusstsein gebracht wird.« Leichter geht die Aufmerksamkeit von einer Vorstellung zu einer andern verwandten über. Die Ideenassociation ist eine gewöhnliche Regel der Aufmerksamkeit. Sie ist »kein Grundgesetz«, das nie überschritten werden darf. Der Herr Verf. bespricht die Kunst der *Mnemonik*. Immer ist dabei ein von Natur vorhandenes gesundes Auffassungsvermögen« nöthig. Den Mangel desselben ersetzt keine Mnemonik. Mehr, als die Kunstgriffe derselben, welche sich auf Ideenassociation stützen, wirken anhaltende Gewöhnung, Aufmerksamkeit im Nachdenken auf die wichtigen und schwierigen, festzuhaltenden Punkte. Das Stottern, sowohl das momentane als das habituelle, wird aus dem Mangel an Aufmerksamkeit erklärt. Es ist (S. 82) »ein Wanken der Aufmerksamkeit in dem Augenblicke, wo sie die motorische Gedächtnissspur des auszusprechenden Wortes betritt und zwar immer des Wortes, auf welchem ein gewisser Nachdruck liegt, während sie über die Nebenwörter leicht und schnell hingleitet.« Doch ist dieses nach des

Digitized by Google

Ref. Dafürhalten wohl nicht allein aus psychischen, sondern aus physischen Gründen, aus der natürlichen Organisation der Sprachwerkzeuge zu erklären. Mit Recht spricht sich der Herr Verfasser gegen die eine Zeit lang Mode gewesene Geringschätzung des Gedächtnisses aus. S. 88 heisst es: »Von der in der sentimentalen Zeit des vorigen Jahrhunderts eingerissenen Koketterie mit einem schlechten Gedächtniss, das man für eine Zugabe der höheren Verstandesbildung hielt, ist man längst wieder zurückgekommen auf den Sinn des antiken Mythus, dass Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, die Mutter der Musen sei. Denn das Gedächtniss ist die Mutter der Wissenschaften, der Künste und aller Bildung.« Nie darf es aber »dem Verschlingen einer Speise gleichen, welche ihre ernährende Wirkung erst dadurch erhält, dass sie mit dem Verstande verdaut wird.«

Der dritte Vortrag hat die Einbildungskraft zum Gegenstande. Zuerst wird die Macht dieses Seelenvermögens angedeutet und dabei die Seele einer Uhr verglichen, von welcher die umgehenden Räder durch die Einbildungskraft und das Getriebe ihrer Vorstellungen, die ziehenden Gewichte durch Triebe und Neigungen, das Perpendikel durch die regulirende Vernunft dargestellt werden« (S. 95). Die Einbildungskraft ist bei der Auffassung räumlicher und zeitlicher Verhältnisse thätig. Auch bei den Empfindungen der Sinne behauptet die Einbildungskraft ihren Einfluss. Ein »Phantasieleib«, ein »aus- und einziehbares Gehäuse, das die Seele untrennbar umgibt« ist das Fabrikat der Einbildungskraft, kein Einbildungsraum einer blossen Fiction, ein Einbildungsraum im Sinne der Wirklichkeit. Nicht immer, wie aus Beispielen der Thier- und Menschenwelt gezeigt wird, stimmt der Phantasieleib mit dem wirklichen Leibe in seinen Eindrücken überein. Besonders beherzigenswerth ist das über den Einfluss der Einbildungskraft bei Bildern und Gleichnissen Mitgetheilte (S. 110, ff.). Der Grundbegriff nimmt nur das vom Gleichnissbegriffe an, was ihm ähnlich und angemessen ist; das Uebrige lässt er fallen, »fast so wie das Eichhörnchen aus der Nuss den Kern verzehrt und die Schaale fallen lässt.« So ist an den »rosigen Wangen« der Kern des für den Begriff zu verwerthenden Gleichnisses »die Empfindung der sanften Röthe, verbunden mit dem thauigen Schmelz und der Lebensfrische dieser zarten Blattflächen.« Alles Uebrige, wie die »Gestalt der Rose, die Zahl ihrer Blätter und Staubfäden« u. s. w. gehört zur Schaale der Nuss, weil es für die Vergleichung mit den rosigen Wangen nicht gebraucht werden kann. Sinnig wird dieses an vielen passenden Beispielen nachgewiesen. Am meisten beschäftigen die Phantasie jene Dichtungen, welche die Gefühle stark aufregen und dadurch die Einbildungskraft zur eigenen Schöpferthätigkeit reizen. Die bildenden Künste sind darum am wenigsten phantastisch (S. 119). Was die Unterscheidung der productiven und reproductiven Einbildungskraft betrifft, wird S. 108 bemerkt: »Die wahrnehmende oder auffassende Phantasie ist durch

Digitized by Google

und durch productiv oder hervorbringend, z. B. die Wahrnehmung der Gemüthszustände anderer Personen ausser uns ist eine Production dieser Zustände in uns selbst und so in allen Fällen.« Allein hier ist die productive Einbildungskraft nicht durch und durch productiv oder allein productiv, wie sie dieses überhaupt nur vorherrschend, das heisst, so sein kann, dass sie immer auch zugleich reproductiv wirkt. Wir gelangen nicht urplötzlich ohne jede andere vorangegangene Thätigkeit der Einbildungskraft zur Wahrnehmung der Gemüthszustände anderer Personen in uns. Frühere ähnliche Gemühtszustände anderer Personen müssen Spuren in grosser Anzahl in uns zurückgelassen haben, bis wir durch die Zusammenfassung derselben zum Hervorrufen des Gemüthszustandes Anderer gelangen, und um ihn in uns vorzustellen, müssen wir schon Vorstellungen von eigenen ähnlichen Gemüthszuständen gehabt haben, welche wir beim Produciren der Gemüthszustände Anderer innerlich reproduciren müssen. Der Herr Verf. unterscheidet eine dreifache Künstlerphantasie, die bildnerische, die musikalische und die poëtische. Die bildnerische ist am meisten, die musikalische am wenigsten reproductiv. Nach den Anlagen ist die Phantasie eine blühende, eine glühende und eine plastische. Die blühende Phantasie ist reich und beweglich, die glühende brennend und scharf, die plastische, am treuesten ihre Gestalten nach Modellen aus der Erinnerung schaffende ist die griechische Phantasie; sie ist weniger »schöpferisch, als veredelnd.« Die Vernunft kann die instinctartige Wirkung der Phantasiebilder nicht vernichten; sie kann nur zu ihrer Verdrängung die Erzeugung entgegengesetzter Phantasiebilder veranlassen. Wir sollen daher von der Vernunft aus auf die Phantasie wirken. Mächtig wirkt der Glaube durch die Phantasie. Die Vernunft ist freilich nur reines Denken; aber sie kann auf die Phantasie wirken, welche die Vorstellungen erzeugt. Die Vorstellungen werden dann von der Einbildungskraft an den Stellen hervorgerufen, wohin sich das Denken der Vernunft richtet. So entsteht »als höchstes Erzeugniss der Einbildungskraft« der Mythus. Die Poësie »lässt die Ideen in ihrer ganzen Phantasiefülle als Ideale auf das Gefühl und die Stimmung veredelnd zurückwirken.« Die Dichter sind »die Gärtner der Phantasie, welche ihre wilden Gewächse veredeln« und die niederen Gebilde durch höhere, reinere verdrängen.

Der vierte Vortrag hat den Charakter zum Gegenstande der Darstellung. Der Herr Verf. geht von dem unserer Zeit gemachten Vorwurfe aus, dass ihr die ausgeprägten Charaktere fehlen. Die Berprechung dieses Gegenstandes liegt einem Jeden nahe, denn auf dem Charakter beruht die Werthschätzung der menschlichen Persönlichkeit. Hochachtung wird vorzugsweise nur dem Charakter, nicht der Geschicklichkeit und Bildung gezollt. Allerdings strebt dieses Zeitalter mehr nach Bildung als nach Charakter. Hierin liegt seine schwache und starke Seite. Unsere Zeit ist »die Zeit des Fortschrittes in der praktischen Anwendung der Wis-

Digitized by Google

senschaften auf das Leben« (S. 142). Doch gibt uns alle Bildung keine Achtung ohne den Charakter. Er ist »Kraft« und diese ist »göttlicher Natur.« Bildung ohne Charakter ist ein »Schwert, welchem der Mann fehlt«, der es führt. Diess wird in schlagenden Beispielen aus der Geschichte nachgewiesen. Der Charakter kann »den allerverschiedensten Inhalt« haben. Er kann Ruhmbegierde Herrschertrieb, Freiheitsliebe, wissenschaftlicher Eifer, Rechtschaffenheit, edler Schwung der Phantasie sein (S. 148 und 149). Der Stoff des Charakters ist die Schärfe der Neigung und die Wärme der Leidenschaft. Sie sind das von Natur aus im Menschen vorhandene »Gewächs«, welches zur Bildung des Charakters mit dem »Werkzeuge der Intelligenz und des Verstandes bearbeitet sein will.« Ein Naturgewächs ist nöthig; denn der Gärtner macht mit seinen blossen Werkzeugen noch keine Pflanze (S. 149). Der Charakter hat daher zwei Seiten, eine natürliche und eine moralische. Jene ist die Anlage zum Charakter, diese die Ausbildung desselben. Die Charakteranlage bezeichnet die bestimmten Bahnen zur Bildung des Charakters. Ohne Nachtheil für diesen schlägt man den entgegengesetzten Lauf nicht ein. Aber bei der Anlage darf man nicht stehen bleiben, wenn der Charakter sich in der Ordnung entwickeln soll. Die Freiheit, die Selbstbestimmung zeichnet den Weg zur Bildung des wahren Charakters vor. Es ist die freie Bewegung des Menschen innerhalb seines Naturells. Der Mensch muss nun zur wirklichen Bildung des Charakters »befestigend« und »ordnend« in die Anlagen seines Naturells eingreifen. Dazu gehört ein eigenthümliches Sehnen oder Streben. Die »kämpfenden Charaktere« erreichen das nicht, was sie zu sein streben, so Hippel und Schubart (S. 163 und 164). Die »gebrochenen Charaktere« sind die gewaltsam aus der Bahn geworfenen. Ein Beispiel wird von Swift hergenommen. »Einseitige« oder »eintönige« Charaktere sind solche, welche nur eine gewisse Seite ihres Naturells pflegen und ausbilden und alles Uebrige vernachlässigen, so Franz Baco von Verulam (S. 167 und 168). In diesem Sinne wird Robespièrre ein »zweitöniger Charakter« genannt, weil er im Privatleben streng rechtschaffen, im öffentlichen Republikaner war. Göthe wird als Vorbild »eines ausgezeichneten Charakters von drei Tönen« hingestellt. Als diese drei Töne werden die dichterische Productivität, der wissenschaftliche Forschungstrieb und die praktische Rechtschaffenheit bezeichnet (S. 169). Wenn man die im Stillen und vorbereitungsweise entwickelte Anlage zum religiösen und politischen Charakter dazu nimmt, könnte man bei ihm sogar von einem »fünftönigen Charakter« reden. Die »charakterlosen Menschen« setzen sich zum »Spielwerk ihres Naturells« herab. Das Naturell ist »die erste Natur des Menschen«; der Charakter ist als »Willensproduct« die zweite »umgeschaffene, selbstgeschaffene« Natur desselben. Nach der »innern oder selbstgeschaffenen« Natur des Menschen wird 1) der Charakter des Egoismus oder der Kraft, 2) der Geselligkeit oder Sympathie, 3) der Selbstvergessenheit oder nach Beneke

Digitized by Google

der »unpersönliche Charakter« unterschieden (S. 171). Was nun die Gewalt des Menschen über seinen Charakter betrifft, so kann man denselben zwar nicht gewaltsam »überspringen« oder sich einen entgegengesetzten »plötzlich« und »unwillkürlich« aneignen, aber doch sind immer Umwandlungen des Charakters, »freilich nur innerhalb der Schranken eines gewissen gegebenen Naturells« möglich und, wenn auch der Charakter sich nicht plötzlich ändert, so gehen dagegen »kleine Veränderungen jährlich, täglich, ja stündlich in einem jeden Charakter vor« (S. 182). Zum Naturgesetz tritt noch ein zweiter Factor, »die freie Willkür«, eine »in ihren Folgen höchst wirksame Gewalt« hinzu. Nach des Refer. Ansicht muss wohl zwischen Talent und Genie einerseits und Charakter anderseits unterschieden werden. Nicht die Ausbildung einer bestimmten, der Politik, der Wissenschaft oder Kunst zugewendeten Anlage, sondern einzig und allein die Ausbildung unseres sittlichen Willens, unserer moralischen Persönlichkeit macht den Charakter eines Menschen aus und in dieser Hinsicht kann man nur gute und schlechte Charaktere und charakterlose Menschen unterscheiden. Wir können von einem Epoche machenden Manne der Wissenschaft oder Kunst in dieser Hinsicht sagen, er habe keinen oder einen schlechten Charakter, während er vielleicht das Grösste im Gebiete seiner politischen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Begabung leistet. Allerdings sind auch moralische Anlagen im Menschen; aber mit diesen, da ihr Besitz weniger beschränkt, als der der wissenschaftlichen oder künstlerischen Gaben ist, und auch ein Mensch von höchst mittelmässigem Talent in ihrem Besitze sein kann, kann der Wille auch wirklich einen Charakter schaffen und ihm ein gutes Gepräge geben, indem er den sittlichen, allen Menschen gemeinschaftlichen Anlagen eine ihr Schlechtes beseitigende und ihr Gutes verwerthende Richtung gibt. Darum denken wir auch, wenn wir sagen: Der Mann hat Charakter oder es ist ein Mensch von Charakter, nicht an seine wissenschaftlichen Leistungen, an seine Kirchlichkeit oder religiöse Gesinnung, an ein Kunstproduct desselben, oder an seine politische Wirksamkeit, sondern lediglich an die Ausbildung desselben als sittlicher Persönlichkeit. Wir verlassen uns auf einen Menschen von Charakter, wir wissen, dass er nicht heute so und morgen anders handelt, weil er Grundsätze hat. Auf einen Charakterlosen verlassen wir uns nicht. Bei einem schlechten Charakter denken wir weder an Wissenschaft, noch an Kunst, noch an Religiosität oder Politik, sondern lediglich an seine Art, in Handlungen seine sittliche Freiheit zu äussern. Ein solcher Charakter ist nicht ein- oder mehrtönig, er durchdringt den ganzen Menschen und äussert sich in allen Kreisen seines Berufes. Ein solcher Charakter ist wahrhaft erworben und nicht gezwungen, sich innerhalb der Grenzen eines gewissen Naturells zu bewegen, er steht über und nicht unter seinem Naturell. Alles das ist bei wissenschaftlicher, künstlerischer, politischer Richtung nicht mög-

Digitized by Google

lich; denn hier können wir nicht über unsere Anlagen hinaus, obschon auch diese ungewöhnlich veredelt werden können.

Der fünfte Vortrag enthält eine Untersuchung über die Temperamente. Der Herr Verf. berührt zuerst die unhaltbaren Ansichten vom Temperament, die Eintheilung desselben nach Nationalunterschieden, nach den so genannten Elementen, nach der Wärme und Kälte, u. s. w. Als Urheber der Lehre von den Temperamenten wird Aristoteles bezeichnet oder derjenige unbekannte Aristoteliker, welcher die dreissigste Section der Probleme verfasst hat (S. 190). Hier soll bewiesen werden, dass alle ausgezeichneten Genies nothwendig Melancholiker seien. Der Grundgedanke ist die Annahme einer Klasse von Menschen, die sich durch ein stärker aufgeregtes Blut unterscheiden und daher zu allen Arten von Affecten eine grössere Anlage besitzen (S. 191). Der Wein bringt nach der aus Aristoteles angeführten Stelle ähnliche Wirkungen hervor. Zustände besonderer Blutaufregung versetzen auch die Phantasie in eine höhere Thätigkeit. Phantastische Menschen sind aber noch keine Genies. Die Phantasie muss durch ein klares Denkvermögen geregelt sein. Es ist nicht nur eine productive oder schöpferische, sondern auch eine receptive oder auffassende Anlage im Menschen. Beide müssen zusammenwirken, wenn sich das Genie entwickeln soll. Der Hr. Verf. findet den rein receptiven oder nüchternen Menschen im Chinesen (S. 197 und 198), den Gegensatz desselben, den berauschten oder phantastischen oder den rein productiven, da in der Berauschung als einer Aufregung der Phantasie die productive Anlage beruht, im Aethiopen, »dem reinen Hitzkopf und Phantasten« (S. 198—200). Ueber diesen beiden ursprünglichen Anlagen schwebt der Genius. Hier wird der receptive und der productive Genius unterschieden, jener vorzugsweise bei den Franzosen, dieser bei den Deutschen. Göthe schildert diesen Gegensatz in dem Liede: Trost in Thränen (S. 206 und 207). Die productive Seele ist der aufgeregte Mensch des Aristoteles, aus welchem das Genie hervorgehen soll und den er den Melancholiker nennt. Allein einmal tritt dem productiven Genius der receptive entgegen und die Behauptung des Aristoteles ist daher nur für eine Seite der genialen Natur wahr; dann kann auch der Aufgeregte oder Productive eben so gut Sanguiniker als Melancholiker sein, ja er wird vielmehr seiner Natur nach mit grösserem Rechte Choleriker genannt werden müssen (S. 218). Dem wilden Feuer des äthiopischen Temperaments steht das abkühlende Phlegma entgegen, welches also auf der Seite der receptiven Anlage steht. Der Hr. Verf. unterscheidet ein »äusseres« und ein »inneres Phlegma« (S. 219). Das »auswendige Phlegma« ist das nordische der unentwickelten Kraft (der Hr. Verf. nennt den nordischen Phlegmatiker »den Choleriker im Futteral«, den »Degen in der Scheide« S. 225). Das »inwendige Phlegma« ist das chinesische oder das der reinen Receptivität. Diesen Richtungen gegenüber steht die »phantastische oder productive« Anlage, die Anlage

Digitized by Google

des aufgeregten Blutlebens. In Verbindung mit der receptiven Anlage begründet diese das Genie, welches nach der receptiven Seite hin zur sanguinischen Geselligkeit, nach der productiven Seite mehr zur melancholischen Einsiedelei neigt. Das nordische Phlegma »mit beruhigtem Blute und starken Nerven« ist fähig, alle übrigen Temperamente aus sich zu entwickeln. Man unterscheidet demnach das »receptive«, das »phantastische« und das »geniale« Temperament (S. 228). Refer. möchte nicht von »genialem« Temperament sprechen, da Genius und Temperament wohl zu unterscheiden sind und unter dem letzteren wohl nur die ursprüngliche Anlage und Stellung der sinnlichen Lebenskräfte zu einander verstanden worden ist und verstanden werden kann. Wenn der Genius über den Temperamenten steht oder ihre Richtungen verbindet, so ist das über den Temperamenten Stehende oder sie Verbindende deshalb noch kein Temperament. Wenn auch nach dem Gesetze der Individuation ein jedes Temperament ein anderes ist und so jeder Mensch ein bestimmtes individuelles Temperament hat, so sind doch von jeher die bekannten vier Hauptrichtungen des sanguinischen und melancholischen, des cholerischen und phlegmatischen Temperamentes unterschieden worden. Das Leben ist ein Product von zwei Factoren, eines Reizes von Aussen und eines Gegenreizes von Innen, einer Entwicklungsfähigkeit im Organismus. Nun ist aber entweder dieser Reiz schnell, aber nicht anhaltend in seiner Wirksamkeit (sanguinisches Temperament), oder langsamer wirkend, aber möglichst in die Tiefe gehend und andauernd (melancholisches Temperament), in welchem die Stärke auf der Gegenwirksamkeit, auf dem innern und nicht auf dem äussern Factor des Lebens beruht; oder Reiz und Gegenreiz sind gleich schnell, gleich stark erregbar (cholerische Anlage) oder beide gleich langsam oder gleich wenig stark erregbar (phlegmatische Anlage). Da mit der Langsamkeit auch Stärke verbunden sein kann, so ist von dem stumpfen das ruhige oder milde Phlegma wohl zu unterscheiden.

Der sechste Vortrag bespricht einen wichtigen Gegenstand, den Instinct. Ihm geht der schöne Spruch des Empedokles voraus:

Wisse, die ganze Natur hat Vernunft und Theil am Gedanken.

Das Gebiet des Instinctes erstreckt sich nicht nur auf die Thiere, an welche dabei zunächst gedacht wird, sondern auch auf die Menschen. Ja, wir können das dunkle Instinctleben der Thiere nur aus der Natur unserer eigenen Instincte erkennen. Man kann, wie aus Beispielen gezeigt wird, nicht immer sagen, dass die von uns Instinct genannte Geschicklichkeit »angeboren« sei oder dass sie »immer zweckmässig« wirke. Nur die Triebe unserer eigenen Natur zeigen uns den sicheren Weg zur Erkenntniss thierischer Instincte. Das Instinctleben beruht auf einer Zeichensprache oder Semiotik (S. 237). Sie ist die Sprache der »unmittelbaren Empfindung«, der »blind wirkenden Triebe«, nicht Begriffssprache. Entweder sollen Zeichen zu gewissen unwillkürlichen Antrieben von Aussen her empfangen werden, oder man will solche Zeichen geben,

Digitized by Google

dass sie von Andern verstanden werden. Der Herr Verf. unterscheidet die unmittelbaren oder bildlichen Zeichen, die »Zeichen der Erinnerung« und die mittelbaren oder persönlichen, die »Zeichen der Anempfindung« (S. 240). Dieses wird mit vielen interessanten Beispielen, wobei immer die Parallele des Menschen- und Thierlebens festgehalten wird, verdeutlicht. Die Erinnerungszeichen sind Zeichen der Unlust und der Furcht, der Lust und des Verlangens. Durch ein vereinigtes Verständniss und Zusammenwirken beider Zeichen entstehen die Zustände der Gewöhnung, der Abrichtung und des Probirens (S. 247). Auf den persönlichen Zeichen, welche den unmittelbaren entgegengesetzt sind, oder den Zeichen der Anempfindung beruhen die Nachahmungstriebe, die Geselligkeitstriebe, die Mitgefühle, das tactmässige Handeln und die Verstellungskünste. Germar's Schrift über den Tact würde hier dem Verfasser viel wichtiges Material geboten haben. Diese Triebe werden im Einzelnen geschildert und ihre Aeusserungen mit Beispielen aus der Menschen- und Thierwelt beleuchtet. In den Anempfindungen des höheren Instinctlebens wird die passive und active Seite unterschieden. Durch das »passive Anempfinden« verstehen wir Andere, durch das »active«, geben wir uns Andern zu verstehen (S. 261). Das passive Anempfinden veranlasst instinctmässige Zuneigung und und Abneigung. Durch das active Anempfinden versetzen wir uns in Andere und »vervielfältigen« unsere eigene Person in »mehrere«. Göthe hat die Gegenprobe des höheren Instinctlebens in der Pandora, einem Festspiele, mit »unvergleichlicher Tiefe« geschildert (S. 264—266). Der »moralische Instinct« besteht in der »Personentheilung, welche wir in uns selbst vornehmen«. Solche höhere Instincte sind wohl mit der Freiheit vereinbar; denn sie werden durch die Gewohnheit des Handelns geschaffen und sind »erworbene Instincte«. Mit dem moralischen Instinct ist der religiöse verwandt. Dieser hat eine moralische und eine ästhetische Seite. Auch hier sind die Instincte weder »blind«, noch »angeboren«. Die höheren Instincte unterscheiden den Menschen vom Thiere so gut, als das Denken.

Im siebenten Vortrag ist die Freundschaft der Gegenstand der Darstellung. Der Herr Verf. beginnt mit der Hervorhebung der im Alterthum eng verwandten Begriffe der Freundschaft und Philosophie. Er weist auf Aristoteles und Plato hin, führt die Freundschaft der Platoniker, den Pythagoreerbund, Epikur's geselligen Kreis, die Lobpreiser der Freundschaft, Empedokles und Cicero, an. Mit Unrecht leitet Helvetius (de l'ésprit, discours III, chap. 14) alle Freundschaft aus »dem blossen Nutzen durch Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse« ab, mit Unrecht findet er in diesen Bedürfnissen »den einzig gültigen Maassstab der Freundschaft« (S. 280). »Wäre«, sagt der Herr Verf. S. 281, »der blosse Austausch der Bedürfnisse schon Freundschaft, dann gäbe es nichts Freundschaftlicheres, als einen Jahrmarkt oder eine Börse, wo man einander gegenseitig auf das Möglichste zu übervortheilen, also

Digitized by Google

jeder seine Bedürfnisse auf die »stärkste Art durch den Andern zu befriedigen sucht«. Ein natürlicher und einfacher Grund ist der nächste Grund der Freundschaft, welchen schon Aristoteles andeutet, wenn er magn. moral. II, 11 sagt: »Vorzüglich ist Freundschaft unter Gleichen nach dem Sprichwort: Wo eine Dohle sitzt, da setzt sich auch die andere; die Gottheit treibt Gleiches zu Gleichem« (S. 278). Die einfachste Grundlage der Freundschaft liegt in »der Natur der Kameradschaft« (S. 285). Die Anziehung findet durch das Gleiche statt. Doch zieht sie auch häufig das Ungleiche in den Kreis des Gleichen mit hinein. Ein gleiches Streben verbindet die Individuen entweder bei gleicher oder bei ungleicher Befähigung zur Ausführung des Erstrebten. Mit Unrecht macht man einen völligen Unterschied der Liebe und Freundschaft geltend (S. 298). »Wenn die Freundschaft, lesen wir daselbst, wie wir gesehen haben, aus einer Uebereinstimmung der Seelen in gemeinschaftlichen Wünschen und Bestrebungen erwächst, so fällt die Liebe ganz vorzüglich mit unter diesen Begriff. Denn sie ist diejenige Kameradschaft, welche bestrebt ist, die Gegenwart des Menschengeschlechtes mit seiner Zukunft aufs Engste in Verbindung zu setzen, indem sie an die Stelle der abwelkenden Zweige immer wieder grüne und frische Schösslinge der Zukunft treten lässt; sie ist also die Freundschaft mit dem Bestreben einer unendlichen Verjüngung und Vermehrung der Freundschaftsverhältnisse selbst«. Sie ist diejenige Freundschaft, zu welcher die Natur »auf die allgemeinste Art allen ihren Wesen ohne Ausnahme den Weg weiset«. Insbesondere wird die Bruderliebe, die Mutterliebe, die Liebe des Schülers zum Lehrer hervorgehoben. Als die wahre Probe der Freundschaft wird mit Cicero das Unglück bezeichnet. Die Freunde, die uns im Unglück verlassen, waren nie unsere wirklichen Freunde. Erst das Leiden lässt uns die Freunde erkennen. Sehr passend werden S. 312 die Worte Wallenstein's angeführt:

Nacht muss es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.

Der achte und letzte Vortrag entwickelt die Ansichten des Herren Verf. über Materialismus und Idealismus. Er beginnt mit einer Andeutung des grossen religiösen Gegensatzes zwischen Unglauben und Glauben oder zwischen Materialismus und Idealismus. Von diesen Gegensätzen als Modesache wird hier abstrahirt. Denn oft sind sie nichts, als diese. »Im vorigen Jahrhundert, heisst es S. 315, z. B. galt der Unglaube für vornehm und der Glaube für gemein, in unsern Tagen ist das Umgekehrte der Fall.« Auch nicht auf das Specifische des Christenthums wird in diesem Vortrage Rücksicht genommen. Der Hr. Verf. greift aus seinem Thema nur die »philosophische Seite« heraus. Es handelt sich bei diesen Fragen nur um »blosse Ansichten« oder »Hypothesen«; dabei wird aber hervorgehoben, dass auf diese Hypothesen »unser Leben gebaut ist«, dass von ihnen »unser inneres Glück und Unglück abhängt«. Hier kann man nicht auf »empirische

Digitized by Google

Thatsachen« bauen. Die Empirie kommt nicht über den Göthe'schen Spruch (S. 317) hinaus:

Was man nicht weiss, das eben brauchte man,
Und, was man weiss, kann man nicht brauchen.

Mit der »speculativen Theorie«, mit dem »religiösen Glauben« verbunden, gewinnt die Empirie eine andere Bedeutung. Hier wird sie selbst »Schiedsrichterin«, wenn sie zeigen kann, dass zur Erklärung des einen Glaubens eine grössere Menge entscheidender Thatsachen angeführt werden kann, als für den andern (ebend.). Gewöhnlich wirkt hierbei »eine ästhetische Triebfeder«. Wir können eine Lebensansicht nicht dauernd ergreifen, nicht zu der unsrigen machen, welche »unser innerstes Gefühl verletzt«. In der Nacht des Lebens strebt man nach »Wahrheit«; sie soll der lichte Punkt sein, der das Dunkel verscheucht. Auch bei dem Buchstabengläubigen regt sich der Zweifel durch das Nachdenken; selbst »ehrwürdige und frommgläubige Männer, wie Thomas von Kempen«, konnten den Zweifel nicht los werden. Weder der Buchstabenglaube, noch der entschlossene Materialismus befriedigt die Forderungen unserer Natur (S. 322). Beide sind »trübe, finstere, melancholische Lebensansichten«. »Heiterkeit der Hoffnung«, und »Herzenswärme einer guten fröhlichen Zuversicht« sind aber das dem »Leben Angemessene« (S. 323). Wir haben nun die Wahrheit nicht, wir ringen, streben nur nach ihr. Dieses drückt schon das Wort: Philosophie aus. Weder der Buchstabengläubige, noch der Materialist sind aber Philosophen; denn beide behaupten, im vollen Besitze der Wahrheit zu sein. Beide sind »am Ziele«, ihnen ist die Philosophie das »überflüssigste« Ding von der Welt. Man fängt die Wahrheit weder mit dem »Netze der Empirie«, noch mit der »Sprenkel des Dogma's«. Die Wahrheit ist ein »grosses Geheimniss«. Die Anerkennung desselben und die Liebe zu ihm in unablässig denkender und forschender Bemühung ist Philosophie (S. 324). Dem Materialismus gehört in der Fortentwicklung des Menschengeistes dieselbe Stellung, welche der Buchstabenglaube einnimmt. Die freie Philosophie verlangt »feine Herzen und sinnige Geister«, welche »nicht ungeduldig sogleich an's Ziel rennen wollen«. Der Herr Verf. zeigt, dass nicht immer mit materialistischen Vorstellungen die Negation der Unsterblichkeit der Seele, die feindliche Bestreitung religiöser Vorstellungen verbunden ist, wie das bei dem Materialismus »des heutigen Tages« vorkommt. Er führt zum Belege den Materialismus des berühmten christlichen Kirchenlehrers Tertullian, die Vorstellungen der griechischen Philosophen an. Besonders hebt er die Vorstellungsart Heraklits hervor. Sie bildet einen »vorzüglich interessanten Gegensatz« zum »Materialismus unserer Tage«. »Man denke sich einmal, heisst es S. 335, dass heut zu Tage ein Mann lebte, welcher wie Heraklit lehrte, dass Alles Geist und Seele sei, dass unsere Seele nur allein im Zusammenhange mit einer höhern Weltseele ihr Bewustsein habe; dass dieses sich verdunkle, je enger sie sich mit dem Körper ver-

Digitized by Google

binde, erhelle, je mehr sie sich von demselben entbinde und mit der Urseele in Zusammenhang trete; dass erst mit der Trennung der Seele von dem sie verdunkelnden Leibe ihr eigentliches Leben beginne, gegen welches das gegenwärtige Leben nur als ein trüber Schlaf, ja als ein Tod zu achten sei; dass alle Materie im Weltall aus Seele entstanden, und zuletzt wieder in Seele zurückzugehen bestimmt sei; dass kein Denken und kein Bewusstsein aus bewusstlosem Stoffe hervorgehen könne, sondern umgekehrt aller bewusstlose Stoff ursprünglich aus einer völlig wachen Seele, aus bewussten und denkenden Zuständen seinen Ursprung herleite: würde uns heutzutage seine Lehre nicht seltsam und wunderbar vorkommen? »Solche wären nicht Materialisten«, sondern »Idealisten«. Dem Idealismus ist die Materie »umgewandelte« oder »entartete« Seele. Der Idealismus nimmt eine »unsichtbare Urmaterie« an, welche »für sich selbst genommen Geist, Seele, Bewusstsein ist«. Der Idealist ist daher auch Materialist; aber »gründlicher« und »tiefer«, als der gewöhnliche. Der Hr. Verf. betrachtet die sämmtlichen Materialisten »als Candidaten des Idealismus, welche ihre Lehrzeit noch nicht vollendet haben«. Die materialistische Denkweise ist dem Menschen »nicht natürlich«, sie ist eine »Abart des Idealismus«, entsteht aus dem »religiösen Materialismus«, wie »im Alterthum«. Die Hegel'sche Philosophie ist ein »im Sinken begriffener Idealismus«, die Fichte'sche Wissenschaftslehre der »reinste und ächteste Idealismus, zu welchem je ein Menschengeist sich emporschwang« (S. 338 und 339). Der Herr Verf versetzt sich bei seiner Erklärung des Idealismus in die »Seele Heraklits«, nur mit dem Unterschiede, dass ihm die ursprüngliche Seele kein »materielles Substrat« ist. Die Urseele wohnt nicht in der Materie, sondern »in sich selbst«, im »absoluten Ich«. Nach dem Idealisten »bedarf die Seele keines materiellen Substrates zu ihrer Existenz«, wohl aber die Materie einer »geistigen Unterlage«. Der Process »des physiologischen Lebens unseres Leibes« wird dafür als Beleg angeführt. Der »ausgezogene Geist ist nicht mehr Materie, eben so wenig als der aus Getreide ausgezogene Alkohol noch Stärkemehl ist«. Die zu Seele werdende Materie wandelt sich zurück aus einem ausgedehnten in ein unausgedehntes Wesen. Sie erzeugt sich die „Räume selbst, in denen ihre Gedanken schweifen". Die Thatsachen, welche das Verhältniss „zwischen Seelenthätigkeiten und elektrischen Nervenströmen" konstatiren, sprechen dafür. Die Erhöhung der Seelenthätigkeit hat eine Abnahme in der Erzeugung des elektrischen Stromes und eine Erhöhung dieser Erzeugung eine Abnahme der Geistesthätigkeit zur Folge. Geist und Materie sind, wie nach Heraklit des Feuers Tod des Meeres Geburt, Alles verwandeltes Feuer ist und Alles sich in Feuer und Feuer in Alles umtauscht, gleich der Waare und dem Golde, „im Handelsverkehr". Seele und Elektricität sind »Aequivalente«, wie im Handel Geld und Waare. So viel Seelenkraft gewonnen wird, so viel Nervenkraft geht verloren. Dies zeigt sich auch im Wechsel des Schlafes und

Digitized by Google

Wachens, im Verhältniss des Alters und der Jugend. „Das Leben bewegt sich, mit diesen Worten schliesst der Hr. Verf. seinen anziehenden Vortrag, gleichsam kreisförmig in seinen verschiedenen Zuständen, vom Wachen sinkend in den Schlaf, vom Schlaf zum neuen und erhöhten Wachen emporsteigend. Morgen und Jugend sind die Höhenpunkte des Bewusstseins und der Helligkeit, Nacht und Alter die Senkungen in die Dunkelheit; und das ganze Leben wiederum mit seinen unzähligen Morgen und Abenden, mit Kindheit, Jugend und Alter aufsteigend als der erste kleine Anfang eines grösseren Kreislaufes, welcher einer neuen Jugendstärke, einem helleren Erwachen die Bahn bereitet. So wälzt sich Alles wie Räder. Nirgends ist Stillstand oder Aufhören und dieselbe Bewegung, welche hier in die Schatten der Nacht hinabsenkt, hebt dort auch wieder eben so im Verlaufe ihres Umschwungs in das Licht des Tages empor."

Wenn der Herr Verf. den Materialismus und Idealismus als Glauben bezeichnet, so kann er wohl auch für die Durchführung seines Idealismus keine wahre Erkenntnisskategorie in Anspruch nehmen. Es stehen demselben wohl auch vielfache Bedenken entgegen. Wenn das Ursprüngliche nichts als Geist, nichts als Unausgedehntes ist, wie kommt es zu dieser Umwandlung, welche die Negation des Geistes, die Ausdehnung, der Stoff ist? Ist der Geist unräumlich und unausgedehnt, wie kann er sich in seinen absoluten Gegensatz, die Räumlichkeit und Ausdehnung, verwandeln? Das Zusammensein des Geistes und der Materie in dem einen Wesen des Menschen ist wohl nur dann denkbar und begreiflich, wenn beide relative, nicht aber, wenn sie absolute Gegensätze sind. Beide bilden ja nach unserem Bewusstsein in ihrer Zusammengehörigkeit eine Person; denn ihre Einheit ist weder Identität, noch absoluter, also unvereinbarer Gegensatz. Der S. 327 erwähnte treffliche Irrenarzt Dr. Groos, durch seine psychologischen Schriften und durch seinen Charakter die allgemeine Achtung zur Zeit seiner verdienstvollen Wirksamkeit geniessend, sagt in seiner Schrift: „Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes" (1840), es sei dem Sinnenmenschen nicht gegeben, sich die individuelle Fortdauer seiner Seele als Kraft denken zu können ohne ein materielles Organ, ohne einen Stoff, der ihr zum Werkzeuge diene, um wirken zu können, „weil wir Sinnenmenschen uns keine Kraftäusserung überhaupt vorstellen können, ohne ein wenn auch noch so feines stoffiges Organ als das Substrat dabei postulieren zu müssen." Der Herr Verf. gibt diese Vorstellung „nicht als richtig" zu und doch wäre hier zu fragen, wie man sich diese individuelle Wirksamkeit anders denken könne. Auch ist dieser Ideal-Realismus noch lange kein Materialismus. Eine „unsichtbare Materie" ist immer doch Materie und als solche ausgedehnt, also ursprünglich nicht ohne Ausdehnung, wie doch der Hr. Verf. will. Wenn die Seele sich auch Räume durch die Einbildungskraft schafft, in welchen ihre Gedanken schweifen, so kann

Digitized by Google

sie doch über den Raum, innerhalb dessen sie selbst ist, über die Grenzen ihres Körpers nicht hinaus. Die Räume sind nicht von einander verschieden, der subjective Raum, wie der objective, ist und bleibt räumliche Anschauung der Seele. Es wäre erst noch zu beweisen, dass Seelenthätigkeiten und elektrische Nervenströme im Gegensatze stehen, so dass die Abnahme der ersten die Zunahme der zweiten zur Folge hat. Die Beobachtung des individuellen Lebens mindestens zeigt eine gewisse parallele Zu- und Abnahme in der Jugend und im Alter. Allerdings stärkt sich der Geist durch den Schlaf; aber dieser Schlaf verliert immer mehr an seiner stärkenden Kraft im höheren Alter. Bei der Unsterblichkeitsfrage handelt es sich nicht um die Fortdauer des Bewusstseins an sich in seiner Unendlichkeit, sondern um die Fortdauer eines bestimmten, individuellen oder persönlichen Bewusstseins. Die Allpersönlichkeit ist nur die Summe aller individuellen Persönlichkeiten, wie die Menschheit die Summe aller einzelnen Menschen ist. Fichte's reiner oder echter Idealismus hat seine wunde Stelle in der Auffassung der Frage, wie das absolute Ich zu einer Begrenzung oder Beschränkung seiner selbst, die dabei immer nur als eine Negation des Ichs angenommen wird, kommen soll, wie das ursprüngliche Ich sich zu einem abgeleiteten gestalten könne. Der Berkeley'sche Idealismus ist, indem er das Ding zur Vorstellung im Ich macht, folgerichtiger. Auch ist die vorsokratische Philosophie wohl vorherrschend materialistisch oder vielmehr naturalistisch, aber nicht religiös. **v. Reichlin-Meldegg.**

Lettres, Instructions et Mémoires de Colbert, publiés d'après les ordres de l'Empereur sur la proposition de Son Excellence M. Magne, Ministre secrétaire d'Etat des finances, par Pierre Clément, membre de l'Institut. Paris, Imprimerie impériale, tomes I—V. 1861—1868.

Die Bibliothek unserer Universität ist vor kurzem durch das französische Finanz-Ministerium, auf Ansuchen des Ref., mit der hier angezeigten Publikation bereichert worden, welche für die politische wie besonders für die ökonomische Geschichte von hohem Werthe ist.

Der Herausgeber, Pierre Clément, Mitglied des Instituts von Frankreich, hat im Jahre 1846 eine Biographie Colberts veröffentlicht (Histoire de la Vie et de l'Administration de Colbert, Paris, Guillaumin) und später daran weitere Arbeiten über die Zeit Ludwigs XIV. geknüpft. Seiner Anregung vornehmlich wohl ist das in hohem Maasse dankenswerthe Unternehmen zuzuschreiben, das sich jetzt seiner Vollendung nähert.

In dem Berichte, welchen der Finanzminister am 11. August 1859 dem Kaiser erstattete heisst es: »Unter den Ministern, deren

Digitized by Google

Name den lebhaftesten Glanz in den Annalen der alten Monarchie verbreitet, steht Jean-Baptiste Colbert voran, welcher zu gleicher Zeit die Attributionen der Finanzen, der Marine, der Industrie und des Handels, der Künste und Wissenschaften, der öffentlichen Arbeiten, der Befestigungen hatte und obenein einen bedeutenden Antheil an der vorbereitenden Arbeit und der Redaktion jener grossen Verordnungen über den Civilprocess, den Handel, die Ströme, Canäle und Forsten nahm, welchen die Regierung Ludwigs XIV. ihren reinsten Ruhm verdankt.

Seit einigen Jahren ist die Verwaltung Colbert's der Gegenstand ernster Studien geworden; aber bis jetzt sind seine Correspondenzen, seine Denkschriften über die grossen Fragen, welche jeder Tag brachte, seine schönen Instructionen an seine Agenten und an seinen Sohn, der ihm nicht ohne Ehre in der Leitung der Marine folgte, nicht gesammelt und zu einem ganzen vereinigt worden. Zerstreut in verschiedenen Publikationen können diese Urkunden nur mit Mühe in ihrer Ganzheit studirt werden; auch ist der grösste Theil der Correspondenzen Colberts noch niemals herausgegeben und handschriftlich zerstreut, sowohl in den zahlreichen Bibliotheken von Paris, als in den Archiven der Ministerien, der Marine, des Krieges, der öffentlichen Arbeiten und der auswärtigen Angelegenheiten.

Herr Pierre Clément, Mitglied des Instituts, dessen Werke über Colbert und die Regierung Ludwigs XIV. von der Académie française und der Académie des inscriptions et belles-lettres mit dem Preise gekrönt worden sind, ist mir vorzüglich geeignet erschienen, die Correspondenzen, die Denkschriften und die Instructionen Colberts zu sammeln und zu veröffentlichen, und zwar anfangend mit dem Jahre 1650, wo Colbert dem Cardinal Mazarin attachirt wurde, und endigend mit dem Jahre 1683, wo er starb.

Diese Publikation würde nicht blos eine gerechte Huldigung für die französische Verwaltung sein in der Person eines ihrer hervorragendsten Vertreter; sie würde auch, unter dem doppelten Gesichtspunkte des Administrativen und des Historischen, von einem unbestreitbaren Nutzen sein. Sie könnte mit einem Worte in jeder Hinsicht der Regierung nur zur Ehre gereichen, welche sie anordnete.«

In Verfolg dieses Berichtes ist die officielle Publication mit Eifer und Sorgfalt betrieben worden. Schon im Jahre 1861 hat der erste Band erscheinen können, welcher der Zeit nach abgetrennt die Periode umfasst, welche Colbert im Dienste Mazarins zugebracht d. h. die Jahre bis zum Tode Mazarin's 1661 (CLIV u. 588 S.). Von da ab, also seit der selbständigen Leitung, in welche Colbert neben dem jungen Könige eintrat, ist das Material nach den Gegenständen der Verwaltung geordnet. Und zwar sind es folgende Bände: Tome II., 1. Partie, enthaltend Finances, Impôts, Monnaies, 1863; 2. Partie, enthaltend Industrie Commerce, 1863 (CCLXXVIII u. 930 S.). Tome III, 1. Partie, Marine et Galères, 1864 (LVIII u. 576 und 318 bis Seiten). 2. Partie, Instructions au Marquis de

Digitized by Google

Seignelay, Colonies, 1865 (LXXXIV u. 794 S.). Tome IV. Administration provinciale, Agriculture, forêts, haras, Canal du Languedoc, Routes, Canaux et Mines 1867 (CXXXI u. 674 S.). Tom. V, fortifications, sciences, lettres, beaux-arts, bâtiments 1868 (C und 706 S.). Nach den brieflichen Mittheilungen des Herausgebers an den Ref. soll das noch übrige in zwei Bänden während der ersten Monate des Jahres 1870 erscheinen, und zwar wird es enthalten: Affaires religieuses, justice et police (réforme des Codes etc.) affaires diverses; der zweite Band: lettres privées, nebst Ergänzungen zu dem in den bisher erschienenen Bänden Veröffentlichten, welche sich nachträglich vorgefunden haben.

Die mit römischen Ziffern paginirten Theile der einzelnen Bände umfassen die angenehm geschriebenen Einleitungen, in welchen der Herausgeber in geistreicher Weise das Resumé jedes Bandes darbietet, vielleicht etwas zu geistreich für deutsche Gewohnheit. — Dem ersten Bande ist neben der Einleitung noch eine Chronologie der französischen Geschichte von 1648—1683, sowie eine Vergleichung des Geldwerthes jener Epoche mit unserer Zeit beigefügt. Die Chronologie ist nicht sonderlich vollständig, die Reduction des Geldes ist ziemlich schwach. Eine Schätzung, welche nicht auf exacte Forschungen, sondern auf eine gelegentliche Aeusserung eines »celèbre historien, Macaulay« u. dgl. sich stützt, ist wenig nütze. Doch abgesehen von derartigen gutgemeinten Zugaben, vor welchen die schärfere Kritik deutscher Methode sich zu hüten weiss, gebührt dem Fleisse und namentlich der Eleganz der vorliegenden Publikation aller Dank.

Neben dem Text ist in fortlaufenden Anmerkungen erläuterndes Urkundenmaterial, Biographisches u. dgl. gegeben; am Schlusse jedes Bandes ferner ein Appendix mit ergänzenden Aktenstücken. Vieles davon liegt zum ersten Male gedruckt vor, anderes in Privatarbeiten, wie derjenigen Clément's über Colbert, früher schon veröffentlicht; manches in der grossen amtlichen Ausgabe der Documents inédits sur l'histoire de France, in deren Abschnitte Correspondance administrative sous le règne de Louis XIV., welcher von Depping besorgt und 1852 erschienen ist.

Zum ersten Male jedenfalls ist ein hinreichendes urkundliches Material zusammen gebracht, woraus die Gestalt Colbert's in ihrer ursprünglichen Wahrheit hervortritt. Um diese Wahrheit handelt es sich, von den andern mannigfaltigen Richtungen seiner Verwaltung abgesehen, namentlich für die Staatswirthschaft. In dieser Richtung hat sich die Aufmerksamkeit des Ref. auf die Publikation gelenkt und die ersten Resultate seiner Untersuchungen sollen in den nächsten Heften der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft erscheinen, sowie eine Vorstudie über das Verhältniss Colbert's zu Mazarin in v. Sybel's Historischer Zeitschrift.

Heidelberg. **Gust. Cohn.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber den Gebrauch der Helmzierden im Mittelalter. Culturhistorische Skizze vom Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg etc. Mitglied des würtembergischen Alterthums-Vereines u. s. w. Mit einer radirten und VIII lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten. Stuttgart. Verlag der K. Hofbuchhandlung von Jul. Weise 1868. 63 S. in gross 4to.

Diese Schrift behandelt eine Frage, die schon mehrmals Gegenstand der Besprechung bei den Versammlungen deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher geworden war, die nicht blos tief in das Gebiet der Heraldik eingreift, sondern auch in andern Beziehungen für unsere Kunde des Mittelalters von Wichtigkeit ist; sie hat in dieser Schrift eine eben so gründliche als (wir dürfen es wohl sagen) erschöpfende Erörterung erhalten, welche an dem auf diesem Wege gewonnenen Ergebniss keinen Zweifel mehr lassen kann. Denn es ist auf der einen Seite in dieser Schrift kaum Etwas übersehen, was zur Sache in Betracht kommt, und auf der andern Seite ist die ganze Untersuchung mit solcher Genauigkeit und Gründlichkeit geführt, dass sie geeignet ist, auch Andere von der Richtigkeit der Resultate, zu welchen die Beweisführung gelangt, zu überzeugen. Die Frage, um die es sich nämlich hier handelt, betrifft die heraldischen Helmzierden, in wie fern dieselben nicht allgemein, sondern nur bei einzelnen bestimmten Veranlassungen oder Gelegenheiten von den Rittern getragen worden, seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem diese Helmzierden erweislich zuerst aufgekommen sind; und hier ist nun der Verfasser entschieden der Ansicht, dass die Ritter bis zu dem Schlusse des Mittelalters, im Kriege und im ernsten Kampfe (mit sehr seltenen Ausnahmen) keine Helmzierden geführt haben (S. 12); er hat auch in der umfassenden Behandlung des Gegenstandes die nicht zu widersprechenden Beweise beigebracht, welche, selbst abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Construction und der Möglichkeit, solche Zierden im wirklichen Kampfe zu tragen, insbesondere auf die noch vorhandenen, gleichzeitigen Denkmale der Art, welche hier in getreuen Abbildungen vorgelegt werden, sich stützen, theils auch auf die Angaben und Beschreibungen in unsern ältern poetischen Werken; da die wichtigeren und bedeutenderen Abbildungen der Art in vorzüglich ausgeführten Holzschnitten — die sich für solche Darstellungen insbesondere empfehlen — der Erörterung eingefügt sind, so kann sich der Leser am besten von der Richtigkeit der Behauptung überzeugen, ohne nach weiteren Beweisen

Digitized by Google

zu fragen. Zwei gelehrte französische Forscher, F. de Saulcy und Graf E. von Lasteyrie haben mit gleicher Bestimmtheit sich für die von dem Verfasser vertretene Ansicht ausgesprochen und das Tragen dieser Helmzierden im eigentlichen Kampfe entschieden geläugnet. Es haben aber diese Helmzierden, welche aus der einfachen und natürlichen Sitte, den Helm mit einem grünen Zweig zu zieren, hervorgegangen sind (wie diess die Abbildungen von zwei solchen Helmen mit dem grünen Laubzweig aus dem Jahre 1234 deutlich zeigen), einen entschieden heraldischen Charakter, und stehen dadurch in Verbindung mit dem Wappenschild, was die hier beigebrachten Beweise unzweifelhaft darlegen. Der Verfasser durchgeht nun eine grosse Anzahl von bildlichen Darstellungen der verschiedensten Art, wie sie zumal in Handschriften aus diesen Zeiten des Mittelalters, also gleichzeitig, uns vorliegen, und da zu der gegebenen Beschreibung und Erklärung auch die Abbildung selbst hinzugekommen ist, in einer durchaus getreuen, und wie schon bemerkt, künstlerisch vorzüglich ausgeführten Weise, so ist das daraus gewonnene Resultat ein so sicheres, dass wohl jedes weitere Bedenken zurücktreten muss. Nur bei einzelnen festlichen Gelegenheiten, Tourniren u. dgl finden sich diese Helmzierden angebracht, bei eigentlichen und wirklichen Kämpfen, wo sie ohnehin auch nur hinderlich werden konnten, werden sie vermisst. So wird also bei der Frage über den Gebrauch und die Führung der Helmzierden sehr bestimmt zwischen der Kriegsrüstung und der Tournirrüstung zu unterscheiden sein, und so auch zwischen dem eigentlichen Kriegshelm und Tournirhelm, worüber der Verfasser sich näher verbreitet, indem er eine genaue Beschreibung dieser beiden Arten von Helmen gibt, und dabei auch die Veränderungen feststellt, welche im Laufe der Zeit hier eingetreten sind. Welche Bereicherungen und Berichtigungen daraus sich für die gewöhnliche Auffassung und Darstellung dieser Gegenstände ergeben, bedarf kaum einer besondern Erwähnung, wir erinnern auch an das, was über Helm und Helmzierde bei San Marte (Waffenkunde des deutschen Mittelalters) S. 75 ff. darüber mit guten sprachlichen Erörterungen sich bemerkt findet; auch die aus der Parcivalhandschrift (des vierzehnten Jahrhunderts, Taf. VII) gegebene Abbildung bestätigt die Ansicht des Verfassers über den Gebrauch der Helmzierden. Ueberhaupt bietet die ganze Erörterung, wie sie in der vorliegenden Schrift geführt ist (S. 49 ff.) des Lehrreichen nicht wenig; sie verbreitet zugleich ein Licht über eine Reihe von Denkmalen des Mittelalters, welche auf diesem Wege ihre richtige Auffassung und Deutung erhalten, aber auch zugleich auf die reale Bedeutung des Ganzen hinweisen, welche nicht unterschätzt werden darf. So erscheint die ganze Erörterung, auch abgesehen von ihrem nächsten Zweck, zugleich als ein eben so dankenswerther Beitrag zu unserer Kunde der bildlichen Denkmale des Mittelalters in ihrem Zusammenhang mit den Sitten jener Zeit und dem gesammten Leben derselben, das sich darin

Digitized by Google

abspiegelt. Eben darum auch werden die zahlreich eingefügten, selbst grösseren Holzschnitte, so wie die auf den beigefügten acht lithographirten Tafeln befindlichen grösseren Darstellungen, welche nach den Originalen aus dem zwölften, dreizehnten, und theilweise auch dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gemacht sind, eine besondere Beachtung verdienen, weil sie lauter für den in Frage stehenden Gegenstand wichtige Momente im Einzelnen uns vorführen, und dadurch zur vollen Bestätigung der in der Schrift selbst gegebenen Darlegung dienen. Diese aber mag wohl als ein Muster einer gründlichen und umsichtigen Untersuchung Allen denen empfohlen werden, welche an die Behandlung ähnlicher Gegenstände sich wagen, und die grossen Schwierigkeiten nicht scheuen, die auf diesem oftmals dunkeln und unsichern Gebiete der Forschung überall entgegentreten.

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Schulen. Von Dr. K. Kiesel, Director des Gymnasiums zu Düsseldorf. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1868. Erster Theil. Das Alterthum. XII u. 248 S. Zweiter Theil. Das Mittelalter VII u. 229 S. Dritter Theil. Die neue Zeit. VIII u. 234 S. gr. 8.

Das schon in zweiter Auflage erschienene grössere Werk des Verfassers (Weltgeschichte für höhere Schulen und Selbstunterricht übersichtlich dargestellt) dürfte den Lesern dieser Blätter wohl noch aus der Anzeige im Jhrgg. 1867 S. 753 f. bekannt sein. Das vorliegende Lehrbuch soll keineswegs als ein Auszug daraus erscheinen, sondern ist in einer gewissen Unabhängigkeit davon gehalten, wie der Zweck, dem es dienen soll, es mit sich bringt. Manche Betrachtungen, manche Andeutungen, welche dort allerdings an ihrem Platze waren, sind daher hier weggefallen, wenn auch die Grundanschauung in beiden Werken die gleiche ist und auch bei diesem Werke in der ganzen Fassung und Haltung hervortritt. Der Verfasser verhehlt sich nicht, wie eben über die Darstellung bei einem solchen Buche, das dem Geschichtsunterricht zur Unterstützung dienen soll, die Stimmen verschieden seien: das vorstehende Buch (wir lassen hier lieber den Verfasser selbst reden) „ist in der Meinung geschrieben, es müsse dem Unterricht gegenüber so viel Selbständigkeit besitzen, dass es für sich verständlich sei. Das hie und da gut geheissene oder geforderte Verfahren, durch Abgerissenheit und Lückenhaftigkeit oder durch Einschaltungen und kritische Zeichen den Lehrer zu Ergänzungen aufzufordern, ist bedenklich, weil es dem Lehrer, der an anderen Stellen, als das Buch es andeutet, Ausführungen zu geben wünscht, in den Weg tritt. Eine in Bezug auf Ausführlichkeit und Deut-

Digitized by Google

lichkeit gleichmässige Behandlung macht es möglich, zwischem dem, was im engsten Anschlusse an das Buch erledigt werden, und dem, was durch den Vortrag noch erweitert werden soll, eine Wahl zu treffen. Aufforderungen, die das Buch in dieser Beziehung an den Lehrer richtet, müssen mittelbarer Natur sein und nicht aus dem Satzbau heraustreten. Solche ergeben sich auch, wenn man sich eine zusammenhängende und gleichmässige Darstellung zur Pflicht macht, von selbst in grösster Zahl, da an jedes Merkmal, das einer Person oder Sache beigelegt ist, eine rechtfertigende Bemerkung angeschlossen werden kann, die dem Schüler beim Nachlesen sich wieder vergegenwärtigt. Auf diese Weise wird das Buch dem Lehrer keine Schranke und wird für den Schüler anziehend genug, ihn zu fleissiger Benutzung zu bewegen." Der Verfasser spricht sich mit Recht gegen die Behauptung aus, dass damit dem Verfasser eines Lehrbuches eine unlösbare Aufgabe gestellt werde, und bemerkt gewiss mit gleichem Rechte: „Was in die Hände der Schüler kommen soll, muss der Art sein, dass der Schüler es nachahmen darf. Abgerissene Bemerkungen, unvollständige Sätze, lose eingestreute Wörter sind aber für den Schüler eben so wenig belehrend als angenehm. Sie fördern ihn in seinem Geschmack jedenfalls noch viel weniger, als die Unvollkommenheiten, die bei dem Bemühen, grosse Massen von Thatsachen in übersichtlicher Kürze darzustellen, unvermeidlich bleiben." Der Verf. hat damit eine Wahrheit ausgesprochen, die nicht blos von geschichtlichen Schulbüchern gilt, sondern auch von Schulbüchern anderer Art und verschiedenen Inhalts, und es wäre wahrhaftig im Interesse der Schule zu wünschen, dass bei der Einführung von Schulbüchern auch auf diesen Punkt stets eine Rücksicht genommen würde, welche jedes Schulbuch, das diesen Anforderungen nicht entspricht, mag es auch sonst nicht übel sein, der Schule fern halten soll.

In diesem Sinn hat nun der Verfasser das vorliegende Lehrbuch bearbeitet, und insbesondere auch durch die Form, entsprechend den eben gestellten Anforderungen, dasselbe eben so anziehend als brauchbar zu machen gesucht. Die Darstellung in strenger Methode gehalten, ist klar und bestimmt; bei aller Gedrängtheit derselben, doch Nichts Wesentliches übergehend, und überall anregend, die Ergebnisse neuer und neuester Forschung eben so wenig verschmähend, als derjenigen Kritik huldigend, die alle ihr nicht gefälligen Thatsachen als unsichere Mythen darzustellen und zu behandeln sucht. Man vergleiche z. B. nur, wie über die vielbestrittene Frage nach der ältesten griechischen Bevölkerung, und deren Wanderungen, oder über die Gründung Rom's, seine Erweiterung und Fortbildung gesprochen wird. Der Schüler wird sich hier stets, so weit nur möglich, auf einem festen Boden befinden, und dadurch eine richtige Ansicht des Thatsächlichen gewinnen, was vor Allem nöthig ist; er wird namentlich auch über die staat-

Digitized by Google

lichen Verhältnisse, über die Verfassung und die politischen Einrichtungen der einzelnen Völker, wie sie hier in bestimmten und klaren Zügen ihm vorgeführt werden, diejenige Belehrung gewinnen, deren er bedarf, um nicht falscher Anschauung sich hinzugeben; man lese z. B. nur die Abschnitte, welche im ersten Bande von den spartanischen Einrichtungen oder der solonischen Verfassung handeln, und, wenn auch kurz gefasst, doch das Wesentliche enthalten. Was die Vertheilung des Stoffes betrifft, so ist derselbe im ersten Bande (Alterthum) nach fünf Abschnitten geschieden: I. Die ältesten Staaten in Asien und Afrika. (Babylonier und Assyrier. Aegypter. Phönicier. Israeliten. Baktrier. Meder und Perser.) II. Die Griechen. III. Die halbgriechischen Reiche (das macedonisch-persische Reich, das ägyptische unter den drei ersten Ptolemäern, Macedonien und Griechenland unter den Antigoniden, das Reich der Seleuciden). IV. Römer (von der Gründung Rom's bis auf Tiberius). V. Die Römer und die Germanen (bis zum Ende des weströmischen Reiches). Das Culturhistorische ist dabei in Allem, was Einrichtungen, Sitten und Leben der Völker betrifft, gebührend berücksichtigt, daher auch z. B. am Schlusse des vierten Abschnittes eine (gewiss geeignete) geographische Uebersicht über das römische Reich zu jener Zeit gegeben: das Literärhistorische aber ausgeschlossen, wie es auch bei einer solchen Darstellung kaum anders möglich ist. Bei der Schilderung des Tiberius — um wenigstens Einen Punkt aus der Darstellung des Verfassers zu berühren, hat sich der Verf. nicht beirren lassen durch die glänzenden Apologien, welche die neueste Zeit, im Gegensatz zu Tacitus, aufgestellt hat; er hat ihn vielmehr aufgefasst als das, was er war, als einen Despoten, der keine Schranken seiner Willkühr und Herrschergelüsten kennt; er schliesst dann seine Erzählung mit folgenden Worten, die wir hier beizufügen uns erlauben: „So konnte das römische Reich, nachdem es sich durch Gründung der Monarchie aus den Verwirrungen der Bürgerkriege gerettet, den Verheerungen nicht entgehen, welche die Sittenlosigkeit, von der Herrschergewalt getragen, anrichtete. Das römische Reich, das alle gebildeten Länder der Welt umfasste, konnte der Welt nur noch dadurch nützen, dass es deren Bildung in seine jüngeren, jener Bildung bisher fremd gebliebenen Provinzen hinüber leitete. Indessen wurde auf übernatürliche Weise durch die göttliche That der Welterlösung der Grund zu einem neuen Leben der Menschheit gelegt. Das Gesetz, das hierdurch gegeben ist, feiert seine ersten Siege auf dem Boden des römischen Reiches, wo der Anblick sittlichen Unglücks und das Bewusstsein von der Unzulänglichkeit der bisherigen Erkenntniss für dasselbe empfänglich machen."

Der zweite Theil, der das Mittelalter bis zu der Zeit der grossen Entdeckungen befasst, zeigt in Allem den gleichen Charakter und die gleiche, dem Zwecke des Lehrbuchs entsprechende Darstellung. In vier Abschnitte ist auch hier der Stoff abgetheilt, der

Digitized by Google

mit einer geographischen Uebersicht passend eingeleitet wird und eben so auch damit schliesst. Der erste Abschnitt behandelt die Zeit vom Untergange des weströmischen Reiches bis zum Tod Karl's des Grossen in drei Unterabtheilungen (das oströmische Reich, die Araber, die Franken); der zweite geht dann von da bis zu dem Anfang der Kreuzzüge, der dritte reiht daran in seiner ersten Abtheilung die vier grossen Kreuzzüge und die Geschichte des Königreichs Jerusalem, woran sich die der östlichen Reiche des Islam und des oströmischen Reiches bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts anschliesst, d. h. bis zur Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer; darauf folgt das römisch-deutsche Reich von Heinrich V. bis zu dem Tode Friedrichs II. und dem Erlöschen der Hohenstaufen. Wie der Verf. das Verhalten Friedrich's II. auffasst, mag aus den Worten ersehen werden, welche der Verf. an den Eingang seiner Betrachtung über das Verhältniss desselben zum römischen Stuhl (§. 85) gestellt hat: „Die Voraussetzungen, unter welchen Pabst Innocenz III. die Erhebung Friedrich's II. auf den deutschen Königsthron gebilligt und ihn damit zum künftigen Kaiser bestimmt hatte, wurden von diesem nicht erfüllt, weil er seine Fähigkeiten und seine Macht den allgemeinen Zwecken der Christenheit nicht widmete. Der Zwiespalt, in welchen er dadurch mit der Kirche gerieth, steigerte sich zu einem dritten und heftigsten Kampfe des Kaiserthums gegen das Pabstthum. Das Ergebniss dieses Kampfes ist für das Geschlecht der Hohenstaufen der Untergang, für das Kaiserthum einstweiliges Erlöschen, für Deutschland völlige Auflösung der Ordnung und gesteigerte Fürstengewalt, für Italien Befestigung aller von den Hohenstaufen bekämpften Zustände, für das Pabstthum Verwickelung in weltliche Händel." Es folgen noch in diesem Abschnitt Frankreich und die letzten Kreuzzüge, England, Spanien und die westlichen Reiche des Islam. Der vierte Abschnitt reicht von dem Ende der Kreuzzüge bis zu dem oben bemerkten Zeitraum der grossen Entdeckungen und behandelt in seinen Unterabtheilungen das römisch-deutsche Reich, Frankreich, England, die Reiche der pyrenäischen Halbinsel und die nordischen Reiche. Eine nützliche Beigabe bilden die diesen Bänden im Anhang beigefügten Geschlechtstafeln.

Der dritte Theil, der uns am Schlusse dieses zukam, empfiehlt sich durch die gleichen Eigenschaften, welche schon oben bei den beiden vorausgehenden Theilen hervorgehoben worden sind; insbesondere verdient in dieser Darstellung der Neuzeit die würdige Fassung und Haltung des Ganzen, die einfache und ruhige wie besonnene Darlegung des Thatsächlichen eine Anerkennung, die man diesem Werke um so bereitwilliger ertheilen wird, je seltener diesen Rücksichten gebührende Rechnung getragen wird, und je öfter Nebenrücksichten einen Einfluss üben, der bei einem für die Jugend bestimmten Werke nur von den nachtheiligsten Folgen

Digitized by Google

sein kann. Um so mehr haben wir allen Grund, dieser Darstellung der Neuzeit eine Verbreitung auch in weiteren Kreisen zu wünschen.

Die Attische Beredsamkeit von Gorgias bis zu Lysias dargestellt von Friedrich Blass, Dr. phil. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1868. VI und 663 S. in gr. 8.

Diese umfangreiche Darstellung der griechischen Beredsamkeit schliesst sich gewissermassen an das schon früher 1865 erschienene und auch in diesen Blättern (Jhrgg. 1866. S. 237 ff.) besprochene Werk des Verf. an, welches die griechische Beredsamkeit in der Zeit von Alexander bis auf Augustus, also in einer Periode, in der die Beredsamkeit bereits in einen gewissen Verfall gerathen war, aber am Schluss derselben schon der Versuch einer Wiedererneuerung hervorgetreten war, behandelt hatte, während das vorliegende Werk das erste Aufblühen dieser Kunst bis zu dem Punkt, wo zuerst Etwas in seiner Art vollendetes geschaffen wurde, zum Gegenstand hat; und soll dasselbe nach den noch erhaltenen Quellen, die trotz aller Verluste die wir hier erlitten, doch noch reichlicher als bei der späteren, in dem andern Werke behandelten Periode fliessen, eine eingehende Darstellung der rednerischen Kunst geben, wesshalb auch die einzelnen noch aus dieser Zeit vorhandenen Reden in eingehender Weise berücksichtigt und einer genaueren Betrachtung unterstellt werden, dann aber auch der allgemeine Charakter der einzelnen Redner, deren Verhältniss und Stellung zu einander erkannt werden. Wir wollen versuchen, in dem Nachfolgenden einen Ueberblick des in diesem Werk Enthaltenen zu geben.

Das erste Capitel enthält eine Art von Einleitung, welche über das Ganze uns zu orientiren bestimmt ist, um uns dann, gehörig vorbereitet, zu der Darstellung des Einzelnen, die mit Gorgias beginnt, zu führen. Dass der Verfasser bei der Beredsamkeit, die er hier darzustellen beabsichtigt, nur eine solche vor Augen hat, die als eine Kunst und nicht als eine unmittelbare Aeusserung des menschlichen Geistes erscheint, mithin auf Theorie und Uebung begründet ist, wird ausdrücklich bemerkt. »Denn wenn man immerhin mit Recht auch von einer natürlichen Beredsamkeit spricht, so sind doch solche unmittelbare Ergüsse, bei denen nicht ein Bewusstsein einer bestimmten Kunsttheorie zu Grunde liegt, durchaus Nichts, wovon sich eine Geschichte schreiben und ein Entwicklungsgang aufweisen liesse, der nicht völlig mit dem der Sprache und der allgemeinen Bildung zusammenfiele. Die Geschichte der Beredsamkeit kann vielmehr erst von dem Zeitpunkte beginnen, wo die erste Kunstlehre aufgestellt, und die erste Rede nach einer solchen künstlerisch geschaffen wurde; was vorhergeht, gehört nicht

Digitized by Google

in die Geschichte, sondern höchstens in die Einleitung zu derselben, in so fern es auf die Entwicklung einer künstlichen Beredsamkeit von Einfluss war« (S. 3. 4). Man wird gegen diesen Grundsatz Nichts zu erinnern haben, und es daher auch consequent finden, dass der Verf. die Geschichte der attischen Beredsamkeit, wie überhaupt der griechischen, mit Gorgias beginnen lässt, und nicht mit den ältesten Rhetoren, so wenig als mit Perikles; aber er hat die allerdings nothwendige Erörterung dessen, was vorhergeht, in die Einleitung verlegt, in der er von dem Satze ausgeht, wie die attische Beredsamkeit in zwei Gestaltungen (oder vielmehr Richtungen) sich entwickelt, als praktische Beredsamkeit und als sophistische; während die erstere nur auf die mündliche Rede sich bezieht, ist die andere schriftlicher Art: »Der Sophist braucht seine Reden nur zu schreiben, indem sie gelesen, höchstens vorgelesen werden. Jener (der praktische Redner) verfolgt einen unmittelbaren praktischen Zweck, indem er die Hörer zu einer bestimmten Handlung (oder vielmehr zu einem bestimmten Entschluss) bereden will; dieser will auch bereden, aber zu einer Meinung, wie der Lobredner: oder zu nicht unmittelbar in Folge der Rede vorzunehmenden Handlungen u. s. w., und in so fern fallen die Erzeugnisse dieser Sophistik allerdings in den hier zu besprechenden Kreis, so gut wie z. B. auch die Reden des Thucydides, welche nach den Regeln der Kunst gearbeitet sind.« Der Verfasser geht näher ein in die Ursachen, durch welche eine kunstmässige Entwickelung der Beredsamkeit in den hellenischen Staaten, zunächst und vorzugsweise in Athen hervorgerufen ward und hebt die einzelnen hier in Betracht kommenden Momente hervor; er weist hin auf den gewaltigen Aufschwung, und den Drang nach höherer geistiger Bildung, wie er in der auf die Perser Kriege folgenden Periode hervortritt; er zeigt uns das Auftreten der Sophisten, indem man der für das Leben minder fruchtbaren Naturspeculation entsagte, und sich lieber einer solchen Forschung zuwendete, welche von praktischem Werth und Bedeutung erschien. »Die Sophisten kamen einem durchweg berechtigten Streben nach grösserer Mannichfaltigkeit der Kenntnisse und angemessener individueller Ausbildung entgegen, und wer wollte die tadeln, welche Mathematik, Astronomie, Grammatik — so weit man von dieser schon sprechen kann — lehrten oder zu lernen sich beeiferten? Aber dieses Streben hatte auch seine äusserst bedenkliche Seite: es war der gerade Weg zur Zerrüttung der hellenischen, wesentlich auf Gleichheit der Bildung beruhenden Staaten, wenn der Einzelne etwas ganz anderes sein wollte, als seine Mitbürger, und darauf ausging, es zu erlernen, wie er recht einflussreich im Staate werden könne« u. s. w., wie denn der Verf. nicht unterlässt, die sittlichen Nachtheile, welche sich hier an die Entstehung der künstlichen Beredsamkeit knüpfen, zu betonen, aber auch richtig bemerkt, wie ohne diese neue durch die Sophisten vermittelte Bildung weder ein Demosthenes,

Digitized by Google

noch ein Sokrates, noch ein Thucydides möglich gewesen wäre, und wenn der Verf. weiter bemerkt, wie selbst die Geschichtschreibung des Herodotus d. h. die erste künstlerische Prosa, mit diesem Umschwung der Bildung im entschiedensten Zusammenhang stehe, so sprechen so manche Ausführungen, wie sie in den noch erhaltenen Resten seines Werkes vorkommen, für die sophistische Bildung des Geschichtschreibers, der, sei es in dem Gespräche des Solon mit Crösus oder in den Berathungen, welche den persischen Grossen nach dem Sturze des Smerdis in den Mund gelegt werden, wie in Manchem Anderen der Art die Beweise, wie auch den Einfluss dieser sophistischen Bildung erkennen lässt. Diese Sophistik ist allerdings an und für sich nicht gleichbedeutend mit der Rhetorik; wird sie aber als die moderne Bildungsweise überhaupt aufgefasst, so ist allerdings (wie S. 15 bemerkt wird) die Rhetorik des Gorgias nur eine einzelne Erscheinungsform derselben und die der andern Sikelioten steht damit in nächster Geistesverwandtschaft. Der Verf. findet daher auch zwischen den östlichen und westlichen Lehrern einen bedeutenden Unterschied, indem jene mehr durch Dialektik und encyclopädische Wissenschaft, diese lediglich durch Rhetorik bilden wollten, so dass diesen in Bezug auf die Beredsamkeit allerdings ein höheres Verdienst zufällt. Der Verfasser wird dadurch veranlasst, in eine nähere Erörterung über diese sicilischen Lehrer sich einzulassen und das Wirken desselben näher darzustellen. Er beginnt mit Empedokles, den Aristoteles als Begründer der Rhetorik bezeichnet, und wendet sich dann zu dem Mann, der namentlich in Bezug auf die gerichtliche Beredsamkeit eine bedeutendere Stelle einnimmt, zu Korax und zu Tisias, worauf er zu den Sophisten des eigentlichen Griechenlands und der östlichen Kolonien übergeht. Protagoras, Prodicus und Hippias werden zunächst geschildert und ihnen dann Perikles angereiht, dessen Beredsamkeit, so weit wir jetzt noch darüber zu urtheilen im Stande sind, nach ihren Vorzügen, wie nach ihren Schwächen in eingehender Weise besprochen wird.

Die eigentliche Entwickelung und Ausbildung der kunstmässigen Rede beginnt mit Gorgias, der durch seine Geburt und Heimath einerseits an Sicilien anknüpft, andererseits aber durch sein Auftreten in Athen mit den sophistischen Kreisen daselbst in nähere Verbindung tritt. Es ist daher dem Gorgias im nächsten Abschnitt eine umfassende Betrachtung (Cap. II. S. 44—78) gewidmet, in die auch noch seine beiden Schüler Polos und Likymnios nebst Agathon mit herein gezogen sind. Leben und Thätigkeit des Gorgias wird im Einzelnen genau, nach dem, was darüber aus den auf uns gekommenen Quellen des Alterthums zu wissen steht, erörtert; die Frage nach den beiden, unter seinem Namen auf uns gekommenen Reden, gibt zu einer längern Erörterung (S. 64—72) Veranlassung, um über die Aechtheit oder Unächtheit beider Produkte zu einem sicheren Resultat zu gelangen, das aber, bei der Schwierigkeit des

Digitized by Google

Gegenstandes hier kaum zu erreichen steht, wiewohl der Verf. sich am Ende mehr der Negative zuneigt. Gegen die Authenticität der Vertheidigungsrede für Palamedes, d. h. die Autorschaft des Gorgias lasse sich, meint er, Vieles vorbringen, gegen die Annahme, dass ein Nachahmer des Gorgias sie verfasst, nicht das Geringste. »Denken wir uns, führt er dann fort, dass ein späterer Rhetor die Schrift *περὶ φύσεως* und einige Prunkreden des Gorgias vor sich hatte, so konnte derselbe aus diesem Material und aus den Hilfsmitteln der entwickelten Technik eine solche Rede ohne Mühe herstellen. Wir wissen, dass zur Kaiserzeit Gorgias studirt wurde, wir wissen nicht, dass die Rede vor dieser Zeit vorhanden war. Dasselbe gilt von der Helena: man kann die Annahme einer Fälschung mit Nichts widerlegen. Und so mögen denn diese beiden Reden unter dem Verdacht der Unächtheit bleiben; ein entschiedenes Urtheil zu fällen steht uns nicht an.“

Die beiden folgenden Abschnitte Cap. III S. 79 ff. und Cap. IV S. 136 ff. sind dem Antiphon gewidmet in der Weise, dass in dem dritten Cap. von dem Leben und den Schriften desselben gehandelt wird und die Reden desselben genau verzeichnet werden, woran sich eine weitere Betrachtung über den Charakter Antiphon's im Allgemeinen und seine Stellung wie Bedeutung als Rhetor und Redner anschliesst; Gegenstand des vierten Capitels bilden die einzelnen Reden desselben, welche hier nach ihrem Inhalt durchgangen und gewürdigt werden. In dem Urtheil über Antiphon, der allerdings als Hauptvertreter und Bildner der ersten kunstmässigen Beredsamkeit erscheint, schliesst sich der Verf. und wohl mit Recht an Thucydides an, dessen ehrenvolles Zeugniss (VIII, 68) als das eines gewiss competenten Zeugen hier in seiner vollen Bedeutung anerkannt wird (S. 85) und in ähnlichem Sinn hat sich der Verfasser auch über seine Verurtheilung und Hinrichtung ausgesprochen, die er von den verschiedenen Seiten aus in Betrachtung genommen hat; wenn die Gesandtschaft nach Lacedämon als ein Hauptgrund des Vorwurfes der Verrätherei erscheint, so hätte, meint der Verfasser, Antiphon, wenn er sich deren bewust gewesen, die Gelegenheit aus Athen zu fliehen, gleich den Andern benutzen können, was er jedoch nicht that. »Wie dem aber auch sei (so schliesst der Verfasser S. 90), wir können ihn keinesfalls auf gleiche Stufe mit Phrynichos oder Peisandros stellen, denen Thucydides weit entfernt ist, einen hohen Grad von *ἀρετή* nachzuahmen, und werden glauben müssen, dass auch hier die verhältnissmässig Besten und Ehrenwerthesten für die Sünden ihrer nichtswürdigen Genossen mit gebüsst haben.« Wenn dem Antiphon als Redner die kunstreiche Oekonomie und die figurenreiche Sprache eines Demosthenes abgeht, so hat doch Antiphon eben so wohl in Erfindung der Gedanken und in der Anordnung derselben, wie in dem wundervollen Ausdruck des Gefundenen Ausgezeichnetes geleistet: schon die Alten, wie Cäcilius haben darauf hingewiesen, der Verfasser aber im

Digitized by Google

Einzelnen Beides noch näher nachzuweisen gesucht; die ausführliche Darlegung, welche im vierten Capitel von den einzelnen Reden gegeben wird, liefert dazu den Beleg.

Das fünfte Capitel (S. 195 ff.) wirft einen näheren Blick auf Thucydides, der in seinen Reden auch noch als ein Vertreter des älteren archaistischen Styls erscheint, und in einer bei Cäcilius und Andern vorkommenden Angabe, sogar als Schüler des Antiphon bezeichnet wird, was übrigens kaum als sicher und ausgemacht gelten kann (vgl. S. 201). Der Verfasser, nachdem er über das Leben, oder vielmehr die Lebenszeit des Thucydides Einiges bemerkt hat, geht sofort zur Betrachtung seiner Reden über, wobei er seinen Ausgangspunkt von der Darstellung nimmt, welche schon im Alterthum Dionysius von Halicarnass diesem Gegenstand gewidmet hatte; insbesondere wird hier auch die allerdings wesentliche Frage einer näheren Erörterung unterstellt, in wie weit die in dem Geschichtswerk des Thucydides vorkommenden Reden dem, welcher sie hält, und in wie weit dem, welcher sie uns mittheilt, angehören. Wenn Thucydides versichert (I, 22) sich so nahe wie möglich an den Gesammtinhalt des wirklich Gesprochenen gehalten zu haben, mag er selbst dasselbe mit angehört oder von Andern vernommen haben, so ist, wie wir glauben, gewiss kein Grund vorhanden, an der Wahrheit dieses Zeugnisses irgend wie zu zweifeln: »aber, meint der Verfasser (S. 229) in allen Fällen steht er doch seinem Stoffe als frei gestaltender Künstler gegenüber: es sind Reden des Thucydides, nicht des Pericles oder des Kleon, falls man mit Recht den als Verfasser eines Werkes bezeichnet, der einige wenige ihm gegebene Grundgedanken ausgeführt, geordnet und ihnen den sprachlichen Ausdruck verliehen hat. Dieser gehört durchweg, oder doch fast durchweg, dem Thucydides und daher spricht nun der Athener wie der Lakedämonier, Perikles wie Kleon und Brasidas, was die Form der Rede und den Ausdruck anbelangt.« Ueberhaupt ist der Verf. geneigt, die gesammte Oekonomie, wie die Anordnung der Gedanken als ein Werk des Geschichtschreibers zu betrachten; so wenig allerdings es sich jetzt nachweisen lässt, was bei jeder einzelnen Rede aus dem wirklich Gesprochenen aufgenommen, und was als freie Zuthat des Geschichtschreibers anzusehen ist, so glauben wir doch, dass das zu bestimmt ausgesprochene Zeugniss des Geschichtschreibers selbst jeden Einfluss desselben auf den eigentlichen Inhalt der Rede fern gehalten hat und dass, um ein Beispiel zu gebrauchen, in dem gerade in dieser Beziehung so viel besprochenen Zwiegespräch der Athener und Melier am Schluss des fünften Buches, die hier dem Vertreter Athens in den Mund gelegten Gedanken und Ansichten der Wirklichkeit angehören und in so fern uns ein treues Bild der Grundsätze attischer Politik abgeben können. Uebrigens erkennt der Verf. in diesen Reden die Glanzpunkte des ganzen Werkes, auf welche alle Kunst und Sorgfalt verwendet worden, und sucht dies

Digitized by Google

auch im Einzelnen nachzuweisen; daher der ganze Abschnitt zur richtigen Würdigung des Geschichtschreibers, zunächst was rhetorische Kunst, Darstellung und Ausdruck betrifft, wohl beachtet zu werden verdient.

Das sechste Cap. S. 240 ff. behandelt Thrasymachos, Theodoros und Kritias, das siebente S. 268 ff. Andocides, diesen in ähnlicher Weise wie Antiphon, indem zuerst das Leben desselben nach seinen Hauptmomenten uns vorgeführt, dann der Charakter seiner Rede im Allgemeinen dargestellt wird, woran eine eingehende Betrachtung der vier noch erhaltenen Reden sich anschliesst. Alles, was weiter folgt von S. 331 ff., also circa die andere Hälfte des gesammten Werkes, ist einer umfassenden Besprechung des Redner's Lysias gewidmet, und zwar handelt Cap. VIII S. 331 von dem Leben desselben, Cap. IX S. 372 ff. sucht den Gesammtcharakter, wie er in den noch erhaltenen Schriften sich herausstellt, zu entwickeln, worauf Cap. X S. 414 ff. zu den einzelnen Schriften übergeht, zuerst zu den sophistischen, dann Cap. XI S. 441 ff. zu der Volksrede und den Anklagereden in Staatssachen, Cap. XII S. 494 ff. zu den Vertheidigungsreden in Staatssachen, Cap. XIII S. 539 ff. zu den Reden gegen Eratosthenes, Agoratos und Andokides, Cap. XIV S. 576 ff. zu den eigentlichen Privatreden. In dem Abriss über das Leben des Lysias wird die Frage nach dem Geburtsjahr des Lysias aufs Neue in Untersuchung gezogen, und als wahrscheinlich das Jahr 440 a. Chr. angenommen, was freilich nicht zu der Angabe passt, dass er als Jüngling von fünfzehn Jahren mit der Colonie von Athen nach Thurii gezogen: es fällt aber die Absendung dieser Colonie in das Jahr 444, wir müssten dann annehmen, dass Lysias erst später dahin abgegangen sei. Näher wird darauf die schriftstellerische Thätigkeit des Lysias untersucht und vor Allem versucht, ein sicheres Verzeichniss der noch erhaltenen, wie der verlorenen, durch bestimmte Zeugnisse beglaubigten Reden des Lysias aufzustellen; es ergibt sich daraus eine Gesammtzahl von 170 Reden, welche uns von angeblich 425, wie Plutarch meldet, noch mehr oder weniger bekannt sind, wobei freilich auch wieder, in Bezug auf die verlorenen wie auf die erhaltenen, die Frage nach der Aechtheit, die bei manchen Reden schon im Alterthum bezweifelt ward, in Betracht kommt; daher in Bezug auf die noch vorhandenen 31 Reden (abgesehen von den drei durch Dionysius theilweise aufbewahrten Reden) diese Frage von dem Verf. in den folgenden Abschnitten, wo er diese Reden einzeln untersucht, näher besprochen wird. Wir erinnern, um wenigstens Ein Beispiel zu geben, nur an den Epitaphios, welcher in dieser Hinsicht Gegenstand einer eingehenden Untersuchung bildet (S. 429—440), deren Ergebniss ein allerdings negatives ist, insofern der Verfasser zwar anerkennt, dass kein äusserer Umstand in dieser Rede gegen Lysias als Verfasser spreche; aber diess beweist in seinen Augen überhaupt Nichts (?), da die Rede,

Digitized by Google

wenn unecht, auch auf des Lysias Namen gefälscht sein könne. Nach seiner Ansicht liegt die Entscheidung über die Frage der Aechtheit zunächst in dem Stil und in Abweichungen, welche eben in diesem von der sonstigen Redeweise des Lysias bemerkbar sind; der Verf. verweist in dieser Beziehung insbesondere auf den Olympiakos, welche Parallele wohl nicht abzuweisen sei und spricht sich dann in folgender Weise aus: »Soll ich nun mein Gefühl aussprechen, so kommt es mir bei einem solchen Zusammenhalten vor, als ob ich aus der reinsten und klarsten Atmosphäre in eine dumpfe und trübe versetzt würde; im Olympiakos einen geschmackvollen und klassischen Redner, im Epitaphios einen mit dem eitelsten Flitter sich putzenden Sophisten hörte. Und wenn sich dieses Gefühl, wie ich glaube, begründen lässt, so ist damit über die Unächtheit der Rede unumstösslich entschieden. Dem Charakter des Lysias widerstreitend ist erstlich die Ueberfülle der Ausführung. Die Magerkeit auch in der Behandlung, wie sie gerade im Olympiakos und in der Staatsrede sichtbar ist, fehlt hier durch die ganze Rede, indem ein jeder Gedanke nicht wie dort nur einmal nackt hingestellt, sondern vielfach variirt und ausgesponnen wird.« — Zweitens ist der Ausdruck häufig der Art, dass er dem Lysias nicht zugetraut werden kann« u. s. w. Diess und Anderes führt den Verf. zu der Ueberzeugung, dass der Epitaphios einen ziemlich unbedeutenden Sophisten und nicht den Lysias zum Verfasser hat (S. 439). Es kann hier, wo wir blos einen Bericht über ein Werk abzustatten haben, das durch den Inhalt seiner Forschung allerdings die Aufmerksamkeit aller Freunde der griechischen Beredsamkeit anzusprechen vermag, nicht der Ort sein, in eine nähere Prüfung dieses Ergebnisses einzugehen, was uns noch nicht in dieser Weise gesichert erscheint, zumal bei dem gänzlichen Mangel aller äusseren Beweise; wir wollten nur an einem Beispiel zeigen, wie keine der Fragen, die bei einer näheren Betrachtung der Reden des Lysias uns entgegentreten, hier bei Seite gelassen ist. Anderes der Art lassen wir hier unberührt; denn ein Jeder, der mit Lysias sich näher beschäftigt, wird auf die hier gegebene Darstellung, die in Alles Einzelne eingeht, zu verweisen sein. — Die äussere Ausstattung des Ganzen kann nur als eine vorzügliche bezeichnet werden.

Die lyrischen Versmasse des Horaz. [Horatius.] Nach den Ergebnissen der neueren Metrik für den Schulgebrauch dargestellt von Hermann Schiller, Professor am Lyceum zu Carlsruhe. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. 32 S. 8.

Der Verfasser dieser Schrift hat, wie wir im Vorwort lesen, seit Jahren es versucht, die Resultate der Westphal'schen Metrik

Digitized by Google

für Horatius zu verwerthen, um auf diese Weise die Erkenntniss der Kunstformen dieses Dichters auch in der Schule zu fördern, und fand sich dazu um so mehr veranlasst, als er wahr genommen, wie die Westphal'schen Untersuchungen bis jetzt in die Schule weniger Eingang gefunden. Er will daher durch die vorstehende Schrift beitragen, auch in weiteren Kreisen die richtige Erkenntniss der Kunstformen, in welche Horatius seine poetischen Erzeugnisse eingekleidet hat, zu verbreiten und wird man, bei der gründlichen und klaren Behandlung des Gegenstandes auch nur wünschen können, dass die Schrift die gehörige Verbreitung finde, welche sie verdient, dass sie also in die Schule ihren Eingang finde und bei der Lectüre der horazischen Dichtungen, zunächst der lyrischen, diejenige Berücksichtigung erhalte, welche dazu dienen kann, dem Schüler die richtige Einsicht in die von dem Dichter angewendete Kunstform, die mit dem Inhalt so innig zusammenhängt, ja durch diesen bedingt ist, zu verschaffen, und damit überhaupt zu einer richtigen Würdigung der antiken Poesie beizutragen. Wenn für die systematische Darstellung Westphal's Werk massgebend war, so ist doch auch Anderes in dieser Schrift benutzt worden, insbesondere im Einzelnen auch manche der von Lucian Müller in seinem Werke De re metrica poetarum Latinorum niedergelegten Bemerkungen, obwohl das Ganze in der Behandlung des Einzelnen ein durchaus selbständiges Gepräge erkennen lässt und in Allem den praktischen Bedürfnissen der Schule, für welche die Ergebnisse der Wissenschaft nützbar gemacht werden sollen, gerecht zu werden sucht.

In den allgemeinen Bemerkungen, welche der Verf. der Betrachtung der lyrischen Versmasse des Horatius vorausgehen lässt, hat er mit Recht den oftmals nicht genug berücksichtigten Unterschied hervorgehoben, welcher den römischen Dichter bei der Uebertragung griechischer Metra auf die römische Poesie allerdings von der musikalischen Begleitung, die bei den griechischen Vorbildern namentlich der früheren Zeit unzertrennlich von der Dichtung selbst war, absehen und sein Augenmerk mehr auf Lectüre und Recitation richten liess, und so in Folge dieses Bedürfnisses der Recitation hauptsächlich das Streben nach festen Cäsuren und unwandelbaren Tacttheilen, bezw. Silben hervorrief, welches den Griechen der älteren Zeit unbekannt ist. Mit gleichem Interesse wird man dem Verf. weiter folgen in dem, was er über Tact und Silbenmass, Rhythmus und Metrum, die hier nicht zu trennen sind, bemerkt, wie er die Begriffe von Fuss, richtigen Takt, von Arsis und Thesis u. s. w. entwickelt, und dann zu folgenden drei Abtheilungen der lyrischen Versmasse des Horatius gelangt: 1) einfache Metra des daktylischen Rhythmengeschlechts, deren Reihen nur aus Dactylen und Spondeen bestehen; 2) einfache Metra des jambisch-trochäischen Rhythmengeschlechts, deren Reihen entweder rein aus Jamben oder Trochäen bestehen, für welche unter gewissen Verhältnissen der

Digitized by Google

irrationale Spondeus eintritt; 3) zusammengesetzte Metra des dactylischen oder des jambisch-trochäischen Rhythmengeschlechts.

Auf diese drei Abtheilungen werden nun die einzelnen bei Horatius vorkommenden Metra, in allem neunzehn, zurückgeführt und im Einzelnen unter eben so vielen fortlaufenden Nummern, durchgangen; bei jedem wird Entstehung und Bildung wie Charakter desselben und Anwendung näher angegeben, insbesondere auch der innere Zusammenhang, in welchem die Anwendung dieses Metrums mit dem Inhalt steht, angedeutet: und glauben wir diesen Punkt nicht genug hervorheben zu können, gerade weil er in den gewöhnlichen Darstellungen und Uebersichten der lyrischen Versmasse des Horatius, wie sie für den Zweck der Schule mehr oder minder den Ausgaben seiner Gedichte beigefügt sind, minder berücksichtigt erscheint, und doch, wie wir es ansehen, von nicht geringem Belang erscheint. So z. B. wird der Charakter des ersten archilochischen Versmasses, wie es in der Verbindung des dactylischen Hexameters und der katalektischen dactylischen Tripodie zur vierzeiligen Strophe Od., IV 7 hervortritt, gut bezeichnet als »mässige Bewegung und Schwermuth. Der ruhige Gang des Hexameters sinkt in den kurzen Tripodieen mit Pausen zur Muthlosigkeit. Die Schilderung des Erwachens in der Natur wird von dem Gedanken der Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Menschenlebens beherrscht.« Wenn die beiden ersten der oben bezeichneten Abtheilungen im Ganzen nur sechs Metra bieten, bei der zweiten namentlich die Epoden in Betracht kommen, so nimmt die Darstellung der in die dritte Abtheilung fallenden Metra allerdings mehr Raum in Anspruch, da die von Horatius vorzugsweise und am häufigsten angewendeten Metra in diese Abtheilung fallen. Wir erinnern hier nur an die Asclepiadeischen Metra, an die sogenannt sapphische Strophe, die Horatius in sechs und zwanzig Gedichten angewendet hat, an die alcäische Strophe, die in nicht weniger als sieben und dreissig Gedichten, also fast nahezu in einem Drittel sämmtlicher Gedichte, vorkommt. Die grosse Sorgfalt und Genauigkeit, welche daher der Erörterung dieser Metra gewidmet ist, entspricht dem Zwecke und der Bestimmung der Schrift, zumal der Verf. bemüht ist, bei den einzelnen Metren in klein gedruckter Schrift, die sich der Haupterörterung anschliesst, alle Modificationen, die in der Anwendung von Cäsuren, Elisionen, Hiatus u. s. f. wahrzunehmen sind, anzugeben: es ist diess unseres Wissens noch nirgends in Bezug auf die lyrischen Versmasse des Horatius in dieser Weise geschehen: nur für den epischen Hexameter hat Drobisch es in ähnlicher Weise versucht, gleiche Zusammenstellungen zu geben und damit zur richtigen Würdigung des Hexameters, wie er bei den verschiedenen römischen Dichtern von Ennius an angewendet erscheint, einen dankenswerthen Beitrag geliefert. Das Gleiche wird man hier bei den einzelnen Metra, die Horatius in seinen lyrischen Gedichten angewendet, geleistet finden. Auch der

Digitized by Google

Charakter der einzelnen Metra ist, wie schon oben bemerkt worden, gut überall hervorgehoben: wir erlauben uns, hier wörtlich das anzuführen, was über die sapphische Strophe bemerkt wird, nachdem deren Anlage und Bildung angegeben ist: »Die katal. dactyl. Dipodie ist mit feinem Gefühle in dem Takte gehalten, welcher den überwiegend trochäischen Ton des Versmasses charakteristisch unterbricht, denn der rasch einfallende Dactylus tritt als neues belebendes Element in die ruhige Gemessenheit der Trochäen und wiederholt sich nochmals bedeutungsvoll am Schlusse. So ist die sapphische Strophe das eigentliche Metrum für jedes erregte Gefühl, das sich aber doch aus irgend welchen Gründen im richtigen Gleichmaasse fern von allem Ueberfluthen hält, so sehr es auch Kampf kosten mag, des Gebetes, das aus Scheu vor der Gottheit sich in den Gränzen der Andacht und frommen Sitte hält, der Liebe, die gegen die mächtige Leidenschaft kämpft, aber doch zu siegen weiss, der Klage, die fern vom Unschönen sich hält, der Freude, die das richtige Maass nicht überschreitet. Im Allgemeinen hat Horaz diesen Charakter gewahrt, namentlich sind die Mehrzahl der Gebete und Götteranrufungen in diesem Versmaasse abgefasst, in einzelnen Gedichten ist es jedoch nicht möglich, denselben wieder zu erkennen.« Gern würden wir auch anführen, was über die alcäische Strophe und ihren Charakter in ähnlicher Weise sich bemerkt findet, wenn wir nicht schon den uns gesteckten Raum überschritten hätten, und überdem auch glauben, dass das über Inhalt und Tendenz dieser Schrift Bemerkte, so wie die daraus mitgetheilten Proben genügen werden, der Schrift selbst die verdiente Berücksichtigung auf allen unsern Anstalten zuzuwenden. Auch angehende Philologen werden eine gründliche Einsicht und Belehrung über die Horazischen Metra daraus gewinnen können. Am Schluss des Ganzen ist noch eine tabellarische Uebersicht der einzelnen Gedichte nach den Versmassen beigefügt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Erklärt von Aug. O. Fr. Lorenz. Drittes Bändchen: Miles gloriosus. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1869. 8. 276.

Wir dürfen vorliegenden Commentar eines beliebten Plautinischen Stückes nebst dem 1866 erschienenen der Mostellaria als die erste Leistung, welche auf diesem Gebiete ihre Aufgabe trefflich gelöst, begrüssen; denn um von den seiner Zeit wohl brauchbaren Arbeiten des Lambinus und Taubmann zu schweigen, bleiben die nach langer Pause hervorgetretenen Erklärungen Lindemann's, Holtze's, Geppert's, endlich die von Brix weit hinter der allesumfassenden Sorgfalt zurück, mit welcher Lorenz seinen Autor behandelt. Auf der Basis gründlichster, durchaus selbständiger Texteskritik weiss er seine Leser, so weit es überhaupt heute möglich ist, über die dem Dichter eigenthümliche Sprache zu unterrichten, indem sie von jeder Form der Wortbildung, Flexion und Construction, die im Verlauf des Drama's vorkömmt, in bündiger Kürze die Aufschlüsse erhalten, welche aus der Analogie sich ergeben, mit vollständiger Benutzung des Plautinischen Sprachgebrauches, wie des der Zeitgenossen und selbst des der späteren Nachahmer. Insbesondere sei auf die Eigenheiten der Prosodik, ohne deren Kenntniss mit der Metrik so oft nur ein luftiges Spiel getrieben wurde, hingewiesen; jetzt bieten zahlreiche Anmerkungen das Ergebniss der in den letzten Decennien gepflogenen Forschungen dar. Beispielsweise berühren wir die Note zu 700 bona mea in morti, 831 tu hercle idem, 1031 aliae idem istuc, 1297 a mare, 1347 obliviscendi. Mit demselben Fleiss ist überall das sachliche bearbeitet, wozu diese Komödie reichlich Anlass gibt; dem scenischen widmet der Verf. die eingehendste Aufmerksamkeit und weist überall den Leser an, wie er sich das Lokal und die Stellung der Personen, die sich auf demselben bewegen, zu denken habe; er unterrichtet über Ton und Mienenspiel, wie es die jedesmalige Situation erfordert.

Hiemit wäre der Aufhellung jegliches einzelnen vollkommen Genüge gethan, aber man bliebe immer noch bei blossen Einzelnheiten stehen, die doch erst durch ihre Verbindung zu einem Ganzen den rechten Sinn und ihre wahre Bedeutung empfangen. Häufig hat man sich begnügt, den Ueberblick eines classischen Werkes dem Leser zu überlassen, ohne zu bedenken, dass die Geduld der wenigsten Leute zu einer allseitigen Prüfung des Gelesenen ausreicht und dass um sich ganz klar zu werden, gewöhnlich noch viele literärischen Hülfsmittel aufgeboten werden müssen. Wenn

Digitized by Google

es nun gilt, den Werth dieser vielgerühmten und nachgebildeten Plautinischen Komödie zu bestimmen, die keine eigentlich originale Schöpfung genannt werden darf, da alle römischen Producte dieser Gattung auf griechische Vorbilder zurückgingen, muss man mit L. drei Fragen zu beantworten suchen: erstens, ob das im Prolog vs. 86 als Original bezeichnete Lustspiel *Ἀλαζών* allein von Plautus übertragen wurde, oder durch die sogenannte contaminatio zwei griechische Komödien verwandten Inhalts in der römischen Bearbeitung verschmolzen wurden; zweitens, in welchen Partieen derselben eine selbständige Thätigkeit des Plautus sich nachweisen lasse; drittens, welcher Epoche im Leben und der künstlerischen Entwicklung des Dichters wir mit Wahrscheinlichkeit den Miles gloriosus zutheilen dürfen. Die Einleitung geht nun von den beiden Argumenta aus, bespricht dann die Namen und Charaktere der Personen und beschreibt ihr Costüm, hierauf folgt eine Darstellung des Ganzen der Handlung (p. 10—36), in welcher kein charakteristischer Zug, keine bedeutsame Wendung übergangen ist, und die mit gleicher Unparteilichkeit Schatten- wie Lichtseiten der Komödie hervorhebt; zugleich ergibt sich aber aus der Analyse die Entstehungsart des Werkes, welches offenbar aus zwei griechischen ziemlich locker componirt ist; den Namen des zweiten mit Sicherheit anzugeben, ist nicht möglich, aber unverkennbar der Missgriff des Plautus, »den Kampf der List und Intrigue, der das Treiben im Bau der *νέα* (*κωμῳδία*) bildet, zweimal aufnehmen zu lassen und zwar gegen zwei von einander ganz getrennte Gegner, wodurch die dramatische Spannung der Zuschauer zuerst durch Exposition, Verwicklung und Auflösung des ersten Kampfes*) ihren regelmässigen Verlauf nimmt, und dann, nachdem sie während einer langen Episode 594—747 geruht hat, zum zweitenmale von vorn wieder anfangen muss.« Das Drama zerfällt demnach in zwei, die das Zwischenspiel auseinanderhält; zwar hat Plautus eine scheinbare Verknüpfung in demselben angebracht, wenn 609 Palaestrio fragen muss set volo scire, eodem consilio, quod intus meditati sumus, si gerimus rem, und Periplecomenus erwiedern immo magis esse ad rem utibile non potest, aber diese Abhülfe ist sehr ungeschickt, da Peripl. 761 von keiner solchen Verabredung mehr weiss, und nur begierig ist, von Palaestrio zu vernehmen, welche lepida sycophantia er erdacht habe, uti huic amanti ac Philocomasio hanc efficiamus copiam, ut eam abducat hinc habeatque. Ein anderer Versuch des Plautus, eine Beziehung zwischen der ersten und zweiten Komödie herzustellen, ist, wie L. ebenfalls p. 43 erinnert, noch ärger missrathen, es soll davon noch einmal unten die Rede sein, wenn wir 798—804 behandeln. Unter den Scenen

*) Zur völligen Abrundung des ersten Stückes war es hinreichend, wenn die Liebenden, nachdem Sceledrus sich entfernt hatte, entflohn und dem heimkehrenden Gloriosus nichts als das Nachsehn und die unnütze Rache am Wächter übrig blieb. Vgl. L. p. 40.

Digitized by Google

des Miles hält L. die erste, sodann die siebente, wo sich Palaestrio mit Lucrio unterhält, für orginal, ausserdem vieles in der Rolle jener Hauptperson; dagegen ist er der Ansicht, »der grossprahlerische Söldneranführer, sein schmarotzierendes Factotum Artotrogus, der elegante Lebemann Periplecomenus, sein Schüler Pleusikles, endlich die drei Mädchen im vollen verführerischen Schimmer der ionischen Gratie und Liebenswürdigkeit seien zur Zeit des Plautus lauter fremdartige Erscheinungen gewesen«, was wir doch nicht ganz glaublich finden; wenn auch zuzugeben ist, dass im Periplecomenus ein interessantes Exemplar des Epikureischen Weltweisen uns vorgeführt wird, wahrscheinlich als Copie eines Menandrischen Vorbildes, wie es im Römischen Publicum schwerlich existirte. An Palaestrio's Rolle hat der Verf. mit Recht auszusetzen, dass ihm durch die übertriebene Dummheit des Soldaten und seines Dieners der Sieg zu leicht gemacht wird, und das Stück dadurch einen zu possenhaften Charakter erhält. Wir sehen nun, dass die Erfindung neuer Auftritte und Charaktere ziemlich beschränkt ist, und der römische Dichter, wo er sich von seinem griechischen Vorgänger entfernte, meistens bemüht war, sein Publikum durch Häufung des dramatischen Stoffes und Vergröberung der Theile, welche in Athen auf Leute von exquisitem Geschmack berechnet waren, zu befriedigen. Dagegen zeigt sich der Beruf des Pl. zu einem volksthümlichen Dichter in seiner Sprache; hier ist er gewiss ganz originell und hat den Werken des Menander und Diphilus ein durchaus neues sehr picantes Colorit gegeben: dazu verwendet er einen Bilderreichthum, der meistens aus dem Leben des römischen Volkes geschöpft war und es an seine Lieblingsbeschäftigungen immer wieder erinnerte, man vergleiche dafür die zahlreichen Belege 57—61. Die äusserst lebhafte Bildersprache wird noch sehr gehoben durch eine Fülle von Wortspielen und Sprüchwörtern, dann durch das eigenthümliche Gepräge, welches Pl. seinem Dialog durch den überall wiederkehrenden Gebrauch der Assonanz aufdrückt, vgl. 61—65. Lorenz findet den Miles in dieser Hinsicht besser ausgestattet als die Mostellaria, doch nicht in dem Grade wie Asinaria und Persa oder gar Pseudulus und Bacchides, auch vermisst er hier den dem ächten komischen Dichter eigenen Ernst, der selbst strenge Ausfälle gegen die Fehler seiner Zeitgenossen nicht scheut und ist schon darum geneigt, den Miles einer früheren Epoche des Dichters zuzuweisen, was übrigens auch die Erwähnung der Gefangenschaft des Naevius (210), welche vor 206 a. Ch. angesetzt werden muss, beweisen kann.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe bietet noch der Anhang p. 244—262: »über die Figuren des Miles gloriosus und seinen Parasiten bei älteren und neueren Dichtern.« Er schildert die Söldnerführer, deren Sitten gewöhnlich sehr roh waren und sie zum Gegenstand allgemeinen Abscheus machten; dann handelt er von der Verwendung dieser Charaktere in der *νέα κωμῳδία* und den Stücken

Digitized by Google

der lateinischen Bearbeiter; hier erörtert L. eingehend den Unterschied des Plautinischen und Terentianischen Miles. Neuere Dichter der Italiener, Spanier und Franzosen, auch unser A. Gryphius haben sich vorzugsweise an Plautus angeschlossen, dagegen L. Holberg mehr an Terenz. Schliesslich erklärt der Verfasser worin sich die grössten Meister der Poesie, welche einen Lamachus, Don Quixote, Scapin, Sir John Falstaff ins Leben riefen, noch über die römischen Komiker und ihre Nachahmer erheben.

Untersuchen wir nun, was das lateinische Drama selbst durch die Bemühungen des Herrn Herausgebers gewonnen hat.

Der Fortschritt in der kritischen Behandlung des Textes liegt zunächst grade in der Rückkehr zur handschriftlichen Ueberlieferung, indem die Richtigkeit dieser aus weiteren Forschungen über Sprache und Metrik der alten lateinischen Dichter und des Plautus insbesondere sich ergeben hat. Wir lesen daher wieder vs. 4 aciem in acie hostibus, 58 at indiligenter iceram, 54 (58 Ritschl) amant te omnes mulieres neque iniuria, 150 (151 R.) et hinc et illinc, 225 cedo calidum, 249 quid agimus, 278 insuliamus, 280 nam ego istam insulturam 300 eho an non domist? 393 somnium: abi, 440 quid hic tibi in Epheso, 483 eam modo offendi domi, 501 supplicium virgarum, 507 quod concubinam, 541 quid opsecras me? S. inscitiae meae et stultitiae ignoscas. 546 meruisse equidem me, 552 fateor. P. quidni fatearis, 626 (629 R.) natus annos quinquaginta, 630 (633) pol id quidem experior, 688 (695) parum missum sibi, 692 (699) me uxore prohibent, 723 (731) longinquam darent 772 (779) edepol qui, 774 (782) tu potis, 797 (804) quam ego, 800 (808) quem nominem, 825 (832) exbibit, 831 (838) tu hercle idem, 853 (860) quia sibi, 877 (884) potisset, 881 (888) et sempiterna, 897 (905) nihil his, 919 (927) ludificata lepide ero culpam omnem in me, 950 (957) quid hic? 999 (1008) ego hanc continuo uxorem ducam P. quid ergo hanc dubitas conloqui, 1031 (1040) multae aliae idem istuc, 1055 (1064) plus mi auri millest modiorum, 1083 (1092) neque te tago, 1086 (1095) nullo pacto prius haec, 1097 (1106) ecquid, 1117 (1126) dixi dato, 1144 (1154) opust dolis, 1158 (1168) voreatur intro ire, 1233 (1244) exspectet, 1261 (1272) mulieri video. M. viden, 1262 postquam te aspexit, P. viri quoque armati, 1275 (1286) amoris causa hoc ornatu, 1321 (1326) Philocomasium, hic 1367,8 (1379,80) ego iam conveniam illum — investigabo, operae 1379 (1391) quemque aspexerit. Die grösste Anzahl dieser Stellen ist vom Herausgeber allein restituirt worden, bei 54, 692, 1083 war ihm Bothe, 150 Bentley, 212, 278, 592, 626, 630, 772, 1211 Fleckeisen, 300 Andreas Spengel, 831, 1031 Bücheler vorangegangen; Ritschl selbst hat bekanntlich seine Ansichten in vielen Beziehungen geändert, wofür unter anderen die Verse 26, 29, 253, 262, 291, 297, 374, 544, 599 Belege abgeben, an welchen er zur Lesart der codd. sich jetzt bekennt; anderswo nähert er sich schon in den kritischen Noten dem jetzt von Lorenz

Digitized by Google

eingenommenen Standpunkte oder schlägt dasselbe dort vor, was dieser jetzt in den Text gebracht hat, wie 639, 851, 926, 979, 1027, 1056.

Es bedarf keiner Erinnerung, in wie hohem Grade die Diorthose des sospitator Planti jeder neuern Bearbeitung desselben zu Grunde liegt, und zu Grunde liegen muss. Doch lässt auch sie den Nachfolgern manches übrig, was in Betracht der colossalen Corruption namentlich auch des miles gloriosus niemanden wundern darf. Gerne machen wir die Leser des Komikers auf die Verbesserungen aufmerksam, welche Lorenz getroffen hat, um den Genuss des ergötzlichen Stückes zu erleichtern und zu erhöhen. Er erreicht dies durch Ausscheidung des Unächten, bessere Anordnung verworrener Scenen, richtige Abtheilung der Personen, endlich durch eine beträchtliche Anzahl von Emendationen einzelner Stellen.

Als unächte und zugleich fragmentarische Theile eines neuern Prologes bezeichnet der Herausgeber die Verse 79—87 mihi ad enarrandum hoc argumentumst comitas — id nos latine gloriosum dicimus und 88 – 94 hoc oppidum Ephesust: inde est miles meus erus, — maiorem partem videas valgis saviis. Dann erst beginnt mit den Worten 95 nam ego hau diu aput hunc servitutem servio in dieser abgerissenen Weise der ächte Prolog, welchem freilich durch Voranstellen der Worte id volo vos scire, quo modo ad hunc devenerim in servitutem ab eo quoi servivi prius (96, 97) Ritschl den Schein der Zusammengehörigkeit mit 94 zu geben versucht hat. Doch ist es an so offenbar defecten Stellen gewiss rathsamer, von der handschriftlichen Folge der Verse nicht abzugehen. Was nun frühere Kritiker oder erst Lorenz als Einschiebsel erkannt haben, ist entweder ganz gestrichen, oder mit einem † bezeichnet. Zu jenem gehört vs. 132 meum erum, qui Athenis fuerat, qui hanc amaverat, schon von Guyet verworfen, 190 confidentiam, confirmitatem, fraudulentiam, 192 domi habet animum falsilocum falsificum, falsiiurium, 600, 601 bene consultum consilium surripitur saepissume, si minus cum cura aut cautela locus loquendi lectus est, et 668—668 vel hilarissumum convivam hinc indidem expromam tibi, vel primarium parasitum atque opsonatorem optumum, tum ad saltandum non cinaedus malacus aequest atque, ego 710 eos pro liberis habebo, qui mihi mittunt munera, 1002 quicquid istaec de te loquitur, nihil attrectat sordidi 1127 aurum, ornamenta, quae illi instruxisti, ferat, 1328 ita forma huius, mores, virtus animum attinuere hic tuum. Zuerst L. hat diesen Unrath beseitigt mit Ausnahme von 192, welcher Vers auch bei Ritschl fehlt, verdächtigt sind 190, 600, 601, 710 schon von Ritschl, 666—668 von O. Ribbeck (Rh. M. XII, 598) 1002 von Camerarius, 1127 von Osann, (Anal. crit. 182), 1328 dürfte vielleicht seinen Platz mittelst der Aenderung meum behaupten. Mit dem † versehen sind 327 die ungehörigen Worte set fores crepuerunt nostrae, eingeklammert, was Pleusikles sagen soll 715, 718 huic homini dignumst divitias

Digitized by Google

esse et diu vitam dari, qui et rem servat et se bene habet suisque amicis usuist; dies matte und fade Gerede hat vermuthlich eine ächte Aeusserung des Athenischen Jünglings verdrängt; denn das folgende 717 sqq. o lepidum caput etc. gehört offenbar dem Palaestrio, welchem es auch hier zugetheilt ist, nicht, wie in den bisherigen Ausgaben, dem Pleusikles. Unseres Wissens nur von Lorenz mit gutem Grund verworfen und gestrichen ist 550 quoi me custodem erus addidit miles meus, 585 hat bereits Ribbeck l. c. verum tamen de me quidquid est, ibo hinc domum obelisirt; derselbe hat gewiss auch Recht gegen 1298 hoc ades fieri credo consuetudine, wo Lorenz noch schwankt, ob vorher eine Lücke anzunehmen sei, oder der Vers eigentlich gar nicht hieher gehöre. Geduldet von L., aber nicht von Ribbeck l. c. 601 ist noch ein scheinbar unschuldiges Verspaar 637, 638 (643, 644 R.), wo der oblocutor alteri in convivio nur eine schwächliche Prolepsis von 636 (651 R.) ist neque per vinum umquam ex me exoritur discidium in convivio, der cavillator facetus dagegen sich nicht verträgt mit der 640—642 geschilderten, jeden Anstoss vermeidenden Urbanität, endlich item ero unter lauter Praesentia auffällt. Auch 204 fühlten wir uns schon früher (H. J. 1850, 602) versucht zu den versificirten Glossen zu rechnen, wenigstens leiten darauf die einer Paraphrase ähnlichen Wiederholungen von dextera, digiti und femur in 203—205. Ob mit der Aenderung A. Spengels ferit femur dextrum dextra ita vehementer statt ferit femur. dextera micat vehementer der Schwierigkeit dieser Stelle abgeholfen sei, wird man bezweifeln dürfen. Aus dem Inhalt der Verse 188 qui arguat se, eum contra vincat iureiurando suo und 194 domi habet dolos, domi delenifica facta, domi fallacias scheint der bisher nicht angezweifelte 192 os habet, linguam perfidiam, malitiam atque audaciam gebildet worden zu sein; er ist theils Wiederholung der kräftigeren Schilderung in jenen Worten, theils Häufung von Abstracten und verdiente unseres Erachtens nur den freilich von Fritzsche Ind. lect. academ. Rostock. 1850, p. IX sqq. eifrig vertheidigten monstra 189 confidentiam etc. und 191 domi habet animum falsilocum etc. nachgeschickt zu werden, statt ihn mit Ritschl durch die Correctur domi habet os oder mit Lorenz durch die os habeat dem Zusammenhang mehr anzubequemen.

Nicht von fremder Hand eingeschoben sind die doch höchst anstössigen Verse 799—804 (806—811 R.). Die zwecklose Anweisung, welche Palaestrio dem Pleusikles gibt, er solle Philokomasium in Gegenwart des Hauptmanns nicht bei ihrem Namen, sondern dem ihrer angeblichen Zwillingsschwester Dikaea nennen, und die gezwungene Explication dieses Rathes wird von L. in der Einleitung p. 43 gehörig hervorgehoben und war auch Ribbeck l. c. nicht entgangen. Man wird sich die Sache kaum anders erklären können, als daraus, dass Plautus einen andern Plan im Auge hatte, welchen er aber als schwer ausführbar wieder fallen

Digitized by Google

liess, ohne daran zu denken, die jetzt widersinnige Stelle zu streichen; oder hat er das wirklich gethan, und wurden seine Zeichen von den Redactoren übersehen, etwa auch ein Hemistich, welches statt der Worte »nunc tu ausculta, Pleusicles« die Scene kurz abschloss?

Gegensatz zu dem lästigen Ueberfluss, der durch fremde Zuthaten entstanden ist, bilden die auch nicht ganz seltenen Lücken, wie vor 190 nam mulier holitori nunquam supplicat, si quast mala, welche Worte an nichts vorhergehendes anknüpfen, vor 582 (584 R.), denn sonst hat die Rede des Sceledrus keinen Schluss; vor 587 (588), wo der Satz offenbar unvollständig ist scio occisam saepe sapere plus multo suem, qui adeo admutiletur, vorausgesetzt die Richtigkeit des letzten Verbums; vor 662 (669), da dem quid ad illas artis optassis eine längere Aufzählung vorangegangen sein muss; vor 734 (742); sonst entsteht ein Widerspruch von nam hospes nullus tam in amici hospitium devorti potest, quin ubi triduom ibi continuom fuerit, iam odiosus siet mit nil me paenitet iam quanto sumptui fuerim tibi; darauf hat bereits Rec. H. J. l. c. 601 aufmerksam gemacht, nicht erst Ribbek l. c. 605; die übrigen Stellen sind in dieser Ausgabe zuerst als lückenhaft bezeichnet, wie die beiden Bruchstücke des unächten Prologs; andere bei Ritschl bereits in 527, vor 639, vor 720, in 737, in 939, vor 1288 und 1348; von der bei L. vor 1331 (1343) ebenfalls zuerst bezeichneten lacuna muss später die Rede sein. Nur vermeinte Lücke ist 894 (R.), wenn man mit W. Studemund schreibt P. mala mers es, mulier und dann mit Lorenz fortführt A. ne pave; peiores convenibis, desgleichen vor 1182 (R.), wo praecinctus aliqui nur mit Hülfe von Mostell. 166 richtig zu erklären ist; die Entbehrlichkeit des blos interpretirenden Verses (820 R.) set quia consimilest, quom stertas, quasi sorbeas, welcher um einen vollständigen Sinn zu geben, noch des Zusatzes ideo sorbere eum narravi inprudens bedarf, scheint Ribbeck l. c. 606 genügend erwiesen zu haben, doch wollte Lorenz hier lieber Ritschls Fassung adoptiren. Uebergangen ist zu 664 (R.), dass Bergk nach mutumst mare einen Vers olim quom ibi alcedo pullos parvos educit suos mit starker Benutzung von Poenul. I, 2, 145 einschieben wollte.

Die ursprüngliche Reihenfolge in dem Texte hat einigemale sehr gelitten, besonders in III, 1 und IV, 8. Dort verdanken wir Ribbeck l. c. 600 die treffende Bemerkung, dass 660 dem Palaestrio zufallen müsse, cedo tris mi homines aurichalco contra cum istis moribus, so dass Pleusikles nur den einen 659 behält: tui quidem edepol omnes mores ad venustatem valent. Doch wird man ihm nicht zugeben dürfen, dass 659 eigentlich nur Wiederholung von 655, 656 o lepidissimum senem, (so Ritschl) si quas memorat, virtutis habet: atque quidem pol plane eductum in nutricatu Venerio sei, weshalb er eben diese beiden und noch 657, 658 entfernen möchte, welches Schicksal noch die ganze Reihe 661—671

Digitized by Google

theilen soll, nicht blos die mit Recht verdammten, schon oben besprochenen 666—668. Ribbeck nimmt unter anderem Anstoss an der dreimaligen Repetition der mores in 659, 660, 661 (R.). Dieser weiss aber Lorenz abzuhelfen, indem er nach der Rede des Periplecomenus, worin dieser seine geselligen Tugenden angepriesen hat, zunächst die Worte des Palaestrio o lepidum — Venerio folgen und dann 637 den Peripl. sagen lässt plus dabo quam praedicavi (nach eigener Correctur statt des überlieferten praedicabo) ex me venustatis tibi, worauf Pleusikles das ganz angemessene Compliment macht tui quidem — valent und in seiner Weise Palaestrio cedo tris homines — moribus. Sehr fein berichtigt dann wieder Pleusikles die Anerkennung des Palaestrio mit at quidem illuc aetatis qui sit non invenies alterum lepidiorem omnimodis nec qui magis amicus amico sit (657, 658 R.) und der Alte kann erwiedern tute me ut fateare faciam esse adulescentem moribus (661). Minder befriedigt uns die Behandlung von 700—704 (R.), welche L. so umstellt, dass 702 vor 700, 701 zu stehen kommt: Palaestrio sagt: tu homo et alteri sapienter potis es consulere et tibi: di tibi propitii sunt: hercle si istam semel amiseris libertatem, haut facile eundem rusum restitues locum; dann Pleusikles: at illa laus est, magno in genere et in divitiis maxumis liberos hominem educare, generi monumentum et tibi. Sollte es nicht genügen, in dem mit † verdächtigten Verse 700 propitii sint zu schreiben, und diese beiden 700, 701 in der hergebrachten Ordnung dem Palaestrio zu lassen, dann die drei tu homo — sibi, at illa laus — sibi dem Pleusikles? Denn tu homo etc. passt sehr wohl für den jungen Mann, welcher damit seinen Einwurf gegen Periplecomenus einleitet, wenig aber im Munde des Sclaven. Weiterhin hat 756 (R.) Bothe und ihm folgend Lorenz mit Grund an das Ende der Rede des Peripl. gestellt quod eorum causa opsonatumst, culpant et comedunt tamen, sonst greift der Satz dem vor, was erst von 758 an mit Beispielen belegt wird; aber 757 (R.) dürfte recht wohl zur Bestätigung nach 755 der Einwurf folgen: fit pol illuc ad illut exemplum: ut docte et perspecte sapit: da auch der Vers 763 bonus bene ut malos descripsit mores sich weniger passend an die Bemerkung des Pleusikles anschliesst als an die jetzt vollendete Auseinandersetzung des alten Herrn. Ganz zweifellos dürfte der Uebergang 1314 (1325 R.) auf 1358 (R.) sein, Ph. scio ego quid doleat mihi Py. exite atque ecferte etc., da Palaestrio von Pyrgopolinikes ins Haus 1302 (1314 R.) hineingeschickt erst wieder herausgetreten sein muss, wenn er sich an dem weiteren Gespräch betheiligen soll; dieser Moment ist durch etiam nunc saluto te (1339 R.) angedeutet. So verbinden sich auch die verstellten Klagen von Philokomasium und Palaestrio in ergötzlicher Weise mit einander; beide stimmen in dem schmerzlichen Wort scio ego quid doleat mihi 1314 und 1310 (L.) überein, wogegen Ritschl vorzog, 1343 einen Dimeter troch. quom abs ted abeam. Py. aequo

Digitized by Google

fer animo zu setzen und in in 1344a die Lücke eines Hemistichs zu statuiren, dem Palaestrio aber jenes scio ego etc. zu entziehen; woran sich jetzt so hübsch die Reflexion nam nil miror, si lubenter, Philocomasium, hic eras, quom ego servos, quando adspicio hunc, lacrimem quia diiungimur anknüpft. Ein anderer Vortheil dieser Transposition besteht darin, dass die verstellte Ohnmacht der Dame und was damit zusammenhängt, ebenso natürlich sich anschliesst und nicht durch den Abschied des Palaestrio unterbrochen wird. Von Danz rührt die Versetzung der Stelle vs. 38—41 »haben tabellas — ut praeolat mihi quod velis« vor 72 »videtur tempus esse ut eamus ad forum« her; früher unterbrach sie das Gespräch des Parasiten mit dem Herrn über seine Heldenthaten; das mehrmal (38 und 42) wiederholte memini konnte auf das wahre leiten.

In der Vertheilung der Personen hatte Lorenz Recht 417 set facinus mirumst quomodo haec hinc huc transire potuit nicht nach Ribbecks Vorschlag dem Sceledrus zu geben, da Palaestrio diesen eben dadurch zum Besten hat, dass er in seine Vorstellung scheinbar eingeht (vgl. 376), dadurch wird jener ermuthigt, Philokomasium mit seinen Fragen zu behelligen. Nach cod. B müssten vss. 621,2 (624,5 R.) dem Palaestrio in den Mund gelegt werden, der eine viel derbere Ausdrucksweise liebt als der elegante Periplecomenus. Dass demselben Plebeier die originelle Erörterung 717 sqq. (725 sqq. R.) gehöre, ist bereits oben erwähnt worden. Von den Personen, wie sie 1017—1020 (1026—1029 R.) die Handschriften angeben, ist nach dem Vorgang des Acidalius Ritschl abgegangen, Lorenz aber hat sie, wir glauben, mit Recht, wieder aufgenommen: Pa. hunc quasi depereat. Mi. teneo istuc. Pa. conlaudato formam et faciem et virtutes commemorato. Mi. ad eam rem habeo omnem aciem, tibi uti dudum iam demonstravi. Pa. tu cetera cura etc. Dass 1244 (1255 R.) qui scis nur Milphidippa sagen könne, hat Ribbeck l. c. 609 erinnert.

Emendationen des Herausgebers, welche zunächst die metrische und grammatische Form betreffen, sind 23,4 me sibi habeto: egomet me ei mancupio dabo — nisi Siculum epiturum estur insane bene (wo aber Siculum für unum von Umpfenbach herrührt) statt me sibi habeto; ego me mancupio dabo: nisi unum epityrum estur insanum insane bene (so Ritschl) oder me sibi habeto, ego me [ei] mancupio dabo: nisi unum epityrum estur [insanum] insane bene (so Fleckeisen); 51 quid ego dicam, quod omnes mortales sciunt mit Streichung des tibi nach quid; 52 te, Purgopolinicem, unum, sonst P. te unum, 58 immo eiust frater, inquam für immo eius frater, inquam est, 62 quin me ambae opsecraverunt (nach cod. H: quin m. a. obsecrarunt) statt quae m. a. opsecraverint. 89 inde est für inde, 181 si istist, wo der Ambros. IST.S bietet, die Ausgaben nur si est, 456 Sceledre, e manibus amisisti praedam, sonst fehlte die Präposition, 570 ne sciveris statt nesciveris, 656 lepidiorem omnimodis nec qui magis amicus amico sit für l.

Digitized by Google

ad omnis res, nec qui amico sit amicus magis; vielleicht wäre weniger gewagt mit nec qui magis amico amicus sit, 118 deos parasse ut — ne statt deos paravisse — ne, 996 priusne quam illam oculis vidisti für das corrupte tuis in den codd. und Ritschls videas (auf vidisti war übrigens schon Reiz verfallen, vgl. Fleckeisen Ep. crit. XXVII); 1303 ecferri omnia isti quae dedi statt efferri omnia quae isti dedi und R's ecferri dona quae ego isti dedi. 1376 ipsus sese illic umgestellt für ipsus illic sese. Dem Sinn kommen zu gut 222 interclude iter inimicis, wo die Handschriften intercludite inimicis commeatum, wofür bei Ritschl interclude commeatum inimicis steht; da aber commeatus im folgenden Verse wiederkehrt, ist ihm sein Text selbst zweifelhaft. Lorenz fährt fort mit cate tibi moeni viam, vielleicht genügt atque t. m. v. Ansprechend ist auch 231 auden participare me für das wunderlich entstellte aut inparte mici pare me, und gewiss dem bisherigen, at tu inperti, amice me vorzuziehen. Von der sehr zweckmässigen Aenderung praedicavi statt praedicabo in 652 (637 R.) war schon oben die Rede. Den Corruptelen in 671 liber sum autem egomet volo libere oder ego me tuvolo libere ist man auf mannichfaltige Weise abzuhelfen bemüht gewesen, z. B. liberum autem esse egomet me volo schrieb Ritschl, liberum autem esse ego me tui volo Ribbeck, liber autem ego, med uti volo libere, Brix; die grösste Wahrscheinlichkeit hat aber das hier gebotene liberum autem ego me volo vivere. In 891 ist gewiss lepide hercle ornata incedit zu lesen, dem sich Camerarius schon etwas mit lepido h. ornatu i. genähert, von dem Ritschl aber mit lepide hercle ornatas ducis wieder sich entfernt hatte; die Bewunderung bezieht sich nemlich nur auf die Toilette der Akroteleution. Für das unnütze eum amittis schreibt L. iam amittis 1412, wie es der Sinn verlangt.

Seit dem Erscheinen von Ritschl's Ausgabe sind viele schätzbare Beiträge zur Berichtigung des Textes dieser Komödie geliefert worden, die wir hier von Lorenz sorgfältig benutzt sehen. Am meisten steuerte M. Haupt bei, siehe 216 tibi dico: eho cantherie, ein ächt Plautinischer Ausdruck, vgl. Men. 395 certo haec cantherino ritu mulier astans somniat; für das monströse tibi ego dico anheriatus lag Ritschls t. e. d. an heureta weniger nahe; 281 tute scias soli tibi für tute sci s. t.; 331 me homo nemo deterrebit aus dem handschriftlichen detere uti leichter abzuleiten als das deterruerit des Camerarius, 669 deum virtute est te unde hospitio accipiam, womit Nonius p. 415 beinahe ganz übereinstimmt: deum virtute est eundem hospitio accipiem, die Handschriften d. v. est tasenunde hospitio accipiem entfernen sich davon noch weniger als R's deum virtute satis est unde accipiam te; 698 quid opus mihi sit liberis für quid mihi opus est l. 700 bona mea — cognatis didam, wo sonst dicam stand; 701 ei apud [me sunt, ei] me curant, nach den Spuren des Ambrosianus sehr glücklich ergänzt; 802 quid meminisse id referat, rogo te tamen hergestellt aus q.

Digitized by Google

m. i. refert, ego te tamen; 1032 ecastor haut mirumst si habes für hem ecastor haut mirumst: te habes bei Ritschl 1062 quom quae te volt, eandem tu vis statt q. quae illaec volt, eadem tu vis; 1102 ne tu quidem, wo nam t. q. nicht passt; 1250 animus per oculos meos meus mihi desit, früher a. p. o. meus mihi d. 1293 omnia composta sunt, quae donavi; auferat, in engem Anschluss an cod. B, 1346 heu me für hei mihi. Sehr treffend scheint auch 1004 sociennum tuorum consiliorum et participem insidiarum, vgl. Aul. IV, 2, 32, wo Ritschl socium t. e. et participem celatorum liest. In 989 aber wäre vielleicht domo si transibit clam domina huc die dem Wortlaute der handschriftlichen Tradition am nächsten kommende Fassung und Haupts domina ubi actutum huc transibit auch R's domina si clam domo huc transibit nicht vorzuziehen. Das 1034 Haupt zugeschriebene ergo wollte schon Camerarius, nur fiel ihm nicht wie Haupt und Ritschl bei, humanust zu corrigiren. Mehrere sehr vorzügliche Emendationen rühren von Studemund her; 30 das aus sichern Spuren im Ambr. eruirte transmineret, 50 (54 R.) das gleichsam neugeschaffene peditastelli im Sinne von »geringem Fussvolk«; A und BCD bestätigen, wenn auch in A mehrere Buchstaben fehlen und SRELLI für STELLI daselbst steht, at peditas telu in den andern codd., die schöne Entdeckung. Genauere Einsicht des Ambr. hat 259 auf dissimulabiliter dabo geführt; 686 verbessert St. die Vulgata piatricem, womit nichts rechtes anzufangen war, in plicatricem (ähnlich vestiplica im Trinum. 252), 736 macht er aus verum ubi dies decem continuos ite astodorum illas ebenso leicht als sinnreich v. u. d. d. continuos sit, east odiorum Ilias. Nicht culcitam, sondern scutulam glaubt er 1168 im Ambr. entziffert zu haben, desgleichen 1402 per Jovem et Mavortem, wo man seit Camerarius per Dionam et Martem sich gefallen liess, endlich 1414 carebis testibus statt der Corruptelen arebo oder arcebo cestibus; neuere codd. haben schon testibus. Besonders dankenswerth ist ferner A. Spengels Behandlung der Stellen 435 sqq. 719 sq. 801, 858; er hat den Sinn von jener ersten mit Hülfe von 801 erschlossen und gezeigt, dass er auf dem Namen *Δικαία* beruht, welchen Philokomasium sich beilegt, indem sie sich für ihre Schwester ausgibt; jetzt lesen S. eho, quis igitur. vocare? Ph. *Δικαίᾳ* nomen est. S. iniuria's! falsum nomen possidere, Philocomasium, postulas. *ἄδικος* es tu, non *δικαία*, et meo ero facis iniuriam. Das 801 noch erhaltene diceam mit öfters erscheinender Verkürzung der Mittelsilbe ist an unserer Stelle unerkennbar geworden (dicere), so dass es Camerarius nahe lag glycerae daraus zu machen, wodurch das Wortspiel verloren gehen musste, das freilich auch in den codd. übel genug zugerichtet ist in adice testu n dicat ei et meo ero n facis iniuriam. Rec. durfte hinsichtlich dieser Stelle auf die Schrift Spengels, T. Maccius Plautus etc. p. 29 sq. verweisen, doch wollte er die Wichtigkeit dieser Verbesserung hervorheben; wegen 719 sq. be-

Digitized by Google

gnügt er sich daselbst p. 37 zu citiren und zugleich zu erwähnen, dass Spengel hier mit Klotz Jahrb. f. Ph. LXIV, p. 201 zusammentrifft, und für 858 Spengels Correctur tu meam partem, infortunium an Phil. XXII 704 zu erinnern. Länger schon ist Bergks curans, cogitans (200) bekannt und firme firmus (1006); ebenso dürfen wir für Ribbeks 556 ratun es, dic me hominem esse, 694 hercle si istam semel amiseris, 1016 sq. aps te — vide sis, 1196 itidem illim auf das Rh. Mus. XII 596, 604 und 696 uns beziehen. Von Bücheler rührt 649 noenum her, 831 tu hercle idem, 1031 aliae idem istuc vgl. Jahrb. f. Phil. 87, 744; Grundriss der lat. Declination, 15. Privater Mittheilung an den Herausgeber verdanken wir Kiesslings saltu 220 für actutum und 997 locusta für lacerta. Von Klotz nahm Lorenz 740 meo remigio remigo, von S. Bugge 1393 oratus sum ad eam venire, von F. V. Fritzsche 187 ne is se viderit. Andere Aenderungen der viel mit kritischen Experimenten heimgesuchten Stelle, welcher derselbe Gelehrte im Index lectionum academiae Rostochiensis 1850 mit grosser Zuversicht einst vortrug, hat L. mit Recht nicht berücksichtigt; da sie aber ihrer Eigenthümlichkeit wegen ein gewisses Interesse erregen, dürfen wir wohl darauf zurückkommen. Er läst den Palaestrio dort sagen p. 11: hoc ei dicito: praefracto ut ne qua de ingenio degrediatur mulierum, earumque artem et disciplinam obtineat corde (was sollen diese drei durchaus überflüssigen Correcturen?) Per. quemadmodum? Pal. ut eum qui se hic vidit, verbis vincat, ne is se viderit: siquidem centiens hic visa sit, tamen infitias eat. os habet, linguam, perfidiam malitiam atque audaciam, confidentiam, confirmitatem, fraudulentiam. qui arguit se, eum contra vincit jurejurando suo: domi habet animum falsiloquum, falsificum, falsijurium, domi dolos, domi delenifica facta, domi fallacias. nam mulier holitori nunquam supplicat, si quast mala: domi habet hortum et condimenta ad omnis colis maleficos. Wenn Fritzsche p. 7 fand, Ritschelium nonnunquam nimia et vix ferenda audacia in Plautum grassari coepisse, was er namentlich in obigen Versen erweisen wollte, so darf man dagegen von einer greulichen Verwirrung sprechen, in der Fr. uns den Passus vorführt, während R. unseres Erachtens mit sicherem Gefühl denselben geordnet hat, indem bei ihm die Aufforderung an die Hetäre, alle Schlauheit aufzubieten, vorangeht, dann der locus communis über dieses Talent der Weiber folgt. In Fr.'s Text sieht man gar nicht, wo das eine aufhört, das andere anfängt; die Figur der Anaphora zerstört er in ungeschicktester Weise, was Ermahnung für Philokomasium ist und sein soll, verwandelt er durch Vertauschung der modi in eine Gnome qui arguit se etc. und schliesst die Rede mit einer Obscönität, welche kein Mensch verstehen könnte, wenn Fr. uns nicht belehrte: caules latine etiam de mentulis dicebantur, ut graece *καυλοὶ* velut apud Pollucem II, 171. sermo est autem de callidis meretricibus (qualis ipsa Philocomasium), quarum hortus caulibus

Digitized by Google

virorum non semper pateat. Weiter oben p. 10 lernen wir noch: »quid sibi »condimenta« velint, satis ex ipso horto apparet: sunt autem amoris condimenta (φίλτρα), oscula, amplexus, ipse concubitus.« — Dann vides allegoriam eamque talem esse, in qua cum horto res venerea comparetur — quumque hic versus corruptus sit, inprimis hoc tenebimus, quod criticos fugit, in allegoria persistendum esse — also »substantivum redintegrandum est eiusmodi, quod ab ipsa allegoria non abhorreat«. Sehr wohlwollend fügt er dann hinzu: non invidebo lectoribus meam conjecturam, quae a Vetero codice (B) unius tantum literae discrimine abest. conjicio: domi habet hortum et condimenta ad omnis colis maleficos. Abgesehen von der lächerlichen Idee, die als mentulae gedachten coles als malefici zu charakterisiren ist weder zuzugeben, dass eine Allegorie immer vollständig durchgeführt werde, noch diese Beziehung auf etwaige Verführbarkeit des Pyrgopolinikes hier am Platze sei. Was schrieb nun aber Plautus? weder ad omnes mores noch ad omnes artes, sondern ad omnimodis res maleficas, d. h. zur Ausführung jeglichen Schelmenstreichs sind sie von Hause aus trefflich ausgerüstet. Für siquidem (189 R.) sähen wir gerne etsi oder si vel im Text. Andere Conjecturen, welche Fritzsche in der Abhandlung macht, mögen eher ihren Platz behaupten, wie das jetzt auch von L. angenommene, früher von Fleckeisen Ep. crit. 23 gebilligte estne advorsum huc qui advenit, Palaestrio, man vergleiche jetzt Studemund Festgruss der philol. Gesellschaft zu Würzburg an die XXVI. Versammlung deutscher Philologen etc. p. 72 sq. Einigen Schein hat die Conjectur 69 orant ambae et obsecrant, doch erhält das an die Stelle von ambiunt tretende ambae dadurch einen minder gefälligen Nachdruck, dass schon 66 dasselbe Wort vorausgeht. Wir lesen lieber orant, adeunt, opsecrant. Für das incorrecte quam (comoediam) modo acturi sumus (84) hat bereits Pylades verlangt nos zu lesen; in 117 ist fit quod di volunt richtig, aber in der Hauptsache schon gefunden von Lipsius, der id quod di volunt, vorschlug.

Eines Verdienstes von Lorenz müssen wir noch gedenken: es besteht in der Aufnahme früher vernachlässigter Correcturen älterer Kritiker, wie der von Acidalius 293 scapulisque für capitique, 427 men rogas, homo für men rogas hem, 709 ei tibi sunt gemini et trigemini. si te bene habent, filii, sonst et — habes, filii; 875 quin egomet ultro, dem Zusammenhang angemessener als Bothes quid? egone frustra, und von der Corruptel der Handschriften quin ego in frustro oder ego insustro kaum weiter entfernt; 1102 ecquid für ecqui, 1365 set für et. Auch hat schon Acidalius auf die richtige Interpunction in 753 nach dimidiati aufmerksam ge-

*) Der Uebergang von omnimodis res zu omnis modi res, und dann durch Correctur dieser unmetrischen Variante in omnis mores, wie A hat, ist erklärlich; der Begriff von mores aber hier unpassend.

Digitized by Google

macht. Lambinus rieth 88 zu inde est statt inde; Camerarius las 918 eo potuerit lepidius pol fieri, 1367 ego iam conveniam illum, beides der Ueberlieferung gemässer; Lipsius gab 307 ex suo se hospitio dedit foras an, was in edit leichter überging als in eduxit, s. educit, s. edidit wie Lambinus, Camerarius, Bergk verlangten; derselbe 650 senicem, welche Form in den codd. auf mannichfaltige Weise verunstaltet ist. Von Guyet rührt perhaurienda haec sunt, ne her, wofür nicht deutlich genug Ritschls perhauriendumst, ne mihi, Fritzsche's perhauriendae sunt, ne nicht nothwendig ist, weil der Parasit das Geschwätz über die erlogenen Heldenthaten zunächst im Sinn hat, nicht nur den damit verbundenen Ueberdruss; ferner erkannte er in dem corrupten itane alevat 62 (66 R.) mit Camerarius den Singular itane aibat (Camerarius itane aïebat); etwas kühn ist 203 nisam für rusus, aber gewiss richtig trimenium 349 für triennium. Ferner war auch früher 805 (812) i praecepta ohne et von Gulielmus und 836 (842) Lucrio von J. F. Gronovius anzunehmen. Wir sähen dazu gerne noch 100 des Scioppius amabat meretricem arte Athenis Atticis (vgl. Pseudul. 66) treten und können uns bei der Aenderung von Lorenz is amabat meretricem patre et matre Atticis (matre geben freilich die Handschriften) nicht darein finden, dass eine ebenbürtige Athenerin als Hetäre erscheinen durfte. In 1056 (1065) möchte das bereits von Camerarius empfohlene Aetna non aeque altast die beste Betonung ergeben, weniger Aetna aeque non altast, wie bei Ritschl, und Aetnast non aeque alta, wie bei Lorenz steht. Es ist noch die Frage, ob 58 (62 R.) Lambin's annuit altera zu billigen war; innuit, wie die codd. haben, kann in 59 aus inquit verschrieben worden und dann in den vorhergehenden Vers gerathen sein: illarum altera erscheint, wenn auch Pareus illarum strich, doch einfacher und ungezwungener, daher auch Ritschls ibi vorzuziehen ist. Das me 707 für at bei R. (715), wie Bugge in der scandinavischen Zeitschrift für Philologie und Paedagogik Jahrgang VII (1866) S. 12 zu lesen räth, durfte L. nicht aufnehmen, da me gegen mea keine Antithese bildet, wie ein verschiedenes dem me entgegentretendes Pronomen es könnte; ohne weiteres würden wir mit R. (882) Lambin's mihi clamst lesen, statt des sehr gezwungenen nihil clamst der Handschriften (875 L.). Aber 950 (958 R.) entspricht vielleicht dem Ton der Umgangssprache a luculenta atque a festiva femina besser als das von Klotz vorgeschlagene, hier adoptirte a luculentast ac festiva f. In 1139 (1151) könnte ab summo nach ad summum absichtlich wiederholt sein, so dass es der Aenderung, welche R. in der Note anbringt und L. in den Text setzt, deorsum, nicht bedürfte.

Schliesslich möge es Rec. gestattet sein noch über einige Stellen seine Ansicht hier auszusprechen. Lorenz schreibt 244 enim optume = in der That vortrefflich; Ritschl immo optume, wo die codd. ut optume haben; beides entfernt sich also etwas zu stark

Digitized by Google

vom Wortlaut der Tradition; sollte es nicht it o. heissen = es geht vortrefflich? Wenigstens sagt Cicero ad Att. XIV, 15, 2 incipit res melius ire. Bei der Neigung des Plautus, die Wiederholung dramatisch wichtiger Umstände immer in gleichen Ausdrücken anzubringen, scheint es keine unsichere Vermuthung, dass er 553 eben so gut den Sceledrus sagen liess et ibi ausculantem aput te m[e hanc vidisse cum h]os[pite] wie 242, 3 si illanc concriminatus sit — meus conservos se eam vidisse hic cum alieno auscularier, arguam hanc vidisse — cum suo amatore amplexantem atque ausculantem, wie 262, 3 sese vidisse eam hic in proxumo ausculantem cum alieno adulescentulo, wie 287 ego illi aspicio ausculantem Philocomasium cum altero nescio quo adulescente, also eine Abwechslung der Art, welche die letzten Herausgeber für gut fanden, indem sie den lückenhaften Vers ergänzten, von dem angeführten Verfahren des Dichters abweicht; sie lesen nemlich et ibi ausculantem m[e aput te hanc vidisse h]os[pitam. Wollte man 594 mit L. besondern Werth auf die Ueberbleibsel dieses Verses im Ambr. legen und aus MUL.A.SORTITA.FIN den Schluss ziehen, dass Palaestrio sich vor einer multa fürchtet, die er erlegen müsse, wenn er die Senatssitzung versäume, so würde doch immer unerklärlich bleiben, was sortita oder sortito zu bedeuten habe. An diesen Begriff uns haltend, der wohl jede multa ausschliesst, wollen wir lieber ein stärkeres Verderbniss in multa oder multi, wie BCD haben, suchen, wie schon frühere Bearbeiter dieser Komödie, welche illi sortitio fuant conjicirten (Acidalius), oder illis sortitio fuat (Lambinus), um das probabelste anzuführen; nicht aber illi, sondern alii an die Stelle setzen und dann mit nicht zu gewaltsamen Aenderungen fortfahren sors ita evenat, d. h. was er erlosen kann, soll nicht in Folge seiner Abwesenheit einem andern zufallen (evenat, wie Mil. 1001 (1010 R.). Lästig wird jedem aufmerksamen Leser die Wiederholung von in convivio am Schluss der beiden Verse 643, 645 (649, 651 R.) sein, es genügt wenn einmal, und zwar zu Ende der Aufzählung die ohnehin nach apud convivas (640—645 R) selbstverständliche Phrase angebracht wird; vorher verdrängte sie etwas anderes, was mehr bedeuten wollte, etwa neque puerulum. Ueber 1143 (1153 R.) ist L. der Meinung, dass huius, wenn Palaestrio erklärt nunc haec res aput summum puteum geritur: si praesenserit miles, nihil ecferri poterit huius, schwerlich richtig überliefert sei, möge man es nun = huius rei, quam struimus fassen, oder es auf miles beziehen, wobei dann an die Gaben 1137 f. gedacht werden und ecferri = auferri sein müsste, indem ein domo hinzugedacht würde; sonst scheint ihm ecferri mit Bezug auf das (vorher) angewandte Gleichniss escendere ex alto puteo gewählt und ohne Bild so viel als »zu Ende geführt werden« zu besagen. Diese Interpretationen thuen aber der Sprache einige Gewalt an, die vermieden wird, wenn man die leichte Correctur ecfieri, vgl. Pers. 761 haec mihi facilia factu facta sunt,

Digitized by Google

quae volui ecfieri) vornimmt; dann kann sich huius auf haec res zurückbeziehen. Für völlig verdorben erklärt L. die Worte 1331 (1337) at flo miser; doch wäre vielleicht mit zwei leisen Aenderungen abzuhelfen ah flo miser, indem der heuchlerische Sclave von neuem in Lamentationen ausbricht. Kurz vorher ist reicher Stoff zu kritischer Meditation in dem Verse 1328 (1335 R.) gegeben, welchen leider A nicht erhalten hat, BCD aber in bedenklichen Variationen: labra ab lavellis feruminat ace malum (Da)! labram ab lavellifferinaut acemalum (C); labra ab lavellis fer admacellum (B). Ritschl hielt, wohl mit Recht, das mehr oder weniger entstellte ferruminat für ursprünglich, wenn er schrieb, non placet: labra in labris ferruminat. quid agis malum; anders Lorenz: non placet: labra ab labellis fer mihi aut ŏ — malum? Man könnte ergänzen aut feres malum. Doch wäre das für den feigen Bramarbas zu gewagt. Mit einiger Schonung des in CD überlieferten gelingt es vielleicht, dem ursprünglichen Texte näher zu kommen, wenn wir lesen: non placet: labra in labellis quod ferruminat malumst; er löthet seine Lippen an ihre Lippchen, das ist schlimm.

In ähnlicher Weise wie der Miles ist vom Herausgeber die Mostellaria behandelt*), welcher L. wohl mit Recht einen bedeutenden Vorzug in Erfindung und Charakterzeichnung zuerkennt. Das griechische Original war vermuthlich des Philemon Phasma. Einen modernen Bearbeiter hat das Sujet in L. Holberg gefunden, welchen es, nach L.'s Urtheil gelungen ist, in manchen Zügen, namentlich in consequenterer Auffassung des Theopropides (der in der Komödie Abracadabra als Jeronimus auftritt) den Plautus zu übertreffen. Dieser hat sich diesmal keine Contamination erlaubt, hinsichtlich der sonst so reichen Fülle sprachlicher Komik zeigt er aber hier eine gewisse Enthaltsamkeit, weshalb die Einleitung p. 54 das Werk nur unter die Stücke zweiten Ranges zählen will.

*) Als zweites Bändchen, VIII, 263.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Plautus Miles von Lorenz.

(Schluss.)

Von dem Miles unterscheidet sich diese Komödie noch besonders durch die starke Anwendung der cantica, welche dort ganz fehlen. Die handschriftliche Tradition ist dabei von L. möglichst geschont, wie 302 (314 R.) tibi imperatumst, wo es nicht nöthig war mit G. Hermann einen tetrameter bacchiacus an die Stelle des dimeter bacchiacus mit tripodia iambica zu bringen (tibi est imperatum), wie 305, 6 wo weder die Verkürzung Philolachem, noch der Zusatz Ritschl's victu nach lepido nöthig war, um zwei untadelige Verse, den tetr. bacch.: nunc comissatum ibo ad Philolachetem ubi nos, und den dim. anapaesticus hilari ingenio et lepido accipiet zu erhalten; wie 308, 9 (320—322), wo wir jetzt nach A. Spengel de vss. cret. 26 lesen D. semper istoc modo moratus vitam degebas. C. visne ego te ac tu me amplectare, so dass es weder der Annahme einer Lücke nach moratus, noch der Einschiebung von tute vor diesen Worten, noch des med für me bedarf; nur der Correctur vitam debebas. Die Verbindung einer trochaeischen Dipodie mit vorhergehendem dim. creticus ist durch eingereihte Monosyllaba ohne Noth von G. Hermann und Ritschl in die Form dim. cret. trip. cat. troch. geändert, 314 (327) quamquam illi ubi lectus est stratus, coimus, 326 (338) ecquis hic est; adest. eu Philolaches. 328 (340) di te ament. accuba, Callidamates, in 327 (339) durch Umstellung, die bereits Pylades vornahm mit salve amicissume mi omnium hominum; jene setzten nos, und mi hinzu, schrieben euge und mihi hominum omnium, wogegen A. Spengels Bemerkungen de vers. cret. 34 und T. Maccius Plautus 122 zu vergleichen sind. Desgleichen ist 325 (338) kein tuom, 332 (345) kein nunc nebst der Aenderung non für num nothwendig, da bei gleicher Berechtigung der Verse an beiden Stellen doch die in den Handschriften überlieferte Form den Vorzug verdient. Mit Studemund de canticis Plautinis 28 durfte L. die Lesart ambos 317 (328) berücksichtigen und als dim. iamb. trip. cat. herstellen iacentis tollat postea | nos ambos aliquis, statt des von G. Hermann und Ritschl eingeführten ambo, und in dem sogleich folgenden vs. madet homo. tun me ais mammamadere, die Verdopplung der Labialen, welche auch oben die codd. haben, anwenden, um einen anapaestischen Vers zu gewinnen. In dem Canticum, welches Tranio mit Simo verträgt, folgt L. meistens dem Verfahren Studemunds,

Digitized by Google

der ohne etwas hinzuzufügen, oder Ausfälle anzudeuten, Combinationen von Trochaeen und Kretikern z. B. 716, 718, 723 (731, 733, 737) trip. troch. dim. cret.; dim. cret. troch. dip. 717, 724 (732, 738) dim. troch. trip. cat. troch. 726 (740) herstellt; und weiterhin die bacchischen Tetrameter (770—790=784—804) mit dim. bacch. trip. iamb. cat. 770, 777, 779, 781, 783 = 783, 790, 792, 794, 796 abwechseln lässt. Wir möchten L. nicht beipflichten, wenn er bedauert (Nachträge zum zweiten Bändchen p. 275) »der handschriftlichen Fassung hier zu sehr nachgegangen zu sein.« Mit geringen Ausnahmen aber hält sich derselbe an den in den cant. Plaut. p. 70 gegebenen Text von 871—883 (885—895), wo in Folge der richtigen Abtheilung kaum eine Abweichung von BCD nöthig wird. Die fünf letzten Verse betrachten Lorenz und Ritschl als durchaus unsicher, und auch Studemund erklärt sich wenigstens über 884—898 (895—901) nicht näher. Sollte die Scene nicht in einfache Senare auslaufen, etwa in folgender Form: »heus ecquis hic est maxumam his qui iniuriam | foribus defendat? ecquis exit? hinc quidem | nemo exit huc foras: esse ut addecet homines | nequam, ita sunt; set eo magis cautost opus mihi, | ne huc exeat qui me male mulcet: abiero huc«? In ähnliche Kola zerfällt das vorhergehende Canticum in 845—870 (858—854), dessen völlige Herstellung freilich durch die vielen Lücken unsicher wird. Erst in dem oben erwähnten Festgruss etc. 51 sqq. weist St. auf die von Plautus angewandte Synkope der iambischen Glieder hin, wodurch auch hier, wie so häufig in den lyrischen Versen der griechischen Dramatiker, dreizeilige Längen entstehen, z. B. tamen malum metuont; quam sunt malum meriti, nam nunc domi nostrae tot pessumi vivont ex plurumis servis, wo sich jetzt die früher getroffenen Aenderungen als ungegründet erweisen. Man wird wohl auch in dem Gebrauche der katalektischen iambischen Tripodie mit St. den Handschriften folgen dürfen, und nicht nur, wie L. 854, 855 schreiben ut adhuc fuit mi corium esse oportet | sincerum atque ut votem verberari, sondern auch 856 si huic imperabo, da nach der Lücke, welche vor diesen Worten die Construction anzunehmen nöthigt, eine Conjectur, wie si ego huic iam parebo immer gewagt erscheint. Dasselbe Metrum, unterbrochen von katalektischen und akatalektischen Tetrapodien glauben wir ohne irgend welche Correctur festhalten zu müssen in: ubi advorsum ut eant, | vocantur ero: non | eo, molestus ne sis: | scio, quo properas | gestis aliquo, iam hercle ire vis | mula foras pastum 862—864 (876—878); sind aber im Zweifel, ob 858 in seiner eigenthümlichen Construction nam ut servi volunt esse erum, ita solet (dim. bacch. dip. iamb.) beibehalten werden könne analog dem dim. cret. dip. troch.; in 717, 724 und 859 das handschriftliche bonis sum improbis sunt malus fuit aufzulösen sei in boni si sunt, bonust, improbi si sunt, malus fit, wo Bergk und ihm folgend Lorenz einen tetr. bacch. bilden, boni sunt, bonust, improbi sunt, malus fit, ferner ob 865

Digitized by Google

schon ein tetr. cret. wie bene merens hoc preti inde abstuli: abii foras am Platze sei, wo noch ein aus dim. iamb. ac. dim. iamb. cat. syncop. bestehender Vers nachfolgt, oder die Annahme einer Form, wie — ⏑ ⏑ ⏑ ⏓ — ⏑ —, — — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ für zulässig gelten dürfe, indem wir schrieben sic bene merens hoc preti | inde abstuli : ita abii foras. Warum soll sich der Dichter in der Anwendung der Synkope blos auf den katalektischen Dimeter beschränkt haben? Könnte nicht nach 122 (129) ad legionem quom itur die vorletzte Sylbe als dreizeitig, also der Vers als ein dim. troch. cat. betrachtet werden?

In diesem Monolog des Philolaches kann sich Ref. so wenig wie L. entschliessen, das handschriftliche et ut in usum boni et in speciem | populi sint, 118 (123) für die ursprüngliche Lesart zu halten, da sonst die Unterbrechung von einer Reihe schöngebildeter Bacchien durch einen einzelnen dim. troch. bei Plautus für möglich gelten müsste; hierüber stimmt also L. nicht mit St. (p. 35 l. c.) überein, wol aber über die Verbindung von trip. troch. cat. mit dim. troch. cat. 131 (138), wo Ritschl durch ein vorangestelltes quae und die Tilgung des que nach imbrem einen kretischen Tetrameter angebracht hat; dagegen ist von demselben durch die Aenderung venit imber, perlavit (statt lavit), parietes, perpluont ein trochaeischer Monometer an die Stelle des Kretikers gerückt und so eine ungewöhnliche, wenn auch nicht verwerfliche Verbindung dem kretischen Tetrameter substituirt worden.

An Einschiebseln fehlt es auch in dieser Komoedie nicht, sie sind meistens schon von Ritschl bezeichnet; wo L. derselben Ansicht ist, hat er solche Stellen ganz weggelassen, mit Ausnahme der nur von ihm für unächt erklärten Partie 199—214 (208—223), welche eingeklammert ist; als ächt ist stehen geblieben 99, 100 auscultate — mecum, 147 (155) optumi quique — sibi, 275 (286 R.) nam amator — purpura; 395, (409 R.) sind die Worte homini — audacia mit unci versehen; dagegen die Lückezeichen 733 (747), 1135 (1150) wol mit Grund weggefallen, da beidemale eine begonnene Rede unterbrochen wird, dort nach senex, hier nach Philonides. Mehremale macht L. auf Ausfälle aufmerksam, wo die Zuhörer über das scenische, besonders die Erscheinung neuer Personen nothwendig belehrt werden mussten, wie 62, 148 (156), 520 (535) vgl. Einleitung p. 26.

Wie arg vor Ritschls meisterhafter Restauration die Mostellaria verwirrt war, ist bekannt und unter andern auch von Ref. seiner Zeit besprochen worden. Man vergleiche besonders die Scene, wo sich der Wechsler Misargyrides und der Sclave Tranio begegnen in der Praefatio zu dieser Komoedie p. XII—XIV, wie im Text selbst. Indess ist es Lorenz gelungen, noch einen Schritt weiter zu gehen; er versetzt T. beatus vero es nunc cum clamas. D. meum peto (588) vor die Frage des Theopropides quod illuc est faenus, obsecro, quod illic petit? (610), welche der längern Erkundigung desselben dann im

Digitized by Google

Text richtig vorhergeht (quis illic est? quid illic petit etc.) in der Praef. aber noch nachfolgt. In einer andern Scene (457—469) scheint der neue Herausgeber zu der herkömmlichen Ordnung der Verse mit Recht zurückgekehrt zu sein; hier war Ritschl der Ansicht, dass 411 tetigistin fores irrigerweise aus 457 wiederholt sei und das richtige tene terram manu verdrängt habe; doch nöthigt 469 tangite vos quoque terram nicht zu der Voraussetzung, dass 466 jenes vorhergegangen sein müsse, da Tranio den andern Leuten den Gestus vormacht, also das vos quoque durch ut ego zu erklären ist. Die 491—496 quid opsecro — opprimat von Ritschl getroffene Personeneintheilung hat L. nicht befolgt, wol aber ist er der 873 sqq. vorgenommenen Umstellung der Verse beigetreten.

Von dem conservativen Verfahren L.'s auch in dieser Komoedie mögen folgende Stellen Belege geben: er kehrt zur Tradition zurück in 13 frutex, 17 pistrinum scis, 35 boves, 51 mihi (mi) hoc, 72 itast, ne tu hercle praeterhac mihi non mit Auslassung von erres, 82 nam eccum, 86 institui, 150 nec quom, 156 umquam, 183 omnes me, 362 bis peristi, 417 quom me amisisti, 597 tibi et faenus, 818 quicquid, 837 st, canis, st, abi dierecte. abin 838 at etiam restat: st, abi stinc 990 hem, novom unum vidi mortuom efferri foras: modo eum vixisse aiebant, 1089 si tamen hinc consilium dedero? 1142 stultitiae adulescentiaeque eius.

Durch eigene Verbesserungen L.'s hat der Text unseres Erachtens gewonnen, wenn er 407 für introiret aedis nach dem Sprachgebrauche des Plautus (vgl. Amph. 617, Mil. 1168 Truc. II, 8, 12) intro ire in aedis corrigirt, 463 quid istuc scelestist liest statt quid istuc est sceleste, weniger nah liegt Ritschls quid istuc scelus est und Spengels quid istuc est sceleris, 498 dem Theopropides das zweite Hemistich zugetheilt, indem er ihn sagen lässt quo fugiam? etiam tu fuge (fuges CD, fugies B), worauf dann Tranio seiner Haltung gemäss erwiedern kann: nihil ego formido: pax mihist cum mortuis, welche letztere Worte derselbe auch unten 509 (524 R.) auf die Frage quor non fugis tu wiederholt; Ritschl hat dafür ein eigenes, von L. nicht aufgenommenes Supplement angebracht sine me: sat, quid agam, scio, worauf er hem, quid modo igitur statt scio: quid modo igitur folgen lässt. Da ratis und navis gleichbedeutend sind, ersetzt L. jenes 726 durch trabes. Dem inspicere. te aedis te (793) des vetus kömmt am nächsten inspicere iste aedes te has velle aiebat mihi. In 917 vermuthete L. schon früher Philol. 27, 543 sqq. ut iubes für ut voles, was jetzt A bestätigt. Von Sauppe rührt 100 atqui her, von Bergk 107 perdit operam fabri, 163 ut lepide omnis mores, ihm verdanken wir ausserdem die Feststellung der Orthographie von Theopropides, der bisher Theuropides hiess, vgl. die hier p. 233 sq gegebenen Nachweise; Lambinus verbesserte 134 postilla me obtigere, A. Spengel 204 viti malesuada plena. Nachzutragen sind jetzt die aus erneuter Untersuchung des Ambr. von Studemund (Festgruss

Digitized by Google

etc. 61 sqq.) mitgetheilten Lesarten 579 (596) sqq. an metuis, ne quo abeat foras urbe exulatum faenoris causa tui, quoi sortem accipere iam licet?*) D. quin non peto sortem: illuc primum faenus reddundum est mihi: weiterhin nescit quidem nisi faenus fabularier unose,**) vgl. Nonius 183, 21 M. Ein neuer Vers kömmt vor 1049 (1062) hinzu: praeoccupabo atque anteveniam et foedus feriam: me moror. Sehr hübsch ist auch 820 (833) mit 821 verbunden: nam inter volturios duos cornix astat.

In einem so verderbten Text bleibt manches noch zweifelhaft. So kann 21 in corrumpe erilem adulescentulum optumum die Verbindung erilis adulescentulus nicht geduldet werden und L. begnügte sich c. erilem filium mit Lückezeichen zu setzen; vielleicht darf man den Ausfall von invenem optumum annehmen, vgl. 143 (150). Die Construction saginam caedite ist in dem Sinn von »schlachtet das Mastvieh« nicht zulässig; L. vermuthet, dass caedite aus einem seltenen alten Verbum verdorben sein könne, oder das Verderbniss noch weiter gehe, wenn etwa nach ecfercite vos sagina ein Adjectiv folgte. Auch ein Adverbium, wie largiter, wäre dann denkbar. Ob 113 nunc etiam volo dicere, ut homines aedium esse similis arbitremini in dem Sinn von debeatis arbitrari zu fassen sei, scheint fraglich, die Schwierigkeit könnte man heben durch eine nicht zu starke Aenderung in »ut homines aedium esse similis egomet arbitrem«. Zu letzterer Form hat bereits Acidalius gerathen. Nachdem Skapha 174 (182) gesagt hat ita tu me ames, ita Philolaches tuos te amet, ut venusta's erwartet man, dass Philolaches wo möglich denselben Wortlaut wiederhole in dem folgenden Verse quid ais scelesta? quomodo adiurasti? ita ego istam amem? nicht ita ego istam amarem? was zu vermeiden ist durch die Versetzung von quid, womit 176 beginnt, an den Schluss dieses vs. 175. Eben in Folge der Verschiebung nach 176 mag ein Schreiber die Correctur amarem für nöthig erachtet haben: syntaktisch ist sie es durchaus nicht, noch weniger dem Stil des dramatischen Dialogs angemessen. Die jugendliche Hetäre Philematium kann nicht wissen, wie die längst verblühte Skapha in ihren jungen Jahren aussah; daher 189 (199) statt, wie jetzt L. mit Ritschl, zu lesen, vide ego quae sim et quae fui ante. nihilo ego sum amata setius, atque uni gessi morem etc. wo die codd. haben vides quae sim et quae fui ante. nihilo ego (et D) quam nunc tu sum amata atque uni modo gessi morem wir mit etwas näherem Anschluss an die Tradition vorschlagen vides, quae sim, quae quidem fui ante nihilo quam nunc tu es minus amata a. u. g. m. Gegen die Interpretation des Herausgebers, welcher 401 mit Lambinus turbavimus liest für turbabimus vermag Ref. nur letzteres richtig zu finden und nur von den tollen Streichen des Tranio zu

*) licebit, wie der Palimpsest offenbar hatte, musste abgeändert werden.
**) In der Bedeutung von: gleichförmig, in einem Zuge.

Digitized by Google

verstehen, welche er anstellt, um seinen Herrn immer wieder hinter das Licht zu führen. In demselben Sinn sagt er 530 (545) utut res sese habet, pergam turbare porro: ita haec res postulat, ferner 1038 (1053) facio idem, quod plurimi alii, quibus res timida aut turbidast: pergunt turbare usque; und synonym mit diesem turbare ist 1099 (1113) das designare, wenn Theopropides versichert nunquam edepol tu haec facinora hodie inultus designaveris; dasselbe Wort in gleicher Bedeutung steht 398 (413) id videndumst, id viri doctist opus, quae designata sint et facta nequiter, tranquille cuncta ut proveniant et sine malo. In solchem Zusammenhang fährt nun der Schlaukopf fort sicut ego efficiam, quae facta hic turbabimus, profecto ut liqueant omnia et tranquilla sint, neque quicquam nobis pariant ex se incommodi. Das bezieht sich alles auf die Schelmereien von heute, nicht, wie L. zu 401 annimmt, auf die tolle Wirthschaft, welche Tr. während der Abwesenheit des alten Herrn mit dem jungen geführt. Sehr ansprechend kann die Distinction nicht heissen, welche 652 (667) gemacht wird: quicquid dehinc dicam, nunc id certumst dicere, das wäre: dehinc: nachher, wenn sich die Consequenzen meiner Lüge entwickeln, nunc: in diesem Augenblick. Das handschriftliche quidquid dei dicunt id certum est dicere leitet eher auf quicquid di iniciunt, id mi certumst dicere. Der habsüchtige Theopropides meint 802, er dürfe keine Rücksicht auf die Reue des Simo nehmen; von dessen Haus er vermeintlich Besitzer geworden ist: misericordia s . . . . . hominem oportet; das ergänzt Ritschl m. stulta haut esse h. o. genauer gesagt wäre misericordia stultum haut esse h. o.

Der Commentar ist in derselben Weise wie der zum Miles gearbeitet, vorzüglich geeignet für den Selbstunterricht und allseitige Belehrung gewährend. Die Leser des Plautus werden daher auch einem dritten Bande, welchen die Vorrede zum Miles p. VI als ersten in Aussicht stellt, mit grossem Verlangen entgegensehen.

Kayser.

Aristophanis Plutus. Edidit N. I. B. Kappeyne van de Coppello. Amstelodami apud C. van Helden. MDCCCLXVII. VIII, 95, 8.

Diese hübsch ausgestattete Ausgabe lehnt sich im Ganzen an die Schule Cobet's an, berücksichtigt aber auch manches neuerdings in Deutschland erschienene, wie die Quaestiones criticae de nonnullis Aristophanis Pluti locis von Albert von Bamberg, mitgetheilt im Liber miscellaneus editus a societate philologica Bonnensi, Bonnae 1864, 60—71 und in den Symbola Philologorum Bonnensium den Aufsatz »Kritik des Aristophanes« von Friedrich Adolph von Velsen 413—421, natürlich auch die Ausgaben von Bergk und Meineke und des letztern Vindiciae. Desgleichen werden auch öfter Porson, Elmsley, Dobree zugezogen, und mit be-

Digitized by Google

sonderer Verehrung Hemsterhuis, wo nur immer seiner gedacht werden konnte, wie zu vs. 661; doch mochte er ihm in der Apologie von 806 gegen Bentley nicht folgen.

Cobets Vorschläge haben hier überall, sei es im Texte oder wenigstens in der adnotatio Beifall gefunden: dies wird man dem Schüler noch weniger verübeln, da auch Meineke nicht selten sie aufgenommen hat, und Correcturen wie 45 *ξυνιεῖς*, 208 *μὴ νυν*, 211 *δρᾶν σὺ*, 312 *μιμούμενοι 'κ τῶν ὄρχεων κρεμῶμεν*, 587 *δῆλος* für *δηλοῖ* wol eine Stelle im Text einzuräumen war; weniger gerechtfertigt ist aber die Aufnahme von *κἀτα* in 44, *φράζοντος* in 46, da *φράζουσαν* ganz gut mit *ἐπίνοιαν θεοῦ* = *χρησμὸν* verbunden werden kann, von *ἐγὼ καὶ σοὶ* (62): mit *ἔγωγε σοι* fertigt Plutus den Chremylus auf gleiche Weise und in gleichem Ton ab, ohne auch nur anzudeuten, dass er absichtlich keinen grössern Werth auf die Worte des Herrn als des Dieners lege. Eine Nothwendigkeit 219 *οὐκ ἔστ' ἄλφιτα* zu lesen statt *οὐκ ἦν ἀ.* ist nicht zu entdecken: das bisherige Elend, welchem sogleich mit Hülfe des Pl. ein Ende gemacht werden soll, erscheint der Phantasie des glücklichen Chremylus schon als Sage der Vorzeit. Wenn 296 *ἡμεῖς δέ γε* für *ἡ. δέ γ' αὖ* jetzt gelesen wird, wünschte man den Grund dieser Vereinfachung zu erfahren, ebenso warum 335 nach *τί ἂν οὖν τὸ πρᾶγμα* das unentbehrliche *εἴη* fehlt. In 499 dürfte *οὐδεὶς* wohl maassgebend sein, um in dem vorhergehenden Verse die Vulgate *τίς ἂν ἐξεύροι ποτ' ἄμεινον* Cobets *τί ἂν ἑ. τις ἀ.* vorzuziehen, und im folgenden einfach das unnöthige *σοι* zu streichen: Blepsidemos wird aller Welt bezeugen, dass niemand etwas besseres erfunden habe; warum sollen sich die beiden nicht als die grössten Wohlthäter der Menschheit rühmen? Dass 856 *πράγματα* nicht anzutasten sei, wird unten erwiesen werden. Im Sinn von Cobet verlangt wohl K. auch 54 zweimal *χῶτου* für *καὶ τοῦ*, ferner *ὅπου 'στι* für *ποῦ 'στι* und gewiss nach seiner Vorschrift 171, 174, 176, also dreimal, *δέ γ' ου* statt *δ' οὐχί*. Man bemerkt in solcher Behandlung des Textes theils ein zu starres Festhalten an grammatischen Observationen, welche nicht absolute Giltigkeit haben, theils eine mit der Freiheit der Poesie leicht in Collision gerathende Logik, in welchen beiden Beziehungen der Herausgeber von Cobets Einfluss sich noch nicht emancipirt hat. Etwas unabhängiger zeigt er sich andern Kritikern gegenüber, wenn er z. B. 369 Meinekes *σὲ μὲν οἰδ'* nicht für unbedingt nöthig hält, 534 desselben *πεῖναν* statt *πενίαν*, vermuthlich mit Rücksicht auf 590 und 594 ablehnt, 723 *ἐλάσας*, wozu M. für *γελάσας* rieth, widerlegt; 22 gegen Bergks *ἀφελών γε στέφανον* sich erklärt, auch gegen die von ihm 1097 angenommene Lücke; er durfte auch im Widerspruch mit ihm 245 *ἐπέτυχες πώποτε* vertheidigen, und 702 der Conjectur *ὑπερηρυθρίασε* weniger Beifall schenken.

Als eigene Verbesserungen K.'s sind anzuführen 98 *οὐχ ἑορακάγω*, wo das sonst gelesene *πω* sich mit dem Sinn des ganzen

Digitized by Google

Satzes nicht verträgt; Meineke liest daher bereits *οὐχ ἑόρακ' ἐγὼ*; die hier angewandte Lesart kömmt also einen Schritt der Ueberlieferung näher; 272 *καὶ ταῦτά μου βακτηρίαν ἔχοντος*: da auf dem Pronomen kein Nachdruck liegt, ist die enklitische Form mit Recht vorgezogen worden; 349 verlangt der überall beobachtete usus, dass auf *ποῖός τις*; die Frage: welcher es sei? mit *ὁποῖος* erfolge, Bamberg will das freilich (Götting. gel. Anz. 1866, 150) nicht zugeben, aber dass die Infinitive *εὖ πράττειν* und *ἐπιτετρῖφθαι* von *οἷος*, nicht allein von *κίνδυνος* abhängen, ist sehr zu bezweifeln. Ueber die Correctur 400 *ἐν τῷ μεταδοῦναι* sprechen wir unten. Die richtige Construction ist 1102 gewiss *ἀνοίξας μ' ἔφθασας*, nicht, was man sonst las, *ἀνέῳξάς με φθάσας*, 1180 verlangt die Analogie mit den andern Imperfecten, die 1181 und 1182 folgen, auch *ἔθυεν ἄν*. Sehr dankenswerth ist der Nachweis zu 550, dass Dionysius hier ein Athener und nicht der Tyrann von Syrakus ist, wie die Scholien meistens behaupten, er wird von Demosthenes XIX, 180 neben dem von Lysias XXVIII angegriffenen Ergokles genannt.

Ueber die Lösung mancher kritischen Schwierigkeit kann man freilich anderer Ansicht sein, als der Herausgeber, so wie auch an die Richtigkeit der Ueberlieferung glauben, wo er noch Bedenken hat. Für beides mögen einige Belege folgen.

Ein wohl in starker Entstellung vorliegender Vers ist 119 sq. wo unseres Erachtens bisher eben die stärkste Corruptel *μῶρ'* von der Kritik mit unverdienter Schonung behandelt wurde. Darauf folgt in einigen codd. *ἔμ' εἰ*, in andern *ἔπη*. Letzteres will K. conserviren nach Bergks Vorgang. Dem Gedanken des Plutos tritt Meineke näher, aber was er vorschlägt: *ὁ Ζεὺς μὲν οὖν ἰδὼν τὰ τούτων μῶρ' ἔμ' εἰ πύθοιτ' ἂν ἐπιτρίψειε* kann schwerlich heissen, was er annimmt: Jupiter opulentorum stultitiam cernens de me si resciscceret (si me oculorum lumen recuperasse resciscceret), interitum mihi pararet; allerdings muss das hier ausgesprochen sein, etwa in folgender Weise: *ὁ Ζ. μ. ὁ. οἰδ' ὡς τὰ τούτων εἰ μ' ὁρᾶν πύθοιτ', ἂν ἐπιτρίψειε*, oder wenn die seltene Optativform hier anzubringen erlaubt ist, *ἂν ἐπιτρίψαι με*. Wo nicht, kann das *με* an zweiter Stelle auch wegbleiben. Das fehlerhafte Hyperbaton 204 sq. *εἰσδὺς γάρ ποτε οὐκ εἶχεν εἰς τὴν οἰκίαν οὐδὲν λαβεῖν* wäre mit der Correctur *ἐκ τῆς οἰκίας* auf etwas zu wohlfeile Art beseitigt; man wird eher in *εἰς τ. ὁ.* eine Glosse zu *εἰσδὺς* sehen dürfen, welche dann ein passenderes Wort verdrängte, wenn Ar. schrieb *οὐκ εἶχεν ἀργυρίδιον οὐδὲ ἓν λαβεῖν*. Wollte man mit Meineke 368 *ἀλλ' ἐστὶν ἐπίδηλον ὅτι πεπανούργηκέ τι* lesen, würde, wie K. bemerkt, allerdings eine von Aristophanes sonst vermiedene Caesur im Daktylus entstehen, er hat deswegen Bergks Fassung *ἀ. ἐ. ἐ. τι πεπανούργηχ' ὅτι* vorgezogen, wenn auch structura, ut mihi quidem videtur, minus expedita. Die natürliche Wortfolge ist freilich so gleichsam auf den Kopf gestellt.

Digitized by Google

Das einfachste wäre *ἀ. ἐ. ἐπίδηλόν* (sc. *τὸ βλέμμα*) *τι πεπανουργηκότος*: es ist der Blick eines Menschen, welcher kein gutes Gewissen hat. An 422 *ὠχρὰ μὲν γὰρ κτέ* hat man sich viel versucht, jedoch unterliegt jeder Vorschlag auch starken Bedenken, was wol Meineke zu der Annahme fortriss, es rühre nur *σύ δ' εἴ τίς* von dem Dichter her. Da aber nicht allein Blepsidemos eine Vermuthung über die beiden erschienene Gestalt geäussert haben wird, muss man eher eine Lücke, etwa zwischen *ὠχρὰ μὲν γὰρ* und *εἶναί μοι δοκεῖς* voraussetzen, deren Ergänzung die zwei Verse, welche Chremylus sprach, vervollständigte. An der Construction 436 *ἡ ταῖς κοτύλαις ἀεί με διαλυμαίνεται* nahm K. gegründeten Anstoss, aber seine Abhülfe *τὰς κ. ἀεί γε δ.* kann wegen der unpassend angewandten Partikel nicht auf Beifall rechnen, eher schrieb Aristophanis *τῆς κοτύλης ἀεί τι δ.*: die Schenkwirthin verfälscht immer etwas an jedem Becher. In 578 wird die Frage sein, ob nicht durch Einschiebung des unnöthigen *πρᾶγμα* der Vers eine totale Veränderung erlitten habe, und man auch *δίκαιον* als einen fremdartigen Bestandtheil entfernen müsse, da es sich nicht um Erkenntniss irgend einer gerechten Sache, sondern des für die Menschheit besten handelt. Chremylus kann in seiner Erwiderung die Worte der Penia wiederholen, wenn diese so lauten: *αὐτοῖς οὕτως ἐστὶν χαλεπὸν διαγιγνώσκειν τὸ κράτιστον*. Hier ist dem Herausgeber etwas menschliches begegnet, wenn er im trochaeischen Tetrameter eine Caesur, *αὐτοῖς οὕτω χαλεπὸν διαγιγνώσκειν ἐστὶν τὸ δίκαιον* für möglich hielt (p. 74) und 689, wenn er mit *τὴν χεῖρ' ἐξῆρε* den Trimeter eröffnete; dies Versehen ist von ihm selbst in den N. Jahrb. für Phil. 1868, p. 481 berichtigt, doch werden wir lieber Dobree und Meineke beistimmen, wenn sie *ἄρας ὑφῆρει* lesen; zur Explication scheint jemand *τὴν χύτραν* beigeschrieben zu haben, was dann in *τὴν χεῖρα* überging und so zum Schaden des richtigen Verständnisses sich im Text behauptete. So dachte sich auch schon Hemsterhuis die Entstehung der Corruptel. Nur einer Verwechslung ist es zuzuschreiben, wenn K. mit Hinweis auf das von den Scholiasten citirte Fragment von Hyperides die Construction *ὑπομνύμενον παύσω σε τὰς ἐκκλησίας* glaubt rechtfertigen zu können, denn *γραφὴν ὑπόμνυσθαι* hat guten Sinn, aber nicht *ἐκκλησίαν* oder gar im Plural *ἐκκλησίας ὑ.* Da aber auch der Dativ in der Mehrzahl und der blosse Genetiv in der Einzahl nicht recht zu verstehen ist, wird man an *ἐπὶ τῆς ἐκκλησίας* denken dürfen. Für 885, wo von dem Zauberring die Rede ist, welcher seinen Besitzer vor dem Biss der Sykophanten schützen solle, glaubt K. ein remedium ausfindig gemacht zu haben: postquam Plutus visum recuperavit, sycophantarum vis ac potentia fracta est et periit, ut ex tota hac scena a vs. 850 ad 956 apparet, ita ut ab eorum morsibus aut veneno nil amplius metuendum sit; cur (quare?) viro iusto non modo supervacaneum, sed adeo absurdum fuit annulum magi-

Digitized by Google

cum emere atque gestare; quod Carionem sycophantae insultantem in pernicie bonum hominem his verbis monuisse affirmaverim: *ἀλλ' οὐδέν ἐστι συκοφάντου δῆγμ' ἔτι.* Worauf der Sykophant in grossem Zorn erwidert *ἆρ' οὐχ ὕβρις ταῦτ' ἐστὶ πολλή.* Doch darf er das nicht eigentlich übelnehmen, wenn man ihm sagt, er habe die schlimme Eigenschaft zu stechen abgelegt; aber Hohn, der ihn sehr verletzt, eben weil er jetzt unschädlich geworden ist, mag es heissen, wenn der Ring nur gegen Sykophantenstich nichts helfen soll. Diesen picanten Gedanken herzustellen bedarf es keiner sehr starken Aenderung: *ἀλλ' οὐκ ἄκος ἔνι συκοφάντου δήγματος.* Dieses nach *οὐκ* leicht ausfallende *ἄκος* wäre dann das eigentliche remedium.

Einigemale versucht K. Correcturen, wo die Worte des Komikers dergleichen nicht zu bedürfen scheinen. Sehr befremdlich ist 59 der Vorschlag *ὅ τι φησὶν εἶναι* mit der Erklärung quin pronomine neutri (sic) generis opus sit nemo quidem dubitabit, qui huius loci iocum persenserit; nam senex ille caecus et sordidus est *τὸ οἰμώζειν.* Gern bekennen wir, diesen Spass nicht zu verstehen. Für *νυνὶ λαχὸν* 277 soll es *μὲν νῦν ἔλαχες* heissen, weil das folgende *δὲ* die entsprechende Partikel verlange. In 371 ist *ἔχον* eben so wenig zu beanstanden als *Batr.* 1161 *ἄριστ' ἐπῶν ἔχον.* Den Unterschied von *λοιδορῶ* und *λοιδοροῦμαι* verkennt K., wenn er 456 *λοιδορεῖς* vorzieht. Zu einer Aenderung wie 521 statt *παρὰ πλείστων ἀνδραποδιστῶν* hier *παρὰ λῃστῶν κἀνδραποδιστῶν* selbst im Text erscheint, berechtigen die Scholien schwerlich, indem sie auf den Zusammenhang der *λῃστεία* und des *ἀνδραποδισμὸς* hindeuten; *πλείστων* passt aber ganz gut, um die nie versiegende Quelle des Sclavenhandels auszudrücken. K. durfte hier Hemsterhuis folgen, der seine längere Note mit den Worten schliesst: nunc tamen in ea sum sententia nihil absurdi nos esse facturos, si receptae lectioni adhaereamus. Von der Nothwendigkeit, 550 *Θρασύβουλον Διονυσίῳ* zu lesen, statt *Θρασυβούλῳ Διονύσιον* wird man sich auch nicht überzeugen können, denn die vermeinte Aehnlichkeit und wirkliche Unähnlichkeit ist ja eine gegenseitige. Keine glückliche Conjectur ist 597 *κατακεῖσθαι*, man hat zu *καταθεῖναι* nur *τοὺς πλουτοῦντας* zu suppliren. Dass die *θεοὶ χθόνιοι* auch die sind, welche Reichthümer spenden, lehrt das Scholion zu 727 mit Citaten aus Hesiodus und Sophokles, also war es Aristophanes nicht zu verargen, wenn er den Plutus umgekehrt auch einmal Pluton nannte, wofür *γέροντι* substituirt werden soll; vgl. Creuzer Symbolik III, 727, ed. 3. Keine Verdächtigung verdiente 853 der sinnreiche Ausdruck *πολυφόρῳ συγκέκραμαι δαίμονι*, wobei man an einen feurigen Wein zu denken hat, welcher eine starke Zumischung von Wasser verträgt, was dann weiter bezogen wird auf den Genius, welcher seinem Schützling viel zu tragen auferlegt. Ohne Zweifel lässt Aristophanes den Sykophanten absichtlich ausrufen *σχέτλια πέπονθα νυνὶ πράγματα*, er, der sonst andern

Digitized by Google

schlimme πράγματα zuzog, muss sie jetzt selbst erleiden. Zwar kann sich K. hier auf die Autoritäten von Cobet und Meineke berufen, von welchen jener die Ueblichkeit der Phrase δεινὰ πράγματα πάσχειν in Abrede stellt, daher πέπονθα νῦν, τὰ χρήματα ἀπολωλεκὼς κτέ gelesen werden soll; aber die Bedeutsamkeit der Stelle leidet unter dieser auch in den Text K.'s aufgenommenen Variation, man vergl. noch 1112. Dass 921 ἡσυχίαν ἔχων nur ein constans vitium sei, ist nicht zuzugeben, 934 περιείλημμαι nicht zu verwerfen, da der Sykophant nach der Flucht seines Zeugen sich der Gegner noch weniger erwehren kann; daher die Aufnahme dort von ἡσυχίαν ἄγων, hier von περιλέλειμμαι für verfrüht zu halten ist. Das 1036 von den Handschriften gebotene ἔμεγ' ἄν διελκύσαις will K. in με διελκύσειας ἄν abändern; indess steht das Pronomen hier nicht für die blosse Enklitika, und an Beispielen der Optativform auf αις, αι fehlt es bei den attischen Dichtern auch nicht. In 1044 ist τάλαιν' ἐγὼ τῆς σῆς ὕβρεως· αἰσχύνομαι wol keine Verbesserung der Vulgate. Auch dem Vorschlag 1083 τετρυμένῃ an die Stelle von τρισχιλίων zu bringen, vermag Ref. keinen Geschmack abzugewinnen; in der komischen Aufzählung ἀπὸ (so ist mit Küster zu lesen, nicht ὑπὸ) μυρίων ἐτῶν τε καὶ τρισχιλίων wird man das τε καὶ (= und noch dazu) gerne dulden. Nichts trägt zur Vertheidigung von τετρυμένῃ, was ohnehin auf die geile Vettel nicht passt, bei, wenn K. meint: sic demum in versu sequenti vim quoque suam habet ὅμως δὲ, et emicat lusus iocusque, qui inest in voce τρύγα, und die aus Ach. 415—18, Plut. 1069 citirten Stellen sind auf unsere nicht anzuwenden. In 1131 ist ἔοικ' ἔτι στρέφειν weniger bedeutend als ἔοικέ τις σ. 1134 hat οὖν für ἄν vor ὠφελήσεις, wodurch die Form ὠφελήσαις vermieden werden soll, keinen rechten Grund im Zusammenhang.

Für einige wenige von dem Herausgeber verurtheilten Verse wird man noch ein gutes Wort einlegen dürfen. Der Art ist 188: Plutus, heisst es da, vermag alles mögliche, so dass man ihn nicht, wie andere schätzbare und angenehme Dinge, welche 191, sq. aufgezählt werden, auch einmal genug bekömmt. Wenn Chremylus nach einer solchen Demonstration zu dem nun noch mehr einleuchtenden Satz zurückkehrt, ist nicht erwiesen, dass er ihn nicht auch vorausgeschickt haben kann. K.'s Frage: quidnam significat illud ὥστε, ist sehr leicht zu beantworten, aber eben darum nicht zu begreifen, wie er sie stellen mochte. Scheinbar verwerflich ist vs. 281, aber wenn man ihn, weil er schon 260 steht, hier tilgen will, fehlt zu φράσαι δ' οὔπω τέτληκας ἡμῖν der davon abhängige Satz, in welchem das eben angegeben sein muss, was K. noch nicht gefragt hat. A. von Bamberg kömmt der Schwierigkeit durch den glücklichen Gedanken zu Hülfe, die Wiederholung durch einige leichte Aenderungen: τί δὴ θέλων ὁ δ. ὁ σὸς κέκληκεν ἡμᾶς möglich zu machen. Höchst ungünstig äussert sich die Note zu 475 über diesen Vers, welcher fronte adverso (sic) cum

Digitized by Google

vs. 509 pugnat. Wenn man jedoch bedenkt, dass jedermann ein braver Mensch sein wird, wenn er die sichere Aussicht hat, dadurch reich zu werden, verliert der Vorwurf der Inconsequenz alles Gewicht; sowohl Penia als die übrigen Personen dürfen ohne der Grundidee Abbruch zu thun, bald in engerem, bald in weiterem Sinne von dem Plan des Chremylus reden. Es ist darum eine petitio principii, wenn der Verf. behauptet: ut drama nunc se habet, Chr. male sibi constat, quippe cuius consilium modo esse videatur ut solos iustos et sapientes divites reddat (vid. e. c. vss. 386, sqq. 489, sqq.) modo ut paupertatem omnem expellat (vid. inter alios vs. 460, sqq.); at contra Penia inde ab introitu suo in scenam, unum hoc tantum et novit et tenet constanter (vid. e. g. vss. 430, 433, sq.) quare vs. 475 ab eius persona prorsus abhorret; die einmalige vollständige Anführung des Planes genügt; sonst behandelt Penia, wie natürlich, vorzugsweise die Existenzfrage. Eben so wenig wird man der Behauptung beistimmen wollen, dass durch die disputatio Peniae, qua sui necessitatem liquido demonstrat, praeclara illa per se ac subtilis, die fabulae occonomia mirum in modum disturbata sit. Eine mangelhafte Construction entsteht, wenn man 957 *ὅτι ἐστ' ἐκείνου τοῦ πονηροῦ κόμματος* weglässt, denn das soll gerade der Bader dem Sykophanten, welcher im ärmlichsten Costüme erscheint, ansehen, dass er zum *πονηρὸν κόμμα* gehört.

Lücken sind nicht im Text, aber in den Noten bemerkt; K. führt an, dass F. A. von Velsen einen Vers vermisse nach 207: *ἀλλ' οὐ βλέπω γὰρ, ὥστε τῶν ἐμῶν κρατεῖν*, allerdings bedarf es eines solchen um den Vorwurf der Feigheit zu entkräften und zu den ermunternden Worten des Chr. einen Uebergang zu bilden; ferner dass eine Lücke von einem oder zweien Versen Meineke annehme nach 696; mit Recht bezweifelt K., was Bergk und Meineke glauben, es sei vor 1097 die Angabe von der Rückkehr der Alten weggefallen. Zu verwundern ist, wie er zu 265—272 die Ergänzung und Umstellung Bambergs übergehen konnte, die den natürlichsten Gedankengang gewährt: B. lässt nämlich nach 265 *ἔχων ἀφῖκται δ. πρεσβύτην τ. ὦ. π.* den unentbehrlichen Zusatz aus eigener Composition *ὃς πάντας ὑμᾶς ὀλβίους καὶ πλουσίους ποιήσει* folgen, worauf alsdann passend der Chor erwiedert 268 sq. *ὦ χρυσὸν — ἔχοντα*. Das persiflirt Karion mit den Worten 270 *πρεσβυτικῶν — ἔχοντα*, woran sich die Aufzählung 266, sq. *ῥυπῶντα — εἶναι* gut anschliesst. Dagegen begreift man nicht, wie K. meinen kann parvo negotio effici posse, dass hier alles in bester Ordnung sei, indem er nach 263 die vss. 268—570 folgen lassen will und dann erst 264—267, ohne sich daran zu stossen, dass dann auf Chremylus statt auf Plutus der Vers 270 zunächst bezogen werden muss.

Manche Personen werden hie und da vertauscht, vielleicht nicht überall im Sinn des Dichters: so, wenn Cobet 44 ganz

Digitized by Google

dem Karion gibt und K. ihm darin folgt, aber auch κἄτα schreibt für καὶ τῷ. In Folge dieser Correctur erwartete man aber eher, dass Chremylus weiter spräche und demgemäss ξυναντῶ ihm in den Mund gelegt würde. Was eigentlich Cobet gegen die überlieferte Lesart καὶ τῷ ξυναντᾷς δῆτα πρώτῳ; χ. τουτωί einzuwenden hat, können wir im Augenblick nicht nachsehen, Meinekes Citat ad Hyper. orat. fun. p. 38 (siehe Adnotatio critica XXIX) bezieht sich auf andere Stellen der Komoedie. Schwerlich sollte Plutus 180 den Wunsch ἐμπέσοι γέ σοι aussprechen. Am besten denken wir uns wol von 170 an den Herrn und Sclaven Vers um Vers abwechseln, geben also nicht 172, sq. dem Chremylus, noch 177—179 ihm allein, dann theilen sich in 180 Karion und Chremylus. Auf dieselbe Emendation und denselben Personenwechsel sind K. und Bamberg in 400 verfallen, nur darin liegt ein Unterschied, dass jener ἐν τῷ μεταδοῦναι; μὰ Δία, δεῖ γὰρ πρῶτα interpungirt, während dieser richtiger eine Antwort in dem von beiden ganz dem Chremylus beigelegten Vers erkennt. Bisher liess man den Blepsidemos fragen οὐ τῷ μεταδοῦναι, wodurch aber eine sehr harte Ellipse von ἐν entstand. Nicht verständlich ist dagegen, warum Blepsidemos die Verse 505 sq. erhalten und sagen soll οὐκ οὖν, εἰ παύσει ταύτην βλέψας ποθ' ὁ Πλοῦτος, wozu wir die Bemerkung lesen: constitutus est versus ita e variis codicum lectionibus, et Blepsidemo tributus propter demonstrativum ταύτην (cf. vss. 484, 499 et 580). Also Chr. durfte sich desselben Pronomens in Bezug auf die Penia nicht bedienen? Uebrigens scheint es rathsam hier mit Bergk εἰ παύσειεν ταῦτ' ἀμβλέψας zu corrigiren, da ταύτην doch nicht schicklich zugleich auf die Person der Penia und die Armuth in abstracto gedeutet werden kann. Nur vorgeschlagen ist zu 27 mit καὶ κλεπτίστατον die Rede des Chr. von Karion unterbrechen zu lassen; K. meint si iocus est Chremyli, est sane quam frigidus; was wir nicht finden können; vielmehr liegt ein gewisser Humor in der Zusammenstellung entgegengesetzter Praedicate, der durch die Einrede des Sclaven zerstört wird. Zwei richtige Vertheilungen von Versen sind dem Texte K.'s noch nicht zu gute gekommen: 215 legt Bamberg dem Plutus ὅρα δὲ, μὴ — bei, worauf Chremylus einfällt φρόντιζε μηδέν, ὠγαθέ. Wir wünschten, diese Anordnung ferner in den Texten beibehalten zu sehen, wenn auch ihr Urheber aus nicht zureichendem Grunde sie selbst zurückgenommen hat, vgl. N. Jahrb. für Phil. 1868, p. 474. Ebenso war von Velsen Γ. αὐτὸς δ' ἐκεῖνος οὔ; Κ. μὰ Δία κτέ. anzunehmen, wahrscheinlich lernte aber K. diese Berichtigung erst nach Abdruck seines Textes kennen. Fraglich wäre der Gewinn für die Angemessenheit des dialogisches Stiles, wenn Plutus 116 die Rede des Chremylus mit der Frage βλέψαι ποιήσας, wie Meineke in der Note vorschlägt, unterbräche. Besser als dieser, bei welchem 106 noch Chr. spricht, gibt K. den Vers dem Karion. Warum aber 199 mit der Interpunction vor δέδοικα

Digitized by Google

sowohl syntaxis als Pluti ignava anxietas hergestellt werde, und das ohne jene nicht ebenso gut erreicht sei, ist uns unklar geblieben.

Nachträglich bemerken wir noch, dass die Aenderung 26 *οὐκέτι σε* entbehrlich scheint, 216 *κέι δεῖ* nicht einerlei ist mit *κἄν δῇ*; jenes würde hier die Lebensgefahr des Chremylus als wahrscheinlich darstellen, was er doch nicht meinen kann; 338 war *ἐπὶ τοῖσι κουρείοισι* als singulärer usus beizubehalten; 348 A. von Bambergs *ἔνι γάρ τις ἔτι* im Text zu verwenden; 441 der Indicativ *φεύγομεν* vorzuziehen. Statt des matten *καὶ μὴν λέγω, δεινότατον ἔργον — ἐργασόμεθ'* wünschte Ref. 445 zu lesen *καὶ μὴν μέν', ὡς δ. ἐ. — ἐ.* vgl. 928 *καὶ μὴν προσελθέτω κτέ.* Die Erhaltung von *ἐστὶν* und *ἀποροῦντα* 531 ist zu billigen, auch wegen der von K. nicht bemerkten wol absichtlichen Wiederholung von *ἐστὶν* in 532. Weniger rathsam war es 772 *κλεινὴν πόλιν* aus Steph. Byz. für das gewähltere *κλεινὸν πέδον* einzuführen; an 840 war *αὐχμὸς γὰρ ὢν* nicht zu beanstanden, wo von der einst constanten Leere in den Schüsseln des Gerechten die Rede ist. Ob 916 *ἄρχειν* in *ἀρχὴν* nothwendig abzuändern, und 920 *προστάτην νέμει* für *κ. ἔχει* unerlässlich sei, wird man noch untersuchen müssen; auch *ὡς ἔχω* ist wohl nicht ohne weiteres nach dem Ravennas statt des angemesseneren *οὗς ἔχω* zu schreiben, gewiss aber Meinekes *εὐπρόσωπον χάπαλὸν* 976 als eine schöne Verbesserung zu betrachten. **Kayser.**

Dr. Const. Bulle, de Pindari sapientia (Doctordissertation aus Bonn 1866) und: Pindars dritter (und vierter) isthmischer Siegesgesang (Programm der Hauptschule in Bremen 1869).

Die erstere Schrift, deren Titel der Verf. von dem Holländer de Jongh entlehnt hat, handelt von der Philosophie Pindars unter dem dreifachen Gesichtspunct der Götterlehre, der Seelenlehre und seiner Ansicht von dem Verhältniss des Menschen zu den Göttern. Den Ursprung der Welt leite der Dichter nach orphisch-homerischer Ansicht, mit welcher auch das Princip des Thales übereinstimme, aus dem Wasser her, das in Okeanos und Tethys personificirt sei, und Tethys sei die »Mutter« von welcher nach Nem. VI init. sowohl das Geschlecht der Götter als das der Menschen stamme. Daher sei auch das Wesen der Götter von dem der Menschen nicht verschieden, beide seien von Natur unsterblich. Auch der Moira sind die Götter unterworfen, wie die Menschen, nur mit dem Unterschied, dass sie die Zukunft vorauswissen können, die Menschen nicht (wofür der Verf. ausser Nem. VI besonders die Warnung der Themis Isth. VII 26 benützt), und dass für die Götter die Moira das in und unter ihnen waltende Gesetz ist. Die Götter

Digitized by Google

sind aber keinem Uebel unterworfen und darum heissen sie die ewig seligen, ebensowenig haftet eine Schuld an ihnen, wenn sie auch Fehler der Menschen an sich haben oder etwas begehen, was an dem Menschen sündhaft wäre, eben weil sie in beiden Beziehungen (Schuld und Uebel) über die Menschheit erhaben sind. Dabei bestreitet der Verf. ernstlich die Meinung, Pindar habe aus sittlichen Beweggründen die Mythen verändert. Er widerspreche nur der Darstellung Anderer in Betreff des äussern Hergangs, indem er z. B. die Götter gefrässig zu nennen sich scheue (Ol. I 52), nicht aber leugne, dass sie sich in Knaben verlieben und diese rauben; in andern Fällen gebiete ihm die Klugheit zu schweigen und Anstössiges nicht auszumalen, wie Nem. V 14, Ol. VIII 87, IX 35. — Die Seelenwanderung, welche Ol. II 53 vorausgesetzt ist, hält der Verf. nicht für die pythagoreische, wie Nägelsbach (Nachhomer. Th. S. 407), sondern für altorphisch. Die Seele sei unsterblich, sie entstehe nicht mit dem Menschen und sterbe nicht mit ihm; daher heisse sie auch der *δαίμων* desselben. Sie verleihe ihm die Fähigkeit zu jeder ausgezeichneten Thätigkeit. Sie behält aber auch die Erinnerung an das diesseitige Leben und Interesse für die Verwandten (Ol. XIV 21, VIII 81, Nem. V 85 und and.). Dabei wird der Zustand der Seelen nach dem Tode des Menschen erörtert. In der Frage, ob die Tugend angeboren sei und nur erneuert werde, oder alles neu gelernt werde, stellt der Verf. den Dichter auf die erstere Seite; ohne jedoch die Nothwendigkeit der Uebung, welche der Dichter oft und dringend empfiehlt, auszuschliessen. Tugend ist hier natürlich in griechischem Sinn von körperlicher und geistiger Tüchtigkeit zugleich verstanden. — Das Verhältniss endlich der Menschen zu den Göttern ist das der Verehrung und Scheue, denn die Götter fördern das edle Streben und verleihen den Erfolg, strafen aber dagegen den Ungehorsam und den Uebermuth.

Diess ist ungefähr der Inhalt der Dissertation. Man wird nicht verkennen, dass der Verf. einige neue Gesichtspuncte aufgestellt hat, welche für die Beurtheilung des Dichters von Werth sind. Das Programm dagegen behandelt die sehr streitige Frage: ob Isthm. III v. 1—18 ein eigenes von IV getrenntes Gedicht ist, oder mit diesem zu Einem zusammengehört. Der unterzeichnete Referent hat nach Erwägung aller bisherigen Hypothesen, von denen keine genügt, im Programm des Ellwanger Gymn. v. 1868 die Ansicht aufgestellt und zu begründen versucht, dass die sog. III Ode ein interpolirtes Proömium zur IV. sei. Der Verfasser dagegen findet die 18 Verse der III. Ode ganz pindarisch und erklärt sie für ein von Pindar später, nachdem Melissos auch einen Wagensieg in Nemea davongetragen habe, der IV. Ode vorangestelltes Proömium. Man muss in solchen Fragen, die (pindarisch zu reden) eigentlich nur Schleifsteine des Scharfsinns sind, weil sich die Wahrheit nie ermitteln lässt, möglichst vorurtheilsfrei ver-

Digitized by Google

fahren. Ich betrachte es als einen Gewinn der gemeinsamen Untersuchung, dass die Unvereinbarkeit der III. Ode mit dem Inhalt der IV. constatirt ist, dass aber anderseits die III. (nach alter Eintheilung) neben der IV. auch keine selbständige Existenz anzusprechen hat, weil sie in dem gleichen Metrum der IV. gedichtet ist, während sonst jedes Siegeslied sein eigenes Metrum hat. Jedenfalls ist also die III. Ode oder das Proömium zur IV. erst später hinzugedichtet worden. Der entscheidende Grund ist, dass die III. einen Wagensieg in Nemea hervorhebt, von dem die IV. Ode nichts weiss. Die Streitfrage zwischen mir und dem Verf. ist nun blos die: ob Pindar selbst die 3 Strophen, welche als III. isthm. Ode gezählt werden, der IV. vorangesetzt habe, sei es vor der ersten oder vor der zweiten Aufführung des Siegesgesangs; oder ob ein Diaskeuast das (wirklich oder vermeintlich) verlorne Proömium der IV. Ode aus pindarischen Sentenzen und Ausdrücken zusammengeflickt habe, mit einem aus Missverständniss der IV. Ode entstandenen Zusatze (dem Wagensieg). Herr D. Bulle vertheidigt seine Vermuthung wacker; aber zwei Dinge hat er nicht aufgeklärt: 1) warum denn gar keine Spur von einem bald nachher erfolgten Wagensieg des Pankratiasten Melissos in den Scholien sich erhalten habe, und 2) wie Pindar, der den Wagensiegen seine brillantesten Gesänge widmete, den Wagensieg eines Pankratiasten — eine solche Seltenheit — nur mit zwei Zeilen (v. 11—13) in die Festfeier eines andern Sieges von minderem Glanz einschalten konnte. Diese zwei Bedenken sind für mich von solchem Gewicht, dass ich die Vermuthung der Unächtheit der 18 Verse (der sog. III. Ode) noch nicht Preis gebe. Herr B. beruft sich für die Wahrscheinlichkeit eines späteren ächten Zusatzes zu der IV. Ode auf den göthischen Epilog zu Schillers Glocke, zu welchem die letzte Strophe im Widerspruch mit der drittletzten 10 Jahre später hinzugedichtet sei. Es ist aber doch ein Unterschied, ob ein ganz neues Ereigniss nur so nebenher mit wenig Worten, oder blos eine andere Zeitbestimmung (»zehn Jahre sinds«) einem Gedichte hinzugefügt wird. Auch schwankt der Verf. selbst zwischen zwei Annahmen, indem er S. 18 die Hinzudichtung vor der ersten Aufführung, S. 20 »erst bei einer zweiten Siegesfeier« wahrscheinlicher findet.

Schnitzer.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Geheimerath Helmholtz. »Ueber elektrische Oscillationen« am 30. April 1869.

(Der Vortrag wurde am 14. Mai 1869 eingereicht.)

Die Erklärung der unter dem 12. Februar d. J. der Gesellschaft mitgetheilten Versuche über die Ausbreitung elektrischer Entladungen in ausgedehnten leitenden Massen erforderte eine Kenntniss der Oscillationsdauer der Ströme in den angewendeten Apparaten, namentlich in einer Inductionsspirale von der angewendeten Grösse, die an ihren Enden mit den Belegen einer Leydener Flasche verbunden ist. Der Vortragende hat solche Versuche nach einer neuen Methode gemacht, welche vor allen ihm bekannten bisher gebrauchten Methoden den Vorzug hat, dass die elektrischen Oscillationen zwischen den Belegen der Leydener Flasche in einem vollständigen, und nirgends unterbrochenen Bogen vor sich gehen können, der keine Funkenstrecke enthält, und in welchem deshalb diese Oscillationen bis auf ihre letzten schwächsten Reste ungestört ablaufen können. Als Reagenz zur Wahrnehmung der elektrischen Bewegungen wandte er einen stromprüfenden Froschnerven an, der in einem solchen Falle bisher noch allen bekannten physikalischen Mitteln an Empfindlichkeit überlegen ist.

Zur Zeitmessung wurde ein schweres festes Secundenpendel angewendet, was einem nach A. Fick's Vorschlage construirtem Pendelmyographion angehörte. Dasselbe fiel immer von gleicher Höhe und stiess mit einem unten hervorragenden Vorsprunge im Verlauf seiner Schwingung kurz nach einander gegen zwei Hebelchen, wodurch zwei Stromleitungen geöffnet wurden.

Die erste dieser Stromleitungen war die des primären Stroms eines Du Bois'schen Schlittenapparats. Die Enden der inducirten Spirale dieses Apparats waren mit den Belegungen einer oder mehrerer Leydener Flaschen metallisch verbunden. Die Unterbrechung des primären Stroms inducirte also zunächst in der secundären Spirale einen gleichgerichteten Strom, der die Belege der Batterie lud, darauf entlud sich die Batterie wieder in oscillirender Weise durch dieselbe Spirale, durch die sie geladen war. Die eisernen Drähte aus dem Innern der primären Spirale waren in allen Fällen entfernt, um durch die Einwirkung, die sie von der

Digitized by Google

secundären Spirale empfangen und wieder rückwirkend auf sie ausüben könnten, den Vorgang nicht zu compliciren. Ausserdem würden die Oscillationen durch die Anwesenheit der Eisendrähte beträchtlich verzögert worden sein.

Die gute metallische Leitung des inducirten Stromes wurde an einer Stelle unterbrochen, sobald das Pendel des Myographion gegen den zweiten Hebel stiess; dann trat eine Nebenleitung in Function, welche den Nerven des stromprüfenden Schenkels enthielt. Letzteren hatte ich übrigens ganz und gar in eine Kochsalzlösung von $^1/_2$ Procent eingelegt, wo sich seine Reizbarkeit 3 bis 4 Stunden lang vortrefflich erhielt. Der Nerv war zum Theil in ein enges Glasröhrchen hineingezogen, welches auch in die Flüssigkeit tauchte, und in welches ein feiner Platindraht als Elektrode hineinragte. Die andere Elektrode war eine Platinplatte in der grösseren Flüssigkeitsmasse. So lange die metallische Nebenschliessung zum Nerven nicht geöffnet war, ging kein merklicher Theil des Stroms durch den Nerven. Sobald jene geöffnet war, entlud sich der Rest des Stroms durch den Nerven, und erregte Zuckungen, wenn er dazu kräftig genug war.

Die Wirkung des Stroms ist hierbei am stärksten, wenn die Unterbrechung der Leitung zu einer Zeit geschieht, wo die Geschwindigkeit der Strömung in der Spirale ein Maximum erreicht hat, zu welcher Zeit die Belege der Batterie nur schwach oder gar nicht geladen sind. Dann stürzt nämlich ganz plötzlich der Extracurrent der Spirale in den Nerven, und zwar mit einer Intensität, welche wegen des sehr kleinen elektrodynamischen Potentials der Nervenleitung der in der Spirale zur Zeit der Unterbrechung bestehenden Stromintensität fast gleich sein muss. Dieser Strom wird nachher allerdings wegen des grossen Widerstands des Nerven sehr schnell an Stärke abnehmen und entweder geradezu, oder nach wenigen schnell abnehmenden Oscillationen verschwinden. Aber die physiologische Wirkung seines plötzlichen Hereinbrechens in den Nerven kann dennoch eine sehr kräftige sein.

Wird dagegen die metallische Leitung unterbrochen zu einer Zeit, wo die Belege der Batterie das Maximum ihrer Ladung erreicht haben, und der die Elektricität ihnen zuführende Strom in der Spirale eben aufhört und in die entgegengesetzte Richtung überzugehen beginnt, so müssen sich nach der Unterbrechung die in der Batterie aufgesammelten Elektricitäten durch den Nerven, also durch einen Bogen von viel grösserem Widerstande, entladen, wodurch die lebendige Kraft der nun noch stattfindenden Oscillationen schnell vernichtet wird. Die Ansteigung des Stroms zum Maximum geschieht dann erst allmälig ansteigend im Laufe einer Viertel-Oscillation, und während dieser Zeit kann die Intensität der schnell erlöschenden Oscillationen schon sehr merklich vermindert sein, so dass die physiologische Wirkung in diesem Falle sowohl wegen der verminderten Ansteigungsgeschwindigkeit, als auch wegen der

Digitized by Google

geringeren Höhe des zu erreichenden Maximum schwächer ist, als im ersten Falle.

Die Intensität der physiologischen Wirkung liess sich nun dadurch vergleichen, dass ich bei verschiedenen Werthen der Zeitdauer zwischen den beiden durch das Pendel ausgeführten Stromunterbrechungen jedesmal diejenige Stellung der verschiebbaren inducirten Spirale suchte, wo sie noch eben sichtbare Muskelzuckung gab. Wenn das Pendel zur Zeit eines Stromesmaximums in der Spirale die Nebenleitung zum Nerven unterbrach, konnte ich die inducirte Spirale weit von der inducirenden entfernen; wenn es zur Zeit eines Stromesminimum unterbrach, musste ich die Spiralen einander mehr nähern, oder erhielt auch von den späteren Minimis gar keine Wirkungen mehr.

Die Unterbrechungszeit konnte durch eine feine Schraube regulirt werden, welche die Stellung des zweiten Hebelchen änderte, und deren Kopf ich mit einer groben Kreistheilung versehen hatte. Um die den Schraubenumgängen entsprechenden Zeitwerthe zu berechnen, mass ich den Weg, den das Pendel zwischen den beiden Unterbrechungen zurücklegte mit einem an diesem selbst befestigten feinen Maasstabe und berechnete die Zeit aus der Schwingungsdauer und Schwingungsamplitüde des Pendels.

Der Apparat war extemporirt, und wird sich in vieler Beziehung zweckmässiger und feiner einrichten lassen, aber es liessen sich schon so eine ganze Reihe von Resultaten erreichen.

Zunächst ist zu bemerken, dass bei Anwendung von einem Grove'schen Elemente für den primären Strom, die Gesammtdauer der wahrnehmbaren elektrischen Oscillationen in der mit einer Leydener Flasche verbundenen Spirale etwa $^1/_{50}$ Secunde betrug. Diese Gesammtdauer ist der Theorie nach unabhängig von der Capacität der mit der Spirale verbundenen Batterie.

Bezeichnen wir nämlich das elektrodynamische Potential der inducirenden Spirale auf die inducirte bei Einheit der Stromstärke in beiden mit P, das der inducirten auf sich selbst mit p, die Capacität der Batterie mit c, den Widerstand und die Stromstärke der inducirten Spirale mit w und i, die Stromstärke, welche in der inducirenden vorhanden war mit J, die in der inneren Belegung der Batterie aufgehäufte Elektricitätsmenge mit q, die Zeit mit t, die Oscillationsdauer mit T, und setzen wir $t = o$ für den Moment der Unterbrechung des primären Stroms, so ist nach Kirchhoff's und W. Thomson's Theorie

$$q = J\frac{P}{\beta p} e^{-\alpha t} \sin(\beta t)$$

$$i = \frac{JP}{p}\left\{\cos \beta t - \frac{\alpha}{\beta} \sin \beta t\right\}$$

worin

Digitized by Google

$$\alpha = \frac{w}{2p}$$

$$\beta = \frac{2\pi}{T} = \sqrt{\frac{1}{pc} - \alpha^2}$$

Die Anzahl der Oscillationen für die Secunde ergab sich zum Beispiel bei der Verbindung der Spirale mit einer Leydener Flasche gewöhnlicher Form zu 2164; von solchen konnten hinter einander an meinem Apparate 45 Maxima beobachtet werden. Die drei kleinen aus mit Quecksilber gefüllten Reagenzgläschen gebildeten Leydener Flaschen, welche ich in meiner früheren Mittheilung erwähnt habe, hatten wegen ihres viel dünneren Glases zusammen genommen noch etwas grössere Capacität als jene Flasche und gaben 2050 Schwingungen für die Secunde. Die drei kleinen und die grössere Flasche zusammen genommen gaben 1550 Schwingungen. Letzterer Werth hätte der Berechnung nach nur 1484 betragen sollen, wenn als Capacität des Apparats nur die der Leydener Flaschen in Betracht gezogen wurde. Die Differenz erklärt sich daraus, dass bei diesen Versuchen auch die Spirale selbst in einem gewissen Grade die Rolle einer kleinen Leydener Flasche spielt. Das mit der zur Zeit positiv geladenen Belegung der Batterie zusammenhängende Ende der Drahtmasse ladet sich selbst positiv, das andere negativ, und da jede so geladene Drahtwindung mit andern, welche einer entfernteren Stelle des Drahtes angehören und geringeres elektrostatisches Potential haben, in naher Berührung ist, und jene von diesen letzteren nur durch die dünne isolirende Schicht der umspinnenden Seide getrennt ist, so wird dadurch eine Anhäufung entgegengesetzter Elektricitäten an beiden Seiten dieses Ueberzugs bedingt. Dabei wird die äusserste Lage von Drahtwindungen nur Elektricität der einen Art, die innerste nur solche der andern Art anhäufen. In den inneren Drahtschichten tritt nur Vertheilung der entgegengesetzten Elektricitäten nach der äusseren und inneren Seite des Drahtes ein.

Diese Ueberlegung führte mich dazu zu untersuchen, ob Oscillationen nachweisbar seien, auch wenn die Spirale gar nicht mit einer Leydener Flasche verknüpft ist, wie dies bei den unipolaren Zuckungen vorkommt. Dies gelang in der That.

Zu dem Ende wurde das eine Ende der Spirale ganz isolirt, das andere mit den Gasröhren des Hauses verknüpft. Die zweite Unterbrechungsstelle mit dem Nerven als Nebenschliessung wurde zwischen die Spirale und die Gasröhren eingeschaltet. Die Oscillationen waren in diesem Falle sehr schnell, etwa 7300 in der Secunde, und ihre physiologische Wirkung schwach, so dass überhaupt nur die ersten Maxima eine solche ausübten Ich konnte in diesem Falle nur die neun ersten Strömungsmaxima beobachten. Der Theorie nach sollte die Abnahme der Oscillationen in diesem Falle nicht schneller geschehen, als in den früher beobachteten;

Digitized by Google

doch lässt die Theorie erkennen, dass ein etwaiger Mangel an Isolation der Drahtwindungen hier viel grösseren Einfluss haben musste als bei langsameren Oscillationen. Andererseits kann hier aber auch in Betracht kommen, dass vielleicht der Nerv durch so schnelle Schwankungen nicht mehr kräftig genug afficirt wird.

Hier wie in den früheren Versuchen mit langsameren Oscillationen unterscheiden sich die im Nerven aufsteigend fliessenden Strommaxima von den abwärts fliessenden durch grössere physiologische Wirkung, so dass man auch die abwechselnde Strömungsrichtung dieser Maxima erkennen kann.

Dadurch ist constatirt, dass selbst eine leere am einen Ende isolirte, am andern Ende mit dem Erdboden verbundene Spirale sich abwechselnd positiv und negativ ladet, und die entgegengesetzte Elektricität in den Erdboden austreibt, bis sie nach einer Reihe von Schwankungen zur Ruhe kommt.

Die Theorie lässt ferner hieraus die Folgerung ziehen, dass solche Schwankungen, nur etwas schneller abnehmend, in einer inducirten Spirale beim Oeffnungsschlage auch dann stattfinden, wenn ihre Enden durch einen schlecht leitenden Körper z. B. einen Nerven verbunden sind, so dass auch die elektrische Bewegung im Nerven aus Oscillationen von schnell abnehmender Stärke und nahehin derselben Schwingungsdauer besteht, welche die Spirale bei vollkommener Isolation eines ihrer Enden gibt.

Correctur an dem Vortrag vom 22. Mai 1868 die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie betreffend von H. Helmholtz.

In jenem Aufsatze ist ein Auszug von meinen eigenen Untersuchungen gegeben, welche den Beweis lieferten, dass wenn wir den Grad von Festigkeit und von Beweglichkeit der Naturkörper, der unserem Raume zukommt, in einem Raume von übrigens unbekannten Eigenschaften zu finden verlangen, das Quadrat des Linienelementes ds eine homogene Function zweiten Grades der unendlich kleinen Incremente der willkührlich gewählten Coordinaten u, v, w sein müsse. Dieser Satz ist dort als die allgemeinste Form des Pythagoräischen Lehrsatzes bezeichnet. Durch den Beweis dieses Satzes ist die Voraussetzung der Riemann'schen Untersuchungen über den Raum gewonnen. An diesem Theile meiner Arbeit habe ich nichts zu ändern gefunden.

Aber ich habe ausserdem dort eine kurze Uebersicht der weiteren Consequenzen der Riemann'schen Untersuchungen gegeben, mich dabei stützend auf einen noch nicht veröffentlichten und nicht vollständig durchgearbeiteten Theil meiner Untersuchungen, in welchen sich ein Fehler eingeschlichen hat, indem ich damals nicht erkannte, dass eine gewisse Constante, die ich reell nehmen zu

Digitized by Google

müssen glaubte, auch einen Sinn gebe, wenn sie imaginär genommen werde. Die dort aufgestellte Behauptung, dass der Raum, wenn er unendlich ausgedehnt sein solle, nothwendig eben (im Sinne Riemanns) sein müsse, ist falsch.

Es geht dies namentlich hervor aus den höchst interessanten und wichtigen Untersuchungen von Herrn Beltrami Saggio di interpretazione della Geometria Non-Euclidea. Napoli 1868 und Teoria fondamentale degli spazii di Curvatura costante. Annali di Matematica. Ser. II. Tomo II. Fasc. III. pag. 232—255; in welchen er die Theorie der Flächen und Räume von constantem negativen Krümmungsmaass untersucht, und ihre Uebereinstimmung mit der schon früher aufgestellten imaginären Geometrie von Lobatschewsky nachgewiesen hat. In dieser ist der Raum unendlich ausgedehnt nach allen Richtungen; Figuren, die einer gegebenen congruent sind, können in allen Theilen desselben construirt werden; zwischen je zwei Puncten ist nur eine kürzeste Linie möglich, aber der Satz von den Parallellinien trifft nicht zu.

Discurso que en la apertura de los estudios de la Universidad Central, en la toma de posesion del doctor Don Fernando de Castro, catedrático de la facultad de filosofía y letras, nombrado Rector de la misma, y en la reposicion de los catedráticos reparados, leyó el nuevo Rector el 1. de Noviembre de 1868. Madrid 1868. 155. 8.

Die Herstellung und Befreiung der Universität zu Madrid aus unwürdiger Knechtschaft geziemt es uns freudig zu begrüssen, uns vor allen hier in Heidelberg, von wo im vorigen Sommer dem entsetzten Professor D. Julian Sanz del Rio der Ausdruck lebhafter Theilnahme dargebracht worden ist, zu welchem die grosse Mehrzahl der Docenten sich freudig vereinigt hatte. Die Vernichtung jenes freieren und vorwärts strebenden Geistes, welcher in das spanische Unterrichtswesen eingedrungen war, die Entsetzung seiner vorzüglichsten Träger an den Universitäten, die Herstellung des alten starren und geistlosen Scholasticismus, das gehörte mit Nothwendigkeit zur Vollendung und Befestigung der Herrschaft der neukatholischen Partei. Es war glücklich gelungen, in Sanz del Rio den eigentlichen Repräsentanten jenes freieren Geistes zu treffen, seine so erfolgreiche Thätigkeit zu lähmen; eine Anzahl seiner Schüler und Freunde wurden von gleicher Verfolgung getroffen. Die alten Schutzwehren rechtlicher Formen hatten keine Geltung mehr, die Presse war geknebelt, die grosse Masse des Volkes blieb gleichgültig. Aber wenn auch andere Umstände und Verhältnisse zum Ausbruch der Revolution führten, der Ingrimm über jene Willkürhandlungen hat doch nicht wenig dazu beigetragen, die allge-

Digitized by Google

meine Misstimmung bis auf den höchsten Grad zu steigern. Die Zahl derjenigen, welchen die geistige Wiedergeburt Spaniens ernstlich am Herzen liegt, ist nicht klein, ihre Einwirkung nicht unbedeutend.

Nach der Vertreibung der Königin sammt ihren verächtlichen Ministern beeilte man sich sofort, die Universitäten von den ihnen aufgedrungenen unwürdigen Mitgliedern zu säubern, die Freiheit des Unterrichts herzustellen, und die entsetzten Professoren in ihre Aemter wieder einzuführen. Don Julian Sanz del Rio wurde zum Rector der Madrider Universität erwählt, lehnte aber diese Würde ab, um nicht gestört zu werden in seinen gelehrten Arbeiten, und in seinem Lehramt, das ihm vor allem die Hauptsache ist. An seine Stelle trat Don Fernando de Castro, der ebenfalls abgesetzt gewesen war. Dieser ist es, welcher am 1. Nov. bei der Uebernahme des Rectorats und der Herstellung der entsetzten Professoren die vorliegende Rede gehalten hat. Er berührt darin die unglückliche Vergangenheit nur kurz; nicht daran, sagt er, habe man zu denken, nicht Rachegedanken zu nähren, sondern sich mit ganzem Ernste der grossen Aufgabe zuzuwenden, die freie Wissenschaft in Spanien einzuführen, und ihr an den Universitäten, den Mittelschulen, und in allen Classen der Gesellschaft eine Stätte zu bereiten. Der Unterricht war bisher an bestimmt vorgeschriebene Formen und Lehrbücher gebunden; jetzt ist die freie Selbstbestimmung gestattet, und sehr verständiger Weise setzt die bedeutende Zahl tüchtiger und kräftig vorwärts strebender Männer, welchen jene Ziele am Herzen liegen, alles daran, um die günstige Zeit nach besten Kräften zu benutzen und bleibende Resultate zu gewinnen.

»Wie auch die politische Gestaltung der Dinge ausfallen möge, schreibt mir Don Julian Sanz del Rio, im Ganzen werden gewiss bei uns viele glückliche Neuerungen für immer bleiben und mit der Zeit reiche Früchte zu Tage bringen: alles dasjenige besonders was die innere Geistesfreiheit, Erziehung und Sittlichkeit erweckt und erhebt, und dessen wir am meisten bedürfen.«

Die erwähnte Antrittsrede, welche in edler schwungreicher Form das Ziel einer freien wissenschaftlichen Entfaltung und die hohe Aufgabe einer wahren Universität darlegt, ist der hiesigen Universität mit einem Begleitschreiben übersandt, welches zum Austausch akademischer Schriften auffordert. Ohne Zweifel werden die deutschen Universitäten auf eine solche Aufforderung gerne eingehen, und dadurch den Bund befestigen, welchen die ernsteren Geister Spaniens vor allem mit der deutschen Wissenschaft zu schliessen wünschen.

W. Wattenbach.

Digitized by Google

Der Freiherr von Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Churfürsten Maximilian Joseph. Vortrag in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1868 gehalten von Dr. August Kluckhohn, a. o. Mitglied der hist. Classe. München 1869. 64 S. 4. Im Verlage der k. Akademie.

Durch dieses mit kräftigen Zügen klar und anschaulich gezeichnete Lebensbild hat sich der Prof. Kluckhohn ein grosses Verdienst erworben, und einen bedeutenden hochverdienten Mann unverdienter und undankbarer Vergessenheit entzogen. Vorzüglich aber ist hier auch darauf hinzuweisen, dass diese Rede mit ihren reichhaltigen Anmerkungen und Beilagen keineswegs etwa nur ein provinzielles Interesse für Bayern, sondern in hohem Grade ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen muss, gerade jetzt wo Unterrichtsfragen aller Art so vielfach behandelt werden.

Mit ungewönlicher und wahrhaft bewunderungswürdiger Energie hat Ickstatt, eines Hammerschmidts Sohn, 1702 zu Vockenhausen zwischen Frankfurt und Mainz geboren, sich zuerst seine eigene Bildung und Gelehrsamkeit, dann seine hohe Stellung im Staate zu erringen gewusst. Nach Mainz aus der strengen väterlichen Zucht flüchtend, gelangte er vom dortigen Gymnasium nach Paris, wo er durch Unterricht sich erhielt, endlich aber doch im 18. Jahr als gemeiner Soldat Dienste nahm. Später gelang es ihm, in Holland und England seine Studien fortzusetzen und zugleich seinen Unterhalt zu gewinnen, bis er 1725 in Marburg Christian Wolf's Schüler wurde, und dann in Mainz den juristischen Doctorgrad erwarb. Nach so wechselvollen Schicksalen finden wir ihn schon mit 29 Jahren als Lehrer des Staatsrechts und des Natur- und Völkerrechts in Würzburg, wo er eine sehr angesehene Stellung gewann und als der erste katholische Rechtsgelehrte in Deutschland gefeiert wurde. Mit 39 Jahren wurde er zum Erzieher des Churprinzen Max Joseph erwählt, und von Karl Albert, so wie nach dessen Tode von seinem zur Herrschaft gewählten Zögling zu wichtigen Geschäften verwandt. Zwar gelang es seinen Gegnern, ihn aus der Umgebung des Churfürsten zu verdrängen, allein er erhielt dafür (1746) die wichtige Stelle eines Directors der Universität Ingolstatt, verbunden mit der ersten Professur der juristischen Facultät. Es würde uns nun zu weit führen, näher einzugehen auf die Kämpfe, welche er auf der seit Jahrhunderten zurückgebliebenen Jesuiten-Universität mit diesem mächtigen Orden, vorzüglich mit dem Stadtpfarrer Eckher zu führen hatte: man glaubt sich hier völlig in die Zeiten der ersten humanistischen Kämpfe zurückversetzt, während zugleich viele Züge unmittelbar an die Gegenwart erinnern. Ickstatt wurde von den Kanzeln und auf jede andere Weise angegriffen, seine Schriften der schärfsten Censur unterworfen, über dem Gebrauch akatholischer Compendien

Digitized by Google

Zeter geschrieen. Der Versuch, die maasslos rohen Sitten der Studenten, namentlich der Philosophen und Theologen, im Zaum zu halten, führte zu gröbster Beschimpfung. Sogar vom Churfürsten gelang es ein tadelndes Rescript zu erwirken, allein dieses veranlasste eine Vorstellung von Ickstatt, welche in derber drastischer Weise das Treiben seiner Gegner darstellt, und (sie ist in der I. Beilage abgedruckt) zur Kenntnissnahme dringend zu empfehlen ist. Ickstatt blieb vollkommen Sieger; er erlebte auch noch 1773 die Aufhebung des Ordens und entfaltete nun eine ausserordentliche Thätigkeit zur Reform des gesammten, übermässig verwahrlosten Unterrichtswesens. Vor allem ist es die Einführung der Realien in den Unterricht, welche er dem herrschenden Formalismus gegenüber betreibt, dann die Errichtung eigener Realschulen. Es ist ihm nur theilweise gelungen, seine Pläne und Ideen durchzuführen; schon 1776 starb er, und mit Karl Theodor kam noch einmal die entgegengesetzte Richtung zur Herrschaft, aber mit vollem Recht hat Kluckhohn darauf hingewiesen, dass ohne seine sehr tief und weit greifende Wirksamkeit das Gedeihen der später wieder aufgenommenen Reform kaum möglich gewesen wäre, und dass seine Schüler, Lori und andere, seine Bestrebungen fortgeführt haben.

Wir haben es um so mehr für angemessen gehalten, auf diese gerade jetzt so zeitgemässe Schrift hinzuweisen, weil sie als akademische Rede der allgemeineren Aufmerksamkeit leicht entgehen kann. **W. Wattenbach.**

Mittheilungen zur Vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer. I—X. Lex. 8. 1862—1868. geh. à 27 Ngr.

Wie die Schweiz sich überhaupt durch ausserordentlich lebhafte Pflege ihrer Geschichte und eine grosse Fülle tüchtiger Arbeiten auf diesem Gebiete auszeichnet, so verdient auch diese Zeitschrift Berücksichtigung und Empfehlung. Ausser Stande die vielen kleineren und mehr provinziellen Beiträge hier einzeln hervorzuheben oder gar zu beurtheilen, begnüge ich mich anzuführen, dass zu der so lehrreichen Klosterchronik von St. Gallen hier die in deutscher Sprache geschriebenen Fortsetzungen gegeben sind, nämlich im 1. Heft Christian Kuchemeisters neue Casus Monasterii S. Galli, bis 1328, herausgegeben von Prof. Hardegger, woran sich im 2. Heft weitere Fortsetzungen bis 1490 schliessen. Die Hefte oder Halbbände V—X erfüllt dann Johannes Kesslers Sabbata, d. i. Chronik der Jahre 1523—1539, herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger, ein überaus wichtiger Beitrag zur

Digitized by Google

Geschichte der Reformationszeit, welcher bisher nur in einzelnen Fragmenten bekannt war. Alle diese Ausgaben sind nicht nur kritisch nach den Handschriften bearbeitet, sondern auch jede mit Registern versehen.

Der ältesten Zeit gehören zwei musterhafte Abhandlungen von Prof. Sickel in Wien an, nämlich im 3. Heft »Die Urkunden Ludwig des frommen für Cur« und im 4. »S. Gallen unter den ersten Karolingern«, eine sowohl für diplomatische Kritik wie für die Rechtsverhältnisse der Klöster gegenüber dem Reich und den Bischöfen in hohem Grade lehrreiche Untersuchung, welche den ältesten Theil der Casus S. Galli in ein ganz neues Licht gestellt hat.

Im ersten Hefte findet sich auch noch eine kritische Untersuchung des Prof. G. Scherer über das vor einiger Zeit mit so vielem Geräusch in die Welt getretene Zeitbuch der Klingenberge. Im 2. gibt derselbe Gelehrte eine »Nachlese stiftsanctgallischer Manuscripte« mit vielen schätzbaren Nachrichten zur ascetisch-mystischen Literatur des späteren Mittelalters in deutscher Sprache. Zu der Angabe über »Der Stiffter Buch« S. 153 hätte die Ausgabe Mone's in der Quellensammlung der badischen Landesgeschichte angeführt werden sollen, welche dem Verf. entgangen ist.

Die umfangreiche Kesslerische Chronik scheint in die Publicationen einige Verwirrung gebracht zu haben; der zweite Band ist auf dem Umschlag mit VII—X bezeichnet, während die Signatur VII und VIII ist, und seit langer Zeit besitze ich einen mit IX bezeichneten Separat-Abdruck, welcher nun wohl in das XI. Heft kommen wird. Er enthält das »St. Galler Todtenbuch und Verbrüderungen, herausgegeben von Ernst Dümmler und Hermann Wartmann«. Die verschiedenen alten Nekrologien des Stifts, welche ausser den Todestagen auch werthvolle historische Aufzeichnungen enthalten, und zur Erläuterung der Chronik schon von Ildefons von Arx fleissig benützt sind, erscheinen hier vollständig abgedruckt und mit grösster Sorgfalt bearbeitet, auch mit sehr eingehenden Registern versehen, von den beiden Herausgebern, deren Verdienste um die Geschichte des Stifts und genaue Kenntniss derselben längst anerkannt sind. Bei der ausserordentlichen Bedeutung des Klosters für die Culturgeschichte des früheren Mittelalters wird diese Arbeit ganz besonders willkommen sein.

W. Wattenbach.

Digitized by Google

Des Jordanus von Osnabrück Buch über das Römische Reich, herausgegeben von G. Waitz. Aus dem 14. Bande der Abhandlungen der k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Gött. in der Dieterich'schen Buchhandlung. 92 S. 4.

Jordans von Osnabrück Schrift de praerogativa Romani imperii, verfasst unter K. Rudolfs von Habsburg Regierung, wurde einst viel gelesen, ist in zahlreichen Abschriften und alten Drucken vorhanden, später aber fast völlig vergessen. Voll von Fabeln verlor sie ihren Credit als Geschichtsbuch, allein jetzt, wo man sich gerade mit der Sagengeschichte so viel und eingehend beschäftigt, hätte sie nicht so unbeachtet gelassen werden sollen, wie es thatsächlich geschehen ist. Es ist daher sehr verdienstlich, dass G. Waitz eine neue Ausgabe, die erste kritische, veranstaltet hat, die mit gewohnter Sorgfalt und Ausdauer nach den zahlreichen und sehr von einander abweichenden Handschriften gearbeitet ist. Ueber die fabelhafte Geschichte von der trojanischen Herkunft der Franken, welche bisher bei allen Untersuchungen über diesen Gegenstand übersehen ist, handelt Waitz eingehend in der Vorrede; er weist zugleich nach, dass Peter von Andlo und Johannes Rothe in seiner thüringischen Chronik aus Jordanus geschöpft haben. Nicht minder fabelhaft ist die Darstellung von der Einsetzung der Kurfürsten, welche ebenfalls von Waitz in der Einleitung besprochen wird.

Jordanus gibt uns ein gutes Zeugniss davon, wie unglaublich verwirrt trotz der guten älteren Chroniken die Geschichtskenntnisse auch gelehrter Männer waren; der Vortheil von dieser Unkenntniss fiel wesentlich der clericalen Auffassung zu. Dagegen hat Jordanus wieder, eben von kirchlichen Gesichtspunkten ausgehend, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und selbständigen Bedeutung des Regnum neben dem Sacerdotium gewonnen, und sucht diese in seiner Weise zu begründen. Dadurch ist die Schrift von grosser Bedeutung als Zeugniss für die wachsende Opposition gegen die von anderer Seite erstrebte Allmacht der römischen Curie, und eben aus diesem Grunde erklärt sich auch die grosse Verbreitung der Schrift im 15. und 16. Jahrhundert. In höchst eigenthümlicher Auffassung lehrt der Verfasser, welcher ohne Zweifel in Paris studirt hatte, dass Frankreich, für welches Andere ein besseres Recht auf die weltliche Herrschaft in Anspruch nahmen, zur Entschädigung das Studium erhalten habe, zu welchem diese Nation am geeignetsten sei. Denn wie die materielle Kirche aus Basis, Wänden und Dach bestehe, so gehörten zu der geistigen Pabstthum, Reich und Studium. Dass Karl der Grosse das Studium nach Paris verlegt habe, sagt freilich schon Martin von Troppau, aber diese Ausführung ist unserem Verfasser eigen.

Unaufgeklärt aber bleiben noch die schwierigen Fragen über das Verhältniss des Buches zu seinem Verfasser, da nach einer

Digitized by Google

Handschrift schon nach dem ersten Capitel der Tractat des Jordanus zu Ende ist, und in dem Prolog ein anderer spricht, den ich mit einer anderen Handschrift für den Cölner Canonicus Alexander de Roes halte, welcher dem Cardinal Otto Colonna die Schrift des Jordanus überreicht, vielleicht den auf Cap. 1 folgenden Theil davon selbst verfasst hat. Denn offenbar ist es ein deutscher Priester, welcher, wie da erzählt wird, in Viterbo die Messe las und an dem Fehlen der Fürbitte für den König Anstoss nahm. Dem Cardinal selbst konnte das nicht neu sein. Waitz nimmt ohne Bedenken und Zweifel an, dass das Werk von diesem Cardinal dem Pabst überreicht und an den Pabst auch die Vorrede gerichtet sei, allein die Curialien in den Anreden scheinen mir diese Annahme absolut auszuschliessen: »sancte pater«, »sinceritas vestra« und ähnliche Ausdrücke sind in dem damals vollständig ausgebildeten Curialstil für den Pabst entschieden zu wenig. Es ist sehr merkwürdig, dass gerade diese Schrift in der Ueberschrift als Memoriale jenes bekannten erbitterten Gegners des Pabstes Bonifaz VIII. bezeichnet wird, um die Zeit des Pontificats Martins IV., des heftigsten Feindes der Deutschen, allein wenn er das Buch überhaupt zur Kenntniss des Pabstes gebracht, so kann es nicht mit dieser Zuschrift geschehen sein. Das Verhältniss ganz aufzuklären, wird ohne neue handschriftliche Hülfsmittel wohl nicht gelingen; ich habe nur auf diesen einen, meiner Ansicht nach beachtenswerthen Umstand hinweisen wollen. **W. Wattenbach.**

Regesten zur Schlesischen Geschichte. Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens herausgegeben von Dr. C. Grünhagen. Erster Theil bis zum Jahre 1250. Breslau, Josef Max & Co. 1868. XV u. 363 S. 4.

Mit der vierten Lieferung ist dieser Band der Regesten abgeschlossen, dessen 3 erste Hefte bereits in dieser Zeitschrift (1868 N. 1) besprochen sind. Vollendet, mit einem von D. Korn gearbeiteten Register versehen, liegt der Band vor uns, und man möge es dem Ref. gestatten, in lebhafter Erinnerung an den früheren Zustand der Hülfsmittel für die schlesische Geschichte, fast mit einigem Neide zu betrachten, wie unvergleichlich viel leichter dieselbe Arbeit jetzt gemacht ist. Und nicht allein leichter; auch bedeutend vermehrt ist das Material, theils durch Theiner's Mittheilungen aus den vaticanischen Regesten, nach deren Kenntniss Stenzel vergeblich strebte, theils durch Grünhagen's eigene rastlose Thätigkeit, der aus Prag, Krakau, Posen, Gnesen, Dresden völlig unbekannte Urkunden in nicht geringer Zahl zusammen gebracht hat, von welchen eine ziemliche Anzahl schon diesem frühesten Abschnitte zu Gute kommt. Für alle diejenigen aber, welche

Digitized by Google

das Provinzial-Archiv in Breslau nicht persönlich benutzen können, sind die vielen Auszüge ungedruckter Urkunden aus diesem Archive ebenfalls als neues Material zu betrachten.

Indem ich mich auf die frühere Anzeige beziehe, will ich hier nur noch einmal hervorheben, dass vielleicht keine andere provinzielle Sammlung so wichtig für Rechtsgeschichte und Culturgeschichte ist, indem das Eindringen deutscher Bevölkerung und deutscher Verhältnisse aller Art in die slavischen Grenzlande auf friedlichem Wege uns nirgends sonst so deutlich und in so reichhaltigen Beispielen vor Augen liegt, und recht überblicken lässt sich das erst jetzt an der Hand dieser Regesten. Mit 1148 beginnen erst die eigentlichen Urkunden, und die 745 Nummern umfassen also wenig mehr als ein Jahrhundert. Briefe und Urkunden, welche nur eine entferntere Beziehung auf Schlesien haben, sind freilich mitgezählt, dagegen nicht die nach Böhmers Vorgang mit den Urkunden verwobenen geschichtlichen Notizen. Für geschichtliche Arbeiten aus diesem Abschnitte liegt der Stoff vollommen bereit, und mit grösster Sorgfalt sind auch die verschiedenen Hülfsmittel für Deutung der Ortsnamen, einzelne kritische Untersuchungen u. dgl. herangezogen und angeführt. Dass nicht nur die unechten Urkunden mit aufgeführt, aber zugleich einer scharfen Kritik unterworfen sind, sondern auch die Fabeln und unbegründeten Angaben älterer Chronisten berücksichtigt, wurde schon früher erwähnt. Abgesehen von dem Nutzen, welchen diese klein gedruckten Sätze als Warnungstafeln für die Localschriftsteller gewähren, ist es lehrreich gerade durch diese Zusammenstellung verfolgen zu können, aus welchen Anhaltspunkten, mit welchem Gedankengang solche angebliche Tradition erwachsen ist.

Das vierte Heft enthält eine ziemliche Anzahl von Berichtigungen und Nachträgen; im eigentlichen Text ist von allgemeinerem Interesse die Bearbeitung der Nachrichten über den Einfall der Mongolen im J. 1241; alle brieflichen Nachrichten sind chronologisch zusammengestellt, und die Sonderung der in diesen Berichten verwirrten Angaben über die zwei Haufen des in Polen eingefallenen Heeres bringt helleres Licht auf den sonst schwer verständlichen Verlauf der Begebenheiten. Hinzugekommen ist jetzt noch eine Stelle der neu entdeckten Annales S. Pantaleonis in Böhmers Fontes IV, 476, allein sie bringt keine neue Aufklärung.

Die Regesten sollen in gleicher Weise noch bis gegen das Jahr 1300 fortgesetzt werden; von da an wird wohl die reissend anschwellende Masse des Stoffes eine andere Behandlung nothwendig machen, da die einfache chronologische Folge keine Uebersichtlichkeit mehr ermöglicht. Man wird einzelne Theile aussondern müssen, doch möchte es sich vielleicht dennoch empfehlen, zunächst die allgemeinen Regesten in ganz summarischer Weise möglichst weit fortzuführen. Wenn jeder Urkunde höchstens zwei Zeilen eingeräumt werden, kann man rasch vorrücken, und gewinnt ein un-

Digitized by Google

schätzbares Repertorium, die beste Grundlage für ausführlichere Bearbeitung einzelner Theile. Die Landbücher und Schöppenbücher freilich müssten wohl unbedingt ausgeschieden werden.

In Aussicht gestellt ist ein Heft mit Abbildungen von Siegeln, welches sehr erwünscht sein wird. **W. Wattenbach.**

Ueber die Beziehungen und das Verhältniss der Waldenser zu den ehemaligen Secten in Böhmen, von Franz Palacky. Aus der Böhm. Museumszeitschrift, Heft IV vom Jahr 1868, übersetzt. Prag 1868. Verlag von Fr. Tempsky. 38 S. 8.

Es ist ein sehr dunkler und durch viele Fabeleien früherer Zeiten noch mehr verwirrter Gegenstand, welchen der berühmte Geschichtschreiber Böhmens in dieser Untersuchung behandelt hat; erschwert wird die Erkenntniss der Wahrheit theils durch die Vernichtung so vieler böhmischer Schriften nach der Schlacht am weissen Berge, theils durch den Umstand, dass auch die noch vorhandenen Schriften der böhmischen Brüder in böhmischer Sprache verfasst und desshalb noch wenig beachtet und zugänglich gemacht sind. Zu fleissiger Arbeit in dieser Richtung aufzufordern, ist ein Hauptzweck dieser Schrift.

Die vor den Untersuchungen Dieckhoff's und Herzog's verbreiteten Fabeln über die Waldenser können jetzt als für die Wissenschaft beseitigt betrachtet werden; es bleibt aber dunkel, ob sie vor der Hussitenzeit einen erheblichen Einfluss in Böhmen ausgeübt haben. Im 13. Jahrhundert war Böhmen von Ketzern erfüllt, wie aus einer merkwürdigen Bulle Innocenz IV. vom 19. August 1244 erhellt, welche auffallender Weise aus den Urkunden des Klosters Burton in England 1864 bekannt geworden ist; ich hatte dieselbe jedoch schon 1851 im Notizenblatt der Wiener Akademie S. 384 in einer Briefsammlung des 13. Jahrhunderts nachgewiesen, freilich undatirt. Im Jahr 1315 begegnet uns eine grosse Ketzerverfolgung, welche sich auch auf Oesterreich, Meissen und Schlesien erstreckte; hierfür wären noch die Edicte des Bischofs Heinrich von Breslau anzuführen gewesen mit der Anmerkung des Ref. Cod. Dipl. Sil. V, 54 und die Matseer Annalen Mon. Germ. Script. IX, 825, aber über die Natur der Ketzerei erhalten wir entweder gar keine Auskunft, oder Behauptungen, welche mehr auf Manichäer schliesen lassen. Dagegen beruft sich Flacius Illyricus auf Prager Inquisitions-Acten von 1330, welche lebhaften und genauen Verkehr mit romanischen Waldensern erweisen, Hus hatte von den Waldensern, welche es zu seiner Zeit in Böhmen gegeben zu haben scheint, Kenntniss, und 1432 schickten nach den Acten einer Synode zu Bourges die Waldenser im Dauphiné Beisteuern nach Böhmen. Die Einwirkung dieser Waldenser auf die Entwicke-

Digitized by Google

lung der Heterodoxie in Böhmen schlägt Palacky nur gering an; sie sind nach seiner Meinung in den verschiedenen hussitischen Secten aufgegangen, und nur irrthümlich sind häufig Taboriten und Waldenser verwechselt. Während aber nachweislich bei der Stiftung der Brüder-Unität ein Waldenser Bischof mitgewirkt hat, und Peter Chelcicky ihre Ansichten bei den Brüdern zur Geltung zu bringen suchte, was ihm jedoch nicht gelang, hat umgekehrt ein vollkommen nachweisbarer Einfluss der Schriften der Taboriten und böhmischen Brüder auf die dogmatische Literatur der Waldenser stattgefunden, deren relativ neuer Ursprung jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann.

Aus seiner Kenntniss der Reste böhmisch-theologischer Litteratur des 15. Jahrhunderts konnte Palacky schon manche interessante Thatsachen mittheilen; die in verschiedenen Bibliotheken zerstreuten Handschriften dieser Art werden der Aufmerksamkeit bestens empfohlen, und die Ausgabe und Uebersetzung eines alten Katechismus, welchen Palacky Hus selbst zuschreiben möchte, in Aussicht gestellt. **W. Wattenbach.**

Zur Geschichte des Lombardenbundes von Julius Ficker. Aus dem Novemberheft des Jahrganges 1868 der Sitzungsberichte der phil. hist. Cl. der kais. Akad. der Wiss. (LX. Band S. 297—350) besonders abgedruckt. Wien in Comm. bei Carl Gerold's Sohn. 1869.

Eine Untersuchung von J. Ficker verlangt immer unbedingt sorgfältige Beachtung und pflegt dieselbe reichlich zu lohnen. Im vorliegenden Falle haben wir es nicht mit neu entdecktem Stoff zu thun, wohl aber mit einer sehr erheblichen Berichtigung hergebrachter Auffassung. Es gilt verschiedenen, zuerst von Muratori veröffentlichten und von ihm zu den Vorverhandlungen des Constanzer Friedens gerechneten Actenstücken, welche auch Pertz in den Mon. Germ. Leg. II, 167—174 in gleicher Auffassung wiedergegeben hat. Dazu gehört noch die ebenda 151 gedruckte und zum Frieden von Venedig gerechnete sog. Conventio praevia, welche schon nach dem Vorgange älterer italienischer Forscher Hefele dem Vertrag von Montebello 1175 zugewiesen hat. Indem Ficker diese Behauptung noch genauer begründet, weist er zugleich darin die von dem Städtebunde aufgestellten Forderungen nach, welchen sich die sog. Petitio a. a. O. S. 169 genau anschliesst als der durch den Rath von Cremona gefällte Schiedspruch.

Während also auf diese Weise ein ganz ungehöriges Actenstück aus den Vorverhandlungen des Friedens entfernt wird, weist Ficker ferner in dem sog. Responsum ex parte imperatoris, vielmehr diejenige Modification der kaiserlichen Vorschläge nach, welche

Digitized by Google

sie durch die Städteboten erhielten, während die Concessio die endgültige Vereinbarung enthält, welche nur in der Form verändert in dem eigentlichen Friedensschluss sich wiederfindet, weshalb auch der Text durch Zusammenhaltung beider Stücke wesentlich verbessert werden kann. Auf die richtige Zutheilung der Urkunden führen schon die Ueberschriften derselben, in dem Communalregister von Modena, welchem die Abschrift entnommen ist, und die beim Abdruck in den Mon. Germ. nicht hätten fortgelassen werden sollen.

Das sind in aller Kürze die von Ficker mit seiner gewohnten Umsicht und Sorgfalt festgestellten Resultate, welche gesichert und erläutert werden durch eine eingehende Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse, und zugleich über diese neues Licht verbreiten, indem Forderungen und Gegenforderung jetzt in beiden Fällen sich gegenüber stehen. In dieser Beziehung ist Ficker's Resultat, dass im Jahr 1175 die Lombarden sehr friedensbedürftig waren, und sich zu dem Acte der Demüthigung verstanden, welcher von Gotfrid von Viterbo u. a. berichtet und mit Unrecht bezweifelt worden ist. Es wird dafür auch eine Stelle aus des Tolosanus Chronik von Faenza angeführt, welche zwei Distichen über diesen Vorfall, und darin vielleicht ein Fragment eines verlorenen Epos enthält. Die Chronik ist mir nicht zugänglich, so dass ich diese Wahrnehmung, welche möglicher Weise Beachtung verdient, nicht verfolgen kann; Ficker scheint die Verse nicht bemerkt zu haben. Der Vertrag von Montebello war keineswegs nur ein Waffenstillstand, sondern ein fertig abgeschlossener Frieden, indem beide Theile sich ohne Vorbehalt dem Schiedspruch unterwarfen. Als aber der Kaiser sein Heer entlassen hatte, brachen die Lombarden den Vertrag, theils weil die Verhandlungen mit dem Pabst scheiterten, theils weil sie sich nicht entschliessen konnten, Alexandria preiszugeben. Weiter aber weist nun Ficker nach, dass auch bei dem endlichen Friedensschluss der Kaiser sich gar nicht so nachgiebig erwiesen hat, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt, dass vielmehr die Städte von ihren Forderungen sehr bedeutend haben nachlassen müssen. Er hielt schon längst nicht mehr den Standpunkt des roncalischen Reichstages fest, er erkannte die Selbstverwaltung der Stadtgemeinden und den Uebergang der Regalien an dieselben rückhaltslos an, aber er bewahrte durch die Investitur die Anerkennung seiner Oberhoheit, sicherte seinem Machtboten einen bedeutenden Einfluss, und erwarb sehr erhebliche Geldleistungen für seine Schatzkammer.

Auf diese wichtige Berichtigung der herkömmlichen Auffassung mit kurzen Worten hinzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen; ein Bedenken ist mir nur p. 344 bei der Classification der im Frieden genannten Städte gekommen: ob nämlich nicht Muratori's Interpunction: Cenete. Ferrarie autem herzustellen und das unmögliche Semicolon vor autem wieder zu beseitigen ist, was dann auf den Sinn des ganzen Satzes einen bedeutenden Einfluss hat, aber so weit ich sehe, keinen schädlichen. **W. Wattenbach.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln. 1056—1075. Von Dr. Theodor Lindner, Docent der Geschich'e an der Universität zu Breslau. Leipzig, Duncker & Humblot. 1869. 117 S. 8.

Anno von Köln ist ein Mann, der schon bei Lebzeiten entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren hat, ein Hauptheld der streitenden Kirche, der nicht durch Gelehrsamkeit oder gar durch schriftstellerische Thätigkeit glänzte, aber voll Muth und Thatkraft sich der Vormundschaft über seinen jungen König sammt dem König selbst durch List und Gewalt bemächtigte, um die Regierung nach seinem Willen zu lenken, eine That, welche Aegidius Müller, aber ausser ihm nur Wenigen gefallen hat. Ein eifriger Kirchenmann, hatte er doch vorzugsweise nur die Erhöhung seiner eigenen, der Kölner Kirche mit ihren und seinen zahlreichen Stiftungen im Auge; mit der römischen Kirche gerieth er, da er sie nicht nach seinem Willen lenken konnte, wiederholt in bedenkliche Verwickelungen. Zum Werkzeug zu dienen war seine Art nicht, und auch in Rom konnte man auf seine unbedingte Ergebenheit nicht rechnen. Mit Klöstern, welche er ihren Privilegien zum Trotz sich unterwerfen wollte, mit den Bürgern seiner Stadt, die er wie Knechte behandelte, hat er die heftigsten Händel gehabt, und nicht mit Unrecht warf man ihm rücksichtslose Härte und Grausamkeit, Ehrgeiz und Habsucht vor. Dass ein solcher Mann nicht leicht unbedingte Lobredner fand, ist natürlich. Erst lange nach seinem Tode verfasste ein Mönch seiner bevorzugten Stiftung in Siegburg eine Lobhudelei, welche aber anstössige Dinge, wie z. B. die Entführung des Königs, einfach übergeht; dagegen durch gelegentliche Polemik gar deutlich zu erkennen gibt, dass auch ganz andere Stimmen über den verstorbenen Erzbischof noch immer nicht schweigen wollten. Noch deutlicher tritt dieses Bestreben in den ungedruckten »Wundern des h. Anno« hervor, und die Kölner Volkssage kennt Anno nur als blutigen Tyrannen. Die neuere Geschichtschreibung ist ihm wenig günstig gewesen, nur Aegidius Müller hat 1858 eine schattenlose Verherrlichung versucht, welche aber ganz ohne wissenschaftlichen Werth ist. Jetzt hat nun Dr. Th. Lindner, nachdem er durch eine Abhandlung in den »Forschungen« Band VI über Benzo und den Kirchenstreit zwischen Alexander II. und Cadalus sich den Weg gebahnt, die Biographie dieses merkwürdigen Mannes zu schreiben unternommen.

Der Verf. beginnt mit einer Würdigung der Quellen, bei welcher es vorzüglich dem armen Lambert, welcher so lange Zeit

Digitized by Google

hohen Ruhmes sich erfreuen durfte, gar übel ergeht. Floto zuerst, dann L. Ranke haben an seinem Lorberkranz gerupft, der ihm hier vollständig abgerissen wird. Freilich mit Recht, wenn er wirklich der Verfasser einerseits des altdeutschen Maere von Sente Annen, andererseits der Gesta Heinrici IV war, was der Verfasser Vermuthungen von Holtzmann und Giesebrecht folgend, als gesichert unbedenklich annimmt. Ja freilich, wenn Lambert im Jahr 1071 die von Anno neugestifteten Klöster besuchte und einen tiefen Eindruck von der Heiligkeit des Mannes mitnahm, wenn derselbe Lambert 1075 als eifrigster rücksichtsloser Anhänger des Königs dessen Sieg über die Sachsen in geradezu lügenhafter Darstellung gefeiert, und wieder einige Jahre später in entgegengesetztem Sinne seine Chronik geschrieben hat, dann verdient er als charakterloser und ganz unzuverlässiger Schriftsteller kein Vertrauen. Allein gerade deshalb bedarf auch eine solche Annahme der sorgfältigsten Prüfung; sie gründet sich aber nur auf die Aeusserung Lamberts in seiner Widmung der Geschichte von Hersfeld, (in welcher er den mündig gewordenen König mit Rehabeam vergleicht), dass er nämlich die Begebenheiten der neuesten Zeit kurz in einem Epos zusammengefasst habe, wo man ihm aber vorwerfe, häufig von der Wahrheit abgewichen zu sein. Zu einer solchen Beschuldigung, denke ich, würde die übliche, ja nothwendige Ausschmückung und theilweise Umformung des Stoffes in poetischer Form ausreichen, und wir sind noch lange nicht berechtigt, ihm eine Dichtung zuzuschreiben, in welcher nichts aufs Kloster, alles auf ein Mitglied des königlichen Gefolges hinweist, und deren ganze Richtung den schärfsten Gegensatz zu Lamberts Chronik bildet. Die Aehnlichkeit einzelner Ausdrücke in beiden Werken aber, welche für die Vermuthung geltend gemacht wird, beschränkt sich auf allgemein gebräuchliche und Schriftstellern dieser Zeit, die sich an Virgil, Lucan, Sallust bildeten, ganz geläufige Wendungen. Aus diesem Grunde also darf nach meiner Ansicht Lamberts Glaubwürdigkeit nicht angegriffen werden, und wenn man ihm thatsächliche Irrthümer, wie sie allerdings nicht selten in seiner Chronik vorkommen, so gar hoch anrechnet, so möge man doch nicht vergessen, wie schwer es für einen im Kloster weilenden, an den Ereignissen nicht direct betheiligten Mönch war, zuverlässige Kunde zu erhalten. Ist es doch heut zu Tage trotz aller Zeitungen oft nicht möglich, ganz nahe liegende Dinge mit Sicherheit richtig zu erkennen, und aus den verschiedenen und widersprechenden Versionen die Wahrheit zu erkennen; parteiisch gefärbt aber, und zwar stark gefärbt, waren damals alle Berichte, und wie viel davon Lambert als unglaubwürdig verworfen hat, zeigen uns Schriftsteller wie Bruno und Benzo. Dazu kam nun noch die Rücksicht, welche auf mächtige Männer wie Anno auch noch nach ihrem Tode genommen werden musste, wofür wir ja in der vorsichtigen Weise, in welcher Widukind sich über Hatto von Mainz äussert, ein lehrreiches Beispiel

Digitized by Google

haben. Es war durchaus nicht ungefährlich, frei zu schreiben, und am merkwürdigsten tritt uns das entgegen in dem Verhalten aller uns erhaltenen Quellen deutschen Ursprungs in Bezug auf die Synode von 1060, in welcher, wie Giesebrecht aus einer Schrift des Petrus Damiani nachgewiesen hat, die deutschen Bischöfe alle Amtshandlungen des Pabstes Nicolaus II. verdammten und für ungültig erklärten. Dieser höchst auffallende und denkwürdige Vorgang kann in geistlichen Kreisen nicht unbekannt und unbeachtet geblieben sein, und doch findet sich nirgends die geringste Erwähnung davon.

Das Epos über den Sachsenkrieg ist bekanntlich von Pertz für unecht erklärt, von Waitz mit Recht in Schutz genommen. Diese fliessenden aber durchaus nicht classisch correcten Hexameter können nicht das Werk eines späteren Humanisten sein, und zugleich führen uns die lebensvollen Schilderungen des Dichters so mitten hinein in Leben und Treiben jener Zeit, dass die Vernachlässigung und Geringschätzung dieser Quelle mir durchaus ungerechtfertigt erscheint. Am wenigsten kann ich Giesebrecht beistimmen in der Ansicht, dass eine Ueberarbeitung und Interpolation stattgefunden habe, da im Gegentheil mir das Gedicht so recht aus einem Gusse hervorgegangen zu sein scheint. Völlig unbegreiflich ist mir aber, warum die Theilnahme der Handwerker in Goslar am Kampfe für ihre Kühe Anstoss erregen soll. Eine neue kritisch verbesserte Ausgabe dieses Gedichtes wäre sehr wünschenswerth, und ich würde sie sehr gerne übernehmen, wenn ich nur einen passenden Ort oder willigen Verleger dafür wüsste.

In Bezug auf die Vita Annonis ist zu bemerken, dass nicht nach der ganz ungerechtfertigten Vermuthung Sudendorfs die Zusendung derselben an Mangold als Thatsache hätte angeführt werden sollen; ich habe mich in den »Geschichtsquellen« S. 327 dagegen erklärt, und Giesebrecht in seiner sehr schätzbaren und beachtenswerthen Abhandlung über Manegold von Lautenbach (Sitzungsberichte der Münchener Akad. 1868, II, 2) mir beigestimmt.

Ausser diesen und einigen anderen bekannten Quellenschriften sind noch einige erst neuerdings bekannt gewordene Briefe von Wichtigkeit für die Beurtheilung Anno's und auch für die Kenntniss der Thatsachen, nur sind sie leider undatirt, und ihre Deutung oft zweifelhaft. H. Lindner hat sich mit der Untersuchung dieser Umstände eingehend beschäftigt, und ist dabei in Differenzen mit Giesebrecht gerathen. Ich will in Bezug hierauf nur gleich offen bekennen, dass ich eine Nachprüfung nicht angestellt habe und deshalb auf ein selbständiges Urtheil verzichten muss; volle Sicherheit ist wohl überhaupt nicht zu erreichen und es wird kaum jemals möglich sein, das Dunkel zu lichten, welches die Winkelzüge der damaligen Politik bedeckt. In welcher Verbindung namentlich die Entführung des Königs mit den römischen Vorgängen steht,

Digitized by Google

wodurch Anno's wechselndes Verhalten in Bezug auf das Schisma bestimmt wurde, das werden wir wohl nie mit Sicherheit feststellen können, und es verdient Anerkennung, dass der Verf. lieber minutiöse und zweifelvolle Untersuchungen vorlegen, als eine zuversichtliche, aber unsichere Darstellung geben wollte. Ueberhaupt ist die ganze Arbeit sorgfältig und gewissenhaft gemacht; längere Untersuchungen sind in die Beilagen verwiesen, so die Zusammenstellung der Intervenienten in den Urkunden Heinrichs IV. von 1062 bis 1064, die Regesten des Herzogs Gotfrid von 1056 bis 1064 und die Regesten des Erzbischofs Anno. Zuweilen möchte wohl ein Zweifel kommen, ob nicht die negative Kritik einzelner Zeugnisse den Ueberblick der grösseren Verhältnisse verdunkele. So wird namentlich 1073 die Verschwörung der Sachsen mit den süddeutschen Fürsten fortkritisirt, während doch nicht nur sehr bestimmte Zeugnisse dafür vorhanden sind, sondern namentlich Bruno, hierin gewiss glaubwürdig, in dem Separatfrieden der Sachsen mit dem König zu Gerstungen den Grund des folgenden Unglücks sieht, weil dadurch die Verabredung mit den Schwaben gebrochen sei.

Um nun noch einige einzelne Punkte hervorzuheben, so kann ich S. 41 darin, dass die Namen von Anno's Verwandten sich im Siegburger Todtenbuch finden, keinen Beweis dafür sehen, dass dieselben Anno an den Rhein gefolgt waren, da solche Anniversarien einfach gekauft wurden und oft genug ganz entfernten Personen gehörten. Ebenda wird von einer Wahl bemerkt, dass Anno den König zur Nichtanerkennung der Wahl zu vermögen wusste. In dieser Zeit der Vormundschaft kann aber doch wohl von einem eigenen Willen des Königs nicht die Rede sein, wenn auch die Form den Urkunden einen solchen allerdings voraussetzt, und die Zeitgenossen am meisten diesen Umstand ausser Acht lassen, indem sie das königliche Kind für Handlungen verantwortlich machen, welche von seinen Vormündern ausgegangen waren. S. 46 heisst es, dass die Wehrhaftmachung des Königs dem deutschen Rechte gemäss vollzogen werden konnte; sie musste aber vielmehr nach vollendetem 14. Jahre geschehen, und wohl nur die geistliche Denkweise, welche sich um Recht und Herkommen wenig kümmert, hat Lambert verleitet, diesen Act als eine Concession des Bremer Erzbischofs darzustellen.

Alexander und Hildebrand würde ich ihr Uebergewicht S. 63 doch lieber die Bischöfe als den Bischöfen empfinden lassen. Wenn aber S. 86 der reiche Weinvorrath in der erzbischöflichen Pfalz gegen Anno's angebliche apostolische Armuth geltend gemacht wird, so muss man da doch wohl unterscheiden zwischen den Bedürfnissen einer grossen Hofhaltung, für welche auch der frömmste geistliche Fürst Sorge tragen musste, und dem was Anno für seine Person verwendete. Auch kann ich nicht einsehen, weshalb S. 89 Anno »über dem Vortheile seines Bisthumes den des Reiches vergass«, indem er die freundschaftlichen Beziehungen zu Wilhelm

Digitized by Google

dem Eroberer, mit dem, wie der Verf. angibt, der König selbst vor kurzem einen Vertrag abgeschlossen hatte, benutzte um dadurch Vortheile für den kölnischen Handel zu gewinnen. Die Eroberung Englands erregte allerdings grosses Aufsehen in Deutschland; sie galt für einen grossen Triumph der Kirche, weil Stigand das Pallium von Cadalus genommen hatte und Wilhelm mit der Fahne des h. Petrus und dem Segen Alexanders II. in den Krieg zog. Und dieser Partei gehörte auch Anno nun einmal an; hatte er sich auch zeitweilig mit ihr überworfen, auf die Dauer konnte er die Trennung von seinen reformatorischen Gesinnungsgenossen, die Verbindung mit ihren alten Gegnern nicht ertragen.

Vorzüglich aber war es allerdings die Kölner Kirche, welche den Mittelpunkt von Anno's Thätigkeit bildete. Eine erschöpfende Biographie des Mannes müsste deshalb wohl genauer und ausführlicher auf den Zustand des Erzbisthums, Anno's Klosterstiftungen und die Erfolge seiner Wirksamkeit eingehen; als völlig gelöst können wir darum die Aufgabe nicht ansehen, wohl aber die sorgfältige und mit umfassender Quellenforschung gearbeitete Darstellung der Beachtung und Benutzung empfehlen. **W. Wattenbach.**

Sedulii Scotti Carmina Quadraginta. Ex codice Bruxellensi edidit Ernestus Dümmler. Halis Saxonum in aedibus Orphanotrophei. 1869. 36 S. 4.

Zu den auffallendsten Erscheinungen im frühen Mittelalter gehören die Schottenmönche, d. h. Mönche aus irischen Klöstern, welche in ungewöhnlicher Kleidung und Tonsur, noch durch bemalte Augenlider an die picti Britanni erinnernd, mit Stab und Wasserflasche das Frankenreich durchzogen, als Pilger, Prediger und Missionare. Auch noch das spätere Mittelalter und die folgenden Jahrhunderte kannten sie, vorzüglich in den Ostseeländern, aber als hausirende Krämer. In der Mission wurden sie durch die Angelsachsen überflügelt und bei Seite gedrängt, aber nun wirkten sie als Lehrer. Sie waren geschickte Schönschreiber, führten häufig Bücher mit sich, und verstanden nicht selten Griechisch. In strebsamen Klöstern, wie S. Gallen, waren sie deshalb sehr willkommen, und auch Karl der Grosse verwendete sie gerne für die von ihm so eifrig betriebene Reform der Schulen; wir finden sie sogar unter seinen Hofgelehrten, doch nicht ohne Anfechtung, und Theodulf machte spitzige Anspielungen von Scottus auf sottus. Etwas streitsüchtig mögen sie wohl mitunter gewesen sein, und ihre Gelehrsamkeit hat einen seltsamen Beigeschmack; sie sind häufig incorrect in der Orthographie und brauchen mit Vorliebe gesuchte und oft geradezu unmögliche Wörter und Wendungen. Vielleicht ist darin die unmittelbare Anknüpfung an die letzten schlechten

Digitized by Google

römischen Zeiten durch persönliche Tradition zu erkennen, während man in den fränkischen Klöstern bessere Muster benutzte.

Dümmler hat das Verdienst, ein Nest solcher Schottenmönche, wenn nicht entdeckt, so doch zuerst beleuchtet zu haben, welches in Lüttich aller Wahrscheinlichkeit nach den ersten Keim jener später so berühmten Schule entwickelt hat, die wir bis ins neunte Jahrhundert hinauf früher nicht verfolgen konnten. Sedulius freilich war schon längst bekannt als Verfasser eines Fürstenspiegels und theologischer Werke, aber über seine Person wusste man nichts. Die Handschrift der Brüsseler Bibliothek, welche darüber Auskunft gibt, bemerkte und benutzte zuerst Pertz schon 1826, und seinen Mittheilungen folgend gab der Baron von Reiffenberg 1843 nach seiner Gewohnheit einige Auszüge im Annuaire de la Bibliothèque Royale. Dümmler verschaffte sich aus Brüssel eine Abschrift der Handschrift, und gab daraus in dem Wiener Jahrbuch für vaterländische Geschichte 1861 fünf Gedichte an den Markgrafen Eberhard von Friaul heraus, ein anderes an den Abt Hatto von Fulda in den Forschungen 5, 394. Einige Gedichte veröffentlichte 1868 Emil Grosse in einem Programm des Königsberger Friedrichsgymnasiums. Hier folgen nun, nach einer sehr gedrängten Einleitung, 40 Gedichte des Sedulius. Sie sind meistens in Hexametern oder Distichen, einige jedoch auch sapphische Oden, nicht eben sehr correct, aber doch für jene Zeit metrisch ganz leidlich; die Sprache aber ist sehr schwülstig, geziert, durch willkürlich neugebildete Wörter entstellt. Gerne folgt er der auch früher schon, z. B. bei Paulus Diaconus vorkommenden geschmacklosen Mode, die Penthemimeris des Hexameters als zweite Hälfte des Pentameters zu wiederholen. Sedulius feiert vorzüglich den Bischof Hartgarius (840—854), und den von diesem erbauten und mit Gemälden geschmückten Bischofshof, dann dessen Nachfolger Franco, Guntharius von Cöln und andere Kirchenfürsten; dazu die Söhne Ludwig's des Frommen und Lothar's Frau und Kinder, nebst anderen vornehmen Personen. Grobe Schmeichelei ist leider der Hauptinhalt seiner ziemlich inhaltslosen Poesie, neben allerhand Spielereien, aber für den Geschmack der Zeit ist sie charakteristisch und doch immer hier und da auch andere Belehrung daraus zu schöpfen. Auch singt er seine Collegen an, welche mit ihm bei S. Lambert hausten, und von Hartgar viele Wohlthaten empfingen. Besonders lebhaft spricht sich in einem Gedicht die Freude über drei ihnen geschenkten Hämmel (multones) aus, und tief ergreifend ist der Schmerz, als der schönste Hammel von einem Hunde zerrissen wird. Als kleines tragikomisches Epos ist die ausführliche und pathetische Schilderung dieses Kampfes und seines traurigen Ausgangs gar nicht übel, und die Todtenklage wirklich rührend. Den Schluss bildet ein Wettkampf zwischen Lilie und Rose, welcher auch nicht zu den schlechtesten Producten des mittelalterlichen Parnasses gehört.

Digitized by Google

Dass die kritische Bearbeitung, welche bei solchen Stücken, die oft der grammatischen Regeln spotten, nicht ganz leicht ist, auch in diesem Falle der oft bewährten Sauberkeit und Sorgfalt des Herausgebers völlig entspricht, bedarf kaum der Erwähnung.

W. Wattenbach.

Die Frage von der Todesstrafe, vom Prälaten Mehring. 2. Aufl. Stuttgart, Grüninger. 1869. 149 S. 8.

De la peine de mort, par Bonnet. Lausanne, Bridel, 40 p. 8.

Sull' abolizione della pena di morte per Francesco Poletti. Cremona, erede Manini, 1865. 40 S. gr. 8.

Seit Jahrzehnten sehen wir die Frage der Todesstrafe auf der Tagesordnung und wir dürfen überzeugt sein, dass sie davon nicht eher verschwindet bis sie ihre endgültige Entscheidung gefunden haben wird, und zwar im Geist des wahren Rechts und der stetig fortschreitenden menschlichen Bildung. Auf dem Wege zu diesem Ziel begegnen wir einer immer mehr anwachsenden Fluth von Schriften, bald gegen, bald für sie, bald im Zustand des Schwankens. Im Allgemeinen sind wir jedoch glücklicher Weise soweit, dass immer mehr der Wahrheit die Ehre gegeben wird, obwohl noch selten kraft jener tiefen Ueberzeugung, wie sie nur aus richtigen Rechtsgrundsätzen entspringt, sondern meist nur in richtiger Ahnung, ja sogar manchmal (z. B. bei Berner und Köstlin) in offenem Widerspruch mit der Rechtsauffassung, wovon sie selbst ausgehen, also auf Kosten der Folgerichtigkeit. Hätte der einzig wahre Rechtsbegriff — wonach unter das Recht alles Das fällt, was die Menschen Einander für die Erreichung ihrer Lebensbestimmung an Bedingungen gewähren können und sollen — bereits allgemeinere Anerkennung gefunden, wäre demzufolge das Alfabet der ganzen Wissenschaft des Rechts und der Gesetzgebung: die Lehre von den wesentlichen unveräusserlichen ursprünglichen Menschenrechten — aller Welt bereits geläufig, hätte man auch nur, gleich Christiansen, soviel begriffen, dass eine vollständigere Verneinung alles Rechts gar nicht denkbar ist, als wenn, gleichviel unter welchem Vorwand, ein Menschenleben absichtlich vernichtet wird, so würde natürlich auch Jedermann einsehen, dass ein sog. Recht auf Todesstrafe die plumpste contradictio in adjecto ist, die sich nur denken lässt. Niemand würde dann mehr nöthig haben ein Wort zu verlieren, geschweige Abhandlungen zu schreiben (wie kürzlich noch Schwarze gegen Kuntze), um den letzten Fürsprechern einer hergebrachten Barbarei klar zu machen, dass sie nur, wie Hunderte vor ihnen, Schlüsse aus Vordersätzen ziehen, die mit den Anfangsgründen alles Rechts durchaus nicht zu vereinigen sind. So gewiss der Begriff des Rechts allein auch über die Fragen des

Digitized by Google

Strafrechts die letzte Entscheidung geben kann, so räthselhaft ist es, dass immer neue Schriften über diese Fragen, und namentlich über die Todesstrafe, erscheinen, deren Verfasser über jenen Begriff sich durchaus nicht den Kopf zerbrechen, sondern ihn einfach links liegen lassen. So bringen sie denn z. B. über die Todesstrafe nur ein wirres Durcheinander von allerlei Nützlichkeitgründen, von angeblichen Vortheilen und Nachtheilen, zu Markt und versuchen wohl gar uns zu überzeugen (wie einst z. B. Zöpfl und Andere), dass diese sog. Strafe zwar ganz rechtmässig, aber — nicht zweckmässig und nöthig sei. Als ob es sich ohne Widerspruch denken liesse, dass zwar das Recht eine Forderung aufstellt, es aber zugleich wünschenswerth sein könne, diese Forderung unbeachtet zu lassen! Immerhin ist man durch die Ahnung des in jeder Hinrichtung liegenden Unrechts zu solchen und ähnlichen Widersprüchen gebracht worden, z. B. zum Verstecken des Vollzugs der Bluturtheile hinter Mauern, während doch sonst unsre Zeit mit Grund die vollste Oeffentlichkeit der Rechtspflege verlangt, die man ihr nur weigert, wo man Grund hat sich zu schämen.

Unter den neuesten deutschen Schriften über Todesstrafe verdient keine andre mehr eine nähere Besprechung, als die von Mehring, da deren Verfasser nicht bloss auf dem Gebiet der Ethik, Rechtsfilosofie und Politik, sondern auch der Theologie heimisch ist und die Früchte seiner Prüfung von allen diesen Standpunkten aus uns hier, schon in zweiter Ausgabe, vorliegen. Niemand wird sie aus der Hand legen ohne gelernt zu haben, nicht Wenige werden ihr eine wesentliche Bestärkung in ihrer Ueberzeugung verdanken. Wir glauben nur eine Pflicht zu erfüllen, indem wir in Kürze den Gedankengang des Verfassers darlegen und auch auf einzele Schwächen seiner Ausführung aufmerksam machen, unter denen jedoch die Lösung seiner Hauptaufgabe nicht leidet, sondern nur seine Begründung des Strafrechts überhaupt. Das Hauptverdienst der Schrift liegt in der vernichtenden Widerlegung der Strafttheorie, die sich auf Vergeltung und Sühne steift, sowie in der ansprechenden Beweisführung, dass die Todesstrafe weder in den Geboten des Evangeliums, noch in dem Geist des Christenthums eine Wurzel hat. Wir haben uns derselben um so mehr gefreut, als sie in allem Wesentlichen merkwürdig übereinstimmt mit den feinsinnigen Betrachtungen des reformirten Predigers Bonnet und als es leider gerade unter den Theologen besonders Viele gibt, die in einer Weise für die Todesstrafe sich erhitzen, dass es fast scheint als würden sie selbst mit wahrem Vergnügen das Scharfrichteramt versehen. Es gehört Diess gewiss zu den widrigsten Erscheinungen, ungleich widriger noch als der bekannte pfäffische Hang zu groben Schimpfereien und Klopffechtereien. Wenn Schriften wie die von Kuntze und Kemmler seit der 1. Ausgabe der Mehring'schen Schrift erscheinen konnten, so wäre es, da sie den Kern der Frage gar nicht berührt haben, wohl besser ge-

Digitized by Google

wesen, sich mit ihnen gar nicht zu befassen, sondern sie ihrem unvermeidlichen Schicksal zu überlassen. Auch der wackere Hilgard ist offenbar ein unheilbarer Feuerbachianer.

Der Verf. prüft die Frage zuerst vom politischen, dann vom rechtlichen, zuletzt vom christlichen Standpunkt, auf deren einen sich die Vertheidiger der Todesstrafe ausschliessend oder überwiegend zu stellen pflegen. Dass diese unbedingt, oder doch bedingt (für bestimmte Zeiten und Orte), unentbehrlich sei zur Erreichung des Staatszwecks behaupten mitunter, bemerkt er, auch Solche, denen ihre Rechtmässigkeit bedenklich erscheint. Sie fassen dieselbe dann eigentlich nur als ein, angeblich von der Noth gebotenes Opfer, wohl gar als ein Mittel der Nothwehr auf. Freilich müssten sie den Beweis schuldig bleiben, dass die unstreitig nothwendige Hemmung und Aufhebung der dem Rechtsbestand gefährlichen Thätigkeit des Einzelen sogar die Forderung rechtfertige, dass man Demselben überhaupt jede Thätigkeit, gleichviel aus welchen Motiven, für immer unmöglich mache, indem man ihm das Leben nimmt — Was offenbar weit über das Ziel hinausschiesse und eine Rechtsverletzung durch eine andere aufhebe (eine Uebertreibung, in die auch C. F. Gabba, »Il pro ed il contro della pena di morte« gefallen ist). Ernstliche Gefährdung der Gesammtheit durch einen Einzelen würde bei dieser eine klägliche Ohnmacht und einen Bankrott alles Rechtsbewusstseins voraussetzen. Lasse man vollends das Gutdünken der Staatsregierung über das Mass der Gefahr und der nothwendigen Sicherungsmittel entscheiden, so fehle jede Gränze und man könne zu den altenglischen 240 todeswürdigen Verbrechen noch, als die staatsgefährlichsten, gewisse Zeitungsartikel hinzufügen; nur dass erfahrungsmässig freilich so grausame Schreckmittel um so weniger nützen je häufiger sie werden. Sogar im Gewaltzustand des Kriegs, so hinkend auch dessen Vergleich mit den Hinrichtungen sei, opfere man doch nicht alles Recht auf und schone wenigstens das Leben Wehrloser! Noch sei das Volk nicht reif für die Abschaffung der Todesstrafe, sagten die Einen, es werde nie reif, die Andern, so wenig wie die Neger zur Freiheit — nach der Behauptung der Sklavenhalter! Fördern Blutortheile etwa die Reife und Feinfühligkeit oder die Rohheit? Wer einräume (wie Bayerle, Verf. des Gutachtens über die Todesstrafe), dass Ab- oder Zunahme der Verbrechen allein weder für noch wider die Abschaffung zeuge, hätte folgerecht auch nicht von der Zunahme seit 1849 einen Grund für die Wiedereinführung hernehmen, also nicht in das Geschrei der Menge einstimmen dürfen, die nicht weiss, dass Hinrichtungen dagegen nicht sichern können, weil sie erfahrungsmässig nicht abschrecken.

Mit Grund hält Mehring es für das Allerwichtigste, zu zeigen, dass die Todesstrafe mit dem Begriff und Grundsatz des Rechts unvereinbar sei, ebenso wie mit dem Staatszweck, welch Letzteres sich freilich von selbst versteht, sobald man eingesehen hat, dass

Digitized by Google

der Staatszweck in nichts Anderem besteht als in der Verwirklichung des Rechts im Leben. Wenn die absolute Straftheorie der unbedingten Rechtsforderung des suum cuique durch Vergeltung genügen wolle, so habe sie die Unausführbarkeit einer solchen Ausgleichung hienieden, wozu Belohnung nicht minder als Strafe gehören würde, vergessen. Sodann müsste man auch ganz bestimmt wissen Was ausgeglichen werden soll und wodurch. Wolle man die einzele That vergelten, natürlich nicht als bloss äusseres Ereigniss, sondern als Willensäusserung des Thäters, so stosse man auf einen unabsehbaren Kausalzusammenhang der Beweggründe, auf die Unmöglichkeit haarscharfen Messens des Willens, im Unterschiede von mitwirkenden Ursachen ausserhalb, und gerechten Ausgleichens, Was nur Gott, und nur in Rücksicht des Thuns des ganzen Lebens, vorbehalten bleibe. Jeder Versuch der Vergeltung durch Menschen sei ein blosses Zerrbild, sei Rache, die dem Verletzten dadurch Genugthuung schaffen solle, dass der Verletzer mit der eignen Münze bezahlt werde! Ins Leben werde aber der Ermordete dadurch doch nicht wieder gerufen, wohl aber gebe der Staat damit sein Prinzip, die Rechtsidee, auf und setze sich herab auf den Standpunkt des Verbrechers, indem er Denselben nach dessen eigner rechtsverletzender Maxime behandelt (S. 29). Wollte man die That nach ihrer äusseren Wirkung vergelten, so falle man in Schadenersatz und Ungereimtheiten; so suche man denn zum Behuf der Ausgleichung nach einer annähernden Schätzung in Rücksicht des bethätigten verbrecherischen Willens und falle nur beim Mord, da es für das Leben einen Gleichwerth nicht gebe, in die selbst als ungereimt erkannte buchstäbliche talio zurück, wie Hegel. Rechtlich möglich, sagt M., könnte die Todesstrafe nur sein, wenn wirklich der Staat ein unbeschränktes Recht hätte gegen den Einzelen und Alles was er ist und hat. Dann aber wäre Dieser ein blosses Ding, sein Verhältniss zum Staat also gar kein Rechtsverhältniss mehr und der Staat hätte aufgehört eine Einrichtung zur Verwirklichung des Rechts zu sein. Darum wollten sogar Solche, die über Alles die blosse Zweckmässigkeit entscheiden lassen, ein Recht zur Hinrichtung doch nur unter der Einschränkung zugestehen, dass deren Unentbehrlichkeit feststehe, wofür ihnen jedoch das Urtheil des Staats in eigner Sache genügt. Allein, ohne offenen Uebergriff in das Gebiet eines höheren Richters könne keine Obrigkeit Jemand für unfähig erklären ferner auf dieser Erde, als Mensch unter Menschen, zu leben, sondern sie dürfe höchstens aus diesem Staat oder auch nur vom Gebrauch der vollen Freiheit ausschliessen. Daran könne ein Shylokvertrag mit dem Staat, wodurch man für gewisse Fälle aufs Leben verzichte, Nichts ändern und er sei ebenso offenbar ein pactum turpe als wenn man sich verkaufe (S. 35).

Obwohl der Verf. richtig erkennt, dass die absolute Theorie unhaltbar sei, die Strafe nicht Selbstzweck sein könne, sondern nur Mittel, und mit uns ihr Wesen nicht darin finden kann, dass

Digitized by Google

sie ein Uebel sei, so macht er doch der Besserungstrafe zum Vorwurf, dass auch sie — eine relative sei. Allein, so gewiss es vernunftnothwendig ist, dass auch die Strafe, wie jede andere vernünftige Handlung, sich auf einen Zweck beziehe d. h. relativ sei, so gewiss kann ihr Das nicht zum Vorwurf gemacht werden. Nur freilich muss ihr Zweck der rechte, nicht ein rechtloser oder gar rechtswidriger sein, den man für nützlich hält, wie bei jenen Präventionstheorien, die um jeden Preis durch Furcht etc. sichern wollen, und von denen der Verf. mit Recht sagt, dass sie — zum Unterschied von der ungleich würdiger dastehenden Besserungstheorie — ganz im Geist des Staats der Alten gar keine Schranke der Staatswillkür durch das Recht der Persönlichkeit, auch des Verbrechers, anerkennen, sondern ihn als blosses Mittel für die Andern verwenden, wie schon aus dem naiven Zugeständniss erhelle, dass sie nur aus Besorgniss vor Zunahme der Verbrechen strafen wollen, auch mit dem Tode. Seinem Irrthum, dass die Besserungstrafe in den entgegengesetzten Fehler falle, indem sie in einseitiger Abstraktion nur das Individuum ins Auge fasse, hat zwar der Verf. schon selbst die Spitze abgebrochen durch die richtige Bemerkung, dass der Zweck der Strafe erst in dem Verbrecher selbst erreicht werden könne und dass Letzterer durch seine Besserung nicht bloss sich selbst, sondern auch der Gemeinschaft zurückgegeben werde, deren Glied er ist, dass mithin auch diese dadurch gefördert werde. Wir müssen aber noch beifügen, dass das befürchtete Herausreissen des Gliedes aus dem Lebenszusammenhang mit dem Ganzen nur so verhindert werden kann. Uebrigens sind allerdings sämmtliche Glieder der Gesellschaft zunächst für sich selbst da (insofern ist »Jeder sich selbst der nächste«), nächstdem aber zugleich für die Andern und das ethische Ganze, mit dem sie in lebendiger Wechselbedingtheit stehen, solange sie ihm angehören, von dem sie aber, kraft ihres Rechts als selbständiger Wesen, Personen, sich trennen können. Es ist falsch, das Ganze, die Gesammtheit, jemals als Etwas für sich (abstrakt), als Selbstzweck, aufzufassen und in einen schiefen, wohl gar feindlichen, Gegensatz mit den dermaligen Gliedern zu bringen, diese somit zu blossen Mitteln herabzusetzen, wie es antiker, heidnischer Weise nicht bloss Hegel thut, sondern auch der christlich sein wollende Stahl. Unstreitig sind die Einrichtungen der Gesellschaft, deren Inbegriff man Staat nennt, nur da zum Zweck aller Derer, die dieser Gesellschaft als Glieder angehören, zur Verwirklichung nämlich des Rechts für Alle und Jeden, die Regierung ist um der Regierten, der Vormund um des Unmündigen willen da. Jeder Einzele muss von Rechtswegen als Person, als Rechtssubjekt, christlich gesprochen: als Ebenbild Gottes, geachtet, also auch sein ganzes Recht von der Rechtsordnung der Gesellschaft ihm um seiner Selbst willen zu Theil werden — suum cuique —; ebenso auch dem sittlich Unmündigen, der Strafzucht Bedürfenden, in der Strafbe-

Digitized by Google

vormundung (»tutela penale« Poletti). In Betracht, dass handgreiflich bei allen andern Straftheorien nur die haltloseste Willkür über das Strafmass entscheiden kann, dass feste Anhaltpunkte für dieses in der Person des Schuldigen nur die Besserungstheorie gibt, so dass hier sicher bei gehöriger Umsicht (worüber v. Bar in seinen »Grundlagen des Strafrechts« einiges Beachtenswerthe gesagt hat) das für fehlbare Menschen überhaupt Erreichbare zu erreichen ist, zerfällt der Einwurf, dass der richterlichen Willkür ein bedenklicher Spielraum bei der Besserungstrafe gegeben werden müsse, in sich selbst, um so mehr als auch der Verf. die gesetzgeberische Willkür als das grössere Uebel erkennt. Ueber der Wahrheit, dass jede Strafe dem Recht, der Gerechtigkeit, der Rechtsordnung dienen muss, also darin, wie Alles was im Rechtsgebiet geschieht, ihren Endzweck hat, vergisst er, dass man bei diesem noch durchaus unbestimmten, gemeinsamen Merkmal aller Rechts-Einrichtungen und Massregeln nicht stehen bleiben darf, sondern dass Alles ankömmt auf Bestimmung des Unterscheidungsmerkmals der Strafe durch den festzustellenden besondern nächsten Rechtszweck derselben, mittelst dessen Erreichung allein gerade sie jenem Endzweck Vorschub thun soll, und der sich nur aus ihrem besondern nächsten Rechtsgrund, dem durch die That kundgegebenen, mit der Rechtsordnung unverträglichen, Rechtswiderwillen, ergeben kann. Hier fehlt es und hier nur kann und muss geholfen werden; die heilsame Rückwirkung solcher Hülfe aufs Ganze bleibt dann schon von selbst nicht aus. Will man aber geradezu den »Eindruck« zum Hauptziel machen, wie von Bar, so ist man, ohne es zu wissen, in das alte Geleise eines jeder Rechtsschranke baren Exempelstatuirens zurückgefallen.

Mit lebhaftem Vergnügen haben wir daher wahrgenommen, dass M. selbst alsbald über die blossen Allgemeinheiten der sog. Gerechtigkeitstheorie hinausgelangt ist, deren ganzer Werth doch nur in der Verneinung der Nützlichkeitjagd besteht, da ihr jede Zeugungskraft abgeht; er hat in den einzig richtigen Weg eingelenkt, indem er als die Hauptsache bezeichnet das Wie und Wo der Wiederherstellung der durch den Einzelen gestörten Rechtsordnung, Was auf eine zur wahren Genugthuung, auch für das Volksbewustsein, gereichende Weise nur durch Zurückführung des verbrecherischen Willens selbst zur Anerkennung des Rechts und der Rechtsordnung bewirkt werden könne (S. 56 ff.), nicht aber durch Kopfabschneiden. M. zeigt, wie scheu es aussehe mit der beabsichtigten Prävention, auch durch Todesdrohung, in Fällen der Noth, grosser z. B. politischer Anfregung etc., und wie sittlich bedenklich die Benutzung der Furcht vor dem Tode, als Motiv, gleich als ob er der Uebel ärgstes sei, erscheine. Schwach und wahrhaft widrig findet er mit Recht die selten ehrlich gemeinten Versuche, die Todesstrafe sogar als mit der Besserung, deren Berücksichtigung heute Jedermann für nöthig halte, verträglich, ja als Wohl-

Digitized by Google

that für den Verbrecher darzustellen, in der Hoffnung ihn durch Bekehrung für — die ewige Seligkeit zu retten; und er knüpft daran die Fragen: woher man denn wisse, dass diese Bekehrung nicht bloss das Werk der Todesangst sei und warum man nicht lieber Alles mit dem Tode strafen wolle? Hiermit eng zusammen hängt der helldunkle zweischneidige Begriff der Sühne, in die man nach M. die Talion umgetauft hat. Nach Nitzsch scheint es in der That, als ob das Umbringen der Verbrecher nur ein Versöhnungswerk der christlichen Liebe sei, und Stahl erklärt die Abneigung unsrer Zeit gegen das Prügeln und Menschenschlachten bekanntlich auch nur als eine jener faulen Früchte der Ueberschätzung des »Individuums«, die seit der französischen Revolution Mode geworden, und fordert kraft der »wahren« Persönlichkeit des Mörders, dass in Diesem das Ebenbild Gottes »vernichtet« werde, Alles natürlich zur grösseren Ehre Gottes und um der Verherrlichung des Rechts willen. Wer vor dieser ekelhaften scheinheiligen Fraseologie Widerwillen empfindet, Wer unter allen Umständen die menschliche Persönlichkeit heilig gehalten wissen will, wie der Verf. und Pessina, der ist jedenfalls auf dem besten Wege zur vollen Anerkennung der Besserungsstrafe, denn er kann folgerecht nicht leugnen, dass nur mittelst der Heilung des Gliedes das Heil des Ganzen gefördert, das Rechtsleben der Gesellschaft wieder zu voller Gesundheit gebracht werden könne. Nicht der Sünder, sondern die Sünde soll vernichtet werden, und sie kann es, sagt M. richtig, nicht durch das Leiden, wohl gar das Zutodequälen, des Verbrechers, sondern nur durch sein Thun, durch freiwilligen Gehorsam gegen das Gesetz, Bethätigung der Reue. Nur so wird er versöhnt mit der Gesellschaft wie mit sich selbst (»mit seiner Idee«). M. zeigt, dass der Geist des Evangeliums nicht den Tod, sondern das Leben und die Bekehrung des Schuldigen wolle, also nicht stimme mit einer Gerechtigkeit die bloss verneint und vernichtet, dass ihm der Vollzug der Strafe nicht an, sondern in dem Verbrecher entspreche, nicht also deren gänzliche Beseitigung, sondern ihre Umwandlung aus der Vergeltungs- in die Zuchtstrafe. Nur eine Strafrechtspflege in diesem Sinn reinige die Gesammtheit von ihrer Mitschuld an der Uebelthat. Sicher hat der Verf, aller unchristlichen Ethik und Theologie zum Trotz, Recht, wenn er bei dem Kampf gegen Todesstrafe, wie gegen Sklaverei und Vielweiberei, die Macht des echt christlichen Geistes gebührend in Anschlag bringt. Er zeigt, wie die älteste Kirche und die hervorragendsten Kirchenväter die Todesstrafe verabscheuten und man sie erst seit Unterwerfung unter den byzantinischen Imperialismus sich gefallen liess und sie später so entsetzlich bei Verfolgung der Ketzer missbrauchte, endlich dass man nur durch falsche Auslegung sich zu dem Wahn verleiten lassen konnte, das Christenthum verlange sogar den Tod wenigstens des Mörders. Näher auf diese Seite der Ausführungen M.'s können wir hier nicht eingehen; wir befürchten

Digitized by Google

indess, dass wenigstens in der zweiten Ausgabe Manches hier etwas gar zu theologisch gefärbt und zu gelehrt ist, um nicht für viele Leser unzugänglich zu sein und so der Wirkung des Büchleins in weiteren Kreisen Eintrag zu thun.

Die erfreuliche Uebereinstimmung der Schrift Bonnet's mit der von Mehring, worauf wir schon oben verwiesen haben, erstreckt sich auf die Ausführungen Beider über die Unverträglichkeit der Todesstrafe nicht bloss mit einer gesunden Auslegung der Bibel und mit dem Geist des Christenthums, sondern auch mit dem Wesen des Rechts und der Aufgabe des Staats. Beide leugnen, dass die Strafe auf blosse Zwecke des gemeinen Nutzens, z. B. Verbrechenverhütung durch Furcht, oder gar auf Vergeltung zielen dürfe. Auch nach Bonnet verräth Letztere, wie immer man sich zu verstecken suche hinter die schwankenden Worte Sühne, Genugthuung etc., deutlich die ohnmächtige theokratische Anmassung, die beschränkte menschliche Gerechtigkeit mit der göttlichen zusammenzuwirren, wobei, in Ermangelung der göttlichen Unfehlbarkeit und Barmherzigkeit, Nichts herauskomme als rohe Racheübung, diese gerade Verneinung des Geists des Christenthums und der Menschlichkeit, ein unerbittlicher Fatalismus und, wenngleich folgewidriger Weise nur beim Mord, ein Rückfall in den Materialismus der Talion. Selbstverständlich komme dabei der sittliche Charakter der Strafe ganz zu kurz, wonach sie wesentlich in richtigem Verhältniss zur Schuld, d. h. zum bethätigten rechtswidrigen Willen des Schuldigen, stehen und auf dessen sittliche Wiederaufrichtung zu seinem und des Ganzen Besten hinwirken müsse, wie es, mit Ausnahme einiger Theologen, heute Jedermann, wenigstens nebenbei, für nöthig halte. Dass die Tödtung das sittliche Uebel nicht gutmache, sei allen Jenen, die nicht das Schaffot für das beste Bekehrungsmittel und für den Schlussstein des Staats zu halten schienen, ebenso klar als dass sie zur Sicherung für die Zukunft entweder überhaupt nicht nöthig oder nicht hinreichend sei, sofern sie auf den Mörder beschränkt bleibe, dass sie also entweder zu viel oder zu wenig thue, Letzteres auch schon desshalb, weil man, allem inneren Unterschied der Thaten und aller Verhältnissmässigkeit der Bestrafung zum Trotz, seit der Beseitigung der Martertödtungen für Alles nur die äusserlich gleiche einfache Hinrichtung habe. Der Unrechtsgedanke, dass ein Mensch verfügen dürfe über das Leben seines Nächsten, fälsche aber auch sonst noch die Rechtspflege vielfach; er führe oft genug zum Justizmord, weit öfter noch zum Lossprechen auch der Schuldigen, zur grundlosen Annahme mildernder Umstände, zu unverdienten Begnadigungen — Alles auf Kosten des wahren Rechts — endlich zu geheimen Hinrichtungen, bloss weil man das kleinere Uebel und Unrecht dem grösseren vorziehe und sich scheue und schäme, durch das Schauspiel kaltblütiger Abschlachtung eines Nebenmenschen die Rohheit und den Blutdurst des grossen Haufens zu nähren. Kann man es je verantworten, fragt Bonnet mit Mehring,

Digitized by Google

an dem Verbrecher ganz zu verzweifeln, um ihn zu vernichten wie einen giftigen Wurm? Und wann darf man Diess? Welch furchtbares Dilemma: entweder dem Verstockten die nöthige Zeit zur Rettung seiner Seele abzuschneiden, oder, falls wahre Reue da ist, den Wiedergeborenen zu hindern durch ein heilsames Beispiel gutzumachen, soweit möglich, Was er verschuldet hat, gleich als ob hier ein unabwendbares Verhängniss waltete! Gebe man den Verbrechern vielmehr Musse zur vollen Versittlichung durch gute Strafanstalten. Wie man einst schrie über die Gefahr für die öffentliche Sicherheit durch jene »Neuerer«, die für Abschaffung der Folter und andrer Grausamkeiten wirkten, so schreie man auch über die Gegner der Todesstrafe. Dessenungeachtet würden wir auch diese heidnische Rohheit los werden und nicht immer dem schlechten Beispiel der Mörder folgen, auch nicht abwarten bis sie so gut sein wollen uns mit gutem Beispiel voranzugehen und unsre Sittenlehrer zu werden, obwohl uns neuerdings ein französischer Witzling diese unwürdige Zumuthung gemacht hat. Völlig Hand in Hand gehe hier das Christenthum mit der Filosofie und ganz in seinem Geist sei die zeitgemässe Forderung durchgehender Rücksicht auf das Innere des Verbrechers und seine sittliche Wiedergeburt durch Freiheitstrafe der rechten Art, mithin durch verbesserte Gefängnisse.

Poletti endlich, der Verfasser des durch richtige Ahnungen ausgezeichneten Buchs »Il diritto di punire e la tutela penale, Torino, 1853«, — worin die Unhaltbarkeit des bisherigen Begriffs von Strafe als Leidenszufügung, Peinigung, und die Nothwendigkeit seiner Ersetzung durch eine Strafbevormundung, oder, um mit Mehring zu reden, die Nothwendigkeit der Umwandlung der Vergeltungs- (oder Abschreckungs-) in eine Zuchtstrafe, dargelegt ist — betont in seinem obengenannten Vortrag hauptsächlich die entscheidende Frage: ob je der Verbrecher das Recht aufs Leben verlieren, also der Staat ein Recht haben könne, ihm das Leben zu nehmen, oder ob es hier für das gesellschaftliche Strafrecht eine unüberschreitbare, durch Nichts verrückbare Gränze gebe? Diese Gränze aber ist nach dem Verf. gezogen durch das auf keine Weise, auch nicht durch eignes verkehrtes Handeln, verlierbare Recht eines jeden Menschen auf alle Bedingungen der Erhaltung und Entwickelung seines Wesens, der Erfüllung des Vernunftzwecks seines Lebens. Die Persönlichkeit sei und bleibe Wurzel, Mittelpunkt, Halt und Ziel jeder rechtlichen Handlung, sowohl des Einzelen als der Gesellschaft. Denn auch diese Letztere sei nicht ein todtes abstraktes Ding, sondern eine lebendige unsterbliche Gesammtperson, für deren rechtliches Dasein das aller einzelen Bürger, für deren vernünftigen Gesammtwillen die Berathschlagung und Zustimmung dieser ihrer Glieder, der Vorbeding sei. Wäre nicht das Recht der Persönlichkeit erhaben über alles menschliche Urtheil und unbedingt heilig zu halten, sagt Poletti, warum wollte man sie nur missachten beim Verbrecher, nicht bei allen Denen, deren Tod dem Gesammtvor-

Digitized by Google

theil förderlich scheint, warum sollte man dann nicht auch Sklaverei und Unumschränktheit der Regierung ganz in der Ordnung finden und es gutheissen, wenn dieselbe, im Namen der öffentlichen Nothwendigkeit, den Bürgern alle Freiheit des Gedankens, Gewissens und Worts entziehe? Richtig fühle das Volk, dass das Fallbeil in dem Haupt des Verbrechers das heilige Persönlichkeitrecht jedes Bürgers mittreffe und dass ebendamit allem Unrecht Thür und Thor geöffnet sei; daher beeile sich jedes Volk, sobald es seine Freiheit wiedererrungen habe, anstatt auf Rache zu denken, vielmehr die Todesstrafe abzuschaffen, während umgekehrt jede reaktionäre Regierung sie sofort wieder einführe. Dieser letzte Rest der Menschenopfer enthalte eine ruchlose Entweihung der Justiz, denn es mache keinen Unterschied, auf welchem Altar die Opfer geschlachtet werden (S. 40); je eher er verschwinde, desto sicherer seien die Verbrecher, dass die Strafe sie erreiche und nicht durch Gnade, Annahme mildernder Umstände etc. vereitelt werde. Heute aber, wo wir bessere Gefängnisse hätten, könne Niemand mehr von Unverbesserlichkeit der Verbrecher reden und in der Todesfurcht das einzig ausreichende Schutzmittel der Gesellschaft suchen. Auch der Verf. stimmt hiernach völlig überein mit den vorher besprochenen Schriften; er erinnert ebenfalls an die tiefsinnige Legende von Kain, der nicht umgebracht, sondern seiner Reue überlassen ward, die ihm nirgends Ruhe liess; nicht minder an die auch von Mehring berührten Behauptungen der neueren Kriminalstatistiker, wonach die Verbrechen kraft eines Nothwendigkeitgesetzes in Folge bestimmter Triebe, Leidenschaften und andrer bisher nicht beachteter Umstände mit einer Regelmässigkeit wiederkehren, die sogar jene der Geburten, Krankheit- und Sterbfälle hinter sich lässt. Er knüpft daran die Forderung, dass auch diese, nicht etwa bloss zufällig und möglicher Weise, sondern immer und unveränderlich sich wirksam erweisenden Umstände als mildernd in Betracht kommen müssten. Neben den unleugbaren Wahrheiten her, die Poletti ausgeführt hat, laufen leider einige schweren von der sog. Filosofie des Positivismus abstammenden Irrthümer, die wir hier nicht näher erörtern können und wodurch er zum Theil zu Widersprüchen mit sich selbst geführt wird. Danach sollen nämlich alle Untersuchungen über das Absolute an sich, über den letzten Grund und Zweck aller Dinge, müssig sein; auch der Gedanke der Gerechtigkeit soll nichts Unbedingtes enthalten, sondern, sammt allen übrigen Bestimmgründen der Gesellschaft, veränderlich sein je nach den äusseren Verhältnissen. Daher nimmt denn der Verf. sogar an, dass einst auch die Todesstrafe gerecht gewesen sei, anstatt nur zu sagen, dass sie, bei dem Mangel an Rechtseinsicht und bei der Rohheit früherer Zeiten, noch unvermeidlich war. Gerade nur in den ewigen Grundsätzen des Rechts sind auch die obersten Gesetze für die bürgerliche Gesellschaft und ihre Rechtspflege gegeben, von denen allein doch der Verf. selbst ausgegangen wissen will.

K. Röder.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

2. Mittheilung des Herrn Professor L. Carius in Marburg: »Ueber Chlorigsäure-Anhydrid«.

(Dem Verein vorgelegt am 28. Mai 1869.)

Die chlorige Säure war bisher noch unvollständig untersucht, besonders aber forderte die scheinbare Abweichung im Verhältnisse des spec. Gew. ihres Gases zur wahrscheinlichen Moleculargrösse, $Cl_2O_3 = 119$, von dem Volumgesetze zu eingehenderer Untersuchung auf. Eine solche ist im hiesigen chemischen Laboratorium durch Herrn M. Brandau ausgeführt worden.

Herr Brandau hat zunächst eine Methode der Darstellung von reinem Chlorigsäure-Gase festgestellt. Er fand, dass von den bekannten Methoden nur die von mir*) angegebene von Chlorgas freies Gas liefert, welches aber stets etwas Kohlensäure beigemengt enthält. Er fand weiter, dass das nach letzterer Methode dargestellte Gas bei einer Temperatur von mindestens -18^0 zu einer tropfbaren Flüssigkeit condensirt wird, welche bei 0 bis $+8^0$ siedet, und dabei völlig reines Chorigsäure-Gas liefert. Dieses ist denn auch der Weg, auf dem das zur Bestimmung des spec. Gew. und zu anderen Versuchen benutzte Gas dargestellt wurde.

Ich hebe zunächst hervor, dass die von Herrn Brandau zuerst in tropfbarer Gestalt dargestellte chorige Säure eine tief braune dünne Flüssigkeit ist, die unter 0^0 gefahrlos gehandhabt werden kann, über 0^0 aber schon durch mechanische Einflüsse zu heftigen Explosionen Veranlassung geben kann. Sie konnte nicht ganz frei von Wasser dargestellt werden, und dadurch ist wahrscheinlich bedingt, dass sie stets etwas Chlorsäure (oder wohl die sog. Unterchlorsäure, Cl_2O_4) eingemengt enthält, und einen darnach veränderlichen Siedepunkt besitzt (Cl_2O_4 siedet nach Millon bei $+20^0$, die flüssige chlorige Säure bei 0 bis $+8^0$), da nämlich die chlorige Säure mit Wasser allmählig in Chlorsäure und Chlorwasserstoff zerfällt:

$$(ClHO_2)_3 = ClH + (ClHO_3)_2.$$

Besonders wichtig ist hier die Untersuchung des Herrn Brandau geworden, dass er zur Bestimmung des spec. Gewichts die Methode

*) Liebig's Annalen 142, 129.

Digitized by Google

der Titrirung mit Jodflüssigkeit anwenden konnte. Die chlorige Säure zerlegt sich mit Jodwasserstoff in der Weise:

$$Cl_2 O_3 + (J H)_8 = (Cl H)_2 + (O H_2)_3 + J_8;$$

zur Berechnung dient daher die Gleichung:

$$x = \frac{a\,(nt - t')\,Cl_2 O_3}{J_8}.$$

Herr Brandau hat das spec. Gew. des Chlorigsäure-Gases bei + 9° und 13° bestimmt, und zu 4.022 und 4.070 gefunden. Wenn die auf chemischen Wege wahrscheinlichste Moleculargrösse $Cl_2 O_3 = 119$ dem Volumgesetze entsprechend als Gas 2 Volum misst, so folgt daraus das spec. Gew.:

Berechnet	Gefunden
4.123	4.046 (Mittel).

Millon und später Schiel glaubten aus ihren Bestimmungen das spec. Gew. des Chlorigsäure-Gases zu 2.745 ableiten zu müssen, welches für die Moleculargrösse $Cl_2 O_3 = 119$ einer Condensation auf 3 Volum entsprechen würde. Durch die Untersuchung des Herrn Brandau wird es wahrscheinlich, dass Beide ein mit Chlorgas gemengtes Gas untersuchten, und ist durch dieselbe nun diese scheinbare Abweichung von dem Gesetze der Condensation der im Molecul einer Verbindung enthaltenen gasförmigen Bestandtheile auf zwei Volume beseitigt und letztere sichergestellt.

Imruulkaisi Mu'allaka edidit Augustus Mueller. Halis G. E. Barthel 1869. XXII & 31 S. 8.

Man hat längst ohne Scheu das Messer der Kritik nicht blos an die Werke des klassischen Alterthums angelegt, sondern auch an die heilige Schrift, welche stets als unantastbar galt. Man hat nicht nur einzelne Buchstaben, Wörter und Verse versetzt oder als unecht verworfen, sondern ganze Abschnitte als spätere Zusätze erklärt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass nun auch die zu uns gelangten älteren arabischen Gedichte, die vielleicht länger als die mancher Classiker und alttestamentlicher Autoren nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten worden sind, genauerer Prüfung und kritischer Sichtung unterzogen werden. Der neueste Herausgeber der berühmten Muallaka des Imruulkais hat diess in ausgedehntestem Maasse gethan. Er hat nicht nur einzelne Textesworte verändert, sondern ganze Verse als nicht zur Muallaka gehörend ausgeschieden, Andern eine andere Stelle in der Kassideh angewiesen und das ganze Gedicht nur als eine Sammlung verschiedener Bruchstücke angesehen, und so, bald auf andere Recensionen, bald nur auf subjective Gründe gestützt und von seinem eigenen Geschmack geleitet, die Urgestalt des Gedichts wieder herzustellen

Digitized by Google

gesucht. Ein solches Unternehmen, von einem jungen Gelehrten, der gründliche Sprachkenntnisse mit gesundem kritischen Sinn und grosser Belesenheit verbindet, kann die Wissenschaft nur fördern und verdient volle Anerkennung, wenn auch im Einzelnen vielleicht sich Manches gegen die Ansicht des Verfassers einwenden lässt. Ref. erachtet es z. B. nicht für nothwendig Vers 4 (fainna schifaï) und V. 7 (fafadhat dumu'u) zusammen zu reihen und Letzteren voranzusetzen, Ersteres kann bei der ersten ungenannten Geliebten statt gefunden haben und Letzteres bei den genannten Ummi-l-Huweirith und Ummi-r-Ribab.

Mit V. 19 (Afâtima mahlan) beginnt, nach der Ansicht des Verf., ein neues Fragment und der Schluss des Ersten soll fehlen. Eine absolute Nothwendigkeit zu dieser Behauptung liegt aber nicht vor. Man kann, auch ohne mit dem Commentator Sausani Fatima und Uneiza für eine Person zu halten, oder Fatima auf die Schwangere zu beziehen, annehmen, dass die Geliebte, von der gleich im ersten Verse die Rede ist, Fatima hiess und diess ist um so wahrscheinlicher, als es sonst auffallend wäre, wenn in einer Kassideh, in welcher die zuerst erwähnte Geliebte die Hauptrolle spielen sollte, weiter gar nicht mehr die Rede auf sie zurückkäme. Am besten wäre es vielleicht, wenn doch einmal die Ordnung der Verse nicht beibehalten werden soll, wenn man das ganze sogenannte zweite Fragment (V. 16—19 des neuesten Herausgebers = V. 19—22 der Arnold'schen Ausgabe) nach V. 3 setzte, dann wäre nicht nur der Zusammenhang zwischen Abtheilung I und II, sondern auch zwischen II und III hergestellt. Der Dichter spricht zuerst seine Freunde an und fordert sie auf, mit ihm auf den Ruinen seiner von ihm getrennten Geliebten zu weinen, er wendet sich dann zur Geliebten selbst (Fatima) und macht ihr Vorwürfe über ihre Härte gegen ihn. Das Benehmen der Geliebten erpresst ihm viele Thränen, in denen er allein Linderung seines Schmerzes sieht, denn er findet sich in demselben Zustande, wie einst bei Ummu-l-Huweirith und Ummu-r-Ribab, oder bei Uneizah, mit der er auch glückliche Tage verlebt und die dann plötzlich sich von ihm abgewendet. Der Dichter fährt dann fort in seinem Berichte über frühere glückliche Abenteuer, an welche sich auch das anschliesst, welches M. als ein drittes Fragment auffasst. (V. 20—41.) Dieses Abenteuer, in welchem die Entführung eines Mädchens unter grosser Lebensgefahr geschildert wird, bildet dann, nach der gewöhnlichen Ordnung der Kassideh, den Uebergang zur angeblichen Abth. IV (V. 42—46), in welcher er überhaupt seine Ausdauer und Unerschrockenheit schildert, indem er bald lange Winternächte durchwandert, bald (Abth. V. V. 47—64) in aller Frühe mit seinem Rosse auf die Jagd reitet, dessen Beschreibung nun diese ganze Abth. ausfüllt. Nun bliebe nur noch die sechste Abtheilung des Verf., in welcher ein schweres Gewitter geschildert und ein Freund oder ein gewisser Harith angeredet wird, als besonderes Fragment übrig. Dieses

Digitized by Google

scheint allerdings in gar keinem Zusammenhang mit dem Frühern zu stehen und erst später der Muallakah angefügt worden zu sein, wenn man nicht etwa annimmt, dass der Dichter sein eben geschildertes treues Pferd als Gefährten anredet und es gleichsam auf das drohende Gewitter aufmerksam macht.

Ref. ist weit entfernt seine Ansicht über den Zusammenhang der einzelnen Theile der Muallakah als die unfehlbar richtige auszugeben, kann aber andrerseits nicht glauben, dass ein so bekanntes Gedicht eines der berühmtesten Dichter Arabiens, von den Rawis dermassen vernachlässigt worden sein soll, dass statt desselben uns nur noch sechs lose Fragmente überliefert werden konnten.

Hinsichtlich des von Müller adoptirten Textes kann Ref. nur in wenigen Punkten von ihm abweichen. V. 8 würde er »kuriha« dem »rahliha« vorziehen, da dieses wahrscheinlich nur eine erklärende Glosse des seltener gebrauchten kuriha ist. V. 10 sieht Ref. nicht ein warum der Artikel vor dem ersten »chidra« wegfallen soll, er gehört hierher, wie bei dem im Commentar angeführten »alasbâba«. V. 28 scheint ihm die Leseart »hassartu bifaudai« als Nachsatz zu V. 26 und mit Hinweglassung des V. 27, viel besser als dieses schleppende »idsa-ltafat etc.« V. 38 dürfte, nach dem Kamuss, »mutabattili« richtiger sein als »mutabattali«, ebenso V. 61 »jandhah« correkter als »jundhah«. V. 71 endlich ist allerdings besser »fi« als »min« zu lesen, dass aber Ersteres nicht zu »mensili« passt, auch wenn man es auf das Gewitter bezieht, scheint der Herausgeber selbst eingesehen zu haben, ganz an seinem Platze ist es aber, wenn man »munsali« liesst: »und es treibt von ihm (vom Berge Busjan) herab die weiss gefleckten wilden Ziegen auf (durch) jeden hinabführenden Pfad.«

Weil.

Ueber das Aussterben der Naturvölker von Dr. Georg Gerland, Lehrer am Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg. 8. (X, 145 S.) Leipzig 1868.

Die Erscheinung, dass eine Reihe von Völkern und zwar insbesondere jener, die wir gewöhnlich »Naturvölker« nennen, d. h. solche, welche dem Naturzustande des Menschengeschlechtes noch verhältnissmässig nahe stehen, vor unsern Augen durch langsameres oder rascheres Hinschwinden ihrem Untergang entgegen geht, ist eine überaus wichtige. Doch ist die Frage nach diesem Hinschwinden oder Aussterben bis jetzt nur gelegentlich und nicht mit der Ausführlichkeit behandelt, welche die Wichtigkeit der Sache wohl verlangen kann. Am genauesten ist Th. Waitz in seinem classischen Werke »Anthropologie der Naturvölker« Bd. I. S. 158—186 darauf eingegangen. Die gewiegtesten Forscher sehen es als eine unzweifelhafte Thatsache an, dass die farbige Rasse die Verbreitung

Digitized by Google

europäischer Civilisation nicht in ihrer Nähe verträgt, sondern in deren Atmosphäre, ohne durch Trunk, epidemische Krankheiten oder Kriege ergriffen zu werden, dennoch wie von einem giftigen Hauche berührt ausstirbt. Man glaubt in diesen Völkern einen von der Natur selbst dem Untergang geweihten Zweig unseres Geschlechtes zu erkennen; man spricht von der Unbildsamkeit, von dem nothwendigen Untergang, von der geringen Lebensfähigkeit der tiefer stehenden und mangelhaft organisirten Rassen in Amerika und den Colonien in Afrika, Neuholland und Polynesien; alle sehen in diesem Hinschwinden eine seltsame und abnorme Erscheinung, etwas »Geheimnissvolles, Räthselhaftes«. So Pöppig, Carus, Meinicke, selbst Waitz, Darwin und v. Tschudi. Dieses Räthsel aufzuhellen und den Ursachen der Abnahme und des allmählichen Hinschwindens der Naturvölker nachzuspüren ist der Gegenstand der vorliegenden sehr werthvollen und äusserst anziehend geschriebenen Monographie. Der Verfasser hat das gesammte Material zur Beantwortung der Frage, das sich in einer grossen Menge von Reisebeschreibungen, ethnographischen und anthropologischen Werken zerstreut findet, mit unermüdetem Fleisse durchforscht, umsichtig und mit kritischem Blicke benutzt und in 24 Paragraphen alle mit dieser »räthselhaften« Erscheinung irgendwie im Zusammenhang stehenden Punkte bis in das kleinste Detail beleuchtet und namentlich auch die bisher so wenig beachteten psychologischen Gründe gebührend hervorgehoben. Es ist wahrlich kein Musterbild, das uns hier von der europäischen Cultur in ihrer Berührung mit den Naturvölkern entrollt wird.

Nach einem Nachweis über den Umfang des Aussterbens in allen Welttheilen (Kamtschadalen, Jukagiren, Amerikaner, Hottentoten, Kaffern, Australier, Mikronesier, Melanesier und Polynesier) wird zuerst alles das beleuchtet, was in der Natur und Lebensweise dieser Völker selbst einen frühen Untergang Begründendes liegt: Empfänglichkeit der Naturvölker für Miasmen, spontan bei der Zusammenkunft der Natur- und Culturvölker entstehende Krankheiten, direkt eingeschleppte Krankheiten (Syphilis, Blattern; erstere war besonders auf Tahiti und Hawaii furchtbar decimirend, die letztern rafften gewiss die Hälfte bis zwei Drittel der Urbevölkerung Amerikas dahin), schlechte Behandlung der Krankheiten, überhaupt geringe Sorgfalt für das leibliche Wohl, Ausschweifungen, der entsetzliche Kindermord neben Unfruchtbarkeit und künstlichem Abortus, Krieg und Kannibalismus (Amerika, besonders aber in Melanesien bei den Fidschis), Menschenopfer (man denke an Mexiko, wo sie jährlich auf mindestens 20,000 veranschlagt wurden) u. s. w. Dazu kommen nun zweitens die schädlichen Einflüsse, welche die Berührung der Naturvölker mit den Culturvölkern Europas und Amerikas hervorgebracht hat. Dahin gehören zunächst Einflüsse, welche obwohl durchaus nicht feindselig, ja häufig nur gut gemeint dennoch physisch wie psychisch die gewaltsamsten Wirkungen haben

Digitized by Google

mussten und hatten und noch haben, wie Aenderungen in Kleidung, Nahrung, Wohnung, Zurückdrängung der Eingebornen durch Ausbreitung der Weissen und dadurch herbeigeführte schwerere Beschaffung des oft ohnehin spärlichen Lebensunterhaltes u. dgl. Aber weit schädlicher sind die psychischen Einwirkungen. Zerstörung aller Grundlagen der bisherigen politischen und socialen Organisation, rücksichtslose Verletzung der persönlichsten und heiligsten Empfindungen, dazu das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Verlorenheit: alles das macht einen ungeheuer deprimirenden Eindruck und vernichtet das gesammte geistige und ethische Leben. Dazu kommt die Schwierigkeit für die Naturvölker, die moderne Cultur sich anzueignen, seit Jahrtausenden eigenthümliche Ideen und Anschauungen aufzugeben und sich in ganz neue völlig fremde hineinzufinden: unsere Cultur verlangt von den Naturvölkern, eine geistige Anstrengung von so enormer Grösse, dass sie mit einem Male und von einer Generation gar nicht überwunden werden kann; eine solche enorme geistige Anstrengung erschwert aber auch das gedeibliche Weiterleben. Alle diese psychischen Einflüsse sind fast noch verderblicher als das Einstürmen auf die physische Existenz. Der düsterste Punkt aber ist die Art, wie die Naturvölker von den Weissen behandelt worden sind. Nur mit tiefster Beschämung und Entrüstung liest man von den scheusslichen Menschenjagden und den entsetzlichen Vernichtungskriegen gegen die Hottentoten, in Nord- und Südamerika, besonders in Brasilien, gegen die Araukaner; wie fürchterlich wurde auf den Antillen und Lukayen, in Mittelamerika, in Mexiko, auf den Marianen gehaust! In Peru allein wurden in den Kriegen nach der Eroberung anderthalb Millionen Eingeborne aufgerieben! Wenn in der Südsee die Behandlung eine mildere war, wovon der Grund in der Entdeckung der meisten Inseln zu einer spätern schon mehr dem Philanthropismus huldigenden Zeit liegt, so ist doch auch hier vielfach gesündigt und durch Verkehrtheiten wie z. B. die Errichtung der Verbrechercolonien sehr viel geschadet worden. Besonders lehrreich ist § 18 über die geographische Vertheilung der einzelnen Gründe für das Aussterben der Naturvölker und die Vergleichung dieser Gründe in Bezug auf ihr Gewicht; die grösste Schuld fällt auch hier auf das feindselige Auftreten der Weissen, in zweiter Reihe kommen die Ausschweifungen bei den Polynesiern, der Kindermord, Krieg u. s. w.; selten ist es übrigens eine Ursache allein, gewöhnlich wirken mehrere zusammen.

Nach Betrachtung all dieser widrigen auf die Naturvölker einstürmenden Verhältnisse gelangt der Verfasser zu dem Schlusse, dass wir nicht von der Lebensunfähigkeit der Naturvölker, sondern vielmehr von ihrer ausserordentlichen Lebenskraft und Unverwüstlichkeit uns überzeugen müssen. Stets wird man, wenn man der Geschichte jedes einzelnen Volkes nachgehend fragt, wie es komme, dass es dahinsiecht und schwindet, immer vollkommen erschöpfend

Digitized by Google

die Gründe erkennen, die jedesmal dem zusammengestellten Kreise angehören werden. Man frage sich nur, wo wir Träger der Cultur stehen würden, wenn wir eine ähnliche Leidenschule durchzumachen hätten; in dieser Beziehung erweist sich die Lebenskraft der Naturvölker sogar stärker und zäher als die der cultivirten Nationen, die, weil feiner organisirt, auch bei weitem weniger zu ertragen im Stande sind. Dieser Gesichtspunkt der Lebensfähigkeit wird an einer Anzahl Naturvölker noch besonders nachgewiesen. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass das Eingreifen der höheren Cultur nicht nothwendig ist, um diese Völker aus ihrer Erstarrung und Versunkenheit, in die sie sonst immer mehr verfallen wären und verfallen würden, aufzurütteln; dieser Gedanke vermag uns allein über das viele Blut und Elend, das die Cultur oder vielmehr ihre Träger schufen, einigermassen zu trösten. Den wahren und edeln Menschenfreund verrathen schliesslich die Vorschläge des Verfassers zur Hebung und Heranbildung der Naturvölker; hier eröffnet sich, wie es grösstentheils bisher schon geschehen, den Missionen das segensreichste Feld, wozu die Unterstützung Seitens der Regierungen kommen müsste. Man sollte von Staatswegen die Missionen mit allen Mitteln stützen (nicht gewaltsam einführen, nur stützen), aber auch zugleich ein wachsames Auge auf sie haben und sie nöthigen Falles zur Rechenschaft ziehen. Fern bleibe jeder Zelotismus. Man mache die Naturvölker erst zu Menschen, dann zu Christen; man bilde sie langsam zu der und durch die Cultur vor, deren höchste Blüthe das Christenthum ja eben sein will. Nicht Wissen und Erkennen, und wäre es der höchsten Weisheit, Thätigkeit vielmehr und selbständiges Bauen des eigenen Lebens gibt dem Menschen erst sittlichen Halt und sittliche Kraft: diese wecke, gestalte, befördere man und man wird das Christenthum fördern. Aeusserst eindringend ist zum Schluss der Werth hervorgehoben, den die Naturvölker für die Menschheit und ihre Entwicklung haben.

Niemand wird die gehaltvolle Schrift des trefflichen Philologen und Ethnologen aus der Hand legen, ohne reiche Belehrung aus derselben geschöpft zu haben und ohne über eine in der Geschichte der Menschheit bisher so wenig aufgestellte Erscheinung, wie es das Hinschwinden der Naturvölker ist, sich völlig klar geworden zu sein.

Innsbruck. Prof. Dr. **Jülg.**

Digitized by Google

Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache von Fr. Aug. Wolf. Herausgegeben durch G. Bernhardy. I. Scripta Latina. II. Deutsche Aufsätze. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1869. XXXVIII und 1200 S. in gr. 8.

Wenn die Zusammenstellung aller der kleinen, zerstreut herausgekommenen Schriften und Aufsätze »des Gründers der Alterthumswissenschaft«, wie sie in diesen beiden Bänden uns nun vorliegt, wohl die Frage hervorrufen kann, warum diess jetzt erst, vier und vierzig Jahre nach dem Tode desselben geschehen, so wollen wir nicht in eine nähere Erörterung dieser Frage eingehen, sondern lieber unsere Freude aussprechen, dass diess endlich geschehen, so wie unsern Dank für alle die Bemühungen, welche zur Ausführung dieses Werkes beigetragen haben. Denn es »war der Aufwand an Zeit, Geduld und Mühen über Erwarten gross und wenn sich irgend im Beginn der Arbeit ahnen liess, wie viele Beschwerden das Zusammensuchen grosser und winziger, zum Theil verschollener Aufsätze bis auf Papierschnitzel herab, die Vergleichung der revidirten Drucke mit den älteren, das Abschreiben erheblicher Massen und zuletzt die Sorge für äusserste Korrectheit des Druckes erfordern würde, so wäre vermuthlich die Sammlung auf einen Bruchtheil oder auf die hervorragenden Stücke zu beschränken gewesen«. Wir freuen uns, dass so etwas nicht eingetreten ist, und dass wir, Dank dieser Bemühungen jetzt »zum Besitz eines vollständigen Corpus Wolfischer Schriftstellerei gelangt sind, welches mit Ausschluss der Homerischen Prolegomena und Briefe, des Commentars zur Leptinea, der Uebersetzungen aus Aristophanes fast Alles im Druck erschienene begreift. Jetzt erst überschaut man mit Ueberraschung die Fülle jener Studien und Compositionen, von denen nur die Minderzahl bisher ein Gemeingut und Allen zugänglich war«. Wir schliessen uns diesen Worten des Vorberichts vollkommen an, und glauben, dass das Publikum alle Ursache hat eben so dem Herausgeber, der sich diesen Mühen unterzog, wie dem Verleger (Herrn Buchh. Bertram), der »in liberaler Schätzung eines solchen Werkes vor der Ausdehnung nicht zurückschrack und an seiner würdigen Ausstattung nichts versäumt hat«, recht dankbar dafür zu sein. Denn Wolf's Schriften, die auf diesem Wege zu einem Gemeingut der Literatur gemacht sind, werden noch heute wie vor fünfzig Jahren, von jedem Freunde des classischen Alterthums gelesen und beachtet werden müssen, sie werden insbesondere angehenden Philologen anzuempfehlen sein, welche durch diesen grossen Meister und Kenner des Alterthums zu einer gründlichen Pflege der Alterthumsstudien, wie zu einer vernünftigen und besonnenen Uebung der Kritik geführt werden wollen, und sie werden dazu in den hier vereinigten grössern und kleinern Schriften alle Anregung finden.

Was nun die hier vorliegende Zusammenstellung betrifft, so

Digitized by Google

wird man es in der Ordnung finden, dass das Ganze in zwei Massen getheilt ist, von welchen die eine die Scripta Latina, die andere alle deutsch geschriebenen Aufsätze befasst, und dass bei der Anordnung des Einzelnen die chronologische Folge eingehalten ward. Wolf selbst war dieser Eintheilungsweise in den 1802 von ihm selbst zu Halle herausgegebenen Miscellanea maximam partem literaria gefolgt, in welchen unter 37 Nummern seine lateinischen Reden und Prooemia und weiter sieben deutsche Aufsätze vereinigt sind: dass sie daher auch in dieser erweiterten Sammlung beibehalten worden ist, wird um so weniger befremden. Demgemäss erscheinen nun auch in der einen Abtheilung des Ganzen, welche den einen Band füllt, an erster Stelle Parentalia duo, die beiden Leichen- oder Gedächtnissreden auf Friedrich den Grossen (1786) und seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. (1797), dann folgen die Prooemia oder die zu dem jedesmaligen Verzeichniss der Vorlesungen an der Universität zu Halle innerhalb der Jahre 1784—1803 abgefassten lateinischen Eingänge, welche, anfänglich meist kürzer gefasst, und auf das Studium im Allgemeinen bezüglich, zu welchem sie eine Aufmunterung oder Mahnung geben sollen, erst später auch die Behandlung kritischer oder gelehrter Gegenstände in ihren Kreis zogen. Es sind deren in Allem ein und vierzig; sie sind, wie das Vorwort bemerkt, insbesondere populär geworden, und verdienen auch jetzt noch eben so sehr um ihres Inhalts, wie um des lateinischen Ausdrucks willen gelesen werden, da sie sogar treffliche Muster zu lateinischen Stylübungen abgeben, die man freilich jetzt, an manchen Orten, um unsern jungen Leuten ja nicht zu viele Mühe zu machen, zu beschränken sucht, zum offenbaren Nachtheil des Unterrichts in den classischen Sprachen des Alterthums. Wir verweisen, was den Inhalt und Charakter dieser Proömien betrifft, in welchen das propädeutische Element so sehr hervortritt, auf die Würdigung derselben in dem Vorbericht des Herausgebers S. V—X, woraus zugleich ersichtlich wird, mit welcher philologischen Akribie der Abdruck dieser Proömien erfolgt ist, (was indessen eben so gut auch von den übrigen Bestandtheilen dieses Bandes gilt), so dass sogar unter dem Text, da Wolf wiederholt Alles, was er niedergeschrieben, einer eingehenden Durchsicht, die zu mancher Aenderung führte, unterwarf, die Varianten, welche daraus hervorgegangen sind, bemerkt werden. So sind auch bei allen grössern Aufsätzen, die hier im Druck wiederholt werden, die Seitenzahlen des früheren Druckes am Rande beigesetzt.

Auf die Prooemia folgen in dritter Reihe Praefationes et Epistolae aus den Jahren 1782 bis 1812 (S. 131—424), eröffnet mit der Vorrede zu Platon's Gastmahl, welche zwar deutsch geschrieben ist, aber von den übrigen Vorreden der Art, welche sämmtlich lateinisch geschrieben sind, füglich nicht getrennt werden konnte, zumal da sie der Zeit nach (vom Jahre 1782) auch die erste Stelle einzunehmen hat. Es bedarf auch hier, wie bei den

Digitized by Google

übrigen Praefationen kaum eines Nachweises ihrer Bedeutung wie ihres Werthes in mehr als einer Hinsicht: es mag hier nur an die Praefatio zu der Ausgabe der Tusculanen, oder zu der Ausgabe der Rede Pro Marcello und der vier auf Cicero's Rückkehr aus dem Exil bezüglichen Reden erinnert werden, oder an die zur Ausgabe des Herodianus u. A. An vierter Stelle folgen Commentationes et scripta varii argumenti aus den Jahren 1792 bis 1819, S. 425 bis 590, und zwar zuerst die Narratio de Herodiano, welche an die vorher mitgetheilte Praefatio seiner Ausgabe sich anschliesst, dann die noch immer lesenswerthen und eben so beherzigungswerthen Consilia scholastica, die schon früher aber minder treu ein Schüler Wolfs, der Director Föhlisch zu Wertheim im Jahr 1829 hatte abdrucken lassen, und die später auch Körte in Wolf's literarischem Nachlasse gegeben hat; daran reiht sich das Prooemium ad scholas de historia literarum Graecarum und ad Hesiodium scutum Herculis; den Beschluss machen verschiedene andere kleinere Aufsätze und Bemerkungen, die wir hier nicht alle im Einzelnen nahmhaft machen können, aus Wolf's verschiedenen Schriften zusammengestellt, und mit gleicher Sorgfalt hier wieder abgedruckt, so dass in der That zur Vollständigkeit Alles Dessen, was in lateinischer Fassung von Wolf ausgegangen ist, nicht wohl Etwas vermisst werden dürfte, mithin ein vollständiges Corpus, wie es beabsichtigt worden, auch wirklich vorliegt.

In dem andern Bande, welcher unter fortlaufender Seitenzahl die Deutschen Aufsätze enthält, stossen wir zuerst auf den Wiederabdruck der Uebersicht des Inhalts des Platonischen Gastmahl's (S. 593 ff.), dem die Aufsätze: »Ist Homer auch übersetzbar« (S. 620 ff.), Ueber den Ursprung der Opfer (S. 643 ff.), der Beitrag zur Geschichte des Sonnambulismus (S. 666 ff.) und der Grundriss der römischen Literatur (S. 691 ff.) nebst der Erörterung über Horazens 28 Ode des 1. Buches (S. 700 ff.) sich anreihen; dann folgt die Schilderung der letzten Lebenstage des mit Wolf nahe befreundeten Theologen Semler (S. 710 ff.), worüber auch der Vorbericht S. XI f. noch Einiges mittheilt. Einen grösseren Raum nimmt der Wiederabdruck (S. 743—807) des höchst selten gewordenen und auch wenig bekannten Schreibens über eine Hallische Erzählung ein, und sind damit die Mittheilungen des Vorberichtes S. XIV zur nöthigen Aufklärung des ganzen Vorfalls, der dieses Schreiben veranlasste, zu verbinden. Wir wollen und können hier in diesen Vorfall, der mit der Dedication des Homer an den König Friedrich Wilhelm III. in Verbindung steht, nicht näher eingehen, wollen aber doch daran erinnern, dass dieser Vorfall zu einem Wendepunkt in Wolf's Leben dadurch geworden ist, dass ihm seine Wirksamkeit zu Halle verleidet ward, und die Uebersiedelung nach Berlin erfolgte. Es reihen sich daher auch an diesen Abdruck diejenigen Aufsätze an, welche in die Zeit seines Aufenthaltes zu Berlin fallen, und hier steht oben an, die in dem Museum der Alterthumswissenschaft

Digitized by Google

(Berlin 1807) erstmals veröffentlichte Darstellung der Alterthumswissenschaft, welche S. 808—875 in einem genauen Abdruck hier wiedergegeben ist. Der Herausgeber der diese Darstellung wohl als die Blume der Wolfischen Philologie bezeichnen konnte, spricht sich darüber S. XVII des Vorberichts also aus: »Hier vereinigt sich Vortrefflichkeit und Würde des Stils mit Einsicht in die Felder und Werthe des classischen Alterthums, welches als Ergänzung der modernen (etwas unterschätzten) Kultur unter allen Gesichtspunkten des Geistes, des Geschmackes und der liberalen Gesinnung empfohlen wird. Das Wissen vom Alterthum, das weiterhin durch die historische Schule reichlich verarbeitet ist, tritt nicht in den Vorgrund. Die Leser in jenem Zeitpunkt, als die Noth des Vaterlandes eher auf eine praktische Neubildung der Gegenwart, kaum auf den Idealismus der Hellenisten hinwies, haben die Meisterschaft der Wolfischen Darstellung mit dem beredtesten Lobspruch gepriesen« u. s. w. In dieser Meisterschaft liegt aber auch die Empfehlung dieser Darstellung, namentlich für jüngere Philologen, von welchen keiner dieselbe ungelesen lassen sollte. Nun folgt S. 895—922 die im Jahre 1808 in der Akademie der Wissenschaften vorgelegte und dann gedruckte Abhandlung über eine milde Stiftung Trajan's, eine rein wissenschaftliche Abhandlung, die auch nach dem, was über diesen Gegenstand seitdem von Andern bemerkt worden ist, doch noch immer ihren Werth behält. Daran reiht sich S. 922 ff. eine andere Vorlesung: Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst, und darauf ein Abdruck der beiden besonders erschienenen Schriften zu Platon's Phädon (S. 962 ff.) und über die erste Satire des Horatius (S. 992 ff.). In der letzten Nummer 17 ist eine Zusammenstellung von grösseren Aufsätzen wie einzelnen Bemerkungen gegeben, grossentheils den Analekten entnommen, Einiges aber auch aus andern Quellen ermittelt, und mag hier nur an die ausführliche biographische Darstellung Richard Bentley's (S. 1030 ff.) so wie an die kürzeren biographischen Mittheilungen über Taylor, Markland? Tyrwhitt erinnert werden, die eben so, ungeachtet wir z. B. über Bentley in der neueren Zeit ausführlichere Lebensschilderungen erhalten haben, doch auch jetzt noch ihren Werth behalten und eben so gelesen als beachtet zu werden verdienen.

Wir beschränken uns auf diese Anführungen, da wir doch nicht in der Lage sind, alle die einzelnen Bemerkungen hier anzuführen, welche unter dieser Rubrik zusammengestellt sind: wenn die anonym erschienenen Recensionen Wolf's, abgesehen, dass in dieser Beziehung nicht Alles ganz sicher gestellt ist, von der Aufnahme ausgeschlossen sind, so wird diess kaum einen Tadel hervorrufen können, zumal als in dem Vorbericht eine übersichtliche Zusammenstellung der angeblichen Recensionen S. XXIV ff. gegeben ist. Eben so wenig aber wird man dem Herausgeber daraus einen Vorwurf machen können, dass er zu den einzelnen

Digitized by Google

hier mitgetheilten Aufsätzen und Bemerkungen Wolf's keine Nachträge mit Verweisungen auf die neue und neueste Literatur darüber, also Ergänzungen oder auch Berichtigungen, da etwa, wo neuere Forschung zu einem andern Ergebniss geführt, oder über die frühere Forschung hinausgeschritten, beigefügt hat: abgesehen selbst von dem grösseren Umfang, der daraus dem Ganzen erwachsen wäre, »erschien es wenig anständig die kleinen Schriften von Wolf, deren geringster Werth in der gelehrten Arbeit besteht, zu commentiren und mit kritischen Nachträgen zu belasten« (S. XXVI). Wenn der, der seine eigenen, vereinzelt im Laufe der Jahre erschienenen kleinen Schriften in eine Sammlung vereinigt, dem Publikum von Neuem vorlegt, derartige Nachträge hinzufügt, so liegt diess in der Natur der Sache und wird gewissermassen für ihn selbst zu einer Pflicht, dem Publikum gegenüber, das allerdings zu verlangen ein Recht hat, zu wissen, ob der Autor noch auf seiner früheren, seitdem etwa mehrfach bestrittenen oder erweiterten Ansicht bestehe, oder nicht: aber bei einer Publikation, wie die vorliegende, die uns die gesammelten kleineren Schriften eines bald ein halbes Jahrhundert gestorbenen, aber in seiner Zeit Epoche machenden und auf die folgende Zeit einflussreichen Meisters vorführt, kann ein solches Verlangen nicht gestellt werden, es kann vielmehr nur das verlangt werden, dass wir diese einzelnen Schriften so vollständig als möglich, und auch so getreu als möglich wiedergegeben erhalten, und dass die nöthigen historischen Notizen, die an das Erscheinen der einzelnen Schriften sich knüpfen, und die Beziehungen des Inhalts nachweisen, nicht fehlen. Und diesem Verlangen ist in der vorliegenden Sammlung durchaus entsprochen worden, wie schon aus Dem, was über die einzelnen Bestandtheile derselben hier bemerkt ist, zur Genüge hervorgeht: es empfiehlt sich dieselbe auch noch weiter durch eine grosse Correctheit des Druckes und ein würdiges Aeussere, in Bezug auf den Druck, wie das dafür gewählte Papier. **Chr. Baehr.**

Die Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634. Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges von John Fuchs. Mit einer Karte der Schlacht. Weimar. Karl Voigt jun. 1868. X und 146 S. in gr. 8.

Wenn eine Geschichte des dreissigjährigen Krieges nur durch eine Reihe von monographischen Darstellungen, die sich über die einzelnen mehr oder minder einflussreichen Begebnisse oder über einzelne Theile des Kampfes und die einzelnen Länder, die nach einander der Schauplatz desselben waren, verbreiten, dabei aber vor Allem die handschriftlichen Quellen jener Zeit selbst benutzen, zu einem befriedigenden Abschluss gelangen kann, so wird der

Digitized by Google

vorstehende Beitrag gewiss alle Beachtung verdienen, zumal der Standpunkt des Verf. in der Behandlung des Gegenstandes der rein kritische ist, welcher die verschiedenen Berichte prüfend in alle Einzelnheiten eingeht, um hier das, was als sicher und wahr betrachtet werden kann, von dem, was minder gewiss oder unsicher ist, auszuscheiden; allerdings wird man nur auf diesem Wege zu einer richtigen Darstellung des Ganzen, so wie dann auch zu einer richtigen Würdigung desselben gelangen. Und dass diess Nichts leichtes ist, wird man sich Angesichts der grossen Schwierigkeiten, welche schon in dem Widerspruch der Quellen mehr oder minder hervortreten, nicht verhehlen wollen.

Die Schrift des Verfassers zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste blos mit der Kritik der Quellen sich beschäftigt, der zweite dann die Darstellung selbst enthält, von S. 65 ff. an. Genau werden in dem ersten Theil die schwedischen und deutsch-evangelischen Quellen unterschieden von den kaiserlichen und spanischen Quellen, so wie die aus beiden weiter abgeleiteten Darstellungen. Nur auf diesem Wege wird es möglich, die wahren Thatsachen und den wahren Gang der Ereignisse zu erkennen mit genauer Ausscheidung dessen, was früher oder später hinzugekommen, vielfach eine falsche oder irrige Auffassung des Ganzen herbeigeführt hat. Der Verf. hat die Mühe nicht gescheut, die verschiedenen Bibliotheken und Archive, zu Dresden, Wolfenbüttel, Braunschweig, Weimar und Wien, zu durchforschen, um so in den Besitz aller Quellen, der gedruckten wie der handschriftlichen, zu gelangen und hiernach eine Prüfung und Sichtung des gesammten Materials vorzunehmen. Wir können hier nicht in die Einzelheiten dieser überaus sorgfältigen, kritischen Untersuchung eingehen, die jedenfalls zu dem Ergebniss geführt hat, dass unter den schwedisch-deutschen Quellen die Relation Horn's als die reichhaltigste und nahmhafteste Quelle anzusehen ist, die einen entscheidenden Einfluss auf alle folgenden Darstellungen geübt, ja ihren Einfluss noch weiter selbst bis in das Lager der Gegner erstreckt hat. »Sie ist die erste und zugleich auch die letzte Quelle dieser Partei, die mit einer durchaus selbständigen Haltung der Darstellung alle Vorzüge verbindet, die einsichtsvolle Kenntniss eines hochgestellten Augenzeugen einer Denkschrift geben kann. Daher ihr ausserordentlicher Einfluss« (S. 9 vergl. S. 40 f.). Was die kaiserlichen und spanischen Quellen betrifft, so werden hier mehrere bisher noch unbekannte und daher auch unbenützte, unmittelbar nach der Schlacht aufgesetzte Berichte an's Tageslicht gezogen, welche namentlich in dem, was die eigentliche Schlachtbeschreibung betrifft, mit grösserer Ausführlichkeit und auch Sachkenntniss sich verbreiten; die Bedeutung, welche Horn's Relation auf der andern Seite in Anspruch nimmt, fällt hier, zum Theil wenigstens, dem Berichte Ferdinand's Königs von Ungarn, an seinen Vetter, den Kaiser Ferdinand II. zu (S. 47): im Ganzen bieten die kaiserlichen Quellen ein weit

Digitized by Google

reicheres Material zur Darstellung des Einzelnen, und in so fern eine grössere Mannigfaltigkeit.

Die Darstellung der Schlacht selbst in dem andern Theile der Schrift nimmt denselben streng kritischen Gang bei steter Vergleichung und sorgfältiger Prüfung der Angaben aus beiden Heerlagern, und trägt dadurch nicht wenig zur richtigen Auffassung und Würdigung des in seinen Folgen so bedeutsamen Kampfes bei. Zuerst werden die Vorbereitungen zum Kampfe und die demselben unmittelbar vorausgehenden Ereignisse besprochen, und dann in eingehender Weise der eigentliche Kampf nach seinem Verlaufe in seinen Einzelnheiten dargestellt bis zu dem Eintritt der Katastrophe, bei welcher die Darstellung in der Weise abbricht, dass wir nicht einmal von der Gefangennehmung Horn's und von den nächsten Folgen der erlittenen Niederlage in Kenntniss gesetzt werden. Das beigefügte Kärtchen lässt uns genau die Stellungen der beiden Heere in den verschiedenen Momenten des Kampfes übersehen.

Die Einführung des Christenthums in der Ostschweiz. Ein Nachtrag zur Chronik von Wyl vom Verfasser derselben. St. Gallen. Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 59 S. in gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift Herr C. G. F. Sailer, Mitglied des geschichtsforschenden Vereins des Kanton's St. Gallen, hatte in der von ihm kurz zuvor herausgegebenen Chronik seiner Vaterstadt Wyl*) sich insbesondere auch auf die früheste Periode eingelassen und war dadurch unwillkührlich auf die Frage nach der Einführung der Christenthums in der nordöstlichen Schweiz geführt worden. Wenn die gewöhnliche Ansicht diese Einführung zunächst dem h. Gallus und dem h. Columban zuweist, so glaubte der Verf. beiden dieses Verdienst absprechen zu müssen, weil es im Widerspruch stehe mit den geschichtlichen Quellen jener Zeit. Bei dem Widerspruch, auf welchen diese Behauptung stiess, glaubte der Verfasser die erhobenen Einwürfe nochmals zur Begründung seiner

*) Chronik von Wyl. Von C. G. F. Sailer, Mitglied des geschichtforschenden Vereins des Kanton's St. Gallen. Erste Abtheilung. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer 1864. 265 S. 8. Es wird bei dieser Gelegenheit um so mehr auf diesen werthvollen Beitrag schweizerischer Geschichtsforschung hinzuweisen sein, als derselbe uns ein aus den Quellen hervorgegangenes und dabei sehr anziehend geschriebenes Bild einer der kleineren Städte der Schweiz liefert, das im ersten Buch die Urzeit bringt, bis zu dem Ende des neunten Jahrhunderts, im zweiten die Gründung der Stadt und ihre ersten Schicksale erzählt, im dritten aber dann die Geschichte bis zur Reformation fortführt, und dabei auch von S. 208 an das innere Leben der Stadt, ihre politischen Einrichtungen, Gerichts-, Armen- und Schulwesen u. s. w. darstellt, kurz einen recht passenden culturgeschichtlichen Abriss mit der geschichtlichen Darstellung verbindet, und zuletzt auch noch die einzelnen Geschlechter behandelt.

Digitized by Google

eigenen Ansicht, betrachten zu müssen, und hat es in vorliegender Schrift gethan, welche darum allerdings als ein wesentlicher Nachtrag zu jener Chronik anzusehen ist, zumal der Verf. wie uns scheinen will (man vgl. S. 9 ff.) seine frühere Behauptung doch einigermassen modificirt hat, in so fern er zwar entschieden in Abrede stellt, dass der h. Gallus der Gründer des Christenthums in der Ostschweiz gewesen, und die Saat des Christenthums unter die dortigen Alemannen gebracht, aber auf der andern Seite doch die Befestigung und Erweiterung des Christenthums als sein Werk betrachtet. Und wer wollte leugnen, dass in den römischen Pflanzstätten dort so gut wie in den ähnlichen Stätten am Rhein bereits das Christenthum bekannt geworden und seine Verehrer dort bereits gehabt habe? Das Verdienst des h. Gallus wird darum kaum ein geringeres bleiben, da er durch seine Thätigkeit und durch die von ihm gestifteten kirchlichen Anstalten zur allgemeinen Anerkennung und Verbreitung des Christenthums beigetragen, Land und Volk zu einem christlichen erst gemacht hat. Diess ist aber grade, was der Verfasser bestreitet, indem nach seiner Ansicht vor des Gallus Ankunft schon Alles christlich gewesen, Gallus, wie es S. 38 heisst, auf dem Boden der Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau und Umgebung auch nicht Einen Heiden getroffen, ja (nach S. 40, 41) bei seinem Betreten des Landes eine wohl eingerichtete christliche Kirche, ein christlich geordnetes Staatsleben und eine christliche Gesetzgebung bereits vorgefunden. Diese Annahme sucht der Verf. aus den Quellen zu begründen; ob ihm diess jedoch gelungen, ist eine andere Frage, zu deren Erörterung uns hier der Raum gebricht. Man wird daher auch schwerlich geneigt sein, die Ergebnisse, welche der Verf. aus seiner Erörterung gewonnen zu haben glaubt, S. 57 f. sofort anzunehmen und die Wirksamkeit des h. Gallus in der Weise zu beschränken, wie diess hier unter nr. IV und V geschieht, wo dieser Glaubensbote unserer Vorzeit in der Gestalt eines modernen Philantropen vorgeführt wird, welcher »seinen Geist und seine Lebensthätigkeit dem geopfert, was er in redlichem Forschen und Glauben als das Beste und Glücklichste für sich und seine Mitmenschen ansah; er hat dieses reine Streben mit dem reinsten Lebenswandel bekräftigt und muss somit jeder Auffassung und jeder Zeit als ein Mann erscheinen, der die höchste Achtung und das ungetheilteste Lob verdient« (S. 58, 59). Ref. wenigstens hat aus der Lectüre der Quellen und aus dem, was Hefele und Andere über diesen Gegenstand näher ausgeführt, eine andere Ansicht über diesen Sendboten des Christenthums gewonnen.

Digitized by Google

Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit von A. Falkmann. Erste Periode von 1554 bis 1579. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1869. XIV und 221 S. in gr. 8.

Diese Schrift, die selbst für weitere Kreise, als die heimischen, für die sie zunächst bestimmt ist, von Interesse sein dürfte, kann wohl mit Recht als eine Frucht der Studien betrachtet werden, welche den Verfasser in Verbindung mit einem andern befreundeten Gelehrten (Preuss) zur Herausgabe des grösseren Werkes der Lippischen Regesten geführt haben, über welche zuletzt noch in diesen Blättern Jahrg. 1867 S. 762 ff. berichtet worden ist. Der Verfasser hat es nemlich unternommen, in dieser Schrift ein Lebensbild einer der hervorragendsten Persönlichkeiten des Lippe'schen Hauses zu geben, indem der hier geschilderte Graf Simon VI. (von 1554—1613) »der Stifter und Stammvater aller noch blühenden fürstlichen und gräflichen Linien der alten Dynastie Lippe ist und seine Dispositionen auf Jahrhunderte hinaus für seine Descendenten eine Norm ihrer Rechte und Pflichten, aber auch ein unversieglicher Quell des Familienhaders und Hasses geworden sind. Für die innere Landesgeschichte ist seine Regierungszeit besonders deshalb von Interesse, weil der das ganze 16. Jahrhundert durchdringende Kampf des Alten und Neuen, des Absterbenden und Aufspriessenden in ihm einen rüstigen Mitkämpfer und Vertreter der neuen Richtung fand, der überall allen Schutt aufräumte und der die Schöpfungen grösserer Staaten auf sein kleines Land zu übertragen suchte«. So fällt das Leben dieses Regenten in eine interessante, an inneren Entwicklungen reiche Zeit, und selbst die erste Periode seines Lebens, die uns in diesem Hefte vorgeführt wird und die ersten fünf und zwanzig Jahre umfasst, lässt die Bedeutung erkennen, die eine solche Persönlichkeit mit Recht in Anspruch nehmen kann. Denn Graf Simon, »wiewohl durch seine Geburt an ein kleines Land gefesselt und auf beschränkte Kreise angewiesen, strebte mit rastloser Thätigkeit über diese engen Schranken hinaus, nahm die ganze Bedeutung des Zeitalters in seine empfängliche Seele auf, folgte begierig dessen Erscheinungen und Strömungen auf politischem, kirchlichem, wissenschaftlichem Gebiete, suchte überall mit fremden Höfen, Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen und hat bis zu seinem äussersten Lebensende ein bewegtes thatenreiches Leben geführt« (S. VI). Dadurch aber gewinnt die Schilderung ein besonderes Interesse, zumal sie durchaus auf urkundlicher Grundlage ruht und mühevoll aus derartigen Quellen geschöpft ist. Die erste Abtheilung schildert die Zeit von der Geburt bis zum frühen Tode des Vaters (1554—1563), die zweite die Zeit der Vormundschaft von 1563—1579, in drei Abschnitten, deren erster die Hof- und Hausangelegenheiten bis 1576 bespricht, der zweite dagegen eine genaue Darstellung der Angelegenheiten des Landes und seiner Lage bringt, während der dritte wieder mit den Hof- und Hausangelegenheiten von 1576—1579 sich befasst.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Grundlinien der philosophischen Ethik von Dr. F. X. Schmid (aus Schwarzenberg), Professor der Philosophie an der Universität Erlangen. Wien 1868. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. XII und 463 S. gr. 8.

Das obige Werk ist der dritte Theil des von dem Herrn Verf. herausgegebenen Entwurfes eines Systemes der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. In der Vorrede (S. VI—XI) hält der Hr. Verf. »die reine Vernunftwissenschaft« für »das höchste Gut des Menschen«, zu welchem man nur durch »Erfahrungen und Kämpfe« gelangen kann, er stellt sich auf die Seite derer, welche »in der Welt nichts gelten lassen, was den dem menschlichen Geiste überhaupt innewohnenden Gesetzen widerspricht, welche daher Natur und Geschichte nur rein vernünftig begreifen und lieber auf alles Begreifen verzichten, als etwas den Vernunftgesetzen Widersprechendes wissen wollen«. Sein Entwicklungsprocess hat zu dem Monotheismus geführt, welchen der »schärfste griechische Denker Aristoteles« »ontologisch« und der »schärfste deutsche Denker Kant« »teleologisch« »gealnt hat«. Er will weder »einen menschlichen Gott«, noch eine »göttliche Welt«. Er spricht sich gegen die »Materialisten« und gegen jene »Zwitterwesen« aus, welche »theologisch philosophiren« und »philosophisch theologisiren«. Er tadelt es, wenn man sich »innerhalb der Welt« in der Philosophie hält, er will, wie Aristoteles, einen Gott »jenseits der Welt«. Mit Unrecht nennt er den geachteten Aesthetiker Prof. Robert Zimmermann in Wien einen »Syllabusphilosophen«. Dazu berechtigt ihn der Umstand nicht, dass Zimmermann, wie er sagt, »anonym« die Metaphysik des Verfassers so beleuchtet, dass sich dem »mit dem Buche unbekannten Leser die Ueberzeugung aufdringen möchte, das Buch sei nihilistisch und daher des Daseins und Lesens nicht werth«. Bei einer Kritik handelt es sich nicht um die Gedanken, welche »der Leser fassen kann«, sondern lediglich um das, was der Kritiker sagt. Ueber Absichten steht Niemand ein Urtheil zu, und, wenn man den Satz des Verf. »Gott ist keine Existenz, sondern das schlechthin ruhige Sein«, »Deus non existit, sed est«, auch bekämpfen sollte, so ist man deshalb noch lange kein »Syllabusphilosoph«.

In der Einleitung (S. 1—7) deutet der Hr. Verf. die Bedeutung der praktischen Philosophie an. Sie hat ihre Begründung in dem Verlangen des Menschengeistes nach Aufklärung über den Zweck und die Mittel des Erdendaseins. In praktischen Dingen

Digitized by Google

kann sich der Mensch zuletzt nicht mehr mit Auctorität begnügen. Die Vernunft soll ihm Aufschluss über die praktischen Fragen des Lebens geben und diese Forderung macht sich um so mehr geltend, je weniger »die positive Religion des Volkes zur Befriedigung des Geistes ausreicht«. Wo das »Gewissen unmittelbar betheiligt ist«, lässt sich der Mensch vernünftige Forschung und Einsicht weniger verbieten. Der Zweck und die Mittel des Lebens aber, wenn sie von der Vernunft erforscht werden sollen, setzen die Erkenntniss des »Grundwesens« des Menschen voraus; denn der Zweck eines Dinges wird erst aus seinem Wesen erkannt. Ein Wissen um das Grundwesen des Menschen ist aber ohne das Wissen um die Möglichkeit und um die Grenzen menschlicher Erkenntniss unmöglich. So setzt die Ethik die Metaphysik und diese die Erkenntnisslehre voraus. Die anthropologische Idee setzt die kosmologische und diese die theologische voraus. So muss der praktischen Philosophie die Grundlegung in der Erkenntnisslehre und in der Metaphysik vorausgehen. Zugleich wird gezeigt, dass nach dem Gesetze der organischen Entwicklung vom Niedern zum Höhern zuerst die Rechtsphilosophie, dann die Sittenlehre, hierauf die Religionslehre folgen, und sich daran nothwendig die philosophische Erziehungslehre, die Begründung im Laufe der Geschichte der Philosophie und endlich die Recapitulation anreihen muss.

Das Buch ist darum in folgender Gliederung angelegt. Es zerfällt in acht Bücher. Das erste Buch enthält die Grundlegung in der Erkenntnisslehre (S. 13—24) und in der Metaphysik (S. 24—47). Das zweite Buch behandelt den praktischen Geist (S. 47—83), das dritte die Grundlinien der philosophischen Rechtslehre (S. 83—121), das vierte die Grundlinien der philosophischen Sittenlehre (S. 121—153), das fünfte die Grundlinien der philosophischen Religionslehre (S. 153—221), das sechste die Grundlinien der philosophischen Erziehungslehre (S. 221—251), das siebente die historischen Begründungen und Beleuchtungen (S. 251—419), das achte endlich die Recapitulation (S. 419—463).

Der Titel dieses Werkes: Grundlinien der philosophischen Ethik ist demnach nicht passend gewählt, da die Ethik nur ein Theil der praktischen Philosophie ist, und Rechts-, Religions-, Erziehungslehre andere wissenschaftliche Gegenstände haben und andere Wissenschaften sind. Auch ist mit diesen Wissenschaften das Gebiet der praktischen Philosophie nicht erschöpft, da auch die Aesthetik zu ihr gehört. Passender wäre daher die Aufschrift: Grundlinien der praktischen Philosophie gewesen.

Der Herr Verf. beginnt seine Darstellung sogleich in der Erkenntnisslehre mit dem Grundgedanken, dass der Mensch »ein zufälliges Wesen« sei. Die Idee von dem Menschen als einem »zufälligen Wesen« liegt seiner Rechts-, Sitten- und Religionslehre,

Digitized by Google

seiner Erkenntnisslehre und Ontologie zu Grunde. Alle Principien oder obersten Grundsätze der praktischen Philosophie werden von dieser Behauptung abgeleitet. Da, wenn man unter Zufall Ursachlosigkeit sich vorstellt, in der Welt kein Zufall ist, weil nichts ohne Ursache ist und wird, so sucht der Hr. Verf. sich wegen dieser sich durch sein ganzes Werk einem rothen Faden gleich fortziehenden Behauptung in der Einleitung zu rechtfertigen. »Der Mensch, sagt er S. 5, wird als ein zufälliges Wesen bestimmt und da ist man leicht versucht zu meinen, er werde als ein Wesen gefasst, welches ursachlos in der Wirklichkeit erscheint, weil man gewohnt ist, Zufälligkeit mit Ursachlosigkeit zu identifiziren, was philosophisch aus dem einfachen Grunde nicht geschehen kann, weil es in der Welt keine Ursachlosigkeit, also keinen Zufall in diesem Sinne geben kann. Von dem, was zufällig im gemeinen Sinn des Wortes wäre, könnte es überhaupt keine Wissenschaft, höchstens vernunftwidrige Meinung geben. Bei philosophisch gebildeten Geistern ist diese anthropologische Bessimmung der Gefahr nicht ausgesetzt, von vornherein als Erzeugniss einer unphilosophischen Meinung betrachtet zu werden, weil sie gerecht genug sind, erst nach der Prüfung des ganzen Gedankenganges zu urtheilen; aber denen, welche sich aus der Verachtung und Erniedrigung der Vernunft und der Denknothwendigkeit ein Geschäft gemacht haben, von dem sie leben, ist eine solche paradox klingende anthropologische Bestimmung als Grundlage einer Ethik eine erwünschte Unterlage für ihre Warnung, dieses rationalistische Buch nicht zu lesen, weil es schon an der Stirne das Zeichen der Schwäche oder Verderbtheit der menschlichen Vernunft trage; denn den Menschen als zufälliges Wesen bestimmen, sei nicht blos gottlos, sondern auch eine Beleidigung der menschlichen Seele«. Immerhin aber wird man, wenn man auch ferne davon ist, in der Behauptung des Hrn. Verf. eine »Beleidigung der Seele« oder eine »gottlose« Behauptung sehen zu wollen und deshalb etwa vor dem Lesen »des rationalistischen Buches« den Leser zu warnen, gerade hierin eine Aufforderung mehr zum Lesen und Prüfen des Buches erkennen müssen. Denn »paradox klingende« Behauptungen wollen weder gleich angenommen, noch gleich verworfen werden vor dem Richterstuhle der Vernunft, welchen ja der Herr Verf. selbst als den einzig geltenden anerkennt. Dass der Mensch, die Zufälligkeit nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch des Wortes: Zufall genommen, kein zufälliges Wesen ist, wird der Herr Verf. selbst zugeben. Denn das Zufällige ist hier das Ursachlose und weder das Denken noch das Sein ist ursachlos. Darum ist auch in diesem Sinne Nichts zufällig. Die durch die Hegel'sche Philosophie besonders in Schwung gekommene Sitte, die Worte in einem ganz andern Sinne, als in dem der Sprache zu nehmen, und dadurch scheinbare Paradoxa zu fabriciren, ist aber gewiss in keiner Weise löblich. So unterscheidet denn auch der Herr Verf. eben nicht nach dem Sprachgebrauche

Digitized by Google

einen gemeinen, niedern und einen Zufall im philosophischen Sinne des Wortes. Im gemeinen Sinn, d. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ist der Mensch kein zufälliges Wesen, sondern nur im höhern, philosophischen Sinne. Worin besteht aber nun dieser höhere philosophische Sinn? Der Herr Verf. erklärt diese seine Behauptung dahin, dass er sagt: »Der Geist ist ein leidend thätiges Princip, eine abhängige Selbstständigkeit, ein Wesen mit Modification, also ein Accidens, ein zufälliges Weses, Reflex der Substanz.« Darum stellt der Herr Verf. im zweiten Buche seiner Ethik als oberstes Princip für das Wollen den Satz auf: »Sei mit Wissen und Willen ein zufälliges Sein.« Der Zufall ist der Nothwendigkeit entgegengesetzt; er ist das, was sein kann, was aber auch nicht sein kann, was nicht sein muss, was nicht schlechthin das sein muss, was es ist. Kann man dieses aber von dem Menschen sagen, weil er mit seiner Sinnlichkeit Eindrücke empfängt und von diesen abhängt, und weil er mit seiner Vernunfterkenntniss nach freier Thätigkeit strebt, weil er ein leidend-thätiges Wesen ist? Gewiss nicht; denn sein Leiden ist abhängig von einem Andern und kann gar nicht gedacht werden ohne dieses Andere; es muss leidend sein, so lange der Mensch receptiv gedacht wird; denn, würde es anders gedacht, wäre es nicht Sinnlichkeit. Dasselbe gilt von der Thätigkeit; sie wäre keine Thätigkeit, wenn sie nicht receptiv wäre. Wenn der Mensch in seinem Erkennen aus Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft besteht, muss er ein thätig leidendes Wesen sein. Wäre er dieses nicht, so wäre er kein Mensch. Diese Erkenntnissvermögen haben den Charakter der Nothwendigkeit und nicht der Zufälligkeit. Dasselbe nothwendige Element liegt auch in der Abhängigkeit vom Andern, in wie fern der Geist Sinnlichkeit ist; denn er kann keine sein ohne Einwirkung eines Andern. Das Verhältniss von Ursache und Wirkung ist nicht zufällig, sondern nothwendig. Ohne die Sinnlichkeit aber entwickelt sich die Vernunft nicht; folglich gilt hier nicht die Zufälligkeit, sondern die Nothwendigkeit. Das Allgemeine des Menschengeistes oder der »Verinnerlichung« und der Materie oder »der Veräusserlichung, Ausdehnung, Verleiblichung« ist nur im Besondern und durch das Besondere. Das Besondere, der individuelle Menschengeist ist aber dem Allgemeinen gegenüber nicht zufällig, sondern nothwendig, denn das Allgemeine ist ja nicht auszusprechen und nicht zu denken, wenn nicht das Besondere gedacht wird, das gedacht werden muss, wenn ein Allgemeines gedacht werden soll. Selbst, wenn die Gottheit mit dem Herrn Verf. und Aristoteles als reine Thätigkeit, actus purus genommen würde, welche ausserhalb des Raumes und der Welt als selige Ruhe sich um die Welt nicht kümmert, und diese Welt nicht ein nothwendiges Product, ein im Wesen Gottes liegendes nothwendiges Schaffen ist, wenn die Welt also etwa wäre, was nicht sein muss, weil Gott ist, sondern das sein könnte, aber auch nicht sein könnte, wenn

Digitized by Google

sie also nicht als nothwendig, sondern als zufällig aufgefasst würde — eine Auffassung, welche die Welt und Gott in einer Kluft auseinander hält und nur durch die Sehnsucht des Menschen nach Gott, durch die »Gottgehörigkeit« ausfüllen will, wäre der Mensch kein »zufälliges Wesen«. Denn, da die Welt einmal ist, ihr Sein nicht negirt werden kann, der Mensch aber von der Welt abhängig ist und wesentlich zu ihr gehört, so müsste auch hier das Zufällige vom Menschen gegenüber der Welt ausgeschlossen werden. Der Hr. Verf. sagt bisweilen geradezu, der Mensch sei »keine Substanz« oder »keine schlechthinige Substanz«. Eine abhängige Substanz ist aber doch eine Substanz, und gerade die Abhängigkeit, die Zusammengehörigkeit zum Ganzen schliesst die Zufälligkeit aus. Er nennt den Menschen eine »Substanz mit Modifikation«. Sind aber die Modificationen etwas Zufälliges, das sein kann und nicht sein kann? Es liegt im Wesen der Substanz sich zu modificiren; sie wäre keine Substanz, wenn dieses nicht stattfände. Die Modification ist nothwendig. Er nennt den Menschen ein »Accidens«. Ist aber das Accidens, wie der Herr Verf. sagt, ein »zufälliges Wesen«? Accidens ist das, was einem Dinge zufällig zukommt, was ihm zukommen und auch nicht zukommen kann. Ein Accidens ist also überhaupt kein Wesen und, da das Wesen die Substanz ist, keine Substanz; es ist das, was zur Substanz oder zum Wesen zufällig gehört. Das Accidens setzt eine Substanz voraus. Wäre der Mensch ein Accidens, so müsste er das Accidens irgend einer Substanz sein; nun aber könnte dann die Substanz nur der allgemeine Geist oder der Geist an sich, oder die allgemeine Materie, die Materie an sich sein. Beides ist aber nach dem Herrn Verf. unmöglich, da nach ihm das Allgemeine nichts ohne die Substanz ist. Accidens ist nicht mit zufälligem Wesen gleich bedeutend; sondern ist das Zufällige am Wesen im Gegensatze zum Wesentlichen. Weil der Mensch durch »Reflexionsprozess zum Erfassen der Realprincipe kommt«, kann er nicht ein »Reflex der Substanz« genannt werden. Ist der Geist nur ein »Reflex der Substanz«, so fragt sich: Welcher Substanz Reflex ist der Geist? Als Reflex ist er keine abhängige »Substanz«. Mit dem Satze: »Sei mit Wissen und Willen ein zufälliges Wesen« ist also noch kein oberster Grundsatz für die praktische Philosophie gewonnen. Es ist wohl nicht einzusehen, warum »von einem Zwecke in einem eigentlichen Sinne des Wortes nur von der Grundbestimmung aus gesprochen werden kann, nach welcher der wirkliche Geist ein zufälliges Wesen ist«. Aus »dem Kernbegriff der Zufälligkeit muss der Zweckbegriff gewonnen werden, welcher für den Menschen passt, welcher weder ein leidendes Thier, noch ein absoluter, nur sich selber bejahender Gott ist«. (S. 61.) Wenn etwas nicht anders sein kann, als das, was es ist, wenn es also sein muss, ist es darum ohne Zweck zu denken? Dadurch, dass man nicht etwas ist, was sich nur bejaht, sondern etwas, was, indem es das Andere

Digitized by Google

bejaht, sich aufgehoben denkt, oder, wenn es sich bejaht, das Andere aufgehoben denkt, ist man nichts Zufälliges, so wenig, als man dadurch, dass man von dem Andern bestimmt wird, oder von ihm abhängig ist, ein zufälliges Wesen wird. Man kann sich ja nicht ganz aufheben, wenn man das Andere setzt, man kann auch das Andere nicht ganz aufheben, wenn man sich setzt. Man wird nicht bloss bestimmt und ist nicht bloss abhängig, man bestimmt und macht Anderes von sich abhängig. Leiden und Thätigkeit sind nicht im gleichen Maasse vorhanden. Leiden ist nur Mittel, Organ der Thätigkeit. Man darf das Mittel, das Organ eines Wesens nicht zu seinem Wesen machen. Man kann auch das blosse Thier und Gott nicht ohne Zweck denken. Gerade da ist der Zweck vom Wesen unzertrennlich, wo man ihn zum Wesen gehörig denken muss. Ueber den Gegensatz des Leidens und der reinen Thätigkeit im Menschen heist es S. 72: »Die Selbsterhaltung und Fortpflanzung ist Bejahung des niedern concreten materiellen Daseins, dieses aber ist relative Verneinung der reinen Thätigkeit, ist also Leiden, darum auch mit Leiden verbunden«.... »Sobald der einzelne Mensch die Erkenntniss erreicht hat von dem Wesen des Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes und des Zusammenhangs derselben mit der Verneinung des Absoluten, überwindet er diese Triebe, weil sie nur vorübergehend nothwendig gewesen sind zur Erreichung des Zweckes. Sie sind nur ein nothwendiges Uebel und erzeugen Leiden, Abhängigkeit; durch den Selbsterhaltungstrieb ist der praktische Geist von der sinnlichen Natur und durch den Fortpflanzungstrieb vom Weibe abhängig, er ist leidend. Diese nothwendige Verneinung des Willens zum sinnlichen Dasein in Folge der Erkenntniss ergibt sich denknothwendig mit der Grundbestimmung des Menschen als eines zufälligen Wesens im höchsten Sinne und sogar im gemeinen Sinne des Wortes. Was das Letztere angeht, so ist klar, dass, wenn der Mensch zwecklos und ursachlos ist, die latente Harmonie, von welcher Heraklit spricht, besser als die offenbare ist«.... »Wenn der Mensch ein zufälliges Wesen im höchsten Sinne des Wortes ist, so ist die Bejahung der reinen Thätigkeit sein Zweck, somit die Bejahung des Leidens wider seinen Zweck.« Denn diese Bejahung »muss mit der erwachten Einsicht verneint werden«. S. 73: »Um der Gottgehörigkeit willen, welche Bejahung der reinen Thätigkeit ist, verneinen die monotheistischen Christen die Begierde nach dem sinnlichen Dasein, den Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb. Der Christ und der Buddhist kommen in dieser Verneinung zusammen, obgleich ihre Grundbestimmungen gegensätzlich, wenn auch dem Worte nach identisch sind. Beide haben die Grundbestimmung: Zufälligkeit, der Christ im höchsten, der Buddhist im gemeinen Sinne. Was von dem einzelnen Menschen gesagt worden ist, gilt von der ganzen Art. Wenn diese so weit veredelt worden ist, dass die Erkenntniss aufgegangen ist von dem Wesen und dem Zu-

Digitized by Google

sammenhange der Triebe, so wird mit dieser Erkenntniss aufgehen die Sehnsucht nach einer reinen Thätigkeit, und diese Sehnsucht lebt den Tod des Triebes nach der Zeugung und niedern Selbsterhaltung«.... »Wenn die Art so weit veredelt ist, dass der gemeine Trieb verneint worden ist durch die auf der Ueberzeugung von der Zufälligkeit des menschlichen Wesens erwachsende Sehnsucht nach reiner Thätigkeit, dann erweckt der Anblick der schönen Jungfrau den höchsten Eros, die Liebe zur Gottheit. Die reine Jungfrau, die nicht zeugt und gebiert und durch ihr blosses Dasein anzieht, wie der Magnet das Eisen, ist Spiegelbild der leidlosen Gottheit, welche weder zeugt noch gebiert und den praktischen Geist anzieht, wie der Magnet das Eisen«. Ref. gesteht, dass er sich mit dieser mystisch speculativen Anschauungsweise nicht befreunden kann. Muss denn der Wille zum sinnlichen Dasein nothwendig verneint werden? Ist nicht die Sinnlichkeit das für die Entwicklung der Vernunft und ihre Thätigkeit nothwendige Vehikel? Folgt diese Verneinung aus der Zufälligkeit des Menschen und ist sie überhaupt möglich? Ohne Selbstmord können wir den Trieb zum sinnlichen Dasein nicht aufheben. Bleibt aber dann die reine Thätigkeit übrig, wenn wir uns getödtet haben? Der Herr Verf. sagt ja selbst, dass dem Geiste zu seiner Verwirklichung das leibliche Dasein nöthig sei. Ist unser Dasein zwecklos und ursachlos, wenn wir den Willen zum sinnlichen Dasein nicht verneinen? Das sinnliche Dasein hat ja nothwendig die Zwecke der Erhaltung des Besondern oder Individuellen und des Allgemeinen oder der Gattung. Es ist nicht ursachlos weder activ noch passiv, da das leibliche Dasein von einem andern zeugenden leiblichen Dasein abhängt, da das geistige Dasein nicht ohne das leibliche Dasein sein kann und da das leibliche und geistige besondere Dasein immer wieder die Bedingung oder der Grund eines andern leiblichen und geistigen Daseins ist. Es ist ein Fehler, wenn man das Leiden in doppeltem Sinne (als Schmerz und als Abhängigkeit) als identisch setzt. Die Abhängigkeit ist kein Schmerz, sie gehört wesentlich zur Substanz des Menschen. Die Bejahung des Leidens im Sinne der Abhängigkeit d. h. der Einwirkung eines Andern auf uns ist nicht wider den Zweck. Denn, wenn diese Abhängigkeit, diese Einwirkung des Andern auf uns sich in der Sinnlichkeit äussert, so kann ja diese nicht verneint werden, da sie zur Entwicklung unseres höheren Zweckes, der vernünftigen Thätigkeit unumgänglich nöthig ist. Ihre Verneinung wäre im Gegentheile gegen den Zweck unseres Wesens. Müssen wir, um zur »Gottgehörigkeit« zu gelangen, den Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb verneinen? Gewiss nicht. Denn, wenn wir das thun, heben wir ja das zur Erreichung der Gottgehörigkeit nothwendige Mittel auf. Erreichen wir etwa den höchsten Zweck, wenn das ganze Menschengeschlecht ausstirbt? Wenn der Zweck reine Thätigkeit ist und die Sinnlichkeit ganz verneint werden muss, hört der Unter-

Digitized by Google

schied zwischen Mensch und Gott auf. Zwei Dinge, die einem Dritten gleich sind, sind sich selbst gleich. Wir gehören aber zum sinnlichen Dasein, unser sinnliches Dasein ist nicht ohne das leibliche, unsere Veräusserlichung nicht ohne die Verinnerlichung und umgekehrt. Unsere Aufgabe ist also nicht eine abstracte reine Thätigkeit ohne Sinnlichkeit; sondern eine Vergeistigung und dadurch Veredlung, nicht aber eine Verneinung des sinnlichen Daseins. Wir können den Tod der Sinnlichkeit nicht leben, weil ihr Leben zu unserm Leben gehört und für die geistige Entwicklung nothwendig ist. Nicht die Unfruchtbarkeit ist das Ideal, sondern die immer neue und bessere Entwicklung des geistigen Daseins des Menschengeschlechtes, das ohne eine kräftige und gedeihliche Entwicklung des leiblichen Daseins unmöglich ist. Mens sana in corpore sano. Die Jungfrau hat ihre Bestimmung verfehlt, wenn sie nicht Frau wird. Darum ist eine Jungfrau, die »nicht zeugt und nicht gebiert«, nicht das »Spiegelbild der leidlosen Gottheit«. Denn das Zeugen und Schaffen des Alls ist ja das ewige Element der Gottheit, da eine Thätigkeit ohne einen Gegenstand, auf welchen sie sich bezieht, keine Thätigkeit ist. Die Verneinung des Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes ist eine Verirrung des Christenthums, die weder in seinem Wesen begründet ist, noch aus der so genannten Zufälligkeit des Menschen folgt.

Nach dem Herrn Verf. gibt es bei der Annahme der Substantialität des Menschen keine Begründung des Rechtes (S. 84). Wenn der Mensch eine Substanz ist, darf er die andern Substanzen nicht anerkennen, weil durch das Wissen »um die Wirklichkeit der andern Substanzen jede Substanz leidend ist«, und die Substanz »muss daher, um dieses Leiden zu überwinden, in sich selber das Wissen abthun und alle andern Wesen zu ignoriren trachten«. »So lange sie um die Wirklichkeit anderer Wesen weiss, ist sie leidend; somit ist das Ignoriren derselben für die Substanz Pflicht, wie das Isoliren.« Ein ontologisch als Substanz bestimmtes Wesen »kann und darf sich nicht vertragen und auch keinen Vertrag schliessen und müsste wegen seines Grundwesens jeden Vertrag brechen« u. s. w. Wenn überhaupt in der Natur ein Wesen eine Substanz ist, so ist es der Mensch, weil er das Bewusstsein seiner selbst als eines einzelnen Wesens hat, was bei allen andern Wesen nicht der Fall ist. Hebt aber die Zusammengehörigkeit des Menschen zu andern Wesen, seine theilweise Abhängigkeit von andern Menschen seine Substantialität, Wesenheit und Selbstständigkeit auf? Gerade darin liegt die Begründung des Rechtes, dass der Mensch ein substantielles, selbstständiges, persönliches Wesen ist und auch in andern die Substantialität, Selbstständigkeit und Persönlichkeit anerkennt, die er in sich selbst findet. Die Coëxistenz der Freiheitssphären Aller durch die wechselseitige Selbstbeschränkung vermittelst des Gesetzes begründet das Recht. Wäre der Mensch nur ein Accidens, er könnte kein Recht begründen; denn nur Personen, nicht

Digitized by Google

Accidentien haben ein Recht. Nicht nur Recht und Sittlichkeit, auch die Religion baut der Herr Verf. auf seine s. g. philosophische Zufälligkeit. »Die Wahrheit, sagt er S. 156, dass die Welt zufällig ist, birgt für den Menschengeist das tiefste Grauen und die höchste Seligkeit und hiermit habt ihr Wurzel und Blüthe der menschlichen Religion. Weil die Welt nur zufällig ist, geht sie, um allgemein verständlich zu sprechen, Gott, im Grunde genommen, gar nichts an (sic); er ist schlechthin frei von der Welt, während die Welt ohne Gott nicht bestehen kann«..... »Gott ist der Welt das tiefste Anliegen, nicht aber umgekehrt die Welt Gott. Weil der menschliche Geist nur auf einer hohen Stufe geistiger Thätigkeit die Zufälligkeit der Welt im vollen Sinne des Wortes zu fassen vermag, ist für den wenig thätigen Geist der Begriff einer Schöpfung der Welt durch Gott erfunden worden, wornach sie selbstverständlich anfänglich gut war und das Leiden erst durch eine spätere Ursache in sie gekommen ist. Der unentwickelte Geist hätte die Gottgehörigkeit auf Grund der Zufälligkeit nicht fassen können«..... »Es muss also dabei bleiben, dass die wahre Religion nur auf der Grundbestimmung der Zufälligkeit möglich ist, wenn diese auch nicht zum klaren Bewusstsein gebracht wird«. Allein, wenn Gott in keinem Zusammenhange mit der Welt steht, wenn die Welt ihn gar nichts angeht, wenn er für sich ist ohne alle weitere Beziehung zur Welt, wie soll dann die Welt nicht bestehen können ohne Gott? Wie soll sie einen Drang, eine Sehnsucht nach Gott haben und auf dieser höhern Stufe der Sehnsucht und der daraus hervorgehenden Gottgehörigkeit die höchste Seligkeit empfinden? Wenn Gott in keiner Beziehung zur Welt steht, wie kann die Welt in eine Beziehung zu ihm kommen, wenn er nicht mit der Welt zusammenhängt, wie soll die Welt mit ihm zusammenhängen, wenn ihn die Welt nichts angeht, wie soll er die Welt angehen? Liebe entsteht nur durch Gegenliebe, Sehnsucht und Streben durch einen innern nothwendigen Zusammenhang, durch ein inneres gemeinsames Band, das Gott und Welt verknüpft, so dass Gott eben so wenig ohne die Welt, als die Welt ohne Gott ist. Nur auf dieses wechselseitige Band kann sich die Gottgehörigkeit, also die Religion gründen. Der Begriff der Schöpfung ist nicht für den wenig thätigen Geist erfunden worden; sondern er ist für dieses gemeinsame Band nothwendig und wird ohne dieses nicht verstanden. Die Schöpfung ist dann nicht eine vorübergehende, sondern eine ewige, nicht eine aus Nichts, sondern aus dem göttlichen Wesen hervorgehende. Weil der Herr Verf. die Immanenz Gottes verwirft, und sich lediglich an die Transcendenz hält, Gott als ein ausserweltliches Wesen in dem Sinne betrachtet, dass ihn, für sich betrachtet, die Welt gar nichts angeht, muss er die Welt und Gott völlig trennen und den Menschen erst die Gottgehörigkeit durch die Religion und Philosophie erkennen lassen. Wie sollen wir aber nach etwas streben, das sich nichts um uns küm-

Digitized by Google

mert, das nichts mit uns zu schaffen hat, dem wir gegenüber so stehen, dass wir es gar nichts angehen, so dass es schlechthin von der Welt und uns frei ist? Ungeachtet die Welt »Gott gar nichts angeht«, ungeachtet nur Gott der Welt, »nicht aber die Welt Gott das tiefste Anliegen ist«, nimmt der Herr Verf. dennoch ein »Wirken« Gottes »auf das zufällige Wesen« an. Dabei darf er aber als »absolut reine Thätigkeit« weder durch »Bewegung«, noch durch »Veränderung« auf die Welt wirken. Wie soll das möglich sein? Der Herr Verf. meint (S. 161) einerseits durch das »Wissen um die Wirklichkeit der absoluten Substanz« und die »Gottgehörigkeit des zufälligen Wesens in dieser«, andererseits durch »das allmächtige Wirken der absoluten Substanz«. Wie ist aber dieses allmächtige Wirken einer Substanz zu denken, welche die Welt nichts angeht, der an der Welt nichts gelegen ist? Gott ist, wie bei Aristoteles, »ausserweltliche reine Thätigkeit«. Wie kann aber eine solche ausserweltliche reine Thätigkeit mit der Welt in Berührung kommen und was ist denn diese absolute reine Thätigkeit? Worin besteht ihr Wirken? Der Herr Verf. sagt S. 161: Diese »reine Thätigkeit übersteigt allen Begriff« und darum »kann kein entsprechendes Wort für dieselbe erzeugt werden« und doch erklärt derselbe an einer andern Stelle seines Buches die »reine Vernunftwissenschaft« für das »höchste Gut« und gehört zu denen, »welche in der Welt nichts gelten lassen, was den dem menschlichen Geiste überhaupt innewohnenden Gesetzen widerspricht«, zu denen, welche Alles »rein vernünftig« begreifen. Ist aber das rein vernünftig, etwas anzunehmen, was allen Begriff übersteigt? Gott »zieht uns an«, wir haben eine »Sehnsucht nach ihm«. Das ist sein Wirken auf uns. Aber die Welt »geht ihn ja gar nichts an«. Es ist eine Thätigkeit, die von uns auf Gott sich bezieht, nicht aber eine Thätigkeit, die von Gott auf uns passt. Kann man das ein Wirken Gottes auf uns nennen? Unpassend wird die »reine ethische Thätigkeit« »der höchste Egoismus« genannt. (S. 166.) Die »Gottgehörigkeit« ist keine Art von Egoismus, weder ein niederer, noch ein höchster. Denn, wenn wir Gott gehören, so lieben wir Gott über Alles. Unsere Selbstsucht ist untergegangen in der göttlichen Substanz. Egoismus ist Ichsucht und diese Entgegensetzung des Ichs gegen ein Anderes hört eben in der Gottgehörigkeit, in der allgemeinen Menschen- und Gottesliebe auf.

Auch die philosophische Erziehungslehre wird auf die Zufälligkeit des Menschen gebaut. So heisst es S. 221: »Die Erziehung des Menschen ist mit seinem Grundwesen als einem zufälligen Sein gesetzt. Der Mensch, sagt Kant, wird erst durch Erziehung ein Mensch; besser ist zu sagen, weil der Mensch ein zufälliges Wesen ist, muss er erzogen werden. Denn als zufälliges Wesen ist er erst in Möglichkeit und wird in Wirklichkeit das, was er seiner Idee nach sein soll, Bejahung der schlechthinigen Selbstständigkeit.« Ist der Mensch ein zufälliges Wesen, weil die in

Digitized by Google

ihm liegende Möglichkeit anfänglich noch keine Wirklichkeit ist? Gewiss nicht. Er ist deshalb doch und ist das, was er ist und kann das nicht sein, was er nicht ist. Hier ist alle Zufälligkeit schon in der Anfänglichkeit ausgeschlossen. Aber er schliesst Möglichkeiten in sich, er schliesst vor der Erziehung etwas in sich, was er werden kann und noch nicht ist. Auch hier ist keine Zufälligkeit; denn alle, auch die beste Erziehung ist nur eine Einwirkung von Aussen her. Nicht von Aussen kommt es allein oder auch nur vorzugsweise, was der Mensch wird. In seinem Innern, in seinen intellectuellen, künstlerischen und moralischen Anlagen liegt das, was er wird. So ist in jedem Menschen ein innerer, geistiger Embryo der Entwicklungsfähigkeit gesetzt. Non ex quovis ligno fit Mercurius. Auch hier ist die Zufälligkeit ausgeschlossen. Selbst der äussere Factor, die Umgebung, ist nur die bewusste, die innere Möglichkeit reizende, sie zur Wirklichkeit erhebende Einwirkung. Da die Umgebung für jeden Menschen nothwendig ist, da er nur in und mit seiner Umgebung gesetzt ist, so ist auch hier der Zufall ausgeschlossen. Aber die Umgebung kann so oder anders sein? Allein der Mensch kann auch dann nur das werden, was er vermöge seiner innern Natur werden kann und alle Erziehung kann dieses nicht verhindern, daher überhaupt die Erziehung mehr negativ, Hindernisse der Entwicklung beseitigend, als positiv einwirkt.

In den historischen Begründungen und Belenchtungen werden der griechische Geist, die praktische Philosophie des pythagoreischen Ordens, Platons Ethik, Aristoteles' praktische Philosophie, der epikureische Orden (sic) und seine Ethik, die Stoische Philosophie, der römische Geist, die Sittenlehre des Ordens Buddhas, die praktische Philosophie des Ordens der Essäer, die christliche Religion, Spinoza's Ethik, Kant's praktische Philosophie dargestellt. Der Herr Verf. unterscheidet im Christenthume die Paulinische Lehre als Grund der orthodoxen Dogmatik von der reinen Lehre Jesu, welcher er die höchste Stufe unter den verschiedenen Religionen zuerkennt. »Es ist noch keiner Theologie gelungen, heisst es S. 340, den Paulinischen Jesus mit demjenigen in Einklang zu bringen, welcher jenes oberste Gebot (der Gotteserkenntniss und Gottes- und Menschenliebe) gegeben hat. Daher dringt sie so sehr auf das Zusammenglauben und auf die Unterordnung oder den Ausschluss der Vernunft dem Glauben gegenüber und sie thut Recht; denn auch der Philosophie ist es noch nie gelungen, jenes Verbot (der Erkenntniss), welches das Fundament der Theologie und der Grabstein der Philosophie ist, mit dem höchsten Gebote Jesu, welches den Tod des Verbotes lebt, als identisch nachzuweisen. Auch ist es noch nicht möglich gewesen, die Paulinische Teleologie mit der rein rationellen Psychologie, Ontologie und Teleologie in Harmonie zu bringen, ohne die Grundgesetze des menschlichen Denkens zu biegen oder die theologische

Digitized by Google

Grundlehre zu alteriren.« Ref. möchte diese Behauptung nicht auf jede christliche Theologie anwenden. Innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche, welche verschiedene religiöse Auffassungsweisen auf der gemeinsamen Grundlage einer cristlichen Weltanschauung zulässt, haben sich theologische Ansichten entwickelt, welche weder mit den Forderungen der Vernunft und Philosophie in irgend einen Conflict gerathen, noch den starren Paulinischen Lehrbegriff als Grundlage festhalten und von der Lehre Jesu trennen, sondern welche vielmehr ein den Anforderungen der Menschenvernunft entsprechendes, von allen Machtgeboten der Auctorität freies Urchristenthum herzustellen bemüht sind. Es wäre ein trauriges Zeichen für die Theologie, wenn diese a priori zur ewigen Trennung von der Philosophie und zur ewigen Feindschaft gegen die letztere bestimmt wäre. Ref. stimmt übrigens ganz mit dem Herrn Verf. überein, wenn er S. 350 sagt: »Die christliche Religion, deren innerstes Wesen das Gesetz der Freiheit, ausgesprochen und befolgt von Jesus, ist, entspricht dem Zwecke des menschlichen Lebens, wie gar keine andere Religion, und, so lange die Vernunft mit ihren festen Normen lebt, wird diese Religion dauern.«

Der Herr Verf. ist auf den Katholicismus eben so wenig gut zu sprechen, als auf den Protestantismus. Er spricht sich hierüber S. 455 also aus: »So sind der Protestantismus und der Katholicismus, obgleich sich verneinend, Verneinungen der Vernunft und der dem Gründer des Christenthums eignenden Religion, da beide die reine sittlich-religiöse Thätigkeit hemmen und hindern. Die Philosophie zeigt, dass beide Verneinungen mit zwingender Nothwendigkeit zum Verderben führen. Der auf die Spitze getriebene Panlogicismus steigert den Wahn zum Wahnsinne. Die Behauptung, dass ein Mensch unfehlbar sei und zwar eben derselbe, welcher die Vernunft öffentlich verflucht, ist ein unbestreitbares und unfehlbares Kennzeichen von Wahnsinn. Der Protestantismus aber muss in sich selber zerfallen, da die Träger desselben atomistisch unter einander zerfallen sind, denn nach Ausstossung der Vernunft bleiben nur subjektive Meinungen, da er sich weder an die Vernunft, noch an die gemeine Wirklichkeit anlehnen kann und das Individuum auch keine Stütze in sich selber findet, indem die Vernunft fortwährend gegen den sie verneinenden Wahn reagirt.« Ref. kann dieser über die beiden Hauptformen des positiven Christenthums aburtheilenden Stelle nicht beistimmen. Der Protestantismus und der Katholicismus verneinen weder die Vernunft, noch die christliche Religion; denn in diesem Falle wären sie unvernünftig und unchristlich. Sagt aber doch der Herr Verf. an einer andern Stelle selbst, dass diese Verneinungen nur »relative« seien und dass beide »aufhebenswerthe Momente« hätten. Findet er doch selbst diese Momente beim Protestantismus in der »Idee der individuellen Selbstständigkeit« und beim Katholicismus in der »universalen Zusammengehörigkeit«. Aber auch die Begründung dieser

Digitized by Google

Verneinung ist unhaltbar; denn die Unfehlbarkeit des Papstes ist keine Lehre des Katholicismus; sie müsste, wie man sagt, erst zum Dogma erhoben werden, und der Protestantismus verneint weder die Vernunft, noch das Christenthum, da sein Ausgangspunkt freie Vernunftforschung in religiösen Dingen, unabhängig von Auctorität und sein Ziel ein grosses, freies, vernünftiges Christenthum ist. Princip, Wesen und Ziel, nicht einzelne Glaubensformen sind bei ihm festzuhalten, wenn er richtig und in seiner Bedeutung für die künftige Entwicklung der Menschheit aufgefasst werden soll. Das Princip, Ziel und Wesen sind im Wesen des menschlichen Erkenntnissstrebens begründet und ein von diesem Standpunkte ausgehendes religiöses Bewusstsein wird nicht zum »atomistischen Auseinanderfallen«, sondern im Gegentheile immer mehr zu einer Vereinigung aller Gebildeten auf gemeinsamer Grundlage führen.

Der Herr Verf. schliesst mit den Worten: »Der Mensch verdankt sein individuelles Dasein zunächst der Zeugung, mit welcher nach einem unabänderlichen Gesetze die Corruption verbunden ist, weil die Determination Verneinung ist, welche verneint werden muss. Aber der Mensch ist nicht bloss der Zeugung, sondern auch der Ueberzeugung fähig. Durch diese befreit er sich von der gemeinen Individualität, macht sich zur Person, zur Selbstständigkeit, welche mit freier Thätigkeit die Verneinung, die mit der Determination gesetzt ist, verneint und das Allgemeine, das bleibt, bejaht. Durch diese freithätige Bejahung ist er mit dem Bleibenden Eins; was der Corruption verfällt, ist nur das, was Verneinung an ihm ist. Indem er sich durch die selbsterzeugte Ueberzeugung mit dem Weltgeiste und weiterhin mit dem absoluten Geiste, welcher ewig ist, vereinigt, hat er die Vergänglichkeit transcendirt und den Anfang zur Unvergänglichkeit gemacht. Die Zeugung ist die Mutter des Todes, die Ueberzeugung die Mutter des ewigen Lebens.« Ist aber die Zeugung Verneinung des Menschen? Nein; im Gegentheile sie ist Bejahung, freilich eine bestimmte Bejahung, also eine, welche das, was nicht zu ihr gehört, ausschliesset, aber deshalb doch keine Verneinung, sondern eine Selbstbejahung des Willens. Wenn der Mensch gezeugt wird, wird ein bestimmtes Dasein gesetzt. Ist dieses Gesetztwerden als ein bestimmtes Gesetztwerden oder ein bestimmtes determinirtes Werden eine Verneinung? Es wird nichts verneint, wenn ein neues Leben gesetzt wird, sondern bejaht. Liegt in dieser Bejahung eine Corruption? Das Setzen eines neuen Lebens ist kein Nehmen, sondern ein Geben. Ist es nicht das Setzen der Möglichkeit eines grossen, herrlichen, edeln Lebens? Ist ein solches Setzen Corruption? Corruption ist Verderbniss. Wo die Möglichkeit eines solchen Lebens gesetzt wird, ist keine Corruption. Das allgemeine Leben ist nur durch das besondere, das besondere soll nur durch die Corruption sein? Dann ist ja, da das Allgemeine eben die Summe des Besonderen ist, die Summe aller Corruption natürlich wieder Corruption. Ist aber die

Digitized by Google

ganze Welt, der ganze Mensch corrupt? Die Corruption soll sich selbst aufheben. Wie geht das zu? Die Zeugung ist »Determination«; die Determination ist »Verneinung«, die Zeugung ist »Verneinung«. Der Mensch muss eben die Verneinung wieder verneinen, dann hat er sich bejaht, er gewinnt »Selbstständigkeit«. Das geschieht durch die »Ueberzeugung«. Die Zeugung, welche aber hier als Determination negirt, aufhebt, ist keine Verneinung, sondern eine Setzung, eine Bejahung. Der incorrumpirte Anfang eines neuen Wirkens ist gesetzt. Wenn ich die »Verneinung« genannte Zeugung aufheben müsste, um zur Bejahung zu kommen, müsste ich mein eigenes Dasein aufheben. Wie kann ich aber zur »reinen Thätigkeit« kommen, wenn ich mein Dasein aufhebe? Die Ueberzeugung ist nicht die Verneinung der Zeugung, sondern die Zeugung ist die Bedingung, das Mittel, die Voraussetzung für den Gewinn der Ueberzeugung. Man hat nicht nöthig, das sinnliche Dasein zu verneinen, um zur vernünftigen Thätigkeit zu gelangen. Im Gegentheile gelangt man auf jener Grundlage und Vorbedingung alles höhern geistigen Lebens allein zur reinen Vernunftthätigkeit. Die Zeugung ist nicht die Mutter des Todes im Gegensatze zur Ueberzeugung als der Mutter des ewigen Lebens; sondern die Zeugung ist der Anfang für das weitere körperliche und geistige Leben, die Mutter und Quelle eines ewig neuen Lebens der Menschheit. Nicht ohne, sondern durch die Sinnlichkeit gelangen wir zur Vernunftthätigkeit des Geistes. **v. Reichlin-Meldegg.**

System der Logik und Geschichte der logischen Lehren von Dr. Friedrich Ueberweg, ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Bonn, bei Adolph Marcus. 1868. XVI und 427 S. gr. 8.

Das vorliegende Werk gehört unbezweifelt zu den vorzüglichsten Lehrbüchern der Logik. Während die Hegel'sche Logik und alle diejenigen Werke, welche in ihre Fussstapfen treten, die Logik zu einer Art von dogmatisch-philosophischer Theologie oder Metaphysik machen und, mit Hegel zu reden, die Logik als die Wissenschaft »von Gott« betrachten, wie »er vor Erschaffung der Welt war«, andere an dem alten Schlendrian eines leeren scholastischen Formalismus kleben und in den 64 Combinationen der verschiedenen Schlussarten den Triumph logischen Scharfsinnes erblicken, baut vorliegende Logik auf eine gesunde Erkenntnisstheorie und sucht die richtige Aufgabe dieser Wissenschaft gegenüber andern philosophischen Gebieten abzugrenzen; sie verbindet die ob- und subjective, die materiale und formale Seite der Logik in der Weise, wie sie nothwendig zusammengehören, indem sie überall den Denk-

Digitized by Google

formen gegenüber die ihnen entsprechenden Existenzformen nachweist. Am meisten schliesst sie sich Schleiermacher's, Beneke's und Trendelenburg's Forschungen an und gibt überall die geschichtlichen Nachweisungen der einzelnen logischen Elemente. Das nähere Verständniss wird durch die dem System vorausgestellte Geschichte der logischen Lehren vermittelt. Ref. hat schon früher auf die erste und zweite Auflage dieses verdienstvollen Werkes hingewiesen. Die vorliegende dritte Ausgabe ist bedeutend vermehrt und verbessert.

Der gelehrte Herr Verf. sucht in dieser Auflage durch eine noch schärfere Fassung einzelner Theorien und durch eingehende Berücksichtigung neu hervorgetretener Aporien den wissenschaftlichen Werth des Buches zu erhöhen. Besonders ist er bemüht, in den Erläuterungen und in der Wahl der Beispiele noch mehr als bisher dem Bedürfnisse der Lehrer, die sich mit propädeutischem Unterrichte beschäftigen, und dem gleichen Bedürfnisse der Studirenden entgegen zu kommen. So ist das Werk für den Unterricht nicht nur an Universitäten, sondern auch an Lyceen und Gymnasien geeigneter.

Wir deuten hier die Abweichungen von der zweiten Auflage an.

Von den Aufschriften der einzelnen Paragraphen wurden die §§. 4 und 41 geändert. §. 4 hat in der zweiten Auflage S. 8 die Ueberschrift: »Die Möglichkeit der wissenschaftlichen Logik.« In der neuen Ausgabe lautet er, richtiger gefasst: »Die Möglichkeit der Logik als Wissenschaft.« §. 41 wurde in der dritten Auflage: »Die Erkenntniss der Mehrheit beseelter Wesen« anstatt der Ueberschrift der zweiten, welche »persönliche« Wesen hat, gesetzt (S. 77). So wurde auch die Ueberschrift des zweiten Abschnittes des ersten Theiles: »Die innere Wahrnehmung« in »Die innere oder psychologische Wahrnehmung« umgeändert (S. 71).

S. 4 steht ein Zusatz über das analytische und synthetische Denken und die Auffassung dieses Gegenstandes nach Aristoteles, Kant, Beneke und Ulrici. Gegen die Hegelianisirende Auslegung, dass Kant in der ersten Auflage seiner Vernunftkritik es nicht für unmöglich gehalten habe, dass das Ich und das Ding an sich eine und dieselbe denkende Substanz sei und dass er hier die Fichte'sche Lehre als Hypothese aufstelle, dass also das Ich nicht durch ein fremdes Ding, sondern durch sich afficirt werde, wie Michelet und Schwegler wollen, wird in der Note zu S. 43 richtig bemerkt, dass Kant an der angezogenen Stelle (über den psychologischen Paralogismus) gar nicht von einer blossen Affection des Ich durch sich selbst, sondern davon rede, dass eine von unseren Ich verschiedene Substanz, die, wenn sie uns afficirt, von uns als räumlich angeschaut wird, sich selbst als ein denkendes Wesen erkennen könne. Genauer ist diese Frage von dem Herrn Verf. in seinem Grundrisse der Geschichte der Philosophie III, §. 16, 2. Aufl. erörtert. Es ist eine nicht zu billigende Unsitte, Kant's Lehre nicht

Digitized by Google

aus sich, sondern aus den nachkantischen Systemen erklären zu wollen. Zu den logischen Werken, welche aus Herbart's Schule hervorgingen, kommt neu hinzu (S. 47) »Matthias Amos Drbal's Lehrbuch der propädeutichen Logik, Wien 1863«, zu den Lehrbüchern der Hegel'schen Schule S. 54: Die zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Logik und Metaphysik von Kuno Fischer (Heidelb. 1865) und G. Thaulow, Einleitung in die Philosophie, Kiel, 1862. Neu eingeschoben sind S. 58 bei der vermittelnden Richtung die Werke von Rud. Seydel (1866), Rabus (1868) und J. Hoppe (1868). Treffend ist Wilh. Schuppe's extremer subjectiver Idealismus, welcher in der Erkenntnisstheorie den äussern afficirenden Factor der Wahrnehmung in seinem Programm (1867) bekämpft, in der Anmerkung zu §. 37 (S. 167—169) widerlegt. Ref. stimmt der S. 73 und 74 gegebenen Begründung vollkommen bei, welche das Unberechtigte einer Unterscheidung eines inneren Zustandes als inneren Gebildes für mich und an sich nachsweist. »Es hat einen guten Sinn, heisst es S. 74, nicht nur nach den äussern, sondern auch nach den innern Bedingungen der Entstehung eines psychischen Gebildes zu fragen; aber es hat keinen Sinn, falls das psychische Gebilde als solches das Object meiner Auffassung ist, das Sein desselben in meinem Bewusstsein (für mich) und das Sein desselben ausserhalb meines Bewusstseins (an sich) zu unterscheiden: denn das aufzufassende Object ist hier ein solches, welches eben nicht, wie das Object der äussern Wahrnehmung, an sich selbst ausserhalb meines Bewusstseins, sondern nur innerhalb desselben existirt.« So spricht er sich auch über die Realität der Zeit oder die Wirklichkeit des zeitlichen Verlaufes in den Objecten, in uns und andern aus. Ebenso rechtfertigt eine Anmerkung (S. 85 und 86) den Grundgedanken, der das Wahrneh mungsbild in seiner räumlichen und zeitlichen Gestalt mit der eigenen Räumlichkeit und Zeitlichkeit in Parallele stellt. Alb. Lange, welcher die Beweisführung des Herrn Verfassers für die Ausdehnung der Dinge an sich in drei Dimensionen bekämpft, wird S. 91 erwähnt und in dem Grundriss der Geschichte der Philos. Bd. III, 2. Aufl. S. 303 und in den angeführten Anmerkungen der neuen Auflage der Logik S. 84—86 widerlegt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 27. HEIDELBERGER 1869.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueberweg: Logik.

(Schluss.)

Bei den Aristotelischen Kategorieen ist neu angeführt: Wilhelm Schuppe, die Aristotelischen Kategorieen (Jubiläumsprogramm des Gleiwitzer Gymnasiums) 1866. S. 104 findet sich eine Erörterung zur Widerlegung einer Behauptung der subjectivistisch-formalen Logik. In der Lehre vom Begriff S. 122 wird Tauschinki's Ansicht nach seiner Monographie über diesen Gegenstand (Wien 1865) eingeschalten. Ueber die angebornen Begriffe ist unter Hinweisung auf Hoppe's Logik ein Zusatz zur Erklärung des §. 57 angeknüpft (S. 126). Bei der Untersuchung der Gattungs- und Artbegriffe wird auf die Darwin'sche Theorie hingewiesen und eine Stelle aus Carl Nägeli, Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art, 2. Aufl. München 1865 angeführt (S. 129). S. 130 enthält eine Erläuterung der Individualbegriffe und des Princips der Individuation, S. 133 die Ansichten Leibnizens und der Hegel'schen Schule als Zusätze zu den Arten der Definitionen, S. 136 eine Erörterung über den Unterschied der analytischen und synthetischen Definition, S. 143 Cuvier's Ansicht von der natürlichen Eintheilungsmethode aus règne animal (introduction), S. 151—153 eine Berichtigung der Meinungen Drbal's, Rabus' und Hoppe's über das Urtheil, S. 159 die Annahme einer logischen Basis der grammatischen Verhältnisse, deren Bestreitung mit Recht als verkehrt bezeichnet wird, während deshalb doch »die falsche Deutung und einseitige Ueberspannung des logischen Charakters der Sprache als widerlegbar« hingestellt ist. Bei der Anführung der Nothwendigkeit des Subjectes für Urtheils- und Satzbildung wird S. 162 beigefügt, dass das Subject nicht völlig fehlen dürfe, dass aber wohl statt »der bestimmten Subjectsvorstellung das blosse Etwas (es) eintreten könne«. S. 163 wird der Unterschied der grammatischen und logischen Frage im Urtheile erörtert. S. 169 geht der Herr Verf. auf eine kritische Untersuchung von Gust. Knauer's Schrift: Conträr und Contradictorisch, Halle, 1868 ein.

Zudem finden sich Zusätze S. 179 und 180 über das »Ableiten« und über die »Unmittelbarkeit« bei dem so genannten »unmittelbaren Schluss«, S. 217 über die Verschiedenheit in dem conträren und contradictorischen Gegensatz des Urtheils, S. 224 zu §. 88 über die Giltigkeit des analytischen Urtheils, S. 224 und 225 Erörterung des analytischen und synthetischen Urtheils durch Bei-

Digitized by Google

spiele, S. 229 die gründliche Widerlegung der Hoppe'schen Anschauungsweise, nach welcher das Denken auf ein »mechanisches Schema« gebracht werden soll, S. 257 und 258 als Zusatz zu §. 99 die Unterscheidung des Analogieschlusses neben dem eigentlichen Syllogismus und der Induction, S. 258 und 259 die Unterscheidung der Ueberordnungs-, Nebenordnungs- und Unterordnungsschlüsse mit kritischer Berücksichtigung der J. Hoppe'schen Ansicht.

Es folgen als Zusätze S. 305 und 306 die Bemerkungen über das eilfte Euklidische Axiom und die dazu gehörige Anmerkung (S. 306), S. 312 die Behandlung des Schlusses in Beziehung auf das Gesetz und seine Anwendung auf einzelne Fälle, S. 357 und 358 wissenschaftliche Beispiele zu Kettenschlüssen, S. 363 und 364 über den Ausdruck: Induction und Verdeutlichung desselben durch Beispiele, S. 368 und 369 Behandlung der unvollständigen Induction, S. 373 Berichtigung einer irrthümlichen Auffassung der Inductionsfehler durch Leopold George (Logik als Wissenschaftslehre, Berlin, 1868), S. 376 und 377 das Verhältniss des Analogieschlusses zum Inductionsschlusse mit Beispielen, S. 419 bei Behandlung der analytischen oder regressiven Methode die von individuell subjectiver Beimischung freie Auffassung der Thatsachen als Werk der Bildung mit Anführung von Stellen aus Schiller in dem Leben desselben von Caroline von Wolzogen und aus Heinrich von Sybel, über die Gesetze des historischen Wissens (Bonn, 1864) und Erwähnung der Schrift Wilh. Maurenbrechers über Methode und Aufgabe der historischen Forschung (Bonn, 1868) und Gustav Droysens Grundriss der Historik (Leipzig, 1868).

Ein Anhang enthält Berichtigungen und Zusätze, so zu S. 58: Wilh. Rosenkrantz, die Wissenschaft des Wissens (Bd. I, München 1866), zu S. 71 berichtigende Bemerkungen zu Kant's Lehre von Raum und Zeit, zu S. 91 Prüfung der Ansicht Heinrich Böhmer's in der dritten Abtheilung seiner Schrift: Die Sinneswahrnehmung in ihren physiologischen und psychologischen Gesetzen (Erlangen, 1868), zu S. 233 Erläuterungen zur Umkehrung hypothetischer Urtheile, zu S. 255 Beispiel in der Anwendung auf das Verhältniss der Bejahung und Verneinung der Urtheile, zu S. 307 das Prius des eilften Euklidischen Axioms, zu S. 309, was die Ansicht vom Raume betrifft, H. Helmholtz über die Thatsachen, die der Geometrie zu Grunde liegen, in den Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1868, Juni, S. 193—321, zu S. 311 Zusatz zur syllogistischen Gedankenform der Physik im Nachweise des Beispiels eines Naturgesetzes. Die übrigen Zusätze betreffen die berichtigende oder ergänzende Behandlung einzelner Ausdrücke.

Die Principien der Identität, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten und des zureichenden Grundes gehören nach des Ref. Ansicht nicht, wie der Herr Verf. dieses in der Schlusslehre gethan hat, an die Spitze der Lehre von den Schlüssen, sondern vor den Anfang der Lehre vom Denken d. i. Begreifen, Ur-

Digitized by Google

theilen und Schliessen überhaupt; denn sie haben nicht blos, wie dieses Aristoteles, welchem das wissenschaftliche Beweisverfahren aus dem Gebiet der Logik die Hauptsache ist, es mit dem Princip des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten gethan hat, für die Bildung des Schlusses ihre Bedeutung, sondern sie müssen auch ihre Anwendung auf das Bilden von Begriffen und Urtheilen haben. Das Princip des Widerspruchs drückt negativ aus, was das Princip der Identität positiv geltend macht. Es sind gleichsam nur zwei Seiten, zwei verschiedene Auffassungsweisen eines und desselben Princips. A = A oder A nicht = Nicht = A, A nicht = A und Nicht A ist nur eine andere Form desselben Princips. Die Dreiheit der Denkprincipien entspricht dem dreifachen Charakter in der Modalität des Denkens. Das Princip der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs ist das Princip für die Möglichkeit, das Princip vom Grunde das Princip für die Wirklichkeit, das Princip des ausgeschlossenen Dritten für die Nothwendigkeit des Denkens.

Gewiss wird der Freund der Wissenschaft mit voller Anerkennung dieses Werk des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers begrüssen, welches derselbe nach dem Schlusse der Vorrede vom September v. J. als »einen verehrungsvoll gezollten Beitrag zu der am 21. November v. J. inzwischen statt gefundenen Säcularfeier« »des auf den drei Gebieten der Theologie, Philologie und Philosophie hoch verdienten Schleiermacher« herausgab, dessen »Dialektik von wesentlichem Einflusse auf das vorliegende Werk gewesen ist«. Möge dasselbe zum Studium der Logik, zu deren gründlicher und fruchtbringender Betreibung es vollkommen geeignet ist, mitwirken! Die zahlreiche logische Literatur der Gegenwart und das Zurückgehen aller vorurtheilslos Denkenden auf Kant's kritische Methode lassen hoffen, dass der hier ausgestreuete lebenskräftige Saame zur reifen Frucht aufgehen und die metaphysischen Phantastereien der Hegelianisirenden Logiken verscheuchen wird.

v. Reichlin-Meldegg.

Christoph Herzog zu Wirtembemberg von Dr. B. Kugler, Prof. a. d. Universität Tübingen. 1. Band. Stuttgart. Ebner und Seubert 1868.

Die Entstehungsgeschichte der meisten deutschen Staaten ist ein unerquicklicher Gegenstand für den, der noch an das Walten des Sittengesetzes in der Geschichte glaubt. Denn Gewalt, Betrug und Treulosigkeit sind in der Regel die Mittel gewesen, vermöge welcher sich der nichts achtende Ehrgeiz Einzelner zur Macht emporschwang und erhielt. Durch den Nebel der Jahrhunderte hindurch pflegt sich freilich das vergangene Unrecht für manches Auge glänzend zu färben; und die Hofhistoriographen bemühen

Digitized by Google

sich, die Vorfahren heutiger gekrönter Häupter in schönem und freundlichen Lichte zu zeigen. Aber vor dem Sonnenglanz echter historischer Wahrheit muss jene Sophistik erbleichen, welche zu gegenwärtigem Nutz und Frommen Kapital aus der Vergangenheit machen will. — So hat man in der Entstehungsgeschichte der Hohenzollern die herzstärkendsten Bezüge auf die Gegenwart gefunden; man hat aus landesherrlicher Selbstsucht eine »bewusste nationale Opposition« gemacht und hat die nationalen Ideen, welche die Gegenwart bewegen, verkehrt genug in jener fernen mittelalterlichen Vergangenheit wiederfinden wollen. Wir aber gestehen gern, dass unsere Geschichtsauffassung der poetischen Stimmung allzu sehr entbehrt, und dass wir allzu nüchtern denken, um etwa in einem wucherischen Geldgeschäft das »Aufleuchten des ghibellinischen Gedankens« zu erkennen.

Je höheres Gewicht wir nun auf eine von den Leidenschaften der Gegenwart und von der persönlichen Neigung des Verfassers unbeirrte und unbeeinflusste Darstellung legen, je angenehmer — das müssen wir offen gestehn — hat uns Kugler's jüngst erschienene Monographie über den Herzog Christoph zu Wirtemberg überrascht. Wenn irgend Einer so war Kugler durch gründliche Vorstudien über die ältere wirtembergische Geschichte dazu berufen das Leben und die Wirksamkeit des bedeutenden Fürsten darzustellen, unter welchem sich die Reformation in Wirtemberg vollzog. Schon seine Monographie über Herzog Ulrich von Wirtemberg (Stuttgart 1865) kennzeichnet sich durch den Vorzug einer gewählten Sprache verbunden mit klarer ansprechender Darstellung. Inhaltlich war dieselbe aber über die älteren Werke von Sattler und Heyd nicht hinausgegangen, neues ungedrucktes Material hatte Kugler nicht benutzt, und seine ganze Auffassung war allzu sehr von der apologetischen Richtung beherrscht, die anfangs für jeden Biographen verhängnissvoll zu sein pflegt. Ohne einen so elenden von wahnsinnigen Leidenschaften beseelten Despoten wie Ullrich vollkommen rechtfertigen zu wollen, hatte Kugler den Mörder Hutten's doch wenigstens zu entschuldigen und seine Verbrechen mit dem Mantel der Nothwendigkeit zu decken gesucht. Dagegen erblicken wir in »Herzog Christoph« eine nicht nur formell, sondern auch inhaltlich vollendete und gereifte Leistung. Das in dem königlich wirtembergischen Staatsarchiv vorhandene reiche urkundliche Material ist von Kugler mit Umsicht und in umfassender Weise benutzt worden. Während Pfister in seinem »Herzog Christoph« und Sattler in der »Wirtembergischen Geschichte« die auswärtigen Angelegenheiten nur summarisch darzustellen vermochten, fand Kugler durch das ihm auf höchst liberale Weise zur Verfügung gestellte urkundliche Material Gelegenheit, die gerade unter Herzog Christoph so bedeutungsvollen auswärtigen Beziehungen Wirtembergs, die Stellung des Herzogs zu der grossen religiösen und politischen Bewegung des 16. Jahrhunderts, und zur Reformation in ihrem tieferen

Digitized by Google

Zusammenhang darzustellen. Hier ist ihm denn vor Allem die wichtige Korrespondenz zu Gute gekommen, welche ein so rastloser Vermittler wie Herzog Christoph mit den anderen Fürsten der entgegengesetzten Parteien geführt hat. Pfister konnte sie nicht benutzen, da sie erst mehrere Jahre nach der Veröffentlichung seines »Herzog Christoph« aus einem abgelegenen Aufbewahrungsorte in das königliche Staatsarchiv übertragen worden ist. Der vorliegende erste Band des Kugler'schen Werkes erzählt die wechselvollen Jugenderlebnisse und die ungemeinen Schwierigkeiten, durch welche sich Herzog Christoph zur Macht emporgerungen hat; und wir nehmen gleich anfangs mit Genugthuung Akt von der Art wie der Verf. das Verhältniss zwischen den Eltern, die unerquicklichen Familienhändel, welche die Wiege des Kindes umgaben, beurtheilt und also mittelbar die eigene frühere Ansicht über den Vater, den Herzog Ulrich modifizirt. Er nennt Ulrich »einen unruhigen Kopf voll trotzigem Ungestüm und derber Lebenslust«; es mag als eine etwas bedenkliche Folge dieses heiteren Naturells und als ein Symptom einer sehr weitgehenden Lebenslust gelten, wenn Ulrich in seiner Neigung zu der Frau des Ritters Hans von Hutten sich »so weit vergisst« dem Gemahl zu Füssen zu fallen; mit der Bitte, der Ritter solle um Gottes Willen gestatten, dass er, der Herzog, seine eheliche Hausfrau lieb haben mög', denn er könnt' wohl und mög's nicht lassen. Der »trotzige Ungestüm« nun vollends, den Kugler als charakteristisch für Herzog Ulrich bezeichnet, gewinnt eine sehr zweideutige Färbung und stellt sich als unsühnbarer Frevel gegen menschliches und göttliches Gesetz heraus, wenn der Herzog schliesslich »seines Zornes« über die Indiscretion Hans von Huttens »nicht mehr Meister« wie ein Bandit, während der Jagd über den unbewaffneten Ritter herfällt und denselben ermordet. Man braucht kein grosser Moralist zu sein, um eine solche That unbedingt zu verwerfen. Ulrich selbst hat sie schwer gebüsst. Zu der Stimme der beleidigten Menschheit, zu dem Racheruf der Verwandten des Erschlagenen, dem Ulrich von Hutten in seinen Reden einen ergreifenden Ausdruck lieh, diente der häusliche Zwist gleichsam als Folie, der nun, bisher mühsam verborgen, offen zwischen dem Mörder und seiner eigenen Gemahlin Sabina ausbrach. Es war freilich eine Ehe die nur Staatsvortheil geschlossen, und der die Weihe innerer Neigung fehlte; aber es liess sich immer wenigstens ein Scheinfriede, es liessen sich wenigstens die äusseren Anstandsformen vor der Welt bewahren, zumal dem Herzog am 12. Mai 1515, vier Tage nach dem Morde Huttens ein Sohn und Erbe geboren war. Aber es hätte eine fast übermenschliche Demuth und Milde dazu gehört, die Launen und Rohheiten dieses Gemahls zu ertragen; Sabina's stolzer und hochfahrender Sinn empörte sich offen gegen die Unwürdigkeiten, die sie unter dem jähzornigen Despoten erduldete; sie entschloss sich auf Rath ihrer Verwandten zu dem äussersten Schritt und entfloh am 24. November 1515 mit

Digitized by Google

ihrer Hofmeisterin und einer Jungfrau aus Mirtingen zu ihren Verwandten nach Baiern. Kugler weist darauf hin, dass sie eine Beschwerdeführung bei den wirtembergischen Ständen vorbereitet habe, dass ihr dieselbe aber misslungen sei (Seite 5) und dass sie nun aus Furcht vor Ulrich's Rache die Flucht ergriff; er entkleidet dies Ereigniss von dem romantischen Beiwerk, womit man es zu umgeben liebt; und gelangt somit zu demselben Resultat wie Ulmann (5 Jahre wirtembergischer Geschichte und Herzog Ulrich, Leipzig 1867. S. 26), dass sie ihren Gemahl, ihre Kinder, ihr Fürstenthum Niemanden zu Lieb und Niemanden zu Leid lediglich getrieben von der Sorge um ihre persönliche Sicherheit verlassen habe. Die Blutsaat des Mordes und Ehebruchs begann über Herzog Ulrich zu reifen. Zu den zahlreichen Verwandten Hans von Hutten's traten nun Sabinen's Brüder die Herzöge von Baiern; und im Jahr 1519, da Ulrich die freie Reichsstadt Reutlingen inkorporirt hatte, der grosse schwäbische Bund: eine Schaar von Feinden, deren Uebermacht Ulrich nicht gewachsen war, zumal die Sympatieen seines Volkes und des gemeinen Mannes in Wirtemberg seit den Tagen des »armen Konrad« völlig erloschen waren. Ulrich musste sein Herzogthum als Flüchtling verlassen, eins seiner festen Schlösser fiel nach dem andern in Feindes Hand — und gegen Ende des Jahres 1519 war ihm von allen seinen Besitzungen nur noch die Grafschaft Mümpelgard geblieben.

Jetzt aber mischte sich der habsburgische Ehrgeiz ein. In der Absicht Wirtemberg den Besitzungen seines Hauses einzuverleiben, machte Karl V. den Vorschlag, man möge ihm das eroberte Herzogthum sammt Ulrichs Kindern überantworten; am 6. Februar 1520 ward jener Vertrag unterzeichnet, laut dessen das Fürstenthum Wirtemberg »mit dem Titel und auch der Gerechtigkeit wie gemeine Bundesstände es erobert und auf diesen Tag innehaben« dem König Karl als Erzherzog von Oesterreich zugestellt werden sollte. Ein Nebenvertrag legte ihm die Verpflichtung auf, den jungen Christoph in Innsbruck, und dessen Schwester Anna bei ihrer Mutter erziehn zu lassen und den Geschwistern binnen 2 Jahren genügende Sicherheit über die Zahlung von 5000 fl. zu leisten, welche als jährlicher Minimalertrag zweier gegen Tübingen und Neufen einzutauschender Schlösser angenommen wurden. Im Versäumnissfall sollten Christoph Heidenheim, Blaubeuren und Munsingen zugewiesen werden. — Die Unterthanen wurden angehalten König Karl V. als ihrem neuen Herrn zu huldigen, Wirtemberg war österreichisch geworden. Während Ulrich flüchtig umherirrte, von Mümpelgard oder Hohentwiel aus immer und immer wieder bei Kaiser und Reich vergebens sein Recht suchte; und alles bittere Elend der Verbannung durchkosten musste, verlief die Jugend seines Sohnes fern von Eltern und Heimathlaand in öder freudloser Weise. Wohl trug man ihm auf seiner Reise nach Innsbruck im März 1520 aller Orts Sympathie entgegen. »Männiglich trug grosses Mitleiden mit dem

Digitized by Google

unschuldigen, frommen, jungen Herrlein.« Aber zu tief hatte sich die Erbitterung über Ulrich's pflicht- und ehr-vergessenes Willkührregiment in alle Gemüther eingesenkt, als dass das Volk in Wirtemberg über vage Gefühle hinausgekommen wäre und sich etwa dem Sohn des vertriebenen Herrschers zu Lieb in blutigem Aufstand wider Oesterreich erhoben hätte. Christoph selbst wurde in Innsbruck und seit 1529 in Neustadt so sorgfältig von aller Berührung mit der Heimath abgeschlossen und verwahrt, »dass er seines Vaters und des Fürstenthum Wirtemberg Gelegenheit ganz kein gründlich Wissen gehabt hat«. Als er im Spätherbst 1530 mit Karl V. quer durch Wirtemberg nach dem Rheine reiste, ward er jedoch wieder gewahr, dass die alte wirtembergische Treue nicht ausgestorben sei, es entstand ein solcher »Zulauf, dass man das Volk mit Schergen davon bieten musste und ihn auch um so viel eher hinwegthat«. Es konnte nicht fehlen, dass er die Gunst der Umstände zu nutzen und seine früh verlorene Freiheit wieder zu gewinnen suchte. Zwei Jahre lang hat er am Hofe Kaiser Karl's auf den gelegenen Zeitpunkt zur Flucht geharrt; hat in der Zwischenzeit Viel gesehn und gehört, wodurch er seine Kenntnisse bereichern, sein Urtheil bilden konnte und im persönlichen Umgang mit dem mächtigen Kaiser eine reiche Quelle politischer Belehrung gefunden. Kugler weist überzeugend nach, wie dieser Aufenthalt am kaiserlichen Hof eine vortreffliche Schule und Vorbereitung für den späteren Regenten geworden ist und wie der junge Fürst, der von Natur die Gabe eindringender Beobachtung besass, nun, da er seiner Umgebung innerlich fremd gegenüberstand, auf dem Sprunge zu entweichen darauf angewiesen war, spähenden Blickes nach allen Seiten umherzuschauen. Im Oktober 1532 gelang es ihm aus dem Gefolge des Kaisers, der von Wien durch die steierischen Alpen nach Italien reiste »unverdachtlich und in so grosser Geheim« zu entwischen, dass er »mit Hilf Gottes des Allmächtigen glücklich und unvermerkt an ein Ort« kam, darin er sicher war. (S. 15.) Sein Plan war, wie er dem Vater schrieb, eine »Partei in Wirtemberg zu gewinnen, und den Bund zu vermögen, dass er Ferdinand veranlasse den Vertrag zu halten und ihm endlich Tübingen und Neufen zu überantworten«. So erliess er im Juli 1533 eine »Ansuchung bei den Stenden des Bunds im Landt zu Schwaben darinnen er das Fürstenthum zu Wirttemberg widder fodert und begert«. Als Minimum seiner gerechten Ansprüche bezeichnete er die Ueberlieferung von Tübingen und Neufen; stellte aber überhaupt das Recht des Kaiser Karl: Wirtemberg seinen Staaten einzuverleiben in Abrede, und verlangte Wiedereinsetzung in das, was ihm gehöre. Muthig, wenn auch erfolglos, verfocht er seine Sache auf dem grossen Bundestag zu Augsburg im Dezember 1533. Der moralische Erfolg, den er durch sein geschicktes Plaidoyer errang, musste ihn dafür entschädigen, dass er zunächst noch keinen Fussbreit seines Landes erhielt, und dass sich die Verhand-

Digitized by Google

lungen zerschlugen. Auch durfte die zu Augsburg erfolgte Lockerung und Lösung des treuesten und mächtigsten Anhängers Oesterreichs in Oberdeutschland: des schwäbischen Bundes, als ein mittelbarer Gewinnst für Christoph angesehn werden. Er hatte den österreichischen Beamten versprechen müssen, zunächst noch keine Feindseligkeiten zu beginnen, um nicht einen zweiten Versuch friedlicher Ausgleichung dadurch unmöglich zu machen; sein Vater Ulrich aber und dessen Beschützer Landgraf Philipp von Hessen, die durch keinerlei Verpflichtungen gebunden waren und die Auflösung des schwäbischen Bundes mit Freude wahrgenommen, fielen nun mit Heeresmacht in Wirtemberg ein, schlugen die Truppen der österreichischen Regierung bei Laufen aufs Haupt und in dem Vertrag von Baden (29. Juni 1534) ward König Ferdinand gezwungen auf das Herzogthum Wirtemberg zu verzichten und sich damit zu begnügen, dass dasselbe fortan ein Afterlehen des Hauses Oesterreich sein solle. Aber mit der Restauration der alten Dynastie war freilich das Ende von Christoph's Prüfungen noch nicht herbeigekommen. Es folgten nun Mishelligkeiten mit dem eigenen Vater, der dem Sohne die freundschaftliche Verbindung mit der Mutter und deren Verwandten nicht verzieh; Christoph ward an den französischen Hof, halbwegs in eine zweite Verbannung geschickt und dadurch der Grund zu neuen Gefahren gelegt, welche durch die französischen Beziehungen für die Zukunft Wirtembergs involvirt waren. Dem Briefe Christoph's an den bairischen Rath Weissenfelder »er wolle ihm 5000 Gulden und jährlich noch 300 Gulden geben, wenn er das Fürstenthum erobere und zur Hand bekomme« vermögen wir keine so harmlose Deutung beizulegen, wie Kugler, er scheint uns für die Vergiftung des Verhältnisses die zwischen Vater und Sohn eingetreten war, nur allzu charakteristisch. Ueber den Vasallendienst, den Christoph dem französischen König zu leisten gedrängt wurde, über den italienischen Feldzug von 1537 gegen die Kaiserlichen, an dem der wirtembergische Prinz als Oberster von 10,000 Landsknechten Theil nahm und die Misère, die seiner harrte, bringt Kugler manche neue erhebliche Einzelheit. (S. 36. 39.)

Während Christoph in französischem Dienste manche Unannehmlichkeit erlebte, steigerte sich die feindselige Gesinnung seines Vaters gegen ihn zu einem solchem Grade, dass in Frankreich das Gerücht lief: Ulrich wolle den Sohn gänzlich von der Thronfolge ausschliessen. Auch als der Herzog sich mit seinen bisherigen baierischen Feinden zu Lauingen (9. Oktober 1541) vertragen hatte, wollte er sich nicht dazu herbeilassen dem Sohne eine väterliche Gesinnung zu beweisen; so dass Ludwig von Baiern dem Prinzen Christoph, den er aus Frankreich hatte zu sich kommen lassen, den Rath gab, wieder »nach Frankreich zu verreiten, seine Pension richtig zu machen und sich dann nach Gelegenheit der Läuf wieder heraus zu fertigen«. Ulrich hatte sich dem Grafen Georg, dem

Digitized by Google

er für brüderliche Unterstützung in den Zeiten der Verbannung zu grossem Danke verpflichtet war, mit Wärme zugewandt und den Gedanken gefasst, das Herzogthum zwischen diesem und Christoph zu theilen. Unberechenbar in seinen Launen sprang er aber, da er sich von Graf Georg beleidigt glaubte, plötzlich von dem Projekte ab, liess Christoph nach Reichenweiher kommen und legte demselben eine Reihe von Bedingungen vor, die im Wesentlichen darauf hinausliefen, dass derselbe den evangelischen Kultus nicht beunruhige, die Erbverträge des Hauses anerkenne und dem Grafen Georg eine kleine Ausstattung an Land und Leuten gönne. Christoph unterzeichnete am 17. Mai 1542; die Versöhnung zwischen Vater und Sohn schien erreicht. Doch gaben häusliche und politische Verhältnisse (S. 55) manchen Anlass zu neuen Reibungen, und auch als Christoph sich nach dem Wunsch Ulrich's mit der brandenburgischen Markgräfin Anna Maria vermählte, hielt ihn der Vater sehr kurz und verweigerte in grämlicher Weise jede Unterstützung für den erweiterten Haushalt des Sohnes in Mümpelgard. Der schmalkaldische Krieg erhöhte die Bedrängnisse der Beiden, ohne ihr gegenseitiges Verhältniss zu bessern. Christoph hatte sich durch die Verhandlungen über eine neue Kaiserwahl, die er im Fall des Siegs der Schmalkaldischen mit dem Dauphin anknüpfte, kompromittirt; doch liess man ihn dies von Seite der Kaiserlichen so wenig entgelten, dass Granvella ihm sogar Eröffnungen machte, der Kaiser sei entschlossen, dem Herzog Ulrich die Regierung nicht mehr ungetheilt zu überlassen, sondern ihn, den Prinzen, dem Vater an die Seite zu setzen. Wie man es freilich zunächst auf den alten Störenfried Ulrich abgesehn, zeigte der Vertrag von Heilbronn, zeigte die Klage König Ferdinand's beim Kaiser, in der er ausführte, dass der Herzog durch seine Betheiligung am schmalkaldischen Krieg seine Lehenspflichten auf's schwerste verletzt habe und dass deshalb das Herzogthum Wirtemberg ihm, als ein österreichisches Leben zurückgegeben werden müsse. Der Process nahm eine so bedrohliche Wendung, dass nur der Rücktritt Ulrichs und sein Verzicht zu Gunsten des Sohnes eine Erhaltung der Dynastie verbürgen zu können schien. Während sich aber der autokratische Instinkt des Herzogs bis zuletzt gegen das unerwünschte Auskunftsmittel sträubte, führte sein Tod am 6. November 1550 die rascheste Lösung herbei. In dem schweren Geschick, das den Abend dieses stürmischen Lebens verdunkelte, liegt eine gewisse Sühnung und es liegt wohl auch in der muthvollen Art wie er es getragen ein Anlass, günstiger über Herzog Ulrich zu urtheilen als er verdiente. Am Schlusse einer in ihrer Kürze meisterhaften Darstellung der Schicksale Wirtembergs bis zum Jahre 1550 rühmt Kugler die Pflichttreue, womit Ulrich die letzten Aufgaben seiner Regentenlaufbahn gelöst habe. Er habe nach idealem Ziele gestrebt, und sich hohe Zwecke gesetzt, die einen selbstlosen Sinn und unbegränzten Opfermuth erforderten (S. 130). Die Noth der Verban-

Digitized by Google

nung habe ihn geläutert; bei dem Studium der protestantischen Lehre habe er sich mit den tiefsten und reinsten Gedanken erfüllt, die die Zeit bewegten, und sei zwar noch immer reizbar und aufbrausend geblieben, doch von einer selbstloseren Gesinnung durchdrungen, die nicht mehr lediglich das persönliche Wohl, sondern das Gedeihn seines Volkes und der protestantischen Sache erstrebte. Mag man aber auch zugestehn, dass das Unglück nicht ganz spurlos an Ulrich vorbeigegangen ist, wie es denn die meisten Menschen besser ertragen als das Glück, so bleibt doch in dem Auftreten gegen seinen eigenen Sohn, in der häuslichen wie in der allgemeinen, auch der späteren Politik Ulrichs mancher dunkle unerklärte Punkt übrig, der für die »herkömmliche Auffassung« spricht, und so lässt sich denn auch der trostlose Zustand Wirtembergs zu der Zeit, als Christoph die Zügel der Regierung ergriff, am besten auf die zwar interessante, aber durchaus verwerfliche Persönlichkeit zurückführen, die allzu lange dort regierte. Es war in der That »Alles übler als man je gehört und gedenkt« und Christoph's Lage keine beneidenswerthe, da er das Land aus diesem Nothstande erretten sollte. (S. 132.) Noch handelte es sich darum, ob man ihn überhaupt als Herzog anerkennen, oder ob König Ferdinand mit seinen Ansprüchen durchdringen würde. Mit richtigem Takt wandte Christoph sich zunächst an seine Lehnsmannen, Prälaten und Unterthanen; er berief einen allgemeinen Landtag auf den 9. Januar 1551 nach Stuttgart, und gestützt auf die Stimme des Landes richtete er die Bitte an alle Reichstände, dass sie ein Fürwort bei Kaiser Karl einlegten. Als dies geschehn, erschien er persönlich in Augsburg und führte seine Sache vor Karl V. Er bewies in dem langen und peinlichen Streit, dass er erforderlichen Falls Opfer zu bringen wisse, dass er zu jeder verständigen Nachgiebigkeit bereit, aber auch fest entschlossen sei sein principielles Recht zu wahren. Mit der Haltung Christophs während des Processes war auch seine Politik gegenüber dem Tridentiner Koncil, mit der politischen war die religiöse Existenzfrage für Wirtemberg eng verbunden. Die Darstellung dieser geheimen und tiefen Bezüge grossentheils nach bisher ungedruckten Urkunden aus dem Kgl. W. Archiv gehört zu den verdienstvollsten Theilen des Kugler'schen Buch's. Ueber das Verhältniss Christoph's zu dem Reformator Brenz, über seine Unterhandlungen mit den anderen protestantischen Reichsständen, mit Pfalzgraf Wolfgang, Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz und Pfalzgraf Otto Heinrich, über die Politik der Protestanten gegenüber dem Koncil (S. 171 ff.) erhalten wir ebenso erwünschte wie reiche Aufschlüsse. Christoph's Stellung wird, da an Stelle des unterwürfigen Gehorsams, den Karl V. in der ersten Zeit nach dem schmalkaldischen Kriege gefunden, allmälig Unwillen, Trotz und die Sehnsucht nach offenem Widerstande treten, eine ebenso schwierige als bedeutungsvolle. Er ist der Vermittler zwischen der Opposition und dem Kaiser. Er ist die Seele des Fürstenbundes, welcher eine

Digitized by Google

bewaffnete Neutralität zwischen Karl und Moritz einhalten und den grossen Streit gütlich beilegen will; rastlos unterhandelt er mit dem Kaiser, und mit dessen Gegner, obgleich er nicht einmal zu den vornehmsten Fürsten, zu den Kurfürsten gehört, spielt er bei der Versammlung in Worms eine hervorragende Rolle. Den Verlegenheiten, die mit jedem Vermittleramt verknüpft zu sein pflegen, entgeht er freilich nicht.

Sobald die streitenden Theile an die Waffen appellirt hatten, glaubte ein Jeder die Hülfe des Vermittlers reklamiren zu dürfen. Karl V. der, von Moritz überfallen, Innsbruck verlassen hatte und höher in's Gebirg hinauf gedrängt war, ermahnte von Linz und Villach aus den Herzog Christoph zu standhafter Treue und zur Gestattung kaiserlicher Werbungen im wirtembergischen Gebiet. Auf der anderen Seite trat Moritz mit neuen Forderungen gegen Christoph heraus und verlangte, wenn auch mit verblümten Worten, dass derselbe sich entschiedener als bisher auf die Seite der verbündeten Fürsten stellen müsse, wenn er nicht als Feind behandelt sein wolle (S. 214). Diese Drohungen blieben denn auch nicht ohne Erfolg; die Politik der »freien Hand« erwies sich selbst für ein so kleines Staatswesen wie Wirtemberg als ein bedenkliches und unkluges Experiment, und so hat Kugler an der Hand neuer Urkunden gezeigt wie der Herzog mehr und mehr auf die Seite der fürstlichen Opposition gedrängt wurde. Er sah ein, dass die in Passau angestrebte Versöhnung nur ein frommer Wunsch bleiben würde, sein Hoftheologe J. Brenz bestärkte ihn darin, dass man alle Mittel der Billigkeit erschöpft habe, und dass bei der notorischen Unbilligkeit des Kaisers jeder Stand Alles dasjenige, was ihm vermöge gemeiner geschriebener Rechte gestattet sei, zur Gegenwehr vornehmen und darob von Gott mit gutem Gewissen das Glück oder Unglück erwarten und erleiden dürfe. (S. 220.) In Heidelberg fand im Juli 1552 eine lange vorbereitete Zusammenkunft Christoph's mit Kurfürst Friedrich und dem Herzog von Jülich statt, auf deren vermittelnde Thätigkeit Kugler's archivalische Untersuchungen neues Licht werfen. Das Beste zu der in Passau erfolgten Entscheidung haben freilich nicht die Federn der Vermittler, sondern die Waffen des Kurfürst Moritz gethan. — Die definitive Entscheidung über das Schicksal Wirtembergs liess nach dem Passauer Vertrage nicht mehr lange auf sich warten; Christoph wusste das Ansehn, das er sich während des letzten grossen Konflikts erworben, auch König Ferdinand gegenüber geschickt zu verwerthen; dabei blieb es seine Taktik, sich auf die ihm treu ergebenen Landstände zu stützen und so gewann er der Zähigkeit seines Gegners den immerhin leidlichen Vertrag vom 6. Juni 1553 ab, wonach er statt der geforderten 300,000 nur 250,000 Gulden Entschädigung zahlen sollte, die Spanier das Herzogthum räumten, dagegen die Afterlehenschaft Ferdinand's bewilligt werden musste. Die Politik Christoph's charakterisirt sich überhaupt als eine vorsichtig zuwartende

Digitized by Google

Politik der Defensive; deren Resultate im besten Falle keine glänzenden zu sein pflegten. Das Kugler'sche Buch enthält eine Fülle neuer und werthvoller Aufklärungen über die vermittelnden Bestrebungen des Herzogs, da es sich darum handelte den ungestümen Ehrgeiz des Brandenburger Markgrafen in Schranken zu halten, und auf der andern Seite zu verhüten, dass der Kaiser seine ehemalige drückende Uebermacht wiedergewann. So sehr wir nun auch dem Verf. Dank dafür wissen, dass er uns durch die von ihm beigebrachten Materialien in Stand setzt, die Neutralitätspolitik Christoph's bis in ihre leisesten Schwankungen hin zu verfolgen, so vermögen wir doch über den Werth und die Thunlichkeit dieser Politik nur sehr gering zu urtheilen. Auch hier hat Kurfürst Moritz das bessere Theil erwählt, da er gegen den Störenfried zu den Waffen griff, während »unser Herzog«, wie Kugler (S. 264) den Wirtemberger nennt, fortdauernd gegen Albrecht die herzliche Gesinnung eines nahen Verwandten zeigte, sich aber auf der andern Seite nicht verhehlen konnte, dass die Konsequenzen des Passauer Vertrags den Krieg verlangten, und so in einem unheilvollen Schwanken zwischen Dem verharrte, was das Herz begehrte und der nüchterne Verstand verwarf.

Erfreulicher als die auswärtige erscheint die innere Politik des Herzogs; die Erhebung des ständischen Wesens aus der Erniedrigung, in die es unter der Regierung des Herzogs Ulrich versunken war, der sich tiefgreifende Reformen auf dem Gebiet der Verwaltung und der Gesetzgebung anschlossen. Diesem Theil des Kugler'schen Buch's dienten Reyschers staatsrechtliche, Wächter's privatrechtliche, sowie die schon früher erwähnten Arbeiten von Sattler, Pfister und Heyd als unentbehrliche Grundlage, während für die Darstellung der kirchlichen und Schul-Angelegenheiten unter Christoph's Regierung Hartmann und Jäger, Neudecker u. A., sowie bezüglich der protestantischen Politik Christoph's (v. S. 331 an) die Schätze des Wirt. Staatsarchiv's benutzt worden sind. Die geistvolle Charakteristik, welche den Schluss des Werkes bildet, ruht auf Bidembuch's »Bericht vom Leben und Absterben des Herzogs Christoph«, sowie auf dem 2. Theil des Pfister'schen Buchs; doch ist auch hier manche interessante Notiz aus den Stuttgarter Archivalien entnommen, die Kugler zu Gebote standen. So beweisen die Mittheilungen auf S. 397 ff., dass die derbe Lebenslust, die den Vater charakterisirt hatte, auch in dem Sohne nicht erloschen war; während die sehr dankenswerthen Bemerkungen über Christoph's häusliches Leben und sein Verhältniss zu der brandenburgischen Gemahlin (S. 401) ihn im hellen und freundlichen Gegensatz zu seinem Vater erscheinen lassen. Seine kolossale Arbeitskraft, seine Strenge gegen sich, wie gegen Andere heben ihn vortheilhaft hervor. Und so durfte Kugler ihn wohl als das Musterbild eines Regenten jener Tage schildern, und darauf hinweisen, dass er trotz der unbedeutenden materiellen Macht, auf die er sich

Digitized by Google

stützte, durch seine Geisteskraft sich während seiner besten Jahre gleichsam zum Haupte aller deutschen Protestanten gemacht hat. Mit lebhafter Spannung sehen wir dem 2. Bande des Kugler'schen Werkes entgegen. **Karl Mendelssohn-Bartholdy.**

Marcus Porcius Cato der Censor. Von Prof. F. D. Gerlach. Basel. Carl Schultze's Universitätsbuchdruckerei 1869. 40 S. in gr. 4.

Der Verfasser, nachdem er in eigenen Monographien uns das Leben und die Thaten der Scipionen vorgeführt hatte (s. diese Jahrb. 1868 S. 278 ff.), gibt in dieser Schrift ein Lebensbild des älteren Cato, in welchem die gesammte Thätigkeit dieses Mannes, sein Privatleben, wie sein Wirken im Staate und auf dem Gebiete der Wissenschaft dargestellt wird, und zwar so, wie dieselbe sich aus den Quellen, die unter dem Text stets angeführt sind, herausstellt, getreu und wahr. Der Verf. wirft zuerst einen Blick auf die Lage Rom's zu der Zeit, in welche das Auftreten Cato's fällt, in dessen Leben er das treueste Bild der Gesinnung ausgeprägt findet, welche das römische Volk bei den Unfällen des zweiten punischen Krieges beseelte, des unerschütterlichen Gleichmuthes in der Gefahr, der Zähigkeit und Ausdauer in den Zeiten der Noth, des trotzigen Selbstvertrauens, das mit dem Unglück wächst: in dieser Hinsicht erscheint ihm Cato als der treueste Sohn seines Vaterlandes und als das lebendige Abbild des alten römischen Bürgerthums, welches dem Hannibal widerstanden und die Welt bezwungen hat (S. 6).

Cato's Geburtsjahr wird auf das Jahr 520 u. c. oder 234 vor Chr. festgestellt, nach unserer Ansicht die einzig richtige Annahme; darauf das Jugendleben des Cato, seine Erziehung und seine Jugendbildung, wie sein erstes Eintreten in eine staatliche Wirksamkeit geschildert; hervorgehoben wird, wie er auf der Rückkehr von Sicilien über Sardinien den Ennius von da nach Rom mitgebracht (im Jahr 550 u. c.), aber die Angabe des Aurelius Victor, dass Cato schon damals von Ennius Unterricht im Griechischen erhalten, für ungegründet erklärt, da er nach Plutarch sich erst im spätern Alter dazu verstanden, Griechisch zu lernen. Allerdings passen zu dieser Angabe des Plutarch (Vit. Cat. 2: *παιδείας Ἑλληνικῆς ὀψιμαθὴς γενέσθαι λέγεται* etc.) auch die Worte, welche Cicero dem Cato selbst in den Mund legt: »Graecas literas senex didici« etc.; allein die Erzählung desselben Plutarch cap. 12 von Cato's Aufenthalt zu Athen (im Jahre 563) lässt doch kaum zweifeln, dass er damals bereits das Griechische verstanden, und nur aus römischem Stolz mit den Athenern durch einen Dolchmetscher verkehrt, *δυνηθεὶς ἂν αὐτὸς εἰπεῖν, ἐμμένων δὲ τοῖς πατρίοις καὶ*

Digitized by Google

καταγελῶν τῶν τὰ Ἑλληνικὰ τεθαυμακότων. Und damit wird sich wohl vereinigen lassen, wenn wir das eigentliche Studium der griechischen Literatur in die spätere Lebensperiode des Mannes setzen, der mit der Sprache selbst gewiss schon früher bekannt geworden war, sei es durch Ennius oder auf andere Weise. Die gesammte kriegerische Thätigkeit Cato's, der auch die Ehre eines glänzenden Triumphs zu Theil ward, so wie insbesondere sein politisches Wirken, seine staatsmännische Thätigkeit wird im Einzelnen von dem Verfasser berichtet, dabei insbesondere auf die Grundsätze hingewiesen, durch welche dieselbe bestimmt ward; vgl. S. 17 ff., hier auch der Gegensatz besprochen, in welchen die Richtung seiner Staatskunst zu der der Scipionen trat, und dadurch eine richtige Würdigung ermöglicht, namentlich auch in Bezug auf sein Verhalten gegenüber von Carthago; eben so seine segensreiche Thätigkeit für die innere Entwicklung des Staates, »wo er als treuer Wächter alter Zucht, Ehrbarkeit und Sitte und schonungsloser Rächer jeder Ungerechtigkeit mit strafendem Ernste die Gebrechen der Neuzeit rügte«. Wie dies im Einzelnen sich bewährte, mag man lieber in der anziehenden Darstellung selbst lesen. Passend wird daran eine Betrachtung über die Reden Cato's geknüpft, und zuletzt noch ein Blick auf die wissenschaftliche Thätigkeit Cato's geworfen, um keine Seite in diesem Lebensbilde unbeachtet zu lassen. Es erscheint gewiss als Etwas ausserordentliches, dass ein Mann, der in seinem häuslichen Leben, wie in dem politischen, als Feldherr und Staatsmann eine so ungemeine Thätigkeit bis in sein höchstes Alter hinein entwickelte, noch Zeit und Musse fand, auch für die Wissenschaft Etwas zu thun und der Nachwelt auf diese Weise auch ehrende Denkmale seiner geistigen Thätigkeit zu hinterlassen. Dass diese zunächst praktischer Art war, auf das Leben selbst, und zwar auf das römische sich bezog, kann nicht befremden, und mit Recht weist der Verfasser auf den Landbau hin, der für die ganze Entwickelung des römischen Lebens, für die Erhaltung altrömischen Sinnes und Geistes ihm so wichtig erschien. Der Verf. steht nicht an, die unter Cato's Namen auf uns gekommene Schrift, so sehr sie auch in neuerer Zeit ein Gegenstand unbegründeten Zweifels geworden ist, für ungefälscht zu halten, und ein ächtes Denkmal Catonischer Thätigkeit darin zu erkennen, welches in seiner ursprünglichen Gestalt uns noch vorliege. Aber freilich dürfe man hier nicht an ein in sich abgeschlossenes System der Landwirthschaft denken, sondern nur an eine Zusammenstellung von einzelnen Bemerkungen, Wahrnehmungen, Beobachtungen, die aufgezeichnet worden, wie es der Moment mit sich brachte, Anweisungen über dieses und jenes, was den Landbau und was damit zusammenhängt, betrifft, daher auch Hausmittel für Menschen wie für das Vieh, Recepte, Zauberformeln u. dgl. m. mit unterlaufen. Bei Cato's Liebe für den Landbau und eifriger Pflege desselben, zum Beispiel für Andere und zur Nachahmung, erklärt sich das

Digitized by Google

Entstehen der Schrift auf eine so einfache und natürliche Weise, dass der Zweifel an ihrer Aechtheit wohl zurücktreten wird. In ähnlicher Weise will der Verf. auch die von Cato an seinen Sohn gerichtete Schrift auffassen (S. 33), da sie eben so wenig ein wissenschaftliches Lehrgebäude enthalten, wohl aber gute Lehren, Vorschriften, Grundsätze über verschiedene Gegenstände, die ihm wissenswürdig erschienen; diese für sich besonders behandelt, erscheinen dann als Theile Eines Ganzen, das auf Landbau, Arzneikunde, Beredsamkeit, Rechtskunde und Kriegskunst sich bezog und für jeden dieser Gegenstände die für einen Römer nöthigen Vorschriften enthielt. Dass aber der Mann, der so oft vor Gericht, es sei für sich oder für Andere gestanden, und der in früheren Jahren an den Eroberungskriegen der Römer im Westen und Osten so thätigen Antheil, und zwar in höherer Stellung genommen, auch befähigt war, über das Recht und über die Kriegskunst, diese beiden, einem Römer der höheren Stände damals so wichtigen Gegenstände, zu schreiben, Anweisungen, Vorschriften, aus der eigenen Lebensthätigkeit geschöpft, zu ertheilen und auf diese Weise auch beizutragen zur Erhaltung altrömischer Sitte und zur Kräftigung der Jugend, hat wahrhaftig Nichts Auffallendes, und lässt uns um so weniger die in schon später Zeit aus diesen Schriften gemachten Mittheilungen bezweifeln. Zuletzt bespricht der Verf. noch die Spuren von Briefen Cato's, wie das grössere, leider so wenig im Einzelnen uns näher bekannte Werk der Origines, das in der römischen Literatur gewiss eine ausgezeichnete Stelle einnahm.

Wir schliessen mit den Worten, mit welchen auch der Verfasser seine anziehende Darstellung geschlossen hat (S. 39):

»So finden wir den seltenen Mann bis zum letzten Augenblick seines mühevollen Lebens in rastloser Thätigkeit begriffen. Hatte er als tüchtiger Soldat und Feldherr in offener Feldschlacht die Feinde des Vaterlandes bekämpft, so hat er als treuer Schirmer von Gesetz und Recht dem hereinbrechenden Verderben mit ungebeugtem Muthe widerstanden. Er hat alle Pflichten des Hausvaters und des Bürgers mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt. Als Redner unwidersprechlich durch die Kraft der Wahrheit, als Staatsmann hervorragend durch sittlichen Ernst und grosse Klugheit, als Feldherr siegreich durch tiefe Berechnung und überraschende Kühnheit hat er die Grundzüge römischen Bürgerthums gezeigt. Endlich hat er in Kunst und Wissenschaft den Wettstreit mit dem Griechenvolk gewagt und seinem Vaterlande ein Denkmal seines Geistes hinterlassen für ewige Zeit. Den schönsten Lohn für solches Verdienst trug er ohne Zweifel in der eignen Brust, im Bewusstsein seines Werthes. Aber was dem Streiter für des Lebens höchste Güter, dem strengen Richter aller menschlichen Schwäche und Verkehrtheit nur selten zu Theil geworden ist, sein Volk hat ihn verstanden und bis ans Ende seiner Tage, ja über's Grab ist die Verehrung und Bewunderung seiner Mitbürger ihm gefolgt.«

Digitized by Google

Archiv des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins. Jahrbuch für Staatsverwaltungsrecht und Diplomatie des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins. Mit Beilagen, enthaltend: Verfassungen und Gesetze anderer Staaten. Redigirt von Dr. jur. A. Koller. Berlin. 1868. Verlag von Fr. Kortkampf, Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte. Erster Band. Heft 1—6. 960 S. in gr. 8.

Dieses Archiv, von welchem uns sechs Hefte vorliegen, soll eine Sammlung aller Gesetze, Verordnungen, Verträge, Erlasse u. s. w. des norddeutschen Bundes und des Zollvereins enthalten, worin die Gesetze in der Art commentirt werden, dass paragraphenweise die vollständigen Motive und alle für die Interpretation wichtigen Theile der Commissionsberichte wie der Debatten mitgetheilt werden: was in diesen Motiven, Berichten und Debatten von Wichtigkeit vorkommt, findet sich hier zu jedem einzelnen Paragraphen zusammengestellt, und macht es dadurch möglich, bequem eine volle und sichere Erkenntniss alles Einzelnen zu gewinnen: eben so sind alle zu einem Gesetz gestellten Abänderungsanträge überall hinzugefügt, und im Gesetz selbst die Aenderungen, welche der ursprüngliche Entwurf erfahren, durch Druck hervorgehoben, während der Wortlaut des Entwurfes in die Anmerkungen gebracht ist. Alles ist mit eben so grosser Vollständigkeit als Genauigkeit behandelt: wie denn im ersten Hefte die Gesetze über Freizügigkeit, Pass- und Postwesen u. s. w. dann und zwar bis zum einen Theil des fünften Heftes die Gesetze über den Kriegsdienst enthalten sind, und Alles darauf Bezügliche bringen. Wir können hier nicht weiter in das Einzelne uns einlassen: jedenfalls liegt hier eine dem Geschäftsmann wie selbst dem Gelehrten unentbehrliche und vollständige Sammlung aller Gesetze und Verfügungen des norddeutschen Bundes vor, deren Werth noch dadurch erhöht wird, dass, wie ausdrücklich bemerkt wird, dann, wenn die Gesetze erledigt sind, noch eine Sammlung aller auf den norddeutschen Bund und den Zollverein bezüglichen diplomatischen Aktenstücke erfolgen soll, welchem sich zum Schluss noch solche Verfassungen und Gesetze fremder Staaten anschliessen werden, die ein allgemeines Interesse beanspruchen. So dürfte wahrhaftig zur Vollständigkeit des Ganzen Nichts vermisst werden, und kann man hiernach diesem Archiv einen raschen Fortgang und alle die Verbreitung wünschen, die im Interesse der Sache selbst liegt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Exposition universelle de 1867 à Paris. Rapports du Jury international publiés sous la direction de M. Michel Chevalier, Membre de la Commission Imperiale. XIII tomes. Tome premier. Introduction par M. Michel Chevalier p. I—DXLVI. Paris, Imprimerie administrative de Paul Dupont. 1868.

Wie die vorangegangenen Ausstellungen hat auch die von 1867 in einem amtlichen Bericht ein ansehnliches literarisches Denkmal hinterlassen. Dreizehn starke Oktavbände sind erschienen, welche die Berichte der Mitglieder der Jury für die verschiedenen Partien der Ausstellung enthalten. Den grössten Theil des ersten Bandes bildet die allgemeine Einleitung, welche Michel Chevalier dem Ganzen vorausschickt. Dieser in Frankreich, auch im Auslande, sehr angesehene Nationalökonom hat für den französischen Theil der Ausstellung von 1862 bereits den einleitenden Bericht verfasst; der entsprechende Auftrag ist ihm jetzt für die Gesammtheit geworden. M. Chevalier besitzt die Gabe der eleganten Schreibweise in eminentem Maasse: er ist klar und bedeutend, ansprechend und überzeugend zugleich. Er hat die in Frankreich ohnehin unentbehrliche Fähigkeit des »écrivain« in ungewöhnlichem Maasse; so wenig man in seiner Nation auf dieselbe bei irgend einem Schriftzu verzichten geneigt ist, hat sie durch ihre hervorragende Art bei ihm zum grossen Theile dazu beigetragen, einen Ruhm zu begründen, welcher in neuen wissenschaftlichen Forschungen nach deutscher Gewohnheit kaum seinen Ursprung hat. —

Die vorliegende Arbeit Chevalier's — vor wenigen Monaten auch ins Deutsche übertragen von E. J. Horn, doch empfehlenswerther im Original — darf weit über den Kreis der volkswirthschaftlichen Fachmänner hinaus auf Interesse Anspruch machen, und durch die Art ihrer Darstellung kommt sie diesem Interesse aufs angenehmste entgegen. — Es handelt sich um keine geringere Aufgabe, als in möglichst gedrängtem Abriss den gegenwärtigen Stand der Macht der Culturvölker über die Natur, das heisst der Industrie im weitesten Sinne, zu schildern. — Welche Bedeutung man auch den Industrie-Ausstellungen einräumen möge, sie haben, wie nichts anderes zuvor, einen Mittelpunkt geschaffen, um solch einen Ueberblick zu halten. Ihre Entwicklung selber ist lehrreich. Die Zahl der Personen, welche die erste, zu London im Jahre 1851, gegen Eintrittsgeld besuchten, war 6,039,000; die Zahl der die zweite, zu Paris 1855, Besuchenden war 5,162,000; 1862. auf der

Digitized by Google

dritten, in London, waren 6,211,000 Besucher. Aber 1867 waren es gegen 10 Millionen (9,826,000 Tagesbillets, 5,460 Saisonbillets, 90,226 Wochenbillets) 9,921,686.

Die Zahl der Aussteller war

1851	13,917
1855	23,954
1862	28,653
1867	50,226.

Japan und Siam, die Hawai-Inseln waren hier vertreten neben den europäischen Reichen und ganz Amerika. — Auf dem Marsfelde versammelten sich »wie auf einem Forum der Menschheit« die Nationen; die Kaiser von Russland, Oesterreich, der Sultan, der König von Preussen und viele andere gekrönte Häupter kamen hierher. Sie kamen von allen Enden der Welt »als die Glieder einer einzigen Familie, vereint durch das unauflösliche Band gemeinsamer Bestimmung«. —

Die Introduction Chevalier's zerfällt in einen Abschnitt über die neueste Vervollkommnung der Industrie (dies Wort wird bei den Franzosen regelmässig in dem weiten Sinne aller wirthschaftlichen Thätigkeit, Produktion, gebraucht), welcher S. XXXV—CCXXI umfasst; in einen andern über die Landwirthschaft im Besonderen (CCXXIII—CCLXVIII); einen dritten und vierten über die Hauptmomente, welche die Entwicklung der Industrie im Allgemeinen bestimmen, intellectuelle und materielle (CCLXIX—CDXXII); einen fünften über die Arbeiterverhältnisse (CDXXIII—CDLXIV); endlich einen letzten über das ökonomische Zusammenwirken der Völker.

Die oratorischen Neigungen des Professors am Collège de France und der Saint-Simonistische Schwung, der noch heute bei dem würdigen Senator an allen Enden durchbricht, verflechten in diese Einleitung eine Menge theoretischer Betrachtungen und universalhistorischer Ueberblicke, welche weniger der Sache, als dem Herzensbedürfniss des Verfassers entsprechen. Wer seinen Cours d'Economie politique kennt, der sieht hier wieder einmal die alten Freunde. Wie verschieden sind doch auch hierin die französischen von den deutschen Gelehrten! Die französischen Savants scheinen erst die wahre Freude dann zu haben, wenn sie etwas zum zehnten oder hundertsten Male sagen; die Deutschen möchten jedesmal etwas Neues sagen und das denn auch ein für allemal. — —

Der wichtigste Theil ist unzweifelhaft der erste. Er behandelt, was wir hier suchen, die Fortschritte der Industrie in neuester Zeit; und zwar zuerst in der Gewinnung der Rohstoffe, namentlich Eisen, Kohle, Baumwolle, Wolle, Seide, Petroleum, dann die Fortschritte in den Maschinen, mechanischen Processen, Verkehrsmitteln u. dgl. m. —

»Das Gold könnte von der Welt verschwinden ohne dass die

Digitized by Google

Civilisation dadurch wesentlich gestört würde. Wenn aber eines Tages das Eisen verschwände, das wäre ein unbeschreibliches Unglück. Alles würde zurückgehn: die Civilisation wäre mit einem Schlage ohnmächtig gemacht. Das Eisen ist der Hauptstoff, der einzige in vielen Fällen, jener manigfaltigen Werkzeuge, mit welchen wir uns bewaffnen, um über die Elemente zu triumphiren und sie in unsere Diener zu verwandeln, zur Benützung und Ausbeutung der Natur. Alles was den Preis des Eisens erniedrigt, seine Qualität verbessert, ist eine kostbare Acquisition für die Gesellschaft, der Anlass neuer Fortschritte für die Industrie, im Ganzen und im Einzelnen.« Hienach mag man den Werth der Thatsache ermessen, dass Grossbritanien und Irland im Jahre 1866 4,600,000 Tons gleich 92 Millionen Centner Eisen producirt hat, gegen nur 3 Millionen Tons oder 60 Millionen Centner ein Jahrzehnt früher: mehr als ein Drittel der Produktion von 1866 für den Export. Dagegen betrug in jenem Lande 1740 die Produktion 17,500 Tons oder 350,000 Centner; 1806 250,000 Tons gleich 5 Millionen Centner. Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts schätzte man die Gesammtproduktion an Eisen in Europa und Amerika auf 772,000 Tons oder 15,440,000 Centner; also auf nur den sechsten Theil von Grossbrittanien 1866 allein.

An das Eisen knüpft sich die Kohle, durch ihre industrielle Wichtigkeit jenem im Range zunächst stehend. England producirt von diesem wichtigen Rohmaterial gegenwärtig weitaus am meisten, wie es denn davon auch am meisten selber verbraucht. Gleichzeitig aber exportirt es über 10 Mill. Tons gleich 200 Mill. Centner, mehr denn das Dreifache von 1850. Seit einigen Jahren hat man in England angefangen, sich über das Aufhören der Kohlenausbeute zu beunruhigen. Die Lager, welche da sind, sind einmal gegebene, können nicht vergrössert werden, nehmen also von Jahr zu Jahr ab und zwar bei den steigenden Ansprüchen in steigendem Grade; nur eine sparsamere Ausnutzung des Brennstoffs könnte einigen Gegendruck ausüben. Wie in England, verhält es sich in allen andern Ländern. Die Engländer haben nun also sich mit der Frage beschäftigt, auf wie lange ihre reichen Kohlenlager wol noch vorhalten können. Mehrere hervorragende Gelehrte haben der Untersuchung ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Das Parlament hat sich, auf die bekannt gewordene Berechnung von Fachmännern hin, welche den Vorrath für nicht länger als 200 Jahre ausreichend erklärt haben, lebhafter der Sache zugewendet. Eine Enquête ist von seiner Seite in neuester Zeit angeordnet worden, welche noch gegenwärtig im Gange ist; an ihrer Spitze steht Sir Roderik Murchison, einer der ersten Geologen Englands. Man untersucht jedes Kohlenbassin, um am Ende ein annähernd sicheres Resultat über die vorhandenen Bestände zu gewinnen: freilich wird es kaum möglich sein, das exacte Quantum festzustellen.

Welches auch die Aussichten für die Zukunft sind, ein Ver-

Digitized by Google

fahren, das die Intensität des Brennstoffs erhöht, muss als erwünscht bezeichnet werden; und in dieser Richtung ist denn bereits manches geleistet: unter anderem die Zusammenpressung der kleinen Kohlenstücke zu grösseren, zu Kohlenziegeln, deren Heizkraft stärker ist als diejenigen der einzelnen Stücke unverbunden; und zwar um so viel stärker, dass die Kosten des Verfahrens mit Leichtigkeit getragen werden. In Frankreich und Belgien allein hat man bereits eine Million Tons von solchen »agglomérés« producirt. —

Die Baumwolle hat seit der Ausstellung von 1862 eine verhängnissvolle Rolle in der Industrie gespielt. In dem Augenblicke, wo in Nordamerika der Bürgerkrieg ausbrach, bezog Europa über fünf sechstel seines Baumwollenbedarfs von dort: nämlich 1432 Millionen Pfund, bei einem Totalconsum von 1700 Millionen Pfund. Plötzlich stockte die amerikanische Zufuhr, einmal weil die Baumwollencultur in den Südstaaten beschränkt wurde, dann weil der Süden durch Zurückhaltung der Ausfuhr einen Druck auf die europäischen Staaten, also vor allem auf England, ausüben wollte (und ganz blieb der Effect auf das public opinion, vulgo Times, nicht aus) durch das Cottoninterest seine politischen Sympathien bestimmen zu lassen. — Die amerikanische Zufuhr fiel bereits 1861 auf 216 Mill. Pfund, 1862 aber auf 50 Mill. Pfund.

Andere Länder, Ostindien voran, dann Aegypten und Brasilien, auch die Levante, die Antillen, Algerien, Italien, wurden durch diesen Mangel und die daraus folgenden höheren Preise zur Ausdehnung der bisherigen Cultur angespornt. Ostindien's Ausfuhr hob sich von 184 Mill. Pfund im Jahre 1861 auf 506 Mill. im Jahre 1864. Im Jahre 1860 hatte Ostindien für seinen Baumwollenexport 23 Mill. Thaler vereinnahmt, 1864 wurden es 188 Mill. Thaler. Die Ausfuhr Aegyptens hob sich von 50 bis 60 Millionen Pfund auf 160 Mill. Pfd. Baumwolle, die Brasilische von 14 Mill. auf 54 Mill. Pfund. Australien (Provinz Queensland) konnte nur hoffnungsvolle Anfänge machen in einer bisher kaum bevölkerten Gegend. In Frankreich selber hat ein Herr Hortolès auf dem Dünensande des Mittelmeers nahe bei Montpellier erfolgreiche Versuche gemacht.

Aber mit alledem war das ein Zustand, wie wenn die besten Ackerländereien eines Landes unter Bann gethan und die schlechteren allein den bisherigen Bedarf zu befriedigen übrig gelassen würden. Obenein trotz der Preiserhöhung gelang es nicht, das bis 1861 nach Europa gelangte Quantum Baumwolle zu erreichen. Von 1700 Mill. Pfund fiel die Gesammtzufuhr in den Jahren des amerikanischen Krieges auf 700 Mill. Pfund, die Zufuhr aller Länder der Erde zusammen gerechnet. Und heute noch, nachdem der Krieg längst zu Ende, hat sich die Gesammtzufuhr noch nicht über etwa 1400 Mill. Pfund gehoben; Nordamerika, welches 1860 allein 1432 Mill. Pfund exportirte, hat 1866—67 nur 620 Mill. Pfund ausgeführt. Noch ist in den Südstaaten zu viel in Stand zu setzen,

Digitized by Google

social und politisch. Für die Zukunft ist denn freilich vollster Ersatz zu erwarten. Auch Ostindien wird weit mehr als bisher liefern, doch ist hier Vieles zuvor zu thun, womit man erst den Anfang gemacht hat. —

Die Wolle ist, neben der wachsenden Production in den alten Ländern, namentlich in den überseeischen Ländern, Australien, Südafrika und den Staaten des La Plata-Gebietes, in stetig steigendem Maasse producirt worden. Australien, wo die erste Schafherde vor siebzig Jahren eingeführt wurde, bestehend aus nur acht Merinos, drei männlichen und fünf weiblichen, hat heute eine mindestens eben so grosse Anzahl als Frankreich. In den La Plata-Ländern gar fing erst 1826 eine Ausbreitung der Schafzucht an; noch 1850 war der Wolleexport hier mässig. Jetzt nimmt die Production dort noch stärker zu als in Australien. Und zwar ging dieselbe in Australien von 30 Mill. Pfund im Jahre 1859 auf 61 Mill. im Jahr 1866, dagegen in der gleichen Zeit in La Plata von 15 Mill. Pfund auf 54 Mill. Pfund. Hier haben namentlich Baskische Colonisten zu dem mächtigen Aufschwung beigetragen und es ist das so schnell gewachsene Hâvre de Grâce, welches einen bedeutenden Theil der La Plata Produkte anzieht. Sehr bezeichnend, fühlt sich der sonst recht wohlgesinnte Sénateur veranlasst, an diesem Orte einen Tadel zu äussern über die französische Verwaltung, welche, statt jene Ansiedlungen am La Plata zu befördern, ihnen entgegengewirkt hat.*) Was in der Nation noch etwa von kräftiger Initiative keimt, wird durch das Empire glücklich unterdrückt. Die Gutsbesitzer der Basses-Pyrénées beklagen sich darüber, dass die Auswanderung den Arbeitslohn vertheuert! Die Regierung darf solche Klagen natürlich nicht überhören. Vielleicht sind die Hôtelwirthe von Biarritz auch unter den Beschwerdeführenden? —

Die Hervorbringung der Rohseide hat im letzten Jahrzehnt durch die Krankheit des Seidenwurms eine Umwälzung erfahren. Namentlich hat die französische Seidencultur immer weniger dem Bedürfniss der Industrie zu genügen vermocht und namentlich hinter der japanesischen Rohseide zurücktreten müssen. Während noch 1855 Lyon und Saint-Etienne achtzig Procent einheimische Seide verarbeiteten, betrug 1865 der Import fremder Rohseide in Frankreich 73 Procent. Die Krankheiten des Wurms haben bisher nur Japan nicht erreicht, und man sah sich auf diese Seide

*) „Pourquoi dois-je ajouter que l'administration française, qui aurait dû s'applaudir de cette émigration féconde, propre à faire parvenir à la richesse un certain nombre des enfants de la France, et à augmenter notre influence au dehors par un procédé qui vaut bien celui des armes, s'en est, au contraire, montrée inquiète et mécontente, et par ses recommandations a cherché à arrêter le courant des émigrants. Les propriétaires des Basses-Pyrénées se plaignent de ce que l'émigration enchérit la main d'oeuvre. Mais les paysans basques ont bien le droit d'aller chercher au dehors des salaires élevés." (p. LXXIV.)

Digitized by Google

angewiesen, obwol sie theurer und schlechter ist. Der Chemiker Pasteur hat nun der französischen Seidencultur die Aussicht eröffnet auf ein rationelles Verfahren, die einheimischen Racen zu regeneriren. (Compte rendu de l'Académie des sciences d'avril 1868.)

Ein ganz neues Material erster Wichtigkeit ist das Petroleum. Man berechnet, dass von 1861 bis 1867 in Nordamerika 1300 Mill. Litres gleich fast 21 Mill. Centner aus der Erde gewonnen sind, wovon drei Viertel nach Europa exportirt worden sind. 1861 betrug der Export etwas über 5 Mill. Litres, 1866 und 1867 über 300 Mill. Litres. Die Beleuchtung von Paris wird zu ein Viertel durch Petrol bewerkstelligt. Die Kosten desselben betragen etwa die Hälfte des Rüböls. — Neuerdings haben die Nachgrabungen in der Gegend des Kaukasus ebenfalls bedeutende und begründete Hoffnungen auf Petroleumquellen hervorgerufen. —

Indem die Grenzen unseres Referats gebieten, auf weitere Einzelheiten und minder hervorragende Gegenstände zu verzichten, gelangen wir zu den Maschinen und den darin neuerdings gemachten Fortschritten. Man hat berechnet, dass die Produktivkraft im Mahlen des Mehls von Homer's Zeiten (anknüpfend an die Stelle Odyss. XX, 105 ff.) bis auf die Gegenwart um das 150-fache fortgeschritten ist: d. h. mit dem gleichen Mühe- oder Kostenaufwand erreicht die heutige Dampfmühle 150 Mal so viel als die Handmühle der Mägde in Penelope's Hause.

Herr Carcenac, Mitglied der Jury, sagt in seiner Schrift: Wenn man das Quantum Baumwollgarn, welches England in einem Jahre fabricirt, lediglich durch Handarbeit spinnen wollte, so brauchte man 91 Millionen Menschen dazu, d. h. so viel als die Bevölkerung von Frankreich, Preussen und Oesterreich zusammengenommen (eigentlich das Doppelte von der arbeitenden Bevölkerung dieser drei grossen Länder). Hiebei ist nur das Jahr 1856 der englischen Baumwollindustrie zu Grunde gelegt, also gegen heute eine viel zu niedrige Schätzung (vgl. Carcenac, le Coton et sa culture, les plantes textiles, études faites à l'Exposition Universelle de 1867 p. 23).

Mehr und mehr dringt die Maschine in alle Gewerbe ein: selbst das Brot wird mit Maschinen bereitet und die mühselige Arbeit der Menschenhand abgenommen. Im Ackerbau dienen Säe- und Erntemaschinen: Erfindungen, in welchen namentlich Nordamerika vorangeht, unter dem Antrieb der hohen Arbeitslöhne. Eine beständig wachsende Masse von Produkten, Hand in Hand gehend mit der zunehmenden Billigkeit. Die Zahl der Arbeiter nimmt nicht etwa, wie man erwarten möchte, ab; im Gegentheil sie nimmt zu, unter dem Einfluss der wachsenden Nachfrage nach den billiger gewordenen Genussgegenständen.

Die gewaltigste Bedeutung hat die Maschine in der Woll- und Baumwollindustrie bethätigt; und diese beschäftigen zu gleicher Zeit die grösste Anzahl Arbeiter. Die Gewebeindustrie von ganz

Digitized by Google

Europa wird auf jährlich rund 3000 Millionen Thaler Werth geschätzt: davon kommen auf die baumwollenen Gewebe und die wollenen Gewebe je 1000 Millionen Thaler oder zusammen bilden sie zwei Drittel der ganzen Textilindustrie; das letzte Drittel bilden Leinen, Hanf, Seide. (Alcan, Etudes sur les arts textiles à l'Exposition de 1867 pages 346 und 357.) England allein producirt an Geweben jährlich gegen 1200 Mill. Thaler, davon über 500 Mill. Baumwollen. Der bestbezahlte Arbeiter Europa's ist dabei der englische. In Russland umgekehrt, wo die Maschine nächst Italien am wenigsten eingedrungen, verdient die Spinnerin am Spinnrad kaum 2 Silbergroschen (24 centimes), doch die Maschinenspinnerin $^1/_3$ Thaler (1 Franc 25 cent.) täglich. In Italien gibt es noch 300,000 Handspinnerinnen; ihr Tagesverdienst ist 15 centimes.

Von den Produkten der Textilindustrie kommt auf den Consum der Bevölkerung in Grossbrittanien auf den Kopf 94 Francs, in Frankreich 57 Francs, in Belgien 52 Francs, in Russland 16 Francs jährlich. —

Man könne nicht leugnen, meint Chevalier, dass die Maschine, plötzlich neu in einem Industriezweige an Stelle von Menschenhänden eingeführt, hunderte und tausende von Arbeiterhänden brach legen kann; aber daraus sei nichts gegen die Maschinen zu folgern. Der einzige Schluss, welchen man daraus zu ziehen hat, ist, dass eine wol organisirte Gesellschaft Umstände dieser Art voraussehen soll, die Fabrikherren und die Verwaltung von Gemeinde und Staat voran. Doch ohne die Arbeiter selber geht es nicht: sie müssen durch Sparsamkeit die Mittel schaffen, um solchen Störungen ruhig ins Gesicht sehen zu können. Ein denkwürdiges Beispiel habe die Baumwollennoth in England geliefert, welche auf einmal mehr Hände der Arbeit beraubte als je eine neue Maschine. Aber wie haben da die Häupter der Industrie und Aristokratie in Eifer und Freigebigkeit gewetteifert; wie haben die Communalbehörden und das Parlament eine ebenso intelligente als wirksame Sorgfalt gezeigt. Die Arbeiter selber waren bewundernswerth an Geduld, Entsagung und würdiger Haltung. Hätte nicht ein grosser Theil von ihnen Ersparnisse gehabt, die Krisis wäre weit schmerzhafter gewesen.

Die Wirkung der Maschinen auf die Waffen des Krieges, welche immer mörderischer werden, wird zur Folge haben, dass die Kriege seltener geführt und nur aus den schwersten Gründen begonnen werden. »Beim ersten Zusammenstoss wird man auf beiden Seiten so grosses Unheil sehn, dass daraus ein allgemeines Gefühl des Entsetzens und ein allgemeiner Schrei des Abscheu's wider den Krieg hervorgehen muss.« — (?)

Ein interessantes Beispiel, wie die Maschinen im letzten Menschenalter die Industrie vorwärts gebracht haben, ist die Buchdruckerkunst. Vor dreissig oder vierzig Jahren hätte man, um eine Zeitung in 120,000 Exemplaren in 1 Stunde herzustellen, 160 Pressen und 1500 Arbeiter gebraucht; heute genügen 90 Arbeiter

Digitized by Google

und 9 Maschinen; ja unter Anwendung der von Marinoni erfundenen Pressen schon 4 Maschinen und 28 Arbeiter in einer einzigen Stunde! Die Vervollkommnungen der Lithographie machen es möglich, dass man jetzt für 50 centimes (4 Sgr.) einen hübschen Atlas mit 10—12 Landkarten und Text bekommt, vollständige Opernpartituren für 2 Francs. (Einen sehr beachtenswerthen Bericht über den Buchdruck hat Paul Boiteau im 2. Bande der Rapports geliefert.) Auch hier kann Chevalier eine Klage nicht unterdrücken: der Buchhandel in Frankreich ist kein freies Gewerbe. Die Berechtigung erhalten nur Buchhändler von Profession, die sich mit nichts sonst beschäftigen: die Folge davon ist, dass in den kleinen Städten und Dörfern Bücher nicht verkauft werden; denn vom Buchhandel allein kann dort keiner leben. »So lange der Buchhandel nicht ein freies Gewerbe ist, wird Frankreich ein Land sein, wo die grosse Mehrzahl der Bevölkerung sehr wenig liest. Die Freiheit des Buchhandels ist eine der Massregeln, durch welche eine Regierung am besten ihren Willen Licht zu verbreiten bekunden kann.« Im Jahre 1868 hat die französische Regierung die Freiheit einführen wollen, die Majorität des Corps législatif war aber dagegen. —

Unter den Maschinen nehmen die Nähmaschinen einen eigenthümlichen Platz ein. Ungleich den andern Maschinen, welche die Arbeit aus der Häuslichkeit in die grossen Centralpunkte von Fabriken ziehen, dringen sie selber in die Häuser ein. In den wohlhabenderen Familien ist die Nähmaschine seit Jahren eine beliebte Hülfe geworden. Nach der Angabe der hervorragenden Fabrikanten Wheeler und Wilson in Newyork braucht man um ein Männerhemde durch Handarbeit herzustellen, eine Zeit von 14 Stunden 26 Minuten; mit ihrer Maschine ist nur 1 Stunde 16 Minuten erforderlich. Die Maschine macht 640 Stiche in feine Leinwand während einer Minute, die Näherin nur 23 d. h. 28 mal weniger. Unter den Fabrikanten der Nähmaschinen, deren es in Europa und namentlich auch in Frankreich recht geschickte gibt, gebührt die Palme den Nordamerikanern, welche eine enorme Menge produciren. Wheeler und Wilson allein fabriciren und verkaufen jährlich 50,000 Maschinen; die europäischen Fabrikanten zusammen kommen nicht auf 15,000.

Die ökonomischen und socialen Wohlthaten der Nähmaschine würden sich, nach Chevalier, noch mehr entwickeln, wenn der Preis derselben ferner herabginge und sie in den Bereich der einzelnen Arbeiterinnen brächte, wozu etwa Nachhülfe durch Credit, allmälige Abzahlung, hinzutreten könnte.

Zu den interessanten Industriezweigen der Telegraphie und Photographie, nach den Erörterungen über die Maschinen, übergehend hebt Chevalier den in Frankreich auf den Hauptlinien bereits eingeführten Drucktelegraphen (télégraphe imprimeur) von Hughes hervor: derselbe übermittelt die Depeschen in gedruckten

Digitized by Google

Buchstaben, und zwar mit einer Schnelligkeit von zehn Worten per Minute, die doppelte des Morse'schen Apparates von 1832. Caselli und Lenoir haben das Problem des autographirenden Telegraphen gelöst; die Geschwindigkeit lässt freilich noch zu wünschen übrig.

Die Legung des transatlantischen Kabels war dann aber das Hauptereigniss der neuesten Zeit: im Bericht der Jury ist demselben eine besondere Darstellung gewidmet (von de Vougy, Bd. X p. 29 ff.).

Die Photographie zählte auf der Ausstellung 650 Ausstellende. Die Bemühungen, zur Heliochromie, der Wiedergabe der lebendigen Farben in dem photographischen Bilde, zu gelangen, namentlich in Frankreich bethätigt, haben einigen Erfolg gehabt.

In der Uhrenfabrikation hat die fortschreitende Arbeitstheilung es dahin gebracht, dass ein vollständiges Räderwerk zur Taschenuhr für den Preis von 4 Fr. 50 C. oder 1 Thlr. 6 Sgr. hergestellt wird. —

Chevalier schliesst den Abschnitt mit Betrachtungen über die wohlthätigen Wirkungen der Freihandelsreformen von 1860 in Frankreich: er selber hatte an dem Zustandekommen des Vertrages zwischen Frankreich und England auf französischer Seite einen ähnliche Antheil, wie Richard Cobden auf englischer.

Er erzählt zur Illustration der Folgen des Schutzzolls eine interessante Beobachtung, welche der hochverdiente Jean Dollfus, der Chef des Mühlhauser Etablissements, von welchem jene weithin berühmt gewordenen Einrichtungen für die Fabrikarbeiter ausgegangen sind, vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Dollfus hatte die alten Spinnmaschinen in seiner Fabrik durch verbesserte ersetzt und jene als altes Eisen bei Seite gestellt: da kamen zu seinem Erstaunen andre Fabrikanten zu ihm und wollten ihm die alten Maschinen abkaufen. Dollfus fühlte sich verpflichtet, seine unerwarteten Kunden darauf aufmerksam zu machen, dass er nicht ohne guten Gründe sein altes Material erneuert habe und die neuen Maschinen ihm einen weit grösseren Gewinn brächten. Gleichwol bestanden jene auf ihrem Wunsche, ohne sich durch diese sehr einfachen Auseinandersetzungen beirren zu lassen, unerschütterlich: ihr Gewinn würde wol geringer sein, aber er würde immer noch gross genug sein, Dank der Schutzzollgesetzgebung, welche den Consum nöthigte, ihnen ihre Produkte zu einem hinreichend hohen Preise abzukaufen. — Und sie kauften das ausgeworfene Material wirklich. — —

Nach diesem ersten und grössten Abschnitt, welcher die gesammte Industrie nach ihren neuesten Entwickelungen zum Gegenstande hat, betrachtet Chevalier die Landwirthschaft in einem besonderen Abschnitt.

Wenn ein französischer Schriftsteller auf den Ackerbau zu

Digitized by Google

sprechen kommt, so berührt er eine wunde Stelle seines Landes. So ist es seit Jahrhunderten. Das Elend des Landvolkes schildern die ältesten französischen Nationalökonomen in grellen Farben, so u. a. namentlich Vauban und Boisguillebert um das Ende der Regierung Ludwigs XIV. Schon viel weiter zurück in die Jahrhunderte und danach tritt aus unzähligen zeitgenössischen Denkmalen die Baumrinde und die Wurzel als der hergebrachte Standard of life des französischen Volks hervor. Quesnay, der Leibarzt Ludwigs XV, welcher das Haupt der Schule der Physiocraten wurde, bat eines Tages den König, der zur Kurzweil sich mit der Druckerkunst beschäftigte, er möchte doch die Worte zusammenstellen: »Arme Bauern, armes Reich; armes Reich, armer König.« La Bruyère hat eine bittre Kritik hinterlassen in der Stelle, wo er den Bauern seiner Zeit schildert »Man sieht eine Art von wilden Thieren, männliche und weibliche, über das flache Land verbreitet, schwarz, sonnverbrannt, auf der Erde liegend und darin herumwühlend ohne Unterlass: sie haben etwas wie eine artikulirte Stimme und wenn sie sich aufrichten, so zeigen sie ein menschliches Angesicht und wirklich — es sind Menschen. Sie ziehen sich Nachts in Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln leben; sie sparen den andern Menschen die Mühe zu säen und zu arbeiten«.

Die Revolution von 1789 und die nachfolgende Zeit hat freilich auch hier vieles gebessert: aber die Klage Chevaliers klingt an das an, was fast zwei Jahrhunderte früher sein Landsmann Boisguillebert über die Vernachlässigung des Ackerbau's sagte. —

In Frankreich wie anderswo verlangt man nach Reform der Hypothekengesetzgebung, nach Creditinstituten für die Landwirthschaft, ein Bedürfniss, welches der Credit foncier bisher fast gar nicht befriedigt hat, da er vornemlich sich städtischen Grundstücken zugewendet.

Die modernen Düngemittel, Guano, Salz u. s. w., betrachtet Chevalier im besonderen nach einander.

In den folgenden Abschnitten ist es viel mehr der französische Professor, welcher seine Ideen von der liberté du travail, von dem Einfluss der science auf die Industrie, von der Arbeitstheilung, der socialen Frage, von dem Weltverkehr u. s. w. vorträgt, als der resümirende Berichterstatter der Ausstellung. Wer einen französischen Cursus der Nationalökonomie anhören will, der findet ihn in Chevalier's Einleitung vollständig. Mehr System ist auch in dem Cours nicht. Da wird in einer Reihe eleganter Vorlesungen über die Freiheit, dann über die Wissenschaft, dann über die Arbeit, dann über die Eisenbahnen, endlich über den Credit gesprochen, und wenn man auch nicht viel nach Hause bringt, man ist sicherlich angenehm unterhalten worden und die wenigen Gedanken sind einem mit grosser Klarheit vor die Seele geführt. Das beste aber ist das Exterieur, wie bei Julietten im Atta Troll — sie »hat

Digitized by Google

im Busen kein Gemüth, sie ist Französin, lebt nach aussen, doch ihr Aeussres ist entzückend, ist bezaubernd«. —

Bei der Erörterung der Freiheit der Arbeit und der Handelsfreiheit, deren beginnende Verwirklichung zu den grössten Triumphen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gehöre, blickt Chevalier mit Seufzen auf sein Vaterland; noch mehr bei der Betrachtung der Massregeln für Unterricht und Wissenschaft. Fast zu viel Ehre wird bei letzterem im Vergleiche Deutschland erwiesen, wenigstens wäre es nicht zu wünschen, dass dies relative Lob unsere Landsleute blendete. Wenn die Pflege der Wissenschaft und ihrer Anstalten bei uns, den Franzosen zum Muster vorgehalten wird, so wollen wir uns darüber freuen, aber nicht zu laut. Interessant ist es jedenfalls, dass der Franzose über die heimischen Zustände im Hinblick auf die deutschen dieselben Klagen erhebt, wie man sie bei uns täglich im Hinblick auf französische Zustände hören kann. Da heisst es »Die polytechnische Schule von Paris ist in einem ärmlichen und ihrer unwürdigen Gebäude, wo man die zahlreichen Sammlungen, die in einem so wichtigen Institute unentbehrlich sind, nicht unterbringen kann und wo man vergebens die geräumigen Laboratorien sucht, welche man zu den Experimenten und Studien braucht. Die Ecole centrale für Kunst und Industrie bewohnt als Mietherin ein altes Gebäude, worin sie erstickt; ein eignes hat sie nicht. Die Sorbonne ist eine Ruine; seit zwanzig Jahren und länger will man sie niederreissen und neu bauen: aber es ist noch nicht dazu gekommen. Die Gebäude des College de France sind sehr unzureichend. Der Jardin des Plantes macht in fast allen seinen Theilen neue Einrichtungen nöthig; der neue Plan ist fertig und seit Jahren, aber man legt nicht die Hand ans Werk. Es existirt absolut nichts in Paris oder in irgend einer Stadt von Frankreich, was auch nur entfernt dem prächtigen chemischen Laboratorium in Berlin zu vergleichen wäre, welches die preusische Regierung für 2 Mill. (Franken) hat errichten lassen. Zehn deutsche Städte zweiten Ranges, freilich Sitze von Universitäten, sind in dieser Richtung besser dotirt als die Hauptstadt des französischen Kaiserreichs. Während man, führt Chevalier fort, unter dem Vorwande, dass es an Mitteln fehle, diese für die Wissenschaft, die Industrie, die nationale Ehre, unumgänglichen Ausgaben auf unbestimmte Zeit vertagt, findet man ohne Mühe die Millionen, welche nicht allein für das Militär erfordert werden, sondern auch für mancherlei Luxus von zweifelhaftem Geschmack; so der Prachtbau der neuen Oper, so die Niederreissung der schönsten Strasse von Paris, der Rue de la Paix. Mit der Hälfte, mit dem vierten Theile der Summe, welche die grossen Alleen zur Oper kosten, hätte man Paris mit Einrichtungen für den Elementar-, Mittel- und höheren Unterricht dotiren können, wie es der Hauptstadt würdig ist. Um Paris den ersten Rang unter den Hauptstädten zu erwerben, ist mehr nöthig als Restaurants und Tänzerinnen.

Digitized by Google

Paris wird seiner Stellung verlustig gehn, wenn man nicht für die Dinge sorgt, welche die geistige Höhe begründen.«

Auf diese Erörterung über die Bedeutung der Intelligenz für die Volkswirthschaft folgt dann ein sehr hübscher Vortrag über das Kapital: wie Geld nicht Kapital ist, was die alten Griechen und Römer darüber gesagt, was das Mittelalter, wie denn endlich die Physiocraten und Adam Smith — u. s. w. u. s. w. —

Darauf der Abschnitt über die neuen Verkehrsmittel, mit sehr bemerkenswerthen Notizen.

Die Eisenbahnen, denen Chevalier schon vor vierzig Jahren als junger Saint-Simonist im »Globe« eine grosse Zukunft prophezeite, heben die örtlichen Distanzen für die Menschen, noch mehr für die Sachen, auf, verglichen mit der früheren Zeit.

Im Jahre 1867, als Frankreich eine schlechte Ernte gemacht, hat man ungarisches Getreide mit der Eisenbahn bis nach Paris kommen lassen: die Transportkosten eines Centners von Pesth bis Strasburg waren 37 Silbergroschen, von Pesth bis Paris 43 Sgr. Die erstere Entfernung beträgt 163 deutsche Meilen, die letztere 241. — Einen sehr kühnen Schluss freilich zieht Chevalier für die Wirkung der Eisenbahnen auf die Getreidepreise: 1867—68 sei der Preis bei einer schlechten Ernte 34, 35, 36 Francs für den Hectoliter gewesen, 1846—47, wo auch eine schlechte Ernte war, 44, 45, 46 Francs. »Man kann also annähernd sagen, dass in Frankreich die Eisenbahnen in sehr schlechten Jahren die Steigerung der Getreidepreise um 10 Francs für den Hectol. einschränken.« Das ist denn doch gar zu elegant! Nichts Geringeres als eine sehr schwierige Untersuchung über die wirklichen Ernten Frankreichs in jenem Jahre und in diesem, über den Ausfall damals und jetzt, über die Zufuhr vom Auslande, über das Verhältniss des Geldpreises von sonst und jetzt, und noch vieles Andere wäre nöthig, um überhaupt festzustellen, was der Grund der geringeren Steigerung im J. 1867 war: aber speciell zu erweisen, dass die Eisenbahnen einen bestimmten Antheil im besondern Falle gehabt und dass solch ein bestimmter Antheil, also etwa 10 Francs p. Hectol., die allgemeine Wirkung derselben sei, dazu dürfte gar keine Arbeit genügen. — Aber warum soll nicht ein »savant illustre« sich dergleichen erlauben? versagt sich das doch heute kein commis voyageur; und das nennt man dann: Zahlen, welche beweisen. —

Nur so viel ist sicher: die weit grössere Billigkeit und Schnelligkeit des Eisenbahntransports, mit Wagen oder Binnenwasserfahrzeugen verglichen, hat den Transport enorm vermehrt und ist für ein so unentbehrliches Gut wie das Getreide von hoher Wichtigkeit. Ganze Länderstrecken werden erst aufgeschlossen durch die Eisenbahnen, ihre Produkte in den Bereich des Consums gebracht, ihre Produktion unter solchem Anreiz erst hervorgerufen. Den sechsten, achten, ja nur zehnten Theil gewöhnlich kostet der Eisenbahntransport gegen den Wagentransport. Gegen den Wassertransport

Digitized by Google

aber ist es namentlich der Vorzug der Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Ankunftszeit.

Ein besonderer Abschnitt ist den Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Klassen gewidmet. Es wird von Chevalier die Association als wichtiges Moment in dieser Richtung hervorgehoben, und namentlich der Schultze-Delitzsch'schen Volksbanken gedacht, welche in Deutschland bereits so verbreitet seien, durch die unablässigen ebenso aufgeklärten als patriotischen Bemühungen von Schulze. Wenn bei dieser Gelegenheit Chevalier das deutsche Wort »Selbsthülfe« mit dem Englischen »Selfgovernment« identificirt (im Französischen aber leider gar kein Wort dafür finden kann), so ist das wohl nicht ganz genau. Dem Deutschen Selbsthülfe entspricht das Englische Selfhelp, mit welchem Selfgovernment kaum zu verwechseln ist.

Die Trades Unions, nach deren Muster man neuerdings in Deutschland Versuche begonnen hat, beurtheilt Chevalier nicht günstig. Geringe Achtung vor der Freiheit der Arbeit, mangelhafte Kenntniss der ökonomischen Principien, habe sich bei den Arbeitern gezeigt. Wenn diese besser aufgeklärt wären über jene Fragen, so würden sie zur Verbesserung ihres Looses andere Mittel ergreifen. Dringend ist es darum, unter ihnen die gesunden Begriffe der Volkswirthschaft zu verbreiten. Um so mehr sei es zu beklagen, dass in Frankreich eine Steuer gerade auf die Druckschriften von dem, solchen Zwecken entsprechenden, geringeren Umfange gelegt sei. — Schon im Jahr 1848 hat der einstige Socialist in seinen Briefen über die Organisation der Arbeit aufs entschiedenste die Freiheit der Bewegung, damals gegen Louis Blanc, vertheidigt. Und so heute. — Vielleicht darf hier hervorgehoben werden, dass in Frankreich vor Jahrhunderten genau dieselben Erscheinungen von Arbeitseinstellungen und Verabredungen der Arbeiter in Massen vorgekommen sind, wie sie in den letzten Menschenaltern England zeigt. Einer der ältesten Nationalökonomen, dessen wir oben bereits Erwähnung thaten, aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Boisguillebert, gibt davon umständlichen Bericht. In Frankreich selber hält man die Erscheinungen in England für die primitiven.

Der Betheiligung am Reingewinn für die Arbeiter, als Mittel der Harmonie zwischen Unternehmer und Arbeiter, ist Chevalier sehr zugeneigt: in Frankreich ist seit nun bald einem Menschenalter das Beispiel des Malers Leclaire zu Paris ein recht erfreuliches, dem manche andere gefolgt. Leider aber sind diese Fälle bisher nur Anfänge geblieben. Die eigenthümliche Gestaltung der Industrial Partnerships scheint Chevalier noch nicht zu kennen. In Deutschland hat bekanntlich Engel, der Director des Statistischen Bureaus in Berlin, sich seit zwei Jahren lebhaft dafür interessirt, und auch zur Inswerksetzung den Antrieb gegeben.

Neben der wirthschaftlichen Hebung der arbeitenden Klassen

Digitized by Google

wird die sittliche und religiöse Förderung betont. In dem socialen Kriege, welchen die wachsende Ungleichheit hervorruft, ist die Religion die Macht des Friedens (»ainsi que l'a fait observer le célèbre Hegel«) — bei welcher Gelegenheit die Stellung des päpstlichen Stuhles gegenüber den Anschauungen der modernen Welt bedauert wird.

Den letzten Abschnitt bildet eine Betrachtung der Solidarität der Völker in unserer Zeit. Mit den entlegensten Nationen ist heute der Verkehr ansehnlich gestiegen. So hat der Handel der westlichen Völker, d. h. der Europäer und der Vereinigten Staaten zusammen, mit den Staaten des Ostens, Indien, China, Japan und den Inseln des grossen Oceans, am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, 410 Millionen Francs betragen, Einfuhr und Ausfuhr zusammengerechnet. 1860 war der Betrag auf mehr als 2600 Mill. gestiegen, und 1866 gar 4024 Millionen Francs. Dem Werthe von 1866 entspricht eine Bewegung von 2,914,000 Tonneaux (à 20 Centner.)

Die Schlussworte klagen, »dass Europa, deren Kinder auf der Weltausstellung zu Paris einander umarmen zu wollen schienen, heute vielmehr den Anblick eines Kriegslagers gewährt als den einer Gruppe fleissiger und aufgeklärter Gemeinschaften, die Gott ehren und ihres gleichen lieben. Vielleicht ist die Ausstellung nur ein Meteor gewesen, hellleuchtend aber schnell vorüberziehend, an einem Horizont, der sich bald verdunkeln und von Stürmen zerrissen werden soll. Mögen die Europäischen Völker ihre Rivalitäten vergessen und sich zusammenschliessen, damit sie nicht eines Tages den beiden Colossen im Osten und im Westen unterliegen.«

Eine merkwürdige Stelle aus Chevalier's ersten Schriften (Globe 1831) mag hier erwähnt werden. Da heisst es: »Welches ist der Staat, dem es gegeben sein wird, unter den zahlreichen Staaten Deutschlands die regenerirende Fusion vorzunehmen? Es ist ein erleuchtetes Volk, gegen das in Frankreich einige kriegerische Geister gehässige Vorurtheile hegen, ein fortgeschrittenes Volk, welches seit einigen Jahren viele Deutsche, mit Recht gereizt über die oppressiven Tendenzen, welche seine Regierung so unkluger Weise an den Tag gelegt hat, augenblicklich aufgehört haben in seinem hohen Werthe zu schätzen: es ist Preussen. Um des Friedens mit Frankreich willen wünschten wir, dass Preussen die hohe Mission, die ihm an der Spitze der Deutschen Einheit vorbehalten ist, in ihrer ganzen Bedeutung begriffe.«

Noch in Kürze der Inhalt der XIII Bände der Rapports der Jury: der erste enthält ausser der Einleitung die Geschichte der Arbeit und die Bauwerke. II. Kunst. III. Möbel. IV. Kleidungsstücke und Kleidungsstoffe. V. Rohstoffe aus der Mineninduſtrie. VI. Rohstoffe aus der Land- und Forstwirthschaft. VII. Chemikalien und Häute. VIII. Werkzeuge und Maschinen für Ackerbau und

Digitized by Google

Bergbau. IX. Maschinen für Gewerbe. X. Telegraphie, öffentliche Arbeiten, Schiffahrt. XI. Präparirte Nahrungsmittel. XII. Lebende Produkte. XIII. Gegenstände zur Besserung der physischen und moralischen Lage der Bevölkerung.

Heidelberg. **G. Cohn.**

Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben. Rostock 1868. G. B. Leopold's Universitäts-Buchhandlung.

Der Name Thünen's ist in der deutschen Nationalökonomie von altem und von bestem Klange. Sein »isolirter Staat« der zuerst 1826 erschien, in zweiter, wesentlich erweiterter Auflage 1842, ist eins jener Fundamentalwerke des Faches, an denen keiner vorübergehen darf, welcher in einigem Grade das selbständige Studium der Volkswirthschaft sich zur Aufgabe macht. Eine besondere Bedeutung hat das Buch Thünen's dadurch, dass der Autor seine wichtigen Lehren über die Beziehungen der Landwirthschaft und der Volkswirthschaft zu einander aus der eigenen Beobachtung und eigenen Praxis erworben, dass mit einem Wort der Landwirth ein Gelehrter ist. Eine solche Erscheinung verdient, in Deutschland zumal, die freudigste Anerkennung; sie ist ein leuchtendes Merkzeichen nach allen Seiten. Den Fachgelehrten vor allem mahnt sie in lebendiger Gestalt an die Würde der Bestrebungen, die ausser seinen engeren Kreisen sich geltend machen und Achtung erzwingen; der dürren Büchergelehrsamkeit, in deren Händen das Höchste menschlicher Zwecke so gar leicht zum Handwerk verkrüppelt, stellt sich handgreiflich das Beispiel eines Mannes gegenüber, der nicht von der Wissenschaft, sondern für die Wissenschaft lebt. Die so nothwendige Vermittlung zwischen Theorie und Praxis ist hier leibhaftig gegeben, die Brücke zwischen stumpfer Routine und abstractem Räsonnement. Das tägliche Thun wird durch das Bewusstsein der Principien verklärt, die Forschung nach jenen Principien wird in das grüne bewegte Leben gestellt. Und von welcher Bedeutung ist nicht diese Vereinigung für die Wissenschaft der Nationalökonomie!

Der Vorstellung eines besonderen, eines hervorragenden Menschen auch in sittlicher Richtung, welche der Gedanke einer solchen Gestalt erweckt, entspricht denn Johann Heinrich Thünen in vollstem Maasse. Diesen ausserordentlichen Menschen kennen zu lernen, dazu ist der Anhalt in der vorliegenden Schrift gegeben. Herr Schumacher, der mit rührender Pietät für seinen vor nun bald 19 Jahren dahingegangenen Meister den wissenschaftlichen Nachlass der Schriften bereits im Jahre 1863 veröffentlicht hat, bietet jetzt in einer Reihe von Briefen des Verstorbenen, die sich durch das ganze Leben hinziehen, das Bild dieses Lebens. Die

Digitized by Google

Briefe sind an Verwandte und Freunde gerichtet, voll von hohen und edeln Ideen; zum grossen Theile die Spuren der wissenschaftlichen, socialen, politischen Thätigkeit des Mannes enthaltend. — Von den Untersuchungen über den Standort der Landwirthschaftszweige gelangte Thünen zu den Fragen nach der gerechten Vertheilung des Arbeitslohns und des Kapitalgewinns: dieser Gegenstand hat ihn bis zu seinem Tode beschäftigt. Zu einer Zeit, als in Frankreich kaum die Lehre der Socialisten hervorgetreten, in Deutschland von dergleichen kaum überhaupt die Rede war, im Jahre 1830, schrieb er unter den Eindrücken der Julirevolution: »In der gegenwärtigen Krisis ist zwar Alles durch das Volk, aber nichts für das Volk geschehen. Nur der Mittelstand hat Rechte gewonnen, kann diese künftig vertreten, der Handarbeiter dagegen hat nirgends Zutritt zu den Kammern gefunden, kann auch auf seiner jetzigen Bildungsstufe sich nicht selbst vertreten. Wem aber ist diese Vertretung der Rechte des Volks, der Handarbeiter anvertraut? — Alle Schriftsteller über Nationalökonomie sind darin einverstanden, dass die Summe der zum Lebensunterhalte nothwendigen Subsistenzmittel der natürliche Arbeitslohn sei. Die Wissenschaft beherrscht nothwendig die Meinung aller Menschen, und so finden wir auch, dass alle Regierungen, alle Repräsentanten diesem Grundsatz huldigen: und so wird jedes Streben nach höherem Lohn als Aufruhr betrachtet und bestraft. Niemals ist der Mensch furchtbarer, als wenn er im Irrthum ist, er kann dann ungerecht, grausam sein, und sein Gewissen ist ruhig; denn er glaubt ja, seine Pflicht zu erfüllen. Wird das Volk aber jemals die Ansicht der Nationalökonomen theilen, wird es sich überzeugen, dass die furchtbare Ungleichheit in der Belohnung der geistigen und der körperlichen Arbeit, so wie der Dienste des Kapitals, in der Natur der Sache begründet ist?«

Wenn wir hörten, diese Worte hätte heute, unter dem Einfluss so mancher Wandlungen neuester Zeit, ein Rittergutsbesitzer in Mecklenburg geschrieben, wir würden es als ein seltenes Ereigniss bewundern und darauf hindeuten, auch dorthin ist die unwiderliche Macht der Zeitideen gedrungen. Aber das schrieb v. Thünen vor fast vierzig Jahren! Und was er schrieb, war nicht eine Lieblingsidee ohne thatsächliche Verwirklichung: es beseelte ihn der Wunsch auf seinem Gute Tellow zur lebendigen Wahrheit werden zu lassen, was er für recht erkannt hatte.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

J. H. von Thünen.

(Schluss.)

Eine Zeitlang hielt ihn die Rücksicht auf die Nachbaren, auf die Familie zurück: am 15. April 1848, da der Sturm jener Tage über so manche Schranken unaufhaltsam hinwegbrauste, schuf er, der erste in Deutschland und vielleicht überhaupt der erste, eine Betheiligung der Taglöhner von Tellow an dem Reingewinne seines Gutes. Er berichtet über seinen Plan in einer Aufzeichnung kurz vor seinem Tode, an einen bereits 1826 niedergeschriebenen »Traum über das Loos der Arbeiter« anknüpfend: »Das Vorstehende wurde aufgefasst und niedergeschrieben im Herbst 1826, als ich beim Studium der nationalökonomischen Werke von Say und Ricardo mich durch das, was darin vom Arbeitslohn gesagt ist, unbefriedigt fühlte. Ich nannte dasselbe einen Traum, weil es den damals in der Wissenschaft und dem praktischen Leben vorherrschenden Ansichten so sehr widersprach, dass es weit mehr einem Luftgebilde als der Wirklichkeit anzugehören schien. Unstreitig ist es auch ein Phantasiebild, aber dessen ungeachtet hat es auf meine Lebensansichten und meine Handlungen den entscheidendsten Einfluss geübt. Denn es ward dadurch die mit der Muttermilch eingesogene Ansicht der Besitzenden, als sei der Arbeiter von der Natur selbst zum Lastträger bestimmt, als käme ihm für seine Anstrengung nur die Fristung seines Daseins zu, — für immer erschüttert. Das Leben eines grossen Theils der Landwirthe, Gewerbsunternehmer und selbst der Brotherren in den Städten wird dadurch verbittert, dass sie es im steten Kampf mit ihren Arbeitern und Dienstboten zubringen, indem sie das Ringen und Streben derselben nach einem besseren Loose als eine ungerechte Anmaassung betrachten, die sie auf jede Weise und aus allen Kräften bekämpfen müssen. Als ich die in dem Traum dargestellte Ansicht auffasste, stand diese der öffentlichen Meinung so schroff entgegen, dass ich fürchten musste, durch eine Bekanntmachung dieses Traums für einen Phantasten oder gar für einen Revolutionär gehalten zu werden, ohne dass ich glauben durfte, dass derselbe irgend Anklang finden oder Nutzen stiften würde. — Seitdem ist noch kein volles Vierteljahrhundert verflossen, und wie verändert hat sich in diesem kurzen Zeitraum die öffentliche Meinung und die Nationalanschauung über diesen Gegenstand. Wie milde, selbst matt erscheint jetzt das in dem Traum Verlangte, nachdem zur Förderung des Wohls der ärmsten

Digitized by Google

und zahlreichsten Volksklasse die Socialisten die Aufhebung des Erbrechts, die Communisten die Theilung des Eigenthums, die Egalitaires gar die Zerstörung der Städte und die Ermordung der Reichen verlangt haben. Kann aber im Publikum in der Auffassung eines Gegenstandes ein solcher Umschwung in so kurzer Zeit erfolgen, wer vermag uns dann zu sagen, welche Ansichten nach dem abermaligen Verlauf eines Vierteljahrhunderts vorherrschend sein, wie weit sie in den untersten Volksklassen verbreitet sein und welche Folgen daraus entspringen mögen.«

In dieser verjüngten Epoche, wo auch die benachbarten Gutsbesitzer an ihre Arbeiter wesentliche Zugeständnisse machen mussten, war der Zeitpunkt herangekommen und die Bestimmungen über den Antheil der Dorfbewohner von Tellow an der Gutseinnahme wurden den Betheiligten eröffnet. Der Zweck dieser Einrichtung ist nach dem Wortlaut der Bestimmungen: dass die Dorfbewohner an dem Wohl und Wehe des Gutsherrn unmittelbar Theil nehmen, gleichsam mit ihm eine Familie bilden sollen; dass die Arbeiter sich einer durch den Zinsengenuss mit jedem Jahre um etwas erhöhten, stetig wachsenden Einnahme erfreuen sollen; und dass vor Allem dem Arbeiter ein heiteres, sorgenfreies Alter gesichert werde, dass, nachdem er sein kräftiges Mannesalter in angestrengter Thätigkeit vollbracht, er im späteren Alter, wo Kraft und Gesundheit schwinden, nicht darben, nicht von der Gnade Anderer leben, nicht seinen Kindern zur Last fallen soll, sondern vielmehr in den Stand gesetzt werde, seinen Kindern noch etwas hinterlassen zu können. — Diese Anordnung hat der Sohn v. Thünen's, gegenwärtig Mitglied des Norddeutschen Reichstages, im Geiste des Stifters festgehalten*). Der Congress der Norddeutschen Landwirthe wird durch seine Commission für landwirthschaftliches Genossenschaftswesen die bisherigen Resultate von Tellow veröffentlichen lassen.

Auf dem Grabsteine von Thünen's steht die Formel, welche er als Ausdruck des naturgemässen Arbeitslohns gefunden, ein schönes Denkmal eines Forscher- und Menschenlebens. Weithin sichtbarer aber ist das Andenken des Mannes selbst, welches vereinsamt in einer Meklenburgischen Ritterschaft wirkend die Worte ausruft: »Die grosse Mehrzahl der durch ihre Geburt Begünstigten sieht in dem Reichthum und der Unabhängigkeit, die ihnen zu Theil geworden, nur ein Mittel zum höheren Genuss, ohne dafür irgend eine Verpflichtung anzuerkennen. Aber ich bin der Meinung, dass dies nur ein anvertrautes Pfand sei, von dessen Verwendung einst Rechenschaft gefordert werden wird, dass die Enthebung von den Sorgen, unter deren Druck die mehrsten Menschen ihr Leben abmühen, nur desto stärker verpflichte, durch Arbeit, Anstrengung und Entsagung für das Wohl der Menschheit zu wirken. Aus der freiwilligen Arbeit und der Entsagung von Genüssen zum Wohle

*) Ein Enkel v. Thünen's studiert in diesem Semester auf unserer Universität.

Digitized by Google

der Menschheit geht ein Anderer nicht erstrebter Genuss hervor, der beseeligender ist als alles was die Sinnenwelt darbieten kann.«

Wenn die vorliegende Sammlung der Briefe v. Thünen's, wozu übrigens der Herausgeber dankenswerthe Ergänzungen (biographische und literarische) geliefert hat, vorherrschend die öffentliche Wirksamkeit des Mannes behandelt, so fehlt es doch keineswegs an Spuren, welche uns in sein Gemüthsleben im Kreise der Familie hineinführen und ihn dort in der vollen Wärme und Höhe seiner Persönlichkeit wiederfinden lassen.

Das Buch im Ganzen wird Jeden, nicht blos ein bestimmtes Interesse, im besten Sinne erfreuen.

Heidelberg. **G. Cohn.**

Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch von Chäronea von Dr. Richard Volkmann. Erster Theil. Plutarchs Leben und Schriften. Berlin. Verlag von S. Calvary et Co. 1869. XVI und 239 S. 8.

Bei so manchen schiefen Urtheilen, wie sie auch über Plutarch und seine schriftstellerische Thätigkeit in der neuesten Zeit verschiedentlich ausgesprochen worden sind, war eine eingehende Untersuchung über Leben und Schriften dieses Mannes, welche bisher allerdings vermisst ward, gewiss erwünscht, ja nothwendig; man wird daher die vorliegende Schrift, die diese Lücke auszufüllen bemüht ist, dankbar aufzunehmen haben. Was bis jetzt in diesem ersten Theile vorliegt, behandelt in dem einen Abschnitt das Leben, in dem andern die Schriften desselben, so weit sie uns in den beiden grossen Sammlungen von historischen und (sogenannt) philosophischen Schriften noch vorliegen, die zugleich am besten geeignet sind uns überhaupt in das Verständniss des geistigen Strebens im zweiten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit einzuführen; »es sind diess Werke eines milden, liebenswürdigen, mit hoher Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne ausgestatteten Geistes, der, im Besitz einer nicht gewöhnlichen Bildung, seine nicht eben kärglich zugemessene Musse zu schriftstellerischen Arbeiten verwandte, um sich und Anderen dadurch Freude zu machen. Seine Stärke liegt nicht in der Genialität und Selbständigkeit seiner Gedanken. Er war auch nicht eigentlich gelehrter Forscher, sondern trotz eines mannichfaltigen Wissens in Geschichte und Naturwissenschaften, in beiden Fächern nur wohl belesener Dilettant. Daher sind auch seine Schriften nichts weniger als Resultate mühsamer oder gar berufsmässiger Arbeit in unserem Sinne, sondern meist Gelegenheitsschriften, in denen er gab, was er hatte, oft flüchtig hingeworfen und in der Ausführung übereilt, mehr für vornehme gebildete Leser, selbst Frauen nicht ausgeschlossen, als für eigentliche Gelehrte, bestimmt.« Wird dieses allerdings auf einzelne Schriften unter den sogenannt philosophi-

Digitized by Google

schen, gewiss zutreffende Urtheil auch auf die Biographieen anwendbar sein? werden diese auch als blosse Gelegenheitsschriften zu betrachten sein? Wir möchten diess im Hinblick auf Stellen, wie im Leben Alexanders cp. 1 wo Plutarch selbst über Ziel und Tendenz dieser, seiner Art von Geschichtschreibung in so ausdrucksvoller Weise uns belehrt, doch bezweifeln, und wenn auch Plutarch, wie jetzt erwiesen ist, in seinen biographischen Darstellungen vorzugsweise an Eine Quelle sich hält, so hat er doch darüber auch andere Quellen nirgends vernachlässigt, und in zweifelhaften oder bestrittenen Punkten auf dieselben stets Rücksicht genommen; es ist diess ein Gegenstand, der bei dem grossen Umfang und der Mannichfaltigkeit seiner biographischen Geschichtsschreibung zugleich Zeugniss geben kann von den umfassenden Studien und der gelehrten Forschung des Mannes, uns aber deshalb wohl kaum gestattet, einen solchen Schriftsteller als einen blossen, wenn auch wohl belesenen, Dilettanten anzusehen. Und dasselbe mag wohl auch von dem weiten Gebiete der alten Philosophie gelten, in welcher wohl wenige Männer des Fachs so bewandert erscheinen wie der das gesammte hellenische Alterthum mit dem edelsten und reinsten Sinn umfassende Plutarch, wenn er auch weniger ein streng systematischer oder streng logischer Denker war, »wohl aber (wie wir hier lesen) ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst und des menschlichen Lebens, ausgezeichnet durch die Gabe, das concrete und individuelle an Personen und Verhältnissen aufzufassen und es in wohlwollender, freundlicher Weise zu beurtheilen, wirklich bewundernswerth aber durch sein Geschick, Alles was ihn im Leben umgab, sofort unter einen moralischen Gesichtspunkt zu bringen und dadurch auch dem Kleinen und Unbedeutenden einen sittlichen Werth zu verleihen. Das Ethische ist das eigentliche Element, in welchem sein Denken und Wollen sich bewegt. So ist es auch das freie ethische Gefühl, das seiner Darstellung Farbe, Lebhaftigkeit, ein charakteristisches Gepräge und eine oft reizende Frische und Naivetät verleiht.« Man kann sich eines so anerkennenden und auch wohlbegründeten Urtheils nur freuen, da ein ethisch-religiöses Element und eine dadurch bestimmte Auffassung in allen den anerkannt ächten Schriften Plutarch's durchschimmert und mit den Tendenzen eines Schriftstellers übereinstimmt, bei welchem Theano, als sie zugleich mit den übrigen Priestern und Priesterinnen von Staatswegen aufgefordert war, den Fluch über den abgefallenen Alcibiades auszusprechen, sich allein weigert, diesem Beschluss nachzukommen, und zwar mit den Worten: *εὐχῶν οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι.*

Was den Stil des Plutarchus betrifft, so hat sich der Verf. bei dieser Gelegenheit in einer im Ganzen anerkennenden Weise darüber ausgesprochen. Allerdings ist derselbe »ein treues Abbild seiner ganzen Persönlichkeit«; die Fülle der Gedanken und Anschauungen, wie der Gefühle, die sein Inneres durchdringen, spie-

Digitized by Google

gelt sich gewissermassen ab in der Fülle des Ausdrucks, in einem oft zu langen und schwerfälligen Periodenbau, der durch allzu häufige und ausgedehnte Anwendung von Bildern die leichte Auffassung oftmals erschwert, während im Uebrigen Sprache und Ausdruck den besten Mustern des reinsten Atticismus bis in alle Einzelheiten nachgebildet erscheint.

Nach den einleitenden Bemerkungen, welche den Standpunkt des Verfassers in Behandlung seines Gegenstandes zugleich darlegen sollen, wendet sich Derselbe im zweiten Capitel zu einer ausführlichen quellenmässigen Darstellung des Lebens des Plutarchus, wobei zuerst die Familienverhältnisse besprochen werden, dann die für seine ganze geistige Richtung und schriftstellerische Thätigkeit so wichtigen Reisen, eine in früheren Lebensjahren unternommene Reise nach Alexandria und die in reiferen Jahren unternommene Reise nach Rom, die jedenfalls noch einmal wiederholt ward, da ein mehrmaliger Aufenthalt in Rom sich wohl nicht bezweifeln lässt, und dieser Aufenthalt einflussreich auch für seine literarische Thätigkeit, wie seine gesammte Bildung war, da er dadurch wohl veranlasst ward, sich eine nähere Kenntniss der lateinischen Sprache zu verschaffen, wie sie für seine Zwecke — das Verständniss der römischen Literatur — erforderlich war. Auch brachte ihn diess in Verbindung mit einer Reihe von angesehenen und gelehrten Männern, wie C. Sosius Senecio, dem mehrere seiner Biographien gewidmet sind, Fundanus und Andere, worüber der Verf. sich im 3. Capitel näher verbreitet. Es schliesst sich daran die weitere Erörterung über die Stellung Plutarch's in seiner Vaterstadt und die verschiedenen Aemter und Würden, die er dort bekleidete, sowohl die weltlichen, wie die priesterlichen; unter den ersten erscheint sogar das Amt eines ἄρχων ἐπώνυμος. Im vierten Capitel wendet sich der Verf. zu den wissenschaftlichen Studien, zu welchen ihm die Verwaltung verschiedener Aemter in seiner Vaterstadt immer hinreichende Musse verliehen haben mag, da es sonst unerklärlich wäre, wie er so zahlreiche Werke von so verschiedenem Inhalt und so verschiedenem Umfang hätte schreiben können. Dabei entwickelte er, wie auch hier nachgewiesen wird, eine nicht geringe Lehrthätigkeit, die zugleich, wie es scheint, eine freiwillige war, auf keinen Lohn oder Gewinn berechnet. Ungleich bedeutender erscheint freilich seine literärische Thätigkeit, wie sie in so vielen Schriften sich kund gibt, die wir indessen doch nicht für »grösstentheils Gelegenheitsschriften« ansehen möchten, durch eine äussere Veranlassung oder durch ausdrückliche Wünsche von Freunden hervorgerufen, was bei einzelnen wohl vorgekommen sein mag, selbst bei einzelnen Biographien, während für das Ganze seiner biographischen Darstellungen wohl noch andere Motive anzunehmen sind, wie sie Plutarch an der oben ang. Stelle im Leben Alexander's andeutet, so wie in einer andern Stelle zu Anfang des Lebens des Aemilius Paulus cp. 1. p. 255 (nicht, wie hier S. 77

Digitized by Google

steht, im Vorwort zum Leben Timoleon's p. 235), die auch unser Verf. mit Recht berücksichtigt hat. Eine genaue Bestimmung der Entstehungszeit und der chronologischen Folge der einzelnen Schriften wird sich allerdings nicht wohl geben lassen, nur bei einzelnen derselben finden sich in ihrem Inhalt darauf bezügliche Angaben; im Allgemeinen aber wird man es für richtig halten, dass, wie S. 78 bemerkt wird, die meisten Schriften in die spätere, gereifte Lebenszeit, nach Domitian (also nach 96 p. Chr.) fallen, bis zu seinem Tode, der sich auch nur im Allgemeinen festsetzen lässt, nicht vor 125—130, da in diesen Jahren Hadrian das Olympieion erbauen liess, dessen in dem Leben des Solon cp. 32 Erwähnung geschieht. Auch die Angabe des Suidas, wornach Trajan dem Plutarch die consularische Würde verliehen, erscheint nicht unwahrscheinlich, und findet in der Stelle des Syncellus (p. 109), welcher das Jahr 109 angibt, wo Plutarch freilich schon bei Jahren gewesen (*γηραιός*), eine Bestätigung. Genauer lässt sich demnach die Zeit des Todes eben so wenig angeben, als die der Geburt, für welche der Verf. (S. 20) das Jahr 50 als spätesten Termin annimmt.

Der zweite Abschnitt hat die Schriften Plutarchs zum Gegenstande, wie sie in den beiden Sammlungen vorliegen, von welchen die eine die noch erhaltenen Biographien, die andere die sogenannt moralischen Schriften (*Ἠθικά*) befasst. Die erstere Sammlung scheint keineswegs die ursprüngliche, vom Autor selbst ausgegangene zu sein, welcher die einzelnen Biographien nach Büchern zusammengestellt hatte, wie denn z. B. die Biographie des Dio zum zwölften Buch, die des Pericles und Fabius Maximus zum zehnten gehört hatte; in dieser von Plutarch selbst ausgegangenen Zusammenstellung werden auch die jetzt nicht mehr vorhandenen Biographien einen bestimmten Platz eingenommen haben, so dass die gegenwärtige Sammlung erst später, wir denken im Byzantinischen Zeitalter, aus der ursprünglichen grösseren hervorgegangen zu sein scheint, wobei freilich die Gründe, welche bei der Anlage und Auswahl bestimmend gewesen, nicht zu erkennen sind, zumal die chronologische Ordnung in keiner Weise dabei befolgt erscheint. Die Zusammenstellung der andern Aufsätze und Schriften so verschiedener Art, so verschiedenen Inhalts und Umfangs — es sind in Allem 83 — ist der Verf. geneigt in die spätere Byzantinische Zeit zu verlegen. Da wir bei Stobäus (500 p. Chr.) Schriften Plutarch's excerpirt finden, welche in der noch vorhandenen Sammlung nicht mehr sich vorfinden, so mag die letztere allerdings in späterer Zeit zu Stande gekommen sein, und zwar, wie der Verf. nicht ohne Grund vermuthet, nicht vor dem zehnten Jahrhundert. Und dass wir von einem Byzantiner dieser Zeit keine besondere Kritik bei der Auswahl in Aufnahme von ächten wie unächten Schriften zu erwarten haben, ist begreiflich und mag es erklären, wie in der noch vorhandenen Sammlung erweislich unächte Stücke

Digitized by Google

sich finden, während andere, anderwärts her bekannte ächte Schriften Plutarch's sich nicht mehr darin finden; abgesehen von den jetzt vermissten, aber aus Plutarch's eigener Angabe uns bekannten Biographien, zählt der Verf. S. 104 ff. nicht weniger als vier und zwanzig verlorene Schriften Plutarch's auf: was uns allerdings von der ungemeinen schriftstellerischen Thätigkeit desselben einen Begriff zu geben vermag. Der Verf. kommt bei dieser Gelegenheit auch auf den unter Lamprias Namen gehenden Catalog der Schriften Plutarch's zu sprechen, den er, nach A. Schäfers Beweisführung für das Werk eines späteren Grammatikers nicht lange vor Suidas hält; »aber, setzt er hinzu, es berechtigt uns Nichts, die Namen der Schriften geradezu für erdichtet zu halten, und es muss wenigstens die Möglichkeit zugestanden werden, dass Plutarch die in diesem Catalog angegebenen Schriften auch wirklich geschrieben hat, oder dass sie ihm wenigstens in der Zeit des Constantinus Porphyrogenetus, in der sie excerpirt wurden, beigelegt waren.« Um Plutarch's Ansichten und seine philosophische Anschauung kennen zu lernen, was der Verfasser in dem andern Theile seiner Schrift näher darzulegen gedenkt, bilden allerdings die sogenannt moralischen Schriften, so verschiedenartig sie auch nach Inhalt und Fassung sind, unsere Hauptquelle, namentlich diejenigen, welche über einzelne philosophische Lehren sich verbreiten und in so fern wirklich in das Gebiet der Philosophie einschlagen, und nicht mit Unrecht behauptet der Verfasser, dass man auch die Biographien — die nach unserer Ansicht immerhin auch in der Form vollendeter, mehr oder minder mit aller Sorgfalt und für weitere Leserkreise ausgearbeitet sind, die daher auch in einer minder verdorbenen Gestalt uns überliefert sind, — nur dann verstehen und würdigen könne, wenn man sich mit dem philosophischen Standpunkt Plutarch's bekannt gemacht hat. »In Plutarch's philosophischen Abhandlungen, sagt der Verf., liegt der Schlüssel zum Verständniss der Biographien. Je nachdem man ihn anwendet oder nicht, erscheinen die Biographien als ansprechende Kunstwerke oder unkritische Compilationen.« Wir dächten, wer mit den Biographien sich näher bekannt gemacht, wird in ihnen eher Kunstwerke, die mit einer bestimmten Tendenz abgefasst und dadurch in ihrem Inhalt bestimmt sind, zu erkennen vermögen, selbst wenn er in einzelnen Theilen die Anwendung einer scharfen Kritik vermissen oder selbst einzelne irrthümliche Angaben darin finden sollte, welche einer gewissen Flüchtigkeit bei der Aufzeichnung anheimfallen. »Das werthvolle an ihnen, schreibt der Verf. weiter S. IX., sind nicht die historischen Details, die er gibt, sondern die eingestreuten Reflexionen, die ethischen Betrachtungen, die er über die einzelnen Personen anstellt, das Eingehen auf individuelle Stimmungen und Leidenschaften der grossen Männer, die er uns vorführt.« Plutarch will allerdings in seinen Biographien, so gut wie Andere in der

Digitized by Google

römischen wie griechischen Welt diess vor ihm gethan (man denke nur an Cornelius Nepos), Bilder des Lebens, aber auch Vorbilder und Muster für das praktische Leben aufstellen, weshalb auch in ihnen die innere Seite des Menschen besonders hervortritt. Um also diess Alles richtig zu würdigen, ist es eben nothwendig, den philosophischen, zunächst ethischen Standpunkt des Plutarch kennen zu lernen, wie er aus den noch vorhandenen Schriften sich herausstellt. Und da nun in der noch vorhandenen Sammlung derartiger Schriften sich erweislich auch Manches findet, was nicht von ihm abgefasst ist, also den Namen des Plutarch fälschlich trägt, daher nicht gebraucht werden kann, wenn es sich darum handelt, die wahren philosophischen Ansichten desselben zu ermitteln, so hat sich der Verf. in eine eingehende Untersuchung derjenigen Schriften eingelassen, welche nach seiner Ansicht nicht auf Aechtheit Anspruch machen können, wenn sie auch gleich unter dessen Namen in der Sammlung seiner Schriften sich jetzt vorfinden, S. 112 ff. Es wird dabei besonderer Werth gelegt auf ein äusseres Moment, das, so unbedeutend es auf den ersten Anblick erscheinen mag, doch näher betrachtet, immerhin Beachtung verdient, nemlich auf den Hiatus, indem, wenigstens in den Biographien das Streben des Plutarch sichtbar hervortritt, den Hiatus möglichst zu vermeiden. Wenn, eben in Bezug auf die Biographien diess von Sintenis in der darauf bezüglichen Schrift aus dem Jahre 1845 (s. diese Jahrbücher 1845. S. 673 ff.) nachgewiesen worden ist, so fehlen allerdings ähnliche, bis in alle Einzelheiten eingehende Untersuchungen bei den übrigen Schriften des Plutarch, während Benseler in seiner Schrift über den Hiatus diejenigen Schriften des Plutarch, in welchen der Hiatus nicht vermieden erscheint, geradezu als unächt betrachten will, und neben diesen noch eine andere Classe von Schriften aufstellt, in welchen zwar nicht durchgängig der Hiatus beibehalten, wohl aber solche Härten in dieser Beziehung vorkommen, wodurch dieselben als sehr verdächtig erscheinen. Die von Benseler in beiden Beziehungen angefochtenen Schriften durchgeht nun der Verfasser im Einzelnen prüfend vom 2. Capitel an S. 117 ff. mit Umgang der Schrift De fluviis und der Parallela minora, so wie der Vitae decem oratorum, da Hercher wie Schäfer hinreichend die Unächtheit derselben erwiesen, wie diess auch schon früher in diesen Jahrbüchern Jhrg. 1847. S. 477 anerkannt worden ist. Dass der Verfasser eben so die kleine von Villoison edirte Schrift über die Metra, und die von J. Gronovius erstmals veröffentlichten Proverbia Alexandrina, so wie die Schrift *περὶ εὐγενείας* nicht für Werke des Plutarchus hält, wird keinem Widerspruch unterliegen; auch die Schrift De vita et poesi Homeri, die aus ganz verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist, wird mit dem Verfasser ein Jeder, der mit Plutarch's Schriften, mit Sprache und Ausdruck einigermassen bekannt ist, für kein Werk des Plutarch halten, so schwer es auch sein dürfte, den wahren Verfasser mit

Digitized by Google

einiger Sicherheit auszumitteln. Nicht mit gleicher Bestimmtheit möchten wir uns über die weiter von dem Verfasser ausgesprochene Unächtheit der ἐρωτικαὶ διηγήσεις aussprechen; die Gründe der Unächtheit findet der Verf. insbesondere in der Anwendung des Hiatus, von welchem nicht weniger als sieben und dreissig Fälle der schlimmsten Art hier vorkommen, dann in Fassung und Inhalt der Schrift, die, wie er glaubt in der Sammlung von Plutarch's Schriften nur darum einen Platz erhalten, weil drei von den fünf darin erzählten Geschichten in Böotien ihren Schauplatz haben. Länger verweilt der Verfasser bei der Consolatio ad Apollonium, deren Unächtheit er in einer eigenen Abhandlung, bei Gelegenheit der Philologenversammlung in Halle herausgegeben, darzuthun versucht hatte, indem er die darin entwickelten Gründe hier im Wesentlichen wiederholt, um die Schrift als das Product eines mittelmässigen Schriftstellers der sophistischen Zeit (S. 145) darzustellen. Bei Manchem, was in dieser Schrift auch minder correct erscheint, kann darum Ref. die Schrift noch nicht für unächt halten, zumal wenn man die Anlage und den Zweck derselben berücksichtigt, der mehr auf Zusammenstellung dessen gerichtet ist, was die ersten Dichter und Philosophen der hellenischen Welt über diesen Gegenstand in ihren Schriften darüber niedergelegt, und das Ganze in so fern mehr wie eine Frucht fleissiger Lectüre und sorgfältiger Studien erscheint, denn als eine Darlegung eigener Gefühle und Empfindungen. Dass eine solche Schrift aber von Plutarch, es sei in jüngeren oder selbst in reiferen Jahren abgefasst sein könne, hat bei dem Gange seiner Studien und der Art und Weise seiner Arbeiten, ja seiner literärischen Thätigkeit überhaupt, kaum Etwas Befremdliches. Bedenklich aber mag es immer erscheinen, auf das Vorkommen des Hiatus, also auf ein blos äusseres, vielfach von dem Belieben der Abschreiber abhängiges Moment, ein besonderes Gewicht in derartigen Fällen zu legen, um daraus die Unächtheit zu erweisen, die zunächst aus inneren Gründen darzulegen ist.

Im dritten Capitel p. 114 ff. wendet sich der Verfasser zu den drei von Benseler, wegen der Nichtbeachtung des Hiatus für unächt gehaltenen Schriften: De fato, Placita philosophorum und De musica; und seine meist auf innere Gründe des Inhalts, theilweise auch auf Sprache und Ausdruck gestützte Beweisführung sucht von dieser Seite aus diese Unächtheit zu bestätigen. Wir gestehen, dass die in Bezug auf die erstgenannte Schrift vorgebrachten Gründe in uns nicht die Ueberzeugung von ihrer Unächtheit bewirkt haben, indem, wie der Verf. auch selbst anerkennt, Manches darin vorkommt, was mit den in andern Schriften Plutarch's ausgesprochenen Ansichten in völliger Uebereinstimmung sich befindet, dann aber auch Plutarch durchaus kein so abgeschlossenes philosophisches System sich gebildet hatte, dass nicht neben dem, was den Grundton allerdings bildet, die Platonische Anschauung, auch Lehren anderer Philosophen hätten Eingang finden können. Eher möchte

Digitized by Google

es dem Verfasser gelungen sein, die Unächtheit der Placita philosophorum, welche auch schon früher von Andern behauptet worden ist, durch die von ihm vorgebrachten Beweise dargethan zu haben. Hinsichtlich der Schrift De musica hat der Verf. seine frühere Ansicht jetzt geändert, indem er die früher von ihm in der Ausgabe dieser Schrift, in den Prolegomenen p. LX ff. vertheidigte Aechtheit der Schrift jetzt aufzugeben geneigt ist. Wir gestehen, dass wir auch hier an der früher in Bezug auf diesen Punkt in diesen Blättern (Jahrg. 1857. S. 438) ausgesprochenen Ansicht festhalten, da uns in der That die Gründe gegen die Aechtheit nicht von dem Belang zu sein scheinen, um diese sofort aufzugeben.

Mit dem vierten Capitel geht der Verf. zu derjenigen Classe von Schriften über, welche nach Benseler's Annahme immerhin verdächtig erscheinen wegen der mehrfach vorkommenden, oft sehr anstössigen Hiate, wenn man auch sofort sie nicht mit der Gewissheit, wie die eben besprochenen der andern Classe für unächt erklären könne, so dass also hier noch andere Beweisgründe hinzukommen müssen. Von der Unächtheit der Schrift De puerorum educatione und De vitando aere alieno ist der Verfasser überzeugt, und man wird ihm auch darin kaum zu widersprechen wagen, eben so auch, wenn er dagegen die Schriften De garrulitate und De amore prolis, so wie die unlängst noch gut von Dinse vertheidigte Schrift De mulierum virtutibus in Schutz nimmt. Dagegen kann er sich nicht entschliessen, das Gastmahl der sieben Weisen für ächt zu halten, und hat dies näher in einer eingehenden Untersuchung S. 188 ff. zu begründen versucht. Im fünften Capitel, welches diese Erörterungen über Aechtheit und Unächtheit einzelner Schriften Plutarchs zu Ende führt (S. 210 ff.), hat der Verf. über die Schrift De communibus notitiis adversus Stoicos sich mit Vorsicht ausgesprochen, zumal da, nach unserer Ansicht, doch keine einigermassen schlagende Gründe für die Unächtheit sich werden auffinden lassen. Entschiedener dagegen spricht er sich über die Unächtheit der Apophthegmata regum et imperatorum aus S. 211 ff., und dazu hat er allerdings seine guten Gründe, die hier in einer eben so eingehenden Untersuchung des Näheren nachgewiesen werden. Wir können darauf füglich die Leser verweisen, welche sich von dem Gewicht dieser Gründe auch wohl überzeugen werden.

Ref. möchte zum Schluss noch auf eine Schrift Plutarch's aufmerksam machen, die er hier nicht berührt findet, nämlich die Schrift *περὶ τῆς Ἡροδότου Κακοηθείας*, welche noch in neuester Zeit Gegenstand verschiedener Besprechungen, insbesondere von Lahmayer, Marle und Andern geworden ist, auch von einem sehr gründlichen Kenner der Sprache Plutarch's, von Dinse (Jahrbücher der Philologie XCIII. S. 521) aus sprachlichen Gründen zunächst, für unbezweifelt ächt erklärt worden ist. Und doch ist der Inhalt der Schrift der Art, und Alles, was gegen Herodot vorgebracht ist, so läppisch in der That, dass, auch abgesehen von den übrigen

Digitized by Google

Schwächen des Inhalts, wir nicht zu glauben vermögen, dass ein Plutarchus, wie er aus seinen übrigen Schriften vor uns tritt, Verfasser eines solchen faden, ja läppischen Machwerkes sein könne. Ref. hat in seiner Ausgabe des Herodotus Vol. IV. S. 486 ff. der zweiten Auflage sich darüber ausgesprochen, er hofft, dass der Verfasser daraus Veranlassung nehmen möge, auch diese Schrift zum Gegenstand einer näheren Untersuchung zu machen, um dadurch zu einem sicheren Endergebniss zu gelangen. **Chr. Bähr.**

De doctrina Taciti. Scripsit P. Narcissus Liebert, O. S. B. Dr. phil. Wirceburgi. Prostat apud A. Stuber 1868. 122 S. in gr. 8.

Diese im Ganzen gut geschriebene Abhandlung hat es zunächst mit dem Nachweis der rednerischen Bildung des Tacitus zu thun, welche, nach der Darstellung des Verfassers, ganz auf den Vorschriften Quintilian's beruht, dessen Grundsätze eben so auch in dem Dialogus De oratoribus von Tacitus niedergelegt seien, indem der Verfasser durch die Untersuchungen von Weinkauf und Wölfflin es für erwiesen betrachtet, dass kein anderer als Tacitus Verfasser dieser Schrift sei (»probatum est, nullum alium auctorem esse quam Tacitum« S. 8); und er bezieht darauf auch die übereinstimmende Ansicht beider über die Philosophie und deren Pflege, in so weit, als sie zur rednerischen Bildung förderlich und nothwendig sei (S. 13). Der Verf. hält es für unzweifelhaft »quin Tacitus ut oratoris civisque officiis recte fungeretur, Quintiliano magistro usus sit. Cujus oratoriae institutionis vim, si diligenter eius vestigia persequimur, in historicorum quoque librorum et compositione et sermone indicare possumus. Ac certa quasi lex videtur esse servata, ut quanto felicius paulatim historiae sonus exprimatur ac perficiatur, tanto magis rhetoricum dicendi genus minuatur atque excidat« (S. 21). Diese rhetorische Färbung tritt nach dem Verfasser insbesondere in den beiden zuerst geschriebenen Monographien des Tacitus, in dem Agricola (in dem der Verfasser mit gutem Grund keine blosse Laudatio funebris, wie unlängst behauptet worden, zu erkennen vermag) und in der Germania, in welcher diess fast noch mehr hervortritt, ohne dass man darum dieser Schrift den Charakter eines Romans, was sie gewiss nicht ist, und auch nicht sein sollte, beilegen darf; eben so wenig wird sie aber auch, möchten wir beifügen, als ein blosses Stück oder Excerpt aus den Historien anzusehen sein. Diese Erkenntniss der rhetorischen Bildung des Tacitus ist aber nach dem Verf. (S. 25) nothwendig, wenn man zu einem richtigen Urtheil über die gelehrte Bildung des Tacitus, wie sie in den einzelnen Excursen seiner histo-

Digitized by Google

rischen Schriften sich kund gibt, gelangen will, da an diese Excurse eben deshalb nicht derselbe Massstab der Beurtheilung wie an die thatsächliche Erzählung zu legen sei, wobei insbesondere diejenigen Excurse ins Auge gefasst werden, welche naturhistorische Erörterungen enthalten oder geographischen, mathematischen und physikalischen Inhalts sind: was darin Wahres und Falsches enthalten sei, und aus welcher Quelle Tacitus geschöpft, soll des Näheren nachgewiesen werden (S. 25). Der Verf. gibt dann eine Uebersicht aller der einzelnen in den historischen Schriften des Tacitus, d. h. in den Historien und Annalen befindlichen Excurse S. 28—33, und wendet sich darauf, da eine Behandlung sämmtlicher Excurse über den Kreis dieser Abhandlung hinausgehen würde, zur speciellen Behandlung von vier derartigen Excursen, zuerst cap. II über den Britannien und Spanien betreffenden Excurs im Agricola 10—17 und 24. Da Britannien durch die Züge des Agricola den Römern erst eigentlich geöffnet worden war, so konnte sich Tacitus aus bester Quelle Nachrichten über dieses Land verschaffen, die theils zur Bestätigung, theils zur Berichtigung dessen, was andere Schriftsteller Roms über dieses Land angegeben, dienen konnten, und trägt unser Verf. daher auch kein Bedenken, den Angaben des Tacitus, da, wo sie von den Angaben anderer Schriftsteller abweichen, mehr Glauben zu schenken: dass Tacitus übrigens die Schriften eines Cäsar, Livius und Fabius Rusticus vor sich gehabt, scheint kaum einem Zweifel unterworfen.

Der nächste Abschnitt: »III. Quam doctrinam in libro de Germania scripto exhibeat Tacitus« S. 50 ff. geht in der Besprechung der Germania von dem Satze aus, dass dieselbe zu den Historien in irgend einer Beziehung stehe (»si Germaniam ad historias quoquo modo referendam esse concesseris«); insofern Tacitus da, wo er von dem Zusammentreffen der Römer mit einer fremden, noch nicht näher bekannten und doch beachtenswerthen Nation zu berichten habe, seinem Bericht gern eine nähere Nachricht über diese Nation, ihre Wohnsitze, Sitten u. dgl. vorausschicke, daher er auch in seinen Historien, als er auf die Darstellung der Kriege der Römer mit den Germanen gekommen, das gleiche Bedürfniss empfunden und dadurch zu einer Beschreibung Germaniens geführt worden, die aber bei der Fülle des Stoffes bald zu einem eigenen Buche angewachsen, dessen Herausgabe auch vor den Historien erfolgt sei, in welchen nur ein kürzerer Auszug am gehörigen Orte eingeschaltet worden. Auf diese Weise sucht der Verfasser sich mit der bekanntlich schon früher von Andern aufgestellten Ansicht, welche in der Germania Nichts als eine Episode, ein herausgerissenes Stück aus den Historien erkennen will, gewissermassen abzufinden. Wenn für diese Ansicht keine äusseren Gründe aufzufinden sind, so dürfte es mit den innern noch schlimmer aussehen, da diese vielmehr uns dazu drängen, in der Germania ein in sich

Digitized by Google

abgeschlossenes Ganze, eine monographische Darstellung, wohl abgerundet nach ihren verschiedenen Seiten, und nach einem bestimmten Plan angelegt und ausgeführt, also eine für sich bestehende, selbständige Schrift zu erkennen. Der Verf. durchgeht die einzelnen Angaben der Germania, indem er sie mit den entsprechenden Angaben anderer Schriftsteller, des Cäsar, Livius, Mela, Plinius, Strabo u. A. vergleicht; er findet sie genauer und umfassender als die Nachrichten dieser Schriftsteller, dabei auch Manches Neue und Unbekannte bringend; als Quellen des Tacitus in seiner Darstellung erkennt er selbst Cäsar, Livius und vor Allem Plinius in seinen verloren gegangenen zwanzig Büchern über die Feldzüge in Deutschland an; Sallust's Historien werden, und wir Glauben mit Grund, davon ausgeschlossen, dann aber nimmt der Verf. an, dass Tacitus gar Manches von den Römern, die Deutschland selbst kennen gelernt, namentlich von Kriegsmännern, die dort gedient, wie von Handelsleuten, die mit den Germanen in Verkehr gekommen, so wie auch von Germanen selbst, die damals schon mehrfach in Rom sich niedergelassen, vernommen, und dadurch in den Stand gesetzt worden, diese Schilderung Germaniens, die, wie man sie auch auffassen mag, immerhin eine tendentiöse ist und bleibt, zu liefern. Dass Tacitus selbst nach Germanien gekommen, glaubt der Verf. (S. 79) nicht oder vielmehr er kann sich davon nicht überzeugen. Ein äusserer positiver Beweis lässt sich allerdings dafür nicht auftreiben: ein längerer oder kürzerer Aufenthalt des Tacitus in den römischen Städten am Rhein, oder in dem nahen Belgien, wo er Erkundigungen genug über die Germanen einziehen oder selbst mit Einzelnen in Verbindung treten konnte, liegt aber nicht ausser dem Bereich der Wahrscheinlichkeit, er liegt vielmehr so nahe, dass wir, zumal wenn wir die ganze lebendige Schilderung in der Germania, die Art und Weise, wie Tacitus von Rhein und Maas wie von Anderm spricht, in Betracht ziehen, der Ansicht uns kaum entschlagen können, dass Tacitus selbst an den genannten Orten seine Nachrichten eingezogen und nicht blos aus Büchern seine Bekanntschaft mit Germanien gewonnen habe.

Cap. IV. S. 81 ff. bespricht die Angaben des Tacitus über die Geschichte des Capitols in den Historien III, 72 und sucht hier, durch eine vergleichende Zusammenstellung mit den Nachrichten anderer alten Schriftsteller und den Behauptungen neuerer Gelehrten, den Tacitus gewissermassen zu rechtfertigen, der die genauesten Angaben über die Geschichte des Capitols mitgetheilt und da, wo er von andern Autoren abweiche, namentlich in der Bestimmung der Zeit der Anlage, andern Quellen gefolgt sei, wenn diese auch jetzt nicht mehr nachweisbar sind; »id unum defendimus, so schliesst der Verf. S. 93 seine Erörterung, Tacitum ex antiquiore ac sinceriore fonte suam narrationem sumpsisse quam reliquos rerum scriptores qui omnes fere communi fama nihil offendebantur.« — Aehn-

Digitized by Google

licher Art ist der letzte Excurs cp. V. S. 94 ff., welcher die Angaben des Tacitus Annall. XI, 22 über die Quästur in einer ähnlichen, vergleichenden Zusammenstellung mit den Nachrichten anderer Schriftsteller betrachtet, und hier allerdings zu dem Resultat gelangt, dass die Angaben des Tacitus vor Anderen beachtenswerth und glaubwürdig erscheinen, dass aber die Worte des Pomponius über die Quästur sich weder mit den Angaben Varro's noch mit denen des Tacitus vereinigen lassen, und dass der letztere in dem, was er berichtet, muthmasslich den Angaben des Varro gefolgt ist, der bei Pomponius nicht in Betracht kommen könne. Wir wollen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, weil in neuester Zeit der Versuch gemacht worden ist, die Angaben des Pomponius über die Geschichte des römischen Rechts vorzugsweise auf Varro und dessen verlorene Bücher De jure civili zurückzuführen. **Chr. Bähr.**

Traum und Traumdeutung im Alterthum von B. Büchsenschütz. Berlin. Verlag von S. Calvary et Comp. 1868. 94 S. 8.

Es ist zunächst das griechische Alterthum, welches in dieser Schrift berücksichtigt wird, indem der Verfasser bemüht ist, die Ansichten des griechischen Volkes über Träume und deren Bedeutung in ihrem Einfluss auf das Leben uns darzulegen, und daran eben so dasjenige zu knüpfen, was im Bereiche der Wissenschaft, welche bei der Bedeutung des Gegenstandes sich diesem nicht ganz entziehen konnte, darüber in den uns noch zugekommenen Schriften der philosophischen Forscher der hellenischen Welt sich vorfindet: wir erhalten dadurch eine gute Uebersicht über den fraglichen Gegenstand, und bei der einfachen und klaren Darstellung, in welcher Alles gehalten ist, wird sich die Schrift auch einem weiteren Kreise gebildeter Leser empfehlen, welche über diese im Leben der Völker des Alterthums, um von dem Orient nicht einmal zu reden, so bedeutsame und auch interessante Erscheinung, eine eingehende und angenehme Belehrung suchen. Daher auch, um die Darstellung nicht zu unterbrechen, die Belege aus den verschiedenen Schriftstellern des Alterthums am Schlusse zusammengestellt sind.

Der Verf. geht bei seiner Darlegung von der richtigen Ansicht aus, dass die Vorstellung, welche im Traum etwas Höheres und Bedeutungsvolles, eine Mittheilung der Götter erkennt und desshalb auf den Traum einen solchen Werth legt, im Volksglauben mit unerschütterlicher Festigkeit gewurzelt, »und zwar nicht blos als ein Aberglaube der grossen Menge, sondern in allen Kreisen der Gesellschaft als ein fester Glaube, dem sich selbst unter den gebildetsten und einsichtsvollsten Männern nur wenige zu entziehen

Digitized by Google

wagten, und wohl nur solche, für welche der altherkömmliche Götterglaube seine Bedeutung verloren hatte«; er geht dann weiter ein auf die Mittel, die man ergriff, um die Erfüllung Unheil verkündender Träume durch religiöse Ceremonien zu verhindern; er zeigt, wie man in Staatsangelegenheiten Träume nicht minder in Betracht zog, wie im Privatleben, und daher auch die Wissenschaft, zunächst die Philosophie in die Lage kam die Träume, theils als eine eigenthümliche Seite des geistigen Lebens, theils wegen des vermeintlichen Zusammenhanges mit der Gottheit, ihrer Betrachtung zu unterwerfen. Namentlich war bei den älteren Philosophen diese letztere Rücksicht vorwiegend, erst später, als die Psychologie mehr oder minder in den Kreis der philosophischen Forschung gezogen war, ward auch die andere Seite in Betracht genommen. Was nun von den Ansichten der älteren Philosophen von Hellas über die Träume und deren Bedeutung uns noch bekannt ist, wird von dem Verf. in einem zusammenhängenden Vortrag nachgewiesen; etwas länger verweilt Derselbe, was Niemand tadeln wird, bei Aristoteles. Das Ergebniss dieser Untersuchung wird S. 24 dahin festgestellt, dass die Theorie des Aristoteles in einen scharfen Gegensatz zu den früheren Ansichten tritt, »insofern er den Grund für die Entstehung und das eigenthümliche Wesen der Träume nicht ausserhalb des Menschen sucht, sondern sie als nothwendige Erscheinungen aus der Natur des menschlichen Geistes ableitet und erklärt. Ihre allgemein angenommene prophetische Kraft hat er auf ein enges Gebiet beschränkt und ebenfalls aus natürlichen Ursachen zu erklären gesucht, aber immerhin geht aus diesem Versuche hervor, dass auch er sich von dem festgewurzelten Glauben an dieselbe nicht loszumachen vermochte und einen Beleg für diesen seinen Glauben finden wir auch in seiner Erzählung von dem erfüllten Traume seines Freundes Eudemos.« Die auf Aristoteles folgenden philosophischen Schulen, die Peripatetiker wie die Epikureer haben Nichts wesentlich Neues gebracht, selbst die Stoische Schule, bei der die Mantik eine so grosse Rolle spielt, hat doch in der Theorie über die Träume, die sie bald als etwas von aussen her, von der Gottheit dem Menschen zugesandtes betrachtete, bald durch Zurückführung auf die Natur des menschlichen Geistes aus der Erkenntniss des nothwendigen Zusammenhangs der Welt zu deuten suchte, Nichts gebracht, was nicht bereits in den Lehren früherer Philosophen vorgekommen. Und auch die spätere Neuplatonische Schule, die sich im Ganzen hier an die Stoiker anschloss, ist über die früheren Anschauungen nicht hinausgekommen. Der Verf. wendet sich daher nun der andern, psychologischen Seite zu, und führt die verschiedenen Ansichten der Aerzte der Reihe nach auf, welche im Ganzen doch nur Weniges von Bedeutung bieten, daher auch von keinem Einfluss dieser Wissenschaft auf den im Volke traditionell überlieferten Glauben an

Digitized by Google

die Weissagung der Träume die Rede sein kann, zumal dieser Glaube mit dem religiösen zusammhieng. Aber schon die Wahrnehmung, dass doch nicht alle Träume in Erfüllung gehen, musste zu einer näheren Untersuchung über die Wahrheit der Träume führen, und so selbst eine gewisse Kritik hervorrufen, die das Bedeutsame von dem Bedeutungslosen hier zu sondern bemüht war. Wenn früher allerdings die Traumdeutung so gut wie jede andere Weissagung als eine besondere Gabe der Gottheit betrachtet ward, so ward später bei der Wichtigkeit, die man im Privatleben dem Traum beilegte, die Traumdeutung als eine menschliche Kunst angesehen, zu deren Ausübung weniger göttliche Inspiration als eine genaue und sichere Kenntniss aller einschlagenden Umstände und Beziehungen der Träume erforderlich sei; man suchte in dem Traume einen Zusammenhang mit den wirklichen Begebenheiten zu ermitteln, oder man sammelte sich eine Kenntniss der Art und Weise, in welcher im einzelnen Falle der Traum in Erfüllung gegangen war, um auf Grund einer solchen empirischen Kenntniss die vorgelegten Träume zu deuten, man suchte aus derartigen Erfahrungen allgemeine Regeln zu abstrahiren, als Grundsätze der Traumdeutung in den einzelnen, vorkommenden Fällen. Und da derartige Grundsätze schon frühe aufgezeichnet vorkommen, so ging daraus sogar in der hellenischen Welt eine Art von Literatur hervor, welche theils Sammlungen oder Zusammenstellungen von Träumen einer bestimmten Art, mit Angabe ihrer Erfüllung enthielt, theils aber auch theoretisch den Gegenstand zu behandeln suchte durch Aufstellung fester Regeln der Deutung auf Grund der gewonnenen Erfahrung, um so eine Anleitung zur Auslegung der verschiedenen Träume zu gewinnen. Der Verf. durchgeht das, was uns noch von Schriften aus diesem Zweige der Literatur nach einzelnen Notizen bekannt ist, und verweilt darauf (S. 53 ff.) länger bei dem Schriftsteller, der sich noch aus diesem Kreise der Literatur erhalten hat, und auch, wie wenigstens unter Verfasser glaubt, diesen Verlust vollkommen zu ersetzen vermag, bei dem Werke des Artemidorus, das in seinen beiden ersten Büchern eine systematische Behandlung der gesammten Traumdeutungskunst enthält, und die Grundsätze der Auslegung aufstellt, die freilich rein empirischer Art sind, und von dem Verfasser hier näher besprochen werden.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Büchsenschütz: Traum und Traumdeutung im Alterthum.

(Schluss.)

Seine Erörterung schliesst dann mit folgenden Worten: »So Viel möge genügen, um eine Anschauung von dem Verfahren der Traumdeuter zu geben. Es geht wenigstens das aus dem hier mitgetheilten hervor, dass, so viel Mühe und Scharfsinn auch von einer grossen Zahl mehr oder weniger begabter Männer während einer Reihe von Jahrhunderten aufgewendet worden ist, um den Schlüssel zu den Geheimnissen des Traumes zu finden und dem Menschengeschlecht einen Zugang zu seinen Orakeln zu eröffnen, ein befriedigendes Resultat nach keiner Seite zu gewinnen war, und dass die Mittel, welche man gefunden zu haben glaubte, um in diese Geheimnisse einzudringen, dem Boden trügerischer Erfahrung und persönlicher Willkür nicht entrückt werden konnten.« Die Anmerkungen S. 73—94 enthalten, wie schon oben bemerkt, die betreffenden Belegstellen griechischer und römischer Autoren zu dem Inhalt des Ganzen, und wird man hier kaum Etwas von Belang vermissen. Um so mehr fiel es uns auf, dass die bekannte Stelle des Herodotus VII, 16 wo dem Perser Artabanus die griechischen Anschauungen über die Träume in den Mund gelegt werden, keine Berücksichtigung gefunden hat; und doch enthält sie gewissermassen die Lehre des gesunden Menschenverstandes der Griechen, welcher den uns in der Nacht, im Schlaf anwandelnden Traum auf das zurückführt, womit unser Geist vorher, bei Tage, zunächst beschäftigt war, und, wenn in dem Traum Etwas Weiteres, eine Beziehung auf die Gottheit erkannt werden soll, dann auch noch Etwas Besonderes, wie z. B. die öftere Wiederholung des Traumes unter veränderten Verhältnissen verlangt; dieselbe Ansicht hatte auch, offenbar nach griechischen Vorbildern, der Dichter Attius ausgesprochen, bei Cicero De Divin. I, 22. Nicht minder wird man bei dem, was über die Ansichten der neuplatonischen Schule bemerkt wird, eine Erwähnung des Synesius und seiner Schrift von den Träumen vermissen. — Die äussere Ausstattung der Schrift nach Format, Lettern und Papier ist eine recht gefällige.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Richard Bentley. Eine Biographie von Jacob Mähly. Mit einem Anhang Bentley'scher Anecdoten zu Homer. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner 1868. 179 S. in gr. 8.

Bei den verschiedenen Urtheilen, welche in neuerer und neuester Zeit über Bentley gefällt worden sind und so sehr aus einander gehen, wollte der Verf., wie er ausdrücklich bemerkt, den Versuch wagen, in dieser Schrift dem Kritiker Bentley im Verhältniss zu seiner Zeit und ihrer geistigen Athmosphäre gerecht zu werden. Wenn das bekannte Werk des Bischofs Monk über Bentley Alles, was die äusseren Seiten seines Lebens betrifft, eben so umständlich als genau behandelt, so treten darin doch die Ergebnisse seines inneren Lebens und Strebens, seine geistige Grösse und seine wissenschaftliche Bedeutung verhältnissmässig zurück (S. 3). Niemand wird in Abrede stellen, dass diese innere Seite des Lebens, wie sie sich auch nach seinem Tod in den geistigen Werken des Mannes kund gibt, für unsere Erkenntniss die ungleich wichtigere ist, zumal da die äussere Seite, bei der gewaltigen Herrschsucht des Mannes, seiner Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, um von andern Schwächen nicht zu reden, manchen Anstoss bietet. Indessen steht mit diesen Begebnissen des äusseren Lebens auch die geistige Thätigkeit in vielfacher Beziehung, sie wird dadurch vielfach bestimmt und kann daher auch nur in diesem Zusammenhang und in diesen Wechselbeziehungen richtig erkannt und gewürdigt werden. Darum hat der Verfasser in seiner Darstellung diese äusseren Beziehungen nicht vernachlässigt, er hat sie in dem Bilde, das er von der geistigen und gelehrten Thätigkeit des Mannes zu entwerfen bemüht ist, überall herangezogen und ihren Einfluss auf die Entstehung und den Charakter der einzelnen geistigen Produktionen nachgewiesen, dadurch aber die letzteren in ein richtiges Licht zu setzen gesucht. Und darin liegt gewiss ein nicht geringes Verdienst dieser ganzen Darstellung, die darum auch eher geeignet ist, ein richtiges und begründetes Endurtheil bei dem Zwiespalt der Meinungen herbeizuführen. Der Verf. hat das Ganze in zwei Theile zerlegt, deren erster die Lebensverhältnisse bis zur Vorsteherschaft von Trinity-College schildert (S. 14 ff.), der zweite dann Bentley auf Trinity-College, also vom Jahre 1700 an, vorführt (S. 42 ff.): daran schliessen sich von S. 106 ff. an Belege und Ausführungen zu der in den beiden vorausgehenden Theilen gegebenen Darlegung, welche, indem sie an diese äusseren Lebensverhältnisse, wie sie in einen jeden dieser Theile fallen, die Betrachtung der in diese Zeit einschlägigen Producte der geistigen und gelehrten Thätigkeit anreiht, auch die Wechselwirkung erkennen lässt, in welcher die eine zur andern steht. Die mannichfachen Streitigkeiten, in welche Bentley während seines Lebens verwickelt war, sowohl die, welche mit seiner amtlichen Stellung und Thätigkeit zusammenhängen, als die, welche durch seine Schrif-

Digitized by Google

ten erregt wurden, lassen sich in diesem ihrem Zusammenhang allerdings besser erkennen und richtiger würdigen, so Manches Gehässige und Abstossende sie auch sonst bieten, was wir hier nicht weiter verfolgen wollen, da sich diess aus der ruhigen, die Fakta unbefangen darstellenden Erzählung des Verfassers zur Genüge ergibt. Blicken wir lieber auf das, was über die einzelnen Leistungen seiner gelehrten Thätigkeit in dieser Darstellung vorliegt. Wir erinnern z. B. im ersten Theil an das, was über die in diese frühere Lebensperiode fallenden, schon mit dem Jahre 1692 beginnenden Studien über Manilius S. 25 ff. bemerkt wird, die beabsichtigte Ausgabe dieses Dichters aber sich fast fünf Jahrzehnte hindurch verzögerte, bis sie durch Bentley's Neffen endlich zu Stande kam; wir erinnern an die Ausgabe der Fragmente des Callimachus, die vielbesprochenen Briefe des Phalaris, die ein eben so grosses Aufsehen als Streit erregten, oder an die in die zweite Periode des Lebens fallende, nach längerer Vorbereitung im Jahr 1711 erschienene Ausgabe des Horatius, welcher hier eine eingehende Erörterung S. 51 ff. gewidmet ist. Der Verf. bemüht, ein richtiges Urtheil über diese Leistung zu gewinnen, bemerkt, und wohl mit Recht, wie alle Angriffe und alle Gegenschriften von damals und alle bis auf den heutigen Tag geübte Gegenkritik es nicht vermocht, der Bentley'schen Leistung den Charakter des Grossartigen zu benehmen, wie sie auf dem Felde der Conjecturalkritik nicht nur als seine bedeutendste, sondern als eine der bedeutendsten überhaupt erscheine, wie in ihr der Schwerpunkt seiner Methode liege, nach ihrer Stärke, wie nach ihrer Schwäche u. s. w. (S. 54). »Seit Bentley selber die subjective Ueberzeugung als massgebend in der Kritik hingestellt hat, wird auch das Urtheil der Kritiker über seine Leistung ein mehr oder weniger subjectives, das heisst also auch, nicht übereinstimmend sein in Bezug auf das Wie Viel? des sicher Gewonnenen. Doch scheint es, dass von den 7—800 Neuerungen Bentley's denn doch noch ein grösserer Rest bleibender Errungenschaft resultirt, als Manche glauben mögen, welche sich unter der Bentley'schen Horazkritik entweder eine völlige Fehlgeburt von Hyperkritik oder eine allzu correcte, gewissermassen ideelle Massregelung des Dichters vorstellen«. — »Bentley's Kritik ging darauf aus, seinen Dichter zu einem Muster von Correctheit zu machen, und das war Horaz nicht, durfte es als Dichter nicht sein, denn die Correctheit steht nicht als oberstes Gesetz im Canon der Poesie, am allerwenigsten für einen Nachahmer des Pindar (?). An einer Menge von Stellen hat Bentley nicht den Abschreiber, sondern Horaz selber corrigirt, bisweilen allerdings auch so, dass der corrigirte und correcte Horatius redivivus unbedingt der Aenderung seines schulmeisternden Kritikers den Vorzug geben würde und wir mit ihm. Aber im Ganzen war Bentley zu ausgesprochener Verstandesmensch, zu einseitiger Dialektiker, um die leisen Nüancen des dichterischen Gefühls, wodurch dieses be-

Digitized by Google

wusst oder unbewusst die streng traditionelle Farbe des Ausdruckes abschattete oder erhöhte, nachzufühlen und nachfühlend zu billigen« u. s. w. Wir haben diese längere Stelle absichtlich mitgetheilt, zugleich als Probe, aus welcher das Urtheil des Verf. ersehen werden kann. Wenn er nun weiter hervorhebt, wie Bentley mit richtigem Blick unter allen Handschriften den Blandinianus für den besten erkannt habe, so dürfte jetzt, wo wir über die wahre Beschaffenheit dieser Handschrift besser unterrichtet sind, und in Keller-Holder's Ausgabe uns ein ganz anderer kritischer Apparat geboten ist, dieses Urtheil des Verfassers wohl eine Aenderung erleiden, und seine Ansicht von der Unmöglichkeit die Horazischen Handschriften auf Familien zurückzuführen und eine kleine Anzahl von Handschriften hiernach als massgebend aufzustellen, kaum mehr in der Weise wie früher, haltbar erscheinen. Mit Recht hebt der Verf. weiter hervor, wie auffallend bei einem sonst so kühnen Wortkritiker doch der durchaus conservative Charakter seines Verfahrens in der (jetzt allerdings so beliebten) Scheidung ächter und unächter Elemente erscheint; ihm erscheint in dieser Beziehung Bentley als ein Zwerg gegenüber den Himmelsstürmern unserer Zeit, Hofman-Peerlcamp an der Spitze (S. 57). Allein dazu war nach unserem Ermessen Bentley viel zu verständig; das Ziel seiner Kritik war die Correctheit des Einzelnen: die Aechtheit des Traditionell Ueberlieferten anzutasten, in der Weise, wie diess die neuere Zeit versucht hat, kam ihm nicht in den Sinn: so Etwas widerstrebte seinem gesunden Blicke wie seinem klaren Verstande.

In ähnlicher Weise werden auch die Leistungen Bentley's über Lucanus und insbesondere über Terentius (S. 81 ff) besprochen, die Ausgabe dieses Dichters mit Grund als bahnbrechend für die Behandlung der römischen Komiker erkannt. »Bentley's Verdienst, so lesen wir S. 82, um den Terenz besteht nicht in den 1000 Correcturen, wovon vielleicht ein Drittel wirkliche Emendationen sind, sondern in seinen metrischen Principien, vor Allem aber in der Erkenntniss, dass und wie Viel gerade hier gelichtet werden müsse.« Wir übergehen Anderes und verweisen lieber auf die Schrift selbst, die in dieser Art und Weise der Behandlung allerdings geeignet ist, über die einzelnen Leistungen Bentley's auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft ein richtiges Urtheil zu veranlassen. Der gelehrte Apparat ist mit ziemlicher Vollständigkeit in den schon oben genannten Belegen und Ausführungen enthalten, die auch über Einzelnes, was im Texte selbst nur kurz berührt werden konnte, sich näher verbreiten, und manche selbständige Erörterung, wie z. B. S. 120 ff. über Englisches Unterrichtswesen, enthalten, eben so über einzelne Gelehrte, mit denen Bentley in Berührung kam, wie z. B. Le Clerc, Ad. Küster u. A. theils selbst in die Kritik einzelner Stellen eingehen, wie z. B. S. 131 ff. in der Zusammenstellung einzelner Emendationen Bentley's zu Horatius

Digitized by Google

u. dgl. m. Der Anhang (S. 161—179) enthält einen Abdruck der handschriftlich in der Bibliothek von Trinity-College befindlichen Noten Bentley's zur Ilias, aber nur zu den zwei ersten Büchern, da sich Niemand auf Trinity-College fand, das Ganze abzuschreiben; den Inhalt dieser Noten bilden meist kurz gefasste Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen dieser beiden Bücher, und wird bei Würdigung derselben auch allerdings die Zeit, in der sie niedergeschrieben wurden, in Betracht zu ziehen sein. — Die äussere Ausstattung ist sehr befriedigend. **Chr. Bähr.**

Ovidius und sein Verhältniss zu den Vorgängern und gleichzeitigen römischen Dichtern. Von Anton R. Zingerle, Professor am k. k. Gymnasium zu Trient. Erstes Heft. Ovid, Catull, Tibull, Properz. Insbruck. Verlag der Wagnerischen Universitätsbuchhandlung. 1869. 136 S. in gr. 8.

Der Gegenstand, der in dieser Schrift behandelt wird, ist bisher noch wenig in's Auge gefasst oder näher besprochen worden: dass er es aber verdient, davon liefert diese Schrift selbst den besten Beweis, indem sie das Verhältniss des Ovidius zu den gleichzeitigen Dichtern in einer Weise darlegt, die zugleich zur richtigen Würdigung des Dichters selbst und seiner Poesie beizutragen vermag, und eben so auch auf die bemerkten ihm befreundeten Dichter ein neues Licht zurückwirft. Wenn die vielfachen Wiederhohlungen, welche in einer oft sehr auffallenden Weise in den Dichtungen des Ovidius uns entgegentreten, sich allerdings schon aus der angebornen Leichtigkeit seiner Versification, seiner Eile, wie selbst seiner natürlichen Lässigkeit erklären lassen, welche nie daran dachte, das, was er einmal gedichtet, wieder durchzusehen, nachzubessern, und die Feile anzulegen, — Saepe piget, quid enim dubitem tibi vera fateri, corrigere et longi ferre laboris onus etc. etc. schreibt er an Brutus (Ex Pont. III, 9, 19 ff.) — so dürfte doch diess kaum genügen, um einen hinreichenden Aufschluss über diese oft sichtbar und aus verschiedenen Gründen gemachten Wiederhohlungen zu geben: wir sind daher vielmehr genöthigt, uns noch weiter umzusehen und nach den besonderen Gründen zu forschen, welche diese Erscheinung hervorgerufen, welche mit der ganzen Art und Weise der Ovidischen Dichtung zusammenhängt, und zugleich geeignet erscheint, das Verhältniss und die Beziehungen des Ovidius zu andern gleichzeitigen Dichtern in das rechte Licht zu setzen. Diess zu ermitteln ist die nächste Aufgabe dieser Schrift, die uns allerdings zeigen kann, wie wir den Ovidius, bei allen den besonderen Eigenschaften seines dichterischen Geistes, doch keineswegs als eine isolirte Erscheinung zu betrachten haben, vielmehr mit den

Digitized by Google

andern zeitgenössischen Dichtern gar manche Berührung und Verbindung obwaltet.

Der Verf. zeigt, wie schon die Rücksicht auf den Versbau und den leichten Fluss des Rhythmus den Ovidius zu manchen dafür bequemen Wortstellungen verleitete, welche unwillkührlich zu Wiederhohlungen führten, die, wie hier S. 9 ff. nachgewiesen wird, bald in gewissen Lieblingswörtern liegen, wohin z. B. das Participium conspiciendus und ähnliche in bestimmten Fällen stets wiederkehrende Participien gehören, bald in der Anwendung des Imperativs am Schluss des Hexameters und andern derartigen Dingen, oder auch in gewissen Eigenthümlichkeiten bei der Anwendung der Adjective auf bilis, (wie z. B. spectabilis, miserabilis, oder auch sanquinolentus), oder der Substantiva, mit dem Ausgang auf men, in der Verbindung von sine mit fine und andern Wörtern, oder von causa mit einem Substantiv auf or; und an alle diese mit einzelnen Beispielen reichlich belegten Fälle reiht sich dann eine nicht minder reichhaltige Zusammenstellung von Wiederhohlungen einzelner Verstheile, wie sie zunächst durch den Versbau veranlasst wurden, es sei am Anfange des Verses oder am Ausgange desselben, S. 21—34.

Nach diesen Erörterungen wendet sich der Verf. zu dem Verhältniss, in welchem Ovidus in dieser Beziehung zu seinen Vorgängern wie zu den gleichzeitigen Dichtern steht, er beginnt mit Catullus (S. 35 ff.) und weist im Einzelnen nicht blos die allgemeinen Anschauungen wie die besonderen Ideen nach, welche bei beiden Dichtern in gleicher Weise anzutreffen sind, sondern er führt auch eine Reihe von Versen an, welche als offenbare Nachahmungen catullischer Verse kaum zu bezweifeln sind. Auf Catullus folgt Tibullus (S. 54 ff.). Hier tritt die Abhängigkeit des Ovidius von diesem Muster der Elegie in weit höherem Grade hervor, eben so wohl in der Entlehnung von Motiven, als auch in der Sprache selbst und im Ausdruck, da er, wie S. 55 ganz richtig bemerkt, und auch im Verfolg an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen wird, »gar nicht selten ohne Bedenken für seine Phraseologie aus jener Quelle schöpft«, ja, setzt der Verf. hinzu, aus dieser Abhängigkeit auch gar kein Hehl machen wollte, da er das Entlehnte doch fast immer gewissermassen zu seinem Eigenthum zu machen wusste, daher auch mit sichtlicher Vorliebe bei jeder sich bietenden Gelegenheit — im Ganzen sieben mal — in so anerkennender Weise von Tibull spricht. Wie Ovidius ganze Verse des Tibullus mit nur geringer Aenderung in seine Gedichte eingeflochten, und zwar nicht unbewusst, wie er einzelne Gedanken und Bilder in gleicher Weise verwendet, wird hier im Einzelnen nachgewiesen; wir erinnern nur an die zahlreich hier (S. 66 ff.) neben einander aufgeführten Stellen aus beiden Dichtern, welche auf das Landleben, ländliche Feste und dergl. sich beziehen, oder an die Stellen, welche auf einzelne Götterculte, Heroen u. dgl. sich be-

Digitized by Google

ziehen, und so manche andere Aehnlichkeiten, wie sie in der ausführlichen Darstellung des Verfassers an einander gereiht sind, und selbst für die kritische Behandlung des Dichters uns nicht ohne Bedeutung erscheinen.

An dritter Stelle folgt Propertius (S. 109 ff.), der mit Ovidius, wie dieser selbst versichert (Trist. IV, 9, 46) »jure sodalicio« verbunden war. Hier bezieht sich die Nachbildung zunächst auf die griechischen Vorbilder, welche Propertius römisch zu gestalten versucht hat, und Ovidius dann in seiner Weise erweitert und ausmalt. Auch auf andere Punkte der Aehnlichkeit wird hingewiesen, namentlich auf die Bedeutung, welche in dieser Hinsicht die römischen Elegien des Propertius gewinnen, welchen unser Verfasser keinen geringern Einfluss auf die Entstehung der Fasti des Ovidius zuzuschreiben geneigt ist (S. 121).

Am Schlusse dieses Heftes fasst der Verf. noch einmal S. 130 ff. die Ergebnisse seiner Forschung über das Verhältniss des Ovidius zu den drei andern Elegikern zusammen, um damit zugleich auch den Entwicklungsgang, den die Elegie in Rom genommen, sowohl in Bezug auf den Inhalt wie die Form darzulegen. Indem wir darauf die Leser verweisen, können wir es uns nicht versagen, zum Schluss das Endurtheil des Verfassers über Ovidius als Dichter, hier beizufügen, weil es uns eben so wahr als wohl begründet erscheint. Der Verf. will keineswegs die Verdienste desselben um die römische Poesie herabdrücken; »es ist wahr, er hat Viel von seinen Vorgängern gelernt und viel geborgt; wie viel er aber auch entlehnte, er wusste doch in den meisten Fällen mit feinem Takte das auszuwählen, was dem Charakter seiner Poesie entspricht und hatte soviel Kraft, das von Aussen her Erworbene fortzuentwickeln, geschmackvoll mit den Seinigen zu vermischen und es so gewissermassen zu seinem Eigenthum zu machen.« — »Nimmt man zu diesem Takte in der Nachbildung, der immer schon von dichterischer Begabung zeugt, noch das hinzu, worin er wirklich originell ist, die geschmackvolle Erzählung und seine oft grossartigen Betrachtungen und Schilderungen des Psychologischen im Individuum, denken wir an seine Productivität, würdigen wir richtig die Zeitverhältnisse, so werden wir trotz der vielen Reminiscenzen doch nicht umhin können, Ovidius als einen der begabtesten Dichter Rom's anzuerkennen; hat er — und dies ist eine andere Frage — nicht so viel geleistet als er mit seinen reichen Anlagen hätte leisten können, so fällt die Schuld auf die äusseren Umstände und noch mehr auf die Fehler, die gerade solchen Dichternaturen nur zu gerne ankleben, auf das zu grosse Selbstvertrauen und auf ein gewisses Sichgehenlassen.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Die Composition der Odyssee. Gesammelte Aufsätze von A. Kirchhoff, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1869. VIII und 210 S. 8.

In dieser Schrift finden sich vereinigt die verschiedenen Aufsätze, welche der Verf. an verschiedenen Orten wie zu verschiedenen Zeiten über die Entstehung und Bildung der homerischen Odyssee veröffentlicht hatte, und sind dieselben »abgesehen von ganz unwesentlichen Kleinigkeiten in unveränderter Gestalt« hier wiedergegeben, indem der Verf., wie von ihm ausdrücklich bemerkt wird, es vorzog, diese Aufsätze so zu belassen, weil er glaubte, der Sache selbst, um die es ihm allein zu thun ist, mehr auf diese Weise zu nutzen (?) als durch eine theilweise Ueberarbeitung und Neugestaltung dieser früheren Aufsätze. Dieselben waren früher unter der Aufschrift »Homerische Excurse« theils im Rheinischen Museum Bd. XV (so der hier an erster und fünfter Stelle gedruckte), theils im Philologus Bd. XV (der an zweiter und vierter Stelle) und XIX (der an siebenter Stelle gedruckte), theils in den Monatsberichten der Berliner Akademie vom Jahr 1861 (der dritte) theils in den Jahrb. der Philologie von Fleckeisen Bd. XCI (der sechste) erschienen: sie haben alle eine nähere Beziehung zu der Ansicht, wie sie der Verf. in seinem Buche über die Odyssee über die Entstehung dieses Epos entwickelt hat, und sollen zur näheren Erläuterung und Begründung derselben dienen, sind mithin gewissermassen als eine Ergänzung, oder Vervollständigung dieses Buches zu betrachten. — Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist ganz befriedigend.

Genève et les rives du Léman par Rodolphe Rey, auteur de l'histoire de la renaissance politique de l'Italie. Deuxième edition. Genève et Bale. M. H. Georg, libraire editeur. 1869. 441 S. 8.

Dieses Buch enthält eine Schilderung von Genf und seinen näheren und entfernteren Umgebungen an beiden Ufern des See's, welche wir Allen denen, welche über diese Stadt wie ihre Umgebungen sich näher belehren wollen, empfehlen, indem darin das Geschichtliche geschickt mit dem verbunden ist, was von Seiten der herrlichen Natur oder in andern Beziehungen unsere Aufmerksamkeit an sich zieht. Wie viele Hunderte, ja Tausende wenden sich alljährig dieser Stadt zu, um in ihr oder in ihren reizenden Umgebungen einen längeren oder kürzeren Aufenthalt zu nehmen, Geist und Körper zu erfrischen und zu stärken und es hat sich der Verf. mit die Aufgabe gestellt, diese über All' das Merkwürdige oder

Digitized by Google

Beachtenswerthe zu belehren, was dieser Ort mit seiner reichen Vergangenheit und selbst noch in seiner Bedeutung für die Gegenwart, als ein Centralpunkt französischer Literatur und Bildung bietet, und diese Belehrung ist in einer sehr anziehenden Weise gegeben, die ganze Darstellung in eine angenehme Form eingekleidet; namentlich ist es der geschichtliche Theil, auf den wir in dieser Hinsicht besonders verweisen möchten, da er an die Beschreibung anknüpfend, stets das wesentlichste der geschichtlichen Thatsachen mittheilt, ohne in gedehnte historische Ausführungen sich zu verlieren, die mit dem Zwecke des Ganzen wohl nicht vereinbar waren. So durchgeht er die ganze Geschichte der Stadt Genf von ihren ersten Anfängen an bis zu der jetzigen Zeit, in stetem Hinblick auf die Gegenwart und das, was dieselbe bietet; die zwölf ersten Capitel sind dieser Schilderung gewidmet, die mit den besten Wünschen für das Gedeihen und die Blüthe der Stadt auch für die nächste Zukunft abschliesst, ihr eine durch stete Einwanderung eidgenössischer Elemente wachsende Bevölkerung wünscht, die zugleich einen Damm bilde wider das eindringende Element fremder Bevölkerung, und immer mehr aus Genf mache »la grande ville de la Suisse, le foyer de sa litterature et de son art«. Dieser Patriotismus des Verf. gibt sich auch sonst in der Darstellung vielfach kund, ohne dabei in irgend einer Weise zu verletzen. Wir geben davon eine Probe aus S. 212, wo der Verf. auf die Erziehung zu reden kommt und auf den Ruf, den Genf in dieser Hinsicht gewonnen, und bis auf diesen Tag sich bewahrt hat, wie diess die mannichfachen vielbesuchten Anstalten für Erziehung, öffentliche wie private, auch jetzt noch immer bekunden: diess veranlasst ihn zu folgender Bemerkung:

»Notre Genève a une reputation en matière d'éducation. Malgré les corruptions qui y sont pénétré, on y rencontre encore beaucoup de familles laborienses ordonnées, où l'enfant grandit dans une atmosphère des vertus et de devoirs, qui sauvegarde son innocence et l'amène à la jennesse, préservé de l'usure produite par les passions et les convoitises prématurées. Elle a de plus les ressources intellectuelles d'une grande ville. Notre population, formée de sangs divers, réunit des aptitudes variées. Point de jonction entre les nationalités du continent, Genève est le trait d'union entre la Suisse et l'Europe. Tout passe dans notre lanterne magique; il est peu d'hommes célébres qui ne l'aient visitée, il n'est plus une idée qui ne s' y répercute. L'irradiation de l'Allemagne, de l'Angleterre, de l'Amerique s y croise avec celle de la France. Les points de vue les plus variés en philosophie, en morale, ont chez nous leurs représentants; la foi protestante, dans son serieux primitif, se deploie avec son cortège d'institutions, ses moeurs, ses vertus, ses passions, et lutte avec le catholicisme qui la presse de deux côtés. De Genève mieux que d'aucune ville, on peut suivre le mouvement général de la société contemporaine, les alternativen

Digitized by Google

de l'opinion, la part que chaque nation apporte à l'oeuvre collective de la civilisation.«

Mit dem dreizehnten Capitel wendet sich der Verf. den nahen Umgebungen der Stadt Genf zu: Fernet, Coppet, Nyon und die dem Jura zugewendeten Landstriche werden uns geschildert; das fünfzehnte ist der Beschreibung von Lausanne gewidmet, an welche im sechzehnten eine geschichtliche Uebersicht sich knüpft, die mit dem Waadtland unter der Zeit der Burgundischen Könige beginnt, und bis auf unser Jahrhundert geführt ist: die wissenschaftliche Bewegung bespricht der folgende Abschnitt, die religiöse (hier insbesondere Vinet und seine Schule) ein anderer, und eben so ein weiterer die politische Bewegung oder die waadtländische Democratie, wie sie sich entwickelt und jetzt gestaltet hat. Der nächste Abschnitt, der zwanzigste, führt uns nach Vevey und Montreux mit ihren reizenden Umgebungen, die selbst in den Wintermonaten so vielen Leidenden ein sicheres Asyl bieten, der ein und zwanzigste gibt ein schönes Bild der Hirten- und Gebirgslandschaft von Gruyère, die sich an die genannten Orte nordwärts anschliesst, und führt uns dann weiter längs den Ufern des Sees nach dem untern Wallis; das letzte Kapitel XXII beschliesst das Ganze mit einer Schilderung des südlichen Seeufers und der Landschaft Chablais. In den Schlussbetrachtungen, auf die wir gerne die Leser verweisen, spricht sich ein edler Patriotismus aus, eben so wohl in Bezug auf Genf, wie auf die Schweiz überhaupt. Die ganze Vergangenheit Genf's, wie sie in dieser Schrift in einem so schönen Bilde uns vorgeführt wird, hat ihm auch seine Rolle in der Zukunft vorgezeichnet und vor Allem engen Anschluss an die Eidgenossenschaft als seine Aufgabe dargestellt.

»Notre politique est de nous serrer au tronc helvétique, de multiplier les points de contact avec nos confédérés, d'écarter les froissements de race, d'adoucir les susceptibilités cantonales, de patronner les institutions et les moeurs, propres à donner au patriotisme helvétique une signification plus haute et plus désintéressée.« — »La propagande — so schliesst der Verfasser — que notre patrie peut faire est celle de l'exemple. Son oeuvre est de pratiquer loyalement la démocratie, d'en tirer les conséquences pour le bonheur et la dignité du grande nombre, d'en faire une realité de plus en plus vivante. Pour cela il faut maintenir la grande place aux intérêts moraux et intellectuels, respecter la dignité individuelle, et les droits de la conscience, identifier les droits et les devoirs, en un mot, équilibrer les forces sociales dans la justice. Telle est la politique qui nous conservera l'estime des peuples. Ils reconnaitront que notre patrie est une pièce essentielle de l'economie européenne et cette bonne renommée nous sera une égide, si des guerres et des remaniements de territoire mettaient en danger l'existance des petits États.«

Digitized by Google

Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied. Acht Abhandlungen und erweiterte Vorträge ethnographisch-linguistischen Inhalts nebst einer Sammlung von über hundert Dichtungen in zwanzig Sprachen und Dialekten, im Urtexte nebst metrischer Uebersetzung in den Originalversmassen von Dr. August Boltz, Professor. Oppenheim am Rhein. Verlag von Ernst Kern. 1868. XC und 370 S. in 8.

Der Inhalt dieses Buches ist so mannichfacher Art, dass wir uns begnügen müssen, die Hauptpartien desselben hier anzuführen und auf dasjenige hinzuweisen, was, wie wir glauben, auch für weitere, gebildete Kreise von Interesse sein wird. Eine erste Abtheilung enthält unter der Aufschrift Ethnographisch-Linguistisches vier Aufsätze oder vielmehr Vorträge, welche zu Frankfurt vor einem grösseren Publikum gehalten wurden: 1. Himmel und Erde, etymologisch-ethnographischen Inhalts und eben so 2. Gott und Mensch, eine ethnographisch-etymologische Skizze vom indogermanischen Standpunkt aus; 3. Dorf und Stadt, eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung; 4. Die Zigeuner. Die zweite Abtheilung (S. 99 ff.) bringt zuerst einige in das Gebiet der Literargeschichte einschlägige Aufsätze und zwar auf einem Felde, das noch wenig bearbeitet ist: zuerst eine deutsche Bearbeitung des russischen Heldenliedes vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer, und zwar in Versen; die Wichtigkeit dieses ältesten russischen Sprachdenkmals aus dem zwölften Jahrhundert rechtfertigt wohl hinreichend diesen Versuch, durch welchen dieses Lied auch deutschen Kreisen zugeführt wird; daran reiht sich ein Vortrag, zu Berlin gehalten, über das alt-russische Heldenlied im Vergleich mit der Arthursage; so wie ein weiter Vortrag über drei russische, unter uns allerdings wenig bekannte Dichterinnen, die sich durch ihre Dichtungen, von welchen hier Einzelnes im Russischen wie in wohlgelungener deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird, einen Namen erworben haben: Helene Rostopschina, geb. Suschkow, Schwiegertochter des Militärgouverneurs von Moskau, Carolina v. Pavlowna, geb. v. Jänisch, und Elisabeth Kulmann, welche nur deutsch dichtete, aber schon in einem Alter von siebzehn Jahren dahinschied und doch über hunderttausend Verse in verschiedenen Sprachen hinterliess: die aus einem grösseren Gedicht: Sappho hier mitgetheilten Stücke rechtfertigen das dieser jugendlichen Dichterin gespendete Lob. Daran reiht sich ein anderer Vortrag über Neuprovenzalische Dichter der Gegenwart, mit einigen Proben von den hierher gehörigen Dichtungen des noch nicht lange gestorbenen Dichters Jasmin und des ebenfalls vor einigen Jahren gestorbenen Aubonel; ähnlicher Art ist der Vortrag über das sicilianische Volkslied, ebenfalls begleitet mit Uebersetzungsproben derartiger Gedichte. Den Rest des Bandes füllen unter der Aufschrift: »Beiträge zur Weltdichtung« S. 262 ff. Uebersetzungen von Gedichten aus verschie-

Digitized by Google

denen Sprachen, und sind, zur Vergleichung auch die Originaltexte beigefügt: zuerst sind es einige Gedichte aus dem Sanskrit, dann folgen englische und französische, so wie neuprovenzalische und sicilianische Dichtungen; einen grösseren Raum nehmen die aus dem Russischen übersetzten Stücke ein; zu den schon genannten der beiden russischen Dichterinnen kommt hinzu eine Anzahl von Gedichten des Iwan Wassiljewitsch Krassow, des Michael Jurjewitsch Lermontow, A. Fath und A. Auch ein Tartarenlied und zwei Baschkiren Lieder finden sich darunter. Wir machen auf diese noch so wenig gekannten Poesien um so mehr aufmerksam, als die Uebersetzung sich in jeder Weise empfiehlt und mit Sinn und Geist veranstaltet ist. Passend reiht sich daran Anderes aus dem Gebiete der slavischen Poesie: Polnische, serbische, tschechische und bosnische Lieder, denen Einzelnes aus dem Kreis des Niederlausitzischen, Slawakischen, Krain-Illyrischen und zwei steyrische Lieder folgen. Weiter folgen schwedische Dichtungen (darunter ein Frühlingslied von Dahlgren), dänische (insbesondere ein dänisches Nationallied) und holländische: den Beschluss machen einige spanische und portugiesische Dichtungen.

So findet der Leser eine reiche Auswahl, die ihn mit dem Schönsten und Besten bekannt macht, was auf dem Gebiete des Volksliedes zunächst die neueste Zeit geschaffen hat, und ihn in Kreise eingeführt, die zum Theil noch wenig unter uns bekannt geworden sind. Der Kenner der fremden Sprachen kann sich aus den beigefügten Originaltexten überzeugen von der Treue der gegebenen Uebersetzung, die aber darum allen Forderungen der deutschen Poesie gerecht wird, und sich sehr gut liest.

Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. Von J. J. Honegger. Zweiter Band: die Zeit der Restauration. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1869. X und 542 S. in gr. 8.

Der erste Band dieses Werkes wurde in diesen Jahrbüchern 1868 S. 389 ff. besprochen und auf Anlage wie Charakter des Werkes hingewiesen, das sich eine sehr umfassende Aufgabe gestellt hat. Der vorliegende zweite Band soll die Zeit der Restauration uns vorführen, und zwar in der ersten Abtheilung die Restauration in ihrem politischen Schwanken, in der andern auf ihrer reactionären Höhe. In der ersten Abtheilung sucht der Verf. zuerst im Allgemeinen den Geist der Zeit und die Richtung der Politik, zu charakterisiren, von seinem Standpunkt aus, der ihn in Allem, was politisch von 1814 ab in Europo geschah, einen damals beginnenden und bis zum Jahr 1830 durchgeführten Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, natürlichem Rechte der

Digitized by Google

Völker und historischem Unrecht der Privilegirten, bureaukratischem Trotz und unsicherer Opposition erkennen lässt. Er wirft daher zunächst einen Blick auf den politischen Gang in den verschiedenen Staaten Europa's, wobei Frankreich insbesondere berücksichtigt erscheint, er geht dann über zu den socialen Erscheinungen und Speculationen, worauf im vierten Abschnitt ein Ueberblick dessen folgt, was in diesem Zeitraum auf dem Gebiete der Journalistik, Politik und Tagesgeschichte geleistet worden; Arndt und Jahn, Görres wie v. Haller, Courier wie Constant u. A. werden hier kurz nach ihrer in dieser Beziehung entwickelten Thätigkeit geschildert; es reihen sich daran die übrigen Abschnitte über Erfindungen und Technik, über Reisen, Entdeckungen, Colonisation und Verkehr, zuletzt über die bildenden Künste, über Theater und Musik, was der Verfasser dem allgemeinen Zweck seiner Darstellung gemäss, ebenfalls berücksichtigen zu müssen glaubte. Die beiden letzten Abschnitte haben dann die Literatur im Allgemeinen wie im Besondern zum Gegenstande, und zwar der eine die Wissenschaft und die gelehrte Forschung (wobei einige Männer besonders hervorgehoben und charakterisirt werden, wie Niebuhr, Rottek, v. Savigny u. A.), der andere die schöne Literatur, deren Hauptvertreter in den verschiedenen Zweigen und Richtungen der Poesie ebenfalls hier näher besprochen werden; in der deutschen Lyrik insbesondere Kerner, Rückert und Schwab.

Einen ähnlichen Gang nimmt der Verfasser auch in der andern Abtheilung, welche die Restauration auf ihrer reactionären Höhe darstellen soll; und nach einem kürzeren Abriss der politischen Zustände, wie sie der Verfasser ansieht und beurtheilt, insbesondere die Wissenschaft und die gelehrte Forschung in Betracht zieht. »Wenn auch, schreibt der Verf. S. 289, der Geist der Erfindung sich ausschliesslich auf das Gebiet der technisch-industriellen Thätigkeit wirft, so leistet er darum doch nicht minder den streng wissenschaftlichen Zweigen gewaltigen Vorschub und knüpft namentlich aufs Engste an die naturwissenschaftlichen Fortschritte, die ihn zumeist tragen und denen er umgekehrt wieder dient; es ist da eine ganz parallele Entwicklung und derselbe allgemeine Zug, nur dass er immer stärker aufs praktische Leben ausgeht, ohne jedoch an Wissenschaftlichkeit zu verlieren. Immer mehr sind es die beiden gewaltigen Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte, welche die Forschung absorbiren.« Die nun folgende, über die einzelnen Disciplinen sich verbreitende Darstellung kann allerdings dazu den besten Beleg liefern. In der Geschichte wird die deutsche und die französische Geschichtschreibung unterschieden, in der ersten insbesondre Schlosser und Raumer als Hauptrepräsentanten derselben hervorgehoben und geschildert. Wenn wir von dem minder günstigen Urtheil, das über dem letzteren im Ganzen gefällt wird, absehen, mag es wohl erlaubt sein, in einem Blatte, in welchem der erstgenannte selbst während seines Lebens so manchen

Digitized by Google

werthvollen Beitrag niedergelegt hat, Einiges von dem mitzutheilen, was der Verfasser, unbefangen und unpartheiisch, wie er ist, über diesen Mann urtheilt, als dessen werthvollstes und auch bleibendstes Werk er mit gutem Grund die »Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreiches« betrachtet, ein Werk, setzen wir hinzu, das daher auch wie wenige Werke der Art Anerkennung und Verbreitung gefunden, jetzt in der fünften Auflage von acht Bänden vorliegt und ungeachtet seines grösseren Umfanges wie des höheren obwohl noch immer billig angesetzten Preises (von 33 fl.) auch nach Schlossers Tod noch immer zahlreiche Leser findet, die an der neumodischen Geschichtsbaumeisterei, die jenem Werke so ganz fern liegt, sich nicht befriedigt finden, sondern nach einer besseren und gediegeneren Kost sich umsehen. Unser Verfasser urtheilt unter Anderm darüber Folgendes:

»In Schlossers gross überschauenden Blicke, dem keine falsche Grösse, kein erborgter Glanz, kein angemasstes Urtheil imponirt, liegt eine glänzende Ironie. Einfach und schlicht führt er die Thatsachen als ihre eigenen und ihrer Träger Richter ins Feld; auch die leitenden Charaktere entwickeln sich nur an jenen, keine ruhenden Charakterzeichnungen, die überhaupt nicht für seine Feder sind. Aber er weiss kühn und treffend herauszugreifen, was für die grossen Fragen der Zeit Bedeutung hat und sie charakterisirt. In seinen factischen Darstellungen liegt von selber die schlagendste Kritik, und wenn er einleitend oder abschliessend einen kurzen Satz, ein Wort subjectiver Zeichnung hinwirft: da sind die Begebenheit, die Persönlichkeit, das Volk, die Periode in ihrem innersten Wesen getroffen, und jene schleichenden und zugleich arroganten Diplomaten, die sich geberden, als ob sie die Weltgeschichte machten und den Geist der Völker mit einem Ruck am Steuerrade drehen könnten, stehen kostbar nackt und klein da. Und seine Ironie trifft eben so gut den König von Gottes Gnaden wie den anmassenden Büreaukraten und den exerciermeisterlichen Feldherrn, eben so stark die weltherrschaftliche Eitelkeit der grossen Nation wie die schreibselige Geduld des gehorsamen deutschen Unterthanenverstandes. Das Treiben der adeligen und bürgerlichen Aristokratien und der höfischen Cirkel kennzeichnet sich unter seiner Hand in der vollen Blösse eines bornirten, sich selbst richtenden und sich selbst vernichtenden Egoismus. So wird ihm die Geschichte der Neuzeit allermeist diplomatische mit dem Motto: vanitas vanitatum, und daneben sociale, wie das der Geist ihrer Zeit ist, und das gerade ist das specifische Feld für seinen durchdringenden Blick. — Eine Frucht jedoch — wir möchten sie wegwünschen — hat ohne Zweifel das einseitig überwiegende Verstandeselement und der Standpunkt der mehr materiellen Nützlichkeit getragen, den er einnimmt; er hat die Darstellung gefärbt und entfärbt. Wohl ist sie populär, klar und einfach; aber ihr geht das Schöne ab,

Digitized by Google

aller Schwung fehlt, die Klarheit wird flach und dürr, die Einfachheit einförmig; die höchsten Ideen sind wie alltäglich ausgegeben und verbergen ihre Tragweite unter dem Scheine des Gewohnten; es ist die von der blossen Reflexion gezeugte Manier des besonnenen Zusammenstellens, die Sprache eines gewöhnlichen Erzählers. Uebrigens sind die Durcharbeitung der Materie sowohl als die Form vollkommener als in der Weltgeschichte.

Man wirft Schlosser ein Zusammenwürfeln und Mangel an Beherrschung des Stoffes vor, wohl nicht mit Unrecht, namentlich soweit es die »Weltgeschichte« trifft; aber wenn man diesen Vorwurf erhebt, so sei man auch gleich gerecht und bedenke, welch ungeheures Material seine in alle Zeiten eingreifende Geschichtsdarstellung zu bewältigen hatte.«

Der Verf. hebt es dann weiter als ein Verdienst von Schlosser hervor, auch die Culturgeschichte herangezogen zu haben, als die leitende Begleiterin der Thatsachen, und wirft zuletzt noch einen Blick auf die von Schlosser später bearbeitete Weltgeschichte; was er noch weiter hinzufügt in seiner Betrachtung über den Charakter der Schlosser'schen Geschichtschreibung, wird der, welcher Schlosser's Werke näher kennt, gern unterschreiben. »Der unbewegte Pol, dem er immer zusteuert, ist die unbedingte Treue und Wahrheit; daher der durchgehende Ernst und die Würde, der makellose Sinn, der nie deutelt und sophistisirt, bei sehr fest stehenden Anschauungen doch die abgemessene Ruhe, das Vermeiden aller übergreifenden Excesse und das Verurtheilen aller Einseitigkeit, der Particular- und Standesinteressen, der Privilegien und der Kastensonderung. Wie Schlosser selbst ganz und gar Einer ist, ausgeprägt abgeschlossene Persönlichkeit, so gibt es für ihn auch nur Eine Partei, die des ewigen Rechtes und des allgemeinen Wohls; nur das Eine und Ganze hat Geltung, insofern Geltung, als es das Individuelle als Moment in sich verwirkt. So springt aus ihm heraus die durchgängige Einheit, auf welcher die Grösse seiner Geschichtsanschauung ruht. Er hat seinen Standpunkt auf hoher Warte genommen, und sein Blick geht rings in die Runde, und es ist der freie und klare, der ganz eigentlich welthistorische Blick, der jeder engherzigen Beschränktheit Feindschaft ansagt, der mit ätzender Schärfe jedes krankhafte Element anfasst und in seine äussersten Wirkungen verfolgt; und wohl muss den Leser ein stilles Gefühl des Wohlgefallens beschleichen, wenn Schlosser mit unerbittlicher Gerechtigkeit die falschen Grössen unter ihren eigenen Thaten und deren Folgen begräbt, wenn er den stolzirenden Nullen ihre Purpurfetzen herunterreisst, indem er rein aus den Facten heraus die Schlüsse zieht, oft mit schlagender Ironie. Er selber, kerngesund deutsch, vermeidet streng alle Ueberschwenglichkeit; es herrscht in ihm die bestimmteste Verstandeswelt ohne alle Illusionen der Phantasie« u. s. w. »Die Forschung, so schliesst der Verfasser, wird und muss fortschreiten, Manches sich anders gestalten, Mehreres fallen, Anderes auferstehen — hat ja bereits die

Digitized by Google

alte Geschichte seither eine ganz neue Beleuchtung, eine überraschend erweiterte und vertiefte Kenntniss gewonnen — aber kritischer Scharfblick und Charakter haben Schlossers Geschichtswerke aufgebaut und werden sie halten.«

An den Abschnitt über Wissenschaft reihen sich auch in dieser Abtheilung die Abschnitte über die bildenden Künste (hier insbesondere Cornelius und Schinkel), über Theater und Musik, und über Literatur im Allgemeinen, zunächst die Poesie in Lyrik und Drama wie die Novellenliteratur. Am Schluss fehlt ein Register nicht, welches die Namen aller der in diesem Band zur Sprache gekommenen Gelehrten und Künstler enthält. Die äussere Ausstattung auch dieses Bandes verdient alle Anerkennung.

Dr. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens von G. Stier, Director des Domgymnasiums zu Colberg in Verbindung mit F. Stier, Diaconus zu St. Nicolai in Eisleben. Erste Hälfte die Zeit von 1800 bis 1825 umfassend. Mit einem photographischen Brustbilde. VI und 356 S. Zweite Hälfte die Zeit von 1825 an umfassend. Mit mehreren Beilagen. VI u. 472 S. in 8. Wittenberg Hermann Kölling. 1868.

Wir erhalten in diesen beiden Bänden ein Lebensbild, das die Pietät der Söhne dem hingeschiedenen Vater errichtet hat, dessen Wirken von so segensreichem Einfluss auch in weiteren Kreisen war, dessen Charakter ein so lauter und gediegener in Allem war, der auch als Schriftsteller eine ungemeine Thätigkeit entwickelte, von welcher das in der zweiten Hälfte S. 460 ff. zusammengestellte Verzeichniss der einzelnen Schriften Zeugniss geben kann. Der erste Band, oder die erste Hälfte führt uns das Leben des Mannes von seiner Geburt (1800 zu Fraustadt im Posenschen) bis zu seiner ersten amtlichen Thätigkeit im Missionshause zu Basel im Jahre 1825 vor, und schildert ausführlich die Jugendzeit des Mannes, seine Erziehung und Bildung bis zum Eintritt in das genannte Amt, die andere Hälfte umfasst die weitere Zeit seines Aufenthalts in Basel und die darauf folgende pfarramtliche Thätigkeit an verschiedenen Orten bis zu seinem 1862 in Eisleben erfolgten Tode. Vielfach verflochten in all die religiösen Kämpfe der Zeit und in die theologischen Streitigkeiten, voll Begeisterung für sein kirchliches Amt, zeigte er nicht geringeren regen Eifer für eine Thätigkeit auf dem Gebiete der theologischen und erbaulichen Literatur, wodurch sein Name in ausgedehnteren Kreisen bekannt geworden ist. Ueber Alles das verbreitet sich die Darstellung in anziehender Weise, auch mit manchen Mittheilungen aus Briefen des Verstorbenen, dessen Beziehungen zu all den religiösen Fragen, welche in seiner Lebenszeit auftauchten, diesem Lebensabriss ein weiteres Interesse, auch für ein grösseres Publikum verleihen.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Zwei und sechzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis Dezember.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1869.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

4. Vortrag des Herrn Geheimerath H. Helmholtz: »Ueber die Schallschwingungen in der Schnecke des Ohres«, am 25. Juni 1869.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Zur Zeit der ersten Herausgabe meiner »Lehre von den Tonempfindungen« war die Untersuchung des Zusammenhangs der einzelnen Theile, welche das Corti'sche Organ der Schnecke im Ohre zusammensetzen, so wie die Messung seiner Dimensionen in den verschiedenen Windungen der Schnecke noch nicht weit vorgeschritten. Da die physiologischen Thatsachen mich zu der Hypothese führten, dass verschiedene Nervenfasern des Nervus acusticus mit elastischen Anhängseln von verschiedener Abstimmung versehen sein möchten, schienen nach der damaligen Lage unserer Kenntnisse die Corti'schen Bögen diejenigen zu sein, denen man unter allen Theilen des Labyrinths am ersten die zu einer solchen Function nöthige Masse, Festigkeit und Isolirtheit zutrauen konnte. Obgleich nun ihre Form und Grösse nicht gerade grosse Unterschiede in den verschiedenen Abtheilungen der Schnecke zeigte, so konnte immerhin eine verschiedene Abstimmung derselben durch kleine Unterschiede in der Dicke, Form des Querschnitts, Spannung u. s. w. erreicht sein, Unterschiede, die bei der Präparation, namentlich bei der Anwendung erhärtender Reagentien, vollständig verschwinden konnten, so dass deren Mangel mir nicht als ein entscheidender Grund gegen meine Hypothese erschien; namentlich der damals noch sehr grossen Differenz in den Ansichten und Beschreibungen der einzelnen Anatomen gegenüber, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hatten.

Seit jener Zeit haben die anatomischen Untersuchungen des genannten Organs sehr wesentliche Fortschritte gerade in Bezug auf diejenigen Verhältnisse gemacht, welche physiologisch wichtig sind, und es ist viel grössere Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Beobachtern zu Stande gekommen.

Von grosser Wichtigkeit für unseren Gegenstand waren namentlich die Untersuchungen von C. Hasse über die Schnecke der Vögel und Amphibien. Sie zeigten in allen übrigen Verhältnissen Uebereinstimmung mit den wesentlichen Zügen im Bau der Säuge-

Digitized by Google

thierschnecke, nur gerade die Corti'schen Bögen fehlten dort vollständig. Da es andrerseits nicht zweifelhaft sein kann, dass Vögel, welche Melodien pfeifen lernen, auch Tonhöhen unterscheiden, so ging daraus hervor, dass Unterscheidung der Tonhöhen ohne Corti'sche Bögen möglich sei.

Andrerseits veröffentlichte V. Hensen eine Reihe von Messungen über die Dimensionen der Schneckenscheidewand und ihrer Annexa, aus denen hervorging, dass das fest ausgespannte Blatt der membranösen Scheidewand, die Membrana basilaris, sehr auffallende Unterschiede der Breite in den verschiedenen Abtheilungen der Schnecke zeigte. Dem runden Fenster gegenüber ist sie nämlich nur 0,04125 Mm. breit, an ihrem andern Ende am Hamulus unter der Kuppel dagegen 0,495 Mm., ist also hier etwa 12 Mal breiter als dort. Die beiden Schenkel der Corti'schen Bögen und ihre Spannweite nehmen allerdings vom Anfang bis gegen das obere Ende der Schneckenscheidewand auch an Grösse zu, die Länge der Bögen auf das Doppelte, ihre Spannweite auf das Vierfache, aber jedenfalls nicht in so auffallendem Maasse, als es die Breite der Membrana basilaris thut.

Deshalb hat auch schon Herr V. Hensen die Hypothese aufgestellt, dass die Abstimmung der schwingenden Theile, an denen die Nervenfasern enden, wesentlich von der verschiedenen Stimmung der betreffenden Theile der Membrana basilaris abhängig sein möchte, so dass die tieferen Töne in den oberen Theilen der Membrana basilaris gegen das Schneckengewölbe hin, die höheren in den unteren gegen das runde Fenster hin, resoniren würden.

Bevor diese, in vieler Beziehung sehr ansprechende Theorie acceptirt werden konnte, schien es mir aber noch nöthig zu untersuchen, ob eine hinreichende Begrenzung und Isolirung der schwingenden Theile auf einer solchen Membran möglich sei, so dass die Erregung durch Schwingungen von bestimmter Höhe auf ein hinreichend enges Gebiet von Nervenfasern beschränkt bliebe. Auf einer nach allen Richtungen hin gleichmässig gespannten Membran sieht man niemals, dass ihre Schwingungen auf einen einzelnen schmalen Theil derselben beschränkt bleiben, sondern sie breiten sich immer ziemlich gleichmässig über alle oder fast alle Theile der Membran aus, so dass höchstens einzelne Knotenlinien von der Bewegung ausgenommen bleiben.

Dies ist der Fall bei allen bisher zu akustischen Versuchen benutzten Membranen, und wird durch das Experiment so gut, wie durch die Theorie, bestätigt.

Eine Eigenthümlichkeit im Bau der Membrana basilaris leitete mich jedoch auf einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit. Die Membran zeigt eine starke Streifung in radialer Richtung, und spaltet sich sehr leicht zwischen je zwei solchen Streifen. Das letztere zeigt an, dass sie in der Richtung ihrer Länge, quer gegen ihre Streifen nicht stark gespannt sein kann. Wohl aber deuten die

Digitized by Google

stark entwickelten Fasern, welche das gestreifte Ansehen erzeugen, darauf hin, dass sie einem ziemlich erheblichen Zuge in Richtung der Streifen Widerstand leisten kann. An einer geöffneten Schnecke fand ich ihre Spannung allerdings auch in dieser Richtung nicht sehr bedeutend; die Membran erschien ziemlich schlaff. Da aber ihr äusserer Ansatz mehr an dem vom Knochen sehr leicht sich lösenden Periost, als am Knochen selbst festhaftet, so ist es möglich, dass im lebenden Zustande die Membran viel beträchtlicher gespannt ist, so lange die vom Periost gebildeten Röhren durch den Druck der Labyrinthflüssigkeit in gespanntem Zustand erhalten sind.

Der Vergleich mit der gerade gestreckten Vogelschnecke zeigt, dass die spiralige Aufwindung des Schneckencanals kein wesentliches Moment für seine Function ist.

Ich habe deshalb die mathematische Analyse der Bewegungen einer Membran angestellt, die zwischen den Schenkeln eines Winkels ausgespannt ist, deren Spannung in der Richtung der Halbirungslinie dieses Winkels am kleinsten, senkrecht dagegen am grössten ist, die durch eine periodische Kraft, welche gegen ihre ganze Fläche wirkt, erschüttert wird, und deren Bewegung gleichzeitig durch Reibung eine geringe Dämpfung erleidet.

Das Resultat, soweit es uns hier interessirt, ist, dass wenn die kleinere Spannung in Richtung der Halbirungslinie des Winkels verschwindend klein wird, die Membran schliesslich dieselben Bewegungen ausführt, als wenn sie aus einem System unabhängig von einander beweglicher Saiten bestände, welche alle senkrecht zur Halbirungslinie zwischen den Schenkeln des Winkels und mit gleicher Spannung ausgespannt wären. In einem solchen schwingen diejenigen Saiten stark mit, deren Eigenton der Tonhöhe des erregenden Tons entspricht; ihre Nachbarn etwas schwächer, in dem Maasse weniger, als ihre Tonhöhe von der des erregenden Tones mehr und mehr abweicht; und die weiter entfernten Saiten machen nur unendlich kleine Schwingungen. Die Breite der schwingenden Portionen hängt wesentlich ab von dem Grade der Dämpfung. Je geringer dieser ist, desto schwächer kann der erregende Ton sein, und desto schmaler ist die mitschwingende Stelle. Es finden hier dieselben Verhältnisse statt, die ich in meiner Lehre von den Tonempfindungen auf Seite 212 bis 219 auseinandergesetzt habe.

Bei einer solchen Beschaffenheit der Membrana basilaris würde also in der That die von Hensen aufgestellte Hypothese allen Anforderungen genügen.

Der Nutzen der Corti'schen Bögen in der Schnecke der Säugethiere ist dann vielleicht der, dass sie die Erschütterung der Membrana basilaris isolirt durch die ziemlich dicke weiche Masse der Papilla spiralis hindurch zu isolirten Orten von deren oberer Fläche leiten, wo die Nervenendzellen mit ihren haarähnlichen Fortsätzen liegen. In der Vogelschnecke ist diese Schicht viel dünner, und konnte ein solches Hilfsmittel entbehrt werden.

Digitized by Google

Ich gebe hier schliesslich noch die Hauptzüge der mathematischen Theorie

Die Halbirungslinie des Winkels sei die Axe der x, sein Scheitel der Nullpunct der x und y; die Zeit t; die Entfernung eines schwingenden Membranpunctes von seiner Gleichgewichtslage in der Ebene xy sei z, die Spannung der Membran in Richtung der x sei P, in Richtung der y sei sie gleich Q, dieselbe gemessen für einen Streifen, dessen Breite gleich der Längeneinheit ist. Die Masse der Flächeneinheit der Membran (eingerechnet das mitbewegte umgebende Medium) sei μ, der Dämpfungscoefficient sei γ, und die periodische erregende Kraft sei $A \cdot \sin(nt)$.

Die Bewegungsgleichung ist alsdann:

$$P\frac{d^2z}{dx^2}+Q\frac{d^2z}{dy^2}=\mu\frac{d^2z}{dt^2}+\nu\frac{dz}{dt}-A\cos(nt).$$

Die Grenzbedingungen sind, dass z längs der Schenkel und im Scheitel des Winkels gleich Null, in unendlicher Entfernung endlich sei.

Wir setzen dannn

$$x=\sqrt{P}\cdot r\cos w \text{ und } y=\sqrt{Q}\cdot r\sin w$$

ferner z gleich dem reellen Theile von

$$z=e^{int}\,\Sigma\left[s_h\cos(hw)\right]$$

wobei die Werthe von h so gewählt werden müssen, dass cos hw längs der Schenkel des Winkels, in dem die Membran ausgespannt ist, gleich Null werde. Wenn der kleinste unter diesen Werthen von h gleich m ist, so sind die andern ganze Multipla von m, und A selbst ist zu entwickeln in die Reihe

$$A=\frac{4A}{\pi}\left\{\cos(mw)-\frac{1}{3}\cos(3mw)+\frac{1}{5}\cos(5mw)\text{ etc.}\right\}$$

Setzen wir nun

$$B_h=(-1)^{\frac{h+m}{2m}}\frac{4Am}{\pi h}$$

so ist s_h ein Integral der Differentialgleichung

$$\frac{d^2s}{dr^2}+\frac{1}{r}\frac{ds}{dr}+\left(n^2\mu-in\nu-\frac{h^2}{r^2}\right)s=B$$

mit der Bedingung, dass es Null sei für $r=o$, und endlich für $r=\infty$.

Dies Integral, welches auch übrigens leicht nach positiven oder negativen Potenzen von r entwickelt werden kann, lässt sich für unsern Zweck am passendsten in Form bestimmter Integrale geben und setzen wir

$$\sqrt{n^2\mu-in\nu}=1-i\lambda$$

wobei wir das Zeichen der Wurzel wählen, welches l positiv macht, und

Digitized by Google

$$\psi = \int_0^{\frac{\pi}{2}} e^{-(1-i\lambda)\,r\,\sin t} \sin(ht)\,dt$$

$$\varphi = \int_1^{\infty} u^{-h-1}\, e^{-\frac{1}{2}(1-i\lambda)\,r\left(u+\frac{1}{u}\right)}\,du$$

so ist

$$s = -\frac{B}{(1-i\lambda)^2}\left[h\,\psi + h\,.\cos\left(\frac{h\pi}{2}\right).\varphi - 1\right]$$

Setzen wir in diesen Gleichungen $r = h\varrho$, so wird h unendlich gross, wenn die Spannung Q gleich Null wird, ϱ dagegen nähert sich asymptotisch einem endlichen Werthe, und s wird für ein unendliches h

$$s = -\frac{B\varrho^2}{1-(n^2\mu - in\nu)\,\varrho^2}$$

Dies wird ein Maximum, wo

$$n^2\mu\,\varrho^2 = 1.$$

Ist der Winkel, in welchem die Membran ausgespannt ist, wie es in der Schnecke der Fall ist, an und für sich so klein, dass man den Unterschied seines Sinus und seiner Tangente vernachlässigen kann, und gleich $\varepsilon\pi$, so ist der niedrigste Werth von $h = \frac{1}{\varepsilon}$ und angenähert

$$\varrho = \frac{x\varepsilon}{\sqrt{Q}}$$

Also das Maximum tritt ein, wo

$$\mu\,n^2x^2\varepsilon^2 = Q$$

Es ist aber $x\varepsilon$ unter diesen Umständen die Länge der Saite, und die letzte Gleichung diejenige, die die Schwingungszahl einer Saite bestimmt.

Old Deccan Days or Hindoo Fairy Legends, current in Southern India. Collected from oral Tradition by M. Frere. With an Introduction and Notes by Sir Bartle Frere. The Illustrations by C. F. Frere. London. John Murray. 1868. XXXV und 331 Seiten Octav (12 sh.).

Unter den mannigfachen Beiträgen zur Kenntniss der aussereuropäischen und namentlich asiatischen Märchenwelt, welche in der letzten Zeit zu Tage gefördert worden sind, wird die vorliegende Sammlung (»Erinnerungen an Deccan«) zwar keine so bedeutende Stelle einnehmen wie z. B. die unlängst erschienenen Arbeiten Jülgs und Radloffs, indess enthält sie, obwohl zunächst der Jugend bestimmt, doch sehr Vieles, was auch wissenschaft-

Digitized by Google

licher Forschung willkommen sein muss. Im Gegensatz nämlich zu der bei weitem grössern Mehrzahl ähnlicher Werke entstammt sie der noch jetzt im Volksmunde lebenden Ueberlieferung, wodurch da, wo sie mit der einheimischen schriftlichen Uebereinstimmendes bietet, eine in mehrfacher Beziehung erspriessliche Vergleichung ermöglicht wird, so wie andererseits das mit der allgemeinen Märchenlitteratur Verwandte selbstverständlich nicht minderes Interesse erregt. Von dem Uebrigen d. h. von dem, was hier an bisher unbekannten Erzählungen zum ersten Mal ans Licht tritt, steht Manches dem eben Angeführten an Werth nicht nach oder übertrifft es bisweilen noch; indess lässt sich nicht läugnen, dass Anderes wieder von geringerer Bedeutung ist. Auch die Einleitung hätte verschiedenes enthalten können, was sie eben nicht enthält, indem z. B. die Hinweisungen auf den eigentlichen Volksglauben in Südindien im Gegensatz zu der braminischen Mythologie gar zu kurz gefasst sind und bloss Verlangen erwecken mehr davon zu erfahren. Belustigend ist übrigens daraus zu ersehen, dass noch unlängst in dem Gouvernementshause zu Dapoorie in der Nähe von Poona eine seit Jahren von Sergeant zu Sergeant unter den einheimischen Soldaten ohne Wissen der europäischen Offiziere überlieferte Order bestand, vor jedem zu gewissen Stunden der Nacht aus- oder eingehenden, oder vorüberlaufenden Hunde oder Katze, Schakal oder Ziege das Gewehr zu präsentiren, weil es der Geist (Bhoot) eines früheren Gouverneurs sein sollte, dessen man sich noch mit vieler Liebe und Dankbarkeit erinnerte. Die auf die Einleitung folgende »Apologie« des Sammlers enthält nichts Besonderes, wogegen die von ihm mitgetheilte Autobiographie der hinduischen Erzählerin (sie hiess Anna de Lonza und hatte lange Jahre in dem Hause der Frere'schen Familie zu Poona als Bonne gelebt) eine sehr willkommene, dankenswerthe Zugabe ist, indem es einerseits überall nicht unwichtig erscheint über die äusseren und inneren Verhältnisse solcher Personen, wo es angeht, Näheres zu erfahren, dann auch in diesem speciellen Falle genannte Lebensbeschreibung mancherlei anziehende Mittheilungen über das Volksleben in Südindien macht. In Betreff ihrer Grossmutter, von der sie die Märchen in ihrer Jugend gehört, berichtet die Erzählerin, dass sie zwar mit ihrem Manne in Goa zum Christenthum übergetreten war, aber stets noch immer die Hindutempel respectirte; auch wenn sie einen rothen Stein oder ein Bild Gunputti's oder eines andern Hindugottes sah, vor demselben niederkniete und betete; denn sie pflegte zu sagen: »Vielleicht ist das doch nicht so ganz ohne! (Maybe there's something in it).« Anna de Lonza befand sich, wie bereits bemerkt, zu Poona, als sie die in der Kindheit vernommenen Märchen wiedererzählte, ihre Familie aber, und daher auch diese Märchen, stammten aus Calicut, von wo ihre Grosseltern, die vor ihrer Bekehrung der Lingaetkaste angehörten, weiter nach Norden ausgewandert waren. In Südindien also ist

Digitized by Google

daher auch die Heimat einer Sternsage zu suchen, welche die junge Anna von der alten Grossmutter vernahm und wonach »die drei Diebe« (ein so heissendes Gestirn) an dem Himmel hinaufklimmen, um der Königin (Ranee) das goldene Bett zu stehlen, während ihre Mutter (ein in weiter Ferne flimmernder Stern) voller Furcht und mit pochendem Herzen auf die Rückkehr der Söhne wartet, da sie leicht ertappt und gehängt werden könnten. Dies und nichts weiter erfahren wir über diese Sternsage aus Anna's Biographie, obwohl man gern noch Ausführlicheres gehört hätte. Was nun die eigentlichen Märchen betrifft, so sind deren 24, welche ich hier in grösster Gedrungenheit und nur die wichtigsten etwas eingehender analysiren will. So gleich Nr. 1 Punchkin. Hier klagen die noch ganz jungen und fast verhungernden sieben Stieftöchter einer Königin am Grabe der rechten Mutter ihre grosse Noth, und diese lässt einen Baum emporwachsen, von dessen Früchten sich jene reichlich nähren. Da die Stiefmutter diesen Baum umzuhauen befiehlt, so verwandelt ein Teich sich für die Kinder in Sahnkuchen; aber auch dieser wird auf Befehl der Königin zerstört und sie will nun gar von einer vorgeblichen Krankheit durch das Blut der Kinder geheilt werden. Ueber ganz ähnliche Züge vgl. Mannhardt in der Zeitschr. für deutsche Mythol. 4, 251 ff. Hahn, Griech. und Albanes. Märchen nr. 49 »Die Cedercitrone« (1, 271 f.) u. s. w. Der König bringt jedoch seiner Frau statt des Blutes der Kinder das eines Rehes und führt letztere in den Wald, wo sieben Prinzen und Brüder sie finden und sich mit ihnen vermählen. Die jüngste führt dann ein Zauberer, Namen Punchkin, fort, der auch schon vorher die sieben Brüder in Steine u. s. w. verwandelt hat. Der Sohn der Entführten sucht später die Mutter auf und befreit sie, indem er zugleich den Zauberer umbringt. Das Leben desselben hängt nämlich an dem eines Papagais, der sich viele tausend Meilen von ihm in einem Käfig unter dem untersten von sechs Krügen in einem von unzähligen Dämonen bewachten Palmenhain befindet. Der junge Prinz weiss trotz aller Schwierigkeiten sich dieses Papagais zu bemächtigen, wobei ihm ein Adlerpaar hilfreich ist, dessen Junge er durch Tödtung einer Schlange von derselben errettet hat, so dass die Alten bei ihrer Nachhausekunft ihn aus Dankbarkeit von den jungen Adlern nach jenem Palmenhain tragen lassen. Vgl. hierzu meinen Aufsatz »Rose und Cypresse« in Benfey's Orient und Occid. 2, 92. 96 f. die Geschichte von dem Drachen und dem dankbaren Vogel Simorg und Reinhold Köhler ebendas. S. 299 f. Hahn nr. 70 »Der Goldäpfelbaum« (2, 57 f.). Indem nun der junge Prinz mit dem Papagai zurückkehrt, zwingt er erst den Zauberer durch Drohungen seinem Vater und dessen Brüdern ihre natürliche Gestalt wiederzugeben, zerreisst aber dann den Papagai, so dass jener zu gleicher Zeit in Stücke zerfällt. Dieser Zug, dass die Seele eines Zauberers oder sonstigen bösen Wesens sich in weiter Ferne verborgen befindet, gehört zu den häufigsten s. z. B. Reinhold

Digitized by Google

Köhler a. a. O. aber auch sonst noch oft findet er sich. Vgl. hierzu Uhland's Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage 6, 193 ff. Der Umstand, wie der junge Prinz dadurch dass er seiner Mutter Blumen überbringt, zu ihr auf den Thurm, wo der Zauberer sie eingesperrt hat, gelangt und sich ihr entdeckt, erinnert an ein ganz ähnliches Motiv in Flore und Blancheflur. Ich übergehe andere Analogien dieses Märchens, welches überhaupt gleich nr. 7, 12 u. s. w. aus mehren verschiedenen zusammengesetzt scheint, wie denn auch Anna de Lonza erwähnt, dass ihre Grossmutter, als sie älter wurde, häufig die Märchen in einander mischte; doch kann diese Vermischung schon früher Statt gefunden haben. — Nr. 2. Eine spasshafte Geschichte (A funny Story). Eine Königin gebiert zwei Hündlein und ihre Lieblingshündin zwei kleine Mädchen. Von letztern erweist die ältere sich als gute, die jüngere als böse Tochter, wofür jene durch eine Cobra (Brillenschlange) belohnt, diese bestraft wird. Die hier wie fast überall im ältern Volksglauben hervortretende Beziehung zwischen Mensch und Hund habe ich mehrfach besprochen; s. Pfeiffers German. 11, 166 ff. und Philologus Band 28 Heft 2 S. 355 ff. (zu Tzetzes Chil. 2, 920 ff.). Was die Cobraschlange betrifft, so heisst es darüber in der Einleitung, dass die wichtige Rolle, welche sie in der vorliegenden Märchensammlung spiele, eine der vielen noch jetzt vorhandenen Spuren der einst im westlichen Indien so allgemeinen Schlangenanbetung sei; in der Meinung des Volkes besitze die Cobra übernatürliche Kräfte, und von der ihr zu Theil werdenden Behandlung hänge das Glück oder Unglück der Familie ab; sie werde deshalb nur im äussersten Nothfalle getödtet und dann von den ärmeren Leuten auf einem Scheiterhaufen ehrfurchtsvoll verbrannt, wobei man ihr versichert, dass man unschuldig an ihrem Blute sei und sie bloss auf Befehl der Vorgesetzten todt gemacht oder auch die Kinder oder Hühner auf keine andere Weise vor ihren Bissen zu schützen gewusst habe. Diese Ehrfurchtsbezeugungen und Entschuldigungen post mortem erinnern an die von den Ostjaken und den Ainos dem Bären unter gleichen Umständen erwiesenen; vgl. Grimm Reinh. Fuchs S. 445 f. und meine Bemerk. in Pfeiffers German. 11, 167. — Nr. 3. Die muthige Leventie Bai (Brave Leventie Bai d. h. Massliebdame) Diese muthige Dame verliert ihren fürstlichen Eheherren durch plötzliche Entfernung desselben und verabredet daher mit der zweiten Gemahlin seine Rolle zu spielen, sich selbst aber für todt auszugeben. In jener Eigenschaft erringt sie durch mancherlei gefährliche Abenteuer noch sechs Weiber, die sie dann zusammen mit sich selbst dem endlich nach zwölf Jahren wiedergefundenen Gemahl überlässt. Dieses ganze Märchen ist, in seiner vorliegenden Fassung wenigstens, mehr als gewöhnlich unwahrscheinlich; denn wie mag wohl Leventie Bai es angefangen haben, ihren Frauen gegenüber die Rolle als Ehemann so lange Jahre hindurch aufrecht zu erhalten? Vermuthlich sind

Digitized by Google

jedoch um des jugendlichen Hörer- und Leserkreises willen die dies erklärenden Umstände ausgelassen worden. — Nr. 4. Triumph der Wahrheit (Truth's Triumph). Die zwölf unfruchtbaren Frauen eines Königs suchen die von der dreizehnten in dessen Abwesenheit geborenen 101 Kinder, statt deren man ihm bei der Heimkehr 101 Steine vorzeigt, auf mannigfache Weise aus der Welt zu schaffen; dies gelingt ihnen jedoch nicht und die Kinder gelangen in ein fernes Land, wo ein Rakschas die 100 Knaben in Krähen verwandelt, die einzige Schwester aber von einem Prinzen geheirathet wird, dessen Eltern sie Draupadi nennen. Der Sohn dieser letzteren, Ramchundua, erfährt von ihr das Schicksal ihrer Brüder, welche sich in ihrer Vogelgestalt bei ihr aufhalten, sucht den Rakschas auf, raubt ihm das entzaubernde Wasser und, nachdem letzterer mancherlei ihm von dem fliehenden Ramchundua entgegengestellte Hindernisse, wie Fluss, Berg u. s. w. überwunden, dann aber durch sein eigenes ihm früher von dem Prinzen ausgerissenes Zauberhaar verbrannt worden, kommt dieser wohlbehalten nach Hause und gibt den Oheimen durch jenes Wasser ihre menschliche Gestalt wieder. Bei dem darauf veranstalteten Fest muss Draupadi's auf ihren Wunsch eingeladener Vater sowohl seine zwölf Frauen wie auch ihre bis dahin im Gefängniss lebende Mutter mitbringen, worauf dann Alles offenbar wird und jene bösen Weiber ihre Unthaten mit dem Tode büssen, so dass schliesslich die Wahrheit triumphirt. S. hierzu Grimm K. M. nr. 96 »Die drei Vügelkens« (vgl. 3^3, 176), Hahn Griech. und Alban. Märchen nr. 69 »Sonne, Mond und Sterne« (vgl. 2, 287 ff.), Bäckström Svenska Folkböcker, 2, 31 ff. »Talande Fogeln etc.«, Jón Arnason Islenzkar Thjodhsögur og Aefintyri (Leipz. 1864) 2, 420 ff. »Bondardaetturnar« u. s. w. In Betreff der von dem fliehenden Prinzen herbeigezauberten, aber von dem Rakschas besiegten Hindernisse s. Reinh. Köhler in Benfey's Orient und Occid. 2, 111—4. Basile nr. 5 »Der Floh«, Simrock nr. 24 »Des Teufels Schürenbrand«, Hahn nr. 1 »Von Asterios und der Pulja«, Pfizmaier Die Theogonie der Japaner, Erste Abth. Wien 1864 S. 44 f. (Sitzungsber. der Philos. hist. Cl. der k. Akadem. 44, 436 f.). Ueber den Ursprung dieser ganzen Vorstellung s. Tylor Forschungen über die Urgesch. der Menschheit u. s. w. Deutsche Uebers. S. 156 ff. — Nr. 5. Rama und Luxman oder die gelehrte Eule (R. und L. or the learned Owl). Prinz Rama zieht mit seinem Freunde Luxman aus, um eine in einem Glaspalast lebende wunderschöne Königstochter aufzusuchen und erringt sie auch wirklich mit dessen Rath und Hilfe, worauf er sie in seine Heimath zurückbringt. Unterwegs hört Luxman, als er in einer Nacht vor dem Zelte des Prinzen Wache hält, wie von zwei auf einem Baume sitzenden Eulen eine der andern erzählt, dass Luxman seinen Freund und dessen Frau dreimal aus dringender Todesgefahr erretten, bei der letzten aber durch die aus ungerechtem Verdacht entsprungenen Vorwürfe

Digitized by Google

Rama's in Stein verwandelt, nach acht Jahren aber durch das junge Söhnlein des letztern berührt, seine frühere Gestalt wieder erlangen würde. Luxman schweigt über das Vernommene und Alles trifft ein, wie vorausgesagt. S. zu Grimm K. M. nr. 6 »Der treue Johannes« und Gött. Gel. Aug. 1868 S. 1655. — Nr. 6. Die kleine Surya Bai (Little Surya Bai d. i. Sonnendame). Sie wird von einem Adlerpaar ihrer Mutter, einer armen Milchfrau geraubt; demnächst will in Abwesenheit der alten Vögel ein Rakschas sie aus dem eisernen Neste entführen, kann aber die Thür nicht aufreissen, sondern lässt vielmehr, als er sich unverrichteter Dinge wieder fortbegeben muss, eine seiner giftigen Krallen darin stecken, welche beim Oeffnen der Thür Surya Bai in die Hand fährt, so dass sie wie todt hinsinkt. Ein vorüberkommender König zieht die Kralle wieder aus und heirathet die neubelebte Surya Bai, die jedoch von der ersten Gemahlin des Königs eines Tages ins Wasser gestossen wird, so dass sie ertrinkt. Die aus demselben hervorwachsende Blume verbrennt jene zwar auch, aber aus der Asche spriesst ein Mango, dessen einzige Frucht der einmal unter dem Baume liegenden Mutter Surya Bay's in den Schoss fällt, und als sie dieselbe aufschneidet, kommt eine kleine ebenso schöne wie herrlich geschmückte Dame hervor, die im Lauf der Zeit die Grösse aller andern Frauen erreicht und sich als Surya Bai erweist, worauf sie mit ihrem Gemahl wieder vereint, ihre Mörderin aber lebenslänglich eingekerkert wird. Wir sehen hier die Grundzüge von Grimm K. M. nr. 53 »Sneewittchen« (vgl. 3^3, 87), Hahn Nr. 103 (vgl. 2, 315 ff.), Jón Arnason 2, 399 ff. »Sagan af Vilfridhi Völufegri«, Ferd. Wolf Proben Portug. und catalan. Volksromanzen S. 46 ff. »La hermosa hijastra.« Der Zug mit dem Mädchen, das aus der zerschnittenen Mangofrucht hervorkommt, erinnert an Basile nr. 49 »Die drei Citronen« und andere damit verwandte Märchen s. meine Bemerk. in Benfey's Or. u. Occid. 3, 378 zu Simrock Märchen; aus Kalliopi nr. III »Die drei goldenen Aepfel«; Grimm K. M. 3^3, 308 nr. 2 »Incarnat, Blanc et Noir« u s. w. — No. 7. Die Fahrten Vicram Maharajah's (The Wanderings of V. M. d. h. des grossen Königs Vicram). Vicram erhält durch den Gott der Weisheit Gunputti das Vermögen in andere Körper überzugehen, welches Geheimniss aber ein Zimmermannssohn heimlich belauscht. Vicram fährt zunächst in den Körper eines todten Papagais und erwirbt sich die Princessin Anar zur Frau, welche so klein ist, dass sie in einer Granate schlafen kann. Demnächst geräth er wiederum als Papagai mit 1000 andern Papagaien, die seinem Rathe eine Schaar sämereientragender Krähen von ihrem Baume fortzujagen nicht hatten folgen wollen, durch die aus den herabgefallenen Körnern aufwachsenden Schlingpflanzen in die Gewalt eines daran emporkletternden Jägers, aus der Vicram sie jedoch wieder zu befreien weiss, obwohl er durch ihre Schuld bei jenem zurückbleiben muss. Von ihm an einen Kaufmann verkauft,

Digitized by Google

entscheidet er auf den Wunsch des Königs den schwierigen Process zwischen einer Tänzerin und einem armen Holzhauer, von dem erstere 1000 Goldstücke Morgengabe verlangt, zu des letztern Gunsten, weshalb jene sich rächen will und den Papagai in ihre Gewalt bringt, durch seine List aber um ihr Vermögen und zum Selbstmord gebracht wird. Endlich gelangt Vicram wieder in seinen Körper, während einmal der Zimmermannssohn um seinem Widder bei einem Wettkampf den Sieg zu verschaffen, in denselben gefahren ist und von dem treuen Vezir Vicram's, Namens Butti, alsbald getödtet wird. Nach einiger Zeit kriecht Vicram eine Cobraschlange in den Hals, die er nicht wieder los werden kann, und da er aus Verzweiflung in Bettlertracht umherirrt, heirathet ihn dennoch die Princessin Bouccoulee, die, deshalb von ihren Eltern verjagt, mit ihm im Walde lebt und dort von zweien andern mit einander plaudernden Cobraschlangen bei Nacht heimlich hört, wie Vicram von der seinigen befreit und der Schatz der einen von ihnen nach ihrer Tödtung erworben werden könne. Bouccoulee folgt diesen Rathschlägen und kehrt mit dem geretteten Gemahl in dessen Heimat zurück. Ueber Vicram und dessen Verwandlung in einen Papagai so wie die Entscheidung des Processes s. Benfey Pantschat. 1, 121 ff. (§. 39); über die List, womit Vicram die Papagaien aus der Gewalt des Jägers rettet s. Benfey a. a. O. 1, 246 ff. (§. 87; die daselbst S. 248 angeführte Erzählung steht jetzt in Jülg's Uebersetzung des Ardschi Bordschi S. 106 ff.); über die verschluckte Schlange s. Benfey a. a. O. 1, 369 f. (§. 155). — No. 8. Weniger Ungleichheit als man glaubt (Less inequality than men deem). Ein junger Rajah, der sich bei seinem Vezir darüber beklagt, dass er trotz aller Sorgfalt, doch so oft krank sei, erhält von diesem die Antwort, dass übermässige Vorsicht schlimmer sei als gar keine, und beweist ihm dies durch einen armen Schäfer, der seiner Aussage nach nie krank ist, nach mehrmonatlicher Verzärtelung aber an einer Erkältung stirbt. — No. 9. Punch-Phul Ranee. (Prinzessin Punch-Phul). Ein von seinem Vater nicht geliebter Prinz verlässt ihn und heirathet in der Ferne ein armes Mädchen; als geschickter Holzschneider verfertigt er dann 1000 hölzerne Papagaien, denen der Gott Mahadeo Leben verleiht. Mit Hilfe zweier derselben und unter Beistimmung seiner Frau fliegt er in das Reich der von ihm im Traum gesehenen Punch-Phul Ranee (d. i. die Fünfblumenkönigin, die nicht schwerer war als fünf Lotusblumen), durch welche schon viele Könige und andere Grosse, die sich um sie beworben, umgekommen waren, indem sie die von ihr wider Willen ihres Vaters entgegen gestellten Hindernisse nicht zu übersteigen versuchten, und als nun der neu angelangte Prinz gleichfalls sein Leben dabei verliert, so vermählt sie der erbitterte Vater trotzdem mit dem Todten und lässt dann die Tochter mit demselben in einem dichten Walde aussetzen. Dort belauscht sie die Unterhaltung zweier Schakale

Digitized by Google

und nachdem sie so erfahren, durch welches Heilmittel sie den Gatten wieder lebendig machen kann, wird sie mit demselben von zwei wiedergefundenen Papagaien in das Reich ihres Schwiegervaters getragen, wo sie am Palast abstiegen, aber während der langen Abwesenheit des Prinzen sich Alles so verändert hat, dass dieser nicht weiss, wo er ist. Da nun zugleich seine Frau ein Söhnlein gebiert, so sucht er in einem benachbarten Gauklerdorfe etwas Nahrung und Feuer, wird jedoch als ungemein schöner Mann durch ein auf das Feuer gestrichenes Zauberpulver, dessen Dampf ihn all' sein früheres Leben vergessen lässt, dort zurückgehalten. Inzwischen soll das jüngste eben gestorbene Kind seiner eigenen Mutter, der Königin, begraben werden, und die damit beauftragten Diener, welche an der Pforte des Palastes neben der ohnmächtigen Punch-Phul einen bildschönen kleinen Knaben liegen sehen, vertauschen die Kinder und bringen das lebendige ihrer Gebieterin, die sich darüber sehr freut und ohne zu ahnen, dass es ihr Enkel ist, es gross zieht. Punch-Phul war aber bald nach jenem Vorfall von der Frau des Hofgärtners, welche die ohnmächtige erblickt hatte, ins Leben zurückgerufen und freundlich in ihr Haus aufgenommen, zuvor aber das neben ihr liegende, aber von ihr nicht als ihr Kind anerkannte todte Knäblein von der Gärtnerin begraben worden. Herangewachsen erlangt der Pflegesohn der Königin eines Tages im Gespräch mit der ihm unbekannten Mutter Kenntniss ihrer Lebensschicksale, ahnt sein verwandschaftliches Verhältniss zu ihr und vernimmt dann auch auf sein Andringen von der Grossmutter die wahre Sachlage in Bezug auf sich. Er fragt demnächst die Mutter nach der Richtung, in der sein Vater sich einst fortbegeben, lässt in Folge dessen sämmtliche Bewohner des Gauklerdorfes vor sich kommen und so erkennt die Mutter trotz aller Verunstaltung und Lumpen in einem Trommelschläger ihren Gatten. Dieser überlässt das Reich des Vaters seinem Halbbruder, begiebt sich zu dem Vater Punch-Phul's und nachdem er auch die erste Gemahlin herbeigeholt, folgt er letzterem späterhin auf den Thron. — No. 10. Wie Sonne, Mond und Wind zu einem Mittagbrot gehen (How the Sun, the Moon and the Wind went out to dinner). Sonne, Mond und Wind gingen zum Mittagbrot bei ihrem Oheim und Tante, Donner und Blitz, ihre Mutter, einer der fernsten Sterne am Himmel, wartete allein auf der Kinder Wiederkunft. Sonne und Wind vergassen die Mutter ganz, dagegen der freundliche Mond brachte unter seinen langen Fingernägeln von allen vorgesetzten Speisen etwas für die Mutter mit. Diese verfluchte daher die Sonne zu ewig brennender Hitze, so dass alle Menschen, wenn sie erscheint, sich den Kopf bedecken; den Wind verfluchte sie, dass er stets bei heissem trocknen Wetter blasen und alles austrocknen solle, weshalb der Wind bei heissem Wetter so unangenehm ist; den Mond dagegen segnete sie mit steter Kühle, Ruhe und Helle, und die Menschen nennen ihn immer noch den

Digitized by Google

gesegneten. — No. 11. Der Löwenkönig und die kleinen listigen Schakale (Ling Rajah and the cunning little Jackals). Ein Löwenkönig war einst Herr in einem grossen Waldreich und hatte alle Unterthanen aufgefressen mit Ausnahme eines Schakalkönigs und dessen Frau, die ihm nur mit Mühe entkamen, bis endlich letzterer voll List sich in die Höhle des Löwen begibt und ihm von einem noch mächtigern König erzählt, den nun der andere zu sehen wünscht. Der Schakal zeigt ihm dann in einem Brunnen sein eigenes Bild, der Löwe springt zornig hinab und ertrinkt; die beiden Schakale aber sind gerettet. S. hierzu Benfey Pantschat. 1, 179ff. (3. 61) und Nachtrag 2, 531. — No. 12 Der Schakal, der Barbier und der Bramine mit den sieben Töchtern. Nach mehren gelungenen und misslungenen Streichen, wobei er sich auch einmal an einer zu gierig gefressenen Gurke fast den Tod holt, da der von ihm betrogene Barbier aus Rache an dieselbe ein scharfes Messer gebunden, beschliesst der Schakal endlich die älteste der sieben Töchter eines armen Braminen zur Frau zu verlangen, die dieser auch in Folge einer unüberlegten Aeusserung ihm zu geben gemüssigt ist. Später treibt ihn auch die Noth, sich mehrmals an den Schwiegersohn um Hilfe zu wenden, und so erhält er erst eine Melonenstaude, deren mit Perlen und Edelsteine gefüllte Früchte ihm stets eine Nachbarin abkauft, ohne dass der Bramine und seine Familie je selbst eine öffnen, bis endlich die Staude verwelkt ist und einige zufällig abgefallene Melonen, die im Garten zurückgeblieben sind, das Geheimniss offenbaren. Der Bramine will die in denselben enthaltenen Edelsteine in der Stadt verkaufen, der Juwelier, dem er sie anbietet, erklärt ihn aber für einen Dieb und er ist froh mit Zurücklassung jener dem Gefängniss zu entgehen. Ein stets sich mit köstlicher Speise füllender Krug, den er dann von dem Schakal erhält, wird dem König denuncirt und von diesem ohne Weiteres confiscirt. Endlich gibt der Schakal dem armen Braminen noch einen andern Krug, worin sich ein Strick und ein Knüppel befindet und den der Bramine erst in Gegenwart seiner früheren Schädiger öffnen soll; allein neugierig thut er es schon unterwegs, und so wird er erst von dem Strick an einen Baum gebunden und dann von dem Knüppel durchgeprügelt, so dass er kaum mit dem Leben davonkommt; doch verschafft er sich nachher durch dies Mittel von der Nachbarin, dem Juwelier und dem König die herrlichen Dinge wieder, die sie ihm abgenommen. Demnächst besucht er mit seinen übrigen sechs Töchtern wiederum den Schwiegersohn, und da sieht dann die jüngste eines Morgens statt des schwägerlichen Schakals einen schönen jungen Mann, die Schakalhaut aber abseits auf der Erde, worauf sie dieselbe rasch ins Feuer wirft und nun der Schwager fernerhin eine menschliche Gestalt behält. Es war ein zauberkundiger Prinz, der um sich zu belustigen, jene Haut angethan hatte. Es scheinen hier mehrere Märchen in eins verschmolzen,

Digitized by Google

den Haupttheil bildet das vom »Tischchendeckdich«, worüber s. Grimm K.-M. No. 36, meine Zusätze in den Jahrb. 1868. S. 91 zu Henderson No. 7 »The Ass, the Table and the Stick«, ferner »Arnason l. c. 2, 491 ff. »Grautardalls saga.« Ueber das Verbrennen der Schakalhaut s. besonders Benfey Pantschat. 1, 260 ff. Die Geschichte mit dem Messer, womit der allzugierige Schakal sich fast tödtet, erinnert an Pantschat. 2, 174 f.; vergl. 1, 319 f. und Nachtrag 2, 540. — No. 13. Wie du mir so ich dir (Tit for Tat). Rache eines Kamels an einem Schakal, der durch sein unzeitiges Heulen es in Lebengefahr gebracht, und den es daher mitten im Fluss ins Wasser fallen und ertrinken lässt. — No. 14. Der Bramine, der Tiger und die sechs Richter (The Brahmin, the Tiger and the six Judges). Dies Märchen gehört zu dem Fabelkreise von dem Bauer und der Schlange, s. Benfey Pantschat. 1, 111—129 bes. 117 ff., vgl. Heidelb. Jhrb. 1869 S. 188 (meine Anzeige von Nordiske Sagn zu S. 175 »Lindormen«), füge hinzu meinen Aufsatz über Hottentottische Märchen in Lazarus und Steinthal's Zeitschr. 5, 61 No. 5 u. 6 »The White Man and the Snake«; ferner Asbjörnsen, Juletraeet Christiania 1866 S. 10. No. 4. »Verden lönner icke anderledes.« Reinh. Köhler in Ebert's Jahrb. für roman. und engl. Litter. 5, 16 f. (zu »Le Lion pendu«.) — No. 15. Die selbstsüchtigen Sperlinge und die obdachlosen Krähen (The selfish Sparrows and the houseless Crows). Ein durch den Regen seines Nestes beraubtes Krähenpaar bittet einen Sperling um Aufnahme, wird aber unter allerlei Vorwänden so lange aufgehalten, bis jener mit den Seinen gegessen, auch die Speise für den nächsten Tag zubereitet und weggesetzt hat; dann erst werden die Flehenden eingelassen, stehlen aber, als die Sperlinge eingeschlafen sind, die versteckte Speise und fliegen damit weg, um jene für ihre Selbstsucht zu strafen. — No. 16. Der tapfere Töpfer (The valiant Chattee-maker). Ein Töpfer, der einen durch ein nächtliches Gewitter erschreckten Tiger für seinen verlorenen Esel hält, den er im Walde sucht, besteigt denselben und reitet auf ihm nach Hause, wo er ihn fest anbindet und dann schlafen geht. Durch das Gerücht von dieser ausserordentlichen That wird der König des Landes bewogen den muthigen Töpfer in dem eben ausgebrochenen Kriege an die Spitze des Heeres zu stellen, und da das Pferd, worauf letzterer sich hat festbinden lassen, mit ihm durchgeht und er in dem Bestreben hinunterzukommen einen Baum erfasst und ausreisst, so gelangt er mit demselben in vollem Jagen mitten in die feindliche Armee, die erschreckt davon läuft und auf diese Weise ihren König um Frieden zu bitten zwingt, worauf der Töpfer im Triumph nach Hause kehrt. Dies ist Grimm, K.-M. No. 20. »Das tapfere Schneiderlein«; vgl. Reinh. Köhler in Benfey's Or. u. Occid. 2, 682 ff. und in Lemcke's Jahrbuch für roman. und engl. Litt. V, 7. VII, 16. VIII, 251 f., Hahn No. 20. »Die erfüllte Prophezeiung« und

Digitized by Google

No. 23. »Herr Lazarus und die Draken«. — No. 17. »Der Palast der Rakschas (The Rakshas' Palace). Zwei wegen der bösen Stiefmutter fliehende Königstöchter kommen im Walde zu dem Palast des Rakschas, der aber mit seiner Frau abwesend ist und bei der Rückkehr mit ihr zusammen von der jüngsten Prinzessin listig in den Brunnen gestossen wird, worin beide ertrinken. Später einmal wird, während die nämliche Schwester ausserhalb des Palastes sich befindet, die andere von einem Prinzen fortgeführt und geheirathet. Jene sucht sie auf, und um sich gegen Gewaltthätigkeit zu schützen, legt sie die einer todten Bettlerin abgezogene Haut an und gelangt so, ohne es zu wissen, zu dem Königspalast, worin ihre Schwester wohnt. Als sie nun eines Morgens an dem dort befindlichen Teich um sich zu waschen die Haut ablegt, sieht sie ein Bruder ihres Schwagers, der sich dann mit ihr vermählt, obwohl seine Frau, um nicht eingeschlossen gehalten und an Aufsuchung der Schwester gehindert zu werden, nimmer die Haut in seiner Gegenwart verlässt, bis ihr Mann dieselbe eines Morgens verbrennt, als die Prinzessin sie eben beim Waschen von sich gethan, worauf dann auch die Schwestern sich wiederfinden. — No. 18. Der Blinde, der Taube und der Esel (The blind Man, the deaf Man and the Donkey). Ein Blinder und ein Tauber betrügen einen Rakschas durch mancherlei Listen und vermittels des Esels um seine Schätze, bei deren Theilung sie zuerst sich prügeln, wobei der Blinde in Folge eines tüchtigen Hiebes den er empfängt das Gesicht, der Taube durch einen andern das Gehör wieder erhält, dann aber voll Freude sich versöhnen und die Theilung friedlich beenden. — No. 19. Muchie Lal. Eine Königin besitzt einen Lieblingsfisch, der Muchie Rajah (Fischprinz) genannt wird und herangewachsen eine Frau von ihr verlangt. Die Stiefmutter einer Fakirtochter tritt dieselbe für eine Geldsumme ab und als letztere mit dem Fische vermählt ist, gibt sie ihm, der eigentlich ein verwünschter Prinz war, durch das Werfen gewisser Steine, die sie von einer Cobraschlange ihrer Heimath erhalten, seine natürliche Gestalt wieder. Dies erfährt ihre Stiefmutter, und da die Prinzessin einmal bei dem Fakir, ihrem Vater, zum Besuch ist, wird sie von der rechten Tochter jener ins Wasser gestürzt und letztere an ihrer Stelle von der Mutter zu dem Prinzen geschickt, der sich zwar einige Tage lang täuschen lässt, bald aber den Betrug inne wird und die Betrügerin fortjagt. Inzwischen ist seine rechte Gemahlin von der freundlichen Cobraschlange gerettet und in ihre Höhle aufgenommen worden; doch darf sie dieselbe nicht eher verlassen, als bis der Prinz selbst sie aufgefunden hätte, was denn auch geschieht, worauf sie mit ihm und ihrem inzwischen geborenen Söhnchen, das sie Muschie-Lal (Rubinfischlein) genannt, nach Hause zurückkehrt. S. Grimm, K.-M. No. 135. »Die weisse und schwarze Braut« und dazu die Anm., Cavallius No. 7. »Princessan som gik op ur hofwet« S. 107 ff. nebst Anmerk. und

Digitized by Google

Nachtrag S. 434 ff., Asbjörnsen og Moe No. 55. »Buskebruden«, Jón Arnason S. 306 ff. »Sagan of Mjadhveigu Mánadóttar« (bes. S. 311 f.) Vergl. auch Simrock, Mythol. S. 409 (2. Aufl.). Grimm, K.-M. No. 11. »Brüderchen u. Schwesterchen.« — No. 20. König Chundun (Chundun Rajah). Die sechs bösen Schwägerinnen einer Königstochter jagen dieselbe trotz des Widerspruchs der siebenten durch Verläumdungen aus dem Hause, und sollte sie nicht eher für unschuldig gelten, als bis sie der König Chundun geheirathet. Dieser war aber schon todt, freilich nur, was aber Niemand ahnte, bei Tage und zwar durch den Zauber einer rachsüchtigen Peri, die er verschmäht und welche ihm das Halsband geraubt hatte, an dem sein Leben hing. Die Prinzessin kommt des Nachts in sein Grabmal und sie werden später durch einen benachbarten Bramin mit einander vermählt. Dieser wusste nämlich allein um das traurige Schicksal des Prinzen, das dieser seiner Familie verborgen hielt, um sie nicht zu betrüben. Seine Frau gebiert ein Söhnlein und um der bessern Pflege willen, sendet ihr Gemahl sie mit demselben zu den Seinen, wo sie wohlwollende Aufnahme findet und allnächtlich von Chundun besucht wird. Indem aber einmal jene Peri gleichfalls des Nachts ins Zimmer fliegt und über des letzteren Haupte schwebt, reisst sein Söhnlein, das er scherzend emporgeschwungen und welches allein die blos Kindern sichtbare Peri erblickt hatte, dieser das Halsband des Vaters vom Nacken, worauf sie entflieht, die aufgerafften Perlenschnüre aber dem Prinzen auch sein Tagesleben wiedergeben. Bei dem alsdann veranstalteten Feste werden die eingeladenen bösen Schwägerinnen von ihren Männern, die alles erfahren, am Leben gestraft, die gute dagegen belohnt. — No. 21. Lodewa Bai. Der Prinzessin dieses Namens (d. h. Glücksdame) fielen Perlen und Edelsteine aus dem Munde und vom Körper, wann sie sprach und ging; von dem Halsbande aber, das sie trug, hing ihr Leben ab. In Abwesenheit ihres Mannes, des Prinzen Rowjee, stiehlt ihr nun auf Befehl der ersten Gemahlin desselben, die in eigener Person das Verbrechen zu begehen fürchtet, eine Mohrin das Halsband, und Lodewa Bai, die in Folge dessen stirbt, wird auf Anordnung der Schwiegereltern in einem Grabmal beigesetzt, wo der Prinz sie nach seiner Rückkehr täglich besucht, und als er auch einmal, durch die nach einer benachbarten Quelle führenden Perlenspuren aufmerksam gemacht, des Nachts hinkommt, sie lebendig findet; denn während die Mohrin des Nachts das Halsband von sich legte, kehrte jedesmal in Lodewa das Leben zurück, obwohl sie der wilden Thiere wegen nicht in den Palast zurückzukehren wagte und blos allnächtlich an jener Quelle Erfrischung suchte. Der Prinz, der erst jetzt den Diebstahl bemerkt, entdeckt nach Hause gekommen das Halsband am Halse der Mohrin und nimmt es ihr ab, worauf er die Anstifterin des Verbrechens zeitlebens einkerkern lässt, Lodewa Bai aber in den Palast zurückführte.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Frere: Hindoo-Legends.

(Schluss.)

No. 22. Chandra's Rache (Chandra's Vengeance). Eine Kaufmannsfrau, eine Königin und eine Tänzerin, die einander begegnen, suchen zusammen den Gott Mahadeo (den Schöpfer, eine Incarnation Schiwa's) auf, um von ihm Kinder zu erflehen. Nach zwölf Jahren vergeblichen Umherirrens eines Tages an einem Feuerfluss angelangt, fürchten sie ihn zu durchwaten, bis endlich die Kaufmannsfrau den Muth dazu findet. Sie langt unverletzt auf der andern Seite an, und wirklich auch erscheint ihr dort der Gott, der ihr auf ihr Flehen um Kinder eine Mangofrucht reicht, durch deren Genuss ihr und ihrer Gefährtinnen Wunsch erfüllt wurde. Nach Hause zurückgekehrt gebiert sie selbst einen Sohn, den sie Koila (der vom Mangostein) nennt, die Tänzerin und die Königin aber jede eine Tochter, welche die Namen Moulee (die vom Mangofleisch) und Chandra Bai (die Monddame, wegen der wunderbaren Schönheit der neugeborenen Prinzessin) erhalten. Da letztere der Weissagung eines Braminen zufolge das ganze Land mit Verbrennung bedroht, so wird sie von dem Könige, ihrem Vater, in einem Kasten den Fluss überlassen, der sie in das Land des Kaufmanns führt, wo dieser zufällig am Ufer sich befindend, das Kind aus dem Wasser rettet und auferzieht, später auch mit seinem Sohne Koila verheirathet. Nach dem Tode seines Vaters geht dieser einst im Walde spazieren und hört einen zauberischen Gesang, dem er zwölf Tagereisen weit nachgeht; es war die Stimme der wunderschönen Moulee, die so weit schallte, so dass sie deshalb, wie ihres reizenden Tanzens wegen von den Bewohnern der Stadt, in deren Nähe sie eben ihre Gauklerkünste producirte, fernerfort dazubleiben aufgefordert wurde, da sie zum Manne haben sollte, wen sie wolle, worauf der zum Zweck der Wahl von ihr ausgeworfene Kranz Koila trifft. Dieser leistet zwar Widerstand, doch ein Vergessenheitstrank beseitigt denselben, und er heirathet Moulee. Nach einiger Zeit soll auch er zum Unterhalt der Gauklerfamilie beitragen, und von der Schwiegermutter deshalb gequält, eilt er, da sein Gedächtniss ihm inzwischen wieder gekommen, zu seiner ersten Gattin Chandra, berichtet ihr das Vorgefallene und bittet sie um einen der kostbaren Fussringe, die sie mit zur Welt gebracht, auf dass er sich durch denselben lösen und zu ihr zurückkommen könne. Sie willigt ein, begleitet ihn aber selbst und bleibt

Digitized by Google

ausserhalb der Stadt bei einer armen Milchverkäuferin, während Koila den Fussring einem Juwelier zum Kauf anbietet. Diesem war aber von zweien andern nicht minder kostbaren Fussringen, welche ihm die Königin, Chandra's Mutter, zum Reinigen übersandt, einer durch einen Adler geraubt worden, so dass er nun in seiner Noth den ihm zum Kauf angebotenen Ring für jenen und Koila trotz der Protestationen der Königin für einen Dieb erklärt, der demgemäss hingerichtet werden soll, sich aber auf dem dazu befindlichen Platz in sein Schwert stürzt und in zwei Hälften zu Boden fällt. Bald darauf erfährt Chandra durch die Milchverkäuferin, die selbst nur durch eine an einen Zug des Märchens von dem Schatzhause des Rhampsinit erinnernde List dem Tode entgangen ist, das Schicksal ihres Gatten, stürzt in den Palast und macht dem Könige heftige Vorwürfe; beim Klang ihrer Stimme aber rollt, alle Thüren durchbrechend, ihr Fussring herbei, indem zugleich mit den durch die gegenwärtige Milchhändlerin nur mühsam gelöschten Haaren Chandra's auch das ganze Land in Feuer geräth und nur die Häuser der Purwari's, deren Kaste jene arme Frau angehörte, unverletzt stehen bleiben; der ganze Hof dagegen, der König und die Königin, der Juwelier und seine Frau, Moulee und ihre Mutter kommen alle bei dem Brande um, während inzwischen Chandra zu der Leiche ihres Gemahls eilt, die beiden Theile desselben mit einer vom Himmel fallenden Nadel und Zwirn wieder zusammennäht und durch ihr Flehen für Koila neues Leben erhält, worauf sie mit ihm in die Heimat zurückkehrt. In Madura Tinevelly aber sieht man noch Spuren jenes gewaltigen Brandes. Von dieser längsten Erzählung der vorliegenden Sammlung habe ich, wie von allen andern, hier nur einen sehr gedrängten Auszug geben können, trotzdem sie leicht die anziehendste von allen sein möchte. Auffällig ist das günstige Licht, in welchem darin die Purwari's erscheinen; diese bilden nämlich die unterste Kaste und müssen ausserhalb der Städte wohnen, was auch ihr Name (extramuranei) besagt. In der Anmerkung heisst es, dass ein ähnliches Märchen in Indien häufig zur Erklärung des Umstandes dient, dass die Mitglieder jener Kaste weit zahlreicher sind als die der übrigen, so wie andererseits die Hinweisung auf die noch vorhandenen Spuren des Landbrandes auf ein vulkanisches Ereigniss hinzudeuten scheint. Was andere einzelne Züge obigen Märchens betrifft, wie dass ein neugeborenes Kind in einem Kasten dem Wasser übergeben wird oder das Vergessen des ersten Geliebten durch Trank (sonst auch Kuss u. s. w.), so wiederholen sie sich in andern zahlreichen Märchen. — No. 23. Wie die drei geschickten Leute die Dämonen überlisteten (How the three clever Men outwitted the Demons). Zu einem Manne, der seiner Frau täglich mit einem Bogen eine Perle aus ihrem Nasenring wegschiesst, sagt diese einmal auf den Rath ihres Bruders, es gebe noch geschicktere Leute als ihn. Alsbald zieht er aus sie zu suchen und begegnet

Digitized by Google

einem andern, einem Ringer, der für den stärksten Mann seines Landes galt, aber von einem noch wunderbareren, einem Perlenschützen, gehört hat, den er nun aufsuche. Dieser gibt sich zu erkennen und beide begegnen beim Weiterziehen einem Pundit, der sich bis dahin gleichfalls für den wunderbarsten Menschen gehalten, aber endlich von dem Ringer und dem Perlenschützen hat erzählen hören und sich daher freut sie anzutreffen. Sie kehren bei dem Pundit ein, um sich des andern Tages gegenseitig zu prüfen; bei Nacht aber, während die andern schlafen, trägt der Ringer zum Beweis seiner Stärke einen ungeheuren Kessel aus dem Hause des Pundits in den benachbarten Fluss, wo er ihn vergräbt. Trotzdem weiss der Bramin des andern Morgens an gewissen Merkmalen den Kessel zu finden und den Ringer als Verstecker desselben zu bezeichnen, worauf er letztern ins Gebirge schickt, um eine fette Ziege zu holen. Ein Dämon fährt dort in das Thier und lässt sich in das Haus des Pundit tragen, wo dieser aber gleich merkt, was los ist und nun den Ringer fragt, warum er bloss einen so kleinen mageren Dämon bringe und nicht gleich lieber viele auf einmal, da er selbst, abgesehen von Weib und Kindern, deren allein ein Dutzend verschmausen könne. Der Dämon fällt ihm alsbald zu Füssen und fleht um Gnade, wofür er unsägliche Schätze zu bringen verspricht. Indem er dies aber thut, begegnet ihm ein anderer Dämon, der ihm keinen Glauben schenkt und ihn daher zwar für jetzt seines Weges ziehen lässt, jedoch für den folgenden Tag vor den Thron des Dämonenkönigs fordert. Dorthin muss er dann auch auf ihren Befehl die drei wunderbaren Leute tragen, welche während der Verhandlungen von einem Baume, auf den sie sich niedergelassen, dem König auf den Leib fallen und hierdurch wie durch des Pundits Fressdrohungen denselben so sehr in Schrecken setzen, dass er um sein Leben zu retten, sie mit unermesslichen Schätzen nach Hause zurücktragen lässt. S. hierzu Grimm K. M. no. 71 »Sechse kommen durch die ganze Welt«; ferner Reinh. Köhler in Benfey's Or. und Occid. 2, 296 ff. »Des Königs von Lochlin drei Töchter«; meine Bem. ebend. 3, 375 zu Simrock no. 40 »Die sieben Gesellen«; Ferd. Wolf Beiträge zur span. Volkspoesie S. 81 ff. »Das Ohr des Lucifer«. Die List, durch welche der Pundit in dem obigen Märchen den in eine Ziege gefahrenen Dämon erschreckt, die aber bei dem zweiten Dämon nur wenig Glauben findet, erinnert sehr lebendig an die Erzählung der Çukasaptali, welche Benfey Pantschat. 2, 405 f. mitgetheilt hat; vgl. meinen Aufsatz über Hottentottische Märchen in Lazarus und Steinthals Zeitschrift 5, 66 no. 13 »Der Leopard und der Widder«, wo jedoch die Bemerkung, dass der an den Hals des Tigers angebundene und von demselben mit fortgeschleppte Schakal ein Zug sei, der ausser der hottentottischen in keiner andern Version wiederkehre, nicht zutreffend ist, denn er findet sich auch bei Hahn no. 28 »Herr Lazarus und die Draken« 1, 175 f. — No. 24. Der

Digitized by Google

Alligator und der Schakal (The Alligator and the Jackal). Der Schakal entzieht sich der mannigfachen Nachstellungen des Alligators auf schlaue Weise, und da letzterer ihn endlich in seiner eigenen Höhle aufsucht, so verbrennt er ihn darin. Dies ist das letzte Märchen der wahrscheinlich mit dem Çukasaptali grossentheils übereinstimmenden Sammlung, deren vorstehende, wenn auch nur sehr gedrängte Analyse, das was ich oben über das Interesse derselben gesagt, zur Genüge bestätigen wird. Was die sonstige äussere und innere Ausstattung anlangt, so habe ich die Einleitung u. s. w. bereits erwähnt, und bemerke nur noch, dass wenn die darin vorkommenden Fremdwörter in einem alphabetischen Anhange ein für alle Mal erklärt worden wären, man erspart hätte, dies an jeder Stelle zu thun, wo sie sich darbieten, was bei einigen sehr oft der Fall ist, wie z. B. bei Rajah, Ranee, Wuzeer, Malee, Nautch, Rakschas u. s. w., welches letztere Wesen überhaupt in der Einleitung ausführlich besprochen ist. Ausserdem hätte die Darstellungsweise zuweilen etwas gekürzt werden können, ohne dass dadurch die genaue Wiedergabe der ursprünglichen Erzählung eine Einbusse zu erleiden brauchte. Die Anmerkungen am Schlusse des Bandes theilen manches Belehrende mit; allein gleich die erste und grösste derselben über die Schlacht bei Kirkee im letzten Kriege der Engländer gegen die Mahratten, wodurch sie (im Jahr 1817) deren Herrschaft ein Ende machten, hat mit dem eigentlichen Zwecke des Buches nichts zu schaffen, so anziehend die Schilderung auch ist. In Betreff der äusseren Eleganz des Buches genügt es, darauf hinzuweisen, dass dasselbe bei John Murray erschienen ist, daher auch mit seinen Chromolithographieen und sonstigen Verzierungen einen angenehmen Eindruck macht, andererseits aber als Märchenbuch einen für Deutschland ziemlich hohen Preis hat.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Nursery-Tales, Traditions, and Histories of the Zulus, in their own Words, with a Translation into English and Notes. By the Rev Canon Callaway, M. D. Vol. I Natal and London. 1868. VII und 377 Seiten Grossoctav.

Ueber die Märchen und sonstigen Erzählungen der südafrikanischen Völker besitzen wir bis jetzt noch keine sehr ausführliche Nachrichten, indem wir auf die gelegentlichen Mittheilungen beschränkt sind, die sich in Reisebeschreibungen und ähnlichen Werken hier und da zerstreut finden; so weit mir bekannt, hat nur unser Landsmann Bleek eine eigene Sammlung hottentottischer Thierfabeln erscheinen lassen (London 1864). Allein so grosses Interesse in vielfacher Beziehung dieselbe auch bietet (s. meinen Aufsatz hierüber in Lazarus und Steinthal's Zeitschrift f. Völker-

Digitized by Google

psychologie 5, 58 ff.), so ist sie doch nur von geringem Umfange und beschränkt sich eben bloss auf die genannte Erzählungsklasse. Um so willkommener ist daher die von Dr. Callaway unternommene umfassende Arbeit, die das ganze Erzählungsgebiet der Zulus begreift. Diese bilden bekanntlich einen Zweig des grossen Caffernstammes, der sich zwischen die Hottentotten und die andern sprachlich mit diesen zusammenhängenden nördlichen Völker Afrikas fremdartig und trennend hineingeschoben hat. Unter ihnen nun zu Springvale in Natal wohnt als Missionar Dr. Callaway und hat jetzt einen Theil der seit langen Jahren veranstalteten Sammlungen genannter Art in dem vorliegenden ersten Bande ans Licht treten lassen, dem noch mehre folgen sollen. Der gelehrte Canonicus ist der Aufgabe, die er sich gestellt, in jeder Beziehung vollkommen gewachsen; denn nicht nur besitzt er eine vollständige Kenntniss der Zulusprache, die ihm gestattet hat, die betreffenden Erzählungen direct unter den Eingeborenen zu sammeln, sondern, was nicht minder zu beachten ist und eine Bürgschaft dafür gewährt, dass er jene Aufgabe nicht nur richtig erfasst, sondern auch ebenso richtig ausgeführt hat, er weiss den hohen Werth derartiger Geistesproducte vollkommen zu schätzen, insoweit nämlich durch eine genaue Bekanntschaft mit denselben der Zugang zu der Denk- und Empfindungsweise der sie erzeugenden Völker um so mehr geöffnet und erleichtert wird. »Ueberall in diesen Erzählungen bemerkt Dr. Callaway, finden sich deutliche Beweise von Sanftmuth, Liebe und zärtlichen Gefühlen, die uns lehren sollten, dass, wenn wir auch ein Volk von Wilden vor uns haben, es doch wilde Menschen sind, die blos der Bildung bedürfen, damit die schönsten Züge der menschlichen Natur in ihnen sich entwickeln. Und eben darin besteht der hauptsächlichste praktische Nutzen der vorliegenden Sammlung. Wir vermögen keinem Volke jene Bildung zu bringen, ohne seine Weise zu empfinden und zu denken genau erkannt zu haben. . . . Was Sir George Grey für nothwendig erachtete, um die eingeborene Bevölkerung Neuseelands richtig zu regieren, nämlich nicht blos die vollkommene Kenntniss ihrer Sprache, sondern auch ihrer Sagen und Erzählungen, das wird der verständige und sein Amt mit Ernst auffassende Missionar als für ihn zehnmal mehr nothwendig erkennen lernen.« Demgemäss ist Dr. Callaway bei seiner Arbeit auch mit strengster Treue verfahren, denn, fährt er fort, »der eigentliche Werth eines solchen Werkes beruht eben auf der Treue, womit alles wiedergegeben ist. Um ein zuverlässiger Exponent der Anschauungsweise der Eingeborenen zu sein, muss es jede Seite derselben darlegen. Gleich so vielen andern Sammlern derartiger Erzählungen unter fremden Völkern bin ich mir sehr wohl bewusst, dass die übernommene Arbeit nur dann treu ausführe, wenn ich nichts vorenthalte«. Dies bezieht sich namentlich auch auf gewisse Dinge, von denen der Eingeborene arglos spricht, die aber bei uns gewöhnlich nicht so geradehin

Digitized by Google

namhaft gemacht werden. Dass das Verfahren Dr. Callaway's das allein richtige ist, versteht sich von selbst; gleichwohl hat er es nicht über sich gebracht, einige Stellen anders als in der Originalsprache mitzutheilen. Es ist dies immer ein Mangel; glaubte er selbst einem englischen Gelehrtenpublikum, dem diese Ausgabe (The Students' Edition) doch bestimmt ist, nicht Alles in englischer Sprache wiedergeben zu können, was das Original enthält, warum hat er das »latine non erubescimus« vergessen, was z. B. sein gelehrter Landsmann Muir in seinen »Original Sanscrits Texts« bei Erzählung der Geburt Vasischta's in Anwendung brachte, da er mit Recht die genaue Mittheilung aller Umstände für unerlässlich erachtete? Jedoch sehen wir von dieser einzelnen Ausstellung gern ab, um uns zu einer nähern Betrachtung des eigentlichen Inhalts vorliegender Sammlung zu wenden. Schon Dr. Callaway hat sehr oft auf die Aehnlichkeiten hingewiesen, die sich zwischen vielen Zügen der darin enthaltenen Erzählungen und denen anderer Völker finden und diese Nachweise wären ohne Zweifel noch viel zahlreicher ausgefallen, wenn er mehr litterarische Hilfsmittel zur Verfügung gehabt. Jedoch das von ihm Angeführte, welches jedenfalls besten Dank verdient, reicht hin, um wiederum erkennen zu lassen, was schon oft erkannt worden, dass nämlich der menschliche Geist, zumal auf derselben Bildungsstufe, überall derselbe ist und überhaupt seine Erzeugnisse, wie unabhängig auch immer von einander geschaffen, oft einen nicht geringen Grad von Aehnlichkeit besitzen, ohne dass deshalb eine anderweitige nähere Verwandtschaft zwischen ihnen Statt finde. Indess fehlt es auch nicht ganz an Erzählungen, die auf einen solchen Zusammenhang mit der gesammten derartigen Litteratur der übrigen Welt hinweisen, wie er sich auch bei andern südafrikanischen Geistesproducten dieser Gattung vorfindet (vgl. z. B. meinen oben angeführten Aufsatz über die hottentottischen Märchen). Zu dem in dieser Beziehung Bemerkenswerthesten gehört die Erzählung »Untombinde« (p. 55 ff.), die ich hier kürzlich mittheilen will. Untombinde (d. i. schlankes Mädchen), die Tochter des Königs Usikulumi, begibt sich trotz der wiederholten Warnung der Eltern nach dem Flusse Ilulange, von welchem nie Etwas lebendig zurückkehrt. Sie wird von zweihundert Jungfrauen begleitet, und am Flusse angelangt, entkleiden sich alle und gehen ins Wasser, um zu baden. Ein Ungeheuer, das sich darin aufhält, raubt ihre Kleider, gibt sie jedoch auf ihre Bitten den Gefährtinnen Untombinde's wieder; nur diese ist dazu zu stolz und wird von ihm in den Pfuhl geschleppt, während jene diese Trauernachricht nach Hause bringen. Nach mehren vergeblichen Bemühungen wird das Ungeheuer getödtet und Untombinde befreit. Als sie dann der Sitte gemäss sich einen Gemahl wählt und zu diesem Zweck sich in den Craal des Erwählten, des Prinzen Unthlatu, begibt, findet sie, dass dieser seit seiner Jugend schon verschwunden ist. Doch baut man ihr dort ein eigenes Haus, in

Digitized by Google

welchem sie des Nachts mehremal von Unthlatu trotz der verschlossenen Thür besucht wird. Er spricht mit ihr, doch darf sie kein Feuer anzünden. In der dritten Nacht lässt er sich von Untombinde von Kopf bis Fuss betasten und sie findet ihn ganz glatt und umfassbar. Alsdann speit er aus und sein Speichel begrüsst ihn laut als berghohen König. Hierauf muss Untombinde Feuer anzünden und sieht so seinen leuchtenden Körper, vernimmt auch, der Grund seiner Flucht in früher Jugend sei der gewesen, dass seine Brüder ihm das Leben rauben wollten, weil er als jüngster Sohn die Königswürde erben sollte; er habe sich aber bisher unter der Erde aufgehalten. Demnächst lässt er seine Mutter herbeiholen und diese versammelt das ganze Volk, vor welchem und seinem Vater der leuchtende Unthlatu erscheint und sich alsdann mit Untombinde vermählt. Zuvörderst weise ich hier auf die augenscheinliche Uebereinstimmung dieses Märchens mit dem von Amor und Psyche hin, das ich unlängst in Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XVIII, 56 ff. besprochen habe. Die dort dargethane Verwandschaft desselben mit andern Sagen verschiedener Völker erhält nun also noch eine weitere Ausdehnung. Der ebend. (S. 57) hervorgehobene Zug, dass der Liebende in diesem Sagen- und Märchenkreis oft als Schlange erscheint (Amor, Zeus, Basnak Dau) findet auch hier sein Analogon; Unthlatu (d. i. der Schlangenmann) wird schon bei seiner Geburt in eine Schlangenhaut gewickelt und hat überdies an und für sich eine glatte, unfassbare d. i. schlangenartige Haut; andererseits lässt er sich in den ersten zwei Nächten von seiner Geliebten ebenso wenig bei Licht betrachten wie Amor und die andern ihm entsprechenden Gestalten dieses Kreises. Wir finden also Uebereinstimmung im Ganzen wie im Einzelnen. Dazu kommt aber auch noch der Umstand, dass der Zug mit dem den badenden Jungfrauen geraubten Gewande, der einer Reihe hierher gehöriger Sagen eigen ist, sich aber nur in dem mittelhochd. Gedichte »Friedrich von Schwaben« mit dem Verbote des Schauens verbunden trifft (s. a. a. O. S. 59 ff.), auch in der Zulu-Version in dieser Verbindung, wenn auch in umgekehrter Ordnung erscheint, also wohl einer sehr alten Fassung angehört, so wie andererseits daraus erhellt, dass in jener Version die Trennung der beiden Gestalten, nämlich des Prinzen Unthlatu und des Ungeheuers, muthmasslich erst später eingetreten ist, während sie ursprünglich eins waren; das Ungeheuer ist eben das »saevum atque ferum malum« des Apulejus und hat nach seiner Differenzirung die Gestalt eines dem Zulu'schen Volksglauben wohlbekannten bärtigen Monstrums angenommen. An eine Verwandtschaft des Zulumärchens mit dem Amor-Psyche-Mythus ist also wohl nicht zu zweifeln. Noch will ich erwähnen, dass der in dem erstern vorkommende »sprechende Speichel« gleichfalls in vielen andern Märchen wiederkehrt; s. Reinhold Köhler in Benfey's Or. und Occid. 2, 106. 109. 111, so wie dass wir hier auch ein wei-

Digitized by Google

teres Beispiel des einst so weitverbreiteten Jüngstgeburtsrechtes finden, da Unthlatu, wie wir gesehen, von seinen Brüdern gehasst wurde, weil er als jüngster Sohn des Königs ihm in seiner Würde folgen sollte. Vgl. über dieses Recht meine Bemerkungeu in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 209 f. und in den Gött. Gel. Anz. 1865 S. 453 f.; füge hinzu Grimm Deutsche Sagen no. 93 »Der Alraun, wo es am Schlusse heisst: »Wenn der Besitzer des Galgenmännleins stirbt, so erbt es der jüngste Sohn«; auch in Neuseeland erbt der jüngste Sohn das väterliche Vermögen; s. Lubbock, Prehistoric Times u. s, w. französ. Uebersetzung von Barbier p. 467. — Demnächst hebe ich hervor das Märchen »Ukcombekcantsini« (p. 105 ff.), von dem ich seines Interesses wegen gleichfalls einen gedrängten Auszug folgen lasse. Ein König hat blos Krähen zu Kindern und seine Hauptgemahlin ist ganz unfruchtbar; durch den Rath zweier Tauben bekommt sie jedoch endlich zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sie aber verborgen halten muss. In Abwesenheit der Mutter verlassen sie gleichwohl einmal, als sie bereits grösser waren, das Haus, so dass die Brautwerber des Königs Ukakaka sie zu Gesicht bekommen und von ihnen erfahren wer sie sind. Nach einiger Zeit erscheint Ukakaka selbst und wirbt um die Prinzessin bei ihrem Vater, der jetzt erst etwas von dem Dasein seiner Kinder hört und dem Freier seine Tochter gern bewilligt. Als sie nun fortziehen, warnt die Königin sie vor einem grünen Thiere; sie sollen es nicht verfolgen. Der Bräutigam thut dies aber dennoch und die Braut bleibt allein zurück mit ihren Begleiterinnen. Eine Eidechse (Imbulu) naht sich ihnen und leiht von der Prinzessin ihre Kleidung und besteigt auch statt ihrer den Reitochsen, worauf jene so wie ihre Brautjungfern in Finken verwandelt werden und zu Walde fliegen. Als Ukakaka mit seinem Gefolge zurückkehrt, sagt ihm die falsche Braut, ihre Begleiterinnen hätten sie verlassen und zieht selbst mit ihm in seine Heimat, obwohl er sehr unruhig bleibt. Sein Vater ist über die Ungestalt der mitgebrachten Braut sehr ungehalten und auch Ukakaka selbst erkennt sie nicht als seine Braut an. Während er aber mehremal mit allen Bewohnern des Kraals auf dem Felde ist, kommen die Mädchen immer in ihrer natürlichen Gestalt und verrichten alle häuslichen Arbeiten in sämmtlichen Wohnungen, wobei sie nur von einer einzigen wegen ihrer Gebrechlichkeit zurückgebliebenen Frau gesehen werden, welche sie zu schweigen bitten, und die jedesmal selbst jene Arbeiten besorgt zu haben vorgibt. Endlich jedoch gesteht sie dem in sie dringenden Ukakaka die Wahrheit; er verbirgt sich daher eines Tages und überrascht die wiederkommenden Mädchen, worauf er sich bei seiner Braut, die ihm wegen der Imbulu Vorwürfe macht, mit ihrem eigenen Verschwinden entschuldigt. Die Hochzeit wird also gefeiert und die Imbulu ums Leben gebracht. Wir haben hier augenscheinlich eine Version von Grimm Kindermärchen no. 89 »Die Gänsemagd«

Digitized by Google

(s. auch 3^3, 156, wo die Nachweise sich leicht vermehren liessen). — Noch will ich ein anderes Märchen anführen »Die zwei Brüder« (p. 217 ff.), da es, wie schon Dr. Callaway anmerkt, dem Basutomärchen »Der Mord des Massiloniane«, welches Casalis mitgetheilt hat (s. Kletke's Märchensaal 3, 387 ff.) entspricht und wegen seiner Abweichungen und Uebereinstimmungen bemerkenswerth ist. Zwei Brüder begegnen auf der Jagd einer langen Reihe von Töpfen; der jüngere, nachdem der ältere sich geweigert, dreht sie alle um und unter dem letzten kommt eine kleine alte Frau hervor. Er begleitet sie in Folge ihrer Aufforderung, die der ältere Bruder abgelehnt hatte, obwohl er von fern gleichfalls nachfolgt. So gelangen sie endlich zu einem Baum, den die Alte ihren Begleiter umhauen heisst, so dass eine Menge Vieh aus ihm hervorkommt. Die Brüder treiben es fort, während die Alte zurückbleibt. In der brennenden Sonnenhitze gelangen sie an eine Kluft, in deren Tiefe sich Wasser befindet; der jüngere lässt den ältern an einem Strick hinunter und zieht ihn wieder herauf, nachdem er getrunken; allein der ältere zieht den jüngern nicht wieder herauf und treibt das Vieh nach Hause, wo er vorgibt, der Bruder wäre vor ihm zurückgekehrt, das Vieh aber hätte ihm eine alte Frau geschenkt. Am andern Morgen kommt jedoch ein Vögelein und ruft, der jüngere Bruder sei ins Wasser gestürzt worden, worauf die Eltern so wie andere Leute ihm nachfolgen und an die Kluft gelangen, aus der sie den Verlassenen emporziehen. Als sie nach Hause kommen ist der ältere Bruder fort. Zu diesem Märchen vgl. auch noch Gervasius von Tilburg S. 113 f. zweite Anm. zu den Kranichen des Ibycus. — Ausser diesen drei Märchen sind mir in vorliegendem Bande keine andere aufgestossen, die in ihren wesentlichen Grundlagen andern unter uns bekannten entsprächen, dagegen finden sich darin noch eine Reihe einzelner bemerkenswerther Züge, welche ich hervorheben und mit entsprechenden vergleichen will, wobei ich von dem, was bereits Dr. Callaway derartiges angeführt, absehe, falls ich ihn nicht besonders namhaft mache. So heisst es gleich in dem ersten Märchen »Uhlakanyana« (p. 4), dass das Wiesel ein grosser Feind der Schlange sei und sie fresse. Dies erzählt schon Plinius; s. zu Gervasius S. 113. Dass hier eine naturhistorische Thatsache zu Grunde liegt, habe ich in den Gött. Gel. Anz. 1865 S. 1191 ff. nachgewiesen. Auch der Zulu'sche Glaube, dass das Wiesel ein Thier von bösser Vorbedeutung sei (a. a. O.), findet sich schon bei den Alten; s. Grimm Myth. 1081. Noch einige andere bekannte Züge enthält das in Rede stehende Märchen, wie wenn Uthlakanyana die Menschenfresserin dazu bringt mit ihm Kochens zu spielen und sie dann zu Tode kocht, wobei Dr. Callaway (p. 20) ganz richtig auf Grimm K. M. no. 15 »Hänsel und Grethel« verweist. Der Schluss des Märchens erzählt eine Reihe Ereignisse, die Uthlakanyana zustossen und in immer längeren Wiederholungen aufgezählt werden, von denen die letzte (p. 40) so

Digitized by Google

lautet: »Er begegnete einigen Leuten, die mit einem Leopard kämpften, aber keine Schilde hatten. Er sprach zu ihnen: »»Nehmet diesen meinen Schild und bedienet euch desselben bei dem Kampfe.«« Sie thaten also und erlegten den Leopard, jedoch brach der Griff entzwei. Er sprach: »»Gebet mir meinen Schild, den die jungen Leute mir gaben, als sie die Decke zerrissen hatten, die ich von den Frauen bekam, als sie mir die Axt zerbrachen, die ich von den Knaben erhielt, als sie mir den Speer zerbrachen, den ich von den Kindern bekam, als sie mir den Milcheimer zerbrachen, den meine Mutter mir gab, als sie mir die Wurzeln aufgegessen, die ich auf einem Hügel bei der Rückkehr von der Hochzeit ausgrub.«« Sie gaben ihm einen Kriegsspeer und er ging seines Weges.« Man sieht, es handelt sich von einer Version des bekannten Häufelliedes »Der Bauer schickt den Jäkel aus«, welches sich auch bei den Hottentotten und im Damaralande findet; s. meinen oben erwähnten Aufsatz in Lazarus und Steinthal's Zeitschrift 5, 63. — In dem Märchen »Uzembeni« kommt (S. 49) der Zug vor, dass die Menschenfresserin dieses Namens, den von ihren Töchtern versteckten Usikalumi bei ihrer Heimkunft riecht und sich über den herrlichen Bratenduft freut. Dr. Callaway verweist auf Aehnliches im bekannten Märchen; s. auch meine Nachweise in den Gött. Gel. Anz. 1868 S. 112. — Sehr bemerkenswerth ist ferner die Wiederbelebung des Rindes in dem Märchen »Ubongopa Kamazadhela« (S. 230). Ubongopa ordnet die Glieder des geschlachteten Thieres ihrer natürlichen Lage nach auf der ausgebreiteten Haut desselben, hüllt dann Alles in diese ein und das Rind wird nach einem Zauberspruch wieder lebendig. Dr. Callaway verweist hierzu ganz richtig auf die Wiederbelebung der Böcke Thors. Vgl. über diese ganze Vorstellung Mannhards German. Mythen S. 42. 57 ff. und meinen Zusatz zu Benfey's Pantschat. 1, 489 ff. in Ebert's Jahrbuch für roman. und engl. Litter. 3, 157 f. Auch eine Wiederbelebung von Menschen durch Ubongopa kommt in dem nämlichen Märchen (p. 234) vor. — Aus dem Märchen Umkatshana und Uncama-Ngamanzi (p. 318 ff.) ersehen wir, dass es nach dem Glauben der Zulus ein Volk von Unterirdischen gibt, zu dem die Gestorbenen kommen, die sich den übrigen Bewohnern des Landes aber erst dann nähern dürfen, wann sie den Feuergeruch [vom Leichenbrand?] verloren haben. Auch das in der Oberwelt geschlachtete Vieh wird unten wieder lebendig. Als eines Tages Umkatshana auf der Jagd einen Rehbock bis in eine Höhle verfolgte, gelangte er durch dieselbe zu den Unterirdischen, wo er auch verstorbene Freunde fand, die ihn umkehren hiessen. In dem Lande dieses Volkes, wenn man erst tiefer hineinkommt, ist es so hell wie in der Oberwelt. Den von Umkatshana verfolgten Rehbock bezeichneten sie als einen ihrer Hunde. Dies erinnert daran, dass nach deutschen Sagen der von Menschen gefangene Fisch, Dachs u. s. w. eigentlich eine Sau des wilden Heeres ist; s. A. Kuhn Westphäl. Sagen 1, 324 ff. Dass

Digitized by Google

letzteres ebenso Verstorbene enthält, wie die Vorstellungen verschiedener Völker von den Unterirdischen theilweise auch mit dem Aufenthaltsort der Todten zusammenhängen, ist bekannt genug. — Aus dem Märchen Ufudu — Olukulu (p. 339 ff.) geht hervor, dass nach dem Glauben der Zulus im Wasser ein Thier (eine grosse Schildkröte) lebt, welches den Schatten des Hineinblickenden packt, so dass er hineinzugehen sich getrieben fühlt und ist er darin, von dem Thiere, das sich dann zeigt, gefasst und gefressen wird; man soll daher nicht in einen dunkeln Pfuhl blicken. Von zweien Mädchen, denen es eines Tages war als würden sie gerufen und die in Folge eines unwiderstehlichen Zuges ins Wasser gingen, rettete ihr Vater, ein Häuptling zwar die eine dadurch, dass er Vieh hineinwerfen liess und das Thier sie beim Fressen desselben losliess; jedoch war sie von der Zeit ab irrsinnig. Besonders bemerkenswerth ist es, dass diese beiden Mädchen einen Ruf vom Fluss her zu vernehmen glauben, wie dies auch in so vielen nordeuropäischen Sagen vorkommt; s. Gervasius 3, 85 gegen Ende (S. 39 meiner Ausg.) und dazu die Anm. S. 136. Da dieser Glaube ohne Zweifel aus den ehemals den Flüssen oder Flussgeistern dargebrachten Menschenopfern hervorging (vgl. Grimm Myth. 462) und daher auch die Flüsse an gewissen Tagen ebenso wie bei den Zulus gemieden werden (Grimm a. a. O. dritte Anm. Wuttke, Deutscher Aberglaube S. 38. Zweite Aufl.), so lässt sich gleicher Ursprung desselben wohl auch bei letztern annehmen; falls nicht etwa die im Wasser sich zeigenden Spiegelbilder ihn hervorgerufen. Hinsichtlich des Irrsinns jenes von dem Wasserthier erretteten Mädchens bemerke ich noch, dass Wassergeister auch sonst als wahnsinnig machend vorkommen, selbst schon im altgriechischen Volksglauben; s. meine Bemerkungen in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 213. — Das in Rede stehende Märchen ist das letzte der Sammlung, worauf dann vier Fabeln folgen, nämlich Die Spitzmaus (S. 355). An dem Tage als die Schwänze ausgetheilt wurden, regnete es und die Spitzmaus allein liess sich dadurch abhalten sich einen zu holen, während alle andern Thiere hingingen und einen bekamen; deshalb ist sie ohne Schwanz geblieben. — Die Hyäne und der Mond (p. 357). Eine Hyäne, die einen Knochen im Maule trug, liess denselben am Ufer eines Wassers fallen, um den Mond zu erschnappen, welchen sie darin leuchten sah und für ein Stück fettes Fleisch hielt. Als sie aber ihre Täuschung inne wurde und wieder aus dem Wasser herauskam, hatte inzwischen eine andere Hyäne sich des Knochens bemächtigt und sich damit fortgemacht. Dies ist die bekannte Fabel vom Hunde, der sich im Wasser sieht, über welche s. Heinrich Kurz zu Burkhard Waldis 1, 4 und Oesterley zu Pauli Schimpf und Ernst Kap. 426. — Die Paviane und der Leopard (p. 358). Ein von einem Leoparden gefangener Pavian ruft andere Paviane zu Hilfe, welche so thun als ob sie dem Leoparden das Ungeziefer absuchen wollten

Digitized by Google

und inzwischen vergraben einige von ihnen seinen Schwanz tief in die Erde und rammen ihn fest, alsdann ergreifen sie sämmtlich Knüppel und schlagen ihn todt, da er nicht von der Stelle kann. — Der Mann der das Brot wegwarf (p. 359). Ein Mann isst sich auf der Reise an seinem Brotvorrath satt und wirft das übrige fort. Als er ein Jahr darauf wieder des Weges kommt und grossen Hunger leidet, sucht er das inzwischen von den Mäusen verzehrte Brot vergeblich und kommt nur mit grosser Noth wieder nach Hause. — Nach diesen Fabeln folgen zwei kleine Erzählungen über weissagende Krähen, dann noch eine andere über einen Hund, der ein Lied dichtete, welches Lied aus vier Zeilen besteht, aber durchaus keinen besonders hohen poetischen Werth hat. Den Schluss machen zwölf Räthsel, wovon das kürzeste die Frage stellt: »Welches Rind wird in zwei Viehpferchen geschlachtet?« Lösung: »Die Laus; denn sie wird zwischen den zwei Daumen geknickt.« Ein anderes fragt: »Welcher Mann legt sich nicht nieder und steht selbst am Morgen noch?« Antwort: »Der Pfeiler, der das Haus stützt« (und hier ein Mann genannt wird). Die andern Räthsel oder ihre Lösung sind zu lang, um sie mitzutheilen; die gegebenen zwei Proben genügen jedoch, um die Beschaffenheit derselben kennen zu lernen. — Aus den obigen Mittheilungen wird man wohl ersehen haben, dass es den Zulus nicht an Märchen und Erzählungen aller Art fehlt, die in mehr als einer Beziehung Interesse für uns haben, theils um die intellectuelle Stufe der Zulus daraus zu ersehen, theils auch abgesehen von dem oben Mitgetheilten wegen der zahlreichen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, die sie enthalten. Manche davon erklären sich selbst oder Dr. Callaway hat in Anmerkungen und Anhängen die nöthigen Erläuterungen gegeben. Verschiedenes von dem, was er anführt, liesse sich noch weiter bestätigen; so muthmasset er eine ehemalige Verehrung der Flüsse oder vielmehr der Flussgeister unter den Eingeborenen von Südafrika, und als Beweis führt er an, dass sie nach glücklichem Durchzuge durch einen Fluss einen Stein ins Wasser werfen und den Hongo lobpreisen (p. 90 Anm.). Dass Steine bei fast allen Völkern zu allen Zeiten als Opfergegenstand galten, habe ich mehrfach nachgewiesen; s. Heidelb. Jahrb. 1866 S. 870. Wenn aber Dr. Callaway es für möglich hält, dass die dem Märchen Ulangasenthea und Ulangalasenzanzi (p. 89) offenbar zu Grunde liegende, obschon sehr umgestaltete Erzählung von dem Durchzuge der Kinder Israel durch das rothe Meer, welche sich auch bei den Hottentotten wiederfindet (s. meinen Aufsatz bei Lazarus und Steinthal a. a. O. 5, 68) von diesem letztern Volke, welches aus Nordafrika stamme, aus dieser seiner ursprünglichen Heimat, wo jene Erzählung sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mündlich fortgepflanzt habe, mitgebracht worden und von ihm auch zu den Kaffern, denen die Zulus angehören, gekommen sei, so ist dies zwar, die Authentie jener Erzählung zugegeben, nicht absolut unmöglich, aber

Digitized by Google

doch gewiss nicht sehr wahrscheinlich, wie langlebig auch sonst mündliche Ueberlieferungen zuweilen zu sein pflegen. Doch hält Dr Callaway auch die Annahme einer spätern Einwanderung der in Rede stehenden Erzählung unter die Zulus für zulässig, da die Kaffern mit den Europäern namentlich den Portugiesen seit Vasco de Gama vielfach verkehrten; von letztern stammt Dr. C.'s Meinung nach auch die Grundlage eines andern Märchens »Der weise Königssohn« (p. 335), welches die Zulu'sche Version der Geschichte Christi darbietet.

Bisher habe ich nur von Dr. C.'s Uebersetzung der Zulu-Erzählungen und seinen Erläuterungen derselben gesprochen, das mitabgedruckte Original, so wie die vielfachen dasselbe begleitenden sprachlichen Erörterungen liegen ausserhalb meiner Competenz, werden aber den Linguisten und denen die sich sonst Kenntniss der Zulusprache erwerben wollen, gewiss höchst willkommen sein. Es bleibt daher bloss nur noch übrig den Wunsch auszusprechen, dass die Fortsetzung des unternommenen Werkes und namentlich die zunächst verheissene Abhandlung über die religiösen Vorstellungen der Zulus nicht zu lange auf sich warten lasse.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend. Ein Beitrag zur deutschen Alterthumskunde von Theophil Rupp. Mit vier Tafeln in Holzschnitt nach Photographieen und einem Panorama der schwäbischen Alb. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Reutlingen 1869. IV und 112 Seiten Grossoctav.

Der durch seine eingehenden Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie wohlbekannte Verfasser obiger Schrift hat in dieser neuen im Vergleiche zur ersten (vom Jahr 1864) dem Inhalt nach mehr als verdoppelten Auflage einen weiteren Beweis geliefert, dass er auf der begonnenen Bahn rüstig fortschreitet und die Reutlinger nicht bloss »meisterlich zu gerben und zu färben«, sondern auch nicht minder meisterlich »zu drucken« und in die Schachte deutschen Alterthums hinabzusteigen verstehen, um aus denselben mannigfaches kostbares Erz heraufzuholen. Anknüpfend an die seine Heimat umgebenden Berge und sonstigen Oertlichkeiten, so wie an die dort und in der nächsten Umgebung sich findenden Ueberreste der heidnischen Vorzeit hat Rupp mit grossem Scharfsinn und umfassender Gelehrsamkeit alles zusammengestellt und übersichtlich geordnet, was zur Aufklärung der Benennungen ersterer, so wie des ursprünglichen Zweckes letzterer dienen kann. Mögen auch, wie das bei dergleichen durch weite Zeitferne verdunkelten Gegenständen gewöhnlich geschieht, mehrfache von einander abweichende Auffassungen in Bezug auf den einen oder andern

Digitized by Google

Gegenstand zu Tage treten, so hat doch jedenfalls Rupp die seinigen möglichst zu begründen verstanden und es wird nicht leicht sein eine andere Ansicht ebenso annehmbar erscheinen zu lassen, wie er die seinen zu machen gewusst. Wer also fortan über die mythologischen Beziehungen der Achalm und anderer durch schwäbischen Dichtersang klassisch gewordenen Höhen und Thäler, über Gebräuche und sonstige heidnische Erinnerungen (wie z. B. ein Mithradenkmal) in und bei Reutlingen, ferner über ein an das Dachgesimms der dortigen Spitalkirche befindliches Zerrbild, über die an der Aussenseite der Capelle bei Belsen eingemauerten Götzenbilder, so wie endlich über einen heiligen Hain mit noch so heissendem »Opferstein«, wiederum bei jener Stadt, des näheren sich unterrichten will, findet die ausgiebigste Belehrung in den vorliegenden Untersuchungen, welche zugleich noch einen aus der Germania vermehrt wieder abgedruckten Excurs über »die kurzen Griffe der Bronzeschwerter« bieten, worin gezeigt wird, dass diese Griffe eben keineswegs zu kurz, sondern für eine volle Manneshand breit genug sind und also keineswegs von Schraten und Zwergen abstammen; was übrigens durchaus nicht so arg wäre wie von Affen. All' diese so dankenswerthen Untersuchungen und Ergebnisse berechtigen zu dem Wunsche, den Verf. bald wieder auf ähnlichem Gebiete anzutreffen, zugleich aber auch zu der gelegentlichen Hinweisung auf die eben erschienenen »Eddischen Studien« desselben (Wien 1869), welche eine erweiterte Sammlung der betreffenden Abhandlungen aus der Germania enthalten und die oben hervorgehobenen trefflichen Eigenschaften des Verf. aufs neue bekunden.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der k. Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben von dem Secretair desselben, Rector J. O. Opel. Zwölfter Band. Erste Hälfte. Halle und Nordhausen in Commission bei Ferd. Förstemann 1868. 320 S. 8.

Das günstige Urtheil, das über den eilften Band dieser Mittheilungen in diesen Jahrbb. 1867 S. 745 f. ausgesprochen ward, lässt sich auch auf diese Fortsetzung mit gutem Grund übertragen, da dieser zwölfte Band an Gediegenheit des Inhalts wie an Mannichfaltigkeit dem vorausgehenden nicht nachsteht, und die Thätigkeit wie die Einsicht des Herausgebers in gleich günstigem Lichte erblicken lässt. Durchgehen wir näher den Inhalt, so stossen wir zuerst auf einen schätzbaren, urkundlichen Beitrag zur Geschichte der Mansfeldischen Landschaften in dem Aufsatz von Dr. Jacobs:

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte von Artern und Voigtstedt, an welchen sich S. 53 ff. ein die Verfassungszustände von Erfurt im Mittelalter besprechender Aufsatz von Dr. Alfred Kirchhoff anreiht, welcher zunächst gegen manche in der Schrift von Lambert über die Verfassung Erfurts aufgestellte Behauptungen gerichtet, diese einer näheren Kritik unterzieht, dabei aber Manches enthält, was auch für weitere Kreise in Bezug auf die Verfassung deutscher Städte im Mittelalter von Wichtigkeit ist. Dann folgt S. 107 f. ein Verzeichniss der in der Lieben Frauen Stiftsbibliothek zu Halberstadt befindlichen Handschriften; es beziehen sich dieselben meist auf das Mittelalter oder auf lateinische Patristik. Daran reiht sich die Fortsetzung der schon im eilften Bande begonnenen archäologischen Wanderungen in den landräthlichen Kreisen von Zeitz, Weissenfels und Merseburg von Gustav Sommer S. 126 ff., dann unter der Aufschrift: »Zur Geschichte des Bauernkriegs im Thüringischen und Mansfeldischen« ein Abdruck einer nahmhaften Anzahl von Briefen — in Allem sieben und siebenzig — aus dem Ernestinischen Gesammtarchiv zu Weimar, deren Inhalt auf den Bauernkrieg, insbesondere in den Mansfeldischen Besitzungen sich bezieht, und zur Kenntniss dieses Krieges und der dabei besonders betheiligten Persönlichkeiten, sowohl des Thomas Münzer, als der sächsischen Fürsten und ihres Verhaltens manche neue und beachtenswerthe Angaben bringt, die ein künftiger Bearbeiter dieser Unruhen wohl zu beachten haben wird. Der nächste Aufsatz von Freiherr von Reitzenstein S. 244 ff. verbreitet sich über den Erzbischof Hartwig von Magdeburg (1079—1102) und dessen Abkunft; es schliessen sich daran berichtigende Bemerkungen über Reim's Thuringia Sacra von Dr. Menzel S. 264 ff. und eine nochmalige Erörterung von G. A. von Mulverstadt S. 273 ff. über den im eilften Bande besprochenen sächsischen Rautenkranz, dessen Eigenschaft als ein Laubkranz hier aufs Neue bestritten werden soll: wir finden indess in dem, was hier vorgebracht wird, keinen Grund, unsere schon früher in diesen Blättern niedergelegte Ansicht, wornach in dem Rautenkranz ein Laubkranz und keine Brisüre zu erkennen ist, aufzugeben. Ein sehr interessanter Beitrag zur Culturgeschichte ist der Vortrag von W. Wolff S. 276 ff. über einen zu Quedlinburg im Jahre 1663 verhandelten Hexenprocess, der hier nach den Akten dargestellt wird und mit einem Selbstmord endigte, durch welchen die Angeklagte der Folter, auf die sie, um ein Geständniss zu erzielen, gebracht werden sollte, entging. Der Aufsatz: »Zeitz im dreissigjährigen Kriege von Rothe, Kreisgerichtsrath in Zeitz S. 297 ff. gibt aus den noch vorhandenen Aktenstücken jener Zeit eine Reihe von Belegen über die ausserordentlichen Leistungen der Stadt Zeitz, die ungemeinen Requisitionen jeder Art, welche zur Unterhaltung der Truppen auferlegt wurden und die Kräfte der Stadt überstiegen, welche überdem durch Plünderung gelitten hatte. So bilden auch diese Aktenstücke einen

Digitized by Google

neuen Beleg zu dem traurigen Bilde der Verheerung, welches dieser unselige Krieg über Deutschland gebracht hat.

Leitfaden der beschreibenden Krystallographie. Zum Gebrauche bei dem Studium der Mineralogie. Von Dr. Ferdinand von Hochstetter, Prof. an dem k. k. polytechnischen Institute in Wien und Anton Bisching, Prof. an der Wiedener Communal-Oberrealschule in Wien. Mit 213 Holzschnitten. Wien 1868. Wilhelm Braumüller k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 8. S. 83.

Es ist den Verfassern gelungen auf dem beschränkten Raum von 56 Seiten die Anfangsgründe der Krystallographie in klarer und anschaulicher Weise darzulegen. Sie haben sich der Bezeichnungsmethode des hochverdienten Naumann angeschlossen, welche bekanntlich durch ihre Uebersichtlichkeit so zahlreiche Anhänger gefunden hat. Nicht allein in Deutschland, sondern auch in Russland durch N. v. Kokscharow, in Amerika durch Dana ist dieselbe die verbreitetste.

Die Eintheilung und Anordnung der vorliegenden Schrift ist folgende. In der Einleitung werden die Begriffe von Krystall, Axen, Krystall-Systemen, Krystall-Reihen u. s. w. erläutert und definirt; die verschiedenen Bezeichnungs-Methoden von Weiss, Quenstedt, Naumann, Miller erklärt. Alsdann folgt die Darstellung der sechs Krystall-Systeme, begleitet von Abbildungen der einfachen Gestalten eines jeden Systemes, wobei namentlich durch schöne Holzschnitte für den Anfänger die Entstehung der hemiedrischen Formen deutlich gemacht ist. Auch die Zwillings-Krystalle eines jeden Systems werden besprochen. — Gleichsam als zweiter Abschnitt reihen sich nun (S. 57—83) an die Darstellung der sechs Systeme die Tafeln zur Auflösung und Bestimmung von Combinationen und Zwillingen, wie sie an verschiedenen Mineralspecies auftreten; sie enthalten 114 Abbildungen. Die Verfasser haben die Einrichtung getroffen, dass den Flächen der Krystall-Bilder Buchstaben aufgedruckt, welche Buchstaben in dem erläuternden Texte unmittelbar über die Naumann'schen Symbole gesetzt sind. Dass die Verfasser bei der Auswahl der Abbildung von Combinationen vorzugsweise die häufigeren Mineralspecies berücksichtigten, ist nur zu billigen, ebenso dass auch einige recht complicirte Combinationen aufgenommen wurden, um den Anfänger in der Bestimmung solcher zu üben. Die Ausstattung ist eine vorzügliche. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Bericht des Herrn Dr. Mittermaier: »über das Kloakenwesen in Heidelberg«, erstattet am 2. und 9. Juli.

(Das Manuscript wurde am 16. Juli eingereicht.)

Die von dem naturhist.-med. Verein in Heidelberg im Jahre 1866 erwählte ärztliche Commission, »zur Untersuchung der Verunreinigung des Bodens, des Trinkwassers und der Luft, soweit dieselbe von den vorhandenen Abtrittgruben und Kanälen hiesiger Stadt abhängt«, legt den ausgearbeiteten Bericht vor.*)

Der Bericht wuchs während der Arbeiten dafür zu dem Umfang einer Denkschrift an, die als solche dem Druck übergeben werden soll.

Die Commission gewann mit Unterstützung der Gemeindebehörde Heidelbergs einen Plan der Stadt, in welchem alle bisherigen Strassenkanäle, so wie deren Zuleitungen aus den einzelnen Häusern genau verzeichnet sind. Ebenso wurden alle vorhandenen Abtrittgruben nach ihrer Lage zu den Wohnhäusern eingezeichnet.

Dieser Plan erleichterte ganz wesentlich das Studium der vorliegenden Frage. Die Zusammenstellung der Abtrittkanälchen aus den einzelnen Häusern und der Gruben, ergab ein buntes Durcheinander, welches eine Ueberwachung von Seiten der Sanitätsbehörde unmöglich macht. Es fehlen auch Abtrittkübel der primitivsten Art und selbst Gruben nicht, in welche der Abtrittinhalt geleitet ist, um in den Erdboden zu versiegen, anstatt um wie aus den anderen Gruben herausgeschöpft zu werden. Die Kanäle in Heidelberg welche fast sämmtlich auch Abtrittstoffe führen, sind meist älteren Datums, schlecht gebaut, ohne vertieftes Rinnsal, nicht alle begehbar, an mehreren Stellen von ungenügendem Gefälle. Die Zuleitungen der Hauskanälchen in die Strassenkanäle, und dieser in die Hauptkanäle, findet unter ungünstigen Richtungs-

*) In die Commission wurde vom Verein gewählt: Prof. Friedreich, Medicinalrath Mezger und Dr. Mittermaier. Cooptirt wurde Professor Moos. Für den plötzlich durch den Tod entrissenen Medizinalrath Mezger, trat der zum Physikus des Amtsbezirkes Heidelberg ernannte Prof. Knauff ein. Die Berichterstattung wurde Dr. Mittermaier übertragen.

Digitized by Google

verhältnissen statt. Die Leitung der Kanäle ist häufig eine fehlerhafte, so dass der Inhalt oft nur auf weitem Umweg nach dem Neckar gelangt. Die Kanäle sind gegen den Fluss an keiner Stelle durch Schleusen abzuschliessen, so dass bei jedem Hochwasser die Stadt unterirdisch ziemlich weit überschwemmt wird.

Unter diesen Umständen ist es leicht erklärlich, wie die Kanaljauche in den umliegenden Erdboden eindringt, die Luft und das Grundwasser verunreinigt, aus welchem die Pumpbrunnen ihre Nahrung erhalten. Die Gesundheitsverhältnisse derjenigen Stadttheile, wo die Kanäle verlaufen, sind längst schon als weniger günstig bekannt. Die Commission begnügte sich jedoch mit dieser Thatsache nicht, sondern prüfte auf Grundlage des Vorkommens von Unterleibstyphus den Einfluss der Kanäle.

Zu diesem Zweck wurden die Typhusfälle, welche vom 1. Jan. 1860 bis Ende Dec. 1867, sowohl in dem hiesigen akademischen Spital, als auch in der Stadt behandelt wurden, auf das Genaueste gesammelt, d. h. alle zweifelhaften und alle s. g. zugereisten nicht in der Stadt selbst entstandenen Fälle ausgeschlossen. Das ganze Typhusmaterial wurde auf einen Stadtplan zur besseren Uebersicht, nach Jahrgängen mit verschiedenen Farben in die einzelnen Häuser eingezeichnet. Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, dass der Typhus ganz besonders sich in den Strassen mit Abtrittkanälen sowohl nach einer Ueberschwemmung, als auch ohne eine solche zeigt; es scheint danach bewiesen, dass die in den mangelhaften Kanälen befindliche, und besonders zur Zeit einer Ueberschwemmung aufgestaute Kanaljauche, hauptsächlich an der Erzeugung von Abdominaltyphus Schuld trägt.

Das Jahr 1862 macht sich durch eine starke Epidemie von Typhus in der Stadt bemerkbar; dieselbe hatte unbestreitbar Zusammenhang mit der Ueberschwemmung dieses Jahres; das Gleiche zeigte sich nach den Ueberschwemmungen von 1824, 1842 und 1845.

Wo die Kanäle eine besonders ungünstige Leitung in der Stadt haben, findet sich eine Anhäufung von Typhus; desgleichen stets an dem untern Ende der Kanäle mehr Typhus als in der Mitte, oder am oberen Ende derselben. Einen besonderen Nachtheil scheinen die offenen Spunden der Kanäle zu haben, aus welchen wahrscheinlich Miasmen aufsteigen.

Der Abdominaltyphus ist in Heidelberg von Jahr zu Jahr in Zunahme begriffen.

In den Stadtheilen ohne Abtrittkanäle, wo also die Latrinenstoffe in Abtrittgruben gelangen, treten entschieden weniger Typhusfälle auf; jedoch machen sich hier einige Häuser, und selbst einzelne Theile von Strassen, durch häufigeres Vorkommen von Typhus bemerkbar, ohne dass andere Sanitätsgebrechen als die wahrscheinliche Verunreinigung des Bodens durch Abfallstoffe, vielleicht aus durchlässigen Gruben aufzufinden wären.

Digitized by Google

Der nachtheilige Einfluss auf den umgebenden Boden, erstreckt sich aber auch auf das Grundwasser, so dass mehrere Pumpbrunnen aufgefunden wurden, welche früher gutes, nunmehr ungeniessbares Trinkwasser liefern.

Heidelberg besitzt auch s. g. Senkgruben, welche die Bestimmung haben, das Abwasser aus Küchen, Waschküchen und Gewerben, in solchen Stadttheilen, wo noch gar keine Kanäle sind, aufzunehmen, damit es in dem Erdboden versiege. Da deren Tiefe oft bis 15 ja 20 Fuss beträgt, so wird aus ihnen auf die gefährlichste Weise das Grundwasser und die Pumpbrunnen inficirt. Sehr viele Pumpbrunnen Heidelbergs, welche in der Nähe solcher Senkgruben liegen, liefern zum Trinken unbrauchbares Wasser.

In einem eigenen Kapitel ist auch der Verlust von Dungstoffen für die Landwirthschaft einerseits durch die Leitung der Latrinenstoffe in die Kanäle und den Neckar, sowie andererseits durch die lange Aufbewahrung derselben in den Abtrittgruben besprochen.

In dem zweiten Abschnitt der Arbeit werden die Reformvorschläge angeführt, um den, die Gesundheit bedrohenden Uebelständen abzuhelfen, wie sie im ersten Abschnitt ausführlich geschildert sind. Die Commission bespricht ausführlich mit Benutzung der reichhaltigen Literatur über die einzelnen Systeme zur Reinigung und Entwässerung der Städte, die einzelnen Arten derselben und zwar:

1) Die Abtrittgruben, welche durch besondere Maschinen ausgepumpt werden.

2) Die tragbaren Tonnen, in welchen eine Scheidung der festen und flüssigen Excremente bewirkt wird.

3) Die tragbaren Tonnen ohne solche Scheidung.

4) Das Trockenerdesystem nach Moule.

5) Das Pneumatische System nach Liernur.

6) Das Kanalsystem mit Schwemmeinrichtung und Ableitung des Inhaltes in die Flüsse.

7) Das Kanalsystem mit Schwemmeinrichtung und Verwendung des Inhaltes zur Ueberrieselung.

Indem die Commission der Ansicht ist, dass in diese sehr verwickelte Frage nur Klarheit kommen kann, wenn man aus sanitätlichen und wirthschaftlichen Gründen, die Entfernung der Latrinenstoffe strenge von derjenigen des Abwassers trennt, so schlägt sie für Heidelberg für die Entfernung der menschlichen Excremente das Tonnensystem ohne Scheidung vor. Die Commission nahm in Graz, wo das Tonnensystem seit vielen Jahren zur Befriedigung besonders der hygienischen Ansprüche, im Grossen eingeführt ist, selbst Einsicht von den dortigen Einrichtungen und Erfahrungen. Sie glaubt die Mängel der dortigen Ausführung des Systems da-

Digitized by Google

durch wesentlich zu verbessern, dass sie die Tonnen von Eisen wählt, mit einem gusseisernen Bogenrohr (Syphon) zur Herstellung eines Wasserverschlusses. Die jedesmalige Verbindung beider, wird durch trockene Asche hergestellt, so dass auch nicht der geringste Geruch, oder ein Aufsteigen von Gasen stattfinden kann.

Solche Vorrichtung ist in Heidelberg in einigen Häusern eingeführt, und erprobt sich auf das Vollkommenste.

In Hinsicht der Ausführbarkeit des Abfuhrsystems überhaupt wird auf die jüngste Erfahrung gerade in Graz und in Karlsruhe hingewiesen.

Für die Entfernung des Abwassers aus der Stadt erachtet die Commission, ein, nach einem einheitlichen Plan durchgeführtes Ablaufsystem erforderlich, entweder durch weite Röhren aus glasirtem Thon, oder aus Steingut, oder noch besser aus, nach den neuesten Regeln der Technik ausgeführten Schwemmkanälen, welche sich in einen gemeinschaftlichen Sammelkanal ergiessen, der unterhalb der Stadt in den Neckar mündet.

Dieser Sammelkanal, sowie alle anderen Kanäle der Stadt, müssen einer regelmässigen Durchschwemmung unterworfen werden.

Um der Gefahr der für Heidelberg so sehr nachtheiligen unterirdischen Ueberschwemmung durch die Kanäle vorzubeugen, ist der Sammelkanal mit Schleusen zu versehen, welche während des, hier immer nur wenige Tage andauernden, Hochwassers geschlossen werden können. Das, während solcher Tage in dem untersten Theile des Sammelkanals sich aufstauende Kanalwasser wäre dann in den Neckar herauszupumpen.

Zur Förderung der sanitätlichen Fortschritte in der Stadt, wird nach dem Vorbilde der Englichen Städte, die Einsetzung eines Gemeindegesundheitsrathes empfohlen.

In einem besonderen Anhange bespricht der Bericht der Commission die Wasserversorgung der Stadt. Es ist eine solche nicht blos nöthig zur Herbeischaffung eines reinen Trinkwassers für solche Stadttheile, welche bisher auf die Pumpbrunnen angewiesen sind, da letztere theilweise durch die früher geschilderten, sanitätswidrigen unterirdischen Zustände unreines Wasser liefern, sondern auch die Durchschwemmung der Stadtkanäle, die regelmässige Besprengung der Strassen, der Zweck für Feuerlöschen, erforderen eine grössere Menge Wassers als bisher die Stadt erhält. Der Bericht spricht sich zugleich gegen eine Leitung aus dem Flusse, und eine solche aus einem Brunnenschacht in der Ebene gegraben, vielmehr zu Gunsten einer neuen Wasser leitung von dem Gebirge aus.

Digitized by Google

Die Commission gelangte zu folgenden Schlussfolgerungen über die gegenwärtige Entfernung der Latrinenstoffe, sowie des Abwassers aus der Stadt:

1) Es herrscht in Heidelberg durchaus kein einheitliches System zur Entfernung der menschlichen Abfallstoffe, so dass von einer einheitlichen, strengen Ueberwachung in sanitätlicher Hinsicht keine Rede sein kann.

2) Zum grossen Theile fliessen die Abfallstoffe in einzelnen Kanälen nach dem Neckar; ein ander Theil wird in Gruben für längere Zeit, oder selbst Jahre lang bis zur Abholung angesammelt, ein kleiner Theil wird in offenen Kübeln aufgefangen, ein noch kleinerer Bruchtheil dieser Stoffe gelangt sogar in Senkgruben, um daselbst im Erdboden zu versinken.

3) Kein einziger der vorhandenen Stadtkanäle oder deren Zuleitungen aus den Abtritten der Häuser entspricht hinsichtlich der Bauart den Ansprüchen der neueren Gesundheitslehre und Technik.

4) Eben solcher Tadel ist gegen den Lauf der Mehrzahl der Kanäle auszusprechen.

5) Die meisten der Kanäle sind nicht tief genug angelegt, um zugleich eine Trockenlegung der Erdgeschosse und der Keller der Häuser zu bewirken.

6) Einige Kanäle haben ungenügendes Gefälle.

7) Die Spunden der Kanalschachte haben keine Vorrichtung zum Wasserverschluss, so dass die Kanaldünste zum Nachtheile der Strassenbewohner ungehindert ausströmen; es fehlen ausserdem den Kanälen die nothwendigen Ventilationsvorrichtungen.

8) Der neuerdings gebaute mit dem Neckar parallel laufende Kanal, in welchen die Kanäle von der Semmelsgasse bis zur Dreikönigsstrasse einmünden, ist nicht tief genug gelegt, so dass bei sehr niedrigem Wasserstande des Neckars, demselben die nothwendige Durchspülung mangelt.

9) Da keiner der Kanäle an der Einmündungsstelle in den Neckar Schleusen besitzt, so tritt durch sie bei Ueberschwemmungen der Fluss unterirdisch weit in die Stadt hinein, giebt dadurch nicht blos zu Ueberschwemmungen der Keller und Durchfeuchtung der Häuser Veranlassung, sondern auch zur Zurückstauung des Inhaltes in den Kanälen selbst.

10) Bei der ungenügenden Bauart der Kanäle kann der flüssige Inhalt leicht in das umgebende Erdreich austreten und dadurch Verderbniss des Bodens und der Brunnen bewirken. Der Verdacht wird hierdurch berechtigt, dass auf diese Weise die Gesundheit der Bewohner mancher Häuser und selbst ganzer Stadttheile geschädigt werde.

11) Dieser Verdacht wird durch das Vorkommen des Unterleibstyphus bestärkt. Die Zusammenstellung der Typhus-

Digitized by Google

fälle in hiesiger Stadt lehrt, dass Heidelberg nicht wenig vom Typhus heimgesucht wird, dass die Zahl der Fälle von Jahr zu Jahr eine Zunahme erkennen lässt, dass der Typhus mit Vorliebe in Strassen mit Abtrittkanälen und gerade da besonders häufig sich zeigt, wo Gelegenheit zu Anhäufung und Stauung des Kanalinhaltes gegeben ist. In den Strassen ohne Kanäle tritt dagegen der Typhus seltener auf.

12) Nach jeder grösseren Ueberschwemmung, sobald darauf trockene, heisse Witterung folgt entwickelt sich eine Epidemie von Typhus, welche besonders die Stadttheile mit Abtrittkanälen heimsucht.

13) Es liegen Thatsachen vor, welche den Verdacht begründen, dass durch oberhalbgelegene Kanäle das Trinkwasser von, aus dem Grundwasser gespeisten Pumpbrunnen tiefer liegender Strassen ungeniessbar geworden ist.

14) Die in der Stadt vorhandenen Abtrittgruben verdienen nicht weniger Tadel hinsichtlich ihrer Bauart und Lage. Die grosse Mehrzahl derselben ist nicht durch die nöthige Betonirung des Bodens und Cementirung der Wandungen, gegen die Möglichkeit des unterirdischen Austretens von Jauche in den Erdboden und in das Grundwasser geschützt. Die grosse Mehrzahl der Gruben ist viel zu nahe den Mauern der Wohnhäuser und der Brunnenschachte angelegt.

15) Es liegen Thatsachen vor, welche den Verdacht begründen, dass aus den Gruben Jauche unterirdisch in Pumpbrunnen gelangt.

16) Die gegenwärtige Art der Ausleerung der hiesigen Abtrittgruben ist durchaus zu verwerfen.

17) Was das Vorkommen von Typhus anlangt, so tritt dieser auch in Strassen und in Wohnungen auf, welche keine Abtrittkanäle, sondern Abtrittgruben haben. In einigen solcher Häuser wird ein häufigeres Vorkommen des Typhus als in der Umgebung bemerkt, wodurch der Verdacht entsteht, dass es nur örtliche Bodenverhältnisse, grade durch diese Gruben erzeugt sind, welche die Entwickelung des Typhus begünstigen.

18) Die grosse Mehrzahl der Abtritte hiesiger Stadt zeichnet sich durch ekelhaften Anblick und Gestank aus; sie entbehren des genügenden Abschlusses gegen die Abfallrohre und den Zuleitungen nach den Kanälen.

19) Durch den Abfluss des Abtrittinhaltes in die Kanäle und in den Neckar, sowie durch die lange Aufbewahrung der Latrinenstoffe in den Gruben gehen werthvolle Dungstoffe für die Landwirthschaft verloren.

20) Die hiesige Ableitung des Küchen-Ab- und Regenwassers entspricht nicht den Anforderungen der heutigen Hygiene. Wo die Ableitungsrohre aus den Küchen und aus den industriellen Räumen in die Kanäle münden, sind sie in den sel-

Digitized by Google

tensten Fällen gegen das Aufsteigen der Dünste in die Küchen oder die Hausräume, durch Abschlussvorrichtungen geschützt.

21) Die Strassenkanäle welche zugleich, oder auch nur zur Ableitung des Küchen- und Abwassers dienen, haben keine Vorrichtung zur täglichen Durchschwemmung, so dass die aus diesen Flüssigkeiten sich absetzenden Sinkstoffe in den Kanälen allzulange liegen bleiben, durch ihre Zersetzung üblen Geruch, ja selbst gefährliche Ausdünstungen verursachen.

22) Da am oberen Ende nicht aller hiesiger Kanäle, genügend grosse und mehrfache Schlammkasten sich vorfinden, so gelangt bei starken Regengüssen zu viel Sand in die Kanäle, welcher dann eine Wegschaffung durch die verschiedenen Kanalschachte erheischt, bei welcher Reinigung jedesmal die Luft in den Strassen verdorben wird.

22) Diejenigen Strassen der Stadt, welche überhaupt noch keine Kanäle, also auch keine solche für Wasserableitung besitzen, erhalten aus den Häusern das schmutzige Küchen- und Abwasser, welches auf weite Strecken hin, oberflächlich in den Rinnsteinen läuft. Bei warmer Witterung wird dadurch die Luft in den Strassen verpestet, und bei Frostwetter entstehen dadurch nicht selten in den Strassen störende Eisanhäufungen.

24) Häuser wo das Abwasser nach Senkgruben in Hof oder Garten abfliesst, vergiften sich selbst und ihren Nachbaren das Grundwasser, aus dem die Pumpbrunnen Nahrung erhalten.

Die Reformvorschläge sind in folgenden Sätzen zusammengefasst:

1) Bei der Reform der Entfernung der menschlichen Excremente aus einer Stadt wie z. B. Heidelberg steht oben an, der Gesichtspunkt der Gesundheit, d. h. welche Einrichtungen sind gegenüber den Ansprüchen der heutigen Gesundheitslehre die zweckmässigsten? welche sind unstatthaft?

2) Von diesem Standpunkte aus betrachtet, muss mit aller Entschiedenheit die Einleitung der menschlichen Fäkalstoffe in die gegenwärtigen Kanäle verworfen werden, da die Bauart dieser Kanäle durchaus nicht für die sichere, ungefährliche Fortleitung der Fäkalstoffe geeignet ist.

3) Ebenso ist nach den Erfahrungen der Wissenschaft unstatthaft, diese Stoffe in Abtrittgruben aufzufangen und aufzubewahren.

4) Mit den Abtrittgruben für die menschlichen Abfallstoffe fällt auch die Auspumpung derselben, geschehe sie selbst mit den besten Maschinen. Dieses Verfahren ist unbestreitbar ein Fortschritt in der Art der Entleerung der Gruben; das Grundübel der letzteren welches eben in dem Boden selbst liegt, wird dadurch in keiner Weise beseitigt.

5) Von den bis jetzt bekannten Systemen entsprechen am

Digitized by Google

meisten den Anforderungen der Hygieine und passen für eine Stadt wie Heidelberg am besten das Tonnensystem ohne Scheidung der Excremente in feste und flüssige Stoffe oder ein mit grösster Sorgfalt ausgeführtes Schwemmkanalsystem mit Ueberrieselung der Felder.

6) Von diesen beiden Systemen die bis jetzt allein berechtigt sind für eine Stadt wie Heidelberg mit einander zu concurriren, verdient das Tonnensystem den Vorzug, da es allein die Sicherheit bietet, dass niemals die Jauche von den menschlichen Excrementen in den Boden unserer Wohnungen und in das Grundwasser der Stadt gelangen kann, welchen Vortheil das Schwemmkanalsystem in solchem Grade nicht gewährt.

7) Das Schwemmkanalsystem mit Ueberrieselung welches nicht den Verlust der Dungstoffe mit sich führen würde, fällt für Heidelberg überdies weg, da letzteres in seiner Nähe keine Ländereien besitzt, welche zur Ueberrieselung geeignet sind

8) Ein gutgeregeltes Tonnensystem, wie es im Vorausgehenden beschrieben ist, entspricht für Heidelberg am besten allen sanitätischen Ansprüchen hinsichtlich der Reinhaltung des Bodens und des Grundwassers, welches unsere Brunnen speist, ebenso hinsichtlich der Unmöglichkeit des Aufsteigens von gesundheitgefährlichen Gasen in die Wohnräume und in die Strassen, als auch hinsichtlich der vollkommenen Isolirung eines Hauses, gegen die Nachbarhäuser bei etwaigen Krankheitsstoffen, welche mit den Excrementen der Einwohner entleert werden, und sich der Luft mittheilen können, welche aus den Kanälen aufsteigt.

9) Das Tonnensystem ist es, welches zugleich die Verunreinigung der Flüsse (für Heidelberg des Neckars) mit menschlichen Excrementen verhütet.

10) Mit der Einführung des Tonnensystems in Heidelberg wäre es auch möglich den Hauptsanitätsgebrechen in hiesiger Stadt soweit sie mit Verunreinigung des Bodens, des Grundwassers und des Flusses durch Latrinenstoffe zusammenhängen, recht bald abzuhelfen.

11) Das Tonnensystem ist es, welches den vollen Dungwerth der menschlichen Fäkalstoffe der Landwirthschaft erhält, und dieselben der Landwirthschaft in einer Form bietet, bei welcher nicht erst kostspielige Dungpräparate hergestellt werden müssen, sondern die Dungstoffe sogleich als solche den Feldern übergeben werden können. Während der kurzen Zeit der Erndte können sie für Composthaufen verwendet werden. Es ist dadurch auch die Möglichkeit gegeben, das Abfuhrsystem zu einem rentablen zu gestalten.

12) Um die so wichtige, strenge Beaufsichtigung der Entfernung der Abtrittstoffe aus der Stadt von Seiten der Behörden zu ermöglichen, wovon hauptsächlich der zu

Digitized by Google

hoffende Gewinn für die Gesundheitsverhältnisse einer Stadt abhängt, ist für Heidelberg ein einheitliches System einzuführen, also nicht etwa für einen Theil der Stadt das Tonnen- und für einen andern das Kanalsystem.

13) Das Tonnensystem ist es nun, welches ein solches einheitliches System für die ganze Stadt ermöglicht, ohne den Hauseigenthümern allzu kostspielige Bauten aufzuerlegen.

14) Das System der Tonnen ist es auch, welches die Einführung eines später erfundenen, etwa noch besseren Systems der Entfernung der Latrinenstoffe, in geringerer Weise als die anderen Systeme vorgreift, und leicht mit einem anderen vertauscht werden kann.

15) Um dem Tonnensystem in Heidelberg Eingang zu verschaffen, ist es erforderlich, dass die zuständige Behörde, bei Neubauten von nun an, sowohl das Einleiten der Latrinenstoffe in Kanäle, als auch in Abtrittsgruben, auf das strengste verbiete, dass sie für diejenigen Häuser, welche bisher Abtrittskanäle oder Gruben besassen, die Einrichtung des Abfuhrsystems mit geschlossenen, metallenen Tonnen und gusseisernem Siphon zum Wasserverschluss empfehle; dass ferner einer sich bildenden Aktiengesellschaft, welche die genügende Bürgschaft leistet, ausschliesslich das Recht eingeräumt wird, vermittelst des genannten Tonnensystems auf geruchlose Weise, die menschlichen Dungstoffe aus der Stadt zu entfernen, und für ihre Rechnung für die Landwirthschaft zu verwerthen.

16) Derselben Aktiengesellschaft wäre auch am besten, wie dies in anderen Städten der Fall ist, die Wegfuhr des Strassenkehrrichts und der Haushaltungs-Abfälle, desgleichen die Reinhaltung der Wasserkanäle zu übertragen.

17) Für die bisher bestehenden Abtrittleitungen in Kanäle oder in Abtrittgruben, ist ein Zeitpunkt festzusetzen, bis zu welchem dieselben abzuschaffen sind.

18) Das Abfuhrwesen, vermittelst der Tonnen in Heidelberg wird unter Controlle der städtischen Behörde gestellt. Jede Verletzung des mit der Gemeindebehörde und mit den Hauseigenthümern abgeschlossenen Vertrages durch die Aktiengesellschaft wird auf das Strengste bestraft.

19) Die Einrichtung der Abtritte kann jedem Hausbesitzer selbst überlassen werden, da dessen eigener Vortheil ihn zu Verbesserungen veranlassen wird; sowie jedoch irgend ein Abtritt durch hässlichen Anblick, oder widerlichen Gestank dem Nachbar Unannehmlichkeiten bereitet, so hat die Behörde die Verbesserung eines solchen Abtrittes zu verlangen. Als eine sehr zweckmässige Verbesserung ist der Abschluss des Abtrittrichtes durch die s. g. Stopfervorrichtung zu empfehlen.

20) Für die Entfernung des Küchen- und sonstigen Abwassers, sowie des Regenwassers aus der Stadt, sind in

Digitized by Google

allen Strassen Heidelbergs entweder weite Abzugsröhren (z. B. aus glasirtem Thon oder Steingut) oder noch besser sorgfältig nach den neuesten Regeln der Technik gemauerte Strassenkanäle nöthig.

21) Im ersten wie im zweiten Fall sind die Leitungen nach allen in der Denkschrift aufgestellten Grundsätzen bei Neubauten zu legen, ebenso sind nach diesen Grundsätzen die alten Kanäle der Stadt nach und nach umzuändern.

22) Von dem Augenblick an, dass sich in einer Strasse ein Wasserkanal befindet, sind die s. g. Senkgruben sofort zu verbieten; die betreffenden Hausbesitzer haben dafür aus ihren Häusern Zuleitungen für das Abwasser in die Strassenkanäle einzurichten. Diese Zuleitungen müssen entweder wasserdichte Röhren, oder gut auscementirte Steinkanäle mit selbstschliessender Klappe versehen sind.

23) Allen Hausbesitzern ist zu empfehlen, an der Stelle, wo die Röhrenleitung für das Abwasser in ihren Häusern beginnt, einen Wasserverschluss anzubringen.

24) Der parallel mit dem Neckarufer laufende Sammelkanal, welcher gegenwärtig an der Semmelsgasse beginnt, und an der Dreikönigsstrasse endet, ist an seinem oberen und unteren Ende fortzusetzen, damit kein einziger Kanal mehr für sich in den Neckar mündet, sondern sie sich alle in den Sammelkanal ergiessen. Die Sohle dieses Kanals ist entweder etwas tiefer zu legen, damit er auch bei dem niedrigsten Wasserstand immer noch von dem Neckar durchschwemmt werden kann, oder wenn die jetzige Sohle des Kanals in ihrer Höhenlage bliebe, soll an seinem oberen Ende ein Wasserbehälter mit einer Schleuse angelegt werden, aus welchem der ganze Kanal häufig durchspült werden kann. Der Sammelkanal ist in seiner ganzen Leitung auf das Genaueste gegen das Eindringen des Neckars zu verwahren, damit das Hochwasser nicht einströmen und unterirdisch die Stadt überschwemmen kann. Der Kanal ist mit den nöthigen Schleusen zu versehen, welche für die Dauer des Hochwassers geschlossen werden können. Während des Geschlossenseins der Schleusen müsste der sich in dem unteren Ende des Sammelkanals aufstauende Kanalinhalt in den Neckar gepumpt werden.

25) Die Dunggruben für die thierischen Excremente in der Stadt sind nur in genügender Entfernung von den Wohnhäusern und den Brunnenschachten zu erlauben, sowie auf das Genaueste nach allen Regeln der Baukunst gegen Durchlässigkeit zu verwahren, und in gut gedecktem Zustande zu erhalten.

26) Zur Förderung und Ueberwachung der Fortschritte auf dem Gebiete der Gesundheitspflege in Heidelberg, insofern sie mit der Entfernung der Excremente und des Abwassers aus der Stadt im weitesten Sinne zusammenhängt, empfiehlt sich nach dem Vorbilde der Englischen Städte,

Digitized by Google

ein Gemeindegesundheitsrath, welcher aus Mitgliedern der städtischen Baucommission, aus dem vom Staate angestellten Bezirksarzte, sowie aus mehreren hiesigen praktischen Aerzten, und wenn nöthig aus noch anderen zu cooptirenden Personen zusammengesetzt sein soll. Diesem Gemeindegesundheitsrath der Stadt sind die entsprechenden Rechte und Pflichten zu übertragen.

Grundzüge der Deutschen Grammatik mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen nebst Regeln der Orthographie und Interpunktion bearbeitet von J. Lattmann, Dr. Zweite revidirte Auflage. Preis 5 Gr. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag. 1869. 8. (V und 52).

Zu den verhältnissmässig noch wenigen Schulmännern, welche in Beziehung auf den grammatischen Unterricht an unseren Gymnasien die unseres Bedünkens einzig richtige Ansicht vertreten, dass die Grammatik der Muttersprache die Grundlage alles übrigen grammatischen Unterrichts bilden müsse, zählt in erster Reihe der bereits durch mehrere didaktische Schriften (»die Frage der Concentration, »Zur Methode des grammatischen Unterrichts«) und Schulbücher, die wir bei Besprechung des lateinischen Lesebuchs kurz aufzuzählen gedenken, in der Schulwelt rühmlichst bekannt gewordene Dr. Lattmann, Gymnasialrector in Göttingen. Das vorliegende Buch zeichnet sich, wie die lat. und griech. Lehrbücher von Lattmann und H. Dietr. Müller*) einerseits durch scharfe Präcision, Kürze, praktische Anlage, andererseits dadurch aus, dass es die Resultate der neueren Sprachforschung in der Anordnung des Ganzen sowie in der Behandlung des Einzelnen in einer wenn auch hie und da zu sehr vermittelnden Weise für die Schule zu verwerthen sucht. Dazu kommt speciell für die deutsche Grammatik ein weiterer Vorzug, nämlich der der weisen Beschränkung des Stoffes; diese ist indess in der Art gehandhabt, dass darin der Verf. bei dem Bestreben, eine Grundlage für den grammatischen Unterricht in den anderen Sprachen herzustellen, es nicht versäumt hat, dem Büchlein seine Geltung als selbständige deutsche Grammatik zu bewahren.

Dies der allgemeine Eindruck, den das Buch auf jeden Leser machen wird. Im Einzelnen ist folgender Gang eingehalten. §. 1—5 incl. (Seite 1—3 incl.) enthält eine kurze Uebersicht über Laute, Wortarten, Geschlecht der Hauptwörter. §. 6—11 (S. 3—13) be-

*) Die Tabellen über die unregelmässigen griechischen Zeitwörter, von Müller im Anschluss an die Lattmann-Müller'sche griechische Formenlehre separat herausgegeben, sind sehr verbreitet und werden z. B. auch am Heidelberger Lyceum benützt.

Digitized by Google

handeln sodann die Declination des Substantivs und Adjectivs, die Comparation der letzteren, sowie das Formale der Pronomina; in §. 11—17 (S. 13—20) wird die Formenlehre des Zeitworts erledigt; §. 17 u. 18 endlich sind den Adverbien und den Präpositionen gewidmet. S. 24 beginnt die Satzlehre; und zwar behandeln die §. 19—23 incl. (— S. 27) den nackten einfachen Satz, §. 24—28 incl. den bekleideten oder erweiterten Satz; §. 29 (auf S. 31) den durch Beiordnung zusammengesetzten und zugleich den zusammengezogenen Satz, §. 30 den durch Unterordnung zusammengesetzten Satz (S. 31 u. 32), §. 31 endlich (S. 33) die Wortstellung. Wir unterbrechen hier das Inhaltsverzeichniss, um auf die knappe Behandlung der Satzlehre hinzuweisen. Der Verf. spricht sich nämlich in der Vorrede dahin aus, dass mit Ausnahme der syntaktischen Grundbegriffe deutsche Syntax in unteren und mittleren (— also wohl in oberen? —) Klassen des Gymnasiums nicht getrieben werden soll; er habe aus diesem Grunde die Casuslehre und die Lehre vom zusammengesetzten Satze weggelassen. Wir müssen gestehen, dass wir die Umgehung der deutschen Casuslehre nicht billigen können, und zwar bestimmen uns dabei zwei Gründe: 1) wird die Casuslehre im Lateinischen auf einer sehr frühen Stufe des Unterrichts erlernt, wo die Denkfähigkeit des Schülers noch nicht so weit entwickelt ist, um sich — selbst wenn er vom Lehrer hiezu angeleitet wird — bei Erlernung der lateinischen Formenlehre des Unterschieds zwischen der lateinischen und deutschen Sprache gründlich bewusst zu werden; 2) gibt es in der That viele Einzelheiten der deutschen Casuslehre, die der Knabe für sein Deutsch nicht früh genug lernen kann; man vergleiche in dieser Hinsicht die von uns in Eos 1865. II. (S. 608—616) ausführlich besprochene, musterhafte deutsche Grammatik von Schmitt-Blank und Schmidt, welche im Principe — dass die deutsche Grammatik die Grundlage des übrigen grammatischen Unterrichts zu bilden habe — mit Lattmann übereinstimmen. Wir fahren in der Aufzählung des Inhalts unseres Büchleins weiter. Trotz des oben erwähnten Grundsatzes des Verfassers in Betreff der Erlernung der Syntax hat sich derselbe doch veranlasst gesehen, in den §§. 32, 33, 34 (S. 34—40) »Bemerkungen über die Tempora und Modi im Deutschen« beizufügen und darin die Abweichungen des Deutschen vom Lateinischen hervorzuheben. Es ist das gewiss eine sehr dankenswerthe Beigabe. Den Schluss des Ganzen bilden Regeln der Orthographie (S. 40—48) und der Interpunction (S. 49—52); »erstere sind auf Grundlage von »Regeln und Wörterverzeichniss für die deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranstaltung des königlichen Oberschulcollegiums zu Hannover. Clausthal 1855« bearbeitet, welches Büchlein auf der Philologenversammlung zu Halle »als das beste von allen, die als praktische Leitfaden erschienen sind« bezeichnet wurde.« (Vorrede.)

Digitized by Google

Einige Widersprüche und Ungenauigkeiten lassen sich bei einer späteren Auflage leicht beseitigen. Wir führen beispielsweise an: §. 1 Anmerkung 1 lautet: »pf ist eine Verschärfung von f. z. B. Zopf, zapfen, Pfund, empfangen«; man vergleiche dazu S. 44, Anmerkung 3: »pf macht sich bei richtiger Aussprache bemerklich, z. B. Pferd, Pfand, Pfand, Pfahl, Pfropf, empfinden, empfangen, empfehlen« Ferner möchten wir fragen: warum sind bei der Eintheilung der Laute die lateinischen Termini weggelassen, während sie sonst überall neben den deutschen stehen? Auch wäre es passend gewesen, die Eintheilung der Grammatik in Einleitung, Formenlehre, Satzlehre hervorzuheben; es erscheint nur letzteres Rubrum. In den Regeln der Orthographie fiel uns ausser der bereits erwähnten Anmerkung 3, die für norddeutsche Organe fabricirt scheint, S. 40 (Orthogr.) auf: »Mit grossen Anfangsbuchstaben werden geschrieben ..... 4. die von Eigennamen abgeleiteten Adjectiva, z. B. ..... die Deutschen Heere, die Preussischen Truppen, das Hannover'sche Theater, die Rheinische Eisenbahn. Anmerkung. Die von Völkernamen abgeleiteten Adjectiva, besonders die häufig vorkommenden, schreibt man meistens klein, z. B. das deutsche Volk, die französischen Kriege.« Ich meine, das Correcte wäre, die Adjectiva von Eigennamen, wenn sie sich auf -er endigen, immer mit grossem, wenn sie aber auf -isch ausgehen, stets mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben; jene sind nämlich, wie jüngst richtig in den Neuen Jahrbüchern bemerkt worden ist, eigentlich Genetivi plural. von Substantiv. personal. (also der Kölner Dom = der Dom der Kölner) und werden deswegen auch nicht flectirt, dagegen documentiren sich die letzteren durch ihre Adjectivendung und ihre Flexion deutlich als Adjectiva (auch »deutsch« daher klein zu schreiben; gewisse Puristen schreiben »teutisch«). Auf jeden Fall hätten einerseits die Scheinadjectiva auf -er wenn auch nur mittelst eines Beispiels erwähnt werden sollen; andererseits widersprechen sich Regel (mit dem Beispiele »die Deutschen Heere«) und Anmerkung; der Regel zu Folge hat der Verf. auch auf dem Titel seines Buches »Gr. der Deutschen Gr.« geschrieben. In einem Punkte noch wäre grössere Sorgfalt zu wünschen gewesen: in der Wahl der Beispiele. Die gebotenen sind sehr oft trivial und nichtssagend, was man denn doch, selbst wenn es, wie hier, nur gilt Formales zur Erkenntniss zu bringen, vermeiden sollte; es zeichnet sich gerade in diesem Punkte wieder die oben erwähnte Grammatik von Schmitt-Blank und Aug. Schmidt in hohem Grade aus.

Wir können die Besprechung dieses trefflichen Buches nicht abschliessen, ohne noch einmal auf die Stellung zurückzukommen, die der Verf. der deutschen Grammatik im Verhältniss zum sonstigen grammatischen Unterricht angewiesen hat. Wedewer sagt hierüber im 2. Hefte der »deutschen Vierteljahrsschrift« des Jahrgangs 1865. p. 134: »Nach unserer Ueberzeugung muss aller schul-

Digitized by Google

mässige Unterricht in fremden Sprachen auf dem Unterrichte in der Muttersprache, also bei uns auf dem Deutschen gegründet sein. Der deutsche Unterricht hat an den Schulen, wo mehrere Sprachen gelernt werden, die Bestimmung, dem Unterricht in fremden Sprachen den Weg zu bahnen und die vielen Schwierigkeiten, welche sich bei dem Erlernen einer fremden Sprache darbieten, möglichst hinwegzuräumen. Zunächst soll der deutsche Unterricht den Schülern mit dem allen Sprachen mehr oder minder Gemeinsamen, als den Rede- und Satztheilen und, was sich daran schliesst, den Anschauungen und Vorstellungen von Declination, Conjugation, Comparation u. s. w. bekannt machen, was hier um so leichter ist, je weniger das Kind mit dem Sprachstoff als solchem zu kämpfen hat« etc. Vgl. auch die Schmitt-Blank'schen Thesen (Beigabe zum Programm des Mannheimer Lyceums 1863) und seine Vorrede zur oben erwähnten deutschen Grammatik (Mannheim 1865. Verlag von Segnitz.)

So sei denn das Lattmann'sche Buch nicht blos wegen seiner grossen praktischen Brauchbarkeit, sondern ganz besonders auch um der didaktischen Idee willen, die ihm zu Grunde liegt, Schule und Lehrern auf's Wärmste empfohlen. **Carl Lang.**

Lateinisches Lesebuch von J. Lattmann, Dr. In zwei Theilen mit Wörterbuch. Dritte vermehrte Auflage. Göttingen, Vanderhoeck und Ruprecht's Verlag 1869. gr. 8. (IV u. 212 S. Dazu Lexicon mit 66 S.)

Was den ersten Theil dieses Lehrbuchs betrifft, welcher für Sexta und Quinta (bei uns: Prima und Secunda) bestimmt ist, so zerfällt derselbe in »Fabulae Aesopicae« (29, S. 1—9 incl.), »Fabulae aetatis heroicae« d. i. mythologische Erzählungen (— S. 18), »Colloquia« (das bekannte heus! heus! Carole! Expergiscere! in erster Reihe), »Narratiunculae« (S. 20—31) »Phaedri fabulae« (mit Cursivschrift der beim rhythmischen Lesen zu elidirenden Laute) (— S. 37); es folgen dann längere Abschnitte aus der Geschichte »Historia«, die aus Justinus, Velleius, Paterculus, Cicero, Plinius etc. zusammengetragen sind; es zerfallen diese Erzählungen in »Res Asiaticae« und »Res Graecae (älterer Zeit)« (— S. 59). Hieraus ist ersichtlich, dass dem Lehrer ein reiches Material zur Auswahl geboten ist. Der zweite Theil enthält »die Geschichte Griechenlands, Macedoniens, Siciliens, Carthago's zusammengestellt aus Cornelius, Nepos, Justinus, Curtius, Cicero und anderen Römischen Schriftstellern« und ist für Quarta (bei uns Tertia), wohl auch für Tertia (bei uns Quarta) der Realschulen (Realgymnasien) bestimmt; die früheren Auflagen boten auch noch aus Cicero zusammengetragene vitae philosophorum, diese sind je-

Digitized by Google

doch auf vielseitigen Wunsch, wie die Vorrede sagt, als zu schwer entfernt worden. Bekanntlich gibt es viele Schulmänner, welche ein Lesebuch für Quarta und Tertia verdammen und verlangen, dass den Schülern von Tertia an jeweils ein Schriftsteller als solcher in die Hand gegeben werde; wir selbst schliessen uns dieser Ansicht an, jedoch mit der Modification, wie sie jüngst in trefflicher Weise von Gymnasialdirector Weidner in der Berliner »Zeitschrift für das Gymnasialwesen« vorgeschlagen und begründet worden ist. Doch es ist hier nicht der Ort, über diese Geschmackssache — ἄλλα δ' ἀλλαχοῦ καλά — zu discutiren. Nur auf Eines möchten wir aufmerksam machen: man sehe bei solchen Chrestomathien genau auf grammatische Richtigkeit, was bei Justinus und Curtius seine Schwierigkeiten hat; haben doch gerade wegen Justinus zumeist die württembergischen Schulmänner den §. 9 der Köchly'schen Thesen verworfen (cf. »das Recht der lateinischen und griechischen Schreibübungen in den höheren Schulen Württembergs, besprochen von Dr. K. A. Schmid, Rector des K. Gymnasiums zu Stuttgart« p. 12). Auch im ersten Theile finden sich einige grammatische Abweichungen, die einem Knaben der zwei untersten Klassen in einer »Chrestomathie« nicht vor die Augen kommen sollten, z. B. die Auslassung des Subjectsaccusativs beim Acc. c. inf. p. 29, 29. Dagegen ist in sehr anerkennungswerther Weise gerade in diesem ersten Theile ein Hauptaugenmerk der Quantität der Silben gewidmet und dabei nicht blos, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, die richtige Accentuirung, sondern auch die gedehnte oder kurze Aussprache selbst der betonten Silben andeutet. Auch die Art und Weise der Interpunction, wie sie im ganzen Buche gehandhabt ist, verdient unseren vollsten Beifall. Nun aber haben wir noch in einem Punkte mit dem Verfasser abzurechnen. Lattmann fügt auf p. IV eine Stelle aus der Vorrede zur zweiten Auflage bei, welche die Orthographie betrifft; trotzdem wir nämlich bei dem Verfasser in allen seinen Arbeiten ein strenges Anschliessen an die Resultate der Wissenschaft gewohnt sind, so hat doch in diesem Punkte sein praktisches Gewissen den Sieg davon getragen: die Orthographie ist die alte, quum, connitor, mercenarius, injuria, coena etc. Wir gestehen gerne zu, dass manche neuere Schreibarten unpraktisch sind, z. B. u oder v für u und v, abicio etc. für abiicio; anfangs kann sogar i statt des alten j Schwierigkeiten machen. Aber in so vielen Fällen die neuere Orthographie für Lautgesetze (mercennarius) und Etymologie (cena, (cf. Fleckeisen, 50 Artikel etc.), conitor, cognosco) von unschätzbarem Werthe; und vor Allem, warum sollen wir das, was sicher und fest steht, unterdrücken und in der Schule der Wahrheit ins Gesicht schlagen? Damit »mancher Vater, der gern mit der Erinnerung an seine Jugend die Arbeiten seines Sohnes begleitet, keinen Anstoss an Neuerungen nehme, deren Grund er nicht erkennen kann?« Wir gestehen, wir gehören nicht zu jenen Heisssspornen, die, wenn sie heute eine Etymologie aus Corssen

Digitized by Google

kennen gelernt haben, nichts Eiligeres zu thun wissen, als sie morgen ihren 10- und 11jährigen Schülern vorzutragen; im Gegentheil, wir halten den Satz hoch in Ehren, dass der gute Lehrer sich darin zeigt, dass er drei Viertel seines Wissens in der Schule unberufen lässt. Aber wenn zu dem oben erwähnten allgemeinen Grund noch ein praktischer kömmt, wenn die jetzt in den Schulen gebrauchten Schriftstellerausgaben alle die neuere Orthographie gebrauchen, kann da noch ein Zweifel sein, dass der Knabe nothwendiger Weise die neuere richtige Orthographie von Anfang an zu lernen hat? Man vergleiche, was wir hierüber in Eos 1865 II. p. 381 ff. gesagt haben; wir sehen eben, dass dort richtiger Weise auf praktischen Gewinn, den sogar i statt j bringe, hingewiesen ist.

S. 212 ist ein Druckfehler im Verzeichniss der Druckfehler: »I. S. 1. Z. 21 lies didăniat« (statt dilăniat; corrigirt sollte werden das Quantitätszeichen auf ā).

Das Wörterbuch, welches das Ganze abschliesst, ist sehr geschickt gearbeitet; dieses Lob bezieht sich insbesondere auf Beisetzung oder Weglassung des Genetivs, des Geschlechts, der Stammzeiten. Das ganze Buch wird durch seinen sorgsam ausgewählten Inhalt sowie durch die gewandte Verknüpfung des aus verschiedenen Schriftstellern Zusammengetragenen einen hervorragenden Platz unter den Büchern ähnlicher Art einnehmen.

An dem Schlusse unserer Besprechung der beiden Lattmannschen Schriften angelangt, halten wir es für angemessen, die übrigen bis jetzt von Lattmann und Müller erschienenen Schulbücher aufzuzählen:

a) Von Lattmann allein: Vorschule für den lateinischen Elementar-Unterricht. 2. Auflage.

Lateinisches Uebungsbuch für die unteren Klasse. 2. Auflage.

b) Von Lattmann und Müller: Kleine lateinische Grammatik. 2. Auflage.

Lateinische Schulgrammatik. 2. Auflage.

Griechisches Uebungsbuch. Erste Stufe (Quarta). (Darin die praktische Neuerung, dass die in anderen derartigen Büchern am unteren Rande angebrachten griechischen Vocabeln im Texte selbst über dem jeweiligen deutschen Worte stehen).

Griechische Formenlehre für Gymnasien.

Carl Lang.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lehrbuch der ebenen Geometrie nebst einer Sammlung von 720 Uebungsaufgaben zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium von Dr. Carl Spitz. Vierte Auflage. Leipzig und Heidelberg 1869. Winter.

Das Lehrbuch der ebenen Geometrie, welches in vierter Auflage vor uns liegt, von demselben Verfasser, dessen andere mathematische Lehrbücher schon wiederholt Gegenstand der Besprechung in diesen Blättern waren, verfolgt im Wesentlichen dieselben Zwecke, wie jene, und hat was Inhalt, Anordnung und Darstellung anlangt, dieselben Vorzüge aufzuweisen, auf welche schon früher aufmerksam gemacht wurde. Das kleine Bändchen enthält auf dem Raum von 17 Bogen in hinlänglicher Ausführlichkeit alle diejenigen Theile der ebenen Geometrie, die auch bei einem gründlichen Unterricht in den Bereich des Lehrstoffs unsern Mittelschulen gezogen zu werden pflegen, und über welche hinauszugehen selten thunlich sein wird. Der Verfasser ist indessen nicht stehen geblieben bei dem Althergebrachten, sondern es sind auch die Resultate der neuen Wissenschaft, soweit sie eine elementare Behandlung gestatten, aufgenommen.

Wir machen namentlich aufmerksam auf die beiden letzten Abschnitte, welche von den anharmonischen und harmonischnn Verhältnissen und von der Involution handeln. Gerade diese Sätze scheinen uns, wenn irgend welche, geeignet zu sein, den Schüler in die schwierigeren Theile der Geometrie einzuführen, und ihm ein gewisses höheres Interesse an dem gewöhnlich als so trocken und langweilig verschrieenen mathematischen Lehrstoff abzugewinnen.

Was die Darstellung der Sätze und Beweise angeht, so ist dieselbe durchweg klar und leicht verständlich, überall durch eine beträchtliche Anzahl gut ausgewählter Beispiele und Aufgaben erläutert, deren Auflösungen in dem besonders erschienenen Anhang zusammengestellt sind.

Auch der mathematischen Strenge ist thunlichst Rechnung getragen. In der Begründung der fundamentalen Stütze und Definitionen ist hierin in formaler Hinsicht vielleicht etwas zu weit gegangen. Denn eine Strenge in der Form, der eine gleiche Strenge des Gedankengangs der Natur der Sache nach nicht untergelegt werden kann, muss auf den Schüler verwirrend und störend wirken.

Wenn z. B. irgend eine Eigenschaft der geraden Linie als Definition derselben aufgestellt wird, so wird es wohl schwerlich gelingen, aus dieser einzigen Definition alle übrigen Sätze und

Digitized by Google

Eigenschaften der geraden Linie streng zu deduciren, sondern man wird, vielleicht unbewusst, noch andere aus der unmittelbaren Anschauung evidente Eigenschaften zuziehen müssen.

Aehnlich verhält es sich mit dem neuerdings vielfach diskutirten Sätzen über Parallellinien. In dem vorliegenden Werk ist, genau genommen, die Gleichheit der correspondirenden Winkel als Definition der Parallellinien aufgestellt. Weiterhin findet sich dann diese Gleichheit bewiesen. Freilich besteht dieser Beweis nur in einer etwas anderen Wendung dieser Definition. Beim ersten Unterricht in der Geometrie dürfte es wohl das beste sein, alle solche Definitionen bei Seite zu lassen, und einfach von gewissen im Bewusstsein feststehenden Vorstellungen und Anschauungen auszugehen, und nur das zu beweisen, was sich wirklich beweisen lässt. Die Frage nach dem Ursprung und der Zuverlässigkeit dieser Vorstellungen liegt weit tiefer, als dass sie sich beim ersten geometrischen Unterricht abhandeln liessen, wo es hauptsächlich darauf ankommt, die Raumvorstellungen zu klären und zu befestigen, und eine subjective Ueberzeugung von der Richtigkeit der geometrischen Lehren zu erzeugen. Ein anderes Verfahren führt zu einer scheinbaren Strenge, die mehr schadet als nützt.

Wir verwahren uns aber ausdrücklich dagegen, als sei unsere Meinung, es dürfe beim Unterricht der wahren mathematischen Strenge, da wo sie durchführbar ist, nachdem durch Feststellung der Fundamente gewissermassen das Werkzeug derselben geschaffen ist, das Geringste vergeben werden. Im Gegentheil, es ist ja diese mathematische Strenge eines der wesentlichsten Mittel zur Schulung des Verstandes, ein Zweck, der aber keineswegs gefördert wird durch den Schein der Strenge.

Es soll übrigens durch diese Bemerkungen nicht ein besonderer Tadel gegen das vorliegende Werk ausgesprochen sein. Sie richten sich gegen den ziemlich verbreiteten Gebrauch beim geometrischen Unterricht und dürften daher für Viele zu diesem Unterricht bestimmte Lehrbücher zutreffend sein. **H. Weber.**

Noctes Indicae sive quaestiones in Natum Mahâbhârateum scripsit Laurentius Grasberger, Dr. philos. Wirceburgi impensis A. Stuberi. MDCCCLXVIII. 274 pp.

Diese Schrift ist aus einem Elementarcursus im Sanskrit entstanden, wobei ausser den üblichen Anthologieen auch die bekannte, gern gelesene Episode des MBh. zu Grunde gelegt wurde. Sie ist ausdrücklich für die Anfänge im Lesen und Uebersetzen bestimmt. In einer längeren Einleitung über das indische Epos werden die gangbarsten Ansichten der Fachmänner in diesem Betreff berührt und wird, analog dem Verfahren Holtzmann's, Charles Bruce's etc.,

Digitized by Google

mittelst Ausscheidung von interpolirten Stellen eine ursprünglichere Gestalt der Sage von Nala zu gewinnen gesucht. Dass dies gegenüber der schwierigen Frage nach Alter und Text des gesammten MBh. nur ein zu propädeutischen Zwecken unternommener Versuch sein soll, wird nirgends verleugnet.

Dem Verfasser war übrigens bei der Ausarbeitung leider noch nicht bekannt, dass nunmehr wenigstens ein Exemplar der seltenen Bombayer Ausgabe des MBh. von 1862. 63. in Deutschland sich befinde, mit Text und Scholien nach Nîlakantha. Erst im Oktober 1868 ward derselbe durch die Güte des Hrn. Prof. Gildemeister auf diese kritische Grundlage aufmerksam; aus seiner Mittheilung erheblicher Varianten der Bomb. Ausgabe konnte er jetzt, ausser manchem Missgriff, z. B. auch mit Vergnügen ersehen, dass seine Behauptung zu der Stelle XX, 29 cd durch die Lesart der Bomb. Ausgabe tishthatu gerechtfertigt erscheint. Inzwischen erschien auch in der Revue critique no. 15, 20. Avril 1869 ein Referat über mein Buch, woselbst es p. 227 mit Bezug auf die nämliche Stelle heisst: L'auteur a donné le véritable sens du vers, qui bien que très clair avait échappé à tous ses prédécesseurs etc.

Die praktische Tendenz der Schrift, Anfänger in das Gedicht einzuführen, wird in jener Pariser Recension des Hrn. A. Bergaigne wohl gewürdigt; so heisst es p. 226 der Revue critique: Nous trouvons ici réunis les matériaux d'un cours consciencieusement préparé, et à côté d'observations empruntées surtout à Boehtlingk et à Bruce, d'autres qui sont propres à l'auteur etc. Und zum Schluss p. 229 wird bemerkt: L'ouvrage que nous annonçons sera utile aussi aux étudiants etc. Dagegen hat neulich in no. 24 der Gött. Gel. Anzeigen vom 16. Juni l. J. Hr. Prof. Benfey in den unerhörtesten Ausdrücken seine »Pflicht« als Recensent üben zu sollen geglaubt. Ueber den Inhalt meiner Schrift werden die Leser der Heidelb. Jahrbb. bei Hrn. B. keine Andeutung finden, sondern nur Tadel und Schimpfwörter, die sich auf grammatische Fehler und Druckfehler beziehen. Der ausgesprochene propädeutische Zweck wird völlig ignorirt und demgemäss auch, was ich sonst Neues oder doch der Erwähnung Werthes vorbringe, einfach mit Schweigen zugedeckt.

H. B. eröffnet seine Pflichtübung, was man bei einer europäischen Celebrität nur bedauern kann, mit einem Witz auf den Titel Noctes. Der gelehrte Mann kennt natürlich den Titel bei Gellius, aber er ignorirt ihn, um eine famose Wallung nicht unterdrücken zu müssen. Dann lässt er die gröbsten Katapulten spielen, alles von stolzer Höhe herab, mit Rossen und Reisigen zur Seite, gegen »bösen Willen und Unkunde«, sei es im Inland oder im Ausland. Als ob ich nicht deutlich gesagt hätte, mit dem wiederholten Zusatz: me doctiores de hac re iudicent etc dass ich eine recognitio des Materials zur Einführung in den Gegenstand, nicht eine recensio für die Phalanx auf der Höhe beabsichtigt habe. Der französische

Digitized by Google

Berichterstatter hat auch diesen Massstab gewissenhaft angelegt; der pflichtige deutsche Sanskritphilologe hat blos gelästert.

H. B. besitzt also in den Augen eines Jeden, der es nicht von früher her wissen kann, die ausgelernte Kunst, zu tadeln was wirklich zu tadeln ist, ohne mit einem Wörtlein etwas Weiteres zu verrathen. Alles unter dem Mantel gestrenger Wissenschaftlichkeit. Leider hat sich in diesem Fall unversehens der Kaftan gelüftet. Inde irae. Wer meine hiesige Stellung kennt, der weiss recht gut, dass ich durch einen seit mehreren Jahren fortgesetzten Elementarcursus in Verbindung mit Vorträgen über vergleichende Grammatik auf diesem Gebiete thätig war, ohne mir einfallen zu lassen, dass ein unnahbarer Gelehrter vom Range des Hrn. B. in Ausdrücken, die man in keiner gebildeten Gesellschaft in den Mund nimmt, meine Arbeit zu einem missrathenen »Repräsentanten der deutschen Sanskritphilologie« emporschwindeln würde. Ich habe diesen Cursus abgehalten, um meiner Lehrthätigkeit in griechischer und lateinischer Formenlehre nachhelfen zu können, weil der Gegenstand seit Othmar Frank hierorts nicht mehr zur Vertretung gelangt war.

Wollte aber H. B. gerade deshalb, und um für die Zukunft eine einfache Mittheilung der Resultate vergleichender Sprachforschung zu beseitigen, durch neue Combinationen und »Geneigtheiten«, meine Schrift recensiren, so war und blieb es eine Sache der ordinärsten Billigkeit, dass eine Celebrität, die es über sich bringt bei einer solchen Kritik sich zur Vaterschaft zu bekennen, vor den gelehrten Lesern der G. G. Anz. Bestimmung und Inhalt des Buches wenigstens erwähnt hätte, wie dies H. A. Bergaigne in anständiger Weise gethan.

Es ist freilich nicht lange her, dass wir Gelegenheit hatten, die rauhen Stimmen eines gewissen orientalistischen Terrorismus (il rauco suon della tartarea tromba) zu vernehmen, der die gehässigen Zunft-Zänkereien älterer Sprachgelehrten auf seinem Gebiet recht bald zu überbieten verspricht. Gehen die Dinge so fort, so dürfte es bald, anstatt ex Oriente lux, vielmehr heissen fastus et ira, oder zu Deutsch, in der würdigen Sprache dieser Schulhäupter: Schlagt ihn todt, Sakerment! er ist nicht von den unsrigen. Wird ein Buch vollends in lesbarem Latein geschrieben, dann ist es den Herren, die sich auch für's Ausland die Förderung ihrer Studien angelegen sein lassen, doppelt verdächtig.

Würzburg. Prof. Dr. **L. Grasberger.**

Digitized by Google

Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden von Lucian Müller. Mit einem Anhang über die lateinische Versification der Niederländer. Leipzig. Druck von B. G. Teubner. 1869. VIII u. 249 S. in gr. 8.

Der Gegenstand dieser Schrift ist der Art, dass er wohl das Interesse auch weiterer Kreise, als das der blossen Fachmänner, in Anspruch nehmen kann: überdem ist, wie der Verf. S. IV der Vorrede richtig bemerkt, dieses »Thema ein in Deutschland bis zur Stunde gänzlich unbearbeitetes, das auch ohne längeren Aufenthalt in Holland, ohne Vertrautheit mit Sprache und Art seiner Einwohner, ohne Kenntniss mancher Schriftstücke, die sich im Auslande kaum vorfinden, gar nicht zu behandeln möglich war. Aber auch die Niederländer haben nichts geliefert, was einer Geschichte der einheimischen Philologie auf Universitäten und Gymnasien ähnlich sähe. Das darauf bezügliche Material liegt vielmehr in einer Menge von Monographien und gelegentlichen Publicationen der Zeitschriften u. s. w. zerstreut.« An der Richtigkeit dieser Behauptung wird Niemand zweifeln, Jedermann aber eine unbefangene Darstellung einer Schule oder vielmehr einer Richtung der gelehrten Thätigkeit, die seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaft in der Behandlung der classischen Studien eine so bedeutende Rolle eingenommen und einen so grossen Einfluss geübt hat, dabei vorzugsweise an ein bestimmtes Land — Holland — geknüpft und in so fern selbst an die Eigenthümlichkeiten dieses Landes gebunden war, das auf diesem Gebiete eine Zeitlang eine Art von Principat geübt hat, dankbar begrüssen und in diesem Werke, wie es hier vorliegt, einen gewiss werthvollen Beitrag zur Geschichte der humanistischen Wissenschaft überhaupt seit dem Wiederaufblühen der alten Literatur erkennen. Der Verf., dem doch Niemand wahrhaftig eine nähere Bekanntschaft mit dem Gang und der Pflege der classischen Studien wird absprechen können, war aber durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Holland (vgl. S. 132), zunächst in Leyden, dem eigentlichen Sitze classischer Studien bis auf unsere Tage herab, insbesondere zu einer solchen Darstellung berufen, da er Gelegenheit hatte, auch all' das Material zu sammeln, das zu einer solchen Darstellung unumgänglich nothwendig ist, die bei All' dem Anziehenden, das sie an und für sich hat, doch auch nicht geringen Schwierigkeiten in der Behandlung unterliegt, und vor Allem Unbefangenheit und Uneingenommenheit, ruhige Prüfung, und ein besonnenes Abwägen der Schatten- wie der Lichtseiten erheischt: Eigenschaften, die man in der vorliegenden Darstellung nicht vermissen wird, welche dadurch in den Stand setzt, ein richtiges Urtheil über diese ganze holländische Philologie, ihre Ziele wie ihre Leistungen zu gewinnen.

In zwei Bücher nebst einem Anhang und einigen weiteren Beilagen zerfällt der Inhalt dieser Schrift. Das erste Buch: die

Digitized by Google

philologischen Schulen der Niederländer, reicht (S. 1—129) bis zu dem gegenwärtigen Zustand der classischen Studien in Holland, also von der Zeit eines Erasmus und Lipsius an bis auf Cobet und seine Schule herab. Wir werden zurückgeführt in die Zeit, wo mit der Gründung der Universität Leyden auch der Grundstein zur Pflege der classischen Studien in Holland gelegt ward und erhalten einen Ueberblick ebensowohl über die verschiedenen Richtungen, wie sie hier nach einander hervortreten, als über die einzelnen hervorragenden Träger derselben, ihre Bestrebungen und Erfolge. Alles diess nimmt seinen Ausgangspunkt von der Gründung der Universität zu Leyden (1575), zehn Jahre später ward Franecker gegründet, und im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts Groningen, Utrecht u. A. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, wie »Holland, welches bis zum letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts für die classischen Studien neben Belgien kaum in Betracht gekommen war, auf reichlich hundert fünfzig Jahre der bedeutendste, zeitweilig fast der einzige Sitz jener Bestrebungen wurde«; und es ist merkwürdig genug, wie dieser gewaltige Aufschwung gleichen Schritt hält mit der politischen Bedeutung von Holland, das damals als eine der Grossmächte Europa's galt, und dabei vor anderen Ländern eine freie geistige Bewegung der Wissenschaft eröffnet hatte.

Der Verf. wirft zuerst einen Blick auf die Gegenstände selbst, welchen im Allgemeinen die Bestrebungen der niederländischen Philologen zugewendet waren, und geht dann über zu den einzelnen Hauptvertretern dieser Bestrebungen, wobei insbesondere die Vertreter der Kritik berücksichtigt werden, so wie »die Continuität der Studien, die sich in Erklärung und Besserung der Texte, in dem grammatischen und metrischen Theil der Alterthumskunde bewegt haben, die Realien keineswegs verschmähend, aber doch nur als beiläufiges Hülfsmittel betrachtend.« Dass dabei zunächst auch die sprachliche Seite in Betracht kommt, zeigt sich schon bei dem Gelehrten, mit welchem die Reihe der einzelnen hier geschilderten Vertreter beginnt, bei Lipsius, dessen bedeutender Einfluss auf die Richtung der niederländischen Philologie hervorgehoben wird, ja seinem Vorbild wird es hauptsächlich zugeschrieben, dass die philologischen Studien in Holland gleich von Anfang mit einer gewissen Vorliebe sich auf die Kritik der lateinischen Texte und auf römische Antiquitäten verlegten (S. 33), während auf der andern Seite, was den lateinischen Stil und Ausdruck betrifft, die mehr archaisirende, dem Cicero abgewendete Richtung des Lipsius minder vortheilhaft auf die Folgezeit einwirkte; »so fehlte es von Anfang den holländischen Latinisten an einer erspriesslichen Schule des Stils« (S. 30). Nach Lipsius folgt Joseph Justus Scaliger. Es muss anerkannt werden, dass der Verf. in der Würdigung dieses Mannes sich nicht von der übertriebenen Bewunderung hat hinreissen lassen, welche in unsern Tagen mehrfach diesem

Digitized by Google

Gelehrten gezollt wird, zum Theil in Folge einer, wie man gern zugeben wird, vorzüglich geschriebenen Lebensbeschreibung desselben. Der Verf. hat (in einer eigenen Beilage S. 222 ff.) diesen Punkt verhandelt, und, wie uns scheinen will, die Verdienste Scaligers, denen doch auch grosse und unverkennbare Schattenseiten gegenüber stehen, auf ihr richtiges Maass zurückgeführt. Auch der übrigen an diese beiden Männer, Lipsius und Scaliger, sich anreihenden Vertreter der classischen Studien wird gedacht, eben so aber auch der um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eingetretenen Erschlaffung dieser Studien, welche dann wieder durch Joh. Friedrich Gronovius und Nicolaus Heinsius eine neue Anregung erhielten, daher auch eine eingehende Schilderung der Leistungen wie der Verdienste beider Männer gegeben wird, insbesondere des zuletzt genannten, für welchen der Verf. eine besondere, aber wohl zu erklärende Vorliebe erkennen lässt, wie er dann seiner ungemeinen Belesenheit, seiner Kritik, namentlich seiner Conjecturalkritik, seinem Geschmack und Takt, seinem Geschick in lateinischer Dichtung alle Anerkennung zollt, zumal auch die eigenen lateinischen Verse des Heinsius eine unnachahmliche Leichtigkeit zeigen, wie sie kaum in ähnlichen Producten anderer niederländischen Gelehrten bemerkbar ist, die doch, wie auch diese Schrift mehrfach, insbesondere im Anhang nachweist, vielfach die lateinische Poesie mit besonderer Vorliebe gepflegt und in ihr sich versucht haben. »Ueber seinen Arbeiten (so lesen wir S. 53) liegt eine heitere Anmuth, eine graciöse Nonchalance, wie man sie gerade in philologischen Kreisen so selten findet. Wenn Heinsius durch so viele Geschäfte verhindert nicht so viel geleistet hat, als ihm möglich gewesen wäre, so verdankt er andererseits der Praxis seines weltmännischen Berufes jenen lauteren Geschmack, jene Frische und Leichtigkeit der Erfindung und Darstellung, die nirgends nach zunftmässiger Pedanterie des grübelnden Büchergelehrten schmecken. So mögen wir dann in Nicolaus Heinsius zwar nicht den grössten, aber den originellsten der altholländischen Latinisten verehren! Der so oft ihm gespendete Titel eines Sospitator poetarum Latinorum ist mehr als eine leere Phrase.« »Seine Verse haben eine selbst von den zierlichsten Italienern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kaum übertroffene Leichtigkeit. Sie können uns wirklich zum öfteren des Ovidius selbst vergessen machen, ähnlich wie die besten Arbeiten des Petrus Francius. Heinsius ist auch als Poet eine interessante Erscheinung, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, reicher Findungsgabe, geläutertem Geschmack und emsigem Streben« (S. 212). Und in der That, es wird sich kaum ein Staatsmann der neueren Zeit finden, auch wenn wir unsere Blicke nach England richten, das immer noch solche Staatsmänner nachweist, die mit allem Eifer auf dem Gebiete der classischen Literatur thätig sind, welcher das geleistet hat, was Nicolaus Heinsius, bei einem politisch doch so bewegten, unruhevollen Leben,

Digitized by Google

öfterem Wechsel des Orts in Folge seiner verschiedenen Gesandtschaften u. dgl., in Wirklichkeit für die classische Literatur, zunächst die lateinischen Dichter, gethan hat. Ganz anders fällt dagegen das Urtheil des Verfassers über den älteren Burmann aus, dessen Reputation, wie er sie noch bis jetzt in Holland geniesst, dem Verfasser eine ganz unverdiente erscheint. »Immerhin (so lesen wir S. 58), muss es auch in der Wissenschaft Lastthiere (!) geben und als solches hat sich Burmann um die gelehrte Welt wohl verdient gemacht. Mehr freilich noch als für seine Ausgaben möchte dieses Lob gelten für die Sylloge und für so viele andere Publikationen von Briefen und sonstigen Aktenstücken zum Leben niederländischer u. a. Philologen. Diese Mittheilungen werden stets für die Gelehrtengeschichte unentbehrlich sein.« Auch die anderen Gelehrten, welche sich um die Genannten gruppiren, werden berücksichtigt, und der Charakter ihrer mehr auf die lateinische Literatur gerichteten Studien dargelegt. Minder gepflegt war in dieser Periode das Studium des Griechischen, bis mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auch hier eine neue Anregung hervortrat, und so wendet sich nun der Verfasser der mit Hemsterhuis beginnenden Periode zu, und knüpft an die Darstellung derselben einen Ueberblick der weiteren Geschicke der niederländischen Philologie bis zur Gegenwart herab. Wir erinnern hier nur, neben Hemsterhuis an einen Ruhnken und Valckenaer, später an Wyttenbach, und deren Schüler und Jünger, bis auf Cobet und dessen Schule in der neuesten Zeit; als das Hauptverdienst dieser jüngsten Richtung betrachtet der Verf. die Einsicht und den Erfolg, mit welchem die grammatischen und kritischen Studien des Griechischen, bezüglich des Atticismus und Jonismus betrieben worden, während es mit dem Betrieb des Latein um so schlimmer stehe (S. 125). Doch wir verweisen lieber auf die Schlussbetrachtungen des Werkes selbst, über den gegenwärtigen Zustand und die Pflege der classischen Studien in Holland S. 123—129.

Das zweite Buch S. 130—174 beschäftigt sich zunächst mit der Gegenwart, mit der Pflege und dem Betrieb der klassischen Studien in der jetzigen Zeit auf den Universitäten wie auf den Gymnasien von Holland. Wer die gegenwärtigen Zustände, die im Ganzen noch auf dem Gesetz vom 2. August des Jahres 1815 beruhen, näher kennen will, wird aus der hier gegebenen Darlegung eine richtige Anschauung sich zu verschaffen im Stande sein, und dem Verfasser auch gerne in Manchem beistimmen, was Derselbe über wünschenswerthe Reformen in der Schlussbetrachtung näher ausführt.

Eine interessante Erörtung bietet der Anhang: die lateinische Versification der Niederländer S. 175—215. Gleich den Humanisten Italiens haben auch die Niederländer stets eine grosse Vorliebe für die lateinische Poesie gezeigt; und ist der Verf. bemüht, die Ursachen dieser besondern Pflege der neulateinischen Poesie zu ent-

Digitized by Google

wickeln, wobei er bis in die frühesten Zeiten zurückgeht, und über die Art und Weise der Pflege dieser Poesie im Mittelalter, von dem Karolingischen Zeitalter an sich verbreitet, aber bei dieser Gelegenheit auch auf die Gegenwart einen Blick wirft und die Frage über die Pflege der lateinischen Poesie, als Uebung auf unseren Bildungsanstalten in Betracht nimmt. Dass der Verfasser derartige Uebungen, wenn sie verständig und in stetem Hinblick auf das Ziel, das dadurch erreicht werden soll, geleitet werden, in Schutz nimmt, dass er dem eigentlichen Philologen die Uebung in lateinischer Versification aufs eifrigste empfohlen wissen will, da uns nichts tiefer und lebendiger in das geistige Leben eines Volkes einführen kann, als die innigste Vertrautheit mit der Sprache und den äusseren Formen derselben, was eben durch derartige Uebungen, die zugleich allein ein richtiges Verständniss der antiken Kunstform werden können, erreicht werden soll, war von seiner Einsicht zu erwarten, und stehen wir nicht an, es mit Demselben »doppelt zu bedauern, dass in Deutschland, wo sich die klassischen Studien trotz der Ungunst der Zeiten lebendiger Theilnahme erfreuen, die Uebung im Latein immer mehr abkommt, selbst für die Prosa. Fortwährend mindert sich die Zahl der lateinisch geschriebenen Bücher und damit hält gleichen Schritt die Unempfindlichkeit der Betheiligten gegen die lateinische Form, wie ein Blick nicht blos auf philologische Dissertationen, sondern auf so viele wirklich gelehrte, sachlich oft höchst verdienstvolle Werke beweisen kann.« — »So viel ist klar, dass für innige Vertrautheit mit dem Latein in Prosa und Poesie durch die Seminarien, Societäten und dergl. unserer Universitäten öfter noch mehr gewirkt werden könnte, als geschieht. Die Universität ist der Ort, wo jene copia dicendi, auf die ich ziele, durch persönliche Anregung der Docenten, wechselseitigen Wetteifer der Studenten am leichtesten erlangt werden kann. Nachher fehlen diese günstigen Chancen. Wer bis zu Ende der akademischen Studien kein guter Lateiner geworden ist, wird es schwerlich später« (S. 181).

Kehren wir von diesen allgemeinen Betrachtungen zurück zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Anhangs, so wird man in demselben einen sehr guten Ueberblick über das, was überhaupt auf dem Gebiete der neu lateinischen Poesie von den Gelehrten Hollands geleistet worden ist, gewinnen, insbesondere aber ist es die Charakteristik einiger der hervorragendsten Dichter unter denselben, auf welche wir aufmerksam zu machen haben.

Vor Allen ragt hier Hugo Grotius hervor, welchen der Verf. mit vollem Recht als einen der bedeutendsten, wenn nicht als den bedeutendsten aller lateinischen Poeten Niederland's betrachtet, wiewohl er die Poesie nur gelegentlich, und nicht als sein eigentliches Fach betrieb; »keiner ist in seinen besten Werken so tief zu dem innersten Geheimniss der altrömischen Poesie eingedrungen, hat besser verstanden modernen Gedanken eine antike

Digitized by Google

Form zu verleihen und mehr Geschicklichkeit bei Nachahmung der Vorbilder gezeigt als Hugo Grotius« (S. 195). Wenn daher der Verf. länger bei diesem grossen Geiste verweilt, wenn er, in Folge einer näheren Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtungen des Grotius, diese näher durchgeht, und im Einzelnen, selbst mit Bezug auf die Sprache und den Ausdruck wie Metrum und Prosodie, würdigt, so wird man diess nur mit allem Dank anzuerkennen haben; zumal, wenn, wie hier geschieht, sogar einige falsche Lesarten, die in einzelnen Stellen dieser Gedichte vorkommen, berichtigt werden.

Die sieben Beilagen, welche von S. 216 ff. an bis S. 245 reichen, enthalten Ausführungen über einzelne Punkte, die in dieser Ausdehnung in dem Werke selbst nicht gut gegeben werden konnten, ohne den Gang der Darstellung zu unterbrechen. So verbreitet sich die erste Beilage über die Quellen, welche dem Verfasser bei seiner Arbeit zu Gebot standen, die zweite bringt, wie schon bemerkt worden, Einiges über Scaliger; die dritte gibt ein Verzeichniss der Leydener Philologen, von Gründung der Universität bis auf unsere Tage herab, die vierte den Abdruck einer Series Lectionum des Leydener Gymnasiums, die wahrscheinlich dem Jahre 1706 angehört; die fünfte ein Verzeichniss der lateinischen und griechischen Autoren, die auf einem holländischen Gymnasium gelesen werden, nebst den weiteren bei dem classischen Unterricht gebrauchten Hülfsbüchern; die sechste bespricht die Frequenz philologischer Collegien, die Art der Vorlesungen u. A. m., die siebente gibt ein Verzeichniss der philologischen Vorlesungen, welche an der Universität zu Leyden in den Jahren 1859—1862 angekündigt worden sind. — Die äussere Ausstattung des Ganzen ist vorzüglich zu nennen. **Chr. Bähr.**

Scholia in Lucani bellum civile. Edidit Hermannus Usener. Pars Prior. Commenta Bernensia. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIX. X und 338 S. in gr. 8. (Auch mit dem besondern Titel: M. Annaei Lucani Commenta Bernensia.)

Dass es an der Zeit war, die verschiedentlich auf uns gekommenen, zum Theil noch gar nicht aus Handschriften veröffentlichten Scholien zur Pharsalia des Lucanus ans Tageslicht durch den Druck zu ziehen und in einem Gesammtabdruck Alles, was irgendwie in Handschriften dazu sich noch findet, zu vereinigen, wird wohl Niemand in Abrede stellen: und dass in einem solchen Abdruck nicht etwa eine blosse Auswahl aus dem noch irgendwie Vorhandenen gegeben werden durfte, sondern der Bestand des Ganzen, wie es handschriftlich vorliegt, aufzunehmen war, kann wohl eben so wenig einem Zweifel unterliegen. Der Herausgeber der vorliegenden Samm-

Digitized by Google

lung Lucanischer Scholien legte sich allerdings, als er an die Ausführung schritt, diese Frage vor; er konnte sie nach reiflicher Ueberlegung, auch nur in diesem Sinne beantworten (s. Praefat. p. IX), und entschied sich für einen vollständigen, unverkürzten Abdruck. Denn ein solcher allein kann uns in den Stand setzen, über Herkunft und Ursprung dieser Scholien, über ihre ganze Fassung, über Werth und Bedeutung der darin enthaltenen Angaben oder der darin angeführten Stellen anderer, insbesondere verlorener Schriftsteller, zu einem richtigen Urtheil zu gelangen. Demnach gibt der Herausgeber in diesem ersten Bande Lucanischer Scholien zunächst die »Commenta Bernensia« d. h. Alles, was sich in der mit nr. 370 bezeichneten Berner Handschrift des zehnten Jahrhunderts findet, unter Benützung einer andern Berner Handschrift (nr. 45) desselben Jahrhunderts, in welcher die Scholien aber nicht über III, 286 hinausgehen, und unter Zuziehung der jetzt zu Brüssel befindlichen Handschrift aus Gembloux, so wie der beiden Leydener Handschriften (Vossiani), welche sämmtlich dem zehnten Jahrhundert angehören. Dass hiernach der Abdruck selbst mit aller kritischen Sorgfalt veranstaltet, der fehlerhaft in diesen Handschriften überlieferte Text an unzähligen Stellen berichtigt worden, wird kaum einer besonderen Versicherung bedürfen; ebenso tritt auch diese Sorgfalt hervor in der Zusammenstellung der abweichenden Lesarten, welche unter dem Text gegeben ist, und auch manche weitere Bemerkungen, die auf die Gestaltung des Textes sich beziehen, enthält; die in den Scholien angeführten Stellen anderer Autoren werden gleichfalls genau nachgewiesen. Fragen wir nun nach dem Werth, den überhaupt die hier mit so grosser Sorgfalt edirten und dadurch zugänglich gemachten Scholien besitzen, so findet sich darin allerdings Manches, was als völlig werthlos und unbedeutend erscheint*), und in so fern eine Veröffentlichung durch den Druck kaum verdiente, wenn es nicht in anderer Beziehung dienen könnte uns hinzuweisen auf die Zeit, in welcher diese Scholien nach ihrer gegenwärtig in den bemerkten Handschriften vorliegenden Fassung zu setzen sind: und diese dürfte wohl kaum lange vor die Zeit fallen, welcher die Handschriften selbst angehören, also in das karolingische Zeitalter, in welchem Lucanus vielfach gelesen wurde: aber es müssen damals noch Commentare einer älteren Zeit des sinkenden Römerreichs vorhanden gewesen sein, auf welche der Inhalt so mancher dieser Scholien zurückweist, namentlich die mannichfachen Anführungen älterer Schriftsteller, sowohl noch bekannter, als verloren gegangener; die Commentare des Servius zu Virgil (s. zu III, 402 »Sergius Commentator Virgilii«) sind dem Schreiber dieser Scholien eben so bekannt,

*) Wie z. B. wenn X, 287: in Cancrum erklärt wird: „id est sub cancro", oder X, 295 caput mit fontem oder IV, 498 exhibuit mit praebuit und dgl. m.

Digitized by Google

wie die Erklärer des Horatius, da zu I, 214 die verschiedenen Erklärungen des Porfurion (sic) und des Cornutus über puniceus einander gegenübergestellt werden, der letztere auch zu III, 381 (»in Cornuto«) angeführt wird, in einer Weise, die ihn den alten Erklärern des Lucanus zuzählen lässt. Während Isidorus diese Scholien oder deren Quelle gekannt und benutzt zu haben scheint (s. die Note zu IX, 701 pag. 309), erscheint in denselben auch Orosius (zu III, 453) benutzt, der Verfasser dieser Scholien wird demnach nicht vor die zweite Hälfte des fünften christlichen Jahrhunderts gesetzt werden können; in eine weit spätere Zeit dürfte aber nach so manchem Trivialen, das in diesen Scholien überhaupt vorkommt, die ganze Compilation zu setzen sein, die übrigens aus zum Theil wenigstens guten älteren Quellen geflossen sein mag. Diess dürften, abgesehen von den gewöhnlichen Anführungen eines Virgilius, Statius, Horatius und Andern, einige seltenere Anführungen wohl darthun, wie z. B. zu I, 478 ein Fragment aus den Historien des Sallustius (»Salinator in agmine occiditur«), das wir in den Sammlungen der Fragmente dieses Werkes, zuletzt noch in der sonst so vollständigen von Dietsch (in der Ausgabe von 1859) vergeblich gesucht haben, das mithin diesen Fragmenten noch beizufügen ist. So wird zu IV, 478 eine Stelle aus den Declamationen des Quintilian angeführt; zu IX, 701 werden Macer's libri Theriacon, deren zwei von ihm herausgegeben worden, als Quelle des Lucan genannt. So wird bei Erwähnung der Mythe von Atreus und Thyestes (zu I, 544) hinzugefügt: »Sed hoc fabulosum esse inveni in libro Catulli qui scribitur per mimologiam. Qui ait Atreum etc. und nun folgt eine von der gewöhnlichen Tradition abweichende Erzählung, welcher am Schluss die Worte angereiht werden: »quod in prodigium minores tragoedi converterunt.« Hier kann doch wohl an keinen andern als an den Mimographen Q. Luctatius Catullus, der uns noch aus einigen Resten (bei Ribbeck Comicc. Latt. Reliqq. p. 309 f.) bekannt ist, gedacht werden, schon wegen des Zusatzes per mimologiam, wie der Herausgeber, wir glauben ganz richtig, gegeben hat (in der Handschrift steht: »quis cribitur permimologiarum«), obwohl er selbst daran zu zweifeln scheint, indem Catullus nicht länger als seine Mimen auf der Bühne gespielt worden, bekannt gewesen, keine weitere Spur aber, dass sie auch gelesen worden, sich vorfinde. Indessen finden sich doch einige Anführungen in den Scholien des Juvenalis, bei Ribbeck a. a. O. Noch weniger aber wird die von Andern vorgeschlagene Aenderung Catuli mit Bezug auf Catulus, den Verfasser einer communis historia, oder gar Corvili zu billigen sein. Bei den minores tragoedi will der Herausgeber an Seneca im Thyestes, vielleicht auch an L. Varius und Andere denken, welche nach Varius diesen Gegenstand behandelt.

Wenn in dem Scholium zu X, 187, wo von Cäsar's Kalenderreform die Rede ist, bemerkt wird: »est autem liber fastorum divi

Digitized by Google

Julii Caesaris, qui ordinationem continet anni secundum auctoritatem compositus Chaldaeorum, quem in senatu recitavit«, so werden wir hier nicht an eine eigene Schrift Cäsar's bei dem liber Fastorum zu denken haben, sondern mit dem Herausgeber lieber an das, was wir bei Macrobius Sat. I, 14 § 13 lesen: »sic annum civilem Caesar habitis ad Lunam dimensionibus constitutum edicto palam posito publicavit« etc. Livius wird mehrfach angeführt, insbesondere aus den späteren, verlorenen Büchern, wie z. B. zu II, 593 eine dem Buch 102 entnommene Stelle über die Juden und den Tempel zu Jerusalem, wo kein Götterbild sich finde, was offenbar an einen christlichen Verfasser erinnert oder zu III, 182 ein Bruchstück aus Buch 109, das hier als primus liber belli civilis citirt wird, eben so wie zu X, 521 ein Fragment aus Buch 112, das als quartus liber belli civilis citirt wird; vgl. noch zu V, 494. 787. VII, 470. Merkwürdig erscheint auch die Notiz über den Tod des Antonius, des Redners zu II, 121; sie schliesst mit den Worten: »hic est Antonius, Antoniorum pater, magister Ciceronis« und ist mit dem zu verbinden, was wir über die Ermordung des Antonius bei Valerius Maximus VIII, 9, 2 und IX, 2, 2 lesen. — Die wunderliche, unter Berufung auf Herodotus angeführte Sage zu I, 20 von der Erforschung der Nilquellen durch Sesostris hat der Scholienschreiber oder der, den er abschrieb, aus einer andern Quelle entnommen, da bei Herodotus Nichts der Art vorkommt.

Aus diesen wenigen Proben mag immerhin ersehen werden, wie auch in anderer Hinsicht aus diesen Scholien noch Manches zu gewinnen steht, und ausser den hier zunächst angeführten literärhistorischen Notizen noch manche andere, das Alterthum betreffende Notiz hier vorkommt, welche beachtungswerth erscheint, auch wenn wir von dem nächsten Gewinn absehen, welchen für das Verständniss des Lucanus diese Scholien bringen. Der Abdruck derselben ist, wie schon bemerkt worden, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt veranstaltet, so dass selbst Schreibweisen wie inquid, Cirus, Lidus und dgl. beibehalten sind. Die ganze äussere Ausstattung ist vorzüglich. **Chr. Bähr.**

Synesius von Cyrene. Eine biographische Charakteristik aus den letzten Zeiten des untergehenden Hellenismus von Dr. Richard Volkmann. Berlin. H. Ebeling et C. Plahn 1869. X und 258 S. in 8.

Synesius nimmt in der späteren griechischen Literatur eine so bedeutende und hervorragende Stellung ein, dass eine Darstellung seines Lebens, wie seiner ganzen Lebensthätigkeit, seiner politischen wie seiner literarischen Bestrebungen, um so angemessener erscheint, als in den verschiedenen auf Synesius bezüglichen Schriften

Digitized by Google

neuerer und neuester Zeit diess noch nicht geschehen ist. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat es unternommen, ein solches »anschauliches Lebensbild« des Synesius uns vorzuführen und damit »eine Darstellung und Würdigung seiner schriftstellerischen Leistungen zu verbinden«, da er und mit Grund, in Synesius einen der letzten namhaften Vertreter hellenischer Sophistik erkennt, und möchten wir hinzusetzen, selbst der althellenischen Lyrik, der dabei durch seinen später erfolgten Uebertritt zum Christenthum eine ganz besondere und eigenthümliche Stellung einnimmt: es wird daher diese Schrift »als ein willkommener Beitrag zur Geschichte der hellenischen Literatur in ihrer letzten Periode erscheinen«. (S. IV und V).

Der Verf. hat die Darstellung des Lebens von der Betrachtung der Schriften und von der Würdigung der literärischen Thätigkeit nicht getrennt, da die letztere vielfach mit seinem Leben und Wirken verbunden, erst im Zusammenhang mit demselben, in dem wahren Lichte erscheint. Im ersten Kapitel, welches mit einer geographischen und historischen Skizze von Cyrene beginnt, wird die traurige Lage dieser Landschaft geschildert zu der Zeit des Kaiser Arcadius, an den die Cyrenenser eine Gesandtschaft sendeten, die um Abhülfe der drückenden Uebel bitten sollte: hier tritt der Name des Synesius, dem der Senat von Cyrene diese Gesandschaft übertrug, Ende 397 oder Anfang 398, eigentlich zum erstenmal hervor; jedenfalls war Synesius, dessen Familie eine sehr angesehene, althellenische war, die ihren Ursprung bis auf Herakles zurückführte, damals noch dem Heidenthum ergeben: auch wissen wir, dass er im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung erhalten und zu Alexandria zunächst unter der Leitung der Hypatia seine philosophischen, wie auch wohl rhetorischen Studien gemacht hatte: nähere Angaben indess fehlen; lässt sich doch selbst die Zeit seiner Geburt nur im Allgemeinen bestimmen, zwischen den Jahren 365—370 nach Chr. (S. 251); als junger Mann, der noch nicht die Vierzig erreicht hatte, trat er um die bemerkte Zeit die Reise nach Constantinopel an, und hielt dort (399) die berühmte und noch vorhandene Rede über das Königthum, deren Inhalt der Verf. (S. 25 ff.) näher durchgeht, nachdem er die damaligen Verhältnisse zu Constantinopel auseinandergesetzt, was allerdings, um des Synesius Lage zu begreifen, nöthig war. Mit Recht hebt der Verf. den Inhalt dieser Rede, wie die Form derselben — auch wenn wir eine spätere, schriftliche Umarbeitung der mündlich gehaltenen Ansprache annehmen wollen — hervor; er glaubt sie unbedenklich dem Besten an die Seite stellen können, was die letzten Zeiten der Sophistik auf dem Gebiete der öffentlichen Beredsamkeit hervorgebracht haben; und diesem Urtheil wird gern ein Jeder beistimmen, der die über die Pflichten eines Fürsten sich so schön und ohne Schmeichelei verbreitende, einen wahren Fürstenspiegel bietende Rede, die auch durch die oratorische Form

Digitized by Google

sich auszeichnet, gelesen und im Einzelnen näher geprüft hat. Ueber Einiges, was darin auffällt, hat sich der Verf. S. 39 ausgesprochen; er schliesst seine Erörterung über das Ganze mit den Worten: »Auch wenn von Synesius nichts weiter als nur seine Rede über das Königthum auf die Nachwelt gekommen wäre, müsste er dennoch zu den Besten seiner Zeit gerechnet werden« (S. 40). Das dritte Kapitel schildert den weiteren Aufenthalt des Synesius zu Constantinopel und die dortigen Verhältnisse, welche demselben die Veranlassung gaben zur Abfassung einer Schrift: die Aegypter oder über die Vorsehung, nachdem er schon vorher in einer Zuschrift an Päonius, die sich gleichfalls noch erhalten hat, auch den Beweis seiner astronomischen Kenntnisse gegeben hatte. Der Verf. nennt die Schrift über die Vorsehung »eine Art allegorisch-philosophischen Romans mit historischem Hintergrunde, wie er in der alten Literatur für uns wenigstens gerade einzig dasteht«; er geht daher in den Inhalt wie in die Form dieses merkwürdigen Schriftstückes S. 53 ff. ein und knüpft daran die Erzählung des weiteren Verlaufes der Ereignisse zu Constantinopel, welche den Synesius zur Rückreise veranlassten, über die in dem nächsten vierten Kapitel berichtet wird und zwar nach den von Synesius in seinen Briefen hinterlassenen Angaben: aus diesen ersehen wir auch die Lage des Landes, und die Theilnahme des Synesius an Allem, was das Wohl seines Heimathlandes betraf. Da in diese Periode auch die Verheirathung des Synesius fällt, und zwar mit einer wahrscheinlich christlichen Frau aus Alexandria, so nimmt der Verfasser Veranlassung davon, den zeitweisen Aufenthalt des Synesius in dieser Stadt, die noch immer ein Sitz der Wissenschaft war, dann die Reise nach Athen, und das ganze häusliche Leben des Synesius, die Art und Weise seiner Studien nach den noch vorhandenen Briefen desselben in einem recht anziehenden Bilde darzustellen. Das Urtheil, das über diese auch in dem späteren Alterthum noch vielgelesenen, und daher wohl auch uns noch erhaltenen Briefe gefällt wird, ist gewiss richtig. »Wir dürfen in ihnen nichts weniger als leicht hingeworfene Ergüsse des Augenblickes vermuthen, deren Vorzüge etwa in natürlicher Frische und Naivetät zu suchen wären, sondern es sind, gleich den Briefen des Libanius und Julian, die dem Synesius jedenfalls als Muster vorschwebten, sorgfältig gearbeitete Kunstwerke, sophistische *μελέται* im *εἶδος ἐπιστολικόν*. Wie wir Synesius als letzten nahmhaften Sophisten zu betrachten haben, so ist er auch für uns der letzte heidnische Epistolograph von Bedeutung.« (S. 113 f.) Im fünften Kapitel wird diese Darstellung der literärischen Leistungen des Synesius fortgesetzt, und seine ganze schriftstellerische Thätigkeit noch weiter besprochen und gewürdigt (S. 117 ff.), zunächst der Dio, geschrieben gewissermassen zu seiner eigenen Vertheidigung und zur Rechtfertigung des von ihm eingenommenen Standpunktes in wissenschaftlichen Dingen, und mit dem Namen des Dio Chry-

Digitized by Google

sostomus, dessen Schriften Synesius so fleissig gelesen und benutzt hat, nicht absichtslos versehen; es reiht sich daran die Schrift über die Träume, die wie der Dio wahrscheinlich noch im Jahr 403 abgefasst ist und die Rede über das Lob der Kahlheit. Synesius war, als er diese Schriften abfasste, noch Heide, daher auch seine Polemik in der erstgenannten Schrift gegen die christliche Theologie, sein Standpunkt war der Hellenismus, und von diesem aus betrachtet, glaubt der Verf. es dem Synesius als ein besonderes Verdienst anrechnen zu müssen, »dass er in einer Zeit, in welcher das antike Geistesleben völlig zu erlöschen oder wenigstens in einem geistlosen Formelkram zu erstarren drohte, wie es denn in der That in den nun folgenden Jahrhunderten der Byzantinischen Erudition nur ein mumienhaftes Dasein gefristet hat, nochmals mit Nachdruck seine Stimme für eine Verbindung der ästhetischen und philosophischen Studien erhoben hat. Sein eigenes Beispiel zeigt uns, wie es auch damals noch möglich war, durch sorgfältiges Studium der Alten und der besten Leistungen der neueren Zeit sich in den Besitz einer würdigen, sogar geschmackvollen Form zu setzen, denn diese ist dem Synesius nicht abzusprechen. Hierin liegt auch seine Bedeutung für die Geschichte der griechischen Literatur« (S. 135). Von der Rede, welche das Lob der Kahlheit enthält und mit gutem Grunde nach den beiden eben genannten Schriften, und zwar nicht lange vor 405 verlegt wird, ist im sechsten Kapitel eine eingehende Analyse zur richtigen Würdigung dieses rhetorischen Kunststückes gegeben. Bekanntlich ist die Behandlung derartiger Gegenstände eine besondere Liebhaberei der späteren griechischen, wie selbst lateinischen Redekünstler (man denke nur an Fronto) gewesen, die darin sich besonders hervorzuthun suchten. »Uns kommt gegenwärtig die Behandlung derartiger Themen abgeschmackt und lächerlich vor. Die Griechen betrachteten sie dagegen als ein angenehmes Spiel, als σπουδάζειν περὶ τὰ παίγνια, wie Synesius selbst mit einer glücklichen Wendung sich ausdrückt, sie hatten an ihnen gleichsam einen Ersatz für das ihnen sonst fehlende humoristische Genre der Darstellung. Sie waren ja von jeher zu Heiterkeit und Frohsinn geneigt, dabei lebendig und witzig, gaben sich gern den flüchtigen Eindrücken des Augenblicks hin und liebten es, wo es ihnen an ernsterer Beschäftigung fehlte, geistreich zu schwatzen und zu tändeln. Einen objectiven Maassstab für die Beurtheilung derartiger Producte der alten Literatur können wir eigentlich erst dann gewinnen, wenn wir uns selbst an ähnlichen Aufgaben versuchen.« u. s. w.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Volkmann: Synesius von Cyrene.

(Schluss.)

»Und wenn es uns auch nicht gefallen will, dass Synesius sein Talent in so fruchtlosen Spielereien vergeudete, so müssen wir doch zugestehen, dass er die Reihe seiner Vorgänger auf diesem Gebiete der antiken Humoristik immerhin in geistreicher Weise beschlossen hat. Denn nach ihm ist, so viel wir wissen, kein weiterer nennenswerther Versuch in dieser Literaturgattung gemacht worden« (S. 155). Es ist dieser Aufsatz allerdings ein Product der althellenischen Sophistik, die in Synesius gewissermassen ihren letzten Vertreter aufzuweisen hat, und sie wird von diesem Standpunkt aus allein richtig erfasst und gewürdigt werden können, zumal Synesius selbst mit einer gewissen Vorliebe auf sein so sorgfältig ausgearbeitetes Werk, das er selbst nur als ein geistreiches Spiel betrachtet, hinblickt, wenn es auch in seinem Inhalt, nach unserem Gefühl, der Königsrede und anderen Schriften des Synesius nachsteht. Das siebente Kapitel S. 165 ff. beginnt mit dem, was allerdings einen Wendepunkt im Leben des Synesius bildet, sein Uebertritt zum Christenthum, als ihm, wahrscheinlich im Jahre 409, die Berufung auf den bischöflichen Stuhl zu Ptolemais, der damaligen Hauptstadt der sogenannten Pentapolis, zukam und auch von ihm angenommen ward, obwohl er damals eigentlich noch nicht ein wirklicher Christ geworden war, wenn er auch innerlich wohl dem Christenthum sich in den vorausgegangenen Jahren immer mehr genähert, und durch eine innere Nothwendigkeit in seiner Ueberzeugung demselben bereits in der Weise zugeführt worden war, dass es gewissermassen nur eines äusseren Anstosses bedurfte, um ihn auch äusserlich nun zum Christen zu machen. Wenn die christliche Gattin, an der er mit Liebe hing, von der er auch nicht sich trennen liess, als er die bischöfliche Würde angenommen (vgl. S. 215), dazu gewiss mitgewirkt hatte, so kommen doch auch noch andere Motive in Betracht, welche der Verfasser näher nachweist, um diesen Uebertritt in seiner inneren Nothwendigkeit zu begreifen (S. 166 ff.). Mit Recht wird der Neuplatonismus, dem Synesius von jüngeren Jahren her ergeben war, hervorgehoben. »Gerade diejenigen Neuplatoniker, denen es um religiöses Leben und praktische Frömmigkeit mehr zu thun war, als um rein speculative Erkenntniss, für die also im Grunde die Philosophie nur als Religion, gewissermassen als Anleitung zum gottseligen Leben

Digitized by Google

von Interesse war, konnten am wenigsten dem Einfluss des Christenthums sich entziehen, weil dieses seinen gläubigen Bekennern in reicher Fülle gerade das zu Theil werden liess, was der Neuplatonismus seinen Anhängern nur als mögliche Belohnung einer ununterbrochenen Tugendübung in Aussicht stellte, nämlich die Gewissheit einer wirklichen Vereinigung mit der Gottheit. Und zur Zahl dieser Neuplatoniker gehörte auch Synesius« (S. 168 f.). Der Verf. sucht darauf im Einzelnen näher nachzuweisen, wie sich allmählig dieser Uebergang vom Platonismus zum Christenthum, dessen einzelne Lehren Syn. noch in früheren Schriften bestritten hatte, vollzog; er findet einen wirklichen Beleg für diesen allmählig sich vollziehenden Uebergang in den Hymnen, welche daher in diesem Abschnitt noch näher in Untersuchung genommen werden, insofern nach der Ansicht des Verfassers nur der letzte, neunte Hymnus der Zeit angehören dürfte, in welcher Synesius das bischöfliche Amt, als wirklicher Christ, bereits übernommen, die übrigen Hymnen aber der früheren Periode seines Lebens zuzuweisen sind, wie denn namentlich in dem ersten Hymnus noch nichts Christliches sich finde. Indessen der fünfte, der hier nach der Uebersetzung von Reess mitgetheilt wird S. 205 f. kann doch, seinem ganzen Inhalt nach, nur von einem Dichter stammen, der bereits Christ geworden und die christliche Heilslehre erkannt hatte; überhaupt scheint der Verf. die Hymnen minder günstig zu beurtheilen, indem er geradezu ihren poetischen Werth für gering erklärt, insbesondere es tadelt, wie »die ersten und zugleich älteren derselben vollgepfropft sind von theosophischen Spitzfindigkeiten, die oft genug in ganz prosaischer Dürre uns entgegentreten, und wohl ein phantastisches Ringen nach anschaulicher Erfassung des Unbegreiflichen bekunden, aber durch den eben deshalb ihnen anhaftenden Stempel des unfertigen und formelhaften den Leser zu einem Genuss der poetischen Einkleidung nicht kommen lassen. Ermüdend wie die phantastische Weitschweifigkeit des Inhalts ist aber auch die ganz monotone Form des gewählten Metrums, Anacreonteen und kurze Anapästische Verschen ohne alle strophische Gliederung« u. s. w. Man wird diese und andere Mängel der Form wie des Inhaltes nicht in Abrede stellen wollen, aber auf der andern Seite doch die erhebende und würdige Sprache des Dichters, die Fülle seiner Gedanken und die glänzende Phantasie anzuerkennen haben, welche diesen Poesien des fünften Jahrhunderts immerhin eine ausgezeichnete Stelle unter den dichterischen Productionen der ersten fünf christlichen Jahrhunderte anweisen und zugleich den letzten Anflug altbellenischer, heiliger Poesie enthalten. Synesius zeigt sich auch darin als ein äusserst begabter Geist, der auf verschiedenen Gebieten tüchtig und thätig, dadurch das Ansehen, das ihm seine Geburt und seine äusseren Verhältnisse unter seinen Mitbürgern verliehen, zu erhöhen und die Aufmerksamkeit der Letzteren auf seine Person in der Erhebung zur bischöflichen Würde

Digitized by Google

zu lenken wusste. Der Verf. hat selbst S. 220 nachgewiesen, »dass die Gemeinde von Ptolemais in der That keine geeignetere Persönlichkeit zur Besetzung ihres bischöflichen Stuhls ins Auge fassen konnte, als eben den Synesius, unstreitig den intelligentesten und angesehensten Mann, den die Pentapolis damals hatte, dabei einen Mann von völlig untadelhaftem Lebenswandel«. Mit dem achten Kapitel S. 209 ff. wendet sich der Verf. wieder der geschichtlichen Darstellung zu, indem er das Auftreten des Synesius als Bischof, nachdem er um die Fastenzeit des Jahres 410 sein Amt angetreten, schildert. »Denn sein Leben als Bischof war ein Leben voller Kummer und Schmerzen, eine lange Kette von Widerwärtigkeiten aller Art, eine wahre Schule der Leiden« (S. 225). Indess war die Zeit seiner Amtsführung nur eine kurze, wenn er anders das Jahr 412 nicht überlebte: denn um diese Zeit wird wohl sein Tod zu verlegen sein, da in den noch verhandenen Briefen keine Spur von Ereignissen sich findet, welche über das Jahr 413 hinausweist (S. 251). Der Verf. hat seine Darstellung mit einer sehr anziehenden Charakteristik des Mannes beschlossen, in dem auch er einen der edelsten und hervorragendsten Charaktere jener Zeit erkennt; wir verweisen auf diese schöne Schilderung S. 252 ff. insbesondere.

Die Heraklitischen Briefe. Ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Literatur. Von Jacob Bernays. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 157 S. in gr. 8.

In dieser Schrift, die uns in der ganzen Art und Weise der Behandlung an die ähnliche Bearbeitung von Theophrast's Schrift über die Frömmigkeit erinnert (s. diese Jahrbb. 1866. S. 145 ff.), erhalten wir eine Bearbeitung der neun unter dem Namen des Heraklitus auf uns gekommenen Briefe, welche nicht blos, wie der Titel besagt, als »ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Literatur« der Griechen, gelten kann, sondern auch als ein gleich werthvoller Beitrag erscheint zur Erörterung und Aufklärung über die in neuester Zeit wieder mehr zur Sprache gekommene epistolographische Literatur der Griechen, wie sie in den späteren Zeiten Griechenlands aufkam und eine kaum geahnte Bedeutung und Verbreitung als ein eigener Zweig der Literatur selbst gewann. Denn auch in dieser Beziehung bringt die Schrift manche Belehrung über diese Art von Literatur, insonderheit aber sucht sie auch den aus diesen Briefen hervorgehenden Gewinn zur besseren Erkenntniss herakliteischer Lehre zu ermitteln und damit über manche Einzelheiten dieser Lehre ein neues Licht zu gewinnen, das bei dem Untergang des Werkes selbst, in dem Heraklitus seine Lehre dargelegt hatte, um so erwünschter sein muss, frei-

Digitized by Google

lich aber auch ein tieferes Eingehen in die Systeme der alt-hellenischen Philosophie erfordert und eine genauere Bekanntschaft mit ihrem Gang und ihrer Entwicklung bis in die christlichen Jahrhunderte herab, wie diess in dieser Schrift aller Orten hervortritt.

Der Verf. gibt den griechischen Text dieser neun Briefe nach dem Abdruck von Westermann, welcher zuerst unter Benutzung von zwei Handschriften (einer Heidelberger und einer Pariser) diesen Text kritisch festgestellt und dabei von nicht wenigen Fehlern des aldinischen Abdruckes gereinigt hatte; indessen hat der Verfasser darum nicht auf eine selbständige Behandlung des Textes verzichtet, in welchem mehrfach eine bessere Lesart aufgenommen, oder auch in Vorschlag gebracht wird, worüber die am Schlusse befindlichen Anmerkungen nachzusehen sind, während unter dem Text blos die Abweichungen von dem Westermann'schen Texte sich bemerkt finden. Beigefügt dem griechischen Texte ist eine deutsche Uebersetzung, die vielleicht schon aus dem Grunde nicht unnöthig war, als manche Stellen dieser Briefe von den Bearbeitern der heraklitischen Lehre in neuester Zeit, wir erinnern nur an Lassalle, nicht immer ganz richtig aufgefasst und verstanden worden sind, worüber manche Belege hier gegeben werden. An Text und Uebersetzung schliessen sich die Erörterungen über den Inhalt und Charakter der einzelnen Briefe, während die Anmerkungen von S. 115 an bis 156 über einzelne Punkte, die eben so wohl den Inhalt als die Kritik des Textes betreffen, sich verbreiten. Was den Inhalt der Briefe betrifft, so galt es dem Verf. insbesondere, aus demselben Einzelnes zur Bestätigung oder Vervollständigung dessen zu gewinnen, was aus den gesammelten Bruchstücken jetzt noch über die Lehre des tiefsinnigen Philosophen zu wissen steht, wozu aber eben so sehr wieder nothwendig war, das Verhältniss, in welchem diese Briefe zu der ächten in Heraklit's Werke selbst niedergelegten Lehre stehen, richtig zu bestimmen, mithin auch über die Zeit der Abfassung dieser Briefe und über ihre Verfasser einigermassen ins Reine zu kommen, um so mehr, als, wie hier nachgewiesen wird, das Vorhandensein des ächten Werkes des Heraklitus sich nach einzelnen Spuren bis in die Anfänge des dritten christlichen Jahrhunderts hinein verfolgen lässt, wo es eben so sehr in christlichen gelehrten Kreisen noch seine Leser fand, wie in den heidnischen, was bei dem Zusammenhang der stoischen Physik mit der Lehre des Heraklitus nicht befremden kann: es mag daher auch für richtig gelten, den Untergang des heraklitischen Werkes gleichzeitig zu setzen mit dem Erlöschen der stoischen Philosophie, also geraume Zeit nach den Antoninen, wie wir hier S. 4 lesen. Die Entstehung dieser Briefe, so wenig sie sich auch genauer angeben lässt, aus Mangel an allen Angaben, welche auf irgend ein bestimmtes Datum führen können, fällt aber immerhin in eine Zeit, wo dieses Werk noch vorhanden war, bei drei derselben (1. 2. 4) lässt sich sogar mit Bestimmtheit das erste

Digitized by Google

Jahrhundert nach Chr. als die Gränze festsetzen, über welche sie nicht herabgedrückt werden können, auch bei den übrigen wird im Allgemeinen nach Inhalt und Fassung auch kaum eine andere Periode anzunehmen sein, zumal wenn wir noch etwas weiter in die Anfänge des zweiten christlichen Jahrhunderts hinabsteigen, während die Annahme einer späteren Abfassung schon aus sprachlichen Gründen unzulässig erscheint. Innerhalb dieser Zeit, der beiden ersten christlichen Jahrhunderte, dürfte also die Entstehung dieser Briefe zu setzen sein, die, wie hier gleichfalls nachgewiesen wird, nicht von Einem Verfasser ausgegangen sein können, und wenn wir auch für den Verfasser der beiden Briefe an Darius nur Einen Verfasser annehmen, so sind wir eben so genöthigt, bei den andern an andere Verfasser zu denken und demnach eine Mehrheit von Verfassern anzunehmen, die in diesen Zeiten der Herrschaft der stoischen Schule, die ihre Physik auf Heraklit zurückführte, zur Abfassung herakliteischer Briefe veranlasst wurden, von denen uns wahrscheinlich nur ein kleiner Rest in den vorhandenen neun Briefen erhalten worden ist (Vgl. S. 112). So erscheinen dieselben allerdings als Producte verschiedener Zeiten, aber auch verschiedener Richtungen, welche sich darin abspiegeln, der stoischen, die sich in der Anwendung herakliteischer Wendungen und Gedanken gefällt, wie selbst christlich-jüdischer Kreise, welche herakliteische Lehren im Kampfe wider heidnische Missstände und Anschauungen benutzen; auch einzelne persönliche Notizen für Heraklit sind aus diesen Briefen zu gewinnen, vorzüglich aber sind es herakliteische Lehren und Ansichten, welche in diesen Briefen hier und dort uns entgegentreten: auf ihre Ermittelung und Erklärung ist daher das Hauptaugenmerk des Verfasser gerichtet, seine ganze Schrift daher auch als ein wesentlicher Beitrag zur näheren Kunde der auch jetzt noch in Manchem dunklen Lehre Heraklit's anzusehen, so wie des Verhältnisses, in welchem diese Lehre zu der späteren Entwicklung der hellenischen Philosophie, zunächst der stoischen, tritt.

Wenn die zwei ersten, auch durch Diogenes von Laerte erhaltenen Briefe des Darius an Heraklitus und dessen Antwort, welchen, nach der Annahme des Verfassers, ein späterer und ungeübter Rhetor noch ein *drittes* Schreiben des Darius an die Epheser beigefügt hat, in ihrem Inhalt dürftig erscheinen und keine weitere Beziehungen auf herakliteische Lehren enthalten, obwohl sie immerhin nicht später als das erste christliche Jahrhundert fallen, so zeigt der *vierte* Brief an Hermodorus schon einen ganz andern Geist und Ton, da er die Auffassung der Gottheit in einer Weise bespricht, welche selbst biblische Anklänge erkennen lässt, und den stoischen Pantheismus gegen die grob sinnliche Auffassung des Heidenthums zu verherrlichen, »die hellenische Mythologie in stoischer Manier zu vergeistigen« sucht. Eben darum aber wird in dem Verf. des Briefes, der in das erste christliche Jahrhundert

Digitized by Google

zu setzen ist, kein Jude oder Christ zu erkennen sein, wenn auch Zusätze von der Hand eines bibelgläubigen Lesers darin vorkommen sollten; übrigens bietet der Brief, zumal in seiner Bekämpfung heidnischer Culte, so Manches von Belang, namentlich auch in Bezug auf einzelne Lehren des Heraklit, dass man gerne der umfassenden Erörterung des Verfassers folgt, in welcher diess Alles näher beleuchtet wird; s. S. 29 ff. Eine gleiche Bedeutung in Bezug auf die Erkenntniss herakliteischer Lehre, zunächst der Naturlehre, sprechen der fünfte und sechste an Amphidamas gerichtete Brief an, beide Briefe sind daher auch wohl als das Werk eines und desselben Verfassers zu betrachten; sie enthalten Manches ächt Herakliteische, was in den Eröterungen, welche dem Text dieser Briefe folgen, näher hervorgehoben und erklärt wird. Der siebente Brief an Hermodorus ist gerichtet gegen die Auswüchse des antiken heidnischen Sittenverderbnisses, an welche der »Massstab biblischer Sittenstrenge gelegt ist«, daher auch der Unfug des Kybeledienstes gerügt wird: überhaupt empfiehlt sich der Inhalt des Briefes, der auch noch Manches Andere enthält, was hier näher besprochen wird, durch sittlichen Ernst, und möchte daher der Verfasser desselben kaum verschieden sein von dem Verfasser des einen ähnlichen Geist athmenden vierten Briefes. Verschiedener Art ist der achte und neunte Brief, obwohl beide an denselben Hermodorus gerichtet sind und mit dessen gesetzgeberischer Thätigkeit gewissermassen in Verbindung stehen, aber schwerlich von Einem und demselben Verfasser herrühren, zumal der letztere nach Inhalt und Fassung dem achten vorangeht.

Die auf Text, Uebersetzung und Commentar noch folgenden Anmerkungen verbreiten sich, wie schon oben bemerkt, über Einzelnes, was in dem Commentar selbst nicht in der Ausdehnung behandelt werden konnte, und bringen Ausführungen eben so wohl sachlicher als kritischer Art: wie denn insbesondere zu sämmtlichen Briefen eine Reihe von sprachlich-kritischen Bemerkungen hier niedergelegt ist, die allerdings in Vielem dem überlieferten Texte eine andere und bessere Gestalt verleihen, manche gute sprachliche Erörterung bieten und damit das richtige Verständniss dieser Briefe fördern. Andere Erörterungen beziehen sich auf die Lehre des Heraklit und deren Auffassung in alter und neuer Zeit, auf seine Ansichten über die Mysterien und den Dionysuscult, auf Sprichwörter, von Heraklit angewendet u. dgl. m. Auch von diesem Theil der Schrift wird man nicht ohne mannichfache Belehrung scheiden, und durch die geschmackvolle Weise der Behandlung sich nicht wenig angezogen fühlen.

Digitized by Google

Platonische Studien von Josef Steger, Professor am k. k. Gymnasium zu Salsburg I. Insbruck. Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1869. 79 S. in gr. 8.

In dieser Schrift, welche aus gründlichem Studium der Werke Plato's hervorgegangen ist, wird eine Darstellung der platonischen Dialektik versucht, gegenüber der Sophistik, und da diese Darstellung unmittelbar den betreffenden Stellen Plato's entnommen ist, welche in den Noten sorgfältig, grossentheils nach ihrem Wortlaut angeführt werden, so ist damit auch der sichere Nachweis zu den Ergebnissen geliefert, zu welchen der Verfasser auf diesem Wege gelangt ist. Um den Gegensatz, in welchen Plato sich zur Sophistik seiner Zeit gestellt hatte, erkennen zu lassen, musste allerdings diese Sophistik selbst zuerst dargestellt werden, und geschieht diess in dem ersten Abschnitt, welcher zuerst die Erkenntnisstheorie und damit das Wesen der Sophistik, dann die Eristik und zuletzt die sophistische Rhetorik behandelt. Der Verf. geht aus von dem Satze des Protagoras, wornach der Mensch das Maass aller Dinge ist, und sucht den darin liegenden Sinn, so wie die daraus sich ergebenden Consequenzen zu entwickeln, welche zum Läugnen einer jeden objectiv gültigen Wahrheit, und damit zum Verzicht auf ein Wissen führen, so dass nur eine Scheinwahrheit und ein Scheinwissen übrig bleibt und alles Streben nach Erkenntniss wegfällt, oder in seichte Eristik ausartet. »So erscheinen (nach Plato) als allgemeine charakteristische Merkmale des Sophisten Gewinnsucht, eristische Rechthaberei, Scheinwissen und Täuschung unter dem Vorwand Tugend und Kenntnisse zu lehren« (S. 8). Der Verf. zeigt weiter, wie der Sophistik mit der wissenschaftlichen Grundlage auch jede sittliche abgeht, und wie sie, weil sie keine allgemein gültige Wahrheit anerkennt, folgerichtig auch ein allgemein gültiges Sittengesetz nicht anzuerkennen oder aufzustellen vermag; denn hat der Einzelne in seiner Vorstellung das für ihn allein gültige Erkenntnissgesetz, so hat er auch in seiner Willkür das für ihn allein gültige Sittengesetz, das für ihn einzig massgebende Naturrecht u. s. w. (S. 14). Die daraus hervorgehende Eristik mit den Mitteln, welche sie anwendet, wird eben so gut gezeichnet, wie die sophistische Rhetorik, welche im Gegensatz zur wahren Rhetorik, nicht Belehrung, sondern Ueberredung sich zur Aufgabe gestellt hat, und zwar dadurch, dass sie den Schein des Wahren und Rechten bewirkt, welche daher blos als eine durch Uebung gewonnene Fertigkeit erscheint, die nur Gunst und Lust zum Ziele hat, und ihrem Wesen nach, im Allgemeinen Nichts ist als Schmeichelei (S. 27). Nach dieser Darlegung der Sophistik erfolgt nun im zweiten Abschnitt des Ganzen die Darlegung der platonischen Dialektik. Diese beginnt mit der Widerlegung des sophistischen Princips der Erkenntniss, und mit dem Nachweis, dass ein Wissen nur da möglich ist, wo es ein Sein gibt, und die

Digitized by Google

Wahrheit nichts anderes ist, als das Erfassen des Seienden; als das wahrhaft Seiende erscheint dem Plato aber nur die Idee, der allgemeine Begriff; die sinnlichen Einzeldinge in ihrem beständigen Entstehen und Vergehen, in ihrem steten Wechsel und ihrer unablässigen Veränderung haben keinen Anspruch auf ein Sein; die allgemeinen Begriffe aber sind über allen Wechsel und alle Veränderung erhaben, sie sind das Gleichbleibende und Beharrliche in diesem Wechsel der Einzeldinge, die nur durch Theilnahme an ihrem allgemeinen Begriffe das sind, was sie sind (S. 39). Die allgemeinen Begriffe sind daher allein das Object des Wissens; und dieses Wissen, das allein Wahrheit enthält, ist Gegenstand der Dialektik, die sich mit dem wahrhaft Seienden, mit den Begriffen beschäftigt und allein zur richtigen und sichern Erkenntniss führt. Es wird noch daran die weitere Erörterung geknüpft, wie die angemessenste Form der Behandlung der Dialektik in dem besteht, was Plato mit dem Ausdruck *διαλέγεσθαι* bezeichnet, das Zwiegespräch oder die Kunst des Fragens und Antwortens, die gegenseitige Gedankenentwicklung, das gemeinsame Suchen nach dem Wahren, jene Maieutik und die damit verbundene philosophische Elenktik, welche von der (oben geschilderten) sophistischen Eristik so gänzlich verschieden ist. Die zu einem solchen wissenschaftlichen Gespräch nöthigen Erfordernisse, theils sittlicher, theils methodologischer Art, sind gut hervorgehoben, und wird weiter gezeigt, wie eine unter Beachtung dieser Erfordernisse geführte Unterredung zur Selbsterkenntniss, wie zur sittlichen Veredlung führt, und für uns ein Wegweiser für das ganze Leben wird, um uns hier und jenseits glücklich zu machen. Damit verbinden sich noch einige Schlussbemerkungen über die wahre Rhetorik, die sich die Selbstbesserung und sittliche Veredelung der Mitbürger zum Gegenstande macht, die daher auf alle Lebensverhältnisse sich erstreckt, und als erstes Erforderniss die Erkenntniss der Wahrheit erheischt.

Wir haben versucht, die Hauptpunkte der Untersuchung und den Gang der Entwickelung hier darzulegen, ohne auf alle Einzelheiten einzugehen, die wir der eingehenden Lectüre dieser Schrift überlassen müssen, welche durch die klare und gut fassliche Behandlung des Gegenstandes den Freunden platonischer Philosophie willkommen sein wird.

Digitized by Google

Sex. Aurelii Propertii Cynthia cum libro quarto elegiarum, qui Propertii nomine fertur. Editio novum in ordinem digesta recensente Dominico Carutti (Mit dem Motto: Vestigia .... ausus deserere. Hor. Art. Poet.) Hagae Comitum apud Martinum Nijhoff. MDCCCLXIX. LIX und 242 S. in 8.

Bei der sorgfältigeren Behandlung, welche den lateinischen Elegikern in neuerer Zeit zu Theil geworden ist, wird auch die vorliegende Ausgabe des Propertius, über die wir hier einen kurzen Bericht zu erstatten gedenken, eine Beachtung ansprechen dürfen, auch wenn man nicht in Allem mit der Ausführung, so wie mit dem Inhalt der geführten Untersuchung einverstanden sein sollte, die ursprünglich in italienischer Sprache abgefasst und der Akademie der Wissenschaften zu Turin vorgelegt, das Jahr darauf zu Haag ins Lateinische übertragen und dadurch allerdings einem weiteren Kreise der Gelehrten zugänglich gemacht worden ist.

Was den Plan und die Anlage dieser Ausgabe betrifft, so lassen wir lieber darüber den Herausgeber selbst reden, der in dem Vorwort darüber sich also ausgesprochen hat: »hoc mihi constitutum habui et pro viribus effeci, ut Cynthiae carmina, quae Sex. Aurelius tribus omnino libris complexus erat, in temporum ordinem redigerem, quibus ab auctore exarata atque vulgata fuere; deinde elegiarum discerpta et sparsim disjecta conjungerem; permixta vera cum aliis carminibus mireque conglutinata separarem; item verborum contextum haud raro in codicibus impressisque libris manifesto corruptum emendarem; versus abunde interpositos expungerem: denique argumentis confirmarem elegos Quarti Libri, si unum excipias, Propertio non esse tribuendos.« Es wird dieser zuletzt genannte Punkt in der dem Text vorangehenden Dissertatio de vita et carminibus Propertii näher verhandelt §. IV, der übrige Theil dieser Dissertatio beschäftigt sich mit dem, was über das Leben des Dichters zu ermitteln steht, und mit den unter seinem Namen auf uns gekommenen Dichtungen, deren Gegenstand wie Zeit der Abfassung. Das Geburtsjahr des Dichters, das meist um 706—708 u. c. angenommen wird — Etwas ganz Sicheres darüber lässt sich bekanntlich nicht behaupten — will der Verfasser um 714 u. c. ansetzen und glaubt einen Grund dafür in den Worten der letzten Elegie des ersten Buches (nach der gewöhnlichen Anordnung Eleg. 22, nach der des Verfassers Nr. 34), welche Vs. 3—10 auf den in diesem Jahr zu Anfang durch die Uebergabe von Perusia beendeten Kampf, das sogenannte Bellum Perusinum sich beziehen, zu finden, wiewohl in diesen Versen keine bestimmte Angabe der Zeit gegeben ist: mit mehr Grund glaubt er die so viel bestrittene Frage über den Geburtsort des Propertius dahin aus dieser Stelle entscheiden zu können, dass Propertius, jedenfalls ein Umbrer, in einem nicht näher bekannten Orte unfern von Perusia geboren worden sei (p. XVII). Was das Todesjahr betrifft, so führt die Unter-

Digitized by Google

suchung des Verf. zu dem gleichen Resultat, zu dem auch andere Gelehrte gelangt sind, nämlich gegen 739 u. c., indem Propertius nicht wohl das Jahr 738 lange überlebt hat, in welches die (nach der gewöhnlichen Anordnung) letzte der vorhandenen Elegien, das Epicedium Corneliae fällt. In Bezug auf den Namen des Dichters scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein, dass nach Haupts Erörterung der Name Aurelius als spätere Fiction anzusehen und deshalb wegzulassen ist. Was nun die Dichtungen des Propertius betrifft, worüber §. II. S. XXIff. sich verbreitet, so geht der Verf. hier von dem zu Anfang seiner Erörterung aufgestellten Satz aus: »Cynthiam tantum et Corneliam sine ulla dubitatione Propertio tribuere possumus.« Er bezieht sich dabei zunächst auf die beiden Stellen des Ovidius (Rem. Am. 763) und des Martialis (XIV, 189), in welchen die Dichtung des Propertius als Cynthia, und zwar bei Ovidius, als die einzige (sola) bezeichnet wird; und hiernach wohl hat er sogar der ganzen Sammlung dieser Elegien die Aufschrift Cynthia gegeben, die, soweit wir wissen, der handschriftlich überlieferten Autorität entbehrt. Die Liebe des Dichters zur Cynthia beginnt nach der Annahme des Verfassers mit dem achtzehnten Jahre des Dichters, also 732 u. c. und fallen die beiden ersten Bücher der Elegien in die drei ersten Jahre dieser Liebe, so dass Buch I am Ende 733 in das Publikum gekommen, Buch II im Jahre 735: das dritte Buch, vollendet 737 wäre noch in diesem oder im nächst folgenden Jahre veröffentlicht worden (p. XXIV). Die Elegie oder das Epicedium Corneliae, das auf 738 fällt, wäre als die letzte Dichtung des Prvpertius zu betrachten. Ein Bedenken an der Aechtheit, wie es Peerlkamp (s. Boot p. 17 der Ausgabe dieser Elegie) geäussert haben soll, können wir nicht für begründet halten.

Was nun das bisherige vierte Buch dieser Elegiensammlung betrifft, so findet der Verf. mit Andern, in den darin enthaltenen Dichtungen — mit einziger Ausnahme des jedenfalls ächten Epicediums — »quaedam Propertii ingenio minora esse: alia quamvis afflatu et poetico spiritu non destituta, a nativa ejus dicendi venustate discedere.« — »Quartus liber nec rudis nec indigestus apparet, qui e contrario solertem curam studiumque intentum tradit. Inexpolita vel parum feliciter aut improprie dicta imbecilliorem ingenii aciem ostendunt, unde fit, ut poeta plerumque excogitata alte et simpliciter significare perperam conetur. Stilus et elocutio modos Propertianos imitantur, at meri non sunt aliisque numeris versus regitur neque eadem illa est ratio poetica«. Ob diese rein subjective Auffassung genügen kann, die Elegien des vierten Buches (mit der bemerkten Ausnahme) in so entschiedener Weise dem Propertius abzusprechen, wollen wir hier, wo wir einen blossen Bericht abzustatten haben, nicht weiter untersuchen: bestimmtere und speciellere Gründe werden dazu wohl noch erforderlich sein, und selbst die Subscription der Hamburger Handschrift: »Propertii

Digitized by Google

Aurelii Nautae Monobiblos Liber Tertius Explicit« wird um so weniger hier von Gewicht sein, als diese Subscription, wie Haupt nachgewiesen, einer schon späteren Zeit angehört.

Die Frage über den wahren Verfasser der Elegien des vierten Buches wird vom Verf. noch §. V p. XLIV ff. weiter besprochen; sechs dieser Elegien glaubt der Verfasser dem Dichter Sabinus, und zwar dem Gedichte desselben, welches Ovid. Amor. II, 18 als »imperfectum Dierum opus« bezeichnet, beilegen zu können, nemlich die bisherigen Elegien 1 (De urbe Roma), 2 (De Vertumno), 9 (De Herculis morte), 10 (De Jove Feretrio), 4 (Tarpeja), 6 (De pugna Actiaca) und ausserdem noch die unter der Aufschrift Astrologus von der ersten Elegie losgerissenen und als besonderes Gedicht angenommenen Verse 77 ff., so wie die bisherige dritte Elegie: beide als Theile der anderen von Ovidius dem Sabinus beigelegten Dichtung: Troezon. Die übrigen Elegien des vierten Buchs, die 5te, die 8te (die hier in zwei Elegien getheilt wird, die eine De Dracone Lanuvii Vers 3—26, die andere Cinthiae rixa Vers 1—2. 27—88) und die 7te (Umbra Cynthiae) werden ungewiss gelassen, jedenfalls aber nicht als Producte des Propertius betrachtet, übrigens immerhin für Dichtungen des Augusteischen Zeitalters erklärt, und wird daher auch in einem weiteren Excurs p. XLIX ff. die von einem andern Gelehrten (Heimreich: Novae Quaestiones Propertianae Lips. 1867) aufgestellte Vermuthung, wornach Passienus Paullus für den Verfasser der Elegien des vierten Buches anzusehen sei, bestritten. Wie unsicher hier Alles wird, wenn man einmal den sicheren Boden der handschriftlichen Ueberlieferung verlassen hat, bedarf kaum weiterer Ausführung: nur das Eine kann als sicher und unbestritten angenommen werden, dass diese Gedichte, namentlich die historischen, deren Vorzüge man, ohne ungerecht zu sein, nicht wird verkennen dürfen, jedenfalls in das Zeitalter des Augustus gehören, und keinen untergeordneten und gewöhnlichen Dichter erkennen lassen, mag es nun Propertius oder irgend ein anderer Zeitgenosse desselben gewesen sein; bei einer solchen Sachlage wird es aber noch immer am gerathensten sein, die handschriftliche Ueberlieferung, ohne einen sichern und festen Grund, nicht zu verlassen: freilich geht diese nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, in welches die älteste noch vorhandene Handschrift, die Neapolitaner, jetzt Wolfenbüttler, fällt, so wie die in Petrarca's Händen (1374—1375) befindliche Handschrift; es wird sich dann nur fragen, ob die angeblichen Verschiedenheiten, die man in der Fassung der Elegien des vierten Buchs von denen der drei übrigen Bücher finden will, wirklich der Art sind, dass sie die Unmöglichkeit der Annahme Eines und desselben Verfassers begründen, und dadurch zu der Annahme eines andern Verfassers nöthigen. Nach unserem Ermessen ist diess keineswegs der Fall, und daher wird man auch bei der Ueberlieferung stehen zu bleiben haben, so lange bis der Nachweis des Gegentheils klar und bestimmt erbracht ist,

Digitized by Google

wenn man anders nicht einer blinden Willkühr folgen will, wie sie allerdings auch von anderen Gelehrten hier schon in Anwendung gebracht worden ist. Dann aber hat alle Ratio, und auch alle wahre Kritik ein Ende.

Es mag daraus auch ersichtlich sein, was man von der übrigen Zusammensetzung der angenommenen drei Bücher eines Gedichtes Cynthia in dieser Ausgabe zu halten hat. In einer von der handschriftlichen Ueberlieferung, und selbst von der Anordnung, welcher Burmann und Lachmann noch folgten, gänzlich abweichenden, blos nach der subjectiven Ansicht des Herausgebers bestimmten Reihenfolge erscheint die hier gelieferte Zusammenstellung nach drei Büchern, von welchen das erste Buch vier und dreissig Elegien enthält, und zwar in folgender Ordnung, wobei die frühere Stellung in Klammern beigefügt ist:

I. (I, 1) II. III (III, 20) IV (II, 15) V (I, 2 und II, 18) VI (I, 3) VII (I, 8) VIII (I, 8 von Vers 27 ff. an) IX (I, 4) X (II, 24 von Vers 17 ff. an) XI (II, 25) XII, XIII u. XIV (II, 28, in drei Gedichte zerlegt) XV (I, 14) XVI (I, 11) XVII (I, 12) XVIII (III, 18) XIX (II, 21) XX (I, 19) XXI (I, 15) XXII (II, 20) XXIII (I, 18) XXIV (II, 17) XXV (II, 5) XXVI (II, 9) XXVII (I, 16) XXVIII (II, 16) XXIX (II, 8 von Vers 17 an) XXX (II, 7) XXXI (III, 21) XXXII (I, 17) XXXIII (II, 21) XXXIV (I, 22).

Es mag diess als eine Probe dienen, indem die beiden andern Bücher in ähnlicher Weise zusammengesetzt werden, und bedarf es wohl kaum einer weiteren Ausführung, um das in dieser Ausgabe eingehaltene Verfahren näher zu kennzeichnen, wie es auch noch weiter in der Bildung und Zusammensetzung einzelner Elegien, wie in der Trennung anderer sich kund gibt. Noch ist zu bemerken, dass auf den Text jeder einzelnen Elegie unmittelbar die dazu gehörigen, meist kritischen, einigemal auch exegetischen Noten folgen, welche auf einzelne Varianten in der Lesart sich beziehen, wobei übrigens neue kritische Hülfsmittel, die überhaupt kaum noch aufgefunden werden dürften, nicht benutzt sind: ob die gegenwärtig noch vorhandene handschriftliche Ueberlieferung in der Weise entstanden ist, wie der Verfasser sich diess nach S. XXX ff. vorstellt, mag füglich ihm selbst überlassen bleiben. Ein näheres Eingehen in die hier geübte Kritik des Textes liegt uns fern: wir glauben hinlänglich den Charakter dieser neuen Ausgabe des Propertius gezeichnet zu haben, um es den Freunden des römischen Dichters zu überlassen, eine nähere, und ins Einzelne gehende Prüfung vorzunehmen, zu der allerdings die hier geübte Kritik in nicht geringem Grade auffordert.

Digitized by Google

M. Fabi Quintiliani Institutionis oratoriae libri duodecim. Recensuit Carolus Halm. Pars prior. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. IX und 338 S. in gr. 8.

Die Texteskritik des Quintilianus ist in der letzten Zeit Gegenstand mehrfacher Untersuchungen geworden, welche darauf ausgingen, die älteste Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung zu ermitteln, und damit eine sichere Grundlage zur Herstellung des Textes selbst zu gewinnen. Der Herausgeber der oben angezeigten Ausgabe hat diesem Gegenstand die eingehendsten Forschungen gewidmet, und es ist ihm auch gelungen, die erweislich ältesten Quellen zu entdecken, über deren Werth und Bedeutung für die Gestaltung des Textes kein weiterer Zweifel obwalten kann: denn ein solches Ergebniss haben die früher in dem Rheinischen Museum (Bd. XXII) wie zuletzt noch in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom Jahr 1866 geführten Untersuchungen allerdings erzielt. So ausgerüstet und vorbereitet ist der Verf. an die Herausgabe des Textes selbst geschritten, der hiernach einen gewissen Abschluss erkennen lässt, über den eine besonnene Kritik nicht hinausgehen kann, der aber auch zugleich für solche Stellen, welche in der ältesten Ueberlieferung schadhaft oder mangelhaft auf uns gekommen sind, eine sichere Grundlage bietet, von welcher jeder Versuch einer Verbesserung auszugehen hat. Es ist damit gewiss ein grosses und wichtiges Resultat erlangt bei einem Schriftsteller von der Bedeutung, welche Quintilian unleugbar anzusprechen hat; die Unsicherheit des Textes ist so weit als nur möglich gehoben, die Masse von Lesarten jüngerer Handschriften, die am Ende doch alle mehr oder minder auf die hier benutzten älteren Quellen zurückführen, überflüssig geworden, aber durch die Beigabe des kritischen Apparats, wie ihn die älteren und massgebenden Quellen bieten, jeder Versuch einer Textesverbesserung auf eine sichere Grundlage gewiesen. In diesem Sinne bringt die vorstehende Ausgabe, wie wir eben bemerkt, allerdings einen Abschluss in die Texteskritik, wie derselbe nur bei wenigen Schriftstellern bis jetzt erreicht worden ist, und sollte uns diess wohl auffordern, auch bei andern Autoren, bei welchen wir noch nicht so weit gelangt sind, das Gleiche zu versuchen und durchzuführen: es sollte vielmehr auf ein solches Ziel das Bestreben eines jeden Herausgebers gerichtet sein, so mühevoll auch dasselbe zu erreichen steht, und so manchen Schwierigkeiten dasselbe auch unterworfen ist.

Fragen wir nun näher nach jenen alten Quellen, in welchen der Herausgeber die älteste und verhältnissmässig treueste Ueberlieferung des Textes erkannt hat, so erscheint an erster Stelle ein (zu Mailand jetzt befindlicher Codex) Ambrosianus aus dem eilften Jahrhundert, in welchem jedoch die drei letzten Bücher bis auf ein kleines Stück fehlen (genauer: die Stelle von IX, 4, 185 bis

Digitized by Google

XII, 11, 22); wiewohl Spalding und nach ihm Zumpt von den Lesarten dieser Handschrift Gebrauch gemacht hatten, so stellte sich doch eine genauere nochmalige Vergleichung bald als nothwendig heraus, welcher sich gelehrte Freunde des Herausgebers (Studemund, Kiessling und Rühl) in einer Weise unterzogen, welche den Herausgeber in den vollständigen Besitz aller Abweichungen im Text setzte und dadurch eine genaue Prüfung und Würdigung der Handschrift selbst möglich machte. Etwas älter noch und dem zehnten Jahrhundert angehörig ist die leider defecte (es fehlt fast ein Drittel des Ganzen) Berner Handschrift, aus welcher, wie kaum zu bezweifeln, eine Anzahl von Handschriften stammt, welche dieselben, leider nicht unbedeutenden Lücken zu Anfang, dann vom Ende des fünften bis zum achten Buch u. s. w. enthalten, namentlich auch eine andere zu Mailand befindliche, in dasselbe Jahrhundert fallende Handschrift (Ambrosianus II.). Dann folgt die durch die vier Abhandlungen Enderlin's näher bekannt gewordene Bamberger Handschrift, welche zwar aus der Berner abgeschrieben ist, aber die Lücken derselben nach einer andern, uns unbekannten Handschrift ausgefüllt hat, aus welcher sogar die abweichenden Lesarten für die übrigen aus der Berner Handschrift genommenen Theile beigefügt sind; wenn nun auch diese Handschrift in den Theilen, welche im Ambrosianus I enthalten sind, diesen nachsteht, so ist sie doch für die darin und theilweise auch in der Berner Handschrift fehlenden drei letzten Bücher jetzt unsere Hauptquelle. Einzelnes zur Berichtigung des Textes ergab sich aus der Benutzung der von A. Mai erstmals und dann vom Herausgeber selbst in den Rhett. Latt. edirten Rhetorik des Julius Victor, in welcher so viele Stellen aus Quintilian wörtlich angeführt sind, dann in den von Eckstein (Anecdd. Pariss. p. 20 ff.) veröffentlichten Excerpten des 8. und 9. Buches der Institutio oratoria aus der Pariser Handschrift nr. 7530.

Diess sind im Wesentlichen die urkundlichen Quellen, auf welche der Text der hier vorliegenden Ausgabe begründet ist, die demnach massgebend sein muss für die Gestalt des Textes, so wie für jeden weiteren Versuch, offenbar verdorbene Stellen zu verbessern; eben so wird sie aber auch massgebend sein für die zu dem Gebrauch der Schule zu veranstaltenden Abdrücke. Unter dem Text findet sich die Zusammenstellung der Abweichungen der genannten Handschriften mit einzelnen, von einzelnen Gelehrten gemachten Verbesserungsvorschlägen. Die ungemeine Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher diese Zusammenstellung des kritischen Apparates gemacht ist, kann wohl als mustergültig bei ähnlichen Versuchen gelten, während das in der Gestaltung des Textes selbst eingehaltene Verfahren den Charakter der Umsicht und Besonnenheit nirgends verleugnet. In die Kritik einzelner Stellen einzugehen, kann nicht in der Absicht dieses Berichtes liegen, der sich auf eine getreue Darlegung des in dieser Ausgabe Geleisteten zu

Digitized by Google

beschränken hat; wer in einer derartigen Kritik sich versuchen will, wird sich bald von dem überzeugt finden, was wir hier nur im Allgemeinen zu bemerken im Stande sind. — Dass auch die äussere Ausstattung des Ganzen, in Druck und Papier, wie die Correctheit des Druckes, eine vorzügliche zu nennen ist, bedarf im Hinblick auf die Verlagsbuchhandlung, aus welcher diese Ausgabe hervorgegangen ist, kaum noch einer besonderen Erwähnung. Der andere Theil des Ganzen, von welchem die ersten sechs Bücher hier vorliegen, wird hoffentlich bald erscheinen und das Werk vollenden.

Bourkard Zink et sa chronique d'Augsbourg. Notice par Eduard Fick, docteur en droit et en philosophie. Genève. Imprimerie J. G. Fick. MDCCCLXVIII. 108 S. 8.

In dem zweiten Bande der auf Veranlassung und mit Unterstützung des verstorbenen Königs Maximilian II. von Bayern herausgekommenen Chroniken schwäbischer Städte ist unlängst zum erstenmal die Augsburg zunächst betreffende Chronik des Burkard Zink und dessen Selbstbiographie (beides früher nur theilweise und minder genau aus Oefele Rerum Boicarum Scriptores bekannt), vollständig herausgegeben worden, in einer der Bedeutung dieser Chronik, welche die Jahre 1368—1468 also ein volles Jahrhundert befasst, entsprechenden Weise. Wenn diese Chronik schon in der früheren, unvollständigen Veröffentlichung sich manche Freunde gewonnen, dem Verfasser derselben aber sogar zur Aufstellung eines Standbildes in seiner Geburtsstadt Memmingen verholfen hatte, so wird diess jetzt, wo das Ganze in seiner ursprünglichen Form vorliegt, noch mehr der Fall sein, und das Werk, das wir hier anzeigen, wird gewiss noch mehr dazu beitragen. Der Verfasser vorstehender Schrift, angezogen von dem Inhalt dieser Chronik, die ein getreues Bild deutschen Städtelebens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vor uns entrollt, wie von der naiven und dadurch so anziehenden Darstellung des Chronisten, hat es unternommen, seinen Landsleuten die wesentlichen Momente und den Hauptinhalt der Chronik vorzuführen, insbesondere auch die Selbstbiographie fast wörtlich wiederzugeben, so weit diess nur immer in französischer Sprache zu erreichen möglich war, an Ton und Farbe des Originals sich anlehnend und diese auch in der Form der Sprache möglichst wiederzugeben bemüht. Und allerdings bieten auch die persönlichen Begebnisse des Chronisten, der geboren 1396 zu Memmingen, schon in früher Jugend ein Wanderleben begann, das er auch eigentlich bis an sein Ende fortgesetzt hat, des Interessanten genug, um Gegenstand einer recht anziehenden Lectüre zu werden. Dahin gehören insbesondere, nachdem

Digitized by Google

Zink in Augsburgs 1419 in die Dienste eines reichen Kaufmanns getreten war, dann aber zu verschiedenen öffentlichen Diensten gebraucht wurde, neben denen er ein einträgliches Handelsgeschäft betrieb, die zu Handelszwecken zunächst unternommenen Reisen nach Rom, Venedig, Rhodus bis Creta, zumal als dieselben von manchen Abenteuern begleitet waren; es gehört auch dahin die Darstellung seiner häuslichen Verhältnisse, in denen er nicht immer glücklich war, bis an sein 1474 erfolgtes Lebensende. Dass auch die öffentlichen Verhältnisse Augsburg's nicht minder in der Erzählung berücksichtigt werden, versteht sich ohnehin. Von Allem Dem nun wird uns in dieser Schrift das Wesentlichste in einer sehr anziehenden Weise geboten: der Verfasser hat es wohl verstanden, gerade solche Parthien, die ein allgemeineres Interesse bieten, in seine Darstellung aufzunehmen, die dadurch nicht wenig gewinnt, und, da sie nicht allzusehr ins Breite geht, andererseits aber doch das Wesentlichste bringt, selbst deutschen Lesern empfohlen werden kann, die gewiss gern dabei verweilen werden. Was die äussere Form betrifft, so ist diese in der wohlgelungenen Nachbildung alter Drucke des Reformationszeitalters gehalten, die uns aus einer Reihe von ähnlichen aus derselben Officin hervorgegangenen Schriften bekannt ist; durch die deutlichen Lettern und den klaren Druck wie das schöne Papier wird sich die Schrift einem weiteren Kreise von Lesern nicht minder empfehlen wie durch ihren Inhalt: und möchten wir wohl wünschen, dem Verfasser noch öfters auf ähnlichen Versuchen zu begegnen, die uns ähnliche Darstellungen unserer Vergangenheit in so wohlgelungener Weise vorführen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Mittheilung des Herrn Dr. N. J. C. Müller betreffend »Untersuchungen über die Diffusion der Gase im Pflanzenblatt und die Bedeutung der Spaltöffnungen« am 6. August 1869.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Bei der Betrachtung der Bewegung eines Gastheilchens der Atmosphäre in dem Innern des Pflanzenblattes wird man ausgehen müssen von der Untersuchung der anatomischen Verhältnisse des Blattes. — Die Oberfläche desselben ist an manchen Stellen eine vollständig geschlossene Membranfläche, an anderen dagegen ist sie unterbrochen von eigenthümlichen Intercellularräumen (Spaltöffnungen), welche die Mündungen der im Innern des Blattes belegenen Lufträume darstellen. Es ist bekannt, dass diese luftführenden Intercellularräume des Innern unter sich und durch die Spaltöffnungen mit der Atmosphäre communiciren. Es ist weiter bekannt, dass die Spalten in Folge äusserer Einflüsse bald geöffnet, bald geschlossen sind. Sind sie geschlossen, dann werden Gastheilchen aus der Atmosphäre in einen luftführenden Intercellularraum nur gelangen können, nachdem sie die Membranflächen der Epidermis und deren flüssige Zelliuhalte auf dem Wege der Lösung passirt haben. Sind die Spalten aber offen, dann werden aller Voraussicht nach Gastheilchen in Folge ihrer Wärmebewegung aus der Atmosphäre in den Intercellularraum oder aus diesem in die Atmosphäre gelangen; andere Gastheilchen und zwar solche, welche nicht auf den Spalt stossen, werden wie im ersten Fall auf der Aussenfläche der continuirlichen Epidermis auftreffen und in die Membran eindringen oder zurückfliegen. Betrachten wir das Zellgewebe im Innern des Blattes ehe wir die Aufgaben für den Experimentator aus den anatomischen Verhältnissen herleiten, so finden wir, dass die Oberfläche der im Haushalte der Natur wichtigsten Zellen, der chlorophyllführenden Assimilatoren sich zu der Binnenluft der Intercellularräume gerade so verhält, wie die continuirliche äussere Epidermismembran zu der Atmosphäre, welche das Blatt umspült, dass mithin das Diffusions- oder Absorptionsareal der Assimilatoren gleich der Oberfläche der luftführenden Intercellularräume ist.

Digitized by Google

Die Fragen, welche sich aus der angestellten Betrachtung herleiten, sind folgende:

1) Wie passiren die verschiedenen Gastheilchen die Epidermis da wo keine Spalten sind?

2) Welche Rolle spielen die Spaltöffnungen, oder welche äussere Agentien öffnen und schliessen den Spalt?

3) Wie passiren die Gastheilchen das ganze System von luftführenden Intercellularräumen, wenn entweder der Druck in diesen grösser ist wie in der Atmosphäre oder umgekehrt?

und zwar a) wenn die Spalten offen

und b) wenn dieselben geschlossen sind.

Aus diesen Fragen entspringen ebensoviel Versuchsreihen.

§. I.

Nach der Frage 1) habe ich die Durchgangsgeschwindigkeit von Kohlensäure, Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff zu bestimmen gesucht und die Resultate in einer früheren Veröffentlichung niedergelegt.*) Es ergab die Untersuchung, dass in der nassen Epidermis die Gase so durchgehen, dass man annehmen muss, die Zellenmembranen lösen die Gase. Die Durchgangszeiten gleicher volume bei gleichem Druck (gleicher Temp) sind für CO_2 135.

O 185.

N 197.

H 928.

Die trockene Epidermis hingegen lässt die Gase nach folgenden Zeiten durchgehen

CO_2 79

O 68,3

N 51,6

H 37,6 woraus erhellt, dass dieser Vorgang ein Durchgang durch Diffusion sein muss, oder dass wenigstens ein Theil der die Epidermis berührenden Gastheilchen dieselbe frei passirt, ein anderer in derselben gelöst wird. Aehnliche Resultate erhielt Barthelemy bezüglich des Durchgangs der Gase durch das frische Blatt. Barthelemy**) hat aber die Frage nicht in der exacten Weise gestellt, seine Methode ist eine andere.

Barthelemy wandte nämlich ganze Blätter an und bestimmte in einer Versuchsreihe die Durchgangsgeschwindigkeit der Atmosphäre durch das Blattgewebe verschiedener Pflanzen, indem er eine der Oberflächen des Blattes einem Vacuum anpasste. Diese Versuchsreihe hat für uns gar keinen Werth, weil ihre Ergebnisse nur aussagen können: Die Reibung der Atmosphäre beim Durch-

*) Pringsh. Jahrb. für wissensch. Bot. Bd. VII.

**) Ann. des. scienc. nat. botanique 1868.

Digitized by Google

gang von der Ober- zur Unterseite des Blattes ist für verschiedene Pflanzen verschieden. Diess erhellt schon aus der vergleichenden Anatomie der Blätter verschiedener Pflanzen und dass das Blatt überhaupt für Gase permeabel ist wurde längst und in neuerer Zeit von Unger und zuletzt von Sachs experimentell bedingt. Barthélémy bestimmt nun für mehrere Blätter den Procentsatz der Einzelgase im durchgegangenen Gemisch und findet, dass die Gase mit grösserem Absorptionscoefficienten für Wasser rascher das Blatt passiren. So wenig ich an der Richtigkeit der Resultate B.'s zweifele, so sehr muss ich dieselben als zufällige Erscheinungen ansehen. Hätte Barthélémy Blätter angewandt, welche auf beiden Seiten Spaltöffnungen besitzen, so war zu erwarten, dass die Gase des Gemisches nicht nach den Absorptionsgesetzmässigkeiten durchgehen, wie ich später zu zeigen habe. Die Schlüsse, welche B. aus seiner zweiten Versuchsreihe*) zieht, haben nur Werth für ein Blatt, welches nur auf einer Seite Spalten besitzt, oder für ein solches, bei welchem die Spaltöffnungen, wenn sie auf beiden Seiten vorkommen, zum mindesten auf einer Seite geschlossen sind. Ich habe meinen Versuchen über den Durchgang von nassen Gasen durch die nasse Epidermisfläche in der ersten Veröffentlichung wenig Werth beigelegt, insofern sie zeigen sollten, wie die Gase durch eine homogene einfache Zellhautplatte hindurchgehen. Die Epidermis ist bekanntlich nicht eine solche, sondern eine Fläche von dicht aneinanderschliessenden Zellen. (Mit Ausnahme der Spaltöffnungen, die an der Epidermis, welche ich als Versuchsmaterial benutzte, fehlten.) Wiederholung der Versuche konnte nun zwar nichts Neues in dieser Richtung wohl aber lehren, dass die atmosphärischen Gase durch die geschlossene Epidermis in Folge der Löslichkeit in Wasser hindurchgehen. Die Frage »wie passiren dieselben Gase die einfache nasse Membranplatte« bleibt nach wie vor den bis jetzt veröffentlichten Forschungen eine offene. Barthélémy spricht von dem Durchgang der Gase durch die »Cuticule«, was er darunter verstanden haben will, weiss ich nicht, soviel ist sicher, dass nach seinen Untersuchungen von dem Durchgang durch die »Cuticula« der deutschen Authoren gar nicht gesprochen werden kann. Die Cuticula »Cuticule« ist eine der Membranflächen der Epidermis. Könnte man sie isoliren, um mit ihr Versuche in unserem Sinne anzustellen, so wäre die vorhin als eine offene hingestellte Frage zu lösen. Barthélémy hat nun nicht einmal unterschieden zwischen dem Durchgang der Gase durch die ganze Epidermis und demjenigen Gasstrom, welcher durch das ganze Blatt geht; er hat also nicht das Recht von dem Verhalten der Cuticula Gasen gegenüber zu sprechen.

Für uns ist nun von Wichtigkeit zu wissen, dass der Vorgang des Eindringens von Gastheilchen in das Innere des Pflanzenblattes immer ein Absorptionsvorgang sein muss:

1) wenn das Blatt keine Spaltöffnungen hat;

Digitized by Google

2) wenn die Spalten desselben geschlossen sind.

Damit ist die erste Frage meines Erachtens nach beantwortet.

§. II.

Die Spaltöffnung und die Mechanik des Oeffnens und Schliessens ist die 2. Frage, welche experimentell zu behandeln ist. Als Ausgangspunct der Untersuchung hatte ich eine Abhandlung H. v. Mohls anzusehen*), in welcher die Formänderung des Spaltöffnungsapparates beschrieben und die Ursachen dieser nachgewiesen sind.

Als bewegenden Apparat für die Schliessung und Oeffnung des Spaltes findet v. Mohl die endosmotische Differenz zwischen den Schliesszelleninhalten und den Zellinhalten der Epidermis. Die Mohl'schen Experimente und Resultate lassen sich so aussprechen:

a) Tritt Wasser in die Schliesszellen so öffnet sich der Spalt, die endosmotische Wirkung der Schliesszellinhalte wird kleiner.

b) Verlieren die Schliesszellen Wasser durch Verdunstung, so schliesst oder verengt sich der Spalt.

a) Reichliche Wasserzufuhr zu dem lebenden Blatt und Insolation bringen die Spalten zum Oeffnen resp. zur Erweiterung.

b) Erkältung, Verdunstung bis zum Welken des Blattes oder das Einlegen des Blattes oder der Abschnitte von demselben in wasserentziehende Mittel bewirken Schliessung resp. Verengung des Spaltes.

v. Mohl beobachtete, dass die Insolation die Spalten am lebenden Blatte erweitere. Ob hiebei die Lichtwirkung oder nur die Erwärmung allein im Spiel sei, hat v. M. nicht entschieden. Es ist mir gelungen, die Erweiterung des Spaltes und die Oeffnung des vorher geschlossenen Spaltes zu erweisen als Folge bloser Wärmewirkung, indem ich die Blätter der Mohl'schen und einiger neuer Versuchspflanzen in dunkeln Wasserdunst gesättigten Recipienten unter Zuführung tropfbaren Wassers in den Blattstiel auf 30°—35° C. erwärmte.

Nach einigen Beobachtungen v. Mohl's machen in den oben unter a) b) genannten Versuchen die Spalten der Amaryllideen eine Ausnahme, insofern sie sich beim Einlegen in Wasser von gewöhnlicher Temperatur (20°—25° C.) zuerst öffnen, dann aber schliessen. v. Mohl nahm hier einen Antagonismus an zwischen dem Erweiterungsstreben durch Wasseraufnahme der Schliesszelleninhalte und demjenigen der die Schliesszellen einschliessenden Epidermiszellen. Beim Einlegen in Wasser sollen die ersteren zuerst sich prall mit Wasser füllen und dadurch soll der Spalt geöffnet werden. Die gleichzeitig Wasser einsaugenden Epidermiszellen sollen nun aber später sich derart mit Wasser anfüllen, dass eine Schliessung des Spaltes durch seitlichen Druck auf die Schliesszellen eintrete.

*) Bot. Zeitg. 1856. S. 697.

Digitized by Google

Ich habe nachgewiesen, dass die Schliesszelleninhalte aller Versuchspflanzen endosmotisch stärker wirken als die umliegenden Epidermiszellinhalte. Gerade bei den Pflanzen, von welchen zuletzt die Rede war ist der Unterschied in der Concentration der beiderlei Zellinhalte am grössten.

Ich bediene mich einer Glycerinscale, d. h. einer Reihe von Glycerinlösungen von stufenweise zunehmender Concentration, der 0punkt dieser Scale ist destillirtes Wasser, der höchste Scalenpunkt concentrirtes Glycerin, dazwischen liegen 10 bis 20 Lösungen verschiedener Concentration. Die Anwendung dieser Scale ist leicht verständlich. Die Streifen von Epidermis oder die Abschnitte der Blätter werden unter dem Mieroscop nach und nach vom 0punkt der Scale ausgehend mit den einzelnen Lösungen in Berührung gebracht, bis eine Contraction des Protoplanna oder Schliessung des Spaltes beobachtet wird. Eine und dieselbe Scale diente zu allen hier nöthigen Experimenten; das Resultat dieser ist:

1) Die Schliesszellinhalte saugen unter allen Umständen das Wasser begieriger ein wie die Epidermiszellen.

2) Die Contractionspunkte der Inhalte der beiderlei Zellen liegen bei verschiedenen Pflanzen verschieden weit auseinander.

3) Die Schliesszelleninhalte nehmen bei dem Einlegen in Wasser rasch so viel Wasser auf, dass, nachdem der Spalt sich geöffnet, der Contraktionspunkt des Inhaltes merklich sinkt um mehrere Scalentheile.

4) Ein Antagonismus im v. Mohl'schen Sinne konnte nicht nachgewiesen werden.

5) Die Spalten aller v. Mohl'schen und noch einiger neuer Versuchspflanzen öffnen sich schliesslich im Dunkeln bei reichlicher Wasser- und Wärmezufuhr.

Die Erscheinung des Oeffnens und Schliessen trägt so sehr den Ausdruck einer Reizerscheinung im Sinne der Bewegung der Mimosenblätter oder der Springfrüchte und anderer Pflanzengebilde, dass ich mich veranlasst sah durch ähnliche Reize, wie man sie an der Mimose anbringt, auch an dem Spaltenapparat ähnliche Wirkungen zu erhalten. Bei den bis jetzt gekannten raschen Bewegungserscheinungen in Folge eines äusseren Reizes weiss man, dass die lebendige Kraft der erfolgenden Bewegung aus der Spannkraft zwischen einzelnen Geweben des reizbaren Gebildes hervorgeht — die Spannung verschwindet, Bewegung tritt auf —. Alle reizbaren Pflanzentheile besitzen in dieser Weise einen Arbeitsvorrath, der in Bewegung übergeht, wenn der äussere Anstoss (Reiz) erfolgt.

Nun ist bekannt, dass alle Epidermen nicht allein durch die Gewebe, welche innerhalb liegen, sondern dass auch die 2 Membranplatten derselben in verschiedener Weise gespannt sind. Die Erscheinungen, welche in Folge davon jedem in die Augen springen, der die Epidermis streifenweise abzieht, sind:

Digitized by Google

1) Der abgezogene Streifen ist sofort kürzer als die Wundfläche.

2) Der Streifen krümmt sich, so dass:
   a) die Wundfläche concav wird und dann war diese die stärker gespannte, oder
   b) die freie Aussenfläche die concave wird, wo alsdann für diese derselbe gilt.

Die Spannung (wenn der Streifen im Verband mit dem Blatt steht), kann nun ebenso gut in Bewegung übergeführt werden, wie in den oben angeführten Fällen. Fragt man sich aber, wie man den experimentellen Nachweis hiefür liefert, so stösst man auf beträchtliche Schwierigkeiten. Ich suchte zunächst durch Messungen der Querdurchmesser der in der Flächenansicht sichtbaren Contours die Verlängerung und Verkürzung der einzelnen Membranplatten zu constatiren für den Fall, dass der offene Spalt sich schliesst in Folge der Einwirkung von Glycerinlösung. Es gelang mir durch Anwendung der oben besprochenen Scale nachzuweisen, dass bei dem Schliessen nur die dem Spalt zugekehrten, also senkrecht zur Blattfläche stehenden Wände sich verändern. Dieselben besitzen steilere Böschungen und dann ist der Spalt offen oder flacher, dann ist er geschlossen, oder mit andern Worten das Steilerwerden der den Spaltenverhof einschliessenden Wände öffnet, das Flacherwerden derselben schliesst den Spalt. Mehr kann auf dem Weg der Messung nicht entschieden werden. Der Vorhofspalt der Oberseite bleibt bei der Schliessung unverändert, der Vorhofspalt der Unterseite wird dagegen verengt. Die Hauptverschiebung und Beugung bei der Schliessung erfahren daher die Zellhautplatten der Verbandflächen der Epidermiszellen mit dem Blattinnern. Bei der Zufuhr wasserentziehender Mittel wird, und das ist früher von Hofmeister nachgewiesen, die Spannung in jedem ebenen Membranelemente verändert. Ebenso wird dadurch die Spannung der Epidermis zum Gewebe des Blattinnern verändert. Es ist dadurch nachgewiesen, dass Spannungsänderung, Veränderung der Lage der Wände, welche dem Spalt zugekehrt sind, und Schliessung des Spaltes coexistente Erscheinungen sind. Wir erhalten somit in folgendem für die zwei Hauptexperimente am Blattabschnitte ein übersichtliches Schema für alle Aenderungen:

I. Experiment. Der Blattabschnitt wird in Wasser auf 30° C. erwärmt oder das ganze Blatt im dunstgesättigten Raum in einen Wärmeapparat gebracht. Nach einiger Zeit haben die Spalten das Maximum ihrer Oeffnung, die Schliesszellen das Maximum ihres Wassergehaltes, die Epidermis das Maximum der positiven, die Parenchymzellen im Innern des Blattes das Maximum der negativen Spannung. In der Epidermis für sich hat die Cuticula das Maximum der positiven oder negativen, die

Digitized by Google

Zelluloseschicht der Aussenmembran das Maximum der negativen oder positiven Spannung.*)

II. Experiment. Der Blattabschnitt oder wie vorher das ganze Blatt, werden in dem Zustand, in welchen sie durch das Exp. I gekommen sind, mit einer Glycerinlösung der Scale behandelt; nach einiger Zeit ist der Spalt geschlossen und alle andern Erscheinung sind im Minimum. Da nun Spannung in den Membranen und den Zellschichten abhängig sind: die erstere von der Menge des in der Membran imbibirten Wasser, die letztere von dem hydrostatischen Druck der Zellflüssigkeit auf die Membranen, so folgt hieraus und aus dem Verlauf des Experimentes, dass an dem Vorgang des Oeffnens und Schliessens beide Ursachen die endosmotische Differenz zwischen den Zellinhalten und die Spannung der Membranen Bewegungsursachen bei der Oeffnung resp. Schliessung des Spaltes sind.

Die auffälligsten Reizbewegungen an der Mimose sind die in Folge electrischer Schläge eintretenden. Die Tagstellung des Mimosenblattes tritt bekanntlich ein, wenn der Pflanze reichlich Wasser zugeführt war. Am empfindlichsten ist die Pflanze bei hoher Temperatur, hoher Turgescenz aller Theile.

Die Tagstellung des Spaltes an dem Blatt tritt unter gleichen Umständen ein. — Der Spalt ist dann offen.

Schaltet man Blattabschnitte oder Epidermisstreifen in diesem Zustande unter dem Microscop in den Kreis eines Inductionsstromes, so beobachtet man in Folge weniger Oeffnungs- und Schliessungsschläge eine Verengung und bald eine vollständige Schliessung des Spaltes. Durch zahlreiche Experimente habe ich diess für alle der Untersuchung zugängige Blätter nachgewiesen. In andern Experimenten schaltete ich eine Mimosenpflanze und Epidermisstreifen in dieselbe Schliessung ein. Die Reizstellung der Mimose und das Schliessen des Spaltes trat fast gleichzeitig ein. Weiter untersuchte ich die Reizbarkeit verschiedener Blätter unter dem Einfluss derselben Inductionsschläge (s. ausführliche Mittheilung in Pringsheim's Jahrb. für wissensch. Botanik).

Eine ähnliche Wirkung wie die Erschütterung durch electrische Schläge übt ein rascher Temperaturwechsel so auf den Spalt wie auf die Mimosenpflanze.

Ich brachte Blattabschnitte mit offenen Spalten in einen Eis- und Salz-Kälterecipienten. Das Wasser auf dem Objectträger um den Streifen erstarrte, der Spalt war bei der Besichtigung geschlossen. Thaute das Wasser langsam auf und wurde der Object nach einiger Zeit auf 30° C. erwärmt, so öffnete sich der Spalt wieder.

Die Analogie zwischen den Bewegungserscheinungen der Schliesszellen des Spaltes und denjenigen der Mimosenblätter ist somit

*) Ist die Cuticula positiv, dann ist die mit ihr verbundene Intine negativ, ist die Cuticula negativ, dann ist die mit ihr verbundene Intine positiv gespannt.

Digitized by Google

eine weitgehende. Die Schliessung der Spalten ist somit die allgemeinste im Pflanzenkörper vorkommende Bewegungserscheinung und ohne Zweifel ist bei der ungeheuren Zahl der Spaltöffnungen, dieser Apparat einer der wichtigsten im Haushalte der Pflanzen.

Im gewöhnlichen Leben derselben wird die Verdunstung durch die Erweiterung gesteigert, durch die Schliessung auf ein Minimum beschränkt, da wie ich gezeigt habe unter sonst gleichen Umständen die Pflanze nach ihrem Innern, d. h. den Binnenlufträumen rascher verdunstet als durch ihre freie Aussenfläche (s. Pringsh. Jahrbücher Band VII S. 198). Ausserdem sind die Spalten das einzige Diffusionsareal des Blattes (s. unten).

§. III.

Die Erfahrungen, welche in der Behandlung der 2. Eingangs gestellten Frage, am Microscop gemacht wurden, dienten nun mit der dritten Frage gleichzeitig als Ausgangspunkt zu weiteren Untersuchungen.

Bei Behandlung der 3. Frage haben wir es also mit den complicirtesten Erscheinungen zu thun, wir gehen nämlich aus von der Voraussetzung, dass in einem der Binnenlufträume eine Dilatation oder Contraction der Gase eintrete und dass diese Bewegung sich fortpflanze durch das ganze Intercellularraumsystem bis nach den Spalten, welche an der Oberfläche liegen.

Da die Spalten nun offen oder geschlossen sein, wird die Erscheinung einen verschiedenen Verlauf nehmen können, d. h. stehen die Gase im Blattinnern unter dem Druck von a mm plus dem Barometerstand und bestimmen wir die Zeit, in welcher diese Druckdifferenz sich ausgleicht, dadurch, dass von dem Gas nach der Atmosphäre abfliesst, so finden wir aller Voraussicht nach verschiedene Zeiten, wenn wir einmal das Blatt mit geschlossenen, das anderemal mit offenen Spalten anwenden. Wir erhalten somit die erste and wichtigste Versuchsreihe, welche bestimmt die Durchgangszeiten gleicher volume atmosphärischer Luft unter gleichem Druck und gleicher Temperatur, aber unter verschiedenen Zuständen des Blattes.

Zur Bestimmung dieser Durchgangszeiten bediente ich mich eines Apparates von folgender Zusammensetzung: Zwei cylindrische luftdichte Glasrecipienten werden so mit einander durch Glasröhren verbunden, dass der eine A mit den grossen Intercellularräumen des Stieles eines Blattes in Verbindung steht. Der Recipient B nimmt das Blatt in der Weise auf, dass die in ihm enthaltene Atmosphäre auf der spaltenführenden Oberfläche der Blattepidermis lastet. Der Recipient A communicirt also durch den Blattstiel die engeren und engsten luftführenden Räume und die Spalten des Blattes mit dem Recipienten B. Zur Bestimmung des Druckunterschiedes der Atmosphären in A und B sind beide weiter noch verbunden durch ein Differenzenmanometer, dessen einer Spiegel die Pressung der Gase in A, dessen anderer diejenige in B auszuhalten

Digitized by Google

hat. Die Recipienten B und A haben ausserdem noch Ventile, welche rasch geöffnet und geschlossen werden können und die Communication mit der Atmosphäre herstellen. Beide Recipienten sind noch mit einer Sprengel'schen Pumpe in Verbindung gesetzt, so dass jeder Recipient für sich allein theilweise evacuirt werden kann. Die Handhabung des Apparates ist leicht zu überschauen. Wird der Recipient B evacuirt, so wird ein Gasstrom aus dem Recipienten A durch das Blatt nach B veranlasst. Wird dagegen A evacuirt, so tritt ein Gasstrom aus B an der Epidermis ein und durch den Blattstiel in den Recipienten A aus. Eine bequemere Einrichtung des Apparates namentlich für den Nachweis von Gasströmen unter sehr geringer Pressung besteht darin, dass man einen Druckunterschied zwischen beiden Recipienten durch Aus- und Einschieben eines Stempels im Recipienten A bewerkstelligt, wodurch selbstverständlich ebenfalls ein Gasstrom aus dem Blatt nach der Atmosphäre wie umgekehrt veranlasst werden kann. Die Hauptversuchsreihe hat, wie oben dargelegt, die Aufgabe der Bestimmung der Durchgangsgeschwindigkeit von Atmosphäre durch ein bestimmtes Blatt. Die Durchgangsgeschwindigkeit bezieht man nun auf die Zeit, nach welcher ein bestimmtes volum Luft unter bestimmtem Druck durch das Blatt gegangen ist. Die Zeit kann leicht mit Hülfe des Differenzenmanometers gemessen werden. Das bestimmte volum atmosph. Luft wird in kürzerer Zeit das Blatt passiren, wenn die Spalten offen als wenn diese geschlossen sind.

Ist die Zeit t, nach welcher ein bestimmter Druckunterschied zwischen A und B ausgeglichen wurde bestimmt, so hat man nur nöthig jetzt die äusseren Existenzbedingungen des im Recipienten B befindlichen Blattes zu ändern und die Zeiten t_1 t_2 u. s. f. zu bestimmen, während welcher der gleiche Druckunterschied (für welchen t bestimmt wurde) zwischen A und B ausgeglichen wurde. Die Betrachtung der Quotienten $\frac{t}{t_1}, \frac{t}{t_2}, \frac{t}{t_3}$ ergibt dann die Aenderung, der Durchgangsgeschwindigkeiten von atmosphärischer Luft unter Einwirkung verschiedener Agentien auf das Blatt.

In dieser Weise wurden nun die sämmtlichen Experimente wiederholt, welche bei der microscopischen Untersuchung in Anwendung kamen. Zunächst wurden also die Recipienten A und B erwärmt und erkältet mittelst Wärmebehältern in Form von Hohlcylindern, welche denselben angepasst wurden. Sodann wurden weitere Experimentenreihen über die Reizbarkeit durch electrische Schläge angestellt. Zu dem Behufe wurden Electroden in den Recipienten B eingeführt und dem Blatte am Stiel und der Spitze angepasst.

Der Versuch beginnt mit der Bestimmung der Zeit t. Alsdann wiederholt man dieselbe mit der Aenderung, dass man den Batteriestrom schliesst. Nach wenigen Secunden, schon während welcher das ganze Blatt inducirt wurde, findet man die

Digitized by Google

Durchgangsgeschwindigkeit bedeutend verändert. Ich bestimmte in mehreren Versuchsreihen auch hier wie bei der Aenderung der Temperatur des Blattes die Quotienten $\frac{t}{t_1}$, $\frac{t}{t_2}$, $\frac{t}{t_3}$ u. s. f., indem ich die Dauer der Induction änderte, verweise bezüglich der Zahlen auf meine ausführliche Schilderung und stelle hier die allgemeinen Erfahrungen zusammen:

1) Die Durchgangsgeschwindigkeit nimmt zu bei mehrstündigem Erwärmen des Recipienten (resp. des Blattes) auf 30°—35° C. und nachheriges Erkalten aller Theile auf die Anfangstemparatur (15°—20° C.).

2) Dieselbe nimmt ab, wenn das Blatt resp. die Recipienten auf 0° bis — 4° C. erkältet und bei dieser Temparatur eine halbe Stunde belassen werden.

3) Durch Erwärmung des vorher erkälteten Blattes wurde die Durchgangsgeschwindigkeit wieder der anfänglichen normalen, welche zur Zeit des Anfangs der Versuchsreihe beobachtet wurde, genähert.

4) Durch electrische Reizung wurde die Durchgangsgeschwindigkeit rasch und auffällig vermindert.

5) Alle diese Aenderungen können nach den früheren Betrachtungen der Anatomie des Blattes nur Folge sein der Erweiterung resp. Oeffnung oder Verengung resp. Schliessung der Spalten.

§. IV.

Mit dem Nachweis, dass ein Gasstrom von geringem Druck (20—100mm Quecksilber) durch das Blatt möglich ist, war ich in den Stand gesetzt mit denselben bis jetzt vorgeführten Hülfsmitteln nachzuweisen, welcher Natur dieser Gasstrom sei. Aus den Resultaten im ersten Abschnitt geht hervor, dass die geschlossene Zellenplatte in der Pflanze von den in Wasser löslicheren Gasen rascher durchsetzt wird. Aus der Anatomie lernten wir kennen, dass ein Gastheilchen, welches sich senkrecht zur Blattfläche durch das Blatt bewegt, entweder nur durch Intercellularräume, oder aber zum Theil durch solche, zum Theil durch Zellen oder endlich nur durch Zellhautplatten und Zellflüssigkeit sich bewegt. Von einem Gasvolum, welches im Innern des Blattes unter einer bestimmten Pressung nach Aussen fliesst, wird somit ein Theil durch Absorption, ein anderer Theil durch Effusion oder Diffusion nach der Atmosphäre gelangen. Die Aufgabe, diess zu erweisen, fiel einer letzten Experimentenreihe zu. Als einziges Versuchsmaterial wandte ich die Blätter von Allium altaicum an. Bei diesen ist aus der Anatomie es leicht möglich zu messen: die Oberfläche, die Oberfläche der geöffneten Spalten, die Oberfläche der Epidermis, da wo keine Spalten sind, die Oberfläche der Intercellularräume des Innern und die Zahl der Spalten. Als Mittelwerth aus vielen Messungen ergeben sich für die genannten Areale folgende Zahlen:

Digitized by Google

1) Zahl der Spaltöffnungen (auf 1 Quadratmillimm.) = 250 F.
2) Effusionsareal der Oberfläche, d. h. Summe der Areale aller Spalten = 0,015 F.
3) Absorptionsareal der Epidermis, d. h. Summe aller Flächenstücke, welche keine Spalten besitzen = 0,985 F.
4) Totale Absorptionsareal aller Assimilatoren, d. h. Oberfläche aller an die Assimilatoren angrenzenden Intercellularräume im Innern = 13,333 F.

Bedeutet F die in □mm ausgedrückte Oberfläche des Blattes, welche leicht gemessen werden kann, so hat man in den Producten aus F in die 4 Quotienten die Areale des Versuchsblattes, von welchem F bestimmt wurde.

Man weiss nun freilich nicht, welchen wirklichen Werth bei dem Versuch das Effusionsareal hat (der angenommene gilt für die äusserste Oeffnungsstellung des Spaltes), da man unmöglich die Oeffnungsstellung jedes oder auch nur einer kleinen Zahl der 2—3 Millionen am Blatte befindlichen Spalten durch den Augenschein nachweisen kann.

Es ist nun aber klar, dass je grösser die Anzahl der offenen Spalten ist, um so mehr wird unser Gasstrom eine Erscheinung der Effusion, je kleiner diese Anzahl, um so mehr werden die Gastheile durch Absorption das Blatt passiren, und ist der 2. Coefficient Null, so werden die Gastheile nur durch Absorption den beschriebenen Weg zurücklegen. Wäre aber z. B. nur eine einzige Spaltöffnung offen, so könnte möglicherweise doch der grösste Theil des abfliessenden Gasvolums durch diese der kleinste Theil durch Absorption das Blatt passiren. Es ergibt sich nun aus dem Gesagten mit Leichtigkeit wie man der Sache experimentell näher kommt. Wir haben an Blättern, mit der gemessenen Oberfläche F F′ F″ u. s. f., unter den äussern Temperaturumständen T T′ T″ u. s. f., die Coefficienten $\frac{t}{t'}$ $\frac{t}{t''}$ $\frac{t}{t'''}$ u. s. f. nicht allein für ein Gas, sondern für mehrere Gase hintereinander zu bestimmen; für mehrere Gase, deren Diffusibilität und Absorptionscoefficienten für Wasser gekannt sind. Ist dann ta die Zeit, welche ein bestimmtes Volum Atmosphäre braucht, um das Blatt F zu passiren und tc die Zeit für ein gleichgrosses Volum Kohlensäure, th diejenige eines Volum Wasserstoff, so ergibt sich für den Zustand T des Blattes aus dem Vergleich von $\frac{ta}{th}$ und $\frac{ta}{tc}$ ob der Gasstrom im Wesentlichen eine Diffusions- resp. Effusions- oder eine Absorptionserscheinung ist. Bedeute nun weiter T den Morgenzustand des Blattes am Freilandsbeet des Gartens, T′ den Mittags-(Insolations-Zustand), T″ den Nachtzustand u. s. f., so hat man also für eine Versuchsreihe die Bestimmung von folgenden Zahlen und Coefficienten:

Digitized by Google

Eine Versuchsreihe mit dem Blatt F { für T | ta | te | th | resp. $\frac{ta}{tc}$, $\frac{ta}{th}$, $\frac{ta}{t'a}$, $\frac{ta}{t'e}$, $\frac{ta}{t'h}$ u. s. f.
T' | t'a | t'e | t'h |
T'' t''a t''e t''h

Zu dem Behufe hat man nur in dem Recipienten B Atmosphäre zu evacuiren und den Recipienten A mit Kohlensäure oder Wasserstoff zu füllen und wie früher den Ausgleich der Manometerstände zu bestimmen oder unter ähnlichen Manipulationen sich des Stempels in A zu bedienen. Die Coefficienten $\frac{ta}{t'a}$ oder $\frac{th}{t'h}$ ergeben uns den Wechsel des Wiederstandes, welcher eintritt zwischen je zwei Ablesungen also z. B. zwischen Mitternacht (Minimum der Beleuchtung und näherungsweise der Temperatur) und Mittag (Maxima der beiden Agentien). Eine andere Frage ist nun die, wie ändern sich diese Coefficienten, wenn bei einem Temperaturzustande T des Blattes die Drucke, unter welchen der Strom beobachtet wird, verschieden genommen werden. Ich führe hier, ehe ich eine ganze Versuchsreihe mit Berücksichtigung dieser letzten veränderlichen Bedingung weiter verfolge, eine Versuchsreihe in extenso an, in welcher für einen Zustand des Blattes die Zeiten ta, tc, th bestimmt wurden:

1. Versuchsreihe vom 29. Mai (69).*)

Ein Blatt von Allium altaicum wird in den Recipienten B gebracht. Temp. der Luft 21°,5. Tageszeit früh 6 Uhr. Im Manometer ist die Sperrflüssigkeit Schwefelsaurehydrat. Die auszugleichende Druckdifferenz zwischen A und B ist 60 mm (SO_4H), d. h. durch Einschieben des Stempels in A stellt sich in beiden Recipienten eine Druckdifferenz von 180 mm her; und diese ist bis auf 120 mm ausgeglichen für verschiedene Gase in folgenden Zeiten:

		Mittelwerthe
Wasserstoff in Secunden	130	130
„ „ „	130	
Kohlensäure „ „	100	97,5
„ „ „	95	
Atmosphäre „ „	195	200.
„ „ „	205	

Die Oberfläche des Blattes war näherungsweise 55 □cm.
Das Effusionsareal der Epidermis = 82,66 □mm.
„ Absorptionsareal „ „ = 54,28 □cm.
„ „ „ Assimilatoren = 734,70 □cm.
Die Zahl der Spalten = 1,320,000.

*) In einer ausführlichen Schilderung, welche der Pariser Academie vorgelegt wurde, habe ich gegen 80 verschiedene Versuchsreihen zu beschreiben.

Digitized by Google

2. Versuchsreihe vom 29. Mai (Nachts 12 Uhr).

Das Blatt in dem Recipienten B befand sich in einer Lufttemperatur von 13° C. Die Sperrflüssigkeit und auszugleichende Druckdifferenz sind dieselben wie im ersten Versuch: die Zeiten sind für

			Mittelwerthe
Wasserstoff	Secunden	190	185
„	„	180	
Atmosphäre	„	290	290
„	„	290	
Kohlensäure	„	165	165.
„	„	165	

Das Blatt war fast von der gleichen Grösse, hatte somit ähnliche Areale wie das im ersten Versuch angewandte.

Aus diesen Durchgangszeiten erhellt, dass bei dem Durchgang alle Arten der Bewegung des Gastheilchens in Anwendung kommen. Daraus nämlich, dass die Kohlensäure immer am raschesten durch das Blatt geht schliessen wir, dass unter dem angegebenen geringen Druck der grösste Theil aller Gastheilchen durch Lösung in den Wassertheilen der Zellen seinen Weg zurücklegt. Von den diffusibeleren Gasen dem Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, geht nun aber der Wasserstoff am raschesten hindurch. Es folgt daraus, dass die diffusibileren Gase in einem Gemisch, vorzugsweise in den Intercellularen sich bewegen; die leicht löslichen machen jenen vorzugsweise das Absorptionsareal streitig. Bei der Pressung wie sie eben angewandt wurde finden in dem Blatte jedenfalls beide Vorgänge für ein Gas statt, d. h. ein Theil des Gases wird durch Absorption ein anderer durch Diffusion resp. Effusion bewegt.

Um nun weiterhin nachzuweisen, dass diese drei Bewegungsarten gleichzeitig ins Spiel kommen hat man nur nöthig drei verschiedene Pressungen in einer Versuchsreihe anzuwenden, drei Pressungen, wo bei jeder einzelnen eine der drei Erscheinungen allein vorzugsweise vorkommt.

Um die Diffusion resp. Absorption zu erweisen wird man den Recipienten A mit Wasserstoff resp. Kohlensäure füllen, während B mit Luft gefüllt ist. Beide werden aber unter dem gleichen Druck geschlossen; alsdann hat man zu beobachten, ob die Manometerspiegel auf ihrem 0punkt bleiben oder nicht. Um die Capillartranspiration hervortreten zu lassen wird man den Druckunterschied zwischen A und B noch mehr verstärken als diess in den Versuchsreihen 1 und 2 geschah und die erhaltenen Zeiten für die dem Versuch unterworfenen Gase mit denjenigen in Versuch 1 und 2 vergleichen.

Ich lege hier eine Versuchsreihe vor.

Digitized by Google

Versuchsreihe 3. (Ende Mai.)

I.

Ein Blatt von Allium altaicum wird in den Recipienten B gebracht. Temp. der Luft 21°,5 C.

Kohlensäure im Recipienten A und dem Hohlraum des Blattes.
Atmosphäre „ „ B und auf der Epidermis lastend.

Die Recipienten werden geschlossen unter gleichem Druck und sofort und nach einiger Zeit werden die folgenden Aenderungen im Stand der Spiegel und des Minutenzeigers notirt.

Der Schwefelsäurespiegel für A, derselbe für B nach Minuten Secund.

0	0	0
+2	−2	1
+3	−3	2
+4	−4	3,15
+5	−5	4
+6	−6	8

Die Spiegel bleiben längere Zeit stationär. — Der Druck war also in demjenigen Recipienten, dessen Gase (Atmosphäre) die Epidermisfläche pressten grösser geworden, als im Recipienten der Kohlensäure. Das ist nun nicht anders möglich als durch Absorption der letzteren im Blatte. Bei der Stellung der Spiegel +6 resp. −6 wurde das Ventil des Recipienten B für die Atmosphäre geöffnet und geschlossen, sofort sank resp. stieg der

Spiegel für A auf +15 der für B auf −15 Minuten 9
+10 −10 „ 11

jetzt beginnt also eine entgegengesetzte Bewegung wie vorher.

Sodann wird der Recipient A geöffnet und geschlossen:

Der Spiegel für A	derjenige für B	Minuten
−15	+15	12
−10	+10	13,30
−5	+5	14,30.

Jetzt geht also der Strom wieder aus A nach B wie im Anfang.

II.

Mit demselben Blatt im Recipienten B wird nun gerade so für Wasserstoff verfahren, d. h. das Gemisch in B wird durch Luft verdrängt und in den Recipienten A Wasserstoff gebracht. Es zeigt sich auch hier, dass Wasserstoff aus A nach B strömt, die Ablesungen ergaben ganz ähnliche Zahlen nur sind die Zeiten grösser.

Aus beiden Versuchen geht somit hervor, dass ein leicht in Wasser lösliches Gas und ein diffusibeleres Gas als die Atmosphäre das Blatt rascher passiren als die letztere.

III.

Dasselbe Blatt, welches zu den vorherigen Bestimmungen gedient hatte, wurde nun noch angewandt für die Versuche mit dem zweiten und dritten Druck.

Digitized by Google

Statt des Schwefelsäurehydrats in dem Manometer wie bei den Versuchen I, II der letzten Versuchsreihe und den Versuchen 1 und 2 wurde Quecksilber als Sperrflüssigkeit angewandt und sonst wie in den Versuchsreihen 1 und 2 verfahren.

Die Druckdifferenz ist 120 mm Quecksilber und diese wird ausgeglichen durch Ueberströmen aus dem Recipienten A nach dem Recipienten B für

				Mittelwerthe
Wasserstoff	in	Secunden	100	100
„	„	„	100	
Atmosphäre	„	„	110	107,5
„	„	„	105	
Kohlensäure	„	„	120	115.
„	„	„	110	

Die Lufttemperatur in den Recipienten ist 20° C.

Vergleicht man diese Zahlen unter sich, so findet man zunächst, dass sie wenig verschieden sind, und vergleicht man sie mit den in der Versuchsreihe 1 und 2 enthaltenen, so findet man, dass sich die Durchgangsgeschwindigkeiten verändern mit wachsendem Druck derart, dass die Absorption in den Hintergrund, die Effusion hervortritt.

Aus allen den geschilderten Versuchen ergibt sich dann in Kürze die Beantwortung der dritten der Eingangs gestellten Fragen dahin:

a) Sind die Spalten offen und waltet in den Binnenlufträumen ein Druck, welcher die Gase nach Aussen treibt, so ist nachweisbar, dass ein Theil der Gase durch Absorption, ein anderer durch Effusion resp. Diffusion die Atmosphäre erreicht.

b) Sind die Spalten geschlossen, so entweichen die Gase nur durch Absorption in den Flächen der inneren Intercellularräume und Verdunstung an der freien Oberfläche.

Fassen wir alle experimentell gefundenen Sätze zusammen, so erhalten wir:

1) Gastheilchen der Atmosphäre passiren die geschlossene Epidermis.

2) Die Spaltöffnungen der Epidermis lassen Gastheile unter geringem Druck (10 mm Schwefelsäurehydrat als Minimum) passiren.

3) Die Spaltöffnung öffnet sich, wenn die Turgescenz aller Blattelemente die Spannung in den Membranelementen und der hydrostatische Druck der Inhalte der Schliesszellen auf ihre Membranen wächst.

4) Plötzliche Temperaturwechsel schliessen den Spalt.

5) Electrische Erschütterungen schliessen den Spalt.

6) Bei der Offenstellung des Spaltes ist die Verdunstung des Blattes im Maximum, bei der Schliessungsstellung im Minimum.

7) Bei der Offenstellung ist die Absorptionsfläche der Assimilatoren für Gase im Maximum, bei der Schliessungsstellung im Minimum.

Digitized by Google

8) Die nach Binnenlufträumen belegenen Membranflächen verdunsten unter sonst gleichen Umständen rascher als die freie cuticularisirte Aussenfläche.

9) An dem Durchgang von Gasen durch die Intercellularräume treten die Erscheinungen der Diffusion, Effusion und Absorption gleichzeitig auf und sind nachweisbar durch Variation des Druckes.

10) Die Spaltöffnung kann für das gewöhnliche Leben der Pflanze als ein Ventil angesehen werden, dessen Schliessung Folge der Verdunstung, dessen Oeffnung Folge der Turgescenzzunahme resp. Mangel der Verdunstung ist.

Mittheilung des Herrn Geheimerath Helmholtz betreffend »Versuche des Herrn A. H. Buck über die Schwingungen der Gehörknöchelchen« am 6. August 1869.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

In den bisherigen Experimenten, welche die Bestimmung der Richtung und Excursionsweite der Schwingungen der Gehörknöchelchen zum Zweck hatten, wurden feine Glassonden an verschiedenen Stellen befestigt und deren Verhalten, während Schallwellen vermittelst einer Sirene in den äusseren Gehörgang geleitet wurden, beobachtet. Das Gewicht und die Schwingungsfähigkeit dieser Sonden haben, nach der Ansicht des Prof. Helmholtz, möglicherweise ein Einfluss auf das Resultat des Versuches. Um die Schwingungen unmittelbar zu sehen hat er den Vorschlag gemacht den Hammerkopf und den Amboskopf mit Amylum Körperchen zu bestreuen. Diese reflectiren ein starkes Licht so hinreichend gut, dass man bei einer Vergrösserung von 30—40 diam. sie schon als einzelne scharf contourirte glänzende Punkte erkennen kann.

Einer frischen Leiche (40 Jahre alt, männlich) wurde das Schläfenbein mit dem ganzen äusseren Gehörgang ausgeschnitten und das Dach der Trommelhöhle in der Weise weggemeisselt, dass das Labyrinth und das Trommelfell unverletzt blieben. Das Präparat wurde in verdünntem Spiritus aufbewahrt. Die zu beobachtende Stelle wurde zunächst abgetrocknet, dann mit schwarzer Tusche bepinselt und endlich mit Amylum-Pulver bestreut. Bei der Beobachtung des Hammerstiels, des Ambosstiels und des Steigbügels war der Gebrauch von Amylum unnöthig, weil schon die Feuchtigkeit der Theile eine genügende Anzahl von glänzenden Punkten darbot. Der Windkasten einer Sirene stand in der einen Richtung mit dem Blasetisch, in der anderen mit dem äusseren Gehörgang durch eine ⊤ Röhre in Verbindung. Als man von den tiefsten bis zu den höchsten Tönen anstieg, war folgendes zu bemerken:

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Character der Schwingungen.

Bei den tiefsten Tönen waren die Schwingungen kaum zu erkennen. Sie nahmen allmählig an Intensität zu und erreichten bei einem Ton von 160 Schwingungen ihr erstes Maximum. Dann verschwanden sie wieder allmählig und hörten beinah ganz auf. Bei einem Ton von 225 Schwingungen erreichten sie ein zweites Maximum, aber verschwanden gleich wieder. Bei noch höheren Tönen konnte man keine sichtbare Schwingungen hervorbringen.

Bei allen drei Knöchelchen kam das Maximum zu derselben Zeit. Schob man eine ungefähr 2 Mal so lange Röhre zwischen der ⊤ Röhre und dem äusseren Gehörgang ein, dann wurden 3 Maximal-Punkte beobachtet, nämlich bei Tönen von 80, 146 und 280 Schwingungen. Daraus folgt, dass die Maxima der Schwingungen wesentlich mitbestimmt werden durch die Länge der gebrauchten Röhren.

Länge der Excursionsweite und Richtung der Schwingungen.

Auf dem Hammerkopf war die Länge der Lichtlinie . $\frac{1}{15}$ m. m.
„ „ Amboskopf . . . . . $\frac{1}{15}$ m. m.
„ „ Hammerstiel (nicht weit von der Spitze) . . $\frac{1}{20}$ m. m.
„ „ Ambosstiel-Spitze . . . . . $\frac{1}{20}$ m. m.
„ „ Steigbügelkopf . . . . . $\frac{1}{20}$ m. m.
Auf einem Schenkel des Steigbügels (ungefähr in der Mitte) $\frac{1}{20}$ m. m.

Diese Messungen wurden vermittelst eines Ocularmikrometers gemacht, und werden um so wahrscheinlicher als richtig bezeichnet werden dürfen als Prof. Helmholtz (Pflüger's Archiv I. Mech. der Gehörknöchelchen etc.) beinahe dasselbe Maass für die Länge der Stapesexcursionsweite ($\frac{1}{15}$ m. m.) auf anderem Wege fand.

Die Schwingungen der glänzenden Punkte auf Hammer- und Amboskopf schienen parallel zu sein. Mit der Rotationsaxe dieser zwei Knöchelchen bilden sie aber einen stumpfen Winkel, dessen Abweichung von einem Rechten sehr klein ist und sich einer nach der Tuba Eustachii gerichteten Linie nähert.

Digitized by Google

Auf dem Ambosstiel schienen die Schwingungsrichtungen nicht parallel zu sein. Die in der Nähe des Amboss-Stapes-Gelenks waren mehr nach oben gerichtet als diejenigen am oberen Theil des Ambosstiels. Am Stapes von oben gesehen und in einer Richtung die beinah senkrecht auf der Ebene durch beide Schenkel war, schienen die Schwingungsrichtungen parallel zu sein und von gleicher Länge, nahehin, aber nicht genau, senkrecht gegen die Basis gerichtet. Betrachtet man den Stapes dagegen von der Seite, in Richtung einer Linie, die durch seine beiden Schenkel gezogen ist, so laufen die Schwingungslinien nahehin in Richtung der Schenkel mit einer kleinen Abweichung, und zwar so als wenn bei Eintreibung des Stapes derselbe gleichzeitig etwas gehoben wird. Dabei zeigte sich nicht diejenige Verschiedenheit in der Grösse und Richtung der verschienen Schwingungslinien, welche hätte vorhanden sein müssen, wenn die Hebung des Steigbügels nur auf einer Drehung um den unteren Rand seiner Basis beruhte, sondern soweit der Steigbügel sichtbar war, schienen alle seine Punkte sich in parallelen Richtungen zu bewegen. Dem Herrn Geh. Helmholtz verdanke ich die Anregung zu diesen Untersuchungen und fortwährende Unterstützung während derselben.

New-York. **Albert H. Buck M. D.**

Vortrag des Herrn Prof. A. Nuhn »Ueber die Magenformen der Wirbelthiere« am 6. August 1869.

(Das Manuscript wurde am 12. August eingereicht.)

So mannichfaltig Form und Grösse des Magens der Wirbelthiere sind und schwer erklärbar, ja paradox viele derselben erscheinen mögen, so lässt sich doch ein Verständniss für die bei weitem meisten gewinnen, wenn man nur die Einflüsse sucht kennen zu lernen, welche auf seine Form und Grösse bestimmend einwirken.

Der Magen aller Wirbelthiere stellt im Allgemeinen eine verschieden starke und verschieden geformte Erweiterung des Anfangstheils der Pars digestoria des Nahrungsschlauches dar, worin die Eiweisskörper der aufgenommenen Nahrungsmittel unter Einwirkung des Magensaftes aufgelöst werden sollen. Daher er sich ebensowohl gegen die vorangehende Speiseröhre (Cardia), als auch gegen den in entgegengesetzter Richtung aus ihm hervorgehenden Dünndarm (Pylorus) abzugrenzen pflegt und durch Contraction einer Ringmuskulatur des Pförtners temporär sogar gegen den Dünndarm sich abschliessen kann, bis eine genügende Einwirkung des Magensaftes auf die Nahrungsmittel erfolgt ist.

Als Grundform des Wirbelthiermagens kann eine längliche Erweiterung der Pars digestoria mit Beibehaltung ihrer foetalen Lage in der Richtung der Längsaxe des Körpers, wie man nament-

Digitized by Google

lich bei vielen Amphibien und Fischen sie findet, — betrachtet werden, die, da sie der frühesten Foetalperiode aller Wirbelthiere gemeinsam ist, als foetale oder primitive Magenform genannt werden kann, während alle übrigen secundäre Formen sind, die sämmtlich nur aus Abänderungen jener primitiven hervorgehen.

Einflüsse, welche derartige Abänderungen bedingen, sonach als Ursache der grossen Mannichfaltigkeit der Form und Grösse der Wirbelthiermagen angesehen werden können, sind besonders folgende:

1) Die Grösse des Nahrungsbedürfnisses.

2) Die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel und das Volumen derselben.

3) Form und Grösse der Leibeshöhle, welche dem Magen zur Aufnahme dient.

4) Einrichtungen, welche die Einwirkung des Magensaftes auf die Nahrungsmittel verstärken.

5) Die Uebernahme von Verrichtungen Seitens des Magens, die sonst andern Organen übertragen zu sein pflegen.

I. Von dem Einflusse, welchen die Grösse des Nahrungsbedürfnisses auf Grösse und Form des Magens übt.

Je grösser das Nahrungsbedürfniss eines Thieres ist, d. h. je grösser die Quantität der Nahrungsstoffe sein muss, um den stattgefundenen Stoffverbrauch in gegebener Zeit zu ergänzen, um so grösser muss die Magenerweiterung des Nahrungsschlauches sein, worin jene verdaut werden soll, und umgekehrt um so kleiner, je weniger ein Thier bedarf, um in gegebener Zeit sein Nahrungsbedürfniss zu befriedigen. Daher der Magen höherer Wirbelthiere im allgemeinen grösser ist, mehr eine sackartige Erweiterung darstellend, als bei niedern Wirbelthieren (Amphibien und Fische), wo der Magen kleiner ist und seine Form bei vielen noch ganz die foetale ist, indem er eine nur schwache, noch grade, in der Richtung der Längsaxe des Körpers liegende, längliche Erweiterung des Darmrohres darstellt, die, — wie man es bei den Ophidiern, Sauriern, Perennibranchiaten und vielen Batrachiern unter den Amphibien und bei den Cyprinen, Labrusarten, Hechten, den Cyclostomen u. a. unter den Fischen findet, — oft kaum von der Speiseröhre und dem Dünndarm abgegrenzt ist; ja bei den Cyclostomen, dem Hornhechte (Belone) u. a. ist überhaupt keine Magenerweiterung bemerkbar, und auch im Innern keinerlei Andeutung einer Abgrenzung des Magenbezirkes von der Speiseröhre und dem Dünndarme vorhanden, so dass diese Fälle ein Fortbestehen jener frühsten Entwicklungsperiode darstellen, wo an dem ganz grade laufenden Nahrungsrohr noch keine Magenerweiterung sich gebildet hat.

Digitized by Google

Ein Uebergang der foetalen Magenform zu den secundären Formen wird theils dadurch eingeleitet, dass eine bestimmtere innere Abgrenzung der Magenhöhle vom Darm und Abschliessbarkeit jener von diesem durch eine ringförmige Pylorusklappe sich ausbildet, (wie bei den meisten Amphibien und vielen Fischen z. B. den Hechten, Stören u. v. a.), theils dadurch, dass das Pförtnerende des Magens, dessen übriger Theil noch in der Längsrichtung liegt, sich mehr oder weniger winklig nach vorn umbiegt, was wesentlich dazu beiträgt, die in dem Magen befindlichen Nahrungsmittel leichter darin zurückzuhalten. Daher diese Magenform namentlich bei den Fischen und Amphibien auftritt, bei welchen wegen lebhafteren Nahrungsbedürfnisses eine vollständigere Verdauung der Nahrungsmittel schon nothwendig wird, wie dies bei einigen Knochenfischen z. B. Gobius u. a., den Plagiostomen, und manchen Sauriern, wie Scincus u. a. der Fall ist; ja selbst unter den Säugethieren gibt es einige, nämlich die Robben, welche diese Uebergangsform des Magens zeigen.

Wo die Anforderungen Seitens des Nahrungsbedürfnisses an die Nahrungsmittel, beziehungsweise an die verdauende Thätigkeit des Magens noch mehr sich steigern, legt sich der ganze Magen, der noch mehr oder weniger schlauchförmig (wie bei den meisten Cheloniern) bleiben oder auch (wie bei einigen Landschildkröten, den Crocodilen, einigen Batrachiern und allen höhern Wirbelthieren) sackartig sich erweitern kann, in die Querrichtung, was nun die Grundlage aller secundären Magenformen abgibt.

II. Von dem Einflusse, den Verdaulichkeit und Volumen der Nahrungsmittel auf Form und Grösse des Magens ausüben.

Da schwer verdauliche Nahrungsmittel (wie namentlich vegetabilische) auch ein grosses Volumen zu haben pflegen d. h. bei grossem Umfang einen nur kleinen Gehalt an Nährstoffen besitzen, leicht verdauliche dagegen (wie Fleisch) zugleich concentrirte Nahrungsmittel von kleinem Volumen zu sein pflegen, so macht der Genuss jener einen grössern Magen erforderlich als diese. Daher carnivore Thiere im Allgemeinen einen kleinern Magen haben, als herbivore, und solche, die von concentrirten Nahrungsmitteln (Fleisch, Früchten, Samen) leben, wieder einen relativ kleinern haben, als diejenigen, welche von Knochen, Sehnen, Häuten, Insecten etc. oder von Gräsern, Baumblättern, Rinde oder Wurzelwerk leben.

III. Von dem Einflusse, welchen Form und Grösse der Leibeshöhle auf die Gestalt des Magens ausüben.

Wo die Leibeshöhle lang und schmal ist, wie man dies bei Thieren von langgestreckter Körperform (z. B. den Schlangen, den meisten Sauriern, vielen Batrachiern, Perennibranchiaten, bei den Fischen, besonders aber bei Cyclostomen u. A.) findet, da hat

Digitized by Google

auch der Magen, wenn nicht Bedingungen zu anderer Form gegeben sind, eine mehr längliche Gestalt, während er kurz und breit, mehr sackartig geformt ist bei Thieren von kurzer gedrungener Körperform, wie Lophius unter den Fischen, Pipa unter den Batrachiern und die meisten übrigen höheren Wirbelthiere Belege dafür abgeben.

IV. Magenformen von Einrichtungen abhängig, welche die Bestimmung haben, die Einwirkung des Magensaftes auf die Nahrungsmittel zu verstärken.

Die Verstärkung kann aber auf verschiedene Weise erreicht werden, entweder

a) durch Vermehrung der Magensaft liefernden Quellen, oder

b) durch Verlängerung des Aufenthaltes der Nahrungsmittel im Magen.

a) Die Vermehrung der Magensaft liefernden Quellen kann entweder dadurch bewirkt, dass, wie beim Biber und Myoxus, zu den genuinen Labdrüsen des Magens, über der Cardia, am Ende der Speiseröhre noch ein besonderer, accessorischer Drüsenmagen angelegt wird oder diese accessorische Drüsenmasse, wie bei Manatus in Form eines Drüsenanhangs an den links von der Cardia liegenden Theil des Magens verlegt wird. Dieser Drüsenmagen hat grosse Aehnlichkeit mit dem Drüsenmagen der Vögel, nur dass bei letzteren er die ausschliessliche Magensaft liefernde Quelle ist, beim Biber und Myoxus dagegen nur eine accessorische Magensaftquelle bildet.

b) Die Verlängerung der Zeit der Einwirkung des Magensaftes auf die Nahrungsmittel im Magen kann wieder auf verschiedene Weise veranstaltet werden, entweder

α) durch Anlegung einzelner blindsackartiger Ausstülpungen des Magens, in welchem die Nahrungsmittel länger zu verweilen genöthigt werden, oder

β) dadurch, dass der Magen, bei ansehnlicher Länge und Schlauchform, eine dem Dickdarme des Menschen ähnliche Gestalt erhält, welche die Durchbewegung der Nahrungsmittel durch den Magen ebenfalls sehr verlangsamt und so eine längere und dadurch intensivere Einwirkung des Magensaftes ermöglicht. Magenformen dieser Art besitzen Semnopithecus unter den Affen und das Känguruh unter den Beutelthieren.

Beispiele von Magenformen mit blindsackartiger Ausbuchtung liefern die herbivoren, omnivoren und solche carnivore Säugethiere, welche von schwer verdaulichen animalischen Theilen leben, sowie die meisten Knochenfische.

Bei den letzteren liegt der Blindsack der Einmündung der Speiseröhre gegenüber, in der Richtung der Längsaxe des Körpers, bei den andern Thieren dagegen, namentlich den Säugethieren, nimmt er seine Lage an dem links von der Cardia befindlichen Theil des Magens.

Digitized by Google

Dass der Blindsack am Magen der Fische in der Richtung der Längsaxe sich lagert, findet seine Erklärung in der geringen Breite der Leibeshöhle, die eine Ausbuchtung jenes in der Richtung der Queraxe des Leibes nicht gestattete, während die grössere Geräumigkeit der Bauchhöhle der Säugethiere in der Querrichtung, die schon die Querlage des ganzen Magens möglich machte, auch die Anlegung des Blindsackes an die linke Seite der Cardia zuliess.

Bei den meisten Säugethieren ist nur ein solcher Blindsack vorhanden, dessen Grösse indess verschieden ist und von der grössern oder geringern Verdaulichkeit der Nahrungsmittel abhängt, — so bei Herbivoren grösser als bei Omnivoren und Carnivoren, und bei den reissenden Thieren, besonders bei den grossen Katzenarten, bei Lutra u. a. fast ganz fehlt. Bei manchen Thieren, z. B. beim Schwein wird er selbst durch eine vorspringende Schleimhautduplicatur von der übrigen Magenhöhle etwas abgegrenzt.

Bei andern, wie z. B. beim Tajassu, finden sich zwei solche blindsackförmige Anhänge am linken Magenende vor. Anstatt am linken Ende des Magens können solche Blindsäcke auch am Magenkörper sitzen, wie bei Manatus dies der Fall ist.

V. Form und Grösse des Magens, abhängig von der Uebernahme besonderer Verrichtungen Seitens des Magens, die sonst andern Organen übertragen zu sein pflegen.

Die Einrichtungen, die der Magen durch Uebernahme solcher, ihm sonst fremder Functionen erhalten kann, bestehen

1) in der Anlegung von Reservoiren zur Ansammlung von Nahrungsmitteln, die meistens zur Stillung eines späteren Nahrungsbedürfnisses dienen sollen, und

2) in Einrichtungen, welche eine Art Kauapparat darstellen, berechnet darauf, die mechanische Zerkleinerung der Nahrungsmittel, die sonst in der Mundhöhle stattfindet, wenn sie hier unvollständig oder gar nicht erfolgte, im Magen nachzuholen.

Die Magenformen, welche daraus hervorgehen, kann man unterscheiden in

a) solche, welche durch die Anlegung besonderer Nahrungsmittel-Behälter am Magen veranlasst sind (viele Säugethiere);

b) in solche, welche durch die Umwandlung eines Theils des Magens zu einem Kauapparat bedingt sind (Vögel), und

c) in solche, die durch Vereinigung dieser beiderlei Einrichtungen in ein und demselben Magen bedingt sind (Faulthier).

a) Magenformen, bedingt durch die Anlegung besonderer Reservoire für die Ansammlung von Nahrungsmitteln in der unmittelbaren Nähe des Magens.

Behälter zur Ansammlung von Nahrungsmitteln, wenn sie auch nicht mehr zur Stillung des vorhandenen Nahrungsbedürfnisses noth-

Digitized by Google

wendig sind, finden sich bei vielen der höhern Wirbelthiere (Säugethieren und Vögeln) in der Umgebung der Mundhöhle oder an der Speiseröhre, die als Backentaschen, oder Kröpfe u. dgl. bekannt sind. Bei manchen Säugethieren, wo entweder, wie beim Hamster, die Backentaschen unzureichende Behälter abgeben, oder die Anlegung von Backentaschen, wie bei den Cetaceen, unmöglich war, weil die Backen ihnen fehlen, oder wie bei Wiederkäuern u. A. die Behälter allzugrosser Dimensionen bedurften, als dass sie in der Umgebung der Mundhöhle hätten angelegt werden können, — sind solche in die unmittelbare Nähe des Magens verlegt, und mit ihm so innig verbunden, dass man sie als Theile des letztern zu betrachten pflegt. Die zusammengesetzteren Magenformen vieler Nager, der Wiederkäuer, der Cetaceen, und herbivoren Edentaten (Faulthier), an welchen solche Reservoire angebracht sind, verlieren viel von ihrem Auffallenden, wenn man diejenigen Abtheilungen, welche nur derartige Behälter darstellen, von dem eigentlichen Verdauungsmagen unterscheidet.

Die erste Abtheilung (Pars cardiaca) des in 2 Abtheilungen abgeschnürten Magens vieler Nager, die ohne Labdrüsen ist, ist nichts als ein kropfartiger Nahrungsbehälter. Manche, wie Cricetus können nebenbei noch Backentaschen besitzen, um in diesen die ungekauten, in der Magentasche aber die gekauten Nahrungsvorräthe aufzuspeichern.

Der erste (Rumen) und zweite Magen (Reticulum) der Wiederkäuer sind auch nichts anderes, als derartige Reservoire oder Magentaschen. Das Unterscheidende von andern ähnlichen Behältern besteht nur darin, dass die darin angesammelten Nahrungsmittel nicht für Stillung eines späteren, sondern des vorhandenen Nahrungsbedürfnisses berechnet sind und dass sie nicht sofort, wie sonst, von hier aus in den Verdauungsmagen gelangen, sondern vorher noch einmal nach der Mundhöhle zurückgeführt werden, um dort einer sorgfältigen Kauung unterworfen und darnach erst, zum zweitenmale verschluckt, an den beiden ersten Magen vorüber, in den Verdauungs- oder Labmagen (obomasus) gebracht zu werden. Manche Wiederkäuer haben nur diese drei Magen; die meisten jedoch haben deren vier, nämlich zwischen dem Netzmagen und Labmagen den s. g. Blättermagen (Omasus), der aber gleich den zwei ersten auch ohne Labdrüsen ist, sonach mit der eigentlichen Verdauung gleichfalls nichts zu thun hat und allenfalls nur zur Aufsaugung aufgenommener flüssiger Nahrung dienen kann.

Aehnlich ist auch der s. g. erste Magen der Cetaceen nur ein kropfähnlicher Behälter, eine Magentasche, zur Ansammlung der aufgenommenen Nahrungsmittel; denn seine Schleimhaut entbehrt gänzlich der Labdrüsen, hat aber dafür, wenigstens bei den Delphinen auf der Innenfläche seiner einen Wand einen harten verhornten Epithelüberzug, der kaum für etwas anderes als für eine,

Digitized by Google

wenn auch noch so schwache, mechanische Einwirkung auf die Nahrungsmittel berechnet sein kann. Nur der zweite Magen mit seinem darmähnlichen Pförtnerende, dem s. g. dritten Magen, enthält Labdrüsen und ist sonach Verdauungsmagen, aber für sich nicht besonders mehr von dem Magen anderer Thiere unterschieden.

b) Magenformen der Vögel, welche durch die Umwandlung eines Theils des Magens zu einem Kauapparat bedingt sind.

Da die Vögel noch ein fast so lebhaftes Nahrungsbedürfniss als die Säugethiere haben, folglich die genossenen Nahrungsmittel, namentlich wenn sie, wie pflanzliche, schwer verdaulich sind, doch möglichst rasch verdaut werden müssen, also der Käuung, wie sie die Säugethiere in solchem Falle in der Mundhöhle vollziehen, nicht entbehren können, — aber dieselbe dennoch aus andern Gründen unterbleibt — so tritt bei diesen die Nothwendigkeit auf, die mechanische Zerkleinerung mehr oder weniger später noch nachzuholen, und ist es dann der Magen, in welchem dies statt hat. Es kann daher nicht befremden, wenn man Form und Bau des Vogelmagens im allgemeinen von dem anderer Wirbelthiere, besonders der Säugethiere, sehr abweichend findet.

Er zerfällt meistens in zwei senkrecht über einander stehende Abtheilungen, deren erste, den länglichen, gleichsam nur eine Erweiterung der Speiseröhre darstellenden Drüsen- oder Vormagen (Proventriculus), und die zweite den grösseren rundlichen Muskel- oder Kaumagen (Ventriculus muscularis) bildet. Der erstere liefert ausschliesslich den Magensaft, während der letztere, der ohne Labdrüsen ist, auf die mechanische Zerkleinerung der Nahrungsmittel berechnet ist, daher er mit einer ungewöhnlichen starken Musculatur, die mehrere Zoll dick sein kann, ausgerüstet ist und auf der seine Höhle auskleidenden Schleimhaut eine harte, hornähnliche mit rauher Oberfläche versehene, Platte — die s. g. Reibplatte — trägt, die, an den einander gegenüberstehenden Magenwänden sich findend, entschieden darauf berechnet ist, durch Druck und Reibung eine mechanische Wirkung auf die Nahrungsmittel, die wie zwischen zwei Mahlsteine kommen, zu üben.

Am meisten entwickelt ist dieser Muskelmagen bei den herbivoren Vögeln. Viel schwächer schon wird seine Muskulatur und dünner die Reibplatte bei den carnivoren Wad- und Schwimmvögeln, und bei den Raubvögeln endlich, besonders den Nachtraubvögeln, ist sie kaum viel stärker, als bei anderen Thieren, und trägt die Schleimhaut statt einer harten hornähnlichen Reibplatte, nur einen weichen Ueberzug. Auch grenzen sich Drüsen- und Muskelmagen nicht mehr so scharf gegeneinander ab, als da, wo letzterer als Kaumagen zu fungiren hat, und bekömmt der Magen überhaupt wieder mehr Formähnlichkeit mit dem Magen anderer Wirbelthiere.

Digitized by Google

Bei manchen Vögeln (Reihern, Störchen u. A.) tritt zwischen Muskelmagen und Pförtner noch ein kleiner rundlicher Magen s. g. Pförtnermagen auf, dessen Bestimmung nicht klar ist, da er keine Labdrüsen hat, vielleicht der Aufsaugung dient.

Aehnlichkeit mit dem Vogelmagen hat nur noch der Magen des Crocodils insoweit, als derselbe wie der Muskelmagen der Vögel, eine plattrundliche Gestalt, eine dem Muskelmagen der carnivoren Vögeln ähnlich starke Muskulatur mit Sehnscheibe, auch einen Pförtnermagen besitzt, aber ohne Drüsenmagen und Reibplatte ist, die auskleidende Schleimhaut vielmehr, wie bei andern Wirbelthiermagen, weich und die Trägerin der Labdrüse ist.

c) Magenformen, bedingt durch die Vereinigung ansehnlicher Behälter für die Nahrungsmittel mit solchen Vorrichtungen, welche Kaufunction üben sollen.

Diese Form wird durch den Magen des dreizehigen Faulthiers vertreten, der theils mit dem Magen der Wiederkäuer, theils mit dem der Vögel Aehnlichkeit hat. Mit dem Magen der Wiederkäuer insoweit, als er auch zwei grosse, dem Pansen und Netzmagen dieser entsprechende Nahrungsbehälter, sowie einen eigentlichen, Labdrüsen haltigen, Verdauungsmagen besitzt, der dem Labmagen der Wiederkäuer entspricht und durch eine Schlundrinne mit der Speiseröhre direct in Verbindung steht. Mit dem Magen der Vögel kann er insoferne verglichen werden, als das Pylorusende des Magens durch Verstärkung seiner Musculatur und Bekleidung seiner Innenfläche mit einem dicken verhornten Epithel zu einem förmlichen Muskel- oder Kaumagen sich umgestaltet, offenbar auch darauf berechnet, die in der Mundhöhle (wegen schlechter Zahnbewaffnung) ungenügend erfolgende mechanische Zerkleinerung der Nahrungsmittel zu vervollständigen.

Geschäftliche Mittheilungen.

Herr Dr. Louis ist im letzten Hefte irrthümlich als ausgetreten bemerkt, derselbe bleibt auch nach seinem Wegzuge von Heidelberg Mitglied des Vereins.

Ausgetreten wegen Wegzugs sind

Herr Dr. Coutts Trotter aus Cambridge.

Herr Dr. van Anckum aus Gröningen.

Man bittet wie bisher alle Zusendungen an den ersten Schriftführer Herrn Professor Alexander Pagenstecher zu richten und im Nachfolgenden die Empfangsbescheinigung für die zuletzt eingegangenen erkennen zu wollen.

Mit Bedauern müssen wir auf wiederholte Anfragen erklären, dass von den älteren Jahrgängen der Verhandlungen keine Exem-

Digitized by Google

plare mehr vorräthig sind und bittten deshalb dringend, etwa bemerkte Lücken in der Zusendung, welche nur Unregelmässigkeiten in der Bestellung durch die Post zuzuschreiben sind, baldmöglichst zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle allein wir im Stande sein würden abzuhelfen.

Verzeichniss

der vom 1. April bis 31. August beim Verein eingegangenen Druckschriften.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien 1869. 8—19.

Petermann: Quittung über Beiträge zur Nordpolexpedition 1869. Neuste Nachrichten über die Nordpolexpedition 1869.

Jahresbericht der Norddeutschen Seewarte für 1868 von W. v. Freeden.

Börgen-Copeland: Geschichte der Ueberwinterung in den arktischen Regionen 1869.

Giornale di scienze naturali ed economiche del R. Istituto tecnico di Palermo 1868. IV fasc. 4.

Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar 1867 u. 1868.

Abhandlungen des naturw. Vereins zu Bremen II. 1. H. 1869.

Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux VI. 1.

Extraits des procès verbaux 1868/9.

Neunter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde.

Bulletin de la Société Impér. des naturalistes de Moscou 1868. 2 und 3.

Von der K. Akademie der Wissenschaften in München:

Sitzungsberichte 1869. I. H. 1—3.

Denkschrift auf H. A. von Vogel von A. Vogel.

A. Vogel: Versuche über Wasserverdunstung.

C. W. Gümbel: Beiträge zur Kenntniss der Prozän- und der Kreideformation.

Bischoff: Die Grosshirnwindungen des Menschen.

Von der K. Belg. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel:

Annuaire 1869.

Bulletins 1868. T. 25 u. 26.

Quetelet: Taille de l'homme à Venise.

Jahresbericht des physikal. Vereins zu Frankfurt a/M. 1868.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg 1869. 22. Jahr.

Société des sciences naturelles du Grand-Duché de Luxembourg T. X 1867 u. 68.

Schriften der Physik. Oeconom. Gesellschaft zu Königsberg VIII. 1867.

Digitized by Google

Verhandlungen des Naturhist. Vereins der preuss. Rheinlande und Westphalens. Jahrg. XXV. 1866.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften v. C. Giebel und M. Siewert. XXX. July — Dezember XXXI. XXXII.

Verhandlungen des naturforsch. Vereins zu Brünn. Band VI.

Verhandlungen der naturforsch. Gesellschaft zu Basel. V. 2.

P. Merian: Die Gränze zwischen Jura- und Kreideformation.

54. Jahresbericht der naturforsch. Gesellschaft in Emden 1868. Das Gesetz der Winde.

Notizblatt des Vereins für Erdkunde in Darmstadt. III. 7. nebst Versuch einer Statistik Hessens 1868.

Von der naturforsch. Gesellschaft Graubündens:

Jahresbericht N. F. XIV.

Die Thermen von Bormio in physikal. chem. therapeut. klimatolog. u. geschichtl. Beziehung von Meyer Ahrens u. Brügger.

Die Bäder von Bormio, Landschaftsbilder von Theobald und Weilenmann.

Statuten von 1868.

Dreizehnter Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Bulletin de l'Académie Royals de Médecine de Belgique 1869. III. 4 und 5.

Sitzungsbericht der naturw. Gesellschaft Isis in Dresden 1868. 1—3. 1869 1—6.

Bulletin de l'Académie Imp. de S. Pétersbourg XII 4 u. 5.

R. Istituto Lombardo di scienze e lettere: Temi 1869.

Bibliotheca Rerum Germanicarum. Edidit Philippus Jaffé. Tomus Quintus. Monumenta Bambergensia. Berolini apud Weidmannos. 1869. VIII u. 865 S. Lex. oct.

Von der grossen Quellensammlung, welche wohl jeder Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte als eine grosse Wohlthat von Jaffé dankbarlichst entgegen nimmt, liegt wiederum ein neuer Band vor, welcher sich den vier vorausgegangenen würdig anreiht. Es sind vorzüglich die so lange und so arg vernachlässigten Briefsammlungen, durch deren Bearbeitung Jaffé einem dringenden Bedürfniss entgegen kommt: der reichste Schatz an geschichtlichen Nachrichten, die reine Quelle ursprünglicher Mittheilung, war bis jetzt am wenigsten zugänglich gemacht, die Texte vernachlässigt, für die Erklärung nichts gethan, viele Briefe in grossen alten Sammlungen zerstreut und versteckt. Der Correspondenz Wibald's und Gregor's VII, den Bonifazischen und Carolinischen Briefsammlungen, reiht sich nun hier der Codex Udalrici

Digitized by Google

an, diese von Eccard bekannt gemachte, überaus wichtige Sammlung, welche im Jahre 1125 der Bamberger Cleriker Udalrich für den Bischof Gebhard von Würzburg zusammengebracht hat, als Musterbuch für seine Kanzlei, doch nicht ohne Rücksicht auf den Inhalt der Documente, welche ihm das reiche Archiv der Bamberger Kirche zur Auswahl darbot. Es sind wirkliche und politisch bedeutende Schriftstücke, nicht Schulübungen, wie sie in so manchen anderen Sammlungen uns, oft nicht ohne Gefahr der Täuschung, aufbewahrt sind. Nur in Betreff der Kreuzfahrerbriefe p. 176 ff., p. 317, 390, nimmt Jaffé eine Ausnahme an, und hier kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, dass gar keine Gründe angegeben sind. Und weiter gehend bedauere ich die so sehr lakonische Fassung vieler Anmerkungen und der Vorbemerkungen zu den gesammelten Briefen. Auf p. 66 z. B. erfährt der Leser gar nicht, aus welchen Gründen in der Schenkung des Markgrafen H. und seiner Gattin A. die nur angedeuteten Namen ergänzt sind, und wer diese Ehrenleute sind, und während er gewiss nicht selten eine dem Herausgeber nahe liegende Belehrung vermisst, wird er sich schwerlich des Aergers erwehren können, wenn er immer wieder die nackten Namen Heinrichs IV und Gregors VII in Anmerkgunen findet, wo gar kein Zweifel möglich war, oder irgend eine römische Zahl zu den Namen von Bischöfen, bei welchen es ihm vollkommen gleichgültig war, ob jemals ein anderer desselben Namens gelebt hat. S. 472 bringen ihm die Anmerkungen nur dieselben Namen, welche unmittelbar darüber in der Ueberschrift des Briefes auch schon genannt sind. Dagegen ist p. 41 freilich gesagt, dass die Form des Wahldecret's Nicolaus' II. sich von den früheren sehr unterscheide, aber ohne jeden näheren Nachweis, obgleich doch auch Giesebrecht diese Bamberger Handschrift benutzt hat. Wenn es aber in der Anmerkung heisst: »quantum ea, quam hic propono, legis forma differat cum duabus formis adhuc respectis, facile apparet« — so genügt wohl diese eine Probe, um den Wunsch nach einer besseren Latinität zu rechtfertigen.

Uebrigens wäre es doch diesen Ausstellungen gegenüber unbillig, nicht ausdrücklich zu bemerken, dass die Noten und Vorbemerkungen auch eine Fülle wichtiger Nachweise und kritischer Bemerkungen enthalten; namentlich sind auch die in Betracht kommenden Stellen der Vulgata und anderer Schriften sehr sorgfältig nachgewiesen, was für die Sicherstellung und das Verständniss des Textes oft von Wichtigkeit ist. Nachzutragen ist p. 99 in dem Schreiben Sigifrids von Mainz die Beziehung auf Horat. II, 1, 8. Es ist das nicht unwichtig; die Briefe Sigifrids, mag nun er selbst oder sein Kaplan sie verfasst haben, sind vortrefflich geschrieben, und die Benutzung des heidnischen Dichters zeigt uns die Vertrautheit des Briefstellers auch mit dieser profanen Litteratur. Gerade der angeführte Brief ist ungefähr gleichzeitig mit dem Epos über Heinrichs IV. Sachsenkrieg geschrieben und von

Digitized by Google

ganz gleicher Gesinnung erfüllt. Ohne Zweifel gab es damals in Folge der so eifrig betriebenen classischen Studien in des Königs und seiner Bischöfe Kanzleien gar nicht wenige ähnlich gebildete, und ähnlich denkende und strebende Cleriker, denen auch ein solches Epos wohl zuzutrauen ist.

Doch wir wenden uns wieder dem Codex Udalrici zu. Es sind davon mehrere alte Handschriften vorhanden, welche aber nicht dieselben Briefe und nicht in derselben Reihenfolge enthalten. Um so weniger war es hier geboten, an der überlieferten willkürlichen Ordnung festzuhalten. Jaffé ist aber weiter gegangen, und hat, was nur zu billigen ist, die Urkunden ganz ausgeschlossen, welche uns aus den noch erhaltenen Originalen oder anderen Quellen besser bekannt sind; sie sind p. 5—13 mit Angabe des Druckortes verzeichnet. Dazu gehören auch die schon im 2. Bande der Bibliotheca abgedruckten Briefe Gregors VII, mit Ausnahme einiger, welche hier nach den Handschriften verbessert gegeben werden konnten. Alle mitgetheilten Stücke aber sind, so weit es möglich war, chronologisch bestimmt und nach der Zeitfolge geordnet. Wie viel dabei und in der Verbesserung des Textes geleistet worden ist, das würde nur durch eine Vergleichung mit den älteren Drucken sich feststellen lassen. Erwähnt muss jedoch werden, dass hier von Giesebrecht bedeutend vorgearbeitet ist, welcher die früher im Anhang zum 3. Bande seiner Geschichte mitgetheilten Stücke in der neuesten Ausgabe nun fortgelassen hat; es sind aber auch in den Anmerkungen sehr zahlreiche Verbesserungen und Erläuterungen zerstreut. Einige Nachträge auch zu dieser neuen Ausgabe und versuchte Emendationen mögen dem Verfasser derselben beweisen, wie aufmerksam Ref. dieselbe durchgenommen hat.

In den Versen p. 17 und 37 erfordert das Metrum die Aufnahme von Oulrici aus der Wiener, und Chunegunt aus der Zwetler Handschrift, denn metrische Fehler sind Udalrich durchaus nicht ohne Noth zuzutrauen. S. 32 ist im Anfang der 10. Urk. gesetzt: qualiter ergo Eberhardus, wo Eccard ego hat; freilich streitet dieses mit dem folgenden Plural, aber dieser Fehler scheint mir immer noch erträglicher, als jenes gegen allen lateinischen und den diplomatischen Gebrauch jener Zeit verstossende ergo im Anfang, wenn gleich in merovingischer Zeit man sich so wenig vor einem igitur am Eingang der Urkunde scheute, wie heutiges Tages im Deutschen (doch nur mündlich) vor dem äussersten Missbrauch des Wortes also. Der rücksichtslose Wechsel des Singular und Plural ist übrigens nicht selten, z. B. p. 505 in einem Schreiben Heinrichs IV: »Conquerimur Deo ... et domine mee .... et patrono nostro.«

S. 34 ist am Schluss der 11. Urkunde: Quod et verius, wohl nur ein Druckfehler statt ut. S. 36 ist in dem Recht der Weissenburger Ministerialen (mit Giesebrecht 2, 687) das Komma nicht nach, sondern vor singulis diebus zu setzen, weil sonst das

Digitized by Google

Maass des Getränkes für ihre Töchter eine ganz gefährliche Grösse erreicht haben würde, so dass die eine Semmel dazu einen traurigen Contrast gebildet hätte.

S. 57 ist in dem Epitaph Gunthers von Bamberg statt stemate, was nichts bedeutet, entweder scemate oder (mit Eccard) stemmate zu setzen; p. 60 aber mit 3 Handschriften statt arcam, aream, da nämlich dem ganzen Bilde entsprechend der Himmelsbaum seine Zweige über die ganze area der Kirche verbreitet; in der Arche wäre er weniger am Platz. S. 72 ist mir statt mercenaria nur das in 2 Handschriften gebotene mercenariam (scil. execrationem statt consecrationem) verständlich; ebenso halte ich p. 75 das procurator der Wiener Handschrift statt des mir hier unverständlichen prelatus für richtig, und lese mit Eccard violentam. S. 105 finden wir die so häufige Verwechselung von vel und et, denn vel patris fordert durchaus auch vel filii.

S. 112 ist nullius noxiae reum leicht in noxae zu verbessern, und etwas anderes in dem guten Latein dieser Schriftstücke kaum anzunehmen. Mit vollem Recht und guten Gründen aber ist dieser Brief sammt den folgenden, gegen die bisherige Annahme, nicht auf die Gefangenschaft des Bischofs Otto 1106, sondern auf Bischof Ruperts Unfall 1074 bezogen.

In der vortrefflichen Abhandlung Sigeberts gegen die moderne, mit Blut und Eisen operirende römische Politik, einer Schrift, die noch heute völlig zutreffend ist, wird p. 221 vacillabat statt vacillabit wohl nur ein Druckfehler sein. S. 276 in der Beschreibung der Kaiserkrönung muss, wie aus andern Quellen hervorgeht, statt des unverständlichen: ad mediam Romam, gelesen werden: ad mediam rotam.

In dem sehr merkwürdigen Schreiben eines Ungenannten über seine Studien in Frankreich ist p. 286 nach der Untersuchung Giesebrechts in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie von 1868 nicht an Mangold von Lutenbach zu denken, sondern an den seiner Zeit noch berühmteren älteren Lehrer des Namens.

Auf p. 314 scheinen abgekürzte Ortsnamen den Abschreibern Anlass zur Setzung eines falschen Casus gegeben zu haben, denn einen Sinn erhalten wir nur, wenn wir setzen: quas incusabatur Moguntino, Coloniensi, Salzburgensi et Halberstatensi misisse. Auf p. 329 ist mir controversia parta statt des partī der Handschriften unverständlich, leicht aber die Veränderung in partium. S. 331 wird der Sinn hergestellt, wenn wir mit Streichung des einen et lesen: et metu conscientiae festinata. S. 440 endlich ist inducuntur (mit Eccard) statt inducentur durchaus nothwendig.

Auf den Codex Udalrici nebst den nach 1125 zu der ursprünglichen Sammlung in den Handschriften hinzugefügten Briefen, und den darin enthaltenen Versen, folgt nach dem schon bekannten

Digitized by Google

Vorbild der früheren Bände eine Sammlung von Briefen unter der Aufschrift Epistolae Bambergenses. Wir finden da, was sehr dankenswerth ist, alle in der Pariser Handschrift des Annalista Saxo befindliche Briefe, so viele nämlich davon noch nicht im 3. Bande der Bibliotheca oder im Codex Udalrici gedruckt sind, Briefe Heinrichs IV. und verschiedene andere, nicht gerade immer auf Bamberg bezügliche Schriftstücke. Von besonderem Werthe ist gleich das erste Stück p. 471, das in einer Bamberger Handschrift entdeckte Verzeichniss der Contingente zum Reichsheer, welches nach Jaffé's wohlbegründeter Vermuthung aus dem Jahre 980 stammt und in merkwürdigster Weise uns zeigt, in wie hohem Grade die Kraft des Reiches auf den geistlichen Gütern beruhte; wenigstens erreicht hier kein weltlicher Herr die hundert Panzerreiter des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Augsburg. Die folgenden Stücke betreffen die Anfänge des Bamberger Bisthums, und auch die von Hirsch mitgetheilten schwülstigen Ergüsse des Diaconus Bebo und des Abts Gerhard fehlen nicht, natürlich nach selbständiger Benutzung der Handschriften mitgetheilt, wie alles in diesem Bande enthaltene. Neu ist wiederum p. 498 ein sehr merkwürdiger und beachtenswerther Brief Heinrich's IV. an die Römer, aus der erzbischöflichen Bibliothek im Lambethhouse in London. In dem Schreiben Urbans II. p. 503 ist statt Saviensis augenscheinlich Savinensis zu lesen, und p. 521: Solius enim consecratoris (statt consecrationis) est dare anulum et baculum.

Sehr wichtige neue Briefe hat eine Münchener Handschrift geliefert, oder vielmehr eine dem Cod. lat. 5254 angeklebt gewesene Membran, von welcher eine Beschreibung erwünscht gewesen wäre. Daraus stammt p. 522 ein Schreiben Innocenz II. an Lothar vom 8. Juni 1133, in welchem er nach der Kaiserkrönung die Bischöfe und Aebte anweist, die Regalien nicht zu usurpiren, bevor sie dieselben vom Könige erbeten und die entsprechenden Leistungen gelobt haben, also eine bisher unbekannt gebliebene halbe Concession. Ferner p. 528—530 verschiedene Schreiben an den Erzbischof Konrad von Salzburg, um seinen Unwillen über die tumultuarische Wahl Konrads III. zu beschwichtigen; nur der Brief des Königs war durch Hansiz aus einer Salzburger Handschrift bekannt geworden. Merkwürdig ist auch p. 533 ein im Original erhaltenes Schreiben des kaiserlichen Pabstes Victor IV. aus dem Jahre 1162, worin er um Collecten aus dem Bamberger Sprengel ersucht.

Auf die Briefe folgt p. 537 die Chronographie des Bamberger Heimo, durch Pertz zuerst bekannt gemacht. Jaffé aber hat in einer Münchener Handschrift eine spätere Bearbeitung desselben Verfassers gefunden, welche namentlich über den gewöhnlich Burdinus genannten, von Heinrich V. aufgestellten Pabst, eine längere beachtenswerthe Stelle enthält. Das sonst sehr unbedeutende Werk gewinnt erst in dieser neuen Ausgabe einigen Werth. Von den in denselben Handschriften enthaltenen annalistischen Nachrichten

Digitized by Google

sind nur die Bamberger aufgenommen, und ihnen schliessen sich die unbedeutenden Annalen von Michaelskloster und der Domkirche an.

Hierauf folgen die mit besonderer Sorgfalt bearbeiteten, reichhaltigen Bamberger Nekrologien, deren jedem ein chronologisches Verzeichniss der darin enthaltenen nachweisbaren Personen vorangestellt ist.

Den Beschluss endlich bilden die beiden Biographien des Bischofs Otto von Bamberg von Ebo und Herbord, welche auch abgesondert zu haben sind, und wegen ihres reichen und und merkwürdigen Inhalts gewiss sehr willkommen sein werden. Bekanntlich wurde durch die unerwartete Entdeckung einer Handschrift des Herbord die Kritik dieser beiden, bis dahin nur aus der Compilation des Andreas bekannten Werke, in sehr erwünschter Weise gesichert, und Koepke hat bereits in den Mon. Germ. eine neue Ausgabe des Herbord gegeben. Jaffé hat aber die Kritik bedeutend weiter gefördert. Er hat namentlich nachgewiesen, dass der einzige alte, aber vielfach abgekürzte und abweichende Codex des Ebo (E) nichts anderes ist, als die, dem Cardinal Laborans zum Behuf der Canonisation vorgelegte Ueberarbeitung, welche die Absichtlichkeit mancher Aenderungen deutlich erkennen lässt, dennoch aber für die Textkritik brauchbar ist. Mit Recht hat hieraus Jaffé die Lesart Wilzeburg in den Text aufgenommen für das Kloster, welches Otto in seiner Jugend oft besucht hat, und dessen wenig bekannter Name frühzeitig durch das unverständige Wirziburgense verdrängt war. Ebenso hat Jaffé mit Hülfe derselben Handschrift die völlig unberechtigten Veraner und ihr nirgends existirendes Land Verania aus dem Text geworfen, und den Ucranern oder Ukermärkern ihr Heimathrecht zurückgegeben. Nicht klar geworden ist mir, warum p. 589 einige wörtlich entlehnte Stellen klein gedruckt sind, nicht aber, was mit Ekkehard nach den Bemerkungen des Herausgebers selbst wörtlich übereinstimmt; es müsste denn sein, weil nicht sowohl die Benutzung der Chronik selbst als vielmehr einer gemeinschaftlichen Quelle anzunehmen wäre, aber warum ist denn dieses nicht ausgesprochen? S. 661 ist explarare ein Druckfehler für explorare. Dagegen ist p. 669 debito talione freilich handschriftlich begründet, und würde mir in einer modernen Dissertation auch nicht auffallend sein; Ebo aber ist ein solcher Fehler doch nicht zuzutrauen. Auf S. 671 ist wohl nur durch Zufall das Komma nach reus, anstatt nach mortis eius, gesetzt. Zu p. 682 bemerke ich, dass memoria doch nicht eigentlich die Kirche bedeutet, sondern die Reliquien des h. Adalbert, welche in der ihm geweihten Kirche wohl vorhanden waren.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Jaffe: Bibliotheca rerr. Germanicc. V.

(Schluss.)

Herbords Werk wird im Vorwort mit eingehender Kritik besprochen, und nachgewiesen, dass er Ebo's Schrift gekannt und stark benutzt hat, obgleich er, unmittelbar nach Ebo, in demselben Kloster schreibend, diesen gar nicht erwähnt, vielleicht aus Feindschaft in Folge der damals im Kloster ausgebrochenen Zwistigkeiten. Seine Aenderungen sind theils Ausschmückungen, theils absichtlicher Natur, und immer nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen; so namentlich auch, was er über Otto's Jugendzeit berichtet. Seine Darstellung des Verhaltens Otto's in Bezug auf die Investitur wird, sammt den zwei darauf bezüglichen Briefen, geradezu für eine absichtliche Fälschung erklärt, und allerdings scheint mir die Unverträglichkeit dieser Erzählung mit sonst bekannten Umständen und Urkunden überzeugend dargethan zu sein. Herbords geographischer Unwissenheit verdanken wir die angebliche Insel Verania, und eben dieser sehr grossen Unwissenheit wegen werden wir auch p. 745 Flavia unbedenklich auf die Falven oder Kumanen beziehen können, so weit sie auch in Wirklichkeit von der pommerschen Grenze entfernt waren. Das von Koepke aufgenommene Slavia ist noch unverständiger, da Herbord doch wusste, dass die Pommern selbst Slaven waren, und verträgt sich ausserdem nicht mit der von ihm selbst in demselben Capitel gebrauchten Form Sclavi. Eine Anmerkung wäre freilich erwünscht gewesen, so wie p. 729 eine Begründung der Erklärung von megalina durch murina. Gewöhnliche Mäuse sind es wenigstens nicht, welche den Pelz geliefert haben, sondern vielleicht Hermelin; wie Durange bemerkt, stammt das Wort aus Levit. 11. Wenn p. 707 ei als Interjection erklärt wird, so ist das doch etwas ganz ungewöhnliches, und die nächstliegende Erklärung mit dem Zusammenhang ganz verträglich. S. 747 hätte zu Peter Wlast auf die neueren, in Grünhagens Schles. Regesten p. 20 angeführten Untersuchungen verwiesen werden sollen. S. 762 ist wohl unzweifelhaft statt procurare mit Koepke procreare zu lesen, und p. 786 das Komma nach tenues zu streichen; p. 787 und 790 aber utrimque statt utrumque zu setzen, an der ersten Stelle mit Koepke.

Auffallend ist p. 788 die Schilderung der stets bereit stehenden Mahlzeit, zu welcher weder sorex noch sorilegus gelassen

Digitized by Google

wird. Die Conjectur sordes und sordicula ist rationell, denn der Staub lässt sich durch ein übergedecktes Tuch abhalten, nicht aber Katzen und Mäuse, welche auch um keine Erlaubniss zum Eintritt zu bitten pflegen. Dennoch glaube ich an der alten Lesart festhalten zu müssen, weil eine solche Corruption schwer begreiflich ist, und halte mit Ducange sorilegus für eine affectirte Variation des bekannten murilegus.

Auf p. 812 ist consertissimas wohl nur ein Versehen statt confertissimas; p. 821 aber wäre corpus exanimi viri eines modernen Latinisten würdig, Herbord dagegen hat wohl sicher exanime geschrieben. Unmöglich kann ich p. 828 auf das sub ascella sua verzichten, so scharfsinnig es auch als Dittographie von a sella sua erklärt ist. Aber Otto war eben immer mit dem Psalter bei der Hand, und war doch nicht immer zu Pferde, so dass der Ausdruck, wie er jetzt dasteht, unvollständig ist. Folgte Otto dem Kaiser zu Pferde, so hing nothwendiger Weise das Buch am Sattel; war er aber zu Fuss, so trug er es unter dem Arm. Endlich nehme ich noch p. 837 an der Deutung von veletrum durch velamentum Anstoss, und sehe in jenem Worte mit der häufigen Verwechslung von r und l nur eine fehlerhafte Schreibung von feretrum, wie man vorzüglich die Reliquienkasten nannte. Alle zur Canonisation nöthigen Schriftstücke sollten in einen solchen Behälter gethan werden, um sie sicher nach Rom zu schaffen.

Diese letzte Stelle befindet sich in der den Mirakeln entnommenen Erzählung der Canonisation, welche den Beschluss dieses Bandes bildet. Es folgt nur noch ein Register der Briefanfänge und endlich ein von M. Lehmann verfasstes Sachregister.

Wir haben nicht umhin gekannt, über einige Stellen in dem umfangreichen Bande, und hin und wieder in Betreff der Methode abweichende Ansichten auszusprechen; bei einem so grossartigen, durch den bewunderungswürdigen Fleiss eines einzigen Mannes ausgeführten Unternehmen wird das nicht schwer ins Gewicht fallen, und hoffentlich von niemand missverstanden werden. Ref. weiss aus eigener Erfahrung, dass nicht diejenigen Recensionen den Autor erfreuen, welche ein allgemein gehaltenes, oberflächliches Lob enthalten, sondern diejenigen, welche auf die Sache selbst ernstlich eingehen. Wir sind jetzt erst in den Stand gesetzt, namentlich aus dem Codex Udalrici den vollen Nutzen zu schöpfen, welcher ihm bisher nur mühsam und oft wegen der fehlerhaften Abdrücke gar nicht abzugewinnen war, und können nur mit dem Wunsche schliessen, dass diese unschätzbare Bibliotheca mit gleicher Tüchtigkeit und Ausdauer auch weiter fortgesetzt werden möge.

W. Wattenbach.

Digitized by Google

Zimmerische Chronik. Herausgegeben von Dr. K. A. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen. I—IV. 1869. (Publication des Litterarischen Vereins in Stuttgart.)

In dem musterhaften Catalog der Handschriften, welche in der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen sich befinden, durch welchen Herr Barack sich ein nicht geringes Verdienst erworben hat, ist auch die Zimmerische Chronik beschrieben, welche ich nach dem constanten Gebrauch in der Chronik selbst lieber die Zimberische nennen würde. Lange unbeachtet geblieben war dieselbe seit dem Anfang dieses Jahrhunderts fleissig benutzt, namentlich durch Uhland in ihrem hohen Werth erkannt worden, und ein Abdruck derselben gehörte für Liebhaber des deutschen Alterthums zu den lebhaftesten Wünschen. Leicht aber war die Aufgabe nicht: der Umfang sehr bedeutend, der Text wegen vieler Veränderungen, Zusätze und Nachträge schwierig zu behandeln. Es gehörten zur Erreichung des Zieles die bedeutenden Mittel des Litterarischen Vereins, es gehörte aber vor allem dazu die eiserne Arbeitskraft und Ausdauer des Dr. Barack. Wir sind ihm in der That den grössten Dank schuldig. Sauber gedruckt, durch ein überaus reichhaltiges Register der Benutzung vollkommen zugänglich gemacht, liegt vor uns die reichste Schatzkammer für deutsche Culturgeschichte, aus welcher bis dahin nur wenige Auserwählte schöpfen konnten, in der prächtigsten, frischen und kernigen Sprache des 16. Jahrhunderts. Die Frage nach dem Verf. dieses merkwürdigen Werkes behandelt der Herausgeber in einem Nachwort, welches auch über die beiden Handschriften Auskunft gibt. Die Frage ist etwas verwickelt, indem verschiedene Autoren in der ersten Person reden, von denselben aber auch in der dritten die Rede ist. Augenscheinlich hat der Kammerrichter Wilhelm Werner Graf von Zimbern, dessen Liebe zum Alterthum und emsige historische Studien viel gerühmt werden, Antheil an dem Werke, aber auch dessen Neffe, Graf Froben Christof, welcher 1566 oder 1567 gestorben ist und bis an sein Lebensende an der Chronik arbeitete. Der alte Kammerrichter aber ist erst 1575 neunzigjährig gestorben. Als eigentlicher Redacteur, so zu sagen, erscheint jedoch der zimberische Secretär Hans Müller, von dessen Hand die beiden Manuscripte herrühren, deren älteres auf Pergament, leider jetzt sehr verstümmelt, von Graf Froben Christof vielfach verändert, verbessert, und mit Zusätzen bereichert ist. Abgesehen von einigen jüngeren Zusätzen ist die Arbeit in den Jahren von 1564 bis 1566 vollendet; die eigentliche Erzählung reicht aber nur bis 1558.

Den Kern des Inhalts bildet die Zimberische Geschlechtsgeschichte, aber von mindestens gleichem Umfang sind die Zuthaten verschiedenster Art, Nachrichten über viele andere Familien, über

Digitized by Google

Streitigkeiten um Güterbesitz, Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe und allerlei Fürsten, sodann eine unendliche Fülle von Geschichtchen, Schwänken, Sagen: für letztere und für Gespenstergeschichten ist das Werk eine Hauptquelle. Vorzüglich aber befolgt der Verfasser auch den Grundsatz: »Man muess zu zeiten den ernsthaftigen und leidigen fellen auch guete schwenk und ander bossen anhenken, damit die handlungen durch einandern vermischt und der leser guetwillig behalten werd.« Nicht mit Unrecht findet er die Geschichtswerke, wie z. B. das seines guten Freundes Sleidanus, ungenügend, weil sie über das Leben der grossen Herren nicht die rechte Wahrheit berichten: »Die historici die übergeen dises alles und will niemands der grosen herren privatleben anruren oder der katzen die schellen anhenken, sonder schreiben mertails von ires bauchs und von gewins wegen, daran sie doch höchlich unrecht thuen und billicher weren schmaichler und orenmelker, dann historici zu nennen; dann nit allain das loblich und so das liecht erleiden mag, zu beschreiben, sonder vil mehr das unlöplich und ungepurlich, damit sich die nachkommen des erinnern, und zu vermerken, warumb etwann Gott ein ganz kunigreich sinken last und erschrockenlichen strafet.« Zuweilen hat freilich auch unser Chronist seine Bedenken und zieht es vor zu schweigen, aber diese Fälle sind selten, und namentlich scheut er, mit der ganzen unbefangenen Derbheit seiner Zeit, sich auch nicht im mindesten, allerlei Vorkommnisse, Schwänke und anderes mitzutheilen, was heut zu Tage nur im Gewande des 16. Jahrhunderts dem Leser geboten werden darf.

Wohl mancher hat schon bei dem Anblick der zerfallenden Burgen und Bergfesten den Wunsch empfunden, einen Blick in das Leben der Vorzeit thun zu können. Hier kann er diesen Wunsch befriedigen und seine Neugier stillen, aber wenn er irgend romantisch gestimmt ist, so ist ihm arge Enttäuschung nicht zu ersparen. Viel Jagd, viel Trinken, viel Zank mit den Nachbarn, einiger Ehebruch und recht viel »Buhlschaft«, Poesie: ja, die Grafen von Zimbern lasen die alten Rittergedichte und machten sogar selbst Verse, aber geniessbar sind sie kaum. Mit Gespenstern hat man viel zu thun und an Hexen wird fest geglaubt. Die Langeweile nistet sicher und gebieterisch in den alten Burgen, und dagegen kämpft man mit den Schwänken und »Bossen«, welche aber meist unglaublich derb und witzlos sind. Vorzüglich müssen die »Fatzmänner« herhalten, meistens ganz oder halb blödsinnige oder unsinnige Bauern, Diener und Handwerker, von der Gattung unsers seligen Binsenbuben. Zwei derselben zum Kampf mit einander zu bringen, ist ein Hauptvergnügen der Grafen und Herren. Es wird das freilich öfter getadelt, aber die Geschichten davon doch mit grossem Behagen erzählt. Das vor nicht gar langer Zeit erst aufgekommene greuliche Trinken wird aber sehr ernstlich getadelt

Digitized by Google

und viele Opfer dieser Unsitte, wie gleichfalls auch der »Franzosen« erwähnt.

Sehr oft müssen auch die Pfaffen »von der dritten regel des lieben hailigen sancti Sileni« herhalten, und ob die Domstifter den Intentionen der Stifter und den Zwecken und Zielen der Kirche irgend entsprechen, wird ernstlich bezweifelt. Auch findet sich 4, 272 über den alten Grafen Gotfried die noch für unsere Zeit beachtenswerthe Aeusserung: »Das lang predigen oder geschwetz uf der canzel hat er auch nit leiden künden, sonder mertails solche predicanten gehapt, die das wort Gottes nach catholischer art und nach den alten hailigen lerrern didactice, damit die einfältigen underthonnen ordenlich underwiesen, geprediget und geleret. Alles schelten und holipen (d. h. schmähen) hat muesen vermüten bleiben, dann er vermaint, wie auch die warheit, das solchs nit dienstlich wer zur erbawung der zuhörer, sonder brechte vil mehr ein ergernus und wurde der gegenthail dennost nit darvon gebessert.« Die Zimberischen waren gut catholisch und österreichisch, aber Uebelstände der alten Kirche werden kräftig gerügt, namentlich auch die Ausartung der Klöster mit lebhaften Farben geschildert und gar curiose Geschichten von ihnen berichtet. Die Anhänger der neuen Lehre werden natürlich auch nicht geschont, im Ganzen aber ist es sehr auffallend, wie wenig und nur gelegentlich von diesen Dingen die Rede ist. Durchaus nicht würde man aus diesem Buche den Eindruck erhalten, dass zu Lebzeiten der Verfasser eine so gewaltige, so tief die Gemüther erregende Bewegung das deutsche Volk ergriffen habe. Ueberhaupt ist bei sehr achtbarer redlicher Gesinnung eine grosse geistige Leere und Oberflächlichkeit durchweg fühlbar. Allein wir können hier auf den reichhaltigen Inhalt der Chronik nicht weiter eingehen. Nur das will ich noch hervorheben, dass an vielen Stellen uns Klagen begegnen über den Verlust von Urkunden und alten Aufzeichnungen, theils durch Brand und andere unglückliche Zufälle, oft aber auch nur durch Verwahrlosung, und durch absichtliche Vernichtung von Seiten wunderlicher Burgherren und aufsichtslos wirthschaftender Hofnarren. So liess Graf Gotfried Wernher von Zimbern aus den alten Pergamenten Leim sieden, und Jos Niclas von Zollern hat ganze Truhen voll alter Briefe zerrissen und verbrannt (2, 538). Wir können uns nach den so zahlreich hier angeführten Beispielen der Art nicht wundern, dass von den weltlichen Urkunden alter Geschlechter so gar wenig erhalten ist.

Unter den Quellen begegnet uns ein Abt Arnfridt von Marsburg, welcher von Wichtigkeit sein würde, wenn nicht allem Anschein nach den eifrig forschenden und sammelnden Grafen ein Fälscher damit betrogen hätte.

Nur noch einige Worte der Anerkennung fordert die Ausgabe der Chronik, welche alles Lob verdient. Ohne den Dialect zu ver-

Digitized by Google

wischen, sind doch die unnützen Auswüchse der Orthographie jener Zeit abgeschnitten, die Interpunction ist geregelt. Die Angabe vieler kleiner Schreibfehler der Handschrift, und Berichtigung kleiner harmloser Versehen des Drucks in den »Nachträgen« hätte wohl mit Nutzen unterbleiben können. Dankenswerth aber ist die fleissige und sorgsame Zusammenstellung über den Dialect der Chronik, und das ausführliche Register, in welchem besonders auf den grossen Artikel »Sprichwörter« aufmerksam zu machen ist, denn deren ist eine ungemeine Fülle vorhanden. An litterarischen Nachweisungen ist mehr gegeben, als die Ausgabe eigentlich erfordert hätte, ich bemerke zu 4, 423, dass für die Sage vom Mäusethurm Virgil Grohmann's Apollo Smintheus (Prag 1862) anzuführen war, und mit besonderer Empfehlung die geistreiche und geschmackvolle Darstellung von E. Dümmler in den Grenzboten, Jahrgang 1867, N. 9.

Sehr entstellt sind in der Handschrift lateinische Stellen, denn Hans Müller war offenbar dieser Sprache nicht mächtig, während seine gräflichen Mitarbeiter nicht ohne gelehrte Kenntnisse waren. Viele Fehler hat der Herausgeber verbessert, doch bleibt eine Nachlese übrig. So wird 3, 88 von dem alten Reinhart von Sachsenheim erzählt, welchen Herzog Ulrich von Würtemberg zu allerlei »fatzwerk« missbrauchte. Er schickte ihn z. B. weil er nicht gut mehr sah, in die Kammer, wo die grossen englischen Hunde waren, in welche Reinhart locudiens eintritt. Das Wort ist als verderbt bezeichnet: ich denke, es wird coecutiens gemeint sein. — 3, 478 ist ein Citat: »Heu vereor, ne audia nobis mali quid portet.« Die Emendation audax bessert nichts. Man erkennt aber in den verderbten Worten noch den iambischen Rythmus, und kann sich dabei erinnern, dass Beziehungen auf Terenz sehr häufig sind. Schlagen wir also in diesem nach, so finden wir gleich Andr. 1, 1, 46: »Ei vereor ne quid Andria adportet mali.«

S. 496, 13 stomma für scomma ist im Register bemerkt; ebenso 566 batelenrer durch das französische bateleur = charlatan erklärt, aber man liest wohl besser bateleurer.

Dem gelehrten Juristen Joachim Minsinger geschieht Unrecht, wenn sein Epitaph auf Wilhelm Wernher von Zimbern 4, 200 incorrect gedruckt, die künstlichen Phalaecien verdorben werden. Es muss V. 2 heissen: »Stirpis Zimbriacae, bene ac decenter« und V. 5 vermuthlich: »Longae tempore praefuit senectae«, V. 8 sumptu und V. 12 fruitur.

Nicht besser ist es 4, 266 dem Caplan Jörg Henneberg ergangen. Er hat gewiss die Musen nicht gebeten: elegos promitte, sondern promite, auch nicht pilancem statt bilancem gesetzt. Auf p. 267 muss es heissen: Non similem, und die als verdorben bezeichnete Stelle »turbatur at omnia pace« wird heil, wenn wir tutatur setzen. Die tympana l. 17 konnte auch

Digitized by Google

der Caplan nicht als altersgrau (cana) bezeichnen, weil das Metrum eine kurze Sylbe fordert: c a v a aber ist ihr gebührendes Beiwort. Endlich ist selbstverständlich l. 24 victima c a d a t statt c a d a n t zu setzen.

Dem Caplan zu Liebe möge mir Herr Barack diese Ausstellungen verzeihen: er hat offenbar die Kenntnisse damaliger Humanisten zu gering angeschlagen. **W. Wattenbach.**

Officium et Miracula Sancti Willigisi. Nach einer Handschrift des XII. Jahrhunderts mit zwei chromolithographischen Tafeln und einem Facsimile der Neumen herausgegeben von W. Guerrier, Prof. der Geschichte an der Universität Moskau. In Commission, Moskau, J. Deubner, Leipzig, E. F. Steinacker. 1869. 40 u. 46 S. 8.

Der Erzbischof Willigis von Mainz, welcher vorzüglich in den gefährlichen Krisen nach dem Tode Otto's II. und nach dem Tode Otto's III. sich die grössten Verdienste um das deutsche Reich erworben, und von 975 bis 1011 sein hohes Amt trefflich verwaltet hat, fand keinen Biographen, und wir besitzen nur sehr ungenügende Nachrichten über ihn. Auch heiliggesprochen ist er nicht, und um so überraschender ist es, dass wir aus Moskau ein Officium über ihn erhalten. Dorthin ist nach der Aufhebung des Stephansklosters die Handschrift verschlagen und hat glücklicher Weise an dem Prof. Guerrier, welcher in Deutschland seine Studien gemacht hat, einen einsichtigen und liebevollen Herausgeber gefunden; dem Prof. Jaffé ist die Schrift gewidmet. Neue Nachrichten über Willigis erhalten wir daraus leider nicht; vielleicht können wir den Schluss ziehen, dass man nach anderthalb Jahrhunderten in Mainz von ihm sehr wenig mehr wusste. Seine niedere Abkunft (humilis prosapia) wird erwähnt, aber von der Radsage, die sich daran geknüpft hat, ist noch keine Spur. Wie Herr Guerrier in der Einleitung nachgewiesen hat, ist das Mainzer Rad ein aus römischen Denkmälern angenommenes Zeichen, und erst spät durch die Verbindung mit der Nachricht von der niederen Herkunft des Willigis die bekannte Sage entstanden. Neuere Zusätze zur Handschrift enthalten dieselbe, und auch die bekannte späte Grabschrift auf Willigis, doch ohne den Mäusethurm.

Ein zweites negatives Resultat betrifft die Benna, das vielbefabelte goldene Crucifix der Mainzer Kirche, welches Willigis aus dem longobardischen Tribut gestiftet haben soll. Im Anschluss an Jaffé hebt Herr Guerrier hervor, dass die Erwähnung desselben im Martyrium Arnoldi ein neuerer Zusatz ist, und die Poehlder Chronik,

Digitized by Google

die erste, sehr unzuverlässige Quelle; dass aber ein Weihgeschenk von so ungewöhnlichem Werthe wohl besonders angeführt sein würde, wenn nicht eben die Geschichte erst später theils entstanden, theils ausgeschmückt wäre. Geschenke an die Domkirche werden im Officium p. 5 und 17 erwähnt mit den Worten: »Illi quoque in cunctis provido multa insignia devotus obtulit sancto Martino.« Die kalligraphisch schöne, aber nicht fehlerfreie Handschrift hat an beiden Stellen Illo. Nun scheinen mir die Dative, welche nur auf den h. Martin bezogen werden können, nicht statthaft und ich setze lieber Ille und providus; dass der Kalligraph das gewöhnliche Zeichen für ns irrthümlich o gelesen hat, wiederholt sich auf p. 7.

Gewährt uns nun für Willigis selbst die Handschrift nicht eben viel, so ist sie desto merkwürdiger für die Zeit ihrer Entstehung, wie das in der Einleitung sorgfältig dargelegt ist. Sie stammt nämlich aus dem von Willigis gestifteten Stephanskloster, in welchem das Grab des Stifters war. Der Probst Hartmann, zugleich Domprobst, was aus Stumpf's Acta Moguntina urkundlich nachgewiesen werden kann (hier ist S. 41 statt 1443, 1143; auch in der Einl. p. 33 statt 1694, 1294 zu lesen), hatte die Kirche verschönert, dem Kloster Wohlthaten zugewandt, und Erzbischof Heinrich vermocht, die an Vasallen entfremdeten Lehen ihrer kirchlichen Bestimmung zurückzugeben. Kein Wunder, dass einem der Mönche der Gedanke und der Wunsch kam, aus dem Stifter einen Heiligen zu machen. Es scheint mir, dass er selbst jener fieberkranke Mönch war, dessen wunderliche Visionen aus dem Jahre 1147 erzählt werden; auch ein Lahmer war schon geheilt, und um die Sache nachdrücklicher zu betreiben, verfasste er gleich das ganze Officium. Es ist nicht sehr schön gerathen, oft gesucht und geziert im Ausdruck, charakteristisch aber für jene Zeit sind die unbefangen eingemischten Stellen aus Sallust und Virgil. Verse kommen auch vor, wo sie nicht bemerklich gemacht sind, p. 1 unten sehr schlechte leoninische, und p. 22 unten 2 etwas bessere Hexameter.

Vorangestellt sind zwei, durch Bilder illustrirte Schreiben von Willigis selbst, in denen er um seine öffentliche Verehrung anhält; das erste an Probst Hartmann, dem er zuvörderst dankt, dass er das Dunkel seiner Wohnung erhellt habe, was sich nur auf die Restauration der Kirche beziehen kann; das zweite an den Erzbischof Heinrich, der die Beneficien den Kriegsleuten wieder entzogen hatte. Vielleicht hatte er gerade dadurch den Sturm erregt, der 1153 seine Absetzung zur Folge hatte; unter Arnold aber, dem man vorwarf, durch Bestechung der Legaten diese Absetzung erwirkt zu haben, wird uns das Haus des Domprobstes Hartmann als der Heerd aller Ränke gegen ihn bezeichnet. Kein Wunder, dass unter solchen Verhältnissen die beabsichtigte feierliche Er-

Digitized by Google

hebung unterblieb; uns aber gewährt diese merkwürdige Handschrift wieder einen neuen Blick in die noch so dunkle Mainzer Geschichte des 12. Jahrhunderts.

Zu der Ausgabe bemerke ich noch, zu p. 8, dass misereri mit dem Dativ im Mittelalter zulässig ist, und noch weniger alleviati (erleichtert) einer Aenderung bedurfte. Dagegen ist mir p. 9 und 17 das »levem pondere oppressum« unverständlich, und ich schlage levet statt dessen vor. Auch p. 23 ist augenscheinlich plenum statt plenus geschrieben, und p. 32 vertitur nothwendig in vertit zu ändern.

Dagegen ist p. 30 die Aenderung von est in sit überflüssig, und p. 32 exurge ganz in der Ordnung. Der dominus auf p. 31, der nicht mit grossem Anfangsbuchstaben zu drucken war, scheint mir derselbe öfter angedeutete, reiche und wohlthätige Herr zu sein, welchen der Verf. nicht nennen will, und in welchem vielleicht der Probst Hartmann zu erkennen ist. Auf p. 36 ist donabitur statt dominabitur geschrieben, aber was bedeutet oculorum fomula? Darf man etwa nach Analogie des franz. pomme an ein fem. pomula für Augapfel denken?

Den Beschluss bildet das neuere Officium, womit Willigis als Localheiliger verehrt wird, zur Vergleichung; es offenbart uns die volle historische Unwissenheit der späteren Jahrhunderte: werden doch sogar die 7 Kurfürsten zu seinen Verdiensten gerechnet.

Sehr schön ist die ganze Ausstattung des Büchleins, auch das Facsimile der Schrift mit den Neumen, und vorzüglich die Chromolithographien nach den beiden Miniaturen der Handschrift, welche für die damalige kirchliche Tracht lehrreich sind; zu vergleichen ist aus dem Ende des 12. Jahrhunderts die Abbildung des Erzbischofs Bardo, Mon. Germ. SS. XI. Tab. 3.

Wir können für dieses Product der Katkoff'schen Druckerei nur dankbar sein; vorzüglich aber Herrn Prof. Guerrier, dass er uns von diesem weit verschlagenen Denkmal unserer Vorzeit in so vortrefflicher Weise Kunde gegeben hat. **W. Wattenbach.**

Liber diurnus ou Recueil des Formules usitées par la Chancellerie Pontificale du Ve au XIe Siècle, publié d'après le Manuscrit des Archives du Vatican avec les notes et dissertations du P. Garnier et le Commentaire inédit de Baluze, par Eugène de Rozière, Inspecteur général des Archives. Paris, Durand et Pedone-Lauriel, Ernest Thorin. 1869. CCXXXVI u. 431 S. gr. oct.

Das Formelbuch, dessen die päpstliche Kanzlei für die wichtigsten Geschäfte sich bediente, ist begreiflicher Weise eine sehr

Digitized by Google

wichtige Geschichtsquelle; es ist seit längerer Zeit bekannt, aber wegen der mangelhaften Ausgaben nicht so fleissig benutzt und berücksichtigt, wie seine Bedeutung erfordert. Eine neue kritische Ausgabe war ein dringendes Bedürfniss; wir erhalten sie jetzt von dem gelehrten und unermüdlich thätigen Rechtshistoriker, dem einsichtsvollen Inspektor der Archive, unter dessen Leitung auch die Schätze der französischen Provinzial-Archive wissenschaftlicher Benutzung in übersichtlichen Publicationen vorgelegt und zugänglich gemacht werden, Herrn Eugène de Rozière, welcher schon durch seinen Recueil général des Formules, auch gerade um dieses Gebiet rechtsgeschichtlicher Quellen sich in hohem Grade verdient gemacht hat.

Ganz besondere Anerkennung verdient die sehr ausführliche, ebenso lehrreiche wie anziehend geschriebene Einleitung, welche die Entstehung und die merkwürdigen Schicksale dieses Buches beleuchtet. Neben dem Ordo Romanus, welcher die kirchlichen Funktionen regelte, enthielt der Liber diurnus die Formeln für alle Correspondenzen, welche durch das Verhältniss zum Kaiser und Exarchen, die Wahl eines neuen Papstes, die Beziehungen zu den Bischöfen des römischen Metropolitansprengels, zu den Klöstern und Patrimonien, hervorgerufen wurden. Der ausserordentliche Einfluss, welchen das Pontificat Gregors des Grossen geübt hat, ist hier vorzüglich fühlbar; unter seiner Einwirkung hat der Geschäftsstil seine festen Formen bekommen, überall schimmern seine Briefe durch, und ein sehr grosser Theil der Formeln ist geradezu aus seinem Registrum entnommen. Abgeschlossen aber ist die uns überlieferte Sammlung in der Zeit des Exarchates; das sechste Concil (681) war gehalten, Constantinus Pogonatus (685) regierte. Mit dem Auftreten der Frankenkönige, mit Pippins italienischem Feldzuge, verlor der Liber diurnus einen Theil seiner Brauchbarkeit; diese neuen Verhältnisse sind nicht in gleicher Weise ausgearbeitet worden, sondern man hat sich mit den vorhandenen Formeln beholfen, so gut es ging; manche davon blieben noch Jahrhunderte lang im Gebrauch, aber die grosse Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse, welche unter Hildebrands Einwirkung vor sich ging, verdrängte den Liber diurnus vollends aus dem praktischen Gebrauch. Einzelne Stellen daraus gingen in die kanonistischen Sammlungen des Ivo von Chartres, Gratian u. a. über, das Buch selbst verfiel in tiefe Vergessenheit, bis Lucas Holstenius, der gelehrte Convertit und Präfect der Vaticana, im Jahr 1644 oder 1645 ein Manuscript des 9. Jahrhunderts bei den Cisterziensern von Santa Croce in Gerusalemme auffand. Sogleich erregte es seine ganze Aufmerksamkeit, er schrieb es ab und bereitete eine Ausgabe vor, zu deren Ausarbeitung er sich von dem gelehrten Jesuiten Sirmond das zweite Manuscript ausbat, welches sich in dem Collège de Clermont in Paris befand,

Digitized by Google

und einige Lücken des beschädigten römischen Manuscripts ausfüllte. Schon war die Ausgabe fast vollständig gedruckt (1650), die Erlaubniss der Censur wurde erbeten, aber diese Erlaubniss erfolgte nicht. Holstenius starb 1661, und auch nach seinem Tode blieben die Bemühungen seines Erben, des Cardinal Barberini, erfolglos. Man nahm vermuthlich Anstoss an dem untergeordneten Verhältniss dem Kaiser gegenüber, den demüthigen Schreiben an die Exarchen, der auf den eigenen Metropolitansprengel beschränkten Machtsphäre des römischen Bischofs, allein wenn man auch nicht gern an diese Incunabeln des Papstthums erinnert sein wollte, es waren doch alles längst bekannte Thatsachen. Die eigentliche Klippe bildete das Glaubensbekenntniss des neugewählten Papstes, in welchem neben anderen Ketzern auch der eigene Vorgänger Honorius als Begünstiger der Monotheliten verflucht wird. Das stimmte gar schlecht zu der in Rom behaupteten Infallibilität; gerade desshalb aber griff man bei der damals vorhandenen Spannung in Frankreich um so begieriger danach. Die Stelle war nicht unbekannt und jenes römische Verbot hatte nur die Wirkung, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt um so lebhafter auf diesen Punkt zu richten. Man vermuthete vielfach, dass dieses verbotene Buch noch viele Waffen gegen die römische Hierarchie enthalten müsse. Doch wegen dieser höchst merkwürdigen Verwickelung, auch in Bezug auf die kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Thatsachen selbst, welche sich aus dem Liber diurnus ergeben, müssen wir uns hier begnügen, auf die so lichtvolle und interessante Einleitung zu verweisen, vorzüglich auf das dritte Capitel: Cause de la suppression du Liber diurnus. Ich erwähne nur, dass mitten in dem gelehrten Streit plötzlich mit scheinbarer Unbefangenheit der Jesuit P. Garnier 1680 eine vollständige Ausgabe des französischen Manuscripts gab, dass Mabillon aus der römischen Handschrift Ergänzungen mittheilte, und endlich auch Benedict XIII. die so lange zurückgehaltene Ausgabe von Holstenius mit der falschen Jahreszahl 1658 publiciren liess. Diese Ausgabe ist jedoch ausserhalb Roms kaum bekannt geworden; dagegen wiederholte 1733 G. Hoffmann in seiner Nova Collectio die Ausgabe von Garnier, mit Benutzung von Mabillons Supplementen und Varianten. Die Ausgabe von Riegger, Wien 1762, ist nur ein Abdruck der Garnier'schen.

So fehlte es denn nachgerade nicht an Texten, allein der Kritik blieb noch viel zu thun übrig; die Herausgeber hatten sich nach der älteren Weise durchaus nicht genau an die Handschriften gehalten, am wenigsten Garnier. Auch Baluze, der eine fast vollendete Ausgabe hinterliess, hat einen willkürlichen Text nach den vorhandenen Hilfsmitteln zurecht gemacht. Das ist um so mehr zu bedauern, da die Handschrift des Collège de Clermont nach der Aufhebung desselben verschwunden und verschollen

Digitized by Google

ist, und ebenso eine zweite einst in Frankreich vorhandene Handschrift. Herr E. de Rozière theilt über diese Dinge die genauesten und sorgfältigsten Untersuchungen mit. Nach der glücklichen Auffindung der von Baluze vorbereiteten Ausgabe mit dem Plane einer neuen Publikation beschäftigt, wandte er sich auch nach Rom, um zu erfahren, ob eine Mittheilung des dortigen, jetzt im vaticanischen Archiv befindlichen Manuscripts möglich, ob wenigstens für den Fall einer Reise nach Rom die Benutzung desselben zu erwarten sei, allein er erhielt keine Antwort. Dagegen wurde ihm die genaue Collation dieser Handschrift mitgetheilt, welche die Académie des Inscriptions vor längerer Zeit durch die Herren Daremberg und Renan veranstaltet hat. Hierauf beruht die neue Ausgabe, welche die ursprüngliche Handschrift vollständig, auch in allen ihren Fehlern, wiedergibt, und das ist hier um so rathsamer, da Correcturen sogleich auf einen sehr unsicheren Boden führen. Hinzugefügt aber sind die Varianten von Garnier, Holstenius und Baluze, so wie die Commentare von Garnier und Baluze, dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit auch hier wieder in glänzendem Lichte sich zeigen. Verwandte Formeln, welche die älteren Herausgeber hinzugefügt hatten, bilden Appendices, nebst einigen Dissertationen von Garnier und Noten aus der ersten später umgearbeiteten Redaktion von Baluze. Am Schluss endlich folgen Concordanzen, welche die in den älteren Ausgaben veränderte Folge der Formeln mit der des römischen Manuscripts zusammen stellen.

Ganz unzweifelhaft hat Herr E. de Rozière sich durch diese Ausgabe ein neues grosses Verdienst um die Wissenschaft erworben, und als würdiger Nachfolger des grossen Baluze auf diesem Felde gelehrter Thätigkeit erwiesen. **W. Wattenbach.**

Der Rastatter Gesandtenmord nach den Quellen dargestellt und beleuchtet von Joseph Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Grossherzoglich Badischem Geheimen Regierungsrath. Mit 12 urkundlichen Beilagen. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1869. IV und 52 S. gr. 8.

Ein schwarzer Fleck in der deutschen Geschichte ist der Rastatter Gesandtenmord. Prof. Mendelssohn-Bartholdy will in seiner Schrift über denselben (Heidelberg, bei Bassermann) die Schuld dieser Greuelthat den französischen Emigrirten zuschieben. Das, worüber sich achtungswerthe und intelligente Augenzeugen, wie v. Drais und Harrant, gleich nach der That ausgesprochen haben, was aber auch schon damals meist in anonymen, von be-

Digitized by Google

einflussten Parteizeitungen enthaltenen Artikeln angegriffen und anders dargestellt wurde, soll hier von einem entgegengesetzten Gesichtspunkte aufgefasst und unter Benützung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe begründet werden. Da die gut geschriebene Mendelssohn-Bartholdy'sche Schrift sich als den Vorläufer eines grössern Werkes ankündigt, welches diesen Gegenstand im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte behandeln soll, so ist wohl abzuwarten, was uns diese Materialien für neue Begründungen bieten werden. Einstweilen aber darf man gewiss mit allem Rechte seine Bedenken gegen Anschauungen erheben, welche in der von Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Schrift keinen genügenden Anhalt finden und der Auffassung der ersten deutschen Geschichtsschreiber, von denen wir Schlosser und Häusser nennen, entgegenstehen. Unmittelbar nach dem Erscheinen der Mendelssohn-Bartholdy'schen Schrift erhoben sich auch sogleich Bedenken gegen die Begründung ihrer Ansicht. E. Zandt, Prof. am Lyceum in Karlsruhe, gab eine Schrift über diesen Gegenstand (Karlsruhe bei G. Braun) heraus. In dieser bekämpft er im ersten Theile die Mendelssohn-Bartholdy'sche Behauptung, dass die Emigrirten die Urheber des Rastatter Greuels seien und schliesst dem polemischen Theile seiner Schrift die Aufzeichnungen seines Vaters, des im Jahre 1843 verstorbenen Kirchenrathes und Lyceumsdirektors J. Fr. Th. Zandt, an, welche zum Theile wichtige Angaben von zuverlässigen Augenzeugen enthalten. Bald darauf gab die Bielefeld'sche Hofbuchhandlung in Karlsruhe den urkundlichen Bericht der gesammten Rastatter Friedensgesandtschaft vom Jahre 1799 in einem neuen unveränderten Abdrucke heraus, welcher gewiss zur Unterstützung der Mendelssohn-Bartholdy'schen Schrift wenig geeignet, im Gegentheile ein urkundlicher, theilweise auf Berichten von Augenzeugen ruhender Stützpunkt für eine derselben entgegengesetzte Ansicht sein muss. Die Sache war immer noch nicht zum Abschlusse gekommen. Zandt gibt Bedenken gegen die Mendelssohn'sche Schrift und Aufzeichnungen seines Vaters, der neue Abdruck des Gesandtschaftsberichts erneuert bekannte Materialien, welche die geschichtliche Darstellung zu benützen hat.

Es ist das Verdienst der vorliegenden, höchst schätzenswerthen Schrift, auf durchaus urkundlicher Grundlage und mit Benützung von neuen wichtigen Mittheilungen von Augenzeugen, den historischen Sachverhalt klar und bündig dargestellt und zu einem dem Unbefangenen vollkommen genügenden Endurtheile gebracht zu haben.

Der auch durch eine juristische Abhandlung vortheilhaft bekannte Herr Verfasser, geheimer Regierungsrath Freiherr von Reichlin-Meldegg, theilt seine Schrift höchst zweckmässig in drei Abschnitte. Der erste enthält den Gesandtenmord und die demselben vorangegangenen und nachgefolgten Er-

Digitized by Google

eignisse (S. 1—15), der zweite stellt das Verhalten der österreichischen Regierung dar (S. 15—18) und der dritte (S. 18—38) gibt die Beurtheilung des vorliegenden Falles. Die Darstellung erweckt durch die Zusammenstellung des Kernpunktes mit den vorausgegangenen und nachgefolgten Ereignissen in hohem Grade das Interesse des Lesers. Alles, was irgend zu einem lebensvollen und wahrheitsgetreuen Bilde des Rastatter Meuchelmordes dient, ist hier in logischer Ordnung, theilweise mit Benutzung des Tagebuches eines Augenzeugen, gegeben. Besonders wichtig aber sind die Darstellung des Verhaltens der österreichischen Regierung der Greuelthat gegenüber und die streng juristische, von aller Parteifärbung freie Beurtheilung des Thatbestandes. Wir führen hier das von dem Herren Verf. (S. 22) mitgetheilte Zeugniss eines gewiss zuverlässigen Augenzeugen, des in Lörrach verstorbenen Kirchenraths und Dekans Hitzig, an. »Derselbe befand sich, wie er in Gegenwart des Verfassers erzählte, z. Z. des Gesandtenmordes in Gernsbach im evangelischen Pfarrhause, wo sich Mittags mehrere eingeladene Güste und unter diesen Oberst von Barbaczy (der kommandirende Oberst der Szeklerhusaren, welche die französischen Gesandten mordeten) eingefunden hatten. Kurze Zeit nachher wurde dem letztern ein verschlossenes Schreiben gebracht. Während Barbaczy dasselbe las, wurde er sichtbar aufgeregt, und mit der Entschuldigung dringender Dienstgeschäfte entfernte er sich, bis an die Treppe vom Pfarrer begleitet, dem er, die Hand drückend, sagte: »Ein so unangenehmer Auftrag, wie ich hier erhalten, ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.« Bald erfuhr man im Pfarrhause, dass eine grössere Abtheilung Szekler Husaren (welche damals in Gernsbach einquartirt waren) mit Barbaczy in der Richtung von Gernsbach gegen Rastatt abgezogen sei. Am folgenden Tage, nachdem der Gesandtenmord bekannt geworden, kehrten die Husaren nach Gernsbach zurück; sie machten kein Hehl daraus, dass sie die französischen Gesandten zusammengehauen, sie hatten eine Menge geraubte Gegenstände bei sich, von welchen sie auch mehrere in Gernsbach verkauften.«

Von den zwölf urkundlichen Beilagen heben wir besonders die erste, Schreiben des Freiherrn von Greifenegg, vorderösterreichischen Regierungspräsidenten zu Freiburg im Breisgau, v. 10 Mai 1799 (S. 39) hervor, aus welchem erhellt, dass man österreichischer Seits beinahe unmittelbar nach dem Gesandtenmord die Schuld auf französische Emigranten wälzte, ferner die sechste, ein Schreiben Barbaczy's aus dem Hauptquartier Gernsbach vom 29. April 1799, welcher von „einigen raubsüchtigen Gemeinen" spricht, welche die That „unter dem Schutze der Nacht begangen" und der sich dahin erklärt, dass er „unverzüglich die Verbrecher gefänglich einziehen lasse, die er unter seinem Commando gehabt zu haben Zeit seines Lebens mit innigster Weh-

Digitized by Google

muth fühlen muss", Beilage IX, summarisches Protokoll über die vorläufige Aussage der Kutscher, welche die französischen Minister gefahren, vom 29. April 1799 (am Tage unmittelbar nach dem Morde), nach welchem unter Anderm der Kutscher Jakob Glassner angibt, dass Roberjot auf ungarischen Befehl eines Wachtmeisters oder Korporals zusammengehauen worden sei (S. 49), Beilage XI (Aussage des Bürgers Emanuel Siegriest, Kutschers des Bürgers Jean Debry) welcher nicht nur, wie andere, die Szekler Husaren als die Thäter bezeichnet, sondern sogar ausdrücklich angibt, dass „kein einziger Husar französisch sprach" (S. 51), Beilage XII, Schreiben des Erzherzogs Carl als en chef commandirenden Generals der k. k. Armee an die höhere Behörde aus dem Hauptquartier Stockach vom 2. Mai 1799, in welchem die Stelle vorkommt (S. 52): „Zufolge der mir von dem Herrn Feldmarschalllieutenant von Lospoth (Cospoth) eingeschickten Rapports des Vorpostencommandanten Obersten von Barbaczy und Rittmeisters Burkhard von Szekler Husaren, sind die französischen Minister Bonnier und Roberjot in der Nacht vom 28. auf den 29. v. M. auf dem Wege von Rastatt nach Plittersdorf von den diesseitigen Vorposten zusammengehauen, Jean Debry aber schwer blessirt worden". Nach diesem Schreiben wurde die strengste Untersuchung gegen die Mannschaft, welche sich der Mordthat schuldig gemacht hat, angeordnet und dieselbe gleich in Verhaft genommen.

Die militärgerichtliche Untersuchung wurde auf höheren Befehl sistirt. Die Regierung in Wien übernahm die Auffindung und Bestrafung der Mörder und bis auf diese Stunde sind die Resultate ihrer Untersuchung niemals bekannt gemacht worden. „Professor Mendelssohn, heisst es S. 22, glaubt zwar die bisher dem Auge der Welt verschlossenen Akten in dem k. k. Archive zu Wien aufgefunden zu haben, wir aber bezweifeln sehr, dass er die Untersuchungsakten mit den die Einstellung des weitern Verfahrens motivirenden Belegen dort gesehen, und dass der österreichische Hof diese Akten in perpetuam rei memoriam aufbewahrt habe."

Der Verlust jener Akten lässt sich „durch die auf officielle Aktenstücke und gerichtliche Aussagen gestützten Thatsachen", wie durch die „den Thatbestand in objektiver und zum Theil auch in subjektiver Beziehung feststellenden badischen gerichtlichen Untersuchungsakten und durch die im Verlaufe der Zeit bekannt gewordenen Aussagen von Augenzeugen" gewiss zur Genüge ersetzen.

Es unterliegt darum, wie die ausgezeichnete juristische Beurtheilung im dritten Abschnitte nachweist, keinem Zweifel, dass der Gesandtenmord durch k. k. österreichische Szeklerhusaren der Eskadron des Rittmeisters Burkhard verübt wurde. So sicher es aber ist, dass die Szekler Husaren die abscheuliche That verübten,

Digitized by Google

so kann die weitere, sich auf die intellectuellen Urheber beziehende Frage nicht mit Gewissheit beantwortet werden (S. 32). Erwiesen ist, dass die österreichischen Vorposten die Weisung hatten, auf die französischen Couriere und Gesandten zu fahnden, dass ein Courier verhaftet und seine Papiere in das österreichische Hauptquartier abgeschickt wurden, dass bei der Abreise der Gesandten von Rastatt „eine Abtheilung Husaren — 50 bis 60 Mann — unter Anführung eines Wachtmeisters beauftragt war, sich der Gesandtschaftspapiere zu bemächtigen, dass zu diesem Behufe die Gesandten am Thore so lange aufgehalten wurden, bis die Husaren ausserhalb des Thores am Murgkanal sich aufgestellt hatten, dass die nach Ermordung und Plünderung der Gesandten in die Stadt zurückgeführten Wagen auf Befehl eines k. k. Officiers zur Ettlinger Thorwache gebracht, dort in Gegenwart eines badischen Oberbeamten und des Rittmeisters Burkhard durchsucht und von letzterem die vorgefundenen Schriften in Verwahrung genommen wurden" (S. 32). Die Husaren konnten den erhaltenen Befehl, sich der Papiere zu bemächtigen, überschritten haben. Der Herr Verf. macht aber auch auf „erhebliche Inzichten", welche für das „Gegentheil" sprechen, aufmerksam (S. 34, ff.). Hier ist hervorzuheben, dass nur der Mord der Gesandten beabsichtigt war, dass man ausdrücklich nur nach ihnen fragte und keine andere Person verletzte, dass die von Gernsbach ausgerückten Husaren die Gesandten kaum dem Namen nach kannten, vor Allem aber das höchst zweideutige Benehmen der Officiere Barbaczy und Burkhard, die Straflosigkeit der als Mörder bezeichneten Soldaten, welche Barbaczy gefänglich einzuziehen versprach und nicht verhaftete, die Verfolgung des verwundeten flüchtigen Debry und der Umstand, dass man das Schicksal der Gesandten voraussehen musste, welche man ohne Befehl eines Officiers den „beutegierigen Szeklern" preis gab, die kurz vorher (13. April) in Schaffhausen den schweizerischen Stadtcommandanten Schwarz und dessen Sohn zusammengehauen hatten, weil man sie für Franzosen ansah. Wir wünschen der trefflichen Schrift eine möglichst weite Verbreitung.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Landeskunde von Vorarlberg. Von Dr. Joseph Ritter von Bergmann, Ritter der eisernen Krone III. Classe, kaiserlichem Rathe, Director des k. k. Münz- und Antikencabinets und der k. k. Ambraser Sammlung, wirklichem Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften etc. Mit einer Karte. Innsbruck und Feldkirch. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1868. VIII u. 128 S. 8.

Wir begrüssen in der vorliegenden Schrift eine Musterarbeit gründlicher Topographie eines kleinen und entfernten, aber doch vielfach interessanten Winkels der österreichischen Monarchie, ein schönes Zeichen der Erinnerung, welches der ehrwürdige, den Lesern dieser Blätter wohlbekannte Verfasser „der treue Sohn seines theuren Vaterlandes" seiner engern Heimath gewidmet hat.

Es ist aber zu gleicher Zeit in doppelter Beziehung auch unseren Landsleuten zu empfehlen, einmal weil die historischen Beziehungen unserer südlichen Gaue so vielfach in das bezeichnete Ländchen hinüber greifen und weil das letztre mit seinen anmuthigen Thalgründen, seinen luftigen, aussichtreichen Alpen, seinen wilden Bergschluchten und industriereichen Städten und Flecken gar häufig der Zielpunkt unserer Touristen und zwar mit vollem Rechte geworden ist und gerade diesen die vorliegende Schrift einen willkommenen Führer bildet.

Schon vor 19 Jahren hatte der Verf., einer dringenden Aufforderung folgend, eine topographisch historische Skizze Vorarlbergs erscheinen lassen, welche, auf eigener wiederholter Anschauung während zahlreicher Besuche in der Heimath, sowie auf einer Reihe seiner historischen Forschungen über die mächtigen Grafen von Montfort und Werdenberg, über die freien Walser und die ältesten Verhältnisse des Rheinthales beruhend, mit der Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Treue ausgeführt sind, welche die Arbeiten des Verfassers von jeher auszeichnete und nicht verfehlen konnte, zugleich auf seine Landsleute den günstigsten Eindruck zu machen und den Beifall der Wissenschaft zu erringen.

Diese Arbeit ist nun von demselben zu dem vorliegenden Werke umgearbeitet worden, welches unter den Rubriken Allgemeines, Topographie nach den 6 Amtsbezirken und Dynastengeschlechter Vorarlbergs Alles enthält, was auch die strengste Forderung geographischer, topographischer und historischer Aufklärung von demselben verlangen kann, zumal wenn eine Aufzählung sämmtlicher das Land betreffender Schriften,

Digitized by Google

sämmtlicher aus demselben stammender ausgezeichneter Männer, und zwar nicht weniger als hundert und etliche an der Zahl, und sämmtlicher dasselbe darstellender Karten — von denen eine eigene dem Werke beigegeben ist — (S. 118—128) mit in Betracht gezogen wird.

Der erste der genannten Abschnitte wird mit der Erklärung des Namens Vorarlberg eingeleitet, welchen der Verf. mit Beseitigung des italienischen „monte d'aquila" gewiss mit Recht von „Arle" — pinus montana — ableitet, die am Arlberg bis auf die fast kahle Höhe hinaufkriecht. Es folgt die Beschreibung der Grenzen, zu welchen im Westen das kleine Fürstenthum Lichtenstein herbeigezogen wird, obwohl der Verf. ganz richtig bemerkt, dass es eigentlich nach seiner Lage und ältern Geschichte zu Vorarlberg selbst gehöre; — wäre es aber mit in das Ländchen aufgenommen worden, hätte der Verf. wahrscheinlich weder auf die Zustimmung der Topographen Oesterreichs noch auf diejenige der Beamtung und Landstände des Fürstenthum Lichtenstein — Vaduz — rechnen dürfen.

Auf die Bezeichnung des Flächeninhalts zu 45,22 österreichischen oder 47,27 geographischen Quadratmeilen folgt eine ebenso klare, als interessante Aufzählung und Schilderung der Gebirgszüge und Berggipfel (von denen der höchste, der Piz Buin, Albuinkopf am Rhätikon, 10,431, der niederste, aber meistbesuchte Gebhardsberg bei Bregenz 1883 Fuss ü. M. erhaben ist), der Seen und Flussthäler, endlich die Schilderung des Clima, der geognostischen Beschaffenheit, der Produkte aus dem Pflanzen- und Thierreich. Den Schluss dieser Abtheilung bildet die Aufzählung der Strassen, der Ergebnisse des Handels und der Industrie, der Märkte, Einwohner, Religionsconfessionen, Schulen, Gesundheits- und Armeninstitute, der alten und neuen Eintheilung des Landes, der neuesten Landesordnung und des Landeswappens.

Die zweite Abtheilung enthält in gewissenhaftester Vollständigkeit nach den sechs Amtsbezirken des Landes die Geschichte, Einwohnerzahl, Aufzählung der Schulen, Kirchen und gewerblichen Anstalten Vorarlbergs. Abschnitte, wie die Geschichte von Bregenz, die Beschreibung des Bregenzer Waldes und seines Völkchens sind mustergiltig und die Angabe der auch an dem kleinsten Oertchen geborener oder wirkender verdienter Persönlichkeiten sehr dankenswerth.

Dass auf die noch vorhandenen oder schon verschwundenen Denkmale einer weit zurückliegenden Vergangenheit sorgfältige Rücksicht genommen ist, gehört zu den weitern Vorzügen dieses Abschnittes. Besonders interessant hat Ref. die auf Seite 75 geschilderte Art und Weise gefunden, wie der Verf. durch die Nachfrage nach den Kirchenheiligen (St. Joder und Theodul) auf die von ihm früher behandelte Annahme der Einwanderung der freien Walser aus Wallis geführt wurde.

Digitized by Google

In der III. Abtheilung endlich wird ein historischer Ueberblick über die Dynastengeschlechter im Vorarlberg d. h. die Grafen von Bregenz, „von der Fahne“ (Montfort und Werdenberg), über die Freiherrn von Brandis, die Grafen von Sulz und Sonnenberg, die Edlen (seit 1560 Reichsgrossen) von Hohenems gegeben.

Hier ist denn der Verf. so recht eigentlich in seiner Forscher-Domaine und die Abhandlung ist ein Auszug aus zahlreichen Monographien, in welchen er diese Geschlechter bis in ihre speciellsten Details behandelt hat.

An diese geschichtliche Auseinandersetzung schliesst sich eine andere, nicht minder interessante, die der Erwerbung der Vorarlberg'schen Landschaften durch das Haus Oesterreich und die schon oben erwähnte „Literatur von Vorarlberg“, von deren 60 aufgeführten Werken der Verfasser nicht nur die meisten, sondern auch die bedeutendsten die seinigen nennen kann.

Wo all' dieses als Gegenstand der Besprechung eines Ländchens von nicht 111,000 Einwohnern angeführt werden kann, oder eingeführt zu werden würdig ist, da ist es eine angenehme Pflicht des Ref., selbst grössere Leserkreise, als die Bewohner desselben, auf die Schrift aufmerksam zu machen und zu wünschen, dass dem Verfasser die Musse bleibe, recht bald durch eine ähnliche Forschung sich neue Verdienste zu erwerben.

Mannheim. **Fickler.**

Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg. Photographisch mit erläuterndem Texte dargestellt von Dr. Lorent, Ritter des Zähringer Löwenordens mit Eichenlaub.

I. Abtheilung: Maulbronn, Behenhausen, Hirschau, Alpirsbach und Herrenalb. Mannheim. Druck von H. Hogrefe. 1866. IV und 253 S. 8.

II. Abtheilung: Lorch, Murhardt, Rieden, Oberhofen, Comburg, Faurndau und Oberstenfeld. Ebendas. 1867. VIII u. 350 S. 8.

III. Abtheilung, enthaltend: Blaubeuren (155 S.), Brenz (35 S.), Denkendorf (66 S.), Ellwangen (77 S.) und die Johannis-Kirche und die Kirche des hl. Kreuzes in Schwäbisch-Gmünd (81 S.). Mannheim. Buchhandlung von J. Bensheimer 1869.

Der verdiente Verfasser des voranstehenden Werkes hat schon seit einer Reihe von Jahren der Wissenschaft in einer Weise gedient, die wir sonst nur bei reichen Engländern des vorigen Jahrhunderts zu suchen gewöhnt waren.

Auf zahlreichen Reisen nach Spanien, Italien, Griechenland, Nordafrika, Syrien und Palästina hatte er zuerst als Naturforscher erhebliche Entdeckungen gemacht, später aber, auf chemische Er-

Digitized by Google

fahrungen und vorzügliche photographische Apparate gestützt, Abbildungen der klassischen Bauten zu Athen und auf Sicilien, der pharaonischen Riesenwerke und muhammedanischen Bauten in Egypten und in der Berberei, der Renaissance Bauten zu Venedig und der heiligen Stätten von Jerusalem für die wissenschaftliche Benützung in einer Schärfe und einem Maassstabe herausgegeben, welche diese Abbildungen unter das Vorzüglichste einreihen, was in dieser Art geleistet worden ist. Bei Egypten und Jerusalem hatte derselbe begonnen, den Bildern auch erläuternde Texte anzufügen (derjenige über Jerusalem ist vom k. preussischen Consul Rosen, einer bewährten Autorität für die dortigen antiquarischen Verhältnisse), damit auch den ferner stehenden Beschauern die dargebotenen Bilder sogleich versändlich werden.

Im vorliegenden Werke ist nun der Verfasser aus fernen Ländern in unsere heimischen Gau zurückgekehrt und hat die mittelalterlichen kirchlichen Denkmale, an welchen unser Nachbarland Wirtemberg so reich ist, zum Gemeingute der Wissenschaft und überhaupt der Freunde mittelalterlicher Kunst und Alterthümer gemacht.

So hat das Königreich durch ihn eine neue »Suevia sacra« erhalten, ein Werk, welches ihm bis auf unsere Tage fehlte, welches aber durch seinen Fürsten so anerkannt wurde, dass es dem Verfasser die Auszeichnung durch die Decorationen des Friedrichs- und Kron-Ordens bereitete.

Die Bildwerke, über hundert an der Zahl, liegen uns in doppelter Ausgabe vor, einer Prachtausgabe mit den Originalphotographien des Verfassers und einer für die Anschaffung in grösseren Kreisen durch den billigen Preis geeignetere Vervielfältigung durch Photolithographie.

Erstere gehört zu dem Vollendetsten, was die neue Erfindung geliefert hat und lässt an Schärfe und Klarheit Nichts zu wünschen übrig, was um so dankenswerther ist, als oft das mangelhafte Licht der dargestellten Räume bedeutende Schwierigkeiten verursachen musste.

Die zweite Art der Vervielfältigung ist zwar in den genannten Eigenschaften nicht so vollkommen als die erste, lässt aber doch auch verwöhnten Ansprüchen nur wenig zu wünschen übrig.

So liegt denn ein Bilderatlas vor uns, welcher ebenso durch seine reiche Auswahl, durch die Mannigfaltigkeit der dargestellten Gegenstände, als durch die sorfältige Ausführung gerechten Anspruch an dankbare Anerkennung erheben kann.

Die Bauwerke der in der ersten Abtheilung enthaltenen Klöster gehören theils dem romanischen, theils dem s. g. gothischen Baustile an; die zweite hat meistentheils die Bauten des letztern (Murrhardt, Rieden, Oberhofen) oder gemischten Stils (Lorch, Oberstenfeld); rein romanisch sind Faurndau und Comburg; von den Bauten der dritten Abtheilung gehört Blaubeuren in seinen ältern

Digitized by Google

Theilen dem s. g. gothischen, Brenz, Denkendorf, die beiden Kirchen von Ellwangen dem gemischten Stile an. An Kunstwerken haben ihre besondern Abbildungen der prächtige romanische Leuchter von Comburg und der berühmte spätmittelalterliche Altar von Blaubeuren.

Uebergehen wir nun zu dem Texte des Werkes, so war die Ausdauer des Verfassers um so mehr in Anspruch genommen, als von den wenigsten der behandelten Klöster und Kirchen eigentliche wissenschaftliche Beschreibungen vorhanden waren. In v. Stälins klassischem Werke sind zwar bis zum 13. Jahrhundert die Angaben über die ältere Periode ihrer Geschichte enthalten; aber für die spätern Zeitläufe musste aus mannigfachen zerstreuten Berichten ein Ganzes zusammengesucht werden. Von Alpirsbach war ausser der Stiftungsgeschichte gar wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen; Ref. brachte zum erstenmale einige Beiträge zur Ge-Geschichte dieser im zwölften Jahrhundert gestifteten Abtei in ein Ganzes und der Verfasser gesellte dieselben seinen eigenen Arbeiten zu.

Maulbronn, der erste Aufsatz des ersten Bandes, hat in der Abhandlung über den Benedictiner- und Cistercienser-Orden eine treffliche Einleitung, welche das körperliche und geistige Leben der beiden aus der nemlichen Wurzel hervorgegangenen und doch so manigfach unterschiedene Blätter, Blüthen und Früchte treibenden Mönchsgesellschaften eingehend behandelt. Wer des Verf. Ansicht von der Ableitung des Namens Maulbronn als »Maulthierbrunnen«, die freilich durch frühmittelalterliche Embleme und Sagen belegt ist, etwa nicht theilt, findet die einfachere als »Mühlenquelle« doch auch angegeben, und wenn auch nicht gerade durch das freundliche Thälchen, in welchem das jetzige protestantische Seminar liegt, eine von Maulthieren befahrene Römerstrasse ging, so zog sie doch in der Nähe vorüber und mit den unfern von Maulbronn gefundenen Altären mit den Götterbildern Apollo, Hercules, Minerva Vesta und Merkur, Minerva, Vesta, Diana, hat es seine Richtigkeit.

Die Aufnahme des Klosters nach seiner Verpflanzung von der ursprünglichen Stätte in Eckerweiher an die gegenwärtige Stelle (um 1150 durch Bischof Günther von Speier), der rasche Verfall seiner Finanzen in den Fehden der letzten Hohenstaufenzeit und und des Interregnums, der Streit der Pfälzer Kurfürsten und der Grafen von Wirtemberg um die lockende Schirmvogtei, die Reformation durch die letztern Herren und der Wechsel zwischen katholischen und evangelischen Aebten während des schwankenden Kriegsglücks im dreissigjährigen Kriege sind S. 19—43 erschöpfend geschildert.

Es folgt S. 45 die Schilderung der alten Abtei als Klosterschule. — Einige Uebersehen oder Druckfehler, wie S. 43 wo Elisabeth Charlotte von Orleans die Tochter statt Schwester des letzten Kurfürsten der Pfalz aus der Linie Simmern genannt, der Beginn

Digitized by Google

des Pfälzerkrieges auf 1682 statt 1688 angesetzt wird, kann der Leser leicht verbessern und Ref. erwähnt sie nur, um dem Verf. das Interesse zu bezeigen, welches er an seinem Werke genommen hat. Die darauf folgende Beschreibung der Klostergebäude, der Kirche und Kreuzgänge (bis S. 65) ist so, wie sie von einem gewiegten Kenner der mittelalterlichen Baustile erwartet werden durfte.

Es folgt nun von Seite 87 bis 122 die Geschichte und Beschreibung des Cisterzienser Klosters Bebenhausen, unfern der Universitätsstadt Tübingen.

Bebenhausen ist unserm Lande und unsern Tagen besonders bedeutsam geworden. Der reiche Urkundenschatz des Klosters, einst vor den Schrecken der Säcularisation, oder des dreissigjährigen Krieges nach Salem geflüchtet, ist durch die badischen Beamten des Carlsruher Archivs, vorab den wackern Dambacher, zuerst zum Gemeingute der Wissenschaft gemacht worden und der jetzt regierende König hat — vielleicht gerade durch das Werk des Verf. aufmerksam gemacht — den fast verödeten Kloster- und Herrensitz wieder zu zeitweiligem Sommeraufenthalt restauriren lassen.

Daher wird ein Theil der Beschreibung der Klostergebäude, welche der Verf. S. 71—102 der Geschichte des Klosters vorausgeschikt hat, jetzt nicht mehr ganz zutreffend sein, aber die Restaurationen werden mehr dem Charakter der ursprünglichen Zeit entsprechen, als diejenigen, welche das XVI. bis XIX. Jahrhundert über die alten Ueberreste verhängen konnte und den Zustand, welcher der neuesten Restauration vorausging, dargestellt zu haben, wird immerhin ein Verdienst des Verfassers bleiben.

Die Geschichte der klösterlichen Stiftung, welche der Verf. als ein Palladium und zugleich Mauseleum des Gründers, Rudolph I., Pfalzgrafen von Tübingen bezeichnet, ist von ihrem Beginne an — um 1189 bis 1807 in allgemeinen Umrissen, welche Crusius und Besold, Schmid's Pfalzgrafen von Tübingen, die wirtembergischen Jahrbücher von 1846 und die Beschreibungen von Klunzinger und Leibnitz's, erhebliche mündliche Mittheilungen zur Grundlage haben, S. 102 bis 122 lichtvoll dargestellt.

Es folgt S. 123—172 Hirschau, die durch Uhlands Muse gefeierte, von den Touristen aller Länder vielbesuchte Benedictiner Abtei.

Hier lag eine Reihe älterer Geschichtschreiber vor, an deren Spitze Johann von Trittenheim, Abt von Spanheim, mit seinen 1495 begonnenen Annales Hirsaugienses steht, und welche dann der nächste Vorgänger des Verfassers H. Zahn (1860) abschliesst. Ueber die Geschichte der Trittenheim'schen Handschrift, welche der zum Administrator von Hirschau ernannte Weingartinsche Conventual Wunibald Schweizer nach St. Gerold in Vorarlberg flüchtete hat in den letzten Tagen Ritter v. Bergmann in seiner Kunde von Vorarlberg und in seiner Biographie dieses Prälaten interessante Aufschlüsse

Digitized by Google

gegeben (Mittheilungen der Centralcommission etc. Wien Gerold S. LIX ff. S. o. S. 610 ff.), aus welchen sich schliessen lässt, dass die erste Bearbeitung der Annalen vielleicht in der Vaticana zu Rom zu suchen sein dürfte. —

Nach der Geschichte folgt S. 156—172 die Beschreibung und zwar ebensowohl der auf dem rechten Ufer der Nagold befindlichen ältesten Kapelle des hl. Aurelius, als des vom hl. Wilhelm erbauten Klosters mit seinem mächtigen Campanile, seinen spätgothischen Kreuzgängen, dem noch spätern herzoglichen Jagdschlosse und der zum Gottesdienste eingerichteten Marien-(Riesen-)Kapelle. S. 173 bis 216 hat der vom Referenten gemachte Versuch, aus den zerstreuten Notizen, die ihm zu Gebote standen, eine Geschichte und Beschreibung des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde zu geben, einen ehrenvollen Platz gefunden. Ref. kann dem auf S. 193 und S. 216 Gesagten hinzufügen, dass die Alpirsbacher Glasgemälde — meist von der Renovation des Abts Hieronymus (1480 bis 1490) herrührend in der königlichen Alterthumssammlung zu Stuttgart sich befinden und dass die Bruchstücke der romanischen Glasgemälde aus dem XII. Jahrhundert im Schlusshefte (XII) der Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern und zwar mit Deutung der beiden — Kirchenthüren tragenden — Laien auf Rotmann von Hausach und Alwic von Sulz, die Mitstifter des Klosters, vom Grafen Rudolf von Stillfried = Alcantara abgebildet worden sind. (Berlin. Ernst und Korn 1867.)

Den Schluss des ersten Bandes bildet (S. 217—253) das Kloster Herrenalb. Dieses Cistercienser Kloster hat weniger Baureste und eine einfachere Geschichte als seine Genossen. Die letztere stützt sich theilweise auf die in der Zimmernschen Chronik erzählten Gespenstergeschichte im Walde Stromberg, auf v. Krieg's Geschichte der Grafen von Eberstein, die auf Quellen beruhende Oberamtsbeschreibung von Neuenbürg und eine Localbeschreibung von Staiger.

Aus ihnen und dem reichen Schatze der von Dambacher in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins veröffentlichten Urkunden des Klosters eine beglaubigte Geschichte zusammenzustellen, wäre ein verdienstvolles Unternehmen, auf welches wir die durch ihre Herren- und Landesgeschichte zunächst berührten badischen Forscher aufmerksam machen wollen.

Das S. 245 vom Verfasser beschriebene Grabdenkmal des am 5. Mai 1431 Markgrafen Bernhard von Baden gibt derselbe übereinstimmend mit den badischen Geschichtschreibern als Kenotaph aus. Ob es ursprünglich ein solches war, verlohnte sich der Mühe einer nähern Untersuchung. In dem um jene Zeit entbrannten Streite des Klosters, ob unter des gewaltthätigen Markgrafen, ob unter des Wirtemberger Schutz es sich besser stelle, konnte — etwa durch eine besondere Stiftung — Bernhard wohl eine Grablege erhalten, schwerlich aber die Ehre eines vom Kloster gesetzten,

Digitized by Google

oder von Bernhards Erben demselben bei den feindseligen Mönchen gestifteten leeren Grabdenkmals.

Der zweite Band enthält die Klöster und Kirchen von Lorch, Murrhardt, Rieden, Oberhofen, Comburg, Faurndau und Oberstenfeld.

Von diesen ist Lorch als Grablege der staufischen Kaiser und Herzöge von besonders bedeutsamer Geschichte, die S. 1—65 mit derjenigen des genannten Kaiserhauses in sicheren Umrissen gegeben ist. Als Grundlage derselben dienten ausser den Arbeiten von Crusius, 1595, Petri, 1699, Pfaff, 1728, Sattler, 1757, von Hochstetter, 1790, Prescher, 1804, Baumeister, 1805, Pfahl, 1808, Élest, 1806, von Stälin 1841 u. A. die Quellenwerke von Befold und die unter dem Namen »das rothe Buch« bekannte Copialien-Sammlung des Klosters aus dem 15. Jahrhundert. Von S. 76 bis 113 folgt die eben so sorgfältige als wissenschaftlich genaue Beschreibung der noch im ehemaligen Kloster vorhandenen Ueberreste.

Das Kloster und die Walderichskapelle von Murrhardt führt den Verfasser in eine Periode der deutschen Geschichte hinauf, die jetzt nur mittels des Grabscheits und der dichtenden Sage zu eruiren ist, in die Zeit der Römerherrschaft in Germanien, von welcher gerade bei Murrhardt unverkennbare Spuren vorhanden sind, wenn wir auch der etymologisirenden Dichtung, dass das bei dem »Burgäckerle,« einem fast sichern Namen für eine Oertlichkeit mit römischen Trümmern, gelegene Sigelsberg eigentlich Siegilsberg heissen und einen Sieg der Chatten über die Römer bedeuten solle (S. 119), aus nahe liegenden Gründen keine Zustimmung zu geben vermögen. Wie Ausserordentliches überhaupt der etymologische Wiz namentlich im vorigen Jahrhunderte geleistet hat, mag auch die S. 124 angeführte Ableitung von Schluchtern, Schlüchtern, Sluohderin, von locus solitarius bezeugen.

Die Gründungsgeschichte des Klosters Murrhard, angeblich 817, ist zwar zweifelhaft, doch ist sein Bestand seit 993 u. 999 urkundlich gesichert und beginnt seine Abtsreihe mit dem Jahr 1027. Die geschichtlichen Verhältnisse sind bis S. 150 eingehend behandelt; ihr folgt bis S. 177 die Beschreibung der Abts-Kirche und Walderichskapelle mit ihren Denkmälern. Bei letzterer ist hervorzuheben, dass sie für Katholiken und Protestanten gemeinsame Wallfahrtstätte ist, in deren Opferstock — der die heilende Kräfte seiner frühern Gestalt als Sitz des Heiligen ererbt haben soll — oft 3—4 Napoleonsd'or unter geringern Geldsorten sich vorfinden.

Die Kirche von Rieden, ein spätgothisches Bauwerk, dessen Vorgeschichte im Dunkeln liegt ist bis S. 194 behandelt; das Stift Oberhofen bis S. 215. Der Geschichte des letzteren ist eine Darstellung der regulirten Chorherren vorausgeschickt.

Digitized by Google

Das Ritterstift Comburg bei Hall hat S. 218—249 seine Geschichte, von da bis S. 285 seine Beschreibung gefunden. Ist diese schon durch dessen romanische Grundlagen und Ausführungen dem Forscher interessant, so ist sie es insbesondere durch die oben erwähnte, sorgfältige Beschreibung, welche einer Seltenheit der romanischen Bauperiode, dem Kronleuchter des Abts Hartrig gewidmet ist. Diese Zierde der alten Abtskirche, vom Anfang des XII. Jahrhunderts, gehört zu den bedeutsamsten Werken des christlichen Kunsthandwerks im Mittelalter und verlohnt ganz allein schon eine Reise zu diesen altehrwürdigen Ueberresten.

Mit der Geschichte und Beschreibung des noch ins neunte Jahrhundert hinaufreichenden, ursprünglich zu St. Gallen gehörenden kleinen Klosters Faurndau (S. 287—305) dessen Stiftskirche wohl vom Ende des XII. Jahrhunderts stammt und des Stiftes Oberstenfeld (bis S. 349) schliesst der zweite Band. Da das letztere als Fräuleinstift bis auf den heutigen Tag existirt, also seit dem (freilich unechten) Stiftungsbrief von 1016 eine Geschichte von neunthalb hundert Jahren hat, so musste dieser Theil des Werkes anziehender ausfallen, als bei der Bescheidenheit der dortigen Verhältnisse vermuthet werden könnte.

So weite Verbreitung denn nun die beiden ersten Bände verdient hätten, musste doch, wegen des für Private immerhin etwas hohen Ankaufpreises dieselbe hinter den gerechten Anforderungen zurückbleiben. Der Herr Verf. hat desshalb bei dem 3. Bande die für den kaufmännischen Betrieb gewiss vortheilhafte Einrichtung getroffen, dass derselbe in fünf besondere Schriften: Blaubeuren, Brenz, Denkendorf, Ellwangen und Schwäbisch-Gmünd abgetheilt ist, um in jedem der bezeichneten Orte mit den betr. Photographien als Führer zu dienen, und von den Besuchern ohne grosse Belastung der Reisekasse angeschafft werden zu können.

Wir erwähnen sie nach alphabetischer Reihenfolge.

Bei Blaubeuren (156 S.), zu dessen Geschichte und Beschreibung nicht weniger als 27 Monographien benützt worden sind, hat der Verfasser in glücklicher Weise ein sonst nur als Reminiscenz des vergangenen Jahrhunderts und heute wohl einzig dastehendes Beispiel der Schwierigkeiten angeführt, auf welche ein uneigennütziger, ja opferbereitwilliger Forscher in solchen Dingen stossen kann. Der dortige königliche Beamte, Cameralverwalter von Heider, legte seiner Forschung und der Abbildung des berühmten Altars ein Veto entgegen, welches nur das Machtwort seines Königs aufheben konnte.

Der eigentlichen Geschichte und Beschreibung ist hier auch eine dankenswerthe Schilderung der Gegend bei der romantischen Quelle der Blau, des sog. Blautopfs (S. 2—8) vorausgeschickt. Bis S. 61 ist die Geschichte des Klosters mit seinen katholischen

Digitized by Google

und von 1649 an protestantischen Aebten, bis S. 104 die Beschreibung der Kirche und von da ab bis zu Ende die eingängige Beschreibung des in der Kunstwelt so berühmten Prachtaltars, welcher durch die Kunstanschauung des kundigen Hassler gegen den theilweisen Widerspruch Lübke's, und der Chorstühle, welche durch eine Inschrift auf Meister Georg Sürlin (den Vater) zurückgeführt ist.

Die Pfarrkirche von Brenz, einem kleinen Dörfchen des Oberamts Heidenheim, wahrscheinlich der Familienheimath des gleichnamigen wirtembergischen Reformators, führt den Verfasser wieder in die durch zwei Inschriften, angeblich aus der Umgebung, beglaubigte Römerzeit zurück. Die mit den Güssen von Güssenburg und ihren Rechtsnachfolgern, den Grafen von Wirtemberg beginnende Geschichte ist natürlich dürftig. Desto reicher ist der beschriebene Schmuck, der romanischen Kirche mit jenen Thiergestalten, Frazen u. s. f. gegen deren Verwendung als Kirchenschmuck Bernhard von Clairvaux so sehr eiferte (S. 2).

Die Stiftkirche zu Denkendorf, gegründet von den Herrn von Erlickheim, gaben dem Verfasser Veranlassung die Geschichte der Chorherren des hl. Grabes von 1099 bis zu deren modernen Nachbildung in unsern Tagen zu behandeln (S. 2—6).

Diesem Orden nemlich wurde die Stiftung zu Denkendorf gewidmet, dessen Propst Conrad schon 1124 in einer Bulle Honorius II. erwähnt wird, und sie dauerte nach dem Frieden von Osnabrück und Münster, der ihm bleibend reformirte Pröpste brachte, als Pfründe reformirter Prälaten bis in unsere Tage. Ihre Geschichte ist nach sämmtlichen vorhandenen und S. 65—66 aufgeführten Quellen von S. 23—34, die Beschreibung der romanischen Kirche von S. 35—65 erschöpfend gegeben. —

Die beiden letzten Hefte enthalten die Stiftskirche zu Ellwangen und zwei Kirchen der Stadtgemeinde zu Schwäbisch-Gmünd.

Von ersterer geht die Geschichte der Sage nach bis in das VII. Jahrhundert zurück, urkundlich freilich nur bis 814; die romanischen aber noch im XVIII. Jahrhundert im Zopfstil übel zugerichteten Bauten (S. 35) dürften noch ins XI. Jahrhundert hinaufreichen. Eben so interessant ist die Beschreibung der letztern, als die auch in die allgemeine Reichsgeschichte mannigfach verflochtene Geschichte der gefürsteten Propstei, welche u. A. unter lebhaftem Proteste der Chorherren von dem Grafen von Hohenlohe, dem Gustav Adolph sie versprochen, Kanzler Oxenstierna geschenkt hatte, durch seinen Mandator den Freiherrn von Berlichingen bis zur Schlacht bei Nördlingen in Besitz genommen wurde. (Vg. S. 21.)

Die beiden Kirchen von Schwäbisch-Gmünd endlich sind die des hl. Johannes und zum hl. Kreuze. Der Beschreibung beider geht die Geschichte der kleinen Reichsstadt voraus, die gleichwohl »im Schwedenkriege« eine Belagerung ausgestanden hat.

Digitized by Google

Die mitten in der Stadt gelegene Johanniskirche setzt der Verf. mit Lübke in die letzte Zeit des romanischen Baustils im XIII. Jahrhundert, nicht in die erste Hälfte des XII., wie Domdekan v. Janmann angenommen hatte.

Ihre Beschreibung ist u. A. auch durch die bunten Sagen bedeutsam, die sich an die in derselben befindlichen Bildwerke anknüpfen.

Die Einbauten und Anbauten aus der spätgothischen Zeit und aus der Jesuitenperiode bilden mit dem Hauptbaue ein buntes Gewirre, in welchem der Verfasser durch seine Beschreibung ein treuer Führer ist.

Auf romanischem Baue, dessen Brüchstücke sich noch verfolgen lassen, ist die Kirche zum hl. Kreuze in Spizbogenform umgebaut worden, eine Arbeit, welche durch ansehnliche Privatstiftungen im XIV. Jahrhundert und namentlich durch Beihilfe des Propstes Heinrich von Schöneck, Bischofs von Augsburg, der wegen anstössigen Lebenswandels, sicherer wohl als Anhänger Ludwigs des Baiers, 1348 vom Papste abgesetzt wurde, ermöglicht und von Heinrich von Gemünd ausgeführt worden ist, einem aus Boulogne stammenden Baumeister, dessen Sohn Peter von Carl IV. nach Prag berufen, die dortige Domkirche auf dem Hradschin vollendete.

Auch bei diesen städtischen Bauten hat in Geschichte und Beschreibung der Verf. die gleiche Sorgfalt bewährt wie bei den früher erwähnten Klosterstiftungen und es hat durch sein Werk, wie gesagt, Wirtemberg jetzt eine künstlerisch-antiquarische Suevia sacra erhalten, welche auch in den Nachbarländern Nachahmung verdient, dem Verf. aber den Dank aller Freunde schwäbischer Specialforschung sichert. Möge sein Werk durch fleissigen Gebrauch einerseits den beabsichtigten Nutzen stiften, andererseits ihm seine Mühe und Opfer wenigstens einigermassen lohnen.

Mannheim. **Fickler.**

Krause, J. H., die Byzantiner des Mittelalters in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben, insbesondere vom Ende des zehnten bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach den byzantinischen Quellen, Halle 1869.

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, dass man sich der Beschäftigung mit jenem Reiche mehr und mehr zuwendet, dessen Hauptstadt Constantinopel war, heute Stambul, ehemals Byzanz geheissen. Das türkische Regiment geht einer Metamorphose entgegen, die, indem sie es seine türkische Abkunft verleugnen lehrt, zu Einrichtungen führt, die den Einrichtungen verwandt sind, welche die Bedingung des Reiches in der Zeit vor der Türkenherrschaft waren. Es ist nur sehr unwahrscheinlich, dass die Westmächte von

Digitized by Google

ihrer Protektion einmal Freude haben werden, dagegen viel wahrscheinlicher, dass die Türken nach Art der Schoosskinder einmal sich weigern werden ihre Verpflichtungen anzuerkennen. Diejenigen Politiker, die die Schlachtfelder der Zukunft in Asien suchen, mögen ihren Horizont beschränken; man wird sie darum nicht tadeln. Venetianer und Genuesen befehden sich nicht mehr auf jenem Punkte, dafür hat die Geschichte gesorgt; aber sie hat die Franzosen und Engländer zum Schutze der Stadt der Sultane gerufen. Werden diese, die das Oberwasser haben, oder werden die Russen einmal in den Besitz derselben kommen, oder wird von Innen heraus, seitens der Wallachen oder der Griechen eine neue definitive Ordnung daselbst errichtet werden?

Was die Geschichte bringen wird, mag ihr überlassen bleiben; aber was sie gebracht hat, ist ein Gegenstand der Untersuchung, würdig, unseren Geist zu beschäftigen Der Verfasser des oben erwähnten Buches hat S. 201 die Ansicht geäussert: „Ein Glück für die Existenz des byzantinischen Reichs war es gewiss, dass die beiden grössten Seemächte, Venedig nnd Genua, aus Rivalität stets mit einander in Feindschaft lebten, und sich auf alle Weise gegenseitig zu schmähen suchten. Denn hätten sie sich vereinigt, einen Freundschafts-Bund und eine Kriegs-Allianz abgeschlossen, so hätten sie leicht, wenn dies ihre Aufgabe gewesen wäre, es vermocht Constantinopel zu erobern und das byzantinische Reich in Besitz zu nehmen". Gegen das, was hier der Verfasser bemerkt, lässt sich nichts einwenden, weil die Probe fehlt. „Durch diesen Akt wäre, fährt er fort, die Geschichte des Orients im Mittelalter eine ganz andere geworden". Das können wir dem Verfasser nicht glauben, aus zwei Gründen nicht, erstens nicht, weil, wenn die beiden Mächte im besten Falle, im Falle des Friedens nämlich, es auch erobert hätten, sie vermöge der unausrottbaren Zwietracht sich desselben wieder entäussert haben würden. Sie hätten ihrerseits wieder einen Kaiser eingesetzt. Der zweite Grund ist dieser. Sie hätten sich in das Dilemma gebracht, entweder zu einer gemeinsamen Nationalität zusammen zu gehen, und Constantinopel zu ihrer neuen Metropole zu erheben, oder aber, da einmal die Türken sich langsam vorschoben, aufs Neue von diesen gegeneinander gebraucht zu werden. Jenes Erstere wäre eine Unmöglichkeit gewesen, weil der Versuch dazu so viel geheissen hätte wie: Brechen mit der eigenen Vergangenheit. Das mag einem Einzelnen schon gelungen sein, gelingt aber keinem Volke! Für das Andere boten sich, wie angedeutet, schon unter den Paläologen Belege zu Beobachtungen.

Drittens, möchten wir sagen, hatten schon die Flamingen im dreizehnten Jahrhundert den Beweis geliefert, dass es die Herrschaft über Constantinopel nur ausnahmsweise und vorübergehend einem Einflusse, der von Westen käme, unterworfen werden könnte.

Digitized by Google

Dass endlich die Venetianische Macht und die Macht der Genueser zurück ging, hat in einem Uebelstande seine Ursache, dessen Erörterung gerade nicht nothwendig hierher gehört. Dafür gehört die Erörterung hierher, warum die byzantinische Herrschaft schliesslich durch die Türken zu Grunde gehen musste? Die Antwort gibt die Erwägung, dass das byzantinische Reich als der Erbe der altrömischen Civilisation auch solidarisch mit dem Endschicksale des alten Reiches war. Die Könige der Gothen bez. Longobarden hiessen die Nachfolger der alten Kaiser, die Sultane sind die Nachfolger der byzantinischen gewesen.

Möge es anlässlich des äusseren Charakters der byzantinischen Geschichte hierbei sein Bewenden haben! Es möge nunmehr erlaubt sein, mich auch über eine wichtige Erscheinungsform der inneren Entwickelung mit dem Verfasser auseinanderzusetzen! Aus der Einleitung, wo er die Staats- und Privatverhältnisse des byzantischen Reichs mit denen der neueren europäischen Monarchien in Parallele stellt, erfahren wir, dass jenes manches Uebel nicht hatte, was diese belastet. S. VII u. f. Er rechnet dahin die Abwesenheit der Anleihen, und der Staatsschulden; zweitens die Abwesenheit des Bedürfnisses oder der Versuchung zu Auswanderungen; endlich den Mangel eines Proletariats. „Lassallische Arbeiter-Associationen, bemerkt er, wären hier vollends als Thorheit erschienen, und zur Unmöglichkeit geworden". — Was den letzten Punkt betrifft, so ist das sehr erklärlich, weil in Byzanz das Associationswesen durch die Klöster dargestellt wurde, und diese, die heute Manchem als Thorheit erscheinen mögen, damals für Weisheit passirten. Von einer Unmöglichkeit Lassallischer Association mit Anwendung auf jene Zeit zu reden, ist sehr leicht nicht aber den Grund dafür zu finden. Die Klöster befriedigten für damals das Bedürfniss, wofür man heute nach einer nichtklösterlichen Abhülfe sucht. Die Fähigsten, die heute auf der Tribüne erscheinen, fanden damals durch die Klöster Gelegenheit, ihrem Drange nach Bethätigung ihrer Neigungen, sofern diese sich mit den socialen Interessen berühren, zu genügen. Nun können aber die Volksauftritte in den Strassen der Hauptstadt besonders in der Zeit nach Manuel ihre socialistische Richtung doch nicht verleugnen.

Abgesehen von diesen Bedenken gegen den historisch-politischen Standpunkt des Verfassers, die wir glaubten voranschicken zu müssen, finden wir sein Buch vollkommen seiner Bestimmung würdig, als Führer in die Geschichte jener Kaiserperiode zu dienen, und in seiner Ausführung gelungen. Es ist kein leichtes Unternehmen, in die reichhaltige Menge der antiquarischen Materialien klare Ordnung zu bringen, und ebenso wenig ein verdienstloses weil die Kaiserperiode die monarchische Hierarchie der Staaten der neueren Geschichte vorbereiten half ohne ihren altrömischen Ursprung zu verleugnen. Es gehörte die ganze Vor-

Digitized by Google

urtheilslosigkeit, wie sie der Verfasser bethätigt hat, dazu, ein Buch zu schreiben, das ebenso geeignet ist, über die spätere Geschichte der modernen Staaten zu orientiren wie ein letztes Licht auf die untergegangene Welt des alten römischen Reiches zu werfen.

In letzterer Beziehung folgte der Verfasser einem richtigen Gedanken, als er sein Capitel über das Studium der Astrologie, den Glauben an fatalistische Vorherbestimmung, an Prädestination, an Prophezeihungen u. s. w. noch seinem Buche hinzufügte. S. 396. Diese Gewohnheiten haben die Byzantiner jedenfalls mehr einer alten Erbschaft aus dem Westen, als der Berührung mit den Türken zu danken gehabt, wenn anders nicht beides Lehre und Anleitung für sie war.

In Bezug auf die Fähigkeit, über den Apparat zu orientieren, den die westlichen Monarchien, wir denken hier vorzugsweise an die französische, herübernahmen, enthält das Buch ein umfangreiches Kapitel über Aemter und Beamte, S. 206 u. ff. Ein Reflex des Mechanismus, wie ihn besonders Justinian I. begründet und Basilius der I. zum selbstständigen Ausdruck des mittelalterlichen Griechenthums ausgeprägt hatte, enthält das erwähnte Kapitel eine überraschende Uebersicht über die Arbeitsfächer, worein sich die politische und kirchliche Regierungsthätigkeit zerlegt hatte. Namentlich ist noch hier Alexius I., der Vater der berühmten und gelehrten Princessin Anna Kommena, wegen der Einführung neuer Titel zu erwähnen (vgl. S. 211). Der Verfasser der sich dem Material für eine Geschichtsperiode von 1000 Jahren gegenüber sah, hat seinen Forschungen eine zweckmässige Beschränkung gegeben. Die Zeit vom zehnten Jahrhundert ab, welches die Epoche der Macedonier bedeutet, war am geeignetsten, die Abfassung eines Buches von der Art, wie das seinige zu begünstigen. In diesen Jahrhunderten sind die altrömischen Vorstellungen, die die früheren nicht ganz verleugnen, einigermassen zurückgetreten.

Eine der schwierigsten Aufgaben, die dem Geschichtschreiber der Byzantiner entgegentreten, ist die Periodeneintheilung. Indem nun der Verfasser sich die Grenzen vom zehnten Jahrhundert steckt, hat er, obwohl nur die antiquarische Forschung ihn beschäftigt, sich zugleich aber noch mit der Frage berührt, nach welchen Gesichtspunkt die Geschichte jenes tausendjährigen Zeitraums einzutheilen ist? Mit dem zehnten Jahrhundert beginnt die Regierung der Kaiser aus dem Hause des Basilius, nur dass dieser noch dem neunten angehört. Aber sein Enkel Constantin VII. steht auf der Schwelle des zehnten. Der Ansatz dieser Epoche ist für sich klar; auch sind die Gründe dafür unschwer zu finden. Wie geht es nun aber zu, dass der Verfasser in seiner Einleitung (S. XX) die Berechtigung dieser Epoche verkennt. Wir wollen nicht auf die Erörterung, die besser anderswo ihren Platz fände,

Digitized by Google

eingehen, und nur im Allgemeinen bemerken, dass es logisch gewesen wäre, die Grenzen der Darstellung und den geschichtlichen Standtpunkt mit einander in genaueren Einklang zu bringen.

Obwohl wir uns nur kurz haben fassen wollen, so sind wir uns doch bewusst, über die Grenze hinausgegangen zu sein, welche derjenige einzuhalten genöthigt wird, der ein Publikum unterhält, welches blos die Novitäten als solche controlirt. Wir sind auf einige Punkte eingegangen, über die auch der Wissenschaft zu orientiren nahe liegen musste.

Im Uebrigen dürfen wir dem Verfasser das Lob nicht vorenthalten, mit einer gewissen Virtuosität die Combinirung der so zerstreut liegenden Materialien erstrebt zu haben. Ist die glatte Darstellung in solchen Fällen ein Verdienst, das dem Verfasser gehört, so liegt in den Materialien selbst ein Reiz, der für sich spricht. Und an derartigen Materialien ist das oben erwähnte sehr reich.

Heidelberg. **H. Doergens.**

Friderici Ritschelii Opuscula Philologica. Volumen II. Ad Plautum et grammaticam Latinam spectantia. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. XXIII und 813 S. in gr. 8.

Der erste Band dieser Opuscula ward in diesen Jahrbb. 1867 S. 283 ff. 477 ff. angezeigt und Umfang und Charakter dieses Unternehmens angegeben. Wenn dieser erste Band lauter Abhandlungen und Aufsätze enthält, welche auf die griechische Literatur sich beziehen, so sollte ein zweiter Band Alles dasjenige enthalten, was auf die römische Literatur sich bezieht, insbesondere alle die einzelnen und zerstreut in Programmen oder Zeitschriften erschienenen Untersuchungen, welche auf Plautus, Terentius und Varro sich beziehen. Es ergab sich aber bald, dass diess Alles in Einem Bande zusammenzufassen nicht möglich war, und so ist nun eine Theilung erfolgt, wornach das, was auf Plautus zunächst, und auf einzelne, mit den plautinischen Studien mehr oder minder in Verbindung stehenden Punkte der lateinischen Grammatik sich bezieht, in dem vorliegenden, mit den Registern über achthundert Seiten starken Bande enthalten ist, das Uebrige aber aus dem Gebiete der römischen Literatur einem dritten Bande vorbehalten bleibt, während das Epigraphische, das nach dem ursprünglichen Plan den dritten Band bilden sollte, nun einen vierten füllen wird. Das philologische Publikum kann sich zu dieser Erweiterung des ursprünglichen Plans nur Glück wünschen, da ihm auf diese Weise nicht blos vollständig Alles geboten wird, was vereinzelt und in akademischen Programmen, die doch nur einem kleineren Kreise ihrer Natur nach zugänglich sind, erschienen war, sondern auch selbst

Digitized by Google

in ausgedehnterer Weise, als es bei dem ersten Bande der Fall ist, der Verf. den Werth dieser Abhandlungen durch einzelne Zusätze erhöht hat, von welchen nur wenige Seiten im Ganzen frei geblieben sind. Es ist diess ein Punkt, den wir besonders glauben hervorheben zu müssen, indem wir nun bei so Manchem, wo die Ansichten des Verfassers auf Widerspruch gestossen oder auch durch neue Entdeckungen und Forschungen namentlich des Verfassers selbst, erweitert und beseitigt worden sind, von dem Verfasser in einzelnen längeren oder kürzeren Bemerkungen, welche durch eckige Klammern eingeschlossen sind, darüber die nöthigen Aufschlüsse erhalten und somit in den Stand gesetzt sind, des Verf. Ansichten in ihrem Verhältniss zu der früheren Forschung kennen zu lernen. In den meisten Fällen ist dadurch freilich nur eine Bestätigung des Früheren gewonnen worden; es kann aber die Berücksichtigung dessen, was seit der ersten Veröffentlichung darüber von andern Gelehrten geschrieben worden war, uns wohl zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit der Verfasser allen diesen Forschungen gefolgt ist: und erwächst daraus der grosse Vortheil, auch die neuesten Ansichten des Verfassers über so manche controverse Punkte aus dem Gebiete der plautinischen Literatur und der älteren lateinischen Grammatik kennen zu lernen; hat Derselbe in einer gewiss recht dankenswerthen Weise in der Vorrede sich des Näheren über seine plautinischen Studien ausgesprochen, die allerdings zuerst eine Kritik des Plautus begründet, und durch den Hinweis auf die dabei einzuschlagende Methode den richtigen Weg zu der Behandlung des Textes gebahnt haben. Den Anstoss dazu gab allerdings die schon vor mehr als dreissig Jahren in das Rheinische Museum eingerückte, über die Handschriften wie die gedruckten Ausgaben des Plautus sich verbreitende Abhandlung, die den Grund allerdings gelegt und darum auch in diesem Bande der Opuscula passend die erste Stelle erhalten hat: »Ueber die Kritik des Plautus« (mit dem Zusatz), eine bibliographische Untersuchung. »Wenn auch im Einzelnen die seitdem verflossene Zeit Einzelnes zu berichtigen oder zu erweitern gebracht hat, so ruht doch im Wesentlichen die ganze kritische Behandlung des Plautus auf dieser wichtigen Untersuchung, die gewiss hier nicht fehlen durfte, zumal bei den mannichfachen Zusätzen und neuen Bemerkungen, mit welchen sie in diesem erneuerten Abdruck ausgestattet ist. Angereiht ist demselben die über den Mailänder Palimpsest des Plautus zwei Jahre später gerichtete Zuschrift an G. Hermann und dessen Antwort S. 166 ff. und an dritter Stelle der aus dem Rheinischen Museum (aus dem Jahre 1846) entnommene Aufsatz »Ueber die jüngsten Plautinischen Studien« (gegen Prof. Geppert) S. 202 ff.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ritschl: Opuscc. Philologg. Vol. II.

(Schluss.)

Daran schliesst sich IV S. 228 ff. das zuerst 1846 in einem Bonner Programm erschienene Glossarium Plautinum, und unter V S. 274 ff. der Aufsatz im Philologus I aus demselben Jahre: »Parallelstellen im Plautus als Ursache von Glossemen.« Nach diesen im Allgemeinen auf die kritische Behandlung des Plautus bezüglichen Aufsätzen folgen nun die Abhandlungen und Erörterungen, welche auf einzelne Stücke oder Scenen derselben sich beziehen, zuerst unter nr. VI S. 292 ff. aus dem Rheinischen Museum die 1838 geschriebene Abhandlung »über die ursprüngliche Gestalt der Plautinischen Bacchides«; dann unter VII S. 375 ff. »Quaestionum topographicarum Plautinarum capita duo«, zwei in den Bonner Programmen des Jahres 1842 und 1845 enthaltene Aufsätze De porta Metia quae fertur urbis Romae und De tabernis fori Romani, welche beide zunächst durch einzelne Stellen der Casina, des Pseudulus und Curculio hervorgerufen worden sind; und unter nr. VIII Emendationes Mercatoris Plautinae S. 395 ff. ebenfalls aus einem Bonner Programm des Jahres 1854; unter nr. IX De argumento acrosticho Militis gloriosi S. 404 ff. gleichfalls aus einem Bonner Programm 1841/42; derselben Quelle 1854/5 entnommen sind unter nr. X Veriloquia quaedam Plautina S. 433 ff. In der folgenden Nummer XI findet sich eine Reihe von sprachlichen Untersuchungen zusammengestellt, welche auf einzelne bei Plautus vorkommende Worte, Ausdrücke und Structuren sich beziehen und unter der Aufschrift: »Plautinische Excurse« im Rheinischen Museum während der Jahre 1849 bis 1857 erschienen waren, mit manchen Zusätzen im Einzelnen, wie diess ja auch bei allen vorausgehenden Nummern der Fall ist, ausgestattet, S. 436 ff.; wir erinnern hier, wo wir nicht Alles Einzelne anführen können, nur an den ausführlichen, eben dahin einschlägigen Aufsatz über die Prosodie von Alterius, unter nr. XII S. 662 708. Aehnlicher Art ist, was unter nr. XIII zusammengestellt ist: »Grammatische und Plautinische Miscellen« S. 709 ff. Nr. XIV S. 732 ff. bringt als Anhang den Aufsatz im Rhein. Museum vom Jahr 1851, welcher eine populär gehaltene Charakteristik der plautinischen Dramen enthält, vermehrt hier mit einer ähnlichen, früher nicht gedruckten Charakteristik der Stücke des Terentius. Den Beschluss machen unter Nr. XV Nachträge zu den ersten dreizehn, in diesem Band enthaltenen

Digitized by Google

und vorher verzeichneten Nummern; dass auch darin Manches Beachtenswerthe enthalten ist, wird kaum noch besonderer Erwähnung bedürfen: beispielshalber erinnern wir nur an einen so viel in unsern Tagen besprochenen Gegenstand, die Schreibweise Virgilius oder Vergilius S. 779 ff., was als die unbezweifelt ältere Form sich darstellt, während schon im sechsten Jahrhundert bei Priscin die jüngere Form Virgilius sich findet, die später zu allgemeiner Geltung gelangt und so auf uns überkommen ist. Ein dreifaches Register, das auch über die Parerga Plautina sich erstreckt, bildet den Schluss, ein Namen- und Sachregister, in zweiter Reihe ein sprachlich-metrisches, in dritter ein Stellenregister, d. h. ein Verzeichniss aller einzelnen Stellen lateinischer und griechischer Autoren, welche irgendwie angeführt und behandelt werden. Die vorzügliche äussere Ausstattung des Ganzen ist schon bei der Anzeige des ersten Bandes hervorgehoben worden.

Dunger, die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihren antiken Quellen. Leipzig 1869. 81 S. 8.

Unter den grossen Sagenkreisen, welche das ganze Mittelalter hindurch immer neue Bearbeitungen erfuhren, an deren Behandlung in Versen wie in Prosa sich immer wieder die Kräfte versuchten, nimmt die Sage vom trojanischen Kriege eine bedeutende Stelle ein, unter den dem Mittelalter geläufigen Sagen des Alterthums sogar die erste. Selbst Alexander der Grosse, der gefeierte Held der Sage, an dessen Züge nach dem Wunderlande Indien die Phantasie und Abenteuersucht der mittelalterlichen Dichter die ausschweifendsten Erzählungen anknüpfen konnte, — selbst Alexander ist nicht so oft Gegenstand poetischer Behandlung geworden wie Priamus und seine Heldensöhne bis auf die Zeiten eines Hans Sachs und Shakespeare herab. Freilich hatte auch die Trojasage im Mittelalter noch eine besondere Bedeutung: rühmten sich doch die Franken, die deshalb »also edel sint also die Roemere« directer Abstammung von Priamus und Antenor, und in der Ebene des Elsas, bei Marlei und Kircheim, baute Dagobert, der König von Frankreich, eine »Nuwe Troya und meinde die also gut zumachen also Troye hievor was gewesen«. (Königshofen ed. Schilter p. 233.)

Unter den zahlreichen Bearbeitungen des Stoffes herrscht in Anlage und Ausführung eine auffallende Uebereinstimmung. Nicht nur dass, wie es ja in der mittelalterlichen Dichtung nicht ungewöhnlich war, jeder folgende Bearbeiter seine Vorgänger plünderte, wenn er sich nicht gar knechtisch an sie anschloss; auch da meist, wo einer aus eigener Kenntniss hinzufügte, was er in seiner Vorlage nicht fand, auch da, wo die verschiedenen Bearbeitungen ganz

Digitized by Google

unabhängig von einander entstanden, — überall eine Uebereinstimmung, welche auf einen bestimmten Kreis von Quellen hindeutet. Diese Quellen nun nachzuweisen und ihre Benutzung im Einzelnen zu verfolgen; das Verhältniss der verschiedenen Bearbeitungen zu den Quellen und unter einander darzulegen, — das ist die Aufgabe, welche die vorliegende sehr fleissige und sorgfältige Schrift sich gestellt und im Ganzen durchaus befriedigend gelöst hat.

Das Hauptwerk des classischen Alterthums über den Trojanerkrieg, die Ilias, ist in den Quellenkreis nicht einbegriffen: die geringe Kenntniss griechischer Literatur in jenen Zeiten hinderte eine Benutzung derselben. Wenn gleichwohl manches Mal der Name Homer genannt wird, so ist darunter jene, wohl im ersten Jahrhundert nach Christo verfasste Epitome Iliados Homericae verstanden, die uns unter dem Namen Pindarus Thebanus überliefert ist. Als Hauptquelle dagegen für die bei weitem meisten mittelalterlichen Bearbeiter der Trojanersage ergibt sich die Historia de excidio Trojae des Dares Phrygius. Dieser Dares war Zeitgenosse und Augenzeuge des Krieges auf Seite der Trojaner gewesen; er hinterliess ein griechisch geschriebenes Werk, welches Cornelius Nepos ins Lateinische übersetzte. Diess die allgemein geglaubte Ueberlieferung, die natürlich den Worten des Dares die höchste Autorität verlieh. Dass hier die Fälschung eines späteren Schriftstellers vorliegt, das ist keine Frage. Eine andere Frage aber, die Dunger aufwirft, ist die, »ob Dares in der Gestalt, wie er uns jetzt noch erhalten ist, oder in einer ausführlicheren Bearbeitung, sei es griechisch oder lateinisch, dem Mittelalter vorgelegen hat«. Dunger kommt zu dem Resultat, »dass aller Wahrscheinlichkeit nach ein griechischer Dares überhaupt nicht existirt hat, dass auf jeden Fall aber nicht eine ausführlichere Erzählung, sondern die uns erhaltene Historia die Quelle der mittelalterlichen Autoren gewesen ist«. Die erste Hälfte dieses Satzes ist überzeugend dargethan; ob, was die zweite Hälfte anlangt, die Beweisführung alle Gegner bekehren wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Man hat bisher allgemein einen ausführlicheren Dares vorausgesetzt und man hat gute Gründe dazu gehabt. Nach unserer Ansicht muss an dieser Annahme so lange festgehalten werden, bis aufgeklärt ist, woher es kommt, dass einzelne Bearbeiter mit ausdrücklicher Berufung auf Dares Dinge erzählen, die in dem uns überlieferten Dares nicht stehen. Wir kommen darauf zurück.

Dem Dares gegenüber, aber keineswegs an Ansehen ihm gleich, steht Dictys Cretensis mit seiner Ephemeris belli Trojani. Wir übergehn die fabelhafte Geschichte dieser Aufzeichnung (S. 18); genug dass wir es auch hier mit einem späteren Machwerk zu thun haben, — ein würdiges Gegenstück zu Dares, denn auch Dictys machte den Krieg mit, aber auf griechischer Seite als Waffenge-

Digitized by Google

führte des Idomenaus und Meriones. Seine Erzählung ist viel ausführlicher und geschmackvoller als die dürren Aufzeichnungen des Dares. Wenn trotzdem die mittelalterlichen Bearbeiter dem Dares den Vorzug gaben, so findet diess, wie Dunger treffend bemerkt, seinen Grund darin, dass das Mittelalter durch den ungeheuren Einfluss des Virgil mit seinen Sympathien durchaus auf Seite der Trojer stand und daher an den Berichten des Dictys, der ebenso tendenziös für die Griechen Partei nimmt wie Dares für die Trojaner, keinen Geschmack fand.

Alle übrigen Quellen treten gegen die beiden Letztgenannten, besonders gegen Dares, an Bedeutung zurück; doch müssen Ovid, Virgil, Statius und der bereits erwähnte Pindarus Thebanus genannt werden als Solche, aus denen man einzelne Züge entlehnte oder den Dares ergänzte.

Der Verf. geht nach dieser Quellenerörterung zur Untersuchung der einzelnen Bearbeitungen der Trojasage über. Zuerst werden die lateinischen Dichter betrachtet, als Bernhardus Floriacensis, Simon Capra Aurea, namentlich Iscanus und Albertus Stadensis. Darauf folgt eine eingehende Würdigung des Benoît de Sainte-More, danach eine Betrachtung des Herbort von Fritslar, des Konrad von Würzburg, des Guido de Columna und ihrer Nachtreter, sowie des ziemlich ausserhalb des Kreises stehenden Pseudo-Wolfram. Die Trojumanna Saga macht den Schluss.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Untersuchungen des Verf. im Einzelnen nachgehn. Das Resultat derselben stellt der Verf. zum Schluss in einer Art von Stammbaum zusammen. Das Hauptsächlichste davon ist Folgendes: Auf dem Dares beruhen in erster Linie Iscanus, Albertus Stadensis, Benoît und die Trojumanna-Saga. Von diesen wurde Benoît besonders geschätzt und diente als Grundlage für die niederländischen Bearbeitungen, für Herbort, Konrad und Guido, doch so, dass fast alle diese Werke eine Kenntniss auch noch anderer Quellen neben der Hauptvorlage aufweisen. Aus dem Guido entlehnte Boccaccio den Stoff seines Filostrato; von da kam der Stoff an Chaucer und Shakespeare. Direct auf den Dictys gründen sich nur der ungenannte Fortsetzer Konrads und Hans Sachs, Letzterer natürlich mit Beiziehung auch zahlreicher anderer Quellen.

Unter den Namen des Stammbaumes überrascht einer, sonst von literar-historischer Bedeutung, durch die völlige Kahlheit, in welcher er dasteht. Wir meinen Jacob van Maerlant. Fast sämmtlichen anderen Namen der Bearbeiter sind in Klammern Notizen beigefügt, aus denen hervorgeht, dass ihr Horizont doch noch die eine oder die andere Quelle neben der Hauptvorlage umfasste. Maerlant soll eine solche Kenntniss also nicht gehabt haben. Freilich steht auch Herborts Name kahl da; doch erfuhr wenigstens sein Gedicht auf vier Seiten eine eingehende Würdigung, während

Digitized by Google

Maerlant in kaum drei Zeilen abgehandelt wird.*) Maerlant war also der simple Uebersetzer. Mit seinem summarischen Verfahren aber thut der Verf. dem Niederländer entschieden Unrecht. Wir wissen uns frei von der früheren Jahrzehnten geläufigen grossen Ueberschätzung Maerlants, aber wir sind doch der Meinung, dass, wer Leute wie Jacques Milet und Hans Mair in den Kreis seiner Untersuchungen zieht, für einen Jacob van Maerlant einige Zeilen übrig haben sollte, namentlich da die niederländischen Bruchstücke wirklich manches Beachtenswerthe bieten. Es soll nicht geläugnet werden, dass Maerlant im Wesentlichen wirklich das Gedicht des Benoît übersetzte. Aber eine wie merkwürdige Stellung nimmt dieser Uebersetzer ein! Mit welcher Kritik tritt er seinem Original gegenüber! Ueberall ist er sich der Quellen seiner Vorlage bewusst, auch da, wo diese ihre Quellen gar nicht nennt. So führt er in der Erzählung von Jason und Medea (Blommaert Ondvlaemsche Gedichten II p. 80 v. 433) den von Benoît nicht genannten Ovid. an. Auch kennt er recht wohl andere, dem Benoît unbekannte oder von ihm wenigstens nicht benutzte Bearbeitungen der Sage: er erhebt (Blomm. II p. 93 v. 58 ff.) gegen Benoît den Vorwurf, nicht alle Söhne des Priamus genannt zu haben und trägt mehrere Namen nach, unter diesen den Pollices (Polites) — ein Beweis, dass er den Pindarus Thebanus kannte, da nur dieser den Polites unter den Heerführern der Troer namhaft macht. Die nun folgende Episode von Pollices und der Penthesilea (v. 65—81) wie auch den Kampf zwischen Pollices und Pirrus (v. 500 ff.) kennt Benoît nicht. Es wäre wohl der Mühe werth, hier Maerlants Quelle aufzusuchen.

Auch an anderen Stellen tritt eine durchaus selbständige Quellenkenntniss Maerlants hervor. Wir übergehen die Erläuterung, die er der Angabe des Benoît über den Kentauren beifügt, indem er zur Beschwichtigung kritischer Leser eine lange Erzählung aus den »vitas patrum« des Hieronymus als Beweis für die wirkliche Existenz von Kentauren beibringt (Blomm. I p. 54 v. 170 ff.). Aber bemerkenswerth ist eine Stelle, in der es heisst »als ict in Virgilise verstae« (Hor. Belg. I 2. Ausg. S. 12) und von grösster Wichtigkeit der Passus über den Verrath des Aeneas: hier lehnt sich Maerlant ganz offen gegen Benoît und seine Quelle auf. »Rom und die Senatoren und alle Kaiser«, sagt er, stammen von Aeneas. Sollte Gott einem Verräther solche Ehre anthun? Das wäre unerhört!« (Blomm. II p. 99 v. 552 ff.) Auch die Angabe des Parthenopeus**), dass Anchises ein Findling gewesen sei, wird bei dieser Gelegenheit berichtigt und werden mit Berufung auf Virgil, Capus

*) Der Setzer, angesteckt vielleicht durch die Kargheit des Autors, verkürzte diesem sein Citat ungebührlich. Horae Belg. S. 31 ist einem zwölfbändigen Werk gegenüber doch ein etwas dürftiges Citat. Gemeint ist Band I in erster Auflage.

**) Blommaert liest Perconopeus. Doch s. Jonckbloet Geschiedenis II, p. 396 Anm. 2.

Digitized by Google

und Assaracus als seine Vorfahren genannt (v. 570 ff.). »Doch hiervon genug«, fährt Maerlant fort; »aus Homer*) und Dares und Virgil wollen wir die Wahrheit hören.« Man lese über diese Stelle ein Mehreres bei Jonkbloet II p. 397 nach. Sie ist durchaus merkwürdig. Wie kommt Maerlant, der die Erzählung des Benoît der Fälschung zeiht, dazu, sich die Wahrheit aus Dares holen zu wollen, während doch Dares gerade vom Verrath des Aeneas spricht? Auch verdient wohl bemerkt zu werden, dass Benoît eben hier anfängt, den Dictys als Quelle zu citiren. (Frommann's Auszüge in Pfeiffers Germania II p. 321 nro. 214.) Sollte man nicht vermuthen, dass an der Erzählung vom Verrath des Aeneas schon vor Maerlant Jemand Anstoss genommen und den Schluss des Dares nach Virg. Aen. II umgearbeitet habe?

Hier müssen wir auf die oben berührte Frage, ob es einen ausführlicheren Dares gegeben habe, zurückkommen. Es ist für die Entscheidung dieser Frage von Bedeutung, dass Maerlant mit ausdrücklicher Berufung auf Dares von zwei Kindern Hectors und der Andromache spricht: Landoniaca und Astionaca (Blomm. I p. 27 v. 2277 ff.). Davon weiss der uns überlieferte Dares nichts. Trotzdem darf nicht ein einfacher Irrthum Maerlants angenommen werden, denn dieselbe Angabe, nachdem ebenfalls kurz zuvor Dares als Quelle namhaft gemacht ist, hat auch Guido de Columna: Andromeda uxor Hectoris de qua Hector jam sustulerat duos filios, unum nomine Laomedontam et alium nomine Astionactam etc., — gewiss eine sehr wohl zu erwägende Stelle.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, das bisher Gesagte weiter auszuführen. Wir müssen uns damit begnügen, Maerlants eigenthümliche Stellung und seine Eigenheiten anzudeuten und der gebührenden Berücksichtigung zu empfehlen. Auch sind wir überzeugt, dass es nur dieses Hinweises bedarf um den Verfasser zu veranlassen, bei einer neuen Auflage, die wir seiner Schrift von Herzen wünschen, diese Lücke seines sonst trefflichen Büchleins auszufüllen. —

Erlangen. **Carl Schröder.**

*) S. die Verbesserung des Blommaert'schen Textes bei Jonckbloet a. a. O. S. 397.

Digitized by Google

Von den auf der vorliegenden Karte dargestellten Formationen spielen — durch den grossen Raum, den sie einnehmen — die sedimentären eine hervorragende Rolle. Sie verdienen aber auch — wie v. Dechen hervorhebt — besonders eine eingehende und sorgfältige Behandlung, weil sie eine ganz bestimmte, unabänderliche Reihenfolge bilden und weil es bis jetzt schon gelungen ist, die Identität der einzelnen Glieder in der Ausdehnung der ganzen Karte nachzuweisen. Der räumliche Zusammenhang dieser Glieder und ihre Aufeinanderlagerung, eines auf dem anderen, in der überall erkannten gleichbleibenden Reihenfolge bildet die feste Grundlage, welche seit dem Anfang dieses Jahrhunderts für die Wissenschaft gewonnen worden ist. Daraus ist der Zusammenhang dieser Reihenfolge mit den in den Schichten eingeschlossenen Versteinerungen erkannt worden, der es eben möglich gemacht hat, die Formationen auch über die Unterbrechung des räumlichen Zusammenhangs hinweg zu verfolgen und wieder zu erkennen, ebenso wie in allen Fällen, wo spätere Ereignisse die Auflagerung verdunkelt haben. So sind die, durch ihre Versteinerungen identificirten Schriften, die Horizonte bestimmter Versteinerungen innerhalb der Formationen, die Führer geworden, welche die Aufsuchung und Erkennung der Formationen, der Abtheilungen des sedimentären, versteinerungsführenden Gebirges und ihre bildliche Darstellung in horizontaler Projection möglich gemacht haben. Diese Grundlage ist so sicher, die vielseitigsten, überall wiederholten Beobachtungen sind der Art der vollkommensten Uebereinstimmung unter einander, die Folgerungen aus denselben so eng und scharf verknüpft, dass gewiss nicht zu fürchten steht, die sämmtlichen geologischen Karten, die bildliche Darstellung dieser errungenen Kenntniss als nutzlos und als Ausdruck irriger Vorstellungen bei Seite geworfen zu sehen.

Die sedimentären Formationen haben auch — im Vergleich zu der ersten Karte — auf der zweiten die meisten Aenderungen erfahren. Dieselben sind durch 21 verschiedene Farben bezeichnet, in nachfolgender ansteigender Ordnung (also mit den ältesten, tiefsten beginnend): 1) Silur-Formation, a. 2) Devon-Formation, b. Unter-Devon und c. Ober-Devon. 3) Kohlen-Formation: d. Kohlenkalk und Culm. e. Flötzleerer Sandstein; f. Kohlengebirge. 4) Perm oder Dyas. g. Rothliegendes; h. Zechstein. 5) Trias; i. Buntsandstein, k. Muschelkalk, l. Keuper. 6) Jura-Formation; m. Lias, n. brauner Jura, o. weisser Jura, o. Weald-Gebirge (der Verfasser hat also und wohl mit Recht dem Wälder-Gebilde seine Stellung als oberstes Glied der Jura-Formation gelassen). 7) Kreide-Formation, p. Neocom (Hils) und Gault, q. Obere Kreide. 8) Tertiär-Formationen, r. eocän, s. oligocän, t. miocän, u. pliocän.

Die krystallinischen Gesteine sind wie folgt eingetheilt: A. Granit, Syenit nebst Protogyn. B. Gneiss und Glimmerschiefer. C. Krystallinische und metamorphische Schiefer. D. Quarz- und Felsitporphyr. E. Gabbro, Melaphyr, Serpentin. F. Trachyt. G.

Digitized by Google

Basalt und Phonolith. H. Vulkanische Gesteine, d. h. Producte der erloschenen Vulkane. Die Abgrenzung der letzteren dürfte zu den nicht wenigen, wesentlichen Verbesserungen der Karte gehören. Während also die erste Ausgabe 28 Formationen und Gesteine, jede mit einer besonderen Farbe, enthielt, hat die zweite 29 und bei den Sedimentär-Gebilden zwei Formationen mehr aufzuweisen.

Einer der ersten Eindrücke den eine etwas eingehendere Betrachtung der vortrefflichen Karte hervorruft ist: dass je älter die an der Erdoberfläche erscheinenden Gebirgsmassen sind, sie sich um so mehr als Kerne, als Inseln darstellen, um welche sich die jüngeren Gebirgs-Formationen in Streifen oder Bändern herumlagern; ganz so, wie die Niveau-Linien gleicher Meeres-Tiefe die Küstenränder in der Darstellung der Seekarten umsäumen. Bezeichnen doch in der That die Ränder der Formationen einstige Küstenlinien, jedoch mit der Umkehrung des Verhältnisses in der unveränderten Lage des Meeresspiegels und der Erhebung des Festlandes von Stufe zu Stufe. Für derartige Verhältnisse gewährt auf vorliegender Karte der Zechstein, das obere Glied der Dyas-Formation ein lehrreiches Beispiel. Er charackterisirt sehr scharf einen Abschnitt in der Bildung der sedimentären Formationen; er führt uns gleichzeitig die Küstenränder vor Augen, welche das mittlere Europa in einer längst dahingeschwundenen Zeit besessen hat. Damals ragten einige kleine Inseln an der Stelle von Deutschland, England, Polen hervor, nämlich Wales, der mittlere Theil von England, das Rheinisch-Westphälische Gebirge, Harz, Spessart, Odenwald, Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge, endlich das Sandomirer Gebirge; dies waren die Inseln zur Zeit der Ablagerung des Zechstein, welcher somit eine ausgezeichnete Küstenbildung veranschaulicht.

Bei dem gewaltigen Aufschwung, welchen die Geognosie in letzter Zeit gewonnen, bei der besonderen Aufmerksamkeit, welche man jetzt namentlich guten geognostischen Karten schenkt, dürfte eine baldige, grosse Verbreitung der vorliegenden »geognostischen Uebersichtskarte von Deutschland, Frankreich und England« wohl zu erwarten sein; allerdings nur eine geringe Anerkennung für die bedeutenden Verdienste, welche seit einer langen Reihe von Jahren H. v. Dechen sich um die Wissenschaft überhaupt und um die geologische Kenntniss Deutschlands im Besonderen erworben hat.

G. Leonhard.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *Ἡλιοδώρου Ἀριστοφάνειος κωλομετρία. Dissertatio inauguralis philologica quam — in academia Fridericiana Halensi — Cal. Jul. anni MDCCCLXVIII — publice defendet auctor Carolus Thiemann, Palaeomarchicus. Halis typis orphanotrophei. 8vo, 43 pgg.*
2. *Heliodori colometriae Aristophaneae quantum superest una cum reliquis scholiis in Aristophanem metricis edidit Carolus Thiemann. Halis in libraria orphanotrophei. 1869. 8vo, 136 pgg.*

Wer bis jetzt die metrischen Scholien zu Aristophanes im Zusammenhang las und zu verstehen suchte, musste bald gewahr werden, welche Schwierigkeiten in Masse ihm sich entgegenstellen, die nicht blos in der Verderbtheit des Textes liegen, sondern auch in dem ungleichen Gebrauch derselben Terminologie. In ganz verschiedener Bedeutung kehren die gleichen Ausdrücke wieder; wer durch Correctur der vulgaten Lesart sich zu helfen suchte, gerieth in Gefahr, grade das richtige zu ändern und so zur Vermehrung der Dunkelheit noch mehr beizutragen. Unter andern haben Reiz, G. Hermann, W. Dindorf, Dübner in dieser Weise fruchtlos zu helfen gesucht; geschah es auch nur selten, so verriethen sie dadurch doch, dass sie auf einem nicht gehörig erforschten Terrain operirten.

Es ist das Verdienst eines jungen Gelehrten, über den Gegenstand erwünschtes Licht verbreitet zu haben, nemlich C. Thiemann's, eines Schülers von Haupt und Bergk, welcher in den oben angeführten beiden Abhandlungen auf die durchgehende Verschiedenheit der artistischen Bezeichnungen des bedeutenden Metrikers Heliodorus und des Hephaestion, dem die späteren meistens gefolgt sind, zuerst aufmerksam gemacht hat. Jetzt erst ist das Regulativ gegeben, um die aus beiden geflossenen, aber häufig vermischten Bemerkungen auseinander zu halten und ihren beiderseitigen Werth zu erkennen.

Heliodors Zeichen und Erklärungen darüber beziehen sich wesentlich auf den Wechsel der Verse; wo ein neues Metrum eintrat, setzte er die Diple; verliessen die Schauspieler die Scene und liessen dem Chor freien Spielraum, so deutete das die Koronis an, welche er auch da setzte, wo neue Schauspieler die folgende Scene eröffneten. Zur Unterscheidung von Halbchören, die sich in den Vortrag der mitunter mehrmals wiederholten Strophe theilten, diente die Paragraphus. In letzterem Falle sprechen die ältern an He-

Digitized by Google

liodor sich schliessenden Metriker von monostrophischen Dyaden, Triaden u. s. w. vgl. Schol. Equ. 973, Ach. 1214. War nun bei dem Wechsel der Versart der erste Vers des neuen Metrums kürzer als der letzte des vorigen, so trat er von dem linken Rand der Zeile zurück und wurde weiter in die Zeile hineingeschoben; dies ist εἰσθεσις; war dagegen der erste Vers länger, als der vorhergehende, dann näherte er sich mehr dem Rand als dieser; das ist ἔκθεσις; folgte auf diesen ein noch längerer, so bezeichnete man das als ἐπέκθεσις, trat er dagegen noch tiefer in die Zeile hinein, dann hiess das ἐπείσθεσις. In den Handschriften muss diese Unterscheidung einst üblich gewesen sein; dass sie aber zu der Zeit als die jüngern Scholien abgefasst wurden, aus der Mode gekommen war, beweist die ganz verschiedene Bedeutung der eben angeführten griechischen Ausdrücke. Gewöhnlich mit διπλῆ in Verbindung gebracht heisst εἴσθεσις (τῆς διπλῆς) ein ganzes in gleichem Metrum geschriebenes Stück, etwa eine längere Partie in iambischen Trimetern oder Tetrametern, trochaeischen oder anapaestischen Tetrametern abgefasst. So heisst die Parabase in Equ. 507 sqq. ἀναπαιστικὴ διπλῆ. Wo solche in ein oder mehrere Systeme von Kola des gleichen Rhythmus auslaufen, sprechen die Scholien von einer ἐκθεσις τῆς διπλῆς. Wenn nun gar zu Nub. 722 behauptet wird, dass die Komiker die ἐκθέσεις τῶν διπλῶν nicht immer in demselben Metrum durchführen, sondern auch durch ein anderes, ist der Begriff der Diple selbst gänzlich aufgegeben, sowie die Unterscheidung von ἔκθεσις und εἴσθεσις ins Gegentheil verkehrt wird. So lesen wir von einer εἰσθεσις εἰς αὐτὴν τὴν παράβασιν in Equ. 507, das vorhergehende Kommation, das sich an den heftigen Dialog des Kleon und des Wursthändlers anschliesst, will ein Scholiast als ἔκθεσις τῆς διπλῆς betrachten, wodurch denn auch jene zu Nub. 722 ausgesprochene Ansicht eine Bestätigung erhielte. Gleich verkehrt wie die ἐκθ. τ. δ. ist die Benennung ἐκθ. τῆς κορωνίδος, indem auch dieser Ausdruck, der einst nur den Moment des Abgehens der Schauspieler bezeichnete, ausgedehnt wird auf die 15 Verse Equ. 1096—1110. In consequenter Abweichung von dem ursprünglichen Usus heisst Nub. 456 der Chor ἐπέκθεσις τῆς διπλῆς ἀμοιβαία, letzteres Wort geht auf die Unterbrechung durch die Fragen des Strepsiades in 461 und 465, sq. Zu Anfang der Strophe setzten die älteren das einwärts gekehrte Zeichen der Diple ⌐, und zwei solche nach aussengekehrte ⌐ ⌐ zu Anfang der Antistrophe. Auch das ist anders geworden, die Diple der Strophe erscheint erst ἐπὶ τῷ τέλει, und die beiden der Antistrophe links und rechts neben dem letzten Vers derselben ἡ μὲν ἐν ἀρχῇ, ἡ δὲ εἰς τὸ τέλος τοῦ κώλου (sc. τοῦ τελευταίου) ἔξω νενευκυῖαι. Mit den Angaben über die ein- oder auswärts gekehrte Diple fällt in den neuern Scholien die in den ältern höchst selten erwähnte Paragraphus häufig zusammen. Dass auch eine Form παραγραφαί existirt habe, setzt der Verfasser voraus, wenn er

Digitized by Google

παράγραφαι (sic) citirend in Klammern beifügt melius παράγραφοι. Wir lesen z. B. Nub. 290, 297, 562, 574, 948, 1114, Pac. 382, 425, 484, 774 ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος oder ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος in Nub. 262, 274, 1008; desgleichen Pac. 81, 113, 511, 570, 650, 1126, 1190. In der Regel wird damit der Uebergang von einem dialogischen Theile zu einem lyrischen bezeichnet, umgekehrt ist es aber Pac. 123. Der älteren Bedeutung des Wortes entspricht Pac. 847 ἐπὶ τῷ τέλει τῆς στροφῆς παράγραφος. Bisweilen werden die Zeichen διπλῆ ἔξω νενευκυῖα und παράγραφος zusammen angegeben, wie Nub. 290, 848, 1352. Jene ist nicht in ursprünglichem Sinn Nub. 933 angewendet, wo nach dem Wortwechsel der beiden Redner endlich der Chor eintritt, jedoch in demselben Versmaass; was sonst nicht der Fall ist, vgl. Nub. 438, 564, 607, 699, 1008, 1444; ebenso wenig in den Stellen, wo δύο διπλαῖ ἔξω νενευκυῖαι beigesetzt waren, wie Nub. 456, 1023, 1213. Auch die an sich schon nicht correcte Angabe ἐπὶ τῷ τέλει κορωνίς, vgl. Nub. 569, 814, 1214, 1258, 1302, 1320, Pac. 179, 236, 300 kömmt auch selbst in falscher Anwendung vor, wie Nub. 262, ehe noch der Chor erscheint, und 1344 wo Strepsiades nicht abund der Chor nicht erst eintritt. In ähnlicher Weise drückt sich der Scholiast falsch aus, wenn er Equ. 246 die Eisthesis τῆς διπλῆς ἀμοιβαίας ἑτέρων εἰσιόντων ὑποκριτῶν da findet, wo gar keine neuen Schauspieler erscheinen. Eine überflüssige Terminologie darf Equ. 322 heissen, wo das Chorlied εἴσθεσις χοροῦ προῳδικὴ genannt wird, weil ein solches immer der Diple (im Sinn einer nicht lyrischen Partie) vorausgehe; denn freilich mussten in der ältern Komödie beide Hauptbestandtheile beständig wechseln.

Die Benutzung der Scholien wird oft durch sehr starke Verderbnisse erschwert. Wie viel dem Verf. dabei zu thun überlassen war, können mehrere eclatante Beispiele zeigen, wie Ach. 1008, wo unter andern ein ganzer Satz καὶ ἓν ἐν ἐπεισθέσει καταληκτικὸν zu ergänzen war, und καὶ κῶλα δ' ἐν ἐκθέσει κῶλον ἓν ὅμοιον τῷ πρώτῳ καὶ τὸ πέμπτον ἐν εἰσθέσει ἴαμβος ἐφθημιμερὴς statt des ganz verwirrten und unverständlichen καὶ ἐν εἰσθέσει κῶλα δ' καὶ ἐν εἰσθέσει κῶλον ἓν ὁ. π. καὶ πέντε ἐν παρεκθέσει ἰαμβικὰ ἐφθημιμερῆ, und so geht es daselbst noch weiter fort; alles hat Th. berichtigt, wenn nicht etwa ὁ τέταρτος στίχος für ἑπτὰ στίχοι zu lesen war, wo Th. ὁ ἕβδομος στ. lesen will. Sehr bedeutender Aenderungen hat auch Pac. 346 bedurft, und 426; hier sind die Ausdrücke ἐν εἰσθέσει und ἐν ἐκθέσει mit einander vertauscht, dann κἂν ἐπεκθέσει verkehrt gebraucht für κἂν ἐπεισθέσει. Andere Stellen, wo Unkunde der Abschreiber oder auch blosse Nachlässigkeit die Verwechslung der εἴσθεσις mit der ἔκθεσις verschuldet hat, sind Av. 460, wo so gut wie weiterhin 548 wirklich steht, ἐν ἐκθέσει corrigirt werden muss, auch 659 muss dieses an die Stelle von ἐν εἰσθέσει treten, dagegen war 728 εἰσθέσεις zu schreiben für ἐκθέσεις. Unrichtig ist ferner Pac. 508 sqq.

Digitized by Google

ἐν εἰσθέσει, denn iambische Tetrameter folgen auf iambische Trimeter. In der grössern Scholiensammlung (2) ist Equ. 507—520 zuerst *καὶ ἔκθεσις*, dann *ἐν εἰσθέσει* zu lesen, wie die colometria (1) richtig hat, zu lesen; dort liess Thiemann manche Versehen wol absichtlich stehen; wie z. B. Equ. 1111 *ἐν ἐκθέσει* in der grössern Sammlung ohne Klammern geblieben ist, welche in der colometria nicht fehlen; Nub. 1200 haben jene Scholien *ἴαμβοι τρίμετροι ἐν εἰσθέσει*, die colometria verbessert *ι. τρ. ἐν ἐκθέσει*. Wie unbekannt die spätern mit diesen Bezeichnungen waren, zeigt sich häufig, so Equ. 911, wo der Scholiast *διπλῆ καὶ ἔκθεσις* setzen zu müssen meinte, ohne auf die Bedeutung von *εἴσθεσις* aufmerksam zu werden, obgleich 836—910 vorhergeht *διπλῆ καὶ εἴσθεσις οὐ κατ' ἴσον τοῖς ἀναπαίστοις*, hier aber folgen nicht, wie oben iambische Tetrameter auf anapaestische, sondern die noch kleineren iambischen Diameter auf iambische Tetrameter. Durchaus nicht im ursprünglichen Sinn der termini *εἴσθεσις*, *ἔκθεσις*, *ἐπείσθεσις* verführt der Grammatiker, welcher Equ. 941, 2 die *ἐπιτηδὲς διαλελυμένως* gefassten Worte des Chors als Anhang, *ἐπείσθεσις* der 911—940 in iambischen Diametern sich bewegenden *ἔκθεσις* fasst, und 836—910 für *διπλῆ καὶ εἴσθεσις* (sollte eigentlich *εἴσθεσις διπλῆς* heissen) erklärt.

Die Unsicherheit der alten Commentatoren des Aristophanes entschuldigt genugsam die Fehlgriffe der neueren. Wenn Reiz Nub. 1345 in der Angabe *ἡ διπλῆ καὶ εἴσθεσις εἰς ἐπῳδικὴν τριάδα* mit der Diple nichts anzufangen wusste und das Wort streichen wollte, hielt er sich an die vulgäre Sprechweise und erkannte nicht, wie hier von den eingerückten kurzen Kola die Rede sei, die sich von den vorhergehenden Trimetern absondern, was eben die Diple andeutete. G. Hermann meinte Nub 1—222 müsse *ἐν ἐκθέσει* corrigirt werden, entsprechend dem vorausgehenden *ἡ εἴσθεσις τοῦ δράματος κτέ.* Hier verleitete der Umstand, dass die Erklärung zuerst an die neuere Terminologie sich hält und sogar von einer *εἴσθεσις* des Dramas spricht auch das in Heliodorischem Sinn zu fassende *ἐν εἰσθέσει* abzuändern, denn *ἔκθεσις*, sagt Hermann non ultimus versus dicitur, sed posterior pars horum colloquiorum inde a v. 223. Vielmehr wollte die Bemerkung sagen, die Anrufung des Sokrates müsse weiter vom Rand der Zeile zurückgeschoben werden. Die Angabe zu Av. 161 und 193 konnte auf den rechten Weg leiten, wo es heisst *ἐν εἰσθέσει δὲ μετὰ τὸν* 161 *στίχον κῶλον ἰαμβικὸν μονόμετρον βραχυκατάληκτον, καὶ μετὰ τὸν* 193 *ἕτερον ὅμοιον μονόμετρον ἀκατάληκτον.* Ob Hermann Nub. 934 richtig *καὶ ἐν ἐκθέσει* änderte für *καὶ ἐν εἰσθέσει*, wie die Aldina hat, wird zu bezweifeln sein, oder es müsste, da *ἔκθεσις τῆς διπλῆς* vorhergeht, auch eine Ekthesis der Ekthesis gegeben haben. Eher schrieb der Scholiast *καὶ ἐν τῷ τέλει*, nemlich der ersten Periode. Unbekanntschaft mit dem Worte *περίοδος* verleitete einst E. Spanheim in einem Scholion zu Nub. 275 *τοῦ μὲν χοροῦ τὰς*

Digitized by Google

ἑκατέρωθεν λέγοντος παρόδους statt περιόδους zu verlangen. Dübner wollte Pac. 173 διπλῆ καὶ εἰσθεσις, indem er das häufig wiederkehrende εἰσθεσις διπλῆς auch hier nur in etwas veränderter Form anbringen zu können glaubte; 433, 434 setzte er κἂν ἐπεκθέσει κῶλα β', die doch kleiner sind, als die vorhergehenden Trimeter. Ach. 204—208 ὧν δ' μὲν ἐν ἐκθέσει εἰσὶν τροχαϊκοὶ καταληκτικοὶ τετράμετροι hielt derselbe die Lesart der Aldina ἐν εἰσθέσει für richtiger, ohne sich durch das sogleich in richtiger Bedeutung folgende εἶτα ἐν εἰσθέσει von seiner Vorstellung abbringen zu lassen.

Verdienstlich ist die Uebersicht, welche der Verf. p. 108—116 von den dem Heliodor eigenthümlichen Benennungen gibt, nachdem er 95—107 die verschiedenen Erklärungen und Anwendungen derselben Zeichen erörtert hat. Wir wollen das wesentlichste hier wiederholen.

Die Bezeichnung der Chorlieder ist bei den späteren Scholiasten einfach; früher wurde die Form genauer unterschieden. Wo gleiche Perioden ebenso viele Strophen bildeten sprechen die ältern von δυάδες, τριάδες etc. μονοστροφικαί, vgl. Equ. 973, Ach. 1214, wenn aber eine Strophe in verschiedene Perioden zerfiel, hiess das μέλος ἐκ μονάδων μονοστροφικόν. Die eigentlich antistrophische Form hat ein προῳδικὸν vor Strophe und Antistrophe, oder ein ἐπῳδικὸν nach diesen, oder ein μεσῳδικὸν in ihrer Mitte; das gab dann τριάδες προῳδικοὶ, μεσῳδ. ἐπῳδ. Die περίοδος ist eine Reihe von Gliedern gleicher Versart; wenn Perioden verschiedenen Metrums zusammengestellt werden, heisst das περικοπή, wo die periodische Form in der Strophe gar nicht eingehalten ist, erhalten wir ein μέλος.

Die neuern sprechen von στίχοι ἰαμβικοί, τροχαϊκοί, ἀναπαιστικοί, die ältern einfach von ἴαμβοι, τροχαῖοι, ἀνάπαιστοι, wozu häufig στίχοι hinzugefügt wird. Der daktylische Dimeter heisst διπλοῦν, der Trimeter dagegen δακτ. τρίπουν (εἰς δισυλλαβίαν καὶ τρισυλλαβίαν) doch wird Heliodor δάκτυλος πενθημιμερὴς ebensowol gesagt haben als χορίαμβος ἑφθημιμέρης. Ein epischer Hexameter wird ἔπος, mehrere hintereinander ἐπικοὶ (στίχοι) genannt. Das μονόμετρον ἀναπαιστικόν kömmt auch als διπλοῦν vor; das ἀν τρίπουν erhält, wenn der erste Fuss jambisch ist, den Namen ἀναπαιστικὴ περίοδος προσοδιακὴ ἑνδεκάσημος, und δωδεκάσημος, wo statt des Jambus die volle Form des Anapaest oder Spondeus angebracht ist; vgl. Schol Pac. 775, Nub. 456. Die iambische Dipodie heisst μονόμετρον, wenn sie in der Umgebung von nur iambischen Gliedern erscheint; sonst ἰαμβικὴ βάσις, die akatalektische Tripodie ἰαμβικὸν ἡμιόλιον. Antispastisch ist dem Heliodor Equ. 659 δεῦρ' ἔλθ' ἐς χορὸν, ὦ χρυσοτρίαιν' ὦ, und zwar ein katalektischer Trimeter, wie der Pherekrateus ein kat. Dimeter, der Glykoneus aber ein akatalektischer; ein hyperkatalektischer Antispast ist der Dochmius. Für Joniker a maiore

Digitized by Google

hält er Verse wie Pac. 1329, Nub. 1303, 1345, die siebensylbigen sind *ἑφθημιμερῆ*, die sechssylbigen *ἡμιόλια*. Bei den Paeonen ist die eigenthümliche Benennung *δίρρυθμος*, *τρίρρ. τετράρρ.* (über diesen gehen die Scholien nirgends hinaus) üblich. Asynartete werden mit diesen Namen nicht erwähnt, es heisst etwa, wie Pac. 1127 *ἐξ ἰαμβικῆς βάσεως καὶ τροχαϊκοῦ ἑφθημιμερούς*. Wo solche Glieder verbunden oder gar durch Wortbrechung enger verknüpft sind, ist *συνῆπται* der gewöhnliche Ausdruck dafür, wie z. B. Nub. 475, wo in der Zusammenstellung von daktylischer Penthemimeres und des anapaestischen Prosodiakum's das Choerilium erkannt wird: *τὸ ἡ (δάκτυλος πενθημιμερὴς) συνῆπται τῷ ἑξῆς ὄντι ἀναπαιστικῷ (προσοδιακῷ), καὶ γὰρ τὰ δύο τὸ λεγόμενον Χοιριλεῖον.* Aehnlichen Sinn hat das *συζυγίαν ποιεῖν*, vgl. Schol. Nub. 467 *ὧν τὸ πρῶτον χοριαμβικὸν καὶ τὸ β' ἀνάπαιστον προσοδιακὸν ποιεῖ συζυγίαν*, wie Thiemann herstellt.

Die *κωλομετρία* des Heliodor ist von den Grammatikern Phaeinos und Symmachos in die Scholien des Aristophanes übertragen*) worden. Aus ihr haben auch Marius Victorinus lib. II, Atilius Fortunatianus vom 7. Capitel des lib. II an, und Diomedes von dem 20. Capitel des lib. III an geschöpft. So hat M. Victorinus die Lehre von der podischen Messung des Anapaestes von Heliodor, vgl. schol. Pac. 775. Den Antispast behandelt derselbe nach schol. Nub. 551. Der Anacreontische Vers ist nach dem Dafürhalten des griechischen Theoretikers die Composition einer basis pentasemos und heptasemos, das finden wir bei M. Victorinus und Diomedes wieder. Heliodorisch ist die Vorstellung, der Paeon müsse durch die Annahme einer Pause zum hexasemos werden. Ueber die antistrophische oder mesodische Triade stimmen Atilius Fortunatianus und schol. Acharn. 489 überein; Priscianus in seinem Tractat de metris comicorum hat ebenfalls aus Heliodor einiges angenommen, wie die Benennung *ἴαμβοι* statt *ἰαμβικοί*.

Die neuern Scholien, wie sie aus der Abweichung von Heliodor's Sprachgebrauch sicher zu erkennen sind, haben nur dadurch einigen Werth, dass sie viele Bruchstücke aus der Kolometrie aufbewahrt haben, vgl. Schol. Equ. 75F, Pac. 459. Die zu dem Plutus, den Wolken, Rittern, Wespen sind aus der Hand desselben Redaktor's hervorgegangen, eine etwas verschiedene Ausdrucksweise verräth den der Vögel und des Friedens als einen andern, was der Verf. p. 124—6 belegt. Dieser Zusatz zu der Abhandlung, welche meistens schon in 1 enthalten ist, fehlt dort, wie noch einiges sonst, insbesondere, was in 2, p. 109—116 von der Nomenclatur der Metra, welche Heliodor consequent anwandte, berichtet wird. Das übrige ist aus 1 wörtlich übertragen, vgl. 1, p. 21—34 mit 2, 95—109, 1, 35—43 mit 2, 116—123 kleinere Zusätze noch ab-

*) Dies besagen die Worte am Schluss der Scholien zu Equ. und Pac.: *κεκώλισται προς τὰ Ἡλιοδώρου, παραγέγραπται ἐκ Φαείνου καὶ Συμμάχου.*

Digitized by Google

gerechnet. Die Correctur in 2 ist an einigen Stellen nicht exact, wie 101 in dem Schol. Pac. 729 *οὐ κατ' ἴσον τοῖς ἄλλοις* gelesen werden muss, was bereits in 1, p. 27 steht, nach Dindorfs Berichtigung und 109 im Schol. Equ. 382 *περίοδος τοῦ χοροῦ παιωνικὴ ὀκτάκωλος*. Sonst besteht der Vorzug von 2 in der Sammlung der Scholia metrica recentia, p. 23—94 zu Plut. Nub. Vesp. Equ. Ran. Av. Pac. und der signandi ratio des Heliodorus und Hephaestion, welche auf den Blättern 127—136 mit Ausnahme der ersten und letzten Seite einander gegenübergestellt sind, um das Verfahren beider zu veranschaulichen. **Kayser.**

De Ciceronis rhetoricorum libris. Dissertatio inauguralis philologica quam — in alma litterarum universitate Gryphiswaldensi — defendet Franciscus Bader Tanglimensis. Gryphiswaldiae typis Friderici Hache. 8vo, 30.

Der Verfasser sucht noch eingehender als es bis jetzt geschehen ist, die Quellen zu bestimmen, aus welchen der jugendliche Cicero seine Rhetorik, die jetzt unter dem Namen de Inventione vorliegt, schöpfte und zusammenstellte. Er selbst nennt nur den Aristoteles und Hermagoras, den Namen seines nächsten lateinischen Vorgängers verschweigt er, obwohl nachweislich sehr vieles aus dessen Buch in das seine übergegangen ist. Der mit dem Gegenstand bekannte Leser wird sofort errathen, dass wir Cornificius meinen, dem Rec. vor siebzehn Jahren das sonst dem anonymen auctor ad Herennium zugeschriebene Werk vindicirte, vgl. Münchner Gelehrte Anzeigen 1852, p. 473 sqq. Dass Cicero selbst nicht der auctor sein könne, wurde dort durch die vielen Abweichungen erwiesen, die in beiden Lehrbüchern jedem aufmerksamen Beobachter sich aufdrängen; freilich stimmt auch manches überein, was bis in die neueste Zeit gelehrte Leute bestimmte, den überlieferten Titel M. Tullii Ciceronis Rhetoricorum ad C. Herennium libri quattuor für authentisch zu halten. Zu diesen gehört der Verf. der Dissertation zwar nicht, aber sein Streben geht doch dahin, dem Cornificius einen grössern Antheil an dem Inhalt der Inventio zuzuschreiben, als es uns l. c. und in der Vorrede sowohl als dem Commentar zu Cornificius glaublich erschien. Wie er sagen konnte (p. 7) die Behandlung des deliberativum genus sei bei beiden Schriftstellern in der Hauptsache dieselbe, ist schwer zu begreifen, da die Terminologie fast in keinem Punkt übereinstimmt. Die Theile der coniecturalis constitutio sind meistens verschieden, was aber ähnlich heissen darf, wie die Unterscheidung der Beweise ex causa und ex vita, ist allgemeiner Art, und schon bei den griechischen Rednern wie bei Anaximenes zu finden, dass man nicht nöthig hat, es auf die vermeintliche Quelle zurückzuführen. Die conlatio

Digitized by Google

wendet schon Antiphon Tetr. I, 1, 5 an; die Argumentation ex vita geschieht in ähnlicher Weise bei Anaximenes p. 103, 25 ed. Teubn. Auffallend dagegen ist die Bestimmung des locus communis bei Cicero als ein argumentum, quod in multas causas transferri potest, bei Cornificius aber II, 9 ist l. c. qui alia in causa ab accusatore, alia ab defensore tractatur, womit die verschiedene Behandlung der testes, rumores, quaestiones gemeint ist, welche Cicero nicht berührt. Darauf ist ferner kein Gewicht zu legen, wenn dieselben Beispiele zu den einzelnen Formen der constitutiones von beiden Technographen angewandt werden, worin beiden die griechischen Fachgenossen vorangegangen sein mögen; Hermogenes nahm sie wol ebenfalls aus Hermagoras (*π. στάσ.* 11, 13; 15, 6). Die Sonderbarkeit, dass Cicero neben der definitiva constitutio noch die definitio als Theil der controversiae ex scripto annimmt, erklärt B. aus der Vermischung des Hermagoreischen und Cornificianischen Systems: da Cornificius die legitima constitutio in 6 Theile zerlegt scriptum et sententia, contrariae leges, ambiguum, definitio, translatio, ratiocinatio wollte Cicero die definitio als wesentliches Glied in dieser Reihe beibehalten. Warum liess er aber in dieser nicht auch die translatio bestehen? Die Unterscheidung der definitiva constitutio von der definitio besteht allerdings darin, dass letztere sich auf den schriftlichen Ausdruck des Gesetzes bezieht, erstere einfach auf den Begriff. B. findet keinen Unterschied nisi id quod Kayser profert, quod quidem mullius puto momenti est. Es ist nicht klar, ob das auf unsere Bemerkung gehen soll, oder auf die Unterscheidung Cicero's selbst, die allerdings nicht befriedigen kann. Die Kategorien der const. iuridicialis adsumptiva sind im ersten Buch bei Cornificius in mehr logischer Folge aufgezählt als im zweiten, vgl. I, 24 sqq. mit II, 21 sqq., letztere hat aber Cicero übertragen, was offenbar nicht zufällig ist, sondern beweist, dass er hie und da auf das Buch zurückkam. B. hat darauf mit Recht hingewiesen, zugleich aber über Cicero einen ungegründeten Tadel ausgesprochen, wenn er einen unzulässigen Unterschied zwischen relatio criminis (Cornificius nennt das translatio cr.) und remotio criminis entdecken will: »nescio an Ciceronis mala definitio nata sit ex Cornificiana parum intellecta, cuius quidem sensus minus patet.« Die Verschiedenheit liegt in beiden Stellen Corn. I, 25. Cic. II, 78, 87 nicht im crimen, was B. annimmt, indem er sagt »atqui si nostrum crimen amovere volumus, nisi in aliorum crimen transferre non possumus«, sondern in der entweder aus fremder Schuld herzuleitenden Minderung der Strafbarkeit oder in der gar nicht vorhandenen Zurechnungsfähigkeit. Ganz fremd ist dem Cornificius die Eintheilung der generalis constitutio in negotialis und iuridicialis; statt die iuridicialis selbst als genus zu betrachten, nahm Cicero nach Hermagoras sie als species neben der negotialis an, verliess aber die von jenem gegebene Definition der *πραγματικὴ* und *δικαιολογία*, welche mit

Digitized by Google

der von θέσις und ὑπόθεσις zusammenfällt, und erklärte negotialis est, in qua quid iuris ex civili more et aequitate sit, consideratur, was Quintilian III, 6, 58 keineswegs billigt. Die Unterscheidung von θέσις und ὑπόθεσις übrigens ist nicht, wie B. behauptet (19) identisch mit der von negotia und ostentatio; letztere bedeutet das γένος ἐπιδεικτικόν, jene die beiden andern Redegattungen. Das Beispiel, welches Cicero Inv. II, 62 anbringt, soll, nach B., aptissume in Hermagorae πραγματικὴν (negotialem) incidere, cum de rebus quidem quaeratur, sed sine certo personarum complexu. nam ex toto exempli habitu luce clarius adparet causam esse de qua nulla lex lata est, itaque non in ius venire potest, sed in iudicium. Als wenn nicht auch die Praetoren selbständig Entscheidungen über noch nicht gesetzlich festgestellte Verhältnisse ertheilt hätten! vgl. Cornif. II, 19. Die Nothwendigkeit in dem gegebenen Exempel eine blosse θέσις anzunehmen, ist natürlich nicht vorhanden, da Cicero ebenso gut bestimmte Personen nennen konnte, wie das zur Erleichterung des Verständnisses Schütz gethan hat p. 255, sq. Mit Unrecht zweifelt der Verf. p. 21 auch daran, dass die causa negotialis eine Frage der qualitas zu lösen habe, wie hier die nach der Rechtmässigkeit der Beerbung der Summe, welche der Pupille, der aber zu früh starb, aus fremdem Vermögen erhalten sollte, ob die Erben des Vaters jenes Pupillen oder dessen nächste Agnaten berechtigt waren. Fremd dem älteren Lehrbuch ist auch die Untersuchung über praemium und poena, Inv. II, 109 sq., welche B. dem genus deliberativum zuweisen will, obgleich Cicero sie ausdrücklich unter dem iudiciale begreift; vgl. p. 22 und 25.

Nachdem B. nachgewiesen, wie Cicero dem Aristoteles*), wenn er ihn auch öfters nennt, eigentlich nichts verdanke p. 2—5, und vorzüglich Cornificius p. 6—11, dann Hermagoras p. 18—24 benutzt habe, zeigt er in dem letzten Abschnitt de forma rhetoricorum, einige von dem jugendlichen Verfasser begangene Widersprüche auf, wie zwischen I, 12 und II, 69; I, 38, 41 und II, 17, und die auch von Rec. M. G. Anz. 1852, 488 berührte Wiederholung des II, 65 gesagten in II, 160 und schliesst daraus, Cicero habe sein Manuscript gar nicht veröffentlichen wollen, was nicht zu bezweifeln ist, da er de or. I, 5 es selbst bestätigt. Kaum glaublich wird man aber die Vermuthung finden, das Buch sei erst nachdem sich der junge Redner durch seine Vertheidigung des S. Roscius bekannt gemacht habe, unter die Leute gekommen, denn da »fieri facile potuit ut amici eius et iuvenes oratoriae facultatis

*) Einen zu grossen Spielraum eröffnet B. dem Redner nach der Idee des Aristoteles, wenn er den Stoff desselben in allen Objecten findet, und meint eum de omnibus rebus dicere posse oratoris officium esse recte statuisse: vielmehr beschränkt Ar. das πιθανὸν auf die Grundlage des γένος δικανικόν, συμβουλευτικόν, ἐπιδεικτικόν, welche er im dritten Capitel von Rhet. I anführt.

Digitized by Google

studiosi precibus eum adirent, ut ex copia praeceptorum quibus ipse optume orationes exornaret, aliquid communicaret: itaque quae in promptu habebat amicis commisit, quorum alter ab altero exscribebat, quom optuma in iis inesse praecepta probe intellexissent etc. Ferner ist er der Ansicht, Cicero habe aus dem Umgange mit Molo (666 U. C., aber Brut. 307 ist, wie Bake bewiesen hat, der Satz über den damaligen Aufenthalt des genannten Rhetors in Rom Einschiebsel und im Widerspruch mit 312) und indem er den Sulpicius fleissig hörte, für pronuntiatio und memoria die nöthigen Regeln und Vorschriften sich aneignen können. Aber es handelt sich hier ja darum, ob er aus theoretischen und schriftlichen Anweisungen anderer sein Buch abfassen konnte. Wir bleiben daher bei der Annahme, dass er die Arbeit aufgab, weil er hier nicht, wie in den zwei ersten Büchern aus verschiedenen Werken das seine compiliren konnte, sondern nur auf Cornificius angewiesen war.

Im Laufe des Schriftchens begegnen wir manchen Missverständnissen, denen wir zum Theil darum entgegenzutreten veranlasst sind, weil sie mit einem Tadel unseres Textes des Cornificius und der Inventio zusammenhängen. C. missbilligt p. 8 Inv, I. 18 die Lesart des Parisinus: iudicatio est quae ex infirmatione rationis nascitur controversia und verlangt mit Ernesti lexic. technol. rhet. lat. und Schütz i e. q. ex ratione et infirmatione r. n. c. Damit ist aber nichts gewonnen, weil in der infirmatio rationis die ratio mitinbegriffen wird; wenn Cornificius sich I, 26. weitläuftiger ausdrückt, nöthigt das nicht, dieselbe Form bei Cicero einzuführen. Misverstanden ist p. 6 der Satz über die petitio, wenn es Inv. I, 7 heisst iudiciale (genus) — habet in se accusationem et defensionem aut petitionem et recusationem, weil B. durch die kürzere Fassung bei Cornificius sich verführen liess, jenen Ausdruck von dem Theil der Rede zu verstehen cum defensor causa dicta ab iudicibus petit rei absolutionem, und vergass, dass er sich auf die Civilklage bezieht. Hinsichtlich der Stelle über die Insinuation bei Cornif. I, 9 bekömmt sowohl Rec. Unrecht (p. 9) wenn er die Worte aut hominem non rem (nach den besten Handschriften) wegliess, als Halm, wenn er in den Analecta Tulliana dieselben Worte für die allein zulässigen hielt, dagegen rem non hominem aut getilgt wünschte: »quorum neutrum rectum vidisse mihi persuasum est. Warum? insinuationem — in turpi causae genere locum habere paullo ante expositum est; turpe vero genus I, 5 id est quom aut honesta res oppugnatur aut defenditur turpis. nostro loco, ut quidem sequentia docent, insinuationis exempla ponuntur a defensore adhibendae, itaque quom honesta res oppugnatur, defensor dicet rem oportere spectari, non hominem, ex contrario quom turpis res defenditur.« Wenn die Sache, die wir vertheidigen, turpis heissen darf, ist allein die insinuatio am Platze, nicht aber, wenn eine honesta res oppugnatur, denn dann bedarf es keiner solchen Einleitung,

Digitized by Google

der Vertheidiger hat vielmehr den schönsten Stoff zu einem principium. Die Anwendung des turpe causae genus ist hier ganz unzulässig; ohne dies wird der Angeklagte gewiss vir honestus sein, wenn die res honesta ist. Das hominem non rem ist nur eine gedankenlose Vervollständigung, dergleichen wir in diesem Werke öfters begegnen; es müsste damit gesagt sein, man solle als Vertheidiger den Mann in Betracht ziehen, d. h. seine Unbescholtenheit hervorheben, um den Vorwurf der in der res liegt, zu widerlegen; damit hört aber ebenfalls das exordium auf insinuatio zu sein; diese tritt nur dann ein, wenn der Redner den Schein der Objectivität und Unparteilichkeit annimmt, die Beschuldigung als eine sehr gravirende darstellt, und nachdem er so die Richter für sich eingenommen hat, zu dem Erweis rasch übergeht, dass dem Beschuldigten eine solche That gar nicht zuzutrauen sei. Man beachte auch hier noch, dass die Erörterung des Schriftstellers im Folgenden nur das rem non hominem spectari oportere betrifft, von dem hominem non rem ganz absieht. Mit Unrecht nimmt B. ausserdem an, dass Cicero Inv. I, 24 dasselbe meine mit der Vorschrift si causae turpitudo contrahit offensionem aut pro eo homine, in quo offenditur, alium hominem, qui diligitur, interponi oportet, aut pro re hominem aut pro re, in qua offenditur, aliam rem, quae probatur; aut pro re hominem aut pro homine rem, ut ab eo, quod odit, ad id quod diligit, auditoris animus traducatur, insbesondere der letzte Satz mit der Regel des Vorgängers rem non hominem etc. übereinstimme; diesem entspricht vielmehr nur das, was folgt: et dissimulare te id defensurum, quod existimeris, deinde, cum iam mitior factus erit auditor, ingredi pedetemptim in defensionem et dicere ea, quae indignentur adversarii, tibi quoque indigna videri, deinde demonstrare nil eorum ad te pertinere. **Kayser.**

M. Tullii Ciceronis epistularum emendationes scripsit Josephus Krauss. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIX. 44, 8vo.

Diese Beiträge, wenn auch minder zahlreich als man erwarten durfte, insofern sie den Inhalt einer eigenen Schrift bilden, sind immerhin dankenswerth und hellen mehrere dunkle Stellen in den Briefen ad Familiares in sehr befriedigender Weise auf. Dazu gehört gleich der Nachweis, dass in I, 1, 3 die Worte animadvertebatur Pompeii familiares assentiri Volcatio ungehörig und eine ungeschickte Wiederholung dessen sind, was schon vorher genauer und bestimmter gesagt ist, oder im folgenden noch weiter erörtert wird. Ref. hat deshalb in seiner annotatio critica die Stelle eingeklammert, was wohl nur durch ein Versehen weder in dem Text unserer Ausgabe noch in Baiters Redaction der notae Aufnahme

Digitized by Google

fand. Sehr richtig erinnert der Verf. zu I, 2, 1, dass discessionem facere nur von den abstimmenden Senatoren, nicht von den die Abstimmung leitenden Consuln gesagt werde, also die Behauptung des Lupus trib. pl. ante se oportere discessionem facere, quam consules etwas undenkbares enthalte. Daran war man seit Victorius Ausgabe 1536 früher ohne Anstoss zu nehmen vorübergegangen und selbst Orelli's Notiz consulares Va, Beng. hatte weder ihn noch seine Nachfolger aufmerksam gemacht. Lupus konnte nur an Hortensius Bibulus und Volcatius denken, welche mit ihren Voten vorangingen und andere nachzogen; vor diesen Consularen glaubte er seinen Antrag stellen und die Abstimmung darüber leiten zu müssen. In I, 9, 4 muss aliquo erga me singulari beneficio als Ablativus causae nach dem Med. hergestellt werden; er ist parallel mit merito und officio gesetzt, welche beide nicht neben reipublicae als Dative betrachtet werden dürfen. Zu III, 8, 6 erinnert K. wol mit Recht daran, dass Philomeli der Vulgate Philomelii vorzuziehen sei; zugleich nimmt er sich bei Terentius Eun. III, 3, 13 der Lesart des Bembinus Suni an und schreibt mit einer leichten Umstellung rus Suni ecquod haberem, wo Bentley ohne zureichenden Grund auf habeam besteht. Gleichsam die Correctur einer Correctur wird IV, 15 vorgeschlagen, wo für Lambin's breviter te commonendum putavi K. schreibt brevi te comm. p.; vor Lambin fehlte das unentbehrliche Pronomen. Wenn nicht durchaus geboten, doch ansprechend ist VII, 12 wo Cicero fragt ubi illa erit formula fiduciae, »ut inter bonos bene agier oportet«? quis enim est (sc. bonus), qui facit nihil nisi sua causa? Die Unzulässigkeit der Ellipse geben wir nicht zu, doch gefällt uns die Conjectur quum is minime sit. Dass VII, 23, 2 leicht decus nach bibliothecae wegfiel und diese Ergänzung empfehlenswerther erscheint als Orelli's ἄγαλμα und ähnliches sonst vorgeschlagene wird man nicht in Abrede stellen wollen. Eher werden wir IX, 6, 6 K.'s quacunque via audiero auf sich beruhen lassen; wenigstens ginge ebenso gut quae tua interesse videro an. XII, 7 scheint Orelli sed me haec non movebant, alia movebant (vulg.: alia malebam) noch passender zu lesen, als Kr. s. m. h. n. m., alia valebant, wenn auch dieser versichert tibi quovis pretio spondeo ita Ciceronem scripsisse! In dem Satze X, 22 ut quisque honorificentissimam de te sententiam dixisset, qui eam secutus esset, certe ego fuissem ist der Germanismus durch die Emendation essem jetzt beseitigt; vielleicht darf man auch eine Umstellung wie certe ego fuissem qui eam secutus essem vorziehen. XVI, 2 scheint satis propinquo te die videro allerdings das beste zu sein statt satis quotidie videro, und Ernesti's satis cito te videro ferner zu liegen. Halten wir uns an den Verf. allein, so hat er XIII, 16 P. Crassum ex omni nobilitate adolescentem dilexi plurimum et ex eo cum ab ineunte eius aetate bene speravissem, tum nuper optime existimare coepi eximiis iudiciis, quae de eo feceras cognitis an zwei Stellen vortrefflich berichtigt;

Digitized by Google

die Handschrift ist hier stark verdorben in den Worten tum per me existimare coepi ex iis iudiciis. Doch ist ihm mit eximiis schon Klotz vorangegangen, nur nuper eigene Verbesserung, unbedenklich durfte er auch et de eo schreiben, wenn auch Hand im Tursellinus II, 622 et ex eo citirt. Sehr glücklich erscheint auf den ersten Blick V, 8, 1 die Behandlung des unverständlichen Anfangs quantum ad meum studium exstiterit dignitatis tuae vel tuendae vel etiam augendae non dubito quin ad te omnes tui scripserint, indem a. d. = ante diem geschrieben und dann ein Lückezeichen für den Ausfall des Datums gesetzt ist. Aber auch hierin hat der Verf. Klotz zum Vorgänger. Sollte jedoch eine solche Angabe, die überdies nüchtern genug sich hier ausnimmt, Cicero dem Crassus gegenüber für nöthig erachtet haben? Eher vermuthen wir, dass der Abschreiber ad aus der folgenden Zeile gedankenlos wiederholte, und lassen die Praeposition, wie in der zweiten Orelliana bereits geschehen ist, ganz fallen. Was Kr. IX, 4 vorschlägt, Chrysippi an haec für Chrysippias haec ist bereits von Manutius angegeben und steht in unserer Ausgabe; IX, 6 hat otiosissimis schon Baiter, denn es scheint nur Druckfehler zu sein, wenn sowol im Text als in der kritischen Note das allerdings nicht zu verstehende otiosissimi erscheint. Auch IX, 24, 1 hätte Kr. ut ille me unum gratissimum possit agnoscere, wo der Med. meum gr. hat, Orelli aber noch me quam gr. ebenfalls in unserer Ausgabe finden können. Wie war es aber möglich, dass ihm zu XV, 20 entging, dass seine Conjectur olei für olim im Rheinischen Museum XII, 270 steht und dort Koch zum Urheber hat, welcher auch die ähnliche Stelle im folgenden Brief XV, 21 cum incendisses cupiditatem meam consuetudinis augendae nostrae tum discedis a nobis, wie Kr. benutzte? Bücheler kann als sein Eigenthum X, 14 tecum e republica se facturum reclamiren.

Anderswo müssen wir Zweifel an der Richtigkeit der Vorschläge erheben. V, 10 ist sua ob bona direpta gewiss die leiseste Aenderung, wenn man blos auf den Buchstaben sieht, aber die Stellung der Wörter anstössig. Vielleicht fiel ein Verbum wie queruntur vor actiones aus. VII, 26 dürfte wohl sehr die Frage sein, ob Cicero sich erlaubte zu schreiben quo de Epicurum tuum Stoici male accipiunt, da diese Nachstellung der Praeposition unseres Wissens nur in der juristischen Formel quo de agitur vgl. Inv. I, 41, Verr. II, 2, 31, pro Murena 28 bei ihm vorkömmt; also bleiben wir lieber bei in quo, wenn auch Med. wirklich quod hat. VIII, 13 im Briefe des Caelius scheint Wesenbergs si armis resistat besser als si sinat aut, wodurch eine Häufung gleichbedeutender Ausdrücke entsteht. Kr. fügt übrigens die Bemerkung bei verum tamen hanc coniecturam subtimide feci sola fere nitens ratione argumentationeque nec ut eam cum ceteris, quas protuli, emendationibus prorsus eodem loco haberi velim. Id enim Caelii ingenium scribendique genus est, quod a Tulliano mirum quantum discrepet. Qua-

Digitized by Google

propter in octavo Ciceronis epistularum libro magis etiam quam in ceteris dolendum est non plenam nos et accurate collatam Florentini libri scripturam habere, cum fide indicatis quae oblitterata, erasa, correcta, superscripta sint. Letzteres Bedauern kömmt drei Jahre zu spät, vgl. Baiters Praefatio des neunten Bandes unserer Ausgabe. XIII, 69 stellt Kr. wunderliche Dinge über vulgare (zu Ende von § 1) auf; nur unter Voraussetzung des Ausfalles etwa von meum beneficium oder meam commendationem wird man das Wort als Verbum erhalten können; die Correctur vulgariter ist freilich unwahrscheinlich; XVI, 8 möchte es rathsamer sein, eius vor testimonia wegzulassen, als et iusta daraus zu machen, wie Kr. für gut findet. Eine besonders interessante Stelle ist VI, 5, 3, wo der Verf. wenigstens das Verdienst hat, die Verkehrtheit von quare nachgewiesen zu haben, wenn auch sein cui rei adde eam spem uns nicht recht einleuchten will. Madvigs sehr starke Aenderungen (opusc. I, 397) hat Baiter aufgenommen; jener supplirt nach quare ad eam spem die Worte quam de omnibus habemus, accedit ea, und lässt nach communia folgen: sed propter eximium ingenium mit Tilgung der Worte accedunt tua praecipua. Wir begnügen uns vom überlieferten Texte nur das zweite propter zu tilgen und extra ordinem vor tua praecipua zu versetzen, ausserdem atque für quare und summaque für summamque zu schreiben. Ausser der im vorhergehenden Satz hervorgehobenen bona causa, welcher Caecina vertrauen soll, kömmt zu der Hoffnung, die sich auf des Mannes würdige Persönlichkeit gründet, noch die hinzu, welche auf seltneren Eigenschaften desselben, durch die er sich bei Caesar in Respect setzen kann, beruht, wie Genie und Gelehrsamkeit, doctrina (das ist wol anstatt des verkehrten virtutem zu lesen). Die Wendung mit non solum propter dignitatem tuam, haec enim ornamenta sunt tibi etiam cum aliis communia verräth allerdings eine gewisse Nachlässigkeit der Abfassung, da Cicero correcter sich ausgedrückt hätte, wenn er non solum wegliess und für haec enim etwa quae tamen schrieb, doch wird man dergleichen im Briefstyl nicht für unzulässig erklären dürfen. Das de te ipso kann nur im Gegensatz von andern ehemaligen Gegnern des Caesar, die sich in gleicher Lage befanden, verstanden werden.

Auf den letzten Blättern p. 37—44 verbreitet sich K. über den Verfasser des Briefes XII, 13, in welchem er einen Neffen von C. Cassius erkennt, L. Cassius, der, wie sein Oheim bei Philippi fiel; vgl. Appian. B. C. IV, 135, das Praenomen ergibt sich aus dieser Stelle und zugleich die Berichtigung für die Aufschrift: L. Cassius statt C. Cassius. **Kayser.**

Digitized by Google

Materialien zur Mineralogie Russlands von Nikolai von Kokscharow. Fünfter Band. St. Petersburg. Buchdruckerei von Alexander Jacobson. 1869. S. 397. gr. 8.

Unter dem anspruchslosen Titel »Materialien zur Mineralogie Russlands« erschien im Jahre 1853 der erste Band eines Werkes, dessen fünfter nun vollendet vorliegt und welches unstreitig zu den bedeutendsten zählt, welche die mineralogische Literatur der letzten Zeit aufzuweisen hat. In dem Vorworte zum ersten Bande bemerkte der hochverdiente Verfasser er beabsichtige mehr oder weniger detaillirte Beschreibungen und Abbildungen russischer Mineralien, ohne sich an ein bestimmtes System zu binden; diese Beschreibungen sollen von einem Atlas mit Abbildungen der Krystalle begleitet werden. Mit dem zweiten Bande (erschien 1857) hat N. v. Kokscharow seinen Plan geändert, indem er es für zweckmässiger hielt sich nicht allein auf russische Mineralien zu beschränken, sondern überhaupt alle seine mineralogischen Arbeiten zu geben. Der Atlas behielt seine ursprüngliche Form, indem in solchem wie bisher nur die Abbildungen von Krystallen russischer Mineralien aufgenommen wurden, während die anderen Krystalle als Holzschnitte ihre Stelle im Texte finden. Der speciellen Schilderung eines Minerals ist nun stets, nebst Aufzählung der verschiedenen Synonymen, eine kurze Characteristik desselben vorausgeschickt. Den Hauptgegenstand aber bildet der krystallographische Theil, ein Gebiet, auf welchem bekanntlich N. v. Kokscharow ein Meister.

Von sehr vielen in seinem vortrefflichen Werke beschriebenen Mineralien theilt der Verfasser zahlreiche Winkel-Angaben mit, durch Rechnung und durch höchst sorgfältige Messungen ermittelt; an nicht wenigen gelang es demselben vorher nicht bekannte Formen nachzuweisen und somit sehr werthvolle Beiträge zur Mineralogie überhaupt zu liefern. Was die krystallographische Bezeichnung betrifft, so bedient sich der Verfasser der beiden in Deutschland hauptsächlich gebräuchlichen, nämlich der von Naumann und Weiss; sicherlich spricht es nicht wenig für die Vorzüge der Naumann'schen Methode, dass ein so hervorragender Krystallograph, wie N. v. Kokscharow sich so entschieden zu deren Gunsten ausspricht, wie er solches auch in anderen Schriften, z. B. in seinen »Vorlesungen über Mineralogie« (Petersburg 1865) gethan.

Obschon in dem vorliegenden Werke die Mineralien vorzugsweise in krystallographischer Beziehung eingehender betrachtet werden, finden die physikalischen und chemischen Eigenschaften gleichwohl gehörige Berücksichtigung, wie aus zahlreichen Bemerkungen über optische Verhältnisse, Mittheilungen neuer Gewichts-Bestimmungen und vieler Analysen ersichtlich. Endlich wird auch das Vorkommen und Paragenesis der Mineralien in sehr interessanter Weise geschildert, so dass der Freund der »topographi-

Digitized by Google

schen Mineralogie« auch hier eine reiche Quelle der Belehrung trifft.

In Bezug auf den Atlas, welcher das Werk begleitet ist zu bemerken, dass fast alle Abbildungen der Krystalle durch den Verfasser von neuem projectirt wurden, so dass der Atlas zu einer grossen Anzahl von Tafeln (bis zu 74) angewachsen, welche uns ein sehr vollständiges Bild aller krystallisirter russischer Mineralien geben.

Wir gestatten uns eine kurze Uebersicht des Inhaltes sämmtlicher bis jetzt erschienener fünf Bände der »Materialien zur Mineralogie Russlands«, indem wir aber nur die wichtigeren, besonders eingehend beschriebenen und durch Formen-Reichthum ausgezeichneten Mineralien hervorheben.

Erster Band. (1853.) Eisenglanz, Titaneisen und Korund. Bleivitriol. Anatas, Rutil und Brookit. Rothkupfererz. Vesuvian. Beryll, dessen Formen allein 5 Tafeln einnehmen. Perowskit.

Zweiter Band. (1857.) Klinochlor. Apatit. Skapolith. Glimmer. Topas, dessen Formen-Reichthum auf 10 Tafeln dargestellt ist. Phenakit.

Dritter Band. (1858.) Granat, Magneteisenerz. Euklas. Zirkon. Epidot und Orthit.

Vierter Band. (1862.) Monazit. Chrysoberyll. Anorthit. Familie des Pyroxen.

Fünfter Band. (1869.) Cölestin. Chrysolith. Orthoklas. Andalusit. Flussspath. Linarit. Helvin. Diamant.

G. Leonhard.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Physica sacra oder der Begriff der himmlischen Leiblichkeit und die aus ihm sich ergebenden Aufschlüsse über die Geheimnisse des Christenthums. Von Julius Hamberger, Doktor der Philosophie und Theologie. Stuttgart 1869. Druck und Verlag von J. F. Steinkopf. 8. 324 S.

Der Gegenstand, welchen das vorliegende Buch behandelt, ist von grosser Tragweite nicht allein für die Theologie, sondern für das Verständniss des Lebens überhaupt. Physica sacra ist das Werk betitelt, zu deutsch: Lehre von der überirdischen, himmlischen Leiblichkeit der Menschenseele und weiterhin von der im Lichte ihrer ursprünglichen Vollkommenheit strahlenden Natur insgesammt. Demnach wird mit Physica sacra nicht blos, wie sonst üblich, der Versuch gemeint, einschlägige Bibelstellen mit Hülfe der profanen Naturforschung zu erklären; auch wird unter Physica sacra nicht verstanden die im Umkreis der theologia rationalis gelegene Physikotheologie oder die theologia naturalis, sofern diese, neben dem geoffenbarten göttlichen Worte einhergehend oder daran vorbeigehend, den Schöpfer aus der Betrachtung seiner Werke erkennen will; auch nicht jene theologia naturalis, welche in neuerer Zeit an der Hand der biblischen Bezeichnungen geistvoll und kundig aus der uns umgebenden Natur, aus ihren Formen und Kräften den dareingeschriebenen Namen Gottes herauszulesen unternommen hat. Achtend allerdings auf die diesseitige Natur und auf die Naturwissenschaft, geleitet von der Offenbarung und getrieben von den Ahnungen des Geistes ist vielmehr der Blick der gegenwärtigen Physica sacra dem Ueberirdischen selbst zugewendet, um erst von da aus auf die Lösung der Welträthsel einzugehen. Wie sehr aber der Herr Verfasser vor Anderen zu solchen Forschungen berufen ist, weiss Jeder, der die früher veröffentlichten, so werthvollen und erfolgreichen Arbeiten desselben kennen gelernt hat; sie lassen sich in der That als Vorarbeiten für die Physica sacra betrachten.

Das Werk ist in drei Abtheilungen gesondert. Die erste Abtheilung gibt »Andeutungen zur Geschichte und Kritik des Begriffes der himmlischen Leiblichkeit.« Wir lesen hier, was die heidnischen Völker und ihre Lehrer bezüglich der himmlischen Leiblichkeit geahnt, was das Volk Israel vernommen, was dann durch das Erdenleben des Gottmenschen offenbar wurde, und was in solchem Betracht von den Aposteln namentlich Paulus ausgesprochen hat, was die Kirchenväter und Kirchenlehrer hervorgehoben, was

Digitized by Google

im Reformationszeitsalter darüber laut geworden, was nachher und was neuerdings Philosophen und Theologen davon gesprochen haben und sprechen. Die zweite Abtheilung ist der »philosophischen Beleuchtung des Begriffes der himmlischen Leiblichkeit« gewidmet: es wird die Irrationalität in den Gebilden der irdischen Welt nachgewiesen, die Eigenthümlichkeit der himmlischen Leiblichkeit und deren Unterschied von den irdischen Gebilden näher bestimmt, die Meinung von der Irrationalität jenes Begriffes widerlegt und die Realität desselben erläutert. Die dritte Abtheilung führt den Begriff der himmlischen Leiblichkeit hindurch durch die Dogmen vom dreieinigen Gotte, von den Creaturen und insbesondere vom Menschen, vom Gottmenschen u. vom Erlösungswerke, u. endlich von den letzten Dingen.

So anregend sämmtliche Abschnitte des Werkes sind, wollen wir hier doch nur den Mittelpunkt des Ganzen in das Auge fassen, nämlich die in der zweiten Abtheilung gegebene Begründung und Bestimmung des wichtigen Begriffs der himmlischen Leiblichkeit.

Gegenüber der unserem Geiste vorschwebenden Idee des vollkommensten Lebens und gegenüber dem eingeborenen Verlangen der Seele, solches Leben allenthalben zur Herrschaft gelangt zu sehen, weist uns der Herr Verfasser hin auf die thatsächliche Hemmung und Trennung des Naturlebens in dieser nicht von Gott selber, sondern erst durch den verkehrten Willen intelligenter Geschöpfe materialisirten Welt. Dann aber zeigt er uns über solcher »Irrationalität der irdischen Gebilde« in vielfachen Farben den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit gleichwie über düsteren Gewitterwolken den Bogen des Friedens. Nicht auf einer blosen Verfeinerung und Veredlung beruht ihm die letztere, sondern auf einer wesentlichen Umgestaltung des irdischen Körpers; aller irdische Beisatz, selbst der leiseste Hauch der von der niederen Welt stammt müsste, so lehrt er, den Gedanken der himmlischen Wesenheit zu nichte machen. Jene himmlischen Gebilde dagegen sind, sagt er, nicht aussereinander noch sind sie innerlich gebrochen, sondern lebensvoll durchdringen und erhalten sie sich gegenseitig; ihr Wirkungskreis ist ihr Raum; ihr Seyn ist nicht ein Wechsel von Entstehen und Vergehen, sondern ein Bestehen, worin sie sich der ganzen Frische des jugendlichen, sich erst entfaltenden Lebens und nicht minder der Reife der zur vollsten Entwicklung gediehenen Kraftfülle erfreuen; sie sind nicht unterworfen dem Gesstz der Schwere, welche ja immer auf innerer Haltlosigkeit beruht, sie sind wohl palpabel, aber unerreichbar dem irdischen Tastsinn wie denn überhaupt die verschiedenen einzelnen Sinne, mit welchen wir die irdische Mannigfaltigkeit erfassen, für dort in einen einzigen allgemeinen Sinn vereinigt sind. So und ähnlich sucht der Herr Verfasser den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit zu umschreiben. Dabei macht er aufmerksam, dass die jenen Gebilden eigene Grundlage und Tiefe nicht zunächst und unmittelbar der Geist selbst ist, sondern die vom Geist ver-

Digitized by Google

schiedene, obgleich eines gemeinsamen Ursprungs mit ihm theilhafte Natur — die Natur d. h. die lautere Kraft, deren Vermögen der Geist seinerseits zu verwirklichen und auszugestalten hat und deren Verkommenheit sich als die Materie uns darstellt; sofern in und an den himmlischen Gebilden die Herrschaft des Geistigen hervortritt, sind sie ebendesshalb eine vergeistigte Leiblichkeit; himmlisch aber heisst die Leiblichkeit sofern die darin zur Ausgestaltung gelangende Idee eine geradezu von Gott gewollte ist: und solche Leiblichkeit kommt, wie der Herr Verfasser angibt, nicht nur Gott selbst zu, sondern himmlischer Art waren alle leiblichen Gebilde, wie sie ursprünglich aus der Schöpferhand hervorgegangen; zur himmlischen Herrlichkeit ist das irdische Wesen, in welchem der Heiland auf Erden erschienen war, erhöht worden; ein Himmlisches ist es, das uns im Sacrament dargeboten wird, und zu himmlischer Klarheit und Schönheit soll dereinst das jetzt materielle Weltall erhoben werden.

Die Schwierigkeiten, welche den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit umgeben, verbergen sich dem Herrn Verfasser nicht; ja derselbe bekennt, dass er dem Leser nichts Geringeres zumuthe als Etwas für real anzunehmen, was über den dermaligen Bereich der äusseren nicht nur sondern selbst der inneren Anschauung hinausgehe. Aber er zeigt auch, dass jener Gedanke, wenn schon der Blick durch die Sünde verdunkelt worden, doch seine Wurzel im Innern des Menschen nicht verloren habe: die in uns liegende Gottähnlichkeit sei der Punkt, in welchen die himmlische Welt noch theilweise hereinleuchte, und die Ahnung, welche von hier aus erweckt und genährt werde, gedeihe im Fortgange des Lebens und seiner Kämpfe mehr und mehr zur Klarheit und Einsicht.

Um jedoch theils die eigenthümliche Art, theils und insbesondere die Anerkennung der Existenz der himmlischen Leiblichkeit uns näher zu legen, erinnert der Herr Verfasser an gewisse Phänomene der irdischen Natur, in welchen das Ueberirdische obschon unvollkommen vorgebildet werde, z. B. an die Durchsichtigkeit, welche bei manchen Körpern zu Folge der Gleichartigkeit ihrer Masse sich finde, oder an Klangfiguren, die ineinander eingehen ohne sich zu zerstören; er erinnert weiterhin an das Kunstwerk, in welchem bei der ausgeprägtesten körperlichen Gestaltung die höchste Geistigkeit sich geltend mache, auch an die sittliche Veredlung des Menschen, mit welcher zugleich der leiblichen Natur eine Art von Verklärung zu Theil werde; er erinnert endlich, dass der Gedanke der himmlischen Leiblichkeit laut dem Zeugniss der Geschichte dem menschlichen Geschlechte niemals völlig fremd gewesen ist und namentlich in der christlichen Kirche Bedeutung und Bestimmtheit gewonnen hat. Dem Zweifel und den etwaigen Einwürfen des Materialismus, des pantheistischen Naturalismus, des Spiritualismus und Rationalismus sowie des Schelling'schen Semipantheismus begegnet er damit, dass er das Unzulängliche dieser Richtungen selber nachweist. Hinwieder beruft er sich seinerseits auf die uns unmittelbar gewisse Vollkom-

Digitized by Google

menheit Gottes, dessen geistiges Leben unmöglich sich in ganzer Fülle geltend machen könne ohne eine ewige Natur, welche der Offenbarung des geistigen Lebens durchaus dienstbar wäre und Gottes Majestät in ganzer Glorie hervorleuchten lasse: aus der Vollkommenheit Gottes aber folge, dass auch die Creaturen und aus diesen zu Oberst der Mensch, das göttliche Ebenbild, von vornherein mit aller Herrlichkeit bekleidet gewesen und einst wiederum sein werde.

So begründet und bestimmt der H. Verf. den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit.

Das in Rede stehende Thema erfordert ohne Zweifel zur Auseinandersetzung seines unerschöpflich tiefen Gehaltes auf Seite des Autors eine so allseitige und lange Lebenserfahrung und Geistesarbeit, dass es Ueberhebung wäre, gedächten wir, zum Behuf einer Beurtheilung uns mit dem Herrn Verfasser auf gleiche Linie zu stellen. Jedoch ist der betreffende Gedanke auch uns keineswegs fremd oder neu, auch wir sind im Verlaufe unseres Suchens zu ihm hingedrängt worden und haben ihn mannigfach im Geiste bewegt. Daher wollen wir Bedenken nicht verhehlen, welche wir sowohl gegen die aufgestellte Begriffsbestimmung als auch gegen die Art der Begründung des Gedankens der himmlischen Leiblichkeit vorzubringen haben, Bedenken, deren Besprechung bei vielfacher sonstiger Uebereinstimmung unseres Strebens mit dem des Herrn Verfassers manche Differenz, namentlich in Auffassung des Verhältnisses von Natur und Seele (Geist), offenbaren dürfte.

Achten wir zuvörderst auf die Darlegung dessen, was nach dem H. Verfasser unter der himmlischen Leiblichkeit im Unterschied von dem, was sie nicht ist, verstanden werden soll.

Da sehen wir denn einerseits den Unterschied der irdischen, materialisirten Natur von der überirdischen so sehr gesteigert, dass das Irdische einer Läuterung oder Verklärung zum Ueberirdischen als ganz unfähig erscheint (vgl. z. B. p. 120), und finden dementsprechend es als unstatthaft bezeichnet wenn man, um sich ein Bild und einen Begriff von der himmlischen Leiblichkeit zu machen, das Irdische zur höchsten, edelsten Form emporgeführt denken wollte (p. 127 ff.). Anderseits jedoch sucht der Herr Verfasser selbst jenen Begriff dem Leser durch Analogien mit dem Irdischen zu verdeutlichen (p. 153 ff.) und gesteht, dass bei aller wesentlichen Verschiedenheit das Himmlische mit dem Irdischen in gewisser Beziehung übereinstimme (p. 129). Einen Widerspruch zwar deshalb dem Herrn Verfasser vorzuwerfen, halten wir für unzulässig; aber wir vermögen, so sehr auch das Irdische als solches nicht das Nichtirdische ist, den Unterschied der irdischen Natur von der himmlischen und die Beziehung beider zu einander nicht zu denken es sei denn auch im Anschluss an einen derartigen Zusammenhang, dass schon im Irdischen das darin liegende und mehr oder weniger eingehüllte oder hervorge-

Digitized by Google

tretene Himmlische zu finden wäre und, wie Himmlisches einst im Irdischen untergegangen ist, umgekehrt, das Irdische nicht ganz und gar vernichtet sondern wiederum in das Himmlische aufgehen und darein versenkt würde: aus der irdischen Natur leuchtet uns Menschen die Sonne des Jenseits trotz des verdunkelnden Wolkenschleiers nicht weniger entgegen als in den Hallen der Geschichte das mit goldenen Lettern dareingeschriebene Göttliche zu lesen ist. Die Aufzeigung solchen Zusammenhanges nun zwischen dem Diesseits und Jenseits und der Theilhaberschaft des einen am andern vermissen wir in der Behandlung des Begriffs der himmlischen Leiblichkeit, und dies um so mehr als hierin nach unserem Dafürhalten für den zu belehrenden Leser ein mächtiges Vehikel zur Anerkennung der an und für sich bestehenden himmlischen Leiblichkeit sich darbieten möchte.

Dagegen ist es ein anderer Unterschied, welchen hervorzuheben der Herr Verfasser vielmehr unterlässt, ein Unterschied, dem wir eine fundamentale Wichtigkeit beizulegen nicht umhin können, nämlich der Unterschied zwischen der individuellen (verklärten) Leiblichkeit der Seele und zwischen der übrigen (verklärten) Natur. Nach dem vorliegenden Werke ist der verklärte Leib der Seele wesentlich und ohne Weiteres gleich mit der verklärten Natur überhaupt. Aber solche Anschauung wird bei näherem Betracht schwerlich stimmen mit der vom Herrn Verfasser anerkannten wesentlichen Verschiedenheit von Natur und Seele, noch stimmt sie mit der Gleichberechtigung, welche wir, entgegen der vom Herrn Verfasser sowie von Baader und Anderen vertretenen Lehre von der Inferiorität der Natur, der letzteren in ihrem Verhältniss zur Seele zugestehen müssen. Einmal: aus der Gleichsetzung der individuellen seelischen Leiblichkeit mit der übrigen verklärten Natur würde sich unschwer folgern lassen, dass auch die Seele und die gesammte nach dem eben Gesagten seelische Natur nicht wesentlich von einander verschieden sein können; aber diess jetzt bei Seite gelassen und dagegen gesetzt, wie der Herr Verfasser ja will, dass Natur und Seele wesentlich verschieden von einander sind, so ist, ohne dass die Vermittlung zwischen den beiden Mächten angegeben würde, sicherlich nimmer zu verstehen wie die Natur als der Seelenleib zu fungiren und der Seele so sehr assimilirt zu sein möchte. Zweitens: ist der verklärte Leib völlig in der Gewalt der Seele, so ist es auch, weil dem Leibe gleichgesetzt, die übrige verklärte Natur; eben hiemit wird der Natur ihre aus dem eigenen Centrum, aus der eigenen Kraft quellende Thätigkeit abgesprochen, wird aber letztere geleugnet im Interesse des seelischen Factors, so ist dem Spiritualismus der Weg geebnet und das Thor geöffnet, wenn nicht gar dem anderen Extrem, dem Materialismus, zwischen welchen beiden der Naturalismus ungewiss hin und her schwankt, während der des Schwankens überdrüssige Dualismus seinerseits doch nicht die

Digitized by Google

Einsicht in die Wechselwirkung von Seele und Natur besitzt. Wie sind diese Schwierigkeiten zu überwinden?

Wir denken, es könne und müsse von folgenden Gesichtspunkten aus geschehen. Angenommen die wesentliche Verschiedenheit von Natur und Seele — eine Annahme, welche übrigens für uns ein Ergebniss aus der Selbsterkenntniss der Seele ist — handelt es sich vor Allem um den Nachweiss des Zusammenhangs beider Mächte. Diesen finden wir auf Seite der Natur und zwar schon der dermaligen Natur in einer der Seele mehr oder weniger entsprechenden idealen Form der Natur, einer Form welche das Vehikel der Erkennbarkeit der Natur ist, einer Form, welche dem Stoffe in noch höherem Masse als er sie von Haus aus hat zu geben alle künstlerische Thätigkeit des Menschen bestrebt ist. Auf der anderen Seite finden wir in uns selbst eine bildende Thätigkeit und die Produkte derselben, die innerlichen Bilder oder Anschauungen, welche sich uns zum Erkennen darbieten und dem Erkennen zum Opfer fallen, ein Mittleres von Körper und Seele, idealisirte Natur und hinwieder naturalisirtes Seelenleben: sie sind eben so viele Zeugnisse von dem Uebergange des Seelischen und des Körperlichen oder Natürlichen in einander, und wenn der Künstler seine Conception dem harrenden Stoffe einbildet, so ist diess eine Fortsetzung jener innern Vermälung hinaus in das weitere Gebiet der Natur, welches eben hiemit näher der Seele gebracht und ihr vernehmlicher gemacht wird.

Besagte Bilder nun oder Anschauungen sind, woher immer gekommen, jederzeit der nächste Gegenstand und Inhalt unseres Denkens und Erkennens, und Nichts wird gedacht und erkannt, was nicht zuvor in irgend einem Bilde dem erkennenden Geiste sich vorgeführt hat (vergl. hierüber unsere Logik und Metaphysik I, p. 23 ff. 34. 63. 85 ff.); sie werden durch das Erkennen im Interesse des erkennenden Geistes bearbeitet, und das Resultat solcher Bearbeitung wird ihm einverleibt, also dass hiemit dem Geiste d. h. der selbstbewussten Seele ein durchaus eigener und wohlerworbener Reichthum, ein Leib, ein Erkenntnissleib erwächst, ein *σῶμα πνευματικόν*, welches sich in der Erinnerung zu reproduciren vermag und durch fortgesetztes Erkennen sich mehrt und klärt, und nicht nur durch fortgesetztes Erkennen, sondern, bei dem Zusammenhang alles Einzelnen mit dem Ganzen, im Verein mit dem gesammten Leben und im Verhältniss zu des Menschen Stelle und Stellung in und zu seiner Welt; der Erkenntnissleib ist ein sich entwickelndes Organ, kraft dessen die Seele nicht nur von Anfang an ihren irdischen Körper in Besitz zu nehmen, sondern ihn und mittelst seiner die übrige Natur zu bewohnen und vernunftgemäss und sachgemäss zu behandeln und zu beherrschen vermag.

Es liegt auf der Hand, dass die hervorgehobene Leiblichkeit der Seele verschieden und zwar wesentlich verschieden ist von der Natur: denn jene ist ihrem Wesen nach Geist und seelischen Ge-

Digitized by Google

schlechts, während die Natur ihrestheils und der Naturkörper vom eigenen Kraftwesen getragen sind. Es ist demnach der Natur die Selbständigkeit, die ihr gebührt, durch solche Lehre von dem Seelenleibe gewahrt. Und hinwieder ist der Bund, welcher thatsächlich zwischen Seele und Natur dermalen besteht, durch jene Lehre so wenig beeinträchtigt, dass er erst durch sie für das Verständniss in ein helleres Licht gesetzt werden dürfte. Die ihres rechten Leibes theilhafte Seele inmitten der irdischen Natur ist wie die am Baume reifende Frucht; sie verhält sich zur Natur als ein Kind zur Mutter, und die Stunde des irdischen Todes ist die Stunde der Geburt; nicht minder sind die beiden, Natur und Seele, mit einander auf dem Lebenswege Gefährten, der eine der Erdenzeit nach älter der andere jünger, und sind genau besehen lebendige Gegenbilder von denen jedes am anderen sich selbst erblicken kann. Die Erkenntnisswissenschaft, die ja im Grunde Selbsterkenntniss der Seele ist, hat über alles dieses Aufschluss zu geben.

Ist endlich die Seele bestimmt für ein Fortleben im Jenseits, so ist auch dem Seelenleibe das Fortleben und die Vollendung gesichert: beide, Seele und Seelenleib, sind von einander nicht zu trennen. Doch ist solches Fortleben auch nicht auszudenken ohne die Annahme der Fortdauer der Natur, der gleichfalls himmlischen Natur. Und die leibhafte, nicht naturlose aber naturfreie Seele und die ihrerseits verklärte Natur — sind sie in ihrem Wechselleben mit einander zu begreifen, wenn nicht als ebenbürtige Gleichnisse, von denen jedes an seinem Theil und in gegenseitiger Mittheilung die Ehre des Höchsten als dessen Ebenbild verkündet? Der Auferstehungsleib des Menschen aber, welcher von der Offenbarung gelehrt wird und nicht ohne Weiteres identisch ist mit demjenigen Seelenleibe, der, wie gesagt und wie leicht zu ersehen, sich schon hienieden heranbildet, wird zu erklären sein als die aus dem innigen assimilirenden Wechselleben der Seele und ihrer Natur sich im Jenseits ergebende weitere Ausgestaltung und Vollendung eben jenes Seelenleibes.

Von solchen Gesichtspunkten aus sind, so denken wir, die oben angegebenen Schwierigkeiten zu überwinden; zugleich ist ersichtlich, warum und wie sehr wir auf die Unterscheidung der individuellen Leiblichkeit der Seele und der übrigen Natur zu dringen haben, eine Unterscheidung, welche wir in vorliegendem Werke vermissen.

Wir haben aber auch bezüglich der Begründung, welche der H. Verfasser für den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit gibt, unsere Bedenken in der Kürze noch auszusprechen.

Es ist für uns Menschen unmöglich, lehrt der H. Verfasser, eine eigentliche Vorstellung von der Natur der höheren, überirdischen Gebilde zu gewinnen; »die Materialität herrscht nicht nur in der ganzen äusseren uns umgebenden Welt, auch unser Vorstellungsvermögen ist durchaus irdisch affiçirt, und alle unsere Denk-

Digitized by Google

bilder tragen einen materiellen Charakter an sich.« Und der Leser wird sich hiebei sofort erinnern an jene oben besprochene, vom H. Verfasser so sehr betonte Verschiedenheit des Irdischen und Himmlischen. Wie jedoch dort eine gewisse Uebereinstimmung beider nicht in Abrede gestellt werden kann, so will der H. Verfasser auch hier nicht eine Erkennbarkeit des Himmlischen ganz verneinen. Er will unstreitig nur die Mangelhaftigkeit und Schwierigkeit solcher Erkenntniss verstehen lassen, und das vorliegende Werk ist ja ein Zeugniss der betreffenden Einsicht und hat zum Zweck, uns Andere zu jener Einsicht hinzuführen oder darin zu fördern. Wir nun stimmen dem H. Verfasser sicherlich bei, wenn er die Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntniss nach der bezeichneten Richtung hervorhebt und wenn er den Grund der Mangelhaftigkeit in der Verkommenheit des Gottesbildes im Menschen findet und mit der Befreiung des Gottesbildes im Menschen eine Befreiung auch der Erkenntniss erblickt. Allein was die Gewissheit der einschlägigen Erkenntniss anlangt, so halten wir dafür, dass dieselbe sowohl hinsichtlich des Gegenstandes der Erkenntniss, seiner Existenz und seiner Art, als auch hinsichtlich der subjectiven Erkenntnissquellen gegenüber der beklagten Mangelhaftigkeit mehr und zum Theil anders als geschehen hätte in das Licht gesetzt werden können.

Was nämlich einmal den Gegenstand solcher Erkenntniss betrifft, so verweisen wir vor Allem auf den oben bemerkten Unterschied zwischen der individuellen Leiblichkeit der Seele und zwischen der verklärten Natur überhaupt: jene, mag sie noch so sehr Fragment oder Keim sein, ist uns doch so nahe als nur möglich, und jederzeit können wir sie durch Selbstbeschauung und Selbsterkenntniss, mit Einem Worte, durch Erinnerung uns vergegenwärtigen; diese, die verklärte Natur, spricht zum Menschen, wenn nicht deutlich genug, doch rührend genug aus Allem, was wir als schön und erhaben bewundern — ganz abgesehen jetzt von dem, was uns in den kirchlichen Gnadenmitteln dargeboten werden will. Und was zweitens die in uns liegenden Erkenntnissquellen und Erkenntnissmittel anlangt, so ist der Act des Erkennens selbst ein Verlangen nach dem wahren Angesicht der Natur und ein Einverleiben des Erlangten in die Seele, und die bildende Thätigkeit ferner, welche immer dem Erkennen den Weg bereitet und als Kunst sich hinaus in die Stoffwelt fortsetzt, sie ist selbst ein Verklären der Natur, diese zum Gleichniss der Seele machend, und alles ethische Streben möchte schlüsslich die Erde zum Himmel umgestalten, und unser im Leben und Erkennen erwachsenes und geläutertes Selbstbewusstsein erinnert uns nicht nur an die in uns aufgehende Leuchte der Ewigkeit, sondern auch an jene Genossin, deren Beistand wir bereits geniessen und nach der wir noch weiterhin um unserer eigenen Vollendung willen verlangen als nach unserem helfenden Gegenbild, nämlich an die mehr und mehr ver-

Digitized by Google

klärte Natur. Sind das nicht Argumente genug, welche die Gewissheit von der himmlischen Leiblichkeit der Seele in das nothwendige Licht setzen können? Der H. Verfasser gedenkt zwar, mit der Idee der Vollkommenheit Gottes die Realität des Begriffes der himmlischen Leiblichkeit zu erweisen: der vollkommene Gott schuf nur Vollkommenes, also auch eine vollkommene Leiblichkeit der Seele, welche, wenn sie verderbt worden ist durch Missbrauch des freien Willens der Creaturen, wieder hergestellt werden muss. Allein vorweg ist die Idee oder das Ideal der Vollkommenheit für einen von da aus zu führenden Beweis zu unbestimmt und zu weit um Etwas damit zu beweisen, wie denn auch die Geschichte der Philosophie genugsam hiefür Zeugniss gibt; jedenfalls ist, wenn von der Vollkommenheit Gottes gesprochen wird, diese in anderem Sinne zu verstehen als die Vollkommenheit der Creaturen: denn der Gedanke der letzteren schliesst immer eine auf Erreichen und Erfüllen des Zweckes ausgehende Entwicklung in sich, selbst wenn der Zweck nur gefasst würde als eine durch freie Selbstbestimmung intelligenter Creaturen zu bewerkstelligende Fixirung dessen, womit die Geschöpfe überhaupt von Anfang an ausgestattet sind, während von einer solchen Entwicklung und von einer dadurch vermittelten Vollkommenheit billig in Bezug auf Gott nicht die Rede sein kann. Ferner aber ist nicht zu verkennen, dass alle nähere Bestimmung der Vollkommenheit, also auch der göttlichen Vollkommenheit, abhängt von der Fülle und dem Stand des menschlichen Selbstbewusstseins. An dieses letztere ist daher, wie schlüsslich in allen Zweigen des Wissens, so besonders für das Wissen von der himmlischen Leiblichkeit zu appelliren, und von ihm aus vor Allem die Beweisführung oder Begründung zu leisten. So viel in der Kürze bezüglich der in vorliegendem Werke gegebenen Begründung des Begriffs der himmlischen Leiblichkeit.

Wir haben mit gegenwärtigem Hinweis auf eines der trefflichsten Werke eines von allen Kundigen hochgehaltenen Autors nur die Begründung und Bestimmung des Begriffs der himmlischen Leiblichkeit, die zweite Abtheilung des Buches, etwas näher in das Auge gefasst. Die Kraft und Tragweite aber des behandelten Gegenstandes wird sichtbar erst durch die in der dritten Abtheilung enthaltene, ungemein lehrreiche Anwendung des besagten Begriffs auf die theologische Dogmatik. Wir müssen es uns leider hier versagen, dem H. Verfasser in diesen Betrachtungen, so sehr sie auch dazu verlocken, nachzugehen. Um so mehr nehmen wir Anlass, namentlich die Gottesgelehrten und die es werden wollen darauf und auf das ganze Werk aufmerksam zu machen; dieselben werden dabei auch inne werden, wüssten sie es nicht schon, wie sehr die Theologie, die der Natur der Sache nach an der historischen Offenbarung ihren Gegenstand hat, sich ergänzen muss und kann an der Theosophie d. h. an dem, was die theologia rationalis oder die speculative Theologie an ihrem Theil zu sein versuchte:

Digitized by Google

die Theosophie im Bunde mit den anderen Wissenschaften ist es, worin das vorliegende Werk und worin die gesammte, uns bekannte schriftstellerische Thätigkeit des Herrn Verfassers gründet.

Rabus.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Achter Band. Leipzig. Leopold Voss. 1868. XVIII und 821 S. gr. 8.

Der siebente Band dieses verdienstvollen Werkes schliesst die Reihe der von Kant selbst herausgegebenen Schriften. Der achte, vorliegende Band enthält 1) die zum Theil auf den Wunsch Kant's von andern aus seinen Papieren herausgegebenen Schriften (die Logik, die physische Geographie und die Pädagogik), 2) das, was in die chronologische Reihenfolge nicht aufgenommen werden konnte. Das letztere umfasst die Erklärungen Kant's bei verschiedenen Gelegenheiten, seine Ehrendenksprüche auf verstorbene Collegen, Fragmente aus seinem Nachlasse und seinen Briefwechsel.

Kant's Logik wurde auf Verlangen des Verfassers aus seiner Handschrift von Jäsche herausgegeben und zum Theil bearbeitet (Königsberg, Nicolovius, 1800). Die Vorrede des Herausgebers gibt über die Art der Benutzung Rechenschaft und wurde darum wieder abgedruckt. Die kleinen Veränderungen des ziemlich sorgfältig gedruckten Textes der Originalausgabe werden in der Vorrede des achten Bandes angedeutet. Die physische Geographie wurde auf Verlangen des Verfassers aus seiner Handschrift von Dr. Fr. Th. Rink herausgegeben und zum Theil bearbeitet (Königsberg, Göbbels und Unger, 1802). Der Buchhändler Vollmer gab eine physische Geographie unter dem Namen Kant's heraus, wie er sagte, aus dessen Collegienheften. Allein Kant erklärte im Intelligenzblatt der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom J. 1801 Nr. 120, dass er weder der Materie noch der Form nach sie als die seinige anerkenne und dass er die rechtmässige Herausgabe seiner physischen Geographie dem Herren Dr. und Professor Rink übertragen habe. So wurde mit Recht bei der Herausgabe nicht die Vollmer'sche, sondern die Rink'sche Edition benutzt. Der erste Theil dieser Schrift enthält viele Zusätze Rink's und der zweite „eine sehr unbefriedigende Sammlung zufällig zusammengestellter Notizen", wie sie sich in Kant's Papieren vorfanden. Zur genauen Kenntniss der Beschaffenheit dieser Ausgabe und zur Orientirung über das, was in dem Buche eigentlich von Kant stammt, war der Abdruck der Rink'schen Vorrede nothwendig. Weil Rink in die Anmerkungen des ersten Theiles auch Kant'sche Marginalien verwebt und die Sonderung nicht mehr thunlich ist,

Digitized by Google

wurden auch die Anmerkungen zum ersten Theile vollständig gegeben. Längere Stellen, die von Rink zu sein scheinen, sind zum Unterschiede von dem, was als Kantisch gilt, durch eckige Klammern angedeutet. Bei den Anmerkungen unter dem Texte ist dann noch ein R beigefügt. Schubert hat in seiner Ausgabe die Zusätze Rink's einfach hinweggelassen, ist aber dabei nicht sorgfältig genug verfahren. Der durch seine kritischen Arbeiten rühmlichst bekannte Herr Herausgeber hat diesen Mangel an Behutsamkeit in der Schubert'schen Redaktion durch Nachweisungen belegt. So ist S. V gezeigt, dass Schubert Kant zuschreibt, was offenbar von Rink stammt. Im Abdrucke des Rink'schen Textes lässt Schubert noch die Druckfehler stehen. Dabei behauptet er (Kant's Werke, Bd. VI, S. XI), dass die „sorgfältige Vergleichung von sechs Nachschriften der Vorlesungen Kant's über physische Geographie für ihn die günstige Veranlassung gewesen sei, Rink's Ausgabe von den unzähligen leichtfertigen Auslassungsfehlern und widersinnigen Verstümmelungen zu reinigen". Der Herr Herausgeber hat nun den Schubert'schen Text von Kant's physischer Geographie mit der ersten Rink'schen Ausgabe genau verglichen, fand aber nur wenige Stellen, in denen eine „meistentheils sehr unbedeutende Abweichung" von dem Rink'schen Texte vorkam. Sie fallen vorzugsweise auf diejenigen Seiten, für welche die kön. Bibliothek in Königsberg ein handschriftliches Fragment Kant's besitzt. Diese Abweichungen werden in den Anmerkungen der vorliegenden Ausgabe mit Sch. angedeutet. In der Hauptsache ist der Schubert'sche Text ein einfacher Abdruck des Rink'schen. Selbst die Druckfehler sind nicht überall verbessert, wie S. VI nachgewiesen wird. Die Originalausgabe selbst ist sehr nachlässig gedruckt. Die zahlreichen Verbesserungen in der neuen Ausgabe werden S. VI—VIII aufgezählt. Bei den geographischen, ethnographischen und naturgeschichtlichen Benennungen wollte der Herr Herausgeber das Gepräge der Zeit nicht verwischen.

In der Vorrede zur Pädagogik Kant's deutet Rink die Veranlassung zu ihrer Abfassung an. Die Vorrede des Herausgebers musste darum zur Orientirung mit abgedruckt werden; dagegen wurden zweckmässig die Anmerkungen hinweggelassen, weil sie sich unzweifelhaft, als von Rink stammend, herausstellen. Die Zusammenstellungen aus Kant's Papieren tragen das Gepräge des Unvollendeten in materieller und formeller Hinsicht.

Rink gab ferner heraus: Immanuel Kant über die von der Kön. Akademie der Wissenschaften in Berlin für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz's und Wolff's Zeiten in Deutschland gemacht hat? Die Abhandlung ist nicht vollendet und wurde auch zur Preisbewerbung nicht vorgelegt. Ueber die Art der Zusammenstellung gibt Rink in der Vorrede Rechenschaft, welche darum mit abgedruckt werden

Digitized by Google

musste. Was aus Kant's Papieren zusammengestellt wurde, trägt in formeller und materieller Hinsicht die Zeichen des Unvollendeten. Veränderungen wurden im Rink'schen, an Druckfehlern ziemlich reichen Texte nur da vorgenommen, wo durch „Veränderung, Hinweglassung oder Hinzusetzung eines Wortes der Sinn berichtigt und das Verständniss erleichtert werden konnte". Die in der vorliegenden Ausgabe vorgenommenen Veränderungen sind S. IX aufgezählt.

Gruppenweise wurde das geordnet, was nicht in die chronologische Folge eingereiht werden konnte. Den Anfang machen die Erklärungen, welche Kant bei verschiedenen Gelegenheiten zu veröffentlichen veranlasst wurde. Ueberall sind von dem Herren Herausgeber die Blätter angegeben, in welchen sie zuerst erschienen. Es sind sechs, zum Theile wichtige Erklärungen 1) über den Verfasser des Versuchs einer Kritik aller Offenbarung (J. G. Fichte) aus dem Intelligenzblatt der (Jenaischen) allgem. Literaturzeitung v. J. 1792 Nr. 102; 2) über die von dem Buchdrucker Haupt unternommene Sammlung von Kant's kleineren Schriften ebend. v. J. 1793, Nr. 61; 3) über den ihm zugeschriebenen Antheil an den Schriften Theodor Gottlieb von Hippel's ebend. v. J. 1797, Nr. 9; 4) Erklärung auf einen Brief Joh. Aug. Schlettwein's ebend. 1797, Nr. 74; 5) die zum richtigen Verständnisse Kant's bedeutungsvolle Erklärung desselben in Beziehung auf Fichte's Wissenschaftslehre ebend. v. J. 1799, Nr. 109; 6) Nachricht an das Publikum, die bei Vollmer erschienene unrechtmässige Ausgabe der physischen Geographie von J. Kant betreffend, ebend. v. J. 1801, Nr. 120 (S. 593—602).

Darauf folgen die Ehrendenksprüche auf verstorbene Collegen. Sie beziehen sich 1) auf Christoph Langhausen, Prof. der Theologie und Mathematik zu Königsberg, gest. 1770; 2) auf Cölestin Kowalewsky, Kanzler der Universität und ersten Professor der Rechte zu Königsberg, gest. 1771; 3) auf Dr. L'Estocq, Kriegsrath und Prof. der Rechte ebend. † 1780; 4) auf Dr. Christian Renatus Braun, Prof. der Rechte, ebend. † 1782; 5) auf Dr. Theodor Christoph Lilienthal, ersten Professor der Theologie, Pfarrer an der Domkirche und Consistorialrath ebend. † 1782 (S. 603—606).

Daran reihen sich Fragmente aus Kant's Nachlass (S. 607 bis 645). Der Briefwechsel, welcher den Schluss bildet, umfasst Kant und Joh. Heinr. Lambert (1765—1770; Kant und Moses Mendelssohn (1766—1783); Kant und Marcus Herz (1770—1793); an Friedrich Nicolai, 1773; an Wilh. Crichton, 1778; an J. Engel, 1779; an Karl Daniel Reusch (1778—1789); an Theod. Gottl. v. Hippel, 1784; an Christ. Gottfr. Schütz (1785—1797); an Karl Leonh. Reinhold (1787—1795); an Salomon Maimon, 1789; an Friedr. Heinr. Jacobi, 1789; an Joh. Friedr. Bister (1789—1792); Kant und Joh. Gottl. Fichte (1791—1798); an Prof. Dr. Selle, 1792; an L. E. Borowski, 1792; an Dr. Joh. Benj. Erhard, 1792,

Digitized by Google

1799; an K. Spener, 1793; Kant und K. Friedr. Stäudlin (1793 bis 1798); Kant und G. Chr. Lichtenberg (1793—1798); Kant und Fr. Schiller, 1794, 1795; an Sam. Thom. Sömerring (1795 bis 1800); Kant und Jac. Lindblom, 1797; an J. Heinr. Ludw. Meierotto, 1798?, 1799?; an J. Heinr. Tieftrunk, 1797, 1798; an J. Gottfr. Christ. Kiesewetter (1798—1800); an Dr. Andr. Richter, 1801. Genaue Nachweisung der Quellen, aus welchen die hier chronologisch geordneten Briefe stammen, der chronologischen Reihenfolge einzelner Briefe, der Veranlassung zur Abfassung werden mit Anführung der Werke, in welchen sie gedruckt erschienen, in der Vorrede S. XI—XIV gegeben. Am Ende dieses letzten Bandes steht ein chronologisches Gesammtverzeichniss der Schriften Kant's zu dem Zwecke, das Auffinden jeder einzelnen Schrift den Besitzern dieser Ausgabe zu erleichtern.

Die Ausgaben der Logik von Jäsche und der physischen Geographie, Pädagogik und der Schrift über die Preisfrage, die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff betreffend, lassen uns bedauern, dass sie nicht vollendet aus der Feder Kant's hervorgingen; denn, so mangelhaft und unvollendet auch der Stoff in denselben behandelt ist, so ist doch nicht zu verkennen, dass auch in ihnen sich die Spuren des grossen Geistes, des Epoche machenden Urhebers der kritischen Philosophie an verschiedenen Stellen zeigen. Die Logik ist aus den Randanmerkungen und aus den schriftlichen Bemerkungen Kant's auf den leeren Blättern des durchschossenen Exemplares des Georg Friedrich Meier'schen Lehrbuches der Logik (1752) hervorgegangen, welches Kant seinen Vorlesungen zu Grunde legte. Kant hatte die Lehre von der Erkenntniss als Propädeutik seiner Logik vorausgeschickt und in die Elementarlehre nur die Theorie von den drei wesentlichen Hauptfunctionen des Denkens, den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, aufgenommen. Die Erkenntnisslehre wurde darum von Jäsche in die Einleitung eingeschalten. Die Definitionen und die logische Eintheilung der Begriffe, welche im Meier'schen Lehrbuche zur Elementarlehre von den Begriffen gezählt werden, sind unter die allgemeine Methodenlehre gestellt. Kant's Urtheil über die Logik wendet sich entschieden der rein formalen Auffassung zu. Er hat sich, wie es in der Vorrede Jäsche's (S. 6) heisst, mehreremal bestimmt und ausdrücklich erklärt, dass die Logik als eine abgesonderte, für sich bestehende und in sich gegründete Wissenschaft anzusehen sei und dass sie mithin auch seit ihrer Entstehung und ersten Ausbildung von Aristoteles an bis auf unsere Zeiten eigentlich nichts an wissenschaftlicher Begründung habe gewinnen können. Nach dieser Anschauung zerfällt die Logik 1) in die Einleitung, 2) die allgemeine Elementar- und 3) die allgemeine Methodenlehre. Die erste enthält den Begriff, die Eintheilung, den Nutzen und die Geschichte der Logik, sodann den Begriff der Philosophie, einen kurzen Abriss ihrer Geschichte, die Erkenntniss überhaupt, intuitive

Digitized by Google

und discursive Erkenntniss; Anschauung und Begriff und deren Unterschied insbesondere, logische und ästhetische Vollkommenheit des Erkenntnisses, die besondere logische Vollkommenheit desselben nach Quantität, Relation, Qualität und Modalität. Die allgemeine Elementarlehre umfasst die Begriffe, Urtheile und Schlüsse, welche in Verstandes- und Vernunftschlüsse und Schlüsse der Urtheilskraft eingetheilt werden, die allgemeine Methodenlehre die Definition, die logische Eintheilung der Begriffe und die verschiedenen Eintheilungen der Methode. Unverkennbar ist die geistvolle Entwicklung dessen, was von Kant stammt. Wie treffend ist die Einleitung zum Begriffe der Logik, wie anschaulich und lebendig (S. 11—16). Die Philosophie wird S. 24 also definirt: „Sie ist das System der Vernunfterkenntnisse aus Begriffen." Das ist ihr „Schulbegriff". Nach „dem Weltbegriffe" ist sie die „Wissenschaft von den letzten Zwecken der menschlichen Vernunft". Der Philosoph muss bestimmen können „die Quellen des menschlichen Wissens, den Umfang des möglichen und nützlichen Gebrauchs alles Wissens und die Grenzen der Vernunft". Nach Kant haben erst die Griechen zu philosophiren angefangen (S. 27). Treffend unterscheidet er das griechische und das orientalische Element des Denkens (S. 27 und 28). Die wichtigste Epoche hebt mit „Sokrates" an (S. 30). Die „schlolastische Methode des Afterphilosophirens wurde zur Zeit der Reformation verdrängt". Ihre Verbesserung verdankt die Philosophie in der neuern Zeit „theils dem grössern Studium der Natur, theils der Verbindung der Mathematik mit der Naturwissenschaft" (S. 32). Zu den „grössten und verdienstvollsten Reformatoren der Philosophie in unsern Zeiten" werden „Leibniz und Locke" gestellt. Aber es war bei ihnen und Wolff ein „dogmatisches Verfahren". Er empfiehlt die Methode „des kritischen Philosophirens", die darin besteht, „das Verfahren der Vernunft selbst zu untersuchen, das gesammte menschliche Erkenntnissvermögen zu zergliedern und zu prüfen, wie weit die Grenzen desselben wohl gehen mögen". Als einen grossen Namen unter den Naturforschern nennt Kant den „Newton" (S. 33). Von den neueren Philosophen klagt Kant: Es lassen sich keine „als ausgezeichnete und bleibende Namen nennen, weil hier gleichsam Alles im Fluss ist. Was der eine baut, reisst der andere nieder" (S. 33). Wir sind bei der „Untersuchung metaphysischer Wahrheiten stutzig geworden". Es herrscht ein „Indifferentismus" gegen diese Wissenschaft. Man „rechnet es sich zur Ehre, von metaphysischen Nachforschungen als von blossen Grübeleien verächtlich zu reden". „Und doch, fügt er bei, ist Metaphysik die eigentliche, wahre Philosophie." „Unser Zeitalter, ruft er aus, ist das Zeitalter der Kritik, und man muss sehen, was aus den kritischen Versuchen unserer Zeit, in Absicht auf Philosophie und Metaphysik insbesondere, werden wird." Was würde der grosse Denker zum Dogmatismus der Epigonen gesagt haben, wenn er

Digitized by Google

ihn erlebt, ja, wenn man ihn, als aus seinem System nothwendig hervorgegangen, dargestellt hätte?

Sehr richtig unterscheidet Kant bei der Erkenntniss die Doppelbeziehung auf das Subject und Object. Die „mit Bewusstsein auf ein Object bezogenen Vorstellungen" sind ihm „Anschauungen" und „Begriffe". Die „Anschauung" ist eine „einzelne Vorstellung", der „Begriff" eine „allgemeine oder reflectirte Vorstellung" (S. 88). Ein „reiner Begriff" im Unterschiede vom empirischen ist nach ihm „nicht aus der Erfahrung abgezogen", sondern „auch dem Inhalte nach aus dem Verstande entsprungen". Die „Idee" ist ein „Vernunftbegriff, dessen Gegenstand gar nicht in der Erfahrung angetroffen werden kann" (S. 89). Das Urtheil ist „die Vorstellung der Einheit des Bewusstseins verschiedener Vorstellungen oder die Vorstellung des Verhältnisses derselben, sofern sie einen Begriff ausmachen" (S. 98). Schluss ist „die Ableitung eines Urtheils aus dem andern" (S. 111). Kant theilt die Schlüsse zuerst in unmittelbare und mittelbare. Die unmittelbaren sind ihm „Verstandesschlüsse", die mittelbaren entweder „Vernunftschlüsse" oder „Schlüsse der Urtheilskraft". Der Vernunftschluss ist ihm „die Erkenntniss der Nothwendigkeit eines Satzes durch die Subsumtion seiner Bedingung unter eine gegebene allgemeine Regel" (S. 116). Die Schlüsse der Urtheilskraft sind „gewisse Schlussarten, aus Besonderem zu Allgemeinem zu kommen". Die beiden Schlussarten der Urtheilskraft sind „Induction und Analogie" (S. 128). Von der Definition wird die „Beschreibung" und „Erörterung" unterschieden (S. 138). Die Eigenschaften werden nach den vier Hauptkategorieen des Verstandes bestimmt. Als die „einzige primitive", aus „Principien a priori" wird die Dichotomie bezeichnet (S. 141). Selbst die so überaus lückenhafte, den späteren Forschungen selbstverständlich vielfach nicht entsprechende Rink'sche Ausgabe der Vorlesungen Kant's über physische Geographie gibt nach ihrem Inhalte einen Beleg zu der Reichhaltigkeit und der Gedankenanregung, welche in diesen zahlreich besuchten Vorlesungen lagen. Nach einer kurzen Einleitung und nach Andeutung der mathematischen Vorbegriffe sind im ersten Theile das Wasser, das Land, die Geschichte der Quellen und Brunnen, der Flüsse, die Atmosphäre, die Geschichte der grossen Veränderungen der Erde, in einem Anhange die Schifffahrt, im zweiten Theile die besondere Beobachtung dessen, was der Erdboden in sich fasst, namentlich der Mensch, die vierfüssigen Thiere, die lebendige Junge gebären, insbesondere die mit Klauen, Zehen, Flossfederfüssen, sodann die Eier legenden vierfüssigen Thiere, die Seefische, die Schaalthiere, einige merkwürdige Insecten, andere kriechende Thiere, das Reich der Vögel, das Pflanzen- und Mineralreich und die summarische Betrachtung der vornehmsten Naturmerkwürdigkeiten aller Länder nach geographischer Ordnung in Asien, Afrika, Europa, Amerika enthalten (S. 151 436). Supplemente zur physischen Geographie

Digitized by Google

aus dem handschriftlichen Nachlasse Kant's handeln vom Inwendigen des Erdkörpers, von der Beschleunigung der täglichen Umdrehung der Erde, von der veränderlichen Richtung der Schwere, von dem Wasserbette der Ströme, von der Figur des Wasserbettes derselben, von den Wüsten und Winden (S. 436—452).

Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte für das Jahr 1791 die Preisfrage aufgestellt: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz's und Wolff's Zeiten in Deutschland gemacht hat? Den Preis trugen Schwab, Reinhold und Abicht davon. Ihre Abhandlungen erschienen im Drucke (1796). Von Kant lagen drei Handschriften von einer Beantwortung dieser Preisfrage vor; aber keine war vollständig. Man musste die Ergänzung der einen durch die andere versuchen. Aus der einen Handschrift nahm ihr Herausgeber Rink die erste Hälfte bis zum Ende des ersten Stadiums, die andere Handschrift lieferte ihm die zweite Hälfte vom Anfange des zweiten Stadiums bis zum Ende des Aufsatzes. Bei verschiedenartiger Bearbeitung des Stoffes in beiden Handschriften war nicht überall vollständige Harmonie im Texte herzustellen. Die dritte Abschrift erklärt Rink für „die vollendetste"; aber sie enthielt nur den Anfang des Ganzen. Die dritte wurde nun als Beilage angehängt. Die unvermeidlichen Lücken werden durch Sternchen angedeutet. Als Rink die Vorrede zur Herausgabe dieser Kant'schen Abhandlung über die Berliner Preisfrage schrieb, erhielt er (1804) die Nachricht von Kant's Tode. Treffend schliesst er seine Vorrede mit den Worten: „Es lässt sich erwarten, dass nun auch der Groll, den seine Geistesüberlegenheit hier oder da unschuldiger Weise veranlasste, einschlummere und vollkommenere Unparteilichkeit gewisserhafter seine wesentlichen Verdienste würdigen werde." In dieser Schrift bezeichnet Kant die Metaphysik als „die Wissenschaft, von der Erkenntniss des Sinnlichen zu der des Uebersinnlichen durch die Vernunft fortzuschreiten" (S. 520). Die ontologischen Principien taugen nur für die „Erfahrung" und diese, auch die des Verstandes, hat es mit dem Sinnlichen zu thun. Man hielt sich an das „Uebersinnliche, was man durch die Erfahrung nicht widerlegen konnte"; nur wollte man dabei keinen Widerspruch einlaufen lassen in Behauptungen, welche sich durch die Erfahrung nicht bestätigen liessen. Der Gang war von Plato und Aristoteles an bis Leibniz und Wolff „dogmatisch". Der zweite, an den Resultaten der Metaphysik, der Erkenntniss Gottes, der Unsterblichkeit, der Freiheit, des Weltganzen wegen des Misslingens aller Erkenntnissversuche zweifelnde Gang ist der skeptische.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kant's Werke von Hartenstein. VIII.

(Schluss.)

Der „dritte und neueste" Weg, der über das Schicksal der Metaphysik entscheiden muss, ist der „kritische". Hier wird die Kritik der reinen Vernunft selbst aufgestellt in Ansehung ihres Vermögens, das menschliche Erkennen im Sinnlichen und Uebersinnlichen zu erweitern. Sie will „den Umfang, den Inhalt und die Grenzen" des Erkennens bestimmen. Wenn die Kritik dieses in Deutschland seit Leibniz und Wolff geleistet hat, so ist die „Aufgabe der königlichen Akademie der Wissenschaften aufgelöst". So wird in der Metaphysik ein dreifaches Stadium unterschieden, das des Dogmatismus, des Skepticismus und des „Kriticismus der reinen Vernunft". Auf diese Einleitung folgt die Abhandlung Kant's selbst. Sie zerfällt in zwei Theile. Der erste stellt die neuerdings geschehenen Schritte zur Metaphysik, den neuern Zustand der Transcendentalphilosophie, der zweite die Fortschritte der Metaphysik im Felde der Vernunft oder die eigentliche Metaphysik dar (S. 525—592). In der eigentlichen Auflösung der akademischen Aufgabe beantwortet Kant die Frage: Was für Fortschritte kann die Metaphysik in Ansehung des Uebersinnlichen thun? S. 558 also: „Wir können von der Natur übersinnlicher Gegenstände, Gottes, unseres eigenen Freiheitsvermögens und der unserer Seele (abgesondert vom Körper), gar nichts erkennen, was dieses innere Princip alles dessen, was zum Dasein dieser Dinge gehört, die Folgen und Wirkungen desselben betrifft, durch welche die Erscheinungen auch nur im mindesten Grade erklärlich und ihr Princip, das Object selbst, für uns erkennbar sein könnte." Dabei wird im Gegensatze zur Unmöglichkeit des Wissens der Glaube an diese Objecte auf der sittlichen Grundlage der Menschennatur, wie im ganzen Kant'schen Systeme, festgehalten. Davon wird der „vermeinte theoretisch-dogmatische Fortschritt in der moralischen Teleologie während der Leibniz-Wolff'schen Epoche" und der „vermeinte theoretisch-dogmatische Fortschritt der Metaphysik in der Psychologie (heisst unrichtig in dem vorausgeschickten Inhalt dieses Bandes S. XVII „Philosophie") während der gleichen Epoche" unterschieden. Nach einer älteren Verordnung musste fortwährend von einem Professor der Philosophie den Studirenden die Pädagogik vorgetragen werden. Das war wohl gewiss eine Unsitte. Man ging von dem verkehrten

Digitized by Google

Glauben aus, dass jeder Philosoph Pädagogik lehren könne, oder dass diese ein integrirender Theil der Philosophie sei. So traf es denn auch Kant, die Pädagogik vorzutragen und so entstanden jene Aufzeichnungen, aus welchen Rink's Ausgabe der Pädagogik hervorging. Kant legte Bock's Lehrbuch der Erziehungskunde zu Grunde, hielt sich aber weder im Gang der Untersuchung, noch in den Grundsätzen genau daran. So entstanden seine schriftlichen Aufzeichnungen, weshalb auch Rink die Schrift mit der Aufschrift: Ueber Pädagogik versieht.

Man sieht, wie tief der Philosoph auch hier über seinen Gegenstand nachdachte und wie sein Blick weiter hinausging, als der seiner Zeitgenossen. Der Einleitung, welche die allgemeinen Grundsätze enthält, folgen die Abschnitte von der physischen und praktischen Erziehung. In den Ehrendenksprüchen auf verstorbene Collegen zeigt sich Kant als Dichter. Haben auch seine Dichtungen keinen hohen Schwung der Phantasie, so zeichnen sie sich doch durch philosophischen Geist und eine edle sittliche Weltanschauung aus. Wie ausgezeichnet ist der von Kant seinem Collegen L'Estocq, Kriegsrath und Prof. der Rechte zu Königsberg, bei seinem Tode (1780) geweihte Denkspruch (S. 606):

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuss, der Andere nur zum Scheinen.
Gleich blinde Thorheit gafft einander spöttisch an;
Der tändelt bis in's Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
(So lautet L'Estocq's Lob!). Das Andre ist nur Spiel,
Denn Mensch und weise sein ist Sterblichen zu viel!

Wie schön ist, was Kant seinem Collegen, dem ersten Prof. der Theologie und Stadtpfarrer Lilienthal bei seinem 1782 erfolgten Tode nachruft:

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniss;
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben!

Wie treffend, was Kant beim Tode des Juristen Braun 1782 vom Rechte sagt:

Was gibt den Leitstern in der Rechte Dunkelheit?
Ist's Wissen oder mehr des Herzens Redlichkeit?
War Rechtthun niemals Kunst, die man studiren müssen,
Wie ward's denn schwere Kunst, was Rechtens sei, zu wissen?
Wenn nicht gerader Sinn dem Kopf die Richtung gibt,
Wird alles Urtheil schief, das Recht unausgeübt.
Durch Redlichkeit allein (Braun kann's im Beispiel lehren)
Wird Kunst zu der Natur einmal zurückekehren!

Digitized by Google

Die Fragmente aus dem Nachlasse enthalten meist vortreffliche, von einem tiefen praktischen Blick zeugende Bemerkungen über das Leben und den Charakter der Menschen. Kant vergleicht seine Methode mit der Rousseau's und sagt S. 613: „Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an, ich verfahre analytisch und fange vom gesitteten an." Wir heben beispielsweise einige Bemerkungen hervor. S. 614: „Die jetzigen Moralisten setzen viel der Uebel voraus und wollen lehren, sie zu überwinden und setzen viel Versuchungen zum Bösen voraus und schreiben Bewegungsgründe vor, sie zu überwinden. Die Rousseau'sche Methode lehrt jene für keine Uebel, diese für keine Versuchungen zu halten." S. 615: „Die natürliche Sittlichkeit muss der Probierstein aller Religionen sein. Denn, wenn es ungewiss ist, ob Leute in einer andern Religion können selig werden und ob nicht die Qualen in dieser Welt ihnen zur Glückseligkeit in der künftigen verhelfen können, so ist es gewiss, dass ich sie nicht verfolgen müsse. Dieses Letzte würde aber nicht sein, wenn nicht die natürliche Empfindung zureichend zu aller Pflichtausübung dieses Lebens wäre." S. 616: „In der Medicin sagt man, dass der Arzt der Diener der Natur sei; in der Moral gilt aber dasselbe. Haltet nur das äussere Uebel ab; die Natur wird schon die beste Richtung nehmen. Wenn der Arzt sagte, dass die Natur an sich verderbt sei, durch welches Mittel wollte er sie bessern? Ebenso der Moralist." S. 617: „Der Fürst, welcher den Adel gab, wollte etwas ertheilen, was gewissen Personen statt alles andern Ueberflusses dienen könnte. Hüten Sie also als Leckerbissen des Adels Last, wie die übrigen Eiteln des Geldes Besitz", und: „Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden"? S. 618: „Dass grosse Leute in der Ferne schimmern und dass ein Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert, kommt daher, weil kein Mensch gross ist." S. 620: „Ein gewisser grosser Monarch im Norden hat, wie es heisst, seine Nation civilisirt. Wollte Gott, er hätte Sitten in sie gebracht; so aber war alles, was er that, die politische Wohlfahrt und das moralische Verderben" und: „Ich kann Niemand besser machen, als durch den Rest des Guten, das in ihm ist; ich kann Niemand klüger machen, als durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist." S. 621: „Gelehrte glauben, es sei alles um ihretwillen da; Adelige auch." S. 922: „Wenn man von allen Betteleien im Kirchenstaat sich losgemacht hat, kann man sich bis zur Trunkenheit in Rom über die Pracht der Kirchen und der Alterthümer freuen." S. 623: „Unter den Schäden, welche die Sündfluth von Büchern anrichtet, womit unser Welttheil jährlich überschwemmt wird, ist einer der nicht geringsten, dass die wirklich nützlichen, hin und wieder auf dem weiten Ocean der Büchergelehrsamkeit schwimmenden Bücher übersehen werden und das Schicksal der Hinfälligkeit mit der übrigen Spreu theilen

Digitized by Google

müssen." S. 624 sagt Kant von sich: „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntniss und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiss. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren, und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, dass diese Betrachtung allen übrigen einen Werth geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen" und S. 625: „Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph sein zu wollen; mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu sein." S. 630: „Es wäre sehr verkehrt, wenn die göttliche Regierung nach dem Wahne der Menschen, so wie er sich ändert, die Ordnung der Dinge ändern sollte. Es ist eben so natürlich, dass, sofern der Mensch davon abgeht, ihm nach seinen ausgearteten Neigungen alles müsse verkehrt zu sein scheinen. Es entspringt aus diesem Wahn eine Art von Theologie als ein Hirngespinst der Ueppigkeit (denn diese ist jeder Zeit weichlich und abergläubisch) und eine gewisse schlaue Klugheit, durch Unterwerfung den Höchsten in seine Geschäfte und Entwürfe einzuflechten." S. 637: „Man muss jetzt gar keine Bücher verbieten; das ist das einzige Mittel, sie zu vernichten." S. 639: „Sklaverei ist entweder die der Gewalt oder der Verblendung. Die letztere beruht entweder auf der Abhängigkeit von Sachen (Ueppigkeit) oder vom Wahne anderer Menschen (Eitelkeit). Die letztere ist ungereimter und auch härter, als die erstere, weil die Sachen weit eher in meiner Gewalt sind, als die Meinungen Anderer, und es auch verächtlicher ist." S. 640: „Was ein Volk nicht über sich beschliessen kann (z. B. eine Anordnung eines allgemeinen Kirchenglaubens festzusetzen), das kann auch der Souverain nicht über das Volk thun." S. 641: „Im Grunde heisst es immer die Menschheit degradiren, gewisse Menschen durch die Geburt als eine besondere Species ohne Rücksicht auf Glücksgüter unter Andere setzen." S. 643: „Diejenige Klugheit, wodurch Jemand ein ganz freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, ist Politik (Staatskunst). Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung für's Recht der Menschen übereinstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben nicht bedenklich ist (also die des Politikasters) ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechtes zusammenzustimmen (ihr nicht zu widerstreiten). Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff aller der allgemeinen Verkündigung (declaratio) fähigen Gesetze für das Volk. Hieraus folgt, dass die wahre Politik nicht allein ehrlich streben, sondern auch offen verfahren müsse, dass sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen

Digitized by Google

muss, wenn man will, dass ein unrechtmässiges Mittel gelingen soll." S. 644: „Wehe dem, der eine andere Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält." S. 644: „Eine Monarchie ist ein Bratenwender, eine Aristokratie eine Rossmühle, eine Demokratie ein Automat, welcher, wenn er sich selbst aufzieht und nur immer gestellt werden darf, eine Republik heisst; das Letzte ist das Künstlichste." Die Fragmente enden (S. 644 und 645) mit einer kurzen Rechtfertigung des Direktoriums der französischen Republik wegen seines angeblich ungereimten Planes, den Krieg mit England zu ihrem Vortheil zu beendigen (1798). Den Schluss bildet der schon erwähnte Briefwechsel Kant's mit Gelehrten seiner Zeit, der theilweise ebenfalls manches Interessante bietet. Bei Kant und Lambert sind auch die Briefe des letzteren mitgetheilt. Sie begegnen sich beide in der Methode und klagen über „die ermüdende Schwatzhaftigkeit der jetzigen Scribenten vom herrschenden Tone" (S. 656). Kant schreibt schon am 13. November 1765 an Lambert: „Ehe wahre Weltweisheit aufleben will, ist es nöthig, dass die alte sich selbst zerstöre, und, wie die Fäulniss die vollkommenste Auflösung ist, die jeder Zeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Crisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, dass die so längst gewünschte grosse Revolution der Wissenschaft nicht mehr weit entfernt sei." Lambert bezeichnet (1766) Kant's Methode als die „einzig richtige" (S. 657). Kant schickt an Lambert mit einem Briefe vom 2. September 1770 seine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Seit einem Jahre ist er, wie er schreibt, zu seiner Ansicht gekommen, die er niemals zu „ändern", sondern nur zu „erweitern" gedenkt. Sehr lesenswerth sind Lambert's kritische Bemerkungen (S. 665 bis 670) über diese Abhandlung, die er eine „vortreffliche" nennt. In dem Briefwechsel zwischen Kant und Mendelssohn sagt Kant am 18. August 1783 von des letzteren Jerusalem: „Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer grossen, ob zwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird." „Sie haben Ihre Religion, schreibt Kant an Mendelssohn, mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewusst, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, dass auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von den ihrigen absondere, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muss; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht" (S. 683).

Digitized by Google

Ueber die Ableitung der Erkenntnisse von Gott schreibt Kant an den Arzt Marcus Herz in Berlin am 21. Februar 1772: „Der Deus ex machina ist in der Bestimmung des Ursprungs und der Gültigkeit unserer Erkenntnisse das Ungereimteste, was man nur wählen kann, und hat ausser dem betrüglichen Cirkel in der Schlussreihe unserer Erkenntnisse noch das Nachtheilige, dass er in der Grille dem andächtigen oder grüblerischen Hirngespinst Vorschub leistet" (S. 690). Ueber die Arzneikunde schreibt er dem jungen Arzt: „Die Uebung im Praktischen der Arzneikunst unter der Anführung eines geschickten Lehrers ist recht nach meinem Wunsche. Der Kirchhof darf künftig nicht vorher gefüllt werden, ehe der junge Doctor die Methode lernt, wie er es recht hätte angreifen sollen. Machen Sie ja fein viele Beobachtungen. Die Theorieen sind so hier, wie anderwärts, öfters mehr zu Erleichterung des Begriffs, als zum Aufschluss der Naturerscheinungen angelegt" (S. 694). Von seinem Bildniss in der allgemeinen deutschen Bibliothek (20. Band) sagt er: „Es ist wohl gestochen, ob zwar nicht wohl getroffen" (S. 697). Am 20. August 1777 schreibt er an Marcus Herz, dass ihn jetzt das allein beschäftige, was er die Kritik der reinen Vernunft nenne, und dass er diesen Winter damit fertig zu werden hoffe (S. 702). An eben denselben bezeichnet er als den Zweck seines akademischen Lehrens, den er jeder Zeit vor Augen habe, „gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnungen zu verbreiten, in gut geschaffenen Seelen zu befestigen, um dadurch der Ausbildung der Talente die einzige zweckmässige Richtung zu geben." Er weist einen Ruf nach Halle zurück (im Juni 1778).

Von der Kritik der reinen Vernunft, die er vollendet hat, schreibt er Mai 1781: „Dieses Buch enthält den Ausschlag aller mannigfaltigen Untersuchungen, die von den Begriffen anfingen, welche wir zusammen unter der Benennung des mundi sensibilis und intelligibilis abdisputiren" (S. 710). Ueber Jacobi's Schrift (wohl die über Spinoza) lesen wir in dem Briefe Kant's vom 7. April 1786: „Die Jacobi'sche Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affectirte Genieschwärmerei, um sich einen Namen zu machen, und ist daher kaum einer ernstlichen Widerlegung werth. Vielleicht, dass ich etwas in die Berliner Monatsschrift einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken." In seinem ersten Briefe an Karl Leonhard Reinhold (1787) spricht Kant mit einer wahren Begeisterung von den „schönen Briefen" Reinhold's über die Kant'sche Philosophie, die „an mit Gründlichkeit verbundener Anmuth nichts übertreffen kann, die auch nicht ermangelt haben, in unserer Gegend die erwünschte Wirkung zu thun." Er nennt sie „herrliche Briefe". In demselben Briefe sagt Kant von seiner Kritik der praktischen Vernunft: „In diesem Büchlein werden viele Widersprüche, welche die Anhänger am Alten in meiner Kritik zu finden vermeinen, hinreichend gehoben; dagegen diejenigen, darin sie sich selbst unvermeidlich verwickeln, wenn sie ihr altes Flitter-

Digitized by Google

werk nicht aufgeben wollen, klar genug vor Augen gestellt." Ueber die drei Kritiken lesen wir ebendaselbst: „Die Vermögen des Gemüths sind drei: Erkenntnissvermögen, Gefühl der Lust und Unlust und Begehrungsvermögen. Für das erste habe ich in der Kritik der reinen (theoretischen), für das dritte in der Kritik der praktischen Vernunft Principien a priori gefunden. Ich suchte sie auch für das zweite, und, ob ich es zwar sonst für unmöglich hielt, so brachte das Systematische, das die Zergliederung der vorher betrachteten Vermögen auch im menschlichen Gemüthe hatte entdecken lassen, und welches zu bewundern und, wo möglich, zu ergründen, mir noch Stoff genug für den Ueberrest meines Lebens an die Hand geben wird, mich doch auf diesen Weg, so dass ich jetzt drei Theile der Philosophie erkenne, deren jede ihre Principien a priori hat, die man abzählen und den Umfang der auf solche Art möglichen Erkenntniss sicher bestimmen kann; theoretische Philosophie, Teleologie und praktische Philosophie, von denen freilich die mittlere als die ärmste an Bestimmungsgründen a priori befunden wird. Ich hoffe gegen Ostern mit dieser unter dem Titel der Kritik des Geschmacks (sie erhielt den Titel: Kritik der Urtheilskraft) im Manuscript, obgleich nicht im Druck, fertig zu sein" (S. 738—740).

Am 7. März 1788 schreibt er, dass er das Rectorat der Universität in diesem Sommer habe und es „zusammt dem Dekanat der philosophischen Facultät" nun „in drei Jahren zweimal hintereinander" geführt habe (S. 741). Kant schreibt an J. G. Fichte (12. Mai 1793): „Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt sein mag, so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, dass, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte" (S. 777). J. G. Fichte antwortet 20. September 1793: „Nein — grosser, für das Menschengeschlecht höchst wichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen, sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt Ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken. Es ist, glaub' ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten." — „Was muss es sein, grosser und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn solche Empfindungen haben zu können, als Sie! Ich gestehe, dass der Gedanke an Sie immer mein Genius sein wird, der mich treibe, soviel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten" (S. 779). Kant schreibt (1797) von Fichte's „trefflichem Talent, einer lebendigen und mit Popularität verbundenen Darstellung". In einem Schreiben an Dr. Salla in Berlin (1792) deutet er die veränderte Ordnung der Dinge in Preussen an, welche später so verletzend (October 1794) für Kant werden sollte. „Neuerdings eröffnet sich eine neue Ordnung der Dinge,

Digitized by Google

nämlich Einschränkung der Freiheit, über Dinge, die auch nur indirect auf Theologie Beziehung haben möchten, laut zu denken. Die Besorgnisse eines akademischen Lehrers sind in solchem Falle viel dringender, als jedes andern zunftfreien Gelehrten, und es ist der gescheuten Vorsicht gemäss, alle Versuche dieser Art so lange wenigstens aufzuschieben, bis sich das drohende Meteor entweder vertheilt, oder für das, was es ist, erklärt hat" (S. 784 und 785). Auf den Vorschlag des Buchhändlers Karl Spener in Berlin, Kant möge in eine abgesonderte Auflage des Stückes der Berliner Monatsschrift: „Ueber die Abfassung einer Weltgeschichte in weltbürgerlicher Absicht" eingehen, antwortet dieser mit Hindeutung auf den damaligen Terrorismus der französischen Revolution am 22. März 1793: „Wenn die Starken in der Welt im Zustande eines Rausches sind, er mag nun von einem Hauche der Götter, oder einer Mufette herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu rathen, dass er sich ja nicht in den Streit mische, sollte es auch durch die gelindesten und ehrfurchtsvollsten Zureden geschehen; am meisten deswegen, weil er von diesen doch gar nicht gehört, von andern aber, die die Zuträger sind, missdeutet werden würde" (S. 790). Ueber seine Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft schrieb er an K. F. Stäudlin in Göttingen: „Der biblische Theologe kann doch der Vernunft nichts Anderes entgegensetzen, als wiederum Vernunft oder Gewalt, und, will er sich den Vorwurf der letzteren nicht zu Schulden kommen lassen, welches in der jetzigen Krisis der allgemeinen Einschränkung der Freiheit im öffentlichen Gebrauch sehr zu fürchten ist, so muss er jene Vernunftgründe, wenn er sie sich für nachtheilig hält, durch andere Vernunftgründe unkräftig machen und nicht durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölke der Hofluft auf sie fallen lässt." Am 9. December 1798 schreibt Lichtenberg an Kant: „In Preussen gibt's doch noch Patrioten. Dort sind sie aber auch am nöthigsten. Nur Patrioten und Philosophen dorthin, so soll Asien wohl nicht über die Grenzen von Kurland vorrücken. Hic murus aheneus esto" (S. 796). An J. H. Tieftrunk schreibt Kant über Fichte (S. 812): „Was halten Sie von Herren Fichte's allgemeiner Wissenschaftslehre? einem Buche, welches er mir vorlängst geschickt hat, dessen Durchlesung ich aber, weil ich es weitläufig und meine Arbeiten so sehr unterbrechend fand, zur Seite legte und jetzt nur aus der Recension in der allgem. Literaturzeitung kenne"... „Die Recension sieht wie eine Art Gespenst aus, was, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst und zwar hievon auch nur die Hand, die darnach hascht, vor sich findet. Das blosse Selbstbewusstsein und zwar nur der Gedankenform nach, ohne Stoff, folglich, ohne dass die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könnte und selbst über die Logik hinausgeht, macht einen wunderlichen Eindruck auf den Leser. Schon der Titel

Digitized by Google

(Wissenschaftslehre) erregt, weil jede systematisch geführte Lehre Wissenschaft ist, wenig Erwartung für den Gewinn, weil sie eine Wissenschaftswissenschaft und so in's Unendliche andeuten würde." In einem Briefe an seinen Anhänger Johann Gottfr. Karl Christian Kiesewetter in Berlin klagt Kant über „Andere, die sich der kritischen Philosophie gewidmet hatten" und die „durch zum Theil lächerliche Neuerungssucht zur Originalität, nämlich, wie Hudibras, aus Sand einen Strick drehen wollen, um sich her Staub erregen, der sich doch in Kurzem legen muss". „So höre ich eben jetzt, fährt er fort, durch eine (doch noch nicht hinreichend verbürgte) Nachricht, dass Reinhold, der Fichte seine Grundsätze abtrat, neuerdings wieder anderes Sinnes geworden und reconvertirt habe. Ich werde diesem Spiele ruhig zusehen und überlasse es der jüngeren kraftvollen Welt, die sich dergleichen ephemerische Erzeugnisse nicht irren lässt, ihren Werth zu bestimmen" (S. 813). Die Philosophie der Epigonen hat seither manches sonderbare Spiel mit ihren Systemen getrieben. Immer aber kam man wieder auf Kant, den grösssten Philosophen der Neuzeit zurück, immer wieder auf den kritischen Ausgangspunkt seines Forschens und auf die gegen jeden salto mortale der Phantasterei gezogenen Grenzen vernünftiger Erkenntniss. Darum ist diese zum Erstenmale in strenger chronologischer Reihenfolge von einem sachkundigen und viel bewährten Kritiker unternommene Sammlung der sämmtlichen Kant'schen Schriften auch sicher für den Freund der Wissenschaft eine der willkommensten Erscheinungen unserer deutschen Literatur. **v. Reichlin-Meldegg.**

Die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen von E. v. Hartmann. Berlin 1868. Carl Dunckers Verlag. V und 124 S. gr. 8.

Die in dieser Schrift erörterten Gesichtspunkte sind: 1) Die Dialektik vor Hegel (S. 1—35); 2) die dialektische Methode Hegel's (S. 35—117); 3) Wie Hegel zu seiner Methode kam (S. 117—122); 4) Resumé und Schluss (S. 122—124).

Die Dialektik vor Hegel umfasst die vorplatonische Philosophie, Plato, Aristoteles, die nacharistotelische Philosophie, Uebergang zur Neuzeit, Kant, Fichte und Schelling.

Die Dialektik der vorplatonischen Philosophie beginnt mit dem Eleaten Zeno, welchen Aristoteles den Erfinder der Dialektik nennt. Die Dialektik Zeno's ist das, was die Mathematik den indirekten Beweis nennt. Er braucht dabei auch „sophistische Kniffe"; aber diese sind immerhin nur Mittel zur Erhärtung seiner metaphysischen Grundansicht von der Einheit und Unveränderlichkeit des

Digitized by Google

Seins. Der Herr Verf. nennt diese Dialektik, welche ihren Gegenstand durch Widerlegung des Gegentheils erweist, eine subjective. Die Dialektik Heraklit's, welche der Zeno'schen entgegengestellt wird, ist objectiv. Den Eleaten ist die Substanz Hauptsache, die Veränderung der Erscheinung Schein, bei Heraklit ist die Hauptsache der Process, die Substanz die Nebensache. Sie ergänzen sich wechselseitig. Aus diesen Anfängen ging die Dialektik oder Eristik der Sophisten hervor, durch welche das positive Interesse an der Wahrheit schwindet und das subjective der Eitelkeit (wohl überhaupt der menschlichen Willkür) an die Stelle tritt. Sokrates theilt mit ihnen die Skepsis, negirt aber nicht das Streben nach Erkenntniss und deren Möglichkeit. Seine Dialektik ist die dialogische, die Methode der Begriffsbildung. Dem Plato ist das inductive Verfahren nur Vorbereitung; er verbindet damit die Deduction. Das Eigenthümliche der letzteren liegt in der Eintheilung. Beim Aufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen bis zum Allgemeinsten wird auf die Widersprüche in den einzelnen Begriffen aufmerksam gemacht und damit eine Beseitigung derselben durch höhere Begriffe verbunden. Plato verbindet aber nicht, wie Hegel, das Widersprechende. Ihm gilt „der Satz des Widerspruches als Norm für das Denken und Sein" (Soph. 253 D. Phileb. 15 B, Soph. 256, Zeller Philos. d. Griechen II. Aufl. II. 1. S. 458). Bei Plato sind Induction und Deduction noch Unterarten der Dialektik. Aristoteles sondert die Dialektik von ihnen. Nach ihm ist die Erkenntniss nur durch Induction und Deduction zu gewinnen. Die Dialektik ist die Betrachtung und Lösung der Aporieen. Sie geht vom Wahrscheinlichkeitsbeweise aus, welchen er den dialektischen nennt. Ueberall leitet ihn das als Princip geltende Gesetz des Widerspruchs. In der Unvollkommenheit der Vorstellungen liegen die Widersprüche. Sie sind aber nur scheinbar und werden durch die Begriffe berichtigt. Diess zu thun, ist die Aufgabe der Dialektik (S. 1—10).

Die nacharistotelische Philosophie ist theils praktisch, theils skeptisch, theils mystischer Theosophismus. Wenn Hegel vom antiken Skepticismus behauptet, er habe an allen endlichen Verstandesbestimmungen gezeigt, dass sie den Widerspruch in sich enthalten, wenn derselbe nach ihm von der Unmöglichkeit spricht, in ihnen die Wahrheit zu finden, so nennt der Herr Verf. den ersten Theil dieser Behauptung übertrieben, den zweiten unwahr, da der antike Skepticismus die Behauptung festhält, dass die Annahme eines Wissenkönnens eben so ungerechtfertigt sei, als die eines Nichtwissenkönnens (S. 11). Mit Recht weist er auch die Werthschätzung des Proklus durch Hegel zurück, da die von Hegel so hochgestellten Proklus'schen Triaden ungerechtfertigt sind und auch mit Hebdomaden abwechseln. Zeller nennt den Proklus einen Scholastiker und wirft ihm „unfruchtbaren und eintönigen Formalismus" vor.

Digitized by Google

Der Uebergang zur Neuzeit wird mit Johannes Scotus Erigena begonnen. Er wird ein „verfrühter Spinoza" genannt. Sein „System ist blendend grossartig, aber unreif und folgenlos". Im Absoluten hört die Erkenntniss auf. Das Absolute ist ihm „der Mischmasch aller Gegensätze und Widersprüche" (S. 13 und 14). Nicolaus Cusanus nähert sich Hegel auf „erstaunliche Weise" (S. 14—17). Die Unterscheidung von ratio und intellectus und das Princip der coincidentia contrariorum haben die „grösste Aehnlichkeit mit Hegel". Doch verwerthet er die dialektischen Grundsätze zu keiner Methode und bleibt wesentlich bei der Induction stehen. Bei Giordano Bruno sind nur in Gott alle Gegensätze zugleich und ohne Unterschied der Zeit. Die weltlichen Dinge können und müssen mit der Zeit zu Allem und Jedem werden. Durch vermittelnde Begriffe sollen die „scheinbaren Widersprüche" gelöst werden. Es folgt die Bedeutung Kant's. Mit ihm geht die Philosophie „nicht auf die Dinge, sondern auf das Denken". Das in den Verstandesbestimmungen sich bewegende Denken kann nach ihm nicht zur transcendenten Wahrheit, nicht zur Erkenntniss des Intelligibeln kommen. Mit Recht wird hervorgehoben, dass dieser Kant'schen Ansicht Hegel einen falschen Grund unterschiebe, wenn er sagt, man könne nach Kant zu dieser Erkenntniss nicht gelangen, weil die Verstandesbestimmungen endlich seien. Den wahren Grund bezeichnet der Hr. Verf. dahin, dass diese Verstandesbestimmungen immanente Formen des subjectiven Erkenntnissvermögens sind, welche nicht fähig sind, über das Transcendente etwas auszusagen, weil sie nur dem Subjecte inhäriren, weil ja auch Raum und Zeit, die Formen der Sinnlichkeit, unendlich und doch bloss immanent sind. Mit Recht wird es auch als eine „Inconsequenz Kant's" bezeichnet, wenn er diese Kategorieen doch zur Erkenntniss des Intelligibeln brauchen will. Ebenso wird nachgewiesen (S. 20 und 21), dass Hegel Unrecht hat, wenn er Kant's Antinomieen als einen Beweis für die Nothwendigkeit des Widerspruches in den Dingen betrachtet. Kant betrachtet diesen Widerspruch nicht als einen wirklichen, sondern nur als einen scheinbaren, aus der Unvollständigkeit des Wissens hervorgegangenen. Kant war abgeneigt „allen dialektischen Bemühungen", welche sich mit der logischen Verarbeitung der „bekannten Begriffe" beschäftigen, um durch diese Verarbeitung „neue unbekannte Wahrheiten herauszuspinnen". Er äusserte sich darüber „nachdrücklich" und „unverholen", als „hätte er den ganzen Schwindel, der sich über seinem Grabe erheben sollte, eingesehen" (S. 23).

Auch Fichte war davon entfernt, „an den Sätzen der Identität und des Widerspruchs zu rütteln"; er stellte sie als „formale Principien" hin, von denen er sein gesammtes System ableitete (S. 25). Seine nächsten Ziele waren die Deduction der Kant'schen Kategorieen und der Kant'schen Ethik. Auch die Fichte'sche Dialektik mit ihrer These, Antithese und Synthese berichtiget zuletzt

Digitized by Google

nur fehlerlerhafte Voraussetzungen durch Aenderung derselben, welche die in den falschen Begriffen enthaltenen Widersprüche aufheben. Aus „formellen Principien" kann sie keine „materielle Erkenntniss" gewinnen. Zu seinen Principien kommt er nur durch Thatsachen „des empirischen Bewusstseins nach den allgemein angenommenen Gesetzen des Verstandes".

Schelling folgt in der vorhegelschen Periode wesentlich der Methode Fichte's; nur behandelt er sie „freier" und „gewissermaassen künstlerischer". Auch ihm ist in der dialektischen Methode der Widerspruch nichts Wirkliches, sondern nur ein Schein, der durch den aufzufindenden Mittelbegriff den Gegensatz so verknüpft, dass das sich scheinbar Widersprechende verschwindet. Auch er spricht das Festhalten am Satz des Widerspruches aus. Seine Methode ist die synthetische. Zuletzt artet er in der Naturphilosophie in „unfruchtbaren spielenden Schematismus" aus. In seiner spätern Zeit wandte sich Schelling von der deductiven Fichte'schen Dialektik der inductiven Seite der Platonischen Dialektik zu.

Von Schelling geht der Hr. Verfasser S. 35 zur dialektischen Methode Hegels über.

Der Hr. Verf. gibt zuerst eine kurze Beschreibung dieser Methode (S. 35—37) und geht sodann zu einer Kritik derselben über. Hier unterscheidet er die Stellung der Kritik zur dialektischen Methode, die Hegel'sche Vernunft und den gemeinen Verstand, die Legitimation der Methode, den Widerspruch, die Flüssigkeit der Begriffe, den dialektischen Fortschritt, die dialektische Methode und den Empirismus.

Die Kritik muss, wie der Herr Verf. bemerkt, die obersten Denkgesetze der formalen Logik, also das Princip des Widerspruchs auf die Behauptungen dieser Dialektik anwenden. Die Geltung des Satzes vom Widerspruch muss für die Kritik gegenüber dieser Dialektik „das Minimum von gemeinschaftlicher Basis" sein, ohne welche „keine Ueberführung der Unrichtigkeit denkbar" ist. Man kann den Dialektiker nicht ad absurdum führen, weil sich nach ihm die Wahrheit nicht in die Form eines Urtheils fassen lässt, weil ihn der Widerspruch, das Unmögliche nicht erschreckt, da ihm „Alles unmöglich" ist. Die wesentliche Aufgabe der Kritik der dialektischen Methode ist, die „Consequenzen der Aufhebung des Satzes vom Widerspruche nach allen Richtungen darzuthun und die Berechtigung, diese, wie alle andern, von den gewöhnlichen Annahmen der Wissenschaften abweichenden Behauptungen und Voraussetzungen der Dialektik zu prüfen. Der Herr Verf. sucht in seiner Kritik nachzuweisen, dass die Vorraussetzungen, auf welche sich diese Methode stützt, wenn sie sich über die gemeine Verstandeslogik zu erheben versucht, „hinfällig" sind, dass diese Voraussetzungen als „voraussetzungsloses Bauwerk in der Luft schweben", dass diese Voraussetzungslosigkeit zugleich ihre „Haltlosigkeit" und

Digitized by Google

„Berechtigungslosigkeit", dass sie „ein leeres Wortschema zu unmöglichen Denkaufgaben" ist (S. 45).

Der Herr Verf. weist nun nach, dass die Hegel'sche und die gemeine Unendlichkeit ganz heterogene Begriffe sind, dass die gemeine oder negative Unendlichkeit nur von dem Verstande, die positive oder Hegel'sche Unendlichkeit als flüssige Unbestimmtheit des Begriffes nur von der so genannten dialektischen Vernunft zu fassen ist, dass sie den Verstand leugnen muss, weil er sie nicht begreifen kann, dass aber auch diese „Hegel'sche Vernunft durch Vermittlung der Hegel'schen Unendlichkeit dem Verstande nicht begreiflich gemacht werden kann" (S. 46—51). Er zeigt sodann, dass es falsch sei, mit Hegel den Verstand für unfähig zur Erkenntniss der Wahrheit zu halten, dass man in demselben Intellect nicht zwei nach entgegengesetzten, sich widersprechenden Gesetzen denkende Vermögen annehmen könne, dass nur diejenigen Functionen der dialektischen Methode mittheilbar sind, welche in festen Verstandesbestimmungen vorgetragen werden, und die Thätigkeit der Vernunft, welche über die Thätigkeit des Verstandes und über die Aufnahme des aus diesen entnommenen Materials hinausgeht, mystisch, andern nicht mittheilbar und für den Ausübenden unbegreiflich sei (S. 51—65). Kuno Fischer wird der Vorwurf gemacht, dass er den Dualismus von Verstand und Vernunft auf der einen Seite „vertuschen" wolle und auf der andern Seite in seiner Logik und Metaphysik die „Nothwendigkeit aufrecht erhalte, den Widerspruch gelten zu lassen, seine Einheit zu denken und somit die formalen Denkgesetze aufzuheben". Allerdings ist ein Unterschied zwischen Verstand und Vernunft; jener ist in seinem Vergleichen, Trennen und Verbinden an die Einwirkung der Objecte auf die Sinnlichkeit gebunden; diese hält sich nicht an das wirklich Bestehende, sondern an das Seinsollende, die Vollkommenheitsvorstellung oder Idee, praktisch hat jener den Charakter der Klugheit, diese den Charakter der Weisheit. So wenig aber kann etwas als wirklich gegen die allgemein gültigen und nothwendigen Denkgesetze gedacht werden, als etwas gegen die Naturgesetze geschehen kann. Das Wunder im Denken ist so unmöglich, als das Wunder in der Natur.

Hegel legitimirt seine Methode. Diese Legitimation der dialektischen Methode will sich bald vor dem Verstande rechtfertigen, bald geht sie von unbedingter Voraussetzungslosigkeit aus und doch muss man als Voraussetzungen der Dialektik das Absolute und den Widerspruch des Existirenden bezeichnen. Beide Voraussetzungen sind „unwahr". Das Absolute im Hegel'schen Sinn ist „für das Denken nicht nur Nichts, sondern ein Unmögliches; nur eine mystische Gefühlssehnsucht kann sich mit ihm abquälen, die nimmermehr Voraussetzung für wissenschaftliche Principien werden kann". Die Existenz der Widersprüche wird „durch der Vernunft unwürdige, unter dem Niveau des Verstandes stehende Widersprüche", durch „Identificirung verschiedener Begriffe", durch „un-

Digitized by Google

berechtigte Verabsolutirung" gewonnen. Man „begeht" den Widerspruch selbst und „findet" den selbstbegangenen natürlich hintennach. Diese Dialektik geht von Principien aus, welche „alle Grundlagen des Erkennens in Wissenschaft und Leben aufheben" (S. 94 und 95). Wenn der Begriff: ist sich verändert oder flüssig ist, so kann das Subject selbst diese Veränderung nicht suspendiren, da sie im Wesen des Begriffes selbst liegen soll (S. 100). Hier darf aber nicht übersehen werden, dass es ja das Subject selbst ist, welches in seinem Denken den Begriff bewegt oder flüssig macht, und dass Hegel nur in diesem Sinn von einer Veränderung, Bewegung oder Flüssigkeit des Begriffes sprechen kann. Die Dialektik ist ja eben diese durch Gegensätze sich fortbewegende und auf diesem Wege die Einheit suchende Methode des Geistes. Nur darf nicht übersehen werden, was auch der Herr Verf. richtig andeutet, dass Hegel durch seine dialektische Methode zuletzt nicht das gewinnen kann, was er gewinnen will, nämlich die „Einheit der Gegensätze", sondern lediglich nur etwas, das den Denkgesetzen widerspricht, weswegen er auch immer gegen das gewöhnliche Denken zu Felde zieht, die undenkbare „Identität des sich Widersprechenden" (S. 108). Die Dialektik „corrumpirt" den Empirismus „durch hineingepfropfte Widersprüche".

Als Angelpunkt des Hegel'schen Systems wird der Satz bezeichnet, dass „die Idee Alles und ausser der Idee nichts ist". So ist die Idee „Substanz, Subject" u. s. w. Die Welt ist die „logische Idee". Die „Idee vollzieht das Denken". Das Subject ist aus dem Denkprocess „ausgemerzt". Damit ist das „Setzen der Idee als denkenden Subjects", die „Selbstbewegung des Begriffes" gewonnen. Seine Natur ist die der „ununterbrochenen Flüssigkeit". Man betrachtet als „Zuschauer" die Genesis der Welt als Genesis der Begriffe. Die Mode in der Philosophie hatte auch auf Hegel Einfluss. Der Herr Verf. sagt hierüber S. 119: „Mode war es aber damals, den Kant'schen Antinomieen einen übermässigen, ja sogar einen positiven Werth beizulegen; Mode war es seit Fichte, die so genannte Deduction der Kategorieen für den Hauptgegenstand der theoretischen Philosophie anzusehen, Mode war es, in dem triadischen Rhythmus von Thesis, Antithesis und Synthesis zu philosophiren, Mode war es, an die Berechtigung der Vernunft zum Postuliren allerlei unverständiger und grundloser Behauptungen nicht bloss in praktischer, sondern sogar in theoretischer Beziehung zu glauben und Schelling's transcendentale Anschauung zu missverstehen, Mode war es, in einem der Klarheit der deutschen Sprache unwürdigen, unverständlichen Jargon zu schreiben und die Unklarheit der Gedanken für Tiefe auszugeben, Mode war es, den Sinn der Worte nicht aus dem gereinigten Sprachgebrauch aufzunehmen, sondern willkürlich zu verändern (z. B. Identität bei Schelling); Mode war es endlich, die Philosophie hochtrabender Weise für die Wissenschaft des Absoluten und für die absolute Wissenschaft auszugeben, ohne sich bei diesem Wort etwas Klares

Digitized by Google

zu denken". Hegel benutzte als ein „Kind der Zeit" diese „morschen Stämme" der Mode als „Stützbalken" für seine dialektische Methode. Dabei erkennt aber der Herr Verfasser die Verdienste Hegel's um Rechtslehre, Aesthetik, Religionsphilosophie und Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie an, er gesteht den Grundprincipien und den Hauptresultaten der Hegel'schen Philosophie ihre nothwendige Stellung in der Entwicklung der Philosophie zu. Nur hat Hegel durch die dialektische Methode „Unklarheit und Verwirrung" in die Wissenschaft gebracht, das „Einfache schwer gemacht", das „Dunkle und Problematische seiner Lösung ferner gerückt".

Die Dialektik vor Hegel ist überall an die Fundamentaldenkgesetze gebunden. Der Widerspruch ist ihr ein Kriterion der Unwahrheit. Die Hegel'sche Logik, die den Begriff zum ewigen Flüssigen, zur Identität der Widersprüche macht, „hebt die Fundamentaldenkgesetze auf". Sie setzt an die Stelle des nach den formalen Denkgesetzen thätigen gemeinen Verstandes ein aussergewöhnliches Denken, ein „unbestimmtes Denken", die „Vernunft". Beide Vermögen denken nach entgegengesetzten, „sich widersprechenden Gesetzen" (S. 122—124). Der Herr Verf. bekämpft die Methode, nicht die Principien und Resultate der Hegel'schen Philosophie. Wie kann aber eine Philosophie bei einer durchaus „unrichtigen" und „unberechtigten", in jeder Hinsicht „unhaltbaren" und „verwerflichen" Methode zu richtigen Resultaten gelangen? Die Art und Weise des Philosophirens macht den Philosophen, nicht das, was er als Behauptung ausspricht.

v. Reichlin-Meldegg.

Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Véra. Von Karl Rosenkranz. Berlin. Nikolai'sche Verlagsbuchhandlung. (A. Effert und L. Lindtner) 1868. VI und 180 S. 8.

Die apriorische Construction der Natur, welche man Naturphilosophie nannte, hat seit Schelling zu solchen Verirrungen geführt, dass sie nicht nur unter den Freunden exacter Naturwissenschaft, sondern selbst unter den der Geisteswissenschaft zugewandten, vorurtheilslosen Philosophen ihren Credit gänzlich verloren hat. Am gefährlichsten ist eine solche aus dem so genannten reinen Denken in Denkbestimmungen oder Kategorieen die Natur bis in das Einzelne herab entwickelnde Philosophie, wenn sie, wie bei Hegel, eine förmliche apriorische Natursystematik sein will. Wenn man auch Hegel's scharfsinnige kritische Forschungen für alle Zeiten anerkennen wird, so muss man doch das An- und Nachbeten seines ganzen Formalismus, der aus Nichts die Welt philosophisch entstehen lässt, und ein absolutes Denken fabricirt, das

Digitized by Google

ohne das denkende Subjekt nichts und nur das individuelle menschliche Denken selbst in Wahrheit ist, als einen überwundenen Standpunkt betrachten. Die Leistungen bleiben dem Wesen nach ungeschmälert; denn die Philosophieen kommen und vergehen, aber die Philosophie bleibt. Wenn der berühmte Herr Verfasser (Karl Rosenkranz) in dem ersten Abschnitte der vorliegenden Schrift bemerkt, dass in Deutschland die Sage gehe, die Hegel'sche Philosophie sei als »ein überwundener Standpunkt, bereits veraltet, und bis auf unbedeutende Reste unter den ältern Hegelianern verschwunden,« so theilen wir das Erstaunen nicht, welches er S. 1 darüber ausspricht, dass dieselbe ausserhalb Deutschlands ein ganz anderes Leben beginnt. Wenn wir die Anhänger Herbart's, Schopenhauer's Krause's, ferner die Materialisten und Sensualisten, die Vertreter des Neuschellingianismus, sodann die Junghegelianer, welche ganz andere Richtungen, als der Meister, einschlagen, und diesen geradezu als einen Scholastiker erklären, endlich diejenigen Denker, welche auf Schleiermacher und Beneke fussen oder zwischen den Gegensätzen eine vermittelnde oder eklektische oder selbstständige Stellung einnehmen, endlich die Materialisten aus der Gegenwart abziehen, wird für das unbedingte Festhalten am Hegel'schen Systeme nur ein sehr kleiner Bruchtheil übrig bleiben. Was für uns alt ist, ist natürlich noch dem Auslande neu, und es muss immer eine geraume Zeit vergehen, bis ein System, welches im eigenen Lande zur Herrschaft gelangt, diese auch im Auslande gewinnt. Zudem ist auch weder in Frankreich noch in Italien irgendwie die Hegel'sche Philosophie die herrschende. Die Anhänger Leroux's, Comte's und Cousin's wollen von dieser Philosophie nichts wissen Weder die theologische Schule des Bonald, Lamennais und Joseph de Maistre, noch die psychologische Schule des Royer Collard, Maine de Biran und Victor Cousin, noch endlich die positivistische des August Comte haben sich irgendwie mit dem Hegelianismus befreundet. Ebenso stehen ihr in Italien Romagnosi, Pasquale Galuppi, Gioja, Serbati, Gioberti, Mamiani, Liberatore, Sanseverino, u. A., so verschieden sonst ihre Standtpunkte sind, ferne. Allerdings sind in neuerer Zeit eine Reihe von Anhängern der Hegel'schen Philosophie aufzuzählen. Wir nennen Desanctis, Marselli, d'Ercole, del Zio, Salvetti und Spaventa. Vor allen ist unter den italienischen Anhängern Hegel's A. Vera in Neapel hervorzuheben, dessen im Original französisch geschriebene Schrift: Introduction à la philosophie de Hegel, Paris 1855, 2 éd. 1865, Aufsehen gemacht hat. Er ist zudem als Uebersetzer und Erklärer Hegel'scher Werke bedeutend. Von ihm erschien 1859 zu Paris in zwei Bänden: Logique de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpétuel; endlich ebendaselbst in drei Bänden 1863—1866: Philosophie de la nature de Hegel traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpétuel.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Vera: Hegel's Naturphilosophie.

(Schluss.)

Das letzte Werk ist es, das den Anstoss zu der vorliegenden Schrift gegeben hat.

Sie umfasst 1) die Hegel'sche Philosophie in Frankreich und Italien (S. 1—3); 2) August Véra, Biographie und Charakteristik (S. 3—13); 3) Hegel's Naturphilosophie (S. 13—24); 4) Véra's Einleitung in Hegel's Naturphilosophie (S. 24—47); 5) Mittheilungen aus Véra's Commentar zu Hegel's Naturphilosophie: die Theorie der Farbe (S. 47—107); 6) Einige Bedenken gegen Hegel und Véra (S. 107—129); 7) Die systematische Organisation der Naturwissenschaften in Rücksicht auf Hegel's Naturphilosophie (S. 129—180).

Wie einseitig Véra die wissenschaftlich tüchtigsten Gegner Hegel's behandelt, geht aus seinem Urtheile über Trendelenburg's logische Untersuchungen hervor. Er sagt von ihnen S. 7, sie seien »eine monströse Entstellung (sic.) der Hegel'schen Dialektik, welche den gänzlichen Mangel an speculativer Kraft zur Durchdringung philosophischer Probleme verriethen« (!) Wenn Rosenkranz S. 9 den Satz aufstellt: »Der Begriff der logischen Idee ist der Inbegriff aller Bestimmungen, welche dem von der Natur wie vom Geist abstrahirenden reinen Denken angehören,« so dürfte man wohl fragen, was denn übrig bleibt, wenn das Denken von allem, was zur Natur und zum Geiste gehört, abstrahirt. Da müsste ja das Denken zuletzt auch von sich selbst abstrahiren; denn es wird wohl Niemand behaupten, dass das Denken nicht zum Geiste und nicht mit dem Geiste zur Natur gehört. Von Véra selbst heisst es S. 5: »Véra ist ein philosophischer Kopf, der sich durch ein sehr umfassendes Studium der Geschichte der Philosophie und der exacten Wissenschaften für die Lösung seiner schweren Aufgabe vorbereitet hat, Hegel den romanischen Völkern zugänglich zu machen. Er ist zugleich ein sehr didaktischer Kopf, der jeden Schritt der Erkenntniss mit Umsicht einleitet, jedes Missverständniss mit Sorgfalt abwehrt, aber auch mit gebieterischem Nachdruck fordert, dass, was gedacht werden soll, wirklich gedacht werde. Vor Allem aber ist er ein systematischer Geist, der die Wissenschaft beständig in ihrer Totalität vor Augen hat« u. s. w. Rosenkranz stellt die französische Uebersetzung

Digitized by Google

Hegel's von Véra so hoch, dass er S. 8 sagt: »Es klingt vielleicht sonderbar, allein es ist buchstäblich wahr, dass Hegel's Gedanken in dem französischen Ausdruck oft an Deutlichkeit gewonnen haben, was sie an Originalität der deutschen Sprachwendungen einbüssen mussten. Die französische Sprache zwingt unerbittlich zur logischen Ordnung des Satzes. Der Verstand kann sich im Französischen nicht verleugnen, auch wenn er es möchte.« Ja er fügt sogar Seite 9 bei: »Wer jetzt noch klagen sollte, dass er Hegel in der deutschen Sprache nicht zu verstehen vermöge, dem kann man nunmehr Véra's Uebersetzung empfehlen. Diese muss er verstehen, versteht sich, wenn er den zu philosophischer Erkenntniss überhaupt nöthigen Verstand mitbringt.« Was soll man von der Sprache eines Philosophen halten, den man, um ihn zu verstehen, in Uebersetzungen lesen muss? Wir unseres Theils glauben, dass man das, was sich deutsch nicht verstehen lässt, unmöglich einem deutschen Philosophen in französischer Sprache deutlich machen kann. Schwerlich werden die Naturforscher mit Véra's Behauptung in seiner Einleitung zur Hegel'schen Naturphilosophie einverstanden sein, dass Humboldt's Kosmos weder die Wissenden noch die Unwissenden befriedige (!), ungeachtet er »so viel von sich reden gemacht habe« (sic), »die Wissenden nicht, denn sie bedürfen seiner nicht; die Nichtwissenden nicht, denn für sie fehle es darin an gründlicher Belehrung« (S. 35). Rosenkranz stimmt Véra bei, wenn er den Deutschen den Vorwurf macht, dass sie Humboldt's Kosmos zu einseitig angestaunt und das Recht der speculativen Naturwissenschaft gegen das diplomatisch vornehme Zurückweisen derselben durch Humboldt nicht kräftig genug vertheidigt hätten.«

Er gibt von S. 47 an Proben aus Véra's Commentar zu dessen französischer Uebersetzung der Hegel'schen Naturphilosophie. Sie beziehen sich auf Véra's Ansichten vom Lichte und den Farben (S. 50), insbesondere von der Lichtbrechung (S. 58), von der Doppelbrechung (S. 66), von dem Farbenprisma (S. 76), von der Breswter'schen Farbentheorie (S. 78), von der Newton'schen Theorie des Spectrums (S. 80); sie betreffen ferner die eigene Ansicht (S. 82) und die Kritik »der heutigen Theorie des Lichtes und der Farben« (S. 90). Alle jetzt geltenden und auf mathematischer Grundlage aufgebauten Lichttheorieen der Naturforscher der Gegenwart werden verworfen, als Phantasieen hingestellt und der jetzt geltenden Lichttheorie gegenüber die Göthe'sche Farbentheorie geltend gemacht. Auch hier wird ein Versuch gemacht, dialektisch und apriorisch dasjenige zu gewinnen, was man in der Naturwissenschaft mathematisch begründet hat. Man will die Lehre Hegel's von der Erde als dem Mittelpunkt des Universums, seine astronomischen Theorieen, die sich längst als unwahr herausgestellt haben, seine Lehre vom Lichte und den Farben und vieles Andere gegenüber den naturwissenschaftlichen Thatsachen philoso-

Digitized by Google

phisch gegen die naturwissenschaftlichen Forschungen der Astronomie, Chemie und Physik vertheidigen. Man sieht hier, zu welchen Verirrungen man durch ein aprioriosches Systematisiren und durch eine dialektische Entwicklung ohne den Ausgangspunkt der Empirie gelangt. Berühmte Forscher der Vergangenheit und Gegenwart, welche, frei von speculativen Einflüssen, auf Experiment und Beobachtung, ihre Untersuchungen stützen, werden als unphilosophische Köpfe bekämpft und ihre Lehren als unerwiesene Hypothesen hingestellt. Selbst Rosenkranz, so sehr er Hegel und dem hegelianisirenden Véra beistimmt, hat doch gegen einzelne dieser naturphilosophischen Anschauungen des italienischen Philosophen Bedenken (S. 115) und sucht Hegel's unvollendete Natursystematik zu ergänzen. Die Bedenken beziehen sich natürlich nicht auf die Hegel'sche Grundanschauung der Natur, sondern lediglich auf einzelne, mit den Forschungen der Naturwissenschaft in offenbarem Widerspruche stehende Behauptungen. Eine Reihe solcher aprioriscber Naturconstructionen hat die spätere exacte Wissenschaft umgestossen. Wird es nicht auch den anderen so gehen? Hat ja doch Hegel selbst die Natur einen bacchantischen Gott genannt und dieser lässt sich nicht in den Panzer einiger Detailkategorieen schlagen. Der Weg einer Philosophie der Natur muss eine empirische Grundlage haben und diese wird nur durch Beobachtung, und Versuch gewonnen. Nicht vom Allgemeinen, sondern vom Einzelnen müssen wir beginnen, nicht von einer aprioriscben Ursache (Sein — Nichtsein — Werden) müssen wir ausgehen, nicht vom Grunde zur Folge heruntersteigen, sondern umgekehrt in der Erscheinung das Gesetz, im Einzelnen das Allgemeine, in der Wirkung die Ursache aufsuchen. Sonst geht es uns, wie es einst Hegel ging, als er in seiner Dissertation de planetarum orbitis (1801) sich für die Ansicht einer Nichtexistenz von Mittelplaneten zwischen Mars und Jupiter aussprach, während bald darauf die Astronomie den Anfang zur Entdeckung der Mittelplaneten zwischen dem letzten inneren Planeten Mars und dem ersten äusseren, Jupiter, machte. Die Einbildungskraft hat ein grösseres Gebiet, als die Erfahrung, und nicht jene, sondern diese muss den Stoff der Naturphilosophie liefern. War etwas für die Naturwissenschaft oder für die Philosophie gewonnen, wenn Oken die Vateridee mit Zero, die Sohnesidee mit Plus, die Geistesidee mit Minus verglich, oder, wenn er in seinem Lehrbuche der Naturphilosophie ausrief: »Welche Majestät, welche Ueberlegung, welcher Ernst, welche Scheu und welch festes Vertrauen in einer kriechenden Schnecke; wahrlich sie ist ein erhabenes Symbol des tief im Innern schlummernden Geistes,« wenn Steffens die Nase oder Schnauze ein »Symbol des tief ins Unendliche hineinragenden Geistes« nannte, wenn er vom Diamanten behauptete, er sei »ein zum Bewusstsein gekommener Quarz,« oder Hegel ihn als den »Erst-

Digitized by Google

geborenen der Schwere und des Lichtes,« oder J. J. Wagner das Metall als einen »unentwickelten Organismus« pries?

Véra unterscheidet in der in der vorliegenden Schrift auszugsweise mitgetheilten Einleitung in der Naturphilosophie drei Methoden der Naturwissenschaft, die empirische, die mathematische und die speculative (S. 44—46). Die empirische Methode geht von der Wahrnehmung und Beobachtung der gegebenen Thatsachen aus, von ihnen durch Induction und Analogie Schlüsse zu machen, welche das Allgemeine, das Gesetz enthalten sollen. Da ihre Schlüsse nur den approximativen Werth der Wahrscheinlichkeit haben, wird sie durch die mathematische ergänzt, welche von den Naturerscheinungen das Moment der Quantität unter der Form der Zahl ergreift. Indem sie von der Qualität abstrahirt, soll sie darum »nicht weniger ungenügend« sein; denn in »dem Calcul ist der Stoff, an welchem er sich erprobt, gleichgültig.« »In dem arithmethischen Elemente, lesen wir S. 45, liegt eine ihm inwohnende Gesetzmässigkeit der positiven und der negativen Grösse, des Ganzen und seiner Theile, der arithmetischen und der geometrischen Progression, der Wurzel und der Potenz, der Gleichung und ihrer verschiedenen Grade, diese Gesetzmässigkeit will nun ihren Verlauf haben. Sie tritt dem empirisch a posteriori aufgefundenen Stoffe als ein apriorisches Princip gegenüber, combinirt sich mit ihm, bleibt aber von ihm abhängig und ist insofern hauptsächlich nur als ein secundäres Correctiv brauchbar. Sind die Messungen, auf welche der Calcul sich stützt, falsch, so müssen die Resultate, zu denen er gelangt, natürlich auch falsch sein. Wie schwankend, ja wie widerspruchvoll sind aber nicht die Angaben über den Thatbestand in der Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie gerade in den hervorragenden Forschern«. So wendet sich Véra der speculativen Methode zu, welche »dem Begriffe der Vernunft und ihrer Dialektik folgt«. Muss aber diese Vernunft nicht, wenn sie Gewissheit erlangen soll, den Calcul der Mathematik und diese in Dingen der Natur den Stoff der Erfahrung voraussetzen? Dasjenige aber, welches man voraussetzen muss, wenn man zu einer gewissen Erkenntniss kommen will, ist das Primäre. So hängt die so genannte Speculation von der Mathematik und diese mit ihrem Calcul über Naturerscheinungen von diesen durch die Erfahrung gebotenen Gegenständen ab. Die Speculation geht darum im Gebiete der Natur in das Vage ohne Mathematik und Erfahrung. Nicht die Speculation, sondern umgekehrt die Erfahrung und die das Gesetz begründende Mathematik ist das Correctiv dessen, was die so genannte speculative Methode der Naturwissenschaft gewinnen soll.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

O Znaczeniu Prawa Rzymskiego i Rzymsko-Byzantynskiego u Narodów Slowianskich. W dodatku Excerpta Serbskie z Praw Rzymsko-Byzantynskich. Wylozyl, objasnil i wydal R. Hube. Warszawa, 1868.

(R. Hube: Ueber die Bedeutung des römischen und römisch-byzantinischen Rechtes bei den slavischen Völkern und die serbischen Excerpte aus dem römisch-byzantinischen Rechte. Warschau. 1868. in 8. 89 Seiten.)

Herr Senator R. Hube zu Warschau, welcher sich schon mehrfach Verdienste um die Rechtsgeschichte erworben hat*), macht in dieser kleinen, in polnischer Sprache verfassten Schrift seiner Angabe nach, den ersten Versuch, den Einfluss des römischen Rechts auf die Gesetzgebung sämmtlicher slavischen Völker in einem Bilde darzustellen. Wir wollen für den deutschen Leser den Inhalt dieser Schrift kurz zusammenstellen, die Kritik einer vielleicht späteren Zeit vorbehaltend.

Die Theilung des römischen Reiches, sagt Hr. Hube, war eine nothwendige Folge der Verschiedenheit der Cultur, welche in dem westlichen Theile viel höher als in dem östlichen stand. Die justinianeischen Gesetze, als Ausfluss dieser höheren Entwickelung, passten bloss für die höheren Classen der Gesellschaft und konnten nicht verschiedene dem Ostreiche angehörige, halb rohe Völker befriedigen. Die Gesetzgebung musste demnach einen mehr localen Charakter annehmen und wird zu dieser Zeit richtiger byzantinisches, nicht römisches Recht genannt. Hauptsächlich sind in dieser Richtung hervorzuheben die in der Ekloge von Kaiser Leo von Isaurien und Konstantin Kopronim (740) gemachten Bestrebungen, das Strafrecht, das Obligationsrecht und andere Bestimmungen über die gewöhnlichen Verhältnisse des täglichen Lebens mehr den Bedürfnissen dieser verschiedenen Völker anzupassen. In der Einleitung zur Ekloge ist auf diesen Zweck des Gesetzes die besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Die Kaiser sprechen sich dahin aus, dass bisherige aus vielen Büchern zusammengesetzte Gesetze nicht bloss schwierig zu verstehen, sondern auch denjenigen, welche weit entfernt von der Hauptstadt leben, vollständig unbekannt sind und dass dieser Umstand sie zur neuen Bearbeitung der Gesetze bewogen habe.**) In der That ist die Ekloge ein kurzes aus 18 Titeln bestehendes Gesetz und regelt die gewöhnlichsten Verhältnisse des täglichen Lebens. Alle subtilen Fragen, welche eine so grosse Rolle im classischen und noch im justinianeischen Rechte gespielt haben, sind ihr ganz fremd geblieben.

*) R. Hube: Histoire de la formation de la loi Bourguignone etc. Paris 1867; — Prawo Burgundiskio, historge etc. Warszawa 1865; — La Loi Salique, d'après un manuscript de la bibliothèque centrale de Varsovie. 1867.

**) Vgl. lateinische Uebersetzung der Einleitung zur Ekloge, von Lennclavius in Juris Graeco-Romani. Tomi duo Francofurti. 1596. II. p. 80.

Digitized by Google

Offenbar sinkt die Gesetzgebung und nähert sich der niederen Cultur der Völker, für welche sie bestimmt war.

Dasselbe zeigt sich auch in vielen gleichzeitigen Denkmälern des byzantinischen Rechtes, welche die abgekürzten Sammlungen der Land-, Meer- und Militär-Gesetze enthalten.

Zwischen den letzteren macht der Verfasser den Leser besonders auf die νόμοι γεωργικοὶ oder leges colonariae aufmerksam. Dieselben stellen sich als eine Art von Landrecht dar und enthalten die Rechte und Pflichten der freien und sclavischen Landbevölkerung, die Vorschriften über die Beschädigungen an Feldern und Zuchtthieren, nebst den Strafverordnungen, welche sich näher auf Ackerbau-Verhältnisse beziehen.

Herr Hube behauptet, die kühnen Neuerungen der Ekloge hätten eine starke Reaction hervorgerufen; dieser Ursache schreibt er die Herausgabe einer neuen Gesetzessammlung zu, welche von Kaiser Basil dem I. (870) mehr als hundert Jahre später unter dem Titel Prochiron erschienen ist. In §. 2 des Prochiron's soll diese Aufgabe des Gesetzes ausgesprochen sein. Darnach sollte man sich zu den alten guten Gesetzen, deren Stelle die Ekloge eingenommen habe, zurückwenden. Jedoch behält das Prochiron die in der Ekloge angenommene Ordnung bei und vom 21. Paragraphen an reproducirt es meistentheils ihre Vorschriften.

Ausser diesen Gesetzessammlungen, welche besonders wichtig für den Forscher der slavischen Gesetzgebung sind, müssen noch die im Orient zusammengestellten canonischen Gesetzsammlungen einer näheren Prüfung unterzogen werden. Das charakteristische Merkmal dieser Sammlungen besteht in der Mischung der kirchlichen Verordnungen mit einer ganzen Reihe von Civilgesetzen.

Die erste Sammlung ist die von Johann Scholasticus. Sie ist in 50 Titel eingetheilt, noch bei Lebzeiten Justinians's zu Stande gebracht und nach seinem Tode von demselben Verfasser mit verschiedenen Vorschriften aus den Novellen vervollständigt.

Die zweite Sammlung vom bekannten konstantinopolitanischen Patriarchen Photius, unter dem Titel Nomo-canon verfertigt, enthält ausser den kirchlichen Verordnungen noch manche Auszüge aus Digesten, Codex und Novellen.

Die dritte und grösste Sammlung, unter dem Namen Syntagma bekannt, ist im Jahr 1335 von Mateus Wlastares herausgegeben und enthält wieder eine ganze Reihe von Civilgesetzen.

Dies sind die Hauptquellen des byzantinischen Rechts, welche auf die slavischen Völker eingewirkt haben, wie dies im Weiteren näher nachgewiesen werden soll.

Der Verfasser sollte hier aber noch eine sehr wichtige Bemerkung hinzufügen, dass nämlich die byzantinischen Quellen bloss auf diejenigen slavischen Völker eingewirkt haben, welche nähere Beziehungen mit Konstantinopel gehabt und davon auch ihre Re-

Digitized by Google

ligion empfangen haben, also allein auf die östlichen und südlichen slavischen Völker. Die anderen Nationen desselben Stammes nähern sich mehr der westlichen Civilisation, sind viel freisinniger und höher entwickelt, auch der Einfluss des römischen Rechtes auf ihre Legislation ist weniger wahrnehmbar und allerdings bringen sie nicht das reine r. R. zur Anwendung, sondern das r. R. wie es im Mittelalter von den italienischen oder deutschen Juristen ausgebildet war. Herr Hube führt nun eine Reihe slavischer Länder vor, und sucht zu zeigen, welche Spuren eines Einflusses des römischen Rechtes sich in denselben bemerklich machen.

I. Bulgarien. — Was Bulgarien anbelangt, so fehlen fast gänzlich die Denkmäler der bulgarischen Cultur, und der Verfasser stellt nun allein Vermuthungen über die Rolle auf, welche das römische Recht bei diesem Volke gespielt haben möge. Er behauptet, dass es keinem Zweifel unterworfen werden solle, dass die an der Donau angesiedelten slavischen Völker, unter dem Schutze des allgemeinen das ganze Reich umfassenden Rechts stehen mussten. Da die Bevölkerung dieser Länder sich besonders dem Ackerbau widmete, so galten freilich unter diesen slavischen Völkern alle die Vorschriften über Landbau, welche so oft in der byzantinischen Jurisprudenz eine besondere Würdigung gefunden haben. Der Verfasser bekräftigt diese seine Behauptung mit einer anderen Hypothese, dass das Bedürfniss, die Rechtsverhältnisse dieser Bevölkerung zu ordnen, einen Anstoss für den Gesetzgeber zur Verfertigung der Landgesetze gegeben habe. Der Verfasser vermuthet ferner, dass nach der Trennung Bulgarien's vom byzantinischen Reiche, das byzantinische Recht nicht mehr als geltendes Gesetz, aber doch als Tradition bei den Slaven geblieben sei. Er stützt diese Vermuthung auf einen Nomocanon der bulgarischen Kirche. Unter den uralten Handschriften der slavischen Nomocanonen nimmt die bedeutendste Stelle eine im Rumiantzow'schen Museum zu Moskau aufbewahrte, vom russischen Philologen Wostokow beschriebene, die Gesetze der bulgarischen Kirche enthaltende Handschrift ein. Dieselbe ist nach der Meinung von Wostokow die im XIII. Jahrhundert verfertigte Abschrift eines noch viel älteren bulgarischen Textes. Da aber die Tradition die Uebersetzung von Nomocanonen dem heiligen Methodius zuschreibt, so glaubt der Verfasser die Verfertigung des Originals in's IX. Jahrhundert versetzen zu dürfen, und zwar um so mehr, als zu derselben Zeit in Bulgarien der grösste seiner Fürsten, der geistreiche Symeon regierte. In dieser Sammlung finden wir ausser der Canonen-Sammlung des Johann Scholasticus, noch eine Sammlung von Civilgesetzen unter dem Titel: Zakon sudnij (Gesetz für die Gerichte). In der russischen Kormcza*) führt diese Sammlung

*) Dies sind Nomocanonen der russischen Kirche, von welchen unten die Rede sein wird.

Digitized by Google

den Titel: Zakon Sudnij Cara Konstantina. Der Zusatz des Namens des Kaisers Konstantin beweist, nach dem Verfasser, den Ursprung dieses Gesetzes gar nicht, da er nur vom Abschreiber aus dem Grunde zugefügt war, weil in dem 1. Artikel des Gesetzes der Name des Kaisers Konstantin erwähnt ist.

Dass aber wirklich „Zakon Sudnij" zuerst für Bulgarien bestimmt war, davon kann man sich aus dem Gebrauche verschiedener technischer Namen überzeugen: sie gehören sämmtlich den südlichen slavischen Sprachen an. Die Zeit der Ausarbeitung dieser Gesetzessammlung fällt wahrscheinlich in's IX. Jahrhundert. Wir sehen in der That, dass sie in manchen Abschriften aus dem XIII. und XV. Jahrhundert vor der Canonen-Sammlung des Photius steht, was allerdings für ihr früheres Entstehen spricht. In der russischen „Kormcza" enthält unser Gesetz 32 Paragraphen, meistens Strafvorschriften. Es lässt sich nicht leugnen, dass ein solches Gesetz, sehr wohl die Verhältnisse des halbbarbarischen Volkes ordnen konnte: wir sehen ähnlicherweise, dass die ersten germanischen Gesetze und die „russische Wahrheit" fast ausschliesslich strafrechtliche Vorschriften enthalten. Der Verfasser ist der Ansicht, dieser „Zakon Sudnij" sei die Umarbeitung des Titels der Ekloge: über die Strafen. Zweifelsohne sind 23 §§ dieser Sammlung entnommen. Die anderen sind entweder den kaiserlichen Verordnungen oder alt-römischen Gesetzen, oder auch den Ansichten der kirchlichen Väter nachgebildet worden. Obgleich alles, was zum Beweise des Einflusses des römischen Rechtes auf die bulgarischen Gesetze gesagt war, nur und allein auf Hypothesen beruht, so kommt doch der Verfasser zum Schlusse, dass das römische Recht die Hauptquelle für die bulgarischen Gesetze gewesen war, und hofft, dass die nähere Kenntniss der bulgarischen Nomocanonen den Gegenstand in diesem Sinne beleuchten wird.

II. Serbien. — „Bei der Erörterung der serbischen Gesetzgebung verlassen wir das Gebiet der Hypothesen, indem wir mit historisch-unzweifelhaften Thatsachen zu thun haben werden." Mit diesen Worten beginnt der Verfasser sein Capitel über Serbien, indem er den am Ende seiner Schrift zugefügten serbischen Excerpten die Bedeutung des vollständigen Beweises des unmittelbaren Einflusses des römisch-byzantinischen Rechtes auf die serbische Gesetzgebung zuschreiben zu dürfen glaubt.

Bis jetzt war uns, aus den zahlreichen serbischen Diplomen, allein eine serbische Gesetzessammlung unter dem Titel: „Zakonnik Cara Duschana" (Gesetzbuch des König Duschan) bekannt. Diese beschäftigt sich aber ausschliesslich mit der Verfassung des serbischen Reiches. Die serbischen privatrechtlichen Vorschriften, welche bis jetzt unbekannt geblieben sind, können erst aus den vom Verfasser veröffentlichten Excerpten erkannt werden.

Dieselben führen den Titel: „des frommen und in Christ

Digitized by Google

geliebten Kaisers Justinian Gesetz über die Vermächtnisse".

Der Verfasser erzählt uns, dass er während seines Aufenthaltes in Wien die Kataloge der Schafarzyk'schen Bibliothek durchsah, wobei seine Aufmerksamkeit auf die eben angeführte ihm unbekannte Quelle der serbischen Gesetze hingelenkt worden sei. Durch Gefälligkeit des Ministerialraths Joseph Jireczka und des Prager Bibliothekars Anton Wrtatko hat er eine genaue Abschrift dieser Excerpten bekommen. Die ursprüngliche Handschrift gehörte ehemals dem Kloster zu Chodosch und befindet sich jetzt in der Bibliothek des tschechischen Museums zu Prag. Die Handschrift ist nach Schafarzyk*) vom Jahr 1390. Da aber der Zakonnik selbst zwischen den Jahren 1349—1354 ausgearbeitet war, so ist wahrscheinlich, dass unsere Excerpten gleichzeitig mit dem Zakonnik entstanden und den Zweck hatten, die Civilverhältnisse der Personen in Serbien zu reguliren. Dem Titel nach könnte man glauben, dass das Gesetz der justinianeischen Gesetzgebung entnommen worden sei. Wirklich ist dies der Fall insoweit, als die meisten seiner Vorschriften den Gesetzen des Kaisers Justinian nachgebildet sind. Demnach sind dies nicht rein justinianeische Vorschriften, vielmehr eine Verarbeitung der justinianeischen und späteren byzantinischen Quellen, nach dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen des Volkes, für welche sie bestimmt waren. Der freilich unpassende Titel verdankt wahrscheinlich seine Entstehung dem Gesetzgeber selbst, welcher den populären Namen Kaiser Justinian's benützt hat, um seinem Gesetz eine leichtere Anerkennung zu verschaffen, wie dies im Orient üblich gewesen war.

Bei näherer Betrachtung sehen wir vor allem, dass die Vorschriften des §. 28 über den Kirchen-Diebstahl und des §. 31 über das Recht der kinderlosen Wittwe zur Erbschaft ihres verstorbenen Ehemannes grade dasselbe verordnen, was in der Ekloge XVII. 15 und II. 4 vorgeschrieben ist.

Aus den Landgesetzen (leges colonariae) sind die Vorschriften der §§. 13—25 entnommen. Sie sind vom Verfasser mit dem griechischen Texte der Leges colonariae nach der Ausgabe von Leunclavius und zwar mit den §§. 17, 29, 30, 31, 7, 10, 9, 12, 15, 26, 28, 18 und 8 verglichen und meistens als eine wenig veränderte Reproduction gefunden.

Die Novelle von Konstantin Porfirogeneta aus dem Jahr 922 hat zur Grundlage der Verordnung des §. 11 gedient. In diesem §. 11 heisst es, dass derjenige, welcher sein Haus, Grundstück, Weinberg oder seine Mühle verkaufen will, seine Nächsten und andere Gemeindebürger (obszcznik) darüber benachrichtigen soll und die Sache erst dann verkaufen kann, wenn diese Personen sie nicht kaufen wollen. Im Falle der Unterlassung dieser Benach-

*) Schafarzyk. Serbische Lesekörner. Pesth 1833.

Digitized by Google

richtigung steht den erwähnten Personen während 10 Jahren das Recht der Wiedereinlösung der verkauften Immobilie zu. Gerade dasselbe verordnet auch die kaiserliche Novelle.

Die anderen §§. sind der Justinianeischen Gesetzgebung nachgebildet.*)

Nach dem Gesagten zeigt sich, dass es eine Zeit gab, wo in Serbien das justinianeische Recht gegolten hat und wo die Ekloge wie die Leges colonariae die Grundlage der Gesetzgebung dieser Länder bildeten. Darnach glaubt Herr Hube zum Ergebnisse kommen zu dürfen, dass die römisch-byzantinischen Gesetze und besonders die Ekloge auch nach der Auflösung des staatlichen Bandes mit Konstantinopel Einfluss auf die Gesetzgebung slavischer Völker gehabt haben.

Einige andere linguistische Beweise des Verfassers sind für unsere Darstellung zu weit gehend, wir müssen sie hier übergehen.

Wie man sieht, ist das vom Verfasser veröffentlichte Gesetz keineswegs vollständig, dies rechtfertigt den Titel Excerpte, welchen er ihm gegeben hat. Herr Hube betrachtet diese Excerpte als ein Stück einer viel umfassenderen Gesetzessammlung.

III. Montenegro. — Das montenegrinische Land folgte lange Zeit den Geschicken des serbischen Staates und wahrscheinlich war es denselben Einflüssen der römisch-byzantinischen Gesetzgebung unterworfen. Nach der Trennung von Serbien in einen nie aufhörenden Krieg mit den Türken verwickelt, ist es fast zur vollständigen Barbarei heruntergesunken. In der Weise zeigt es sich in seiner ersten Gesetzessammlung, dem Sudiebnik (Gerichtsbuch) des Metropoliten Peter des I. Dessen ungeachtet ist der art. 15 dieses Gesetzes, gerade so wie der §. 11 unserer serbischen Excerpten, der Novelle des Kaisers Konstantin Porfirogeneta nachgebildet. Darnach soll derjenige, welcher sein Haus, oder sein Erbgut, oder seinen Weinberg, oder seinen Wald, oder irgend eine andere Immobilie zu verkaufen wünscht, das Gut zuerst seinen Nächsten und wenn diese nicht willig seien das angebotene zu kaufen, seinen Nachbarn zum Verkauf anbieten.

Ausser diesem art. 15 des Sudiebnik haben noch andere in den letzten Zeiten herausgegebene Manuscripte einige Vorschriften des römischen Rechts behalten, welche sich auf das Eherecht beziehen.

IV. Russland. — Russland, dem letzten Sprachukase gemäss vom Verfasser Ruthenien genannt, hat die meisten Denkmäler der

*) Es haben besonders bei der Verfertigung: des §. 2 über die Ungültigkeit des Vermächtnisses für den Testamentsschreiber (jedoch ohne Strafe); des §. 8 über die Laesio enormis; des §. 9 über die Ungültigkeit der Veräusserung einer Dotal-Sache; des §. 12 über die Ungültigkeit der Veräusserung, welche ein Minderjähriger vornimmt; und des §. 32 über die Ungültigkeit des Vertrages unter den Ehegatten, wonach der Mann die Dos nach dem Tode seiner Frau behalten solle, die Justinianeischen Gesetze als Vorbild gedient. (Kl.)

Digitized by Google

römisch-byzantinischen Jurisprudenz in den Nomocanonen seiner Kirche oder in den s. g. Kormtschen Büchern aufbewahrt. Es sind dies folgende:

1. Die Justinianeische Novellen-Sammlung bearbeitet von Johann Scholasticus, welche das XLII. Capitel des gedruckten Kormtschen-Buches bildet.

2. Novellen von Kaiser Alexis Komnen. XLIII. Cap. der Kormtscha.

3. 13 ausgewählte Capitel aus verschiedenen Novellen des Kaisers Justinian. Es sind dies dieselben, die gewöhnlich dem Nomocanon des Phocius beigefügt waren. Sie bilden in der russischen Kormtscha ein besonderes XLIV. Capitel.

4. Sudny Zakon, welchen wir schon früher bei Bulgarien kennen gelernt haben und welcher in der Kormtscha das XLVI. Capitel bildet.

5. Prochiron des Kaisers Basyl unter dem Namen Gradzki Zakon (städtisches Gesetz). In der Kormtscha XLVIII. Cap.

6. Ekloge, welche das XLIX. Cap. der Kormtscha bildet.

Diese byzantinischen Gesetze sind in die Kormtscha aus Bulgarien zusammen mit der Religion übergegangen, was vollständig durch die Schriften des Kiewschen Metropoliten Eugenius und die Arbeiten von Rosenkampf, Kopitar und Biener*) bewiesen ist.

Die Arbeiten dieser Schriftsteller zeigen uns, dass die Reproduction der byzantinischen Gesetze den Zweck gehabt hatte, den weit in Russland ausgedehnten kirchlichen Gerichten bei Beurtheilung der ihnen angewiesenen Rechtsstreitigkeiten als bindende Norm zu dienen. Die Competenz der kirchlichen Gerichte in Russland erstreckte sich nicht blos auf die kirchlichen Sachen, sie dehnte sich vielmehr auf eine sehr umfassende Auswahl von Civil-Fällen aus. Es gehörten nämlich zur Competenz der kirchlichen Gerichte: die Sachen ihrer Leibeigenen, alle Sachen aus Testamenten und alle Erbschaftssachen sowohl, wie alle Vermögensstreitigkeiten unter den Ehegatten, endlich die Streitigkeiten aus der Vormundschaft. Darüber finden wir in der angef. Schrift von Kolatschew einen ausführlichen Bericht vom Patriarchen Adrian aus dem Jahre 1700.

Das byzantinische Recht hatte jedoch einen noch viel grösseren Einfluss auf die Legislation des russischen Reiches, besonders im Strafrechte bekommen. Die Schrift von Kolatschew (die Ergebnisse der Forschungen über die Russische Wahrheit, Moskau 1846)

*) Rosenkampf. Historische Ueberschauung des Kormtschen Buches (russisch) zuerst 1829 erschienen. — Kopitar in den Wiener Jahrbüchern der Literatur B. XXIII; vgl. auch Kolatschew (russisch) über die Bedeutung der Kormtscha. Moskau. 1850. — Newolin. Ueber die Sammlung der griechischen und russischen Kirchen-Gesetze (russisch) in der vollständigen Sammlung seiner Schriften B. VI.

Digitized by Google

hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass viele Bestimmungen dieses alten Vladimirischen Gesetzes s. g. Russka Prawda (russische Wahrheit, — XI. Jahrhundert) byzantinischen Ursprungs seien. Da aber dieser Gegenstand noch einer näheren Prüfung bedarf, so wenden wir uns zum wichtigsten Denkmale der russischen Gesetzgebung, zum Ulozenie (Gesetzessammlung) des Zaren Michael Aleksiejewitsch. Aus den Civil-Vorschriften dieser Gesetzessammlung sind zweifelsohne die Bestimmungen über Hausmiethe und daraus folgende Verbindlichkeiten wegen Beschädigung durch Feuer (Th. X. art. 227); über die Verantwortlichkeit der Handwerker für die ihnen zur Bearbeitung gegebenen Stoffe (art. 272); über die Verantwortlichkeit für die geliehenen und durch die Mäuse beschädigten Kleidungsstücke (art. 273); über die Zusicherung der elterlichen Erbschaft für die Tauben und Stummen (Th. XVIII. art. 75) dem Prochiron entnommen. Die entsprechenden Vorschriften sind mit dem Prochiron im Zakon Gradzki Th. XVII. 9. 10. u. Th. XXX. 13. zu vergleichen.

Zu den Strafverordnungen, welche dem Prochiron entnommen sind, gehören unter anderen: die Verordnungen über die beabsichtigten Verbrechen gegen den Fürsten des Landes (II. 1. 5. Pr. XXXIX. 10.); über Diebstähle von Waffen und Pferden durch die beim Regiment befindlichen Soldaten (VII. 28. 29. Pr. XXXIX. 53); über die Tödtung in Nothwehr (X. 206. Pr. XXXIX. 39); über den Raub des unbeweglichen Gutes oder Grenzstörungen (X. 233. Pr. XXXIX. 48.) über den Mord (XXI. 72. Pr. XXXIX. 39). Die Ekloge hat Veranlassung gegeben für die Verordnungen: über die Brandsteckung fremder Felder, auch über Stroh- und Grasverbrennung auf eigenem Felde (X. 224. Ecl. XVI. 29); über die Brandstiftung in Städten und die Anzündung einzelner Häuser (II. 4. Ecl. XVI.)

Es hat sich aber später der Mangel vieler nothwendigen Vorschriften in dem Ulozenie erwiesen, so wie auch dass die Strafen dem beabsichtigten Zwecke nicht entsprachen. Dies veranlasste den Zaren Alexis Michaelowitsch (im Jahr 1669) zum Erlass neuer Verordnungen über den Diebstahl, den Raub und die Tödtung. (Swod Zakonow, d. h. Gesetzsammlung, I. N. 440.) Der Gesetzgeber führt oft zur Begründung seiner neuen Gesetze das Prochiron an, wie in den Art. 79. 85. 88. 93. 105. 111. 123. Bei den Gerichten ist es aber Sitte geblieben, das Prochiron d. h. Zakon Gradski oder das XLVIII. Capitel der alten Kormtscha subsidiär als Gesetz anzuwenden. Auch die fürstlichen Verordnungen von den Jahren 1676, 1679, 1683, 1687, lassen die Strafsachen nach dem Ulozenie Zakon Gradzki d. h. Prochiron und späteren Verordnungen entscheiden.

Diese Uebermacht des byzantinischen Rechtes hatte erst Peter der Grosse mit dem Erlasse seiner neuen Criminalgesetze, die meistens der deutschen Gesetzgebung nachgebildet waren, überwun-

Digitized by Google

den. Den daraus folgenden Untergang des russisch-byzantinischen Rechtes schreibt H. Hube dem Mangel an wissenschaftlichen Arbeiten zu. Dieser Mangel musste die Entwickelung des römischen Rechts hemmen und hat, nachdem die neuen Petersgesetze in Anwendung gebracht waren, zum gänzlichen Verfall der römischen Jurisprudenz geführt.

V. Dalmatien und Croatien. — Wenn auch in den letzten Zeiten manche juristische Denkmäler des dreieinigen Königreiches von Croatien, Slavonien und Dalmatien veröffentlicht worden sind, so genügen sie doch nicht, um ein klares Bild über die stufenweise Entwickelung der Gesetzgebung dieser Länder zu geben.

Bekanntlich schwankten die politischen Schicksale der beiden Länder zwischen der Unabhängigkeit mit Nationalregierung und dem Angehörigsein zu Konstantinopel, den Ungarn und der venetianischen Republik. Besonders lässt sich dies von den dalmatischen Städten sagen, bis sie endlich unter venetianische und türkische Herrschaft fielen. Alle diese politischen Veränderungen haben sich in der Gesetzgebung ausgeprägt. Es zeigt sich dies am besten in den dalmatischen Städten, wo zusammen mit der italienischen Herrschaft die höhere Cultur und die westlich-römischen Rechtsansichten sich den Eingang zu verschaffen wussten. Dagegen haben die Landgemeinden ihre slavischen Rechtssitten noch lange Zeit beibehalten.

Die Statuta Jadertina (Salone-Spalatro), die Statuten der Stadt Dubrownik (Ragusa) und manche andere sind vollständig den italienischen städtischen Statuten nachgebildet. Das Nähere darüber überlassen wir den Forschern, welche die angeführten Statuten mit den Statuten der italienischen Städte vergleichen wollen.

VI. Böhmen. — Das tschechische Landrecht hat, des germanischen Einflusses ungeachtet, seinen nationalen Charakter bis zum Verlust der Unabhängigkeit und Selbstregierung aufrecht erhalten. Ganz anders jedoch gestalteten sich die Sachen in anderen rechtlichen Beziehungen, wo die germanischen Gesetze und das römische Recht die wichtige Stelle einnehmen. Die Geschichte hat uns die Namen derjenigen böhmischen Studirenden aufbewahrt, welche nach Bononia gegangen sind, um die römische Jurisprudenz zu studiren. Die sehr früh gestiftete Universität zu Prag hat die Kenntniss des römischen Rechts innerhalb des Landes verbreitet und es sind manche tüchtige, gut mit den römischen Grundsätzen vertraute Juristen aus dieser Schule hervorgegangen. Besonders die Regierungen von Wenceslaus dem II. und Karl dem IV. haben dazu beigetragen, den römischen Grundsätzen die möglichst grosse Ausdehnung in der Gesetzgebung zu sichern.

Zu diesem Zweck hatte Wenceslaus nach Prag einen italienischen Juristen Namens Goezius (de urbe Veteri) berufen und ihm die Codification der tschechischen Landgesetze aufgetragen. Der Adel

Digitized by Google

sah jedoch im Einflusse des römischen Rechts seine politische Freiheit und individuelle Selbständigkeit gefährdet und trat mit einer so starken Opposition hervor, dass der König sein Projekt fallen liess und so misslang der erste Versuch den römisch-rechtlichen Ansichten in Böhmen Geltung zu verschaffen.

Einen ähnlichen Versuch hat später Karl der IV. gemacht, jedoch auch dieser erfreute sich keines guten Erfolges. Der Land-Codex, welchen ein italienischer Jurist Bartolus de Saxoferrato*) unter dem Titel Majestas Carolina auf Verlangen dieses Fürsten ausgearbeitet haben soll, enthält ausser den nationalen Rechtsprincipien noch manche römisch-rechtliche Grundsätze und führt in den zwei Artikeln (XXIV und XLII) den bekannten Satz ein: „regalis auctoritas legibus soluta". Herr Hube neigt sich der Meinung zu, dass besonders diese Regel die höchste Opposition der tschechischen Stände hervorgerufen und zur Verwerfung des Gesetzes am meisten beigetragen habe.

Ganz anders gestalteten sich die Sachen seitdem die tschechische nationale Selbstregierung verloren gegangen war. Mit der Verstärkung der fürstlichen Gewalt schlichen sich die germanischen von den römischen ganz durchdrungenen Ansichten in die Gesetzgebung ein. Dies zeigt sich schon in der Reform der Landesordnung des Kaisers Ferdinand II. im Jahr 1627 und noch bedeutender in den Declaratorien und Novellen des Kaisers Ferdinand III. aus dem Jahr 1640. Der Kaiser beruft sich in den letzteren geradezu auf das gemeine Recht und lässt beim Mangel einer entsprechenden Vorschrift in der Landesordnung die Sachen nach dem städtischen Rechte entscheiden.

In derselben Weise hat das römische Recht auch in Mähren einen Einfluss auf die Landgesetze bekommen.

Diese Veränderungen in den Gesetzen haben in der tschechischen Literatur einen sehr lehrreichen Streit hervorgerufen. Es handelte sich um die Stellung des römischen Rechts oder des s. g. jus commune zum böhmischen Rechte. Christoph Kyblin, Professor an der Prager Universität hat einen Tractatus de differentiis juris communis et bohemici im Jahre 1663 herausgegeben und dort die 247 Hauptverschiedenheiten der beiden Gesetzgebungen hervorgehoben. Gegen ihn ist Proskowski, Assessor eines Appelationsgerichts zu Prag, im Moderamen differentiarum juris communis et bohemici (1664) aufgetreten. Dem Verfasser der letzteren Schrift schien die Zahl der Verschiedenheiten viel weniger bedeutend zu sein. Darauf ist noch eine Replik und Duplik erschienen.

Im Grunde genommen, haben die beiden streitenden Parteien Recht gehabt, denn der Professor Kyblin nahm das tschechische

*) Savigny, Geschichte des römischen Rechts VI. 151 bezweifelt die Richtigkeit der Annahme dass dieser Jurist mit der Codification in Böhmen beauftragt war.

Digitized by Google

Recht vor der Reform des Kaisers Ferdinand II. als Ausgangspunkt an, Proskowski dagegen die seitdem geltende Gesetzgebung, welche schon dem römischen Rechte viel näher stand.

Weit früher sind die römischen Ansichten in das tschechische Bergrecht und die Stadtrechte eingedrungen.

Noch Wenceslaus II. hat den oben erwähnten Juristen Goezius das Bergrecht für die Kutna Gora schreiben lassen und dem von ihm entworfenen Projekte im Jahre 1300 die gesetzliche Kraft verliehen. Die Sachverständigen loben dieses Gesetz nicht, in welchem die Vorliebe für die römischen Ansichten die speciellen Bergverhältnisse übersehen liess. Goezius theilte sein Gesetz in 4 Bücher nach dem Vorbilde der Institutionen und reproducirte im IV. Buch, welches dem Gericht und dem Process gewidmet ist, alle processualischen Grundsätze der damaligen italienischen Schule.

Nicht lange nachher, schon in der Mitte des XIV. Jahrhunderts, erschien in Brünn der s. g. liber sententiarum oder manipulus sive directorium juris. Es ist dies eine überarbeitete Sammlung von Urtheilen und Ansichten des städtischen Gerichtes zu Brünn. Diese Sammlung zeigt, welche grosse Rolle schon damals in der städtischen Gesetzgebung das römische Recht spielte. Ausser den zahlreichen Berufungen auf das römische Recht und manchmal gebrauchter Beweisführung der römisch-canonischen Lehre, enthält noch diese Sammlung ausführliche Zusätze über die Appellation §. 68, über die Depositen §. 181, über die Servituten §. 617, über das Erbrecht §. 623—627. Diese Zusätze sind, wie der gelehrte Rössler (in seiner Arbeit über die Stadtrechte in Brünn) sehr richtig bewiesen hat, meistens der Summa von Azon (Azo) und anderen ähnlichen Werken entnommen.

Eine systematische Bearbeitung der in dem liber sententiarum enthaltenen rechtlichen Grundsätze hat im XVI. Jahrhundert Briktius, Bürgermeister vom alten Prag unternommen. Dieselbe Arbeit hat etwas später Paul Koldin und zwar mit grösserem Erfolge vorgenommen, da sein System im Jahre 1579 die königliche Gesetzessanction erhalten hat.

Wir haben vorher gesehen, wie die Kaiser die böhmischen Landgesetze mit römischen Principien überfüllten. Daraus folgt, dass im XVI. Jahrhundert alle tschechischen Gesetze dem Einflusse des römischen Rechts unterlegen waren. Dazu hat nicht unbedeutend die Verbreitung der deutschen Colonien beigetragen.

VII. Schlesien. — So lange in Schlesien die Piasten regierten, lässt sich keine Spur des Einflusses des römischen Rechts auf die schlesischen Gesetze wahrnehmen. Freilich fangen schon seit dem XIII. Jahrhundert die deutschen Gesetze an, Geltung in Schlesien zu bekommen und allmälig werden alle städtischen und die Mehrzahl der Landgemeinden diesen Gesetzen unterworfen; es war aber noch damals das deutsche Recht im ersten Stadium seiner Entwickelung begriffen und selbst von römisch-rechtlichen Princi-

Digitized by Google

pien ganz rein geblieben. Herr Hube ist der Ansicht, dass, wenn es schon damals zur Codification der heimischen (polnischen) Gesetze gekommen wäre, so würden wahrscheinlich römische Grundsätze aufgenommen worden sein, da viele schlesischen Juristen in italienischen Schulen ausgebildet, und mit der römischen Jurisprudenz genug vertraut waren, um die Ideen dieser Gesetze in die Gesetzgebung ihres Landes herüberzutragen.

Was aber nicht auf diesem Wege zu Stande kam, gelang in anderer Weise.

Als zu den Zeiten der Regierung des Königs Johann von Böhmen das Breslauer Fürstenthum sein Landrecht in einem Codex niederschrieb (1356), hat es den Sachsen-Spiegel zum Muster genommen und modificirte das Original mit römischen Principien. Der Breslauer Professor Gaupp*) hat das Verdienst, diese Thatsache hervorgehoben und vollkommen bewiesen zu haben. Auch ein anderer deutscher Gelehrter, Stenzel**), hat in den Dokumenten derselben Epoche verschiedene auf das römische Recht sich beziehende Erwähnungen gefunden, welche für die Kenntniss des römischen Rechts und für seine praktische Anwendung in Schlesien einen sehr wichtigen Beweis liefern.

Später als das deutsche Recht vollständig die einheimischen slavischen Gesetze ausgeschlossen hatte, ist das „Kaiser-Recht" subsidiär zur Anwendung bei den Gerichten gebracht worden.

Ganz anders gestalteten sich die Sachen in Oberschlesien, wo das böhmische Landrecht eingeführt und damit das römische Recht ausgeschlossen war. Es ist dies ausdrücklich in der Landesordnung der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor aus dem Jahre 1562 und des Fürstenthums Teschen vom Jahre 1573 ausgesprochen. Das römische Recht fand hier auch keine subsidiäre Anwendung; man hatte vielmehr den Grundsatz aufgestellt, dass in Ermangelung einer entsprechenden Vorschrift das Landesgericht die Sache nach seinem Ermessen entscheiden müsse und die betreffende Entscheidung für ewige Zeiten bei diesem Gerichte aufbewahrt werden solle.

---

*) Gaupp, Das schlesische Landrecht oder eigentlich das Landrecht des Fürstenthums Breslau. Leipzig. 1828.

**) Stenzel, Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte in Schlesien. Hamburg. 1832.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hube: Ueber römisches Recht bei den Slaven.

(Schluss.)

VIII. Polen. — Die polnische Literatur weist zahlreiche Schriften auf, welche das Verhältniss des polnischen Rechtes zum römischen Rechte betreffen. Das älteste Buch, welches die Verschiedenheit der Ansichten beider Rechte einer näheren Prüfung unterzog, ist von einem Polen Drezner am Anfange des XVII. Jahrhunderts zu Paris veröffentlicht worden. Drezner, später Professor der Akademie zu Zamosc, schrieb diese Bemerkungen als Student in Paris nieder, unter dem Titel: Similium juris Poloni cum Romano centuria una, auctore Th. Dreznero Leopolitano. Parisiis 1602. Sein Werk zeigt Kenntniss des Gegenstandes, verfällt aber oft in naive allgemeine Betrachtungen ohne wirkliche Bedeutung.

In unserem Jahrhundert ist die Zahl der Schriften, die sich speciell mit dieser Frage beschäftigen, sehr stark angewachsen. Abgesehen von den Lehrbüchern des polnischen Rechtes, sind noch viele wichtige specielle Arbeiten in dieser Beziehung erschienen, wie: Czacki, ob das römische Recht die Grundlage des litthauischen und polnischen Rechtes sei. Wilno. 1809. Drs. über das litthauische und polnische Recht, dessen Geist und Quellen. Warschau. 1801 (beide polnisch). Potocki, Bemerkungen über diese Schriften. Ossolinski, über das römische Recht in Polen bis zum XV. Jahrhundert. Mickiewicz, über den Einfluss des römischen Rechts auf die Gesetzgebung Polens und Litthauens; Maciejowski, Historia juris Romani, Varsaviae. 1825. Janowski, Investigentur omnes sententiae et loci juris romani quotquot in Cadlubcone occurunt et indicentur fontes eorum Varsaviae. 1827. und die Schriften von Morze, Helcel, Maciejowski, Lelewel u. a. m.

Es lässt sich nachweisen, wie die Kenntniss des römischen Rechts gleichzeitig mit seiner Wiedergeburt in Italien auch in Polen verbreitet war. Schon bei Martinus Gallus (Chronik aus dem XI. Jahrhundert) finden wir Berufungen auf das römische Recht, besonders aber ist die Chronik von Wincentius Kadlubek mit Citaten aus den römischen Rechtsquellen überfüllt. Dasselbe bemerkt man in der Chronik von Dlugosz. Bandtke*) führt ein Diplom aus Dlugosz vom Jahre 1086 an, in welchem eine Stelle offen-

*) Geschichte des polnischen Rechtes (polnisch) I. 309.

Digitized by Google

bar dem justinianeischen Codex (l. 18. C. XI. 47) nachgeahmt ist. Manche aus dem XIII. Jahrhundert stammende Diplome führen die Namen verschiedener Personen an, mit dem Zusatz, dass solche den Magistern einer der italienischen Schulen angehören. Die Geschichtsschreiber der Universitäten zu Padua und Bononia führen in dieser Epoche manche Namen von polnischen Studirenden auf, welche auch die Rector-Würde begleiteten.*) Alles vorhergehende gibt uns ein Zeugniss dafür, dass es nicht schwierig war, im römischen Recht tüchtige Juristen in Polen zu finden.

Zur Verbreitung der Kenntniss des römischen Rechts musste nothwendig die Gründung der Krakauer Universität beitragen. Dieselbe in der Mitte des XIV. Jahrhunderts (1364) durch Casimir den Grossen gegründet, hatte fünf Lectoren für das römische Recht gehabt.**) Seit dem XVI. Jahrhundert finden wir viele entweder lateinisch oder polnisch geschriebene Handbücher des römischen Rechts, wie das älteste von Johann von Turobin, Enchiridion juris Caesarei et Pontificii. Cracoviae. 1507. Starowalski, Commentarius in IV libros institutionum juris civilis. Cracoviae. 1638. Orzechowski, Manuale fundamentorum juris civilis ac Poloni. Bredae. 1647. Drs. Monita legalia methodum in utroque jure studendi praescribentia. Crac. Die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg hat noch Manuscripte der zu Krakau im XVII. Jahrhundert gehaltenen Vorlesungen über das römische Recht.

So alt aber die Kenntniss des römischen Rechts in Polen gewesen, so unbedeutend war sein Einfluss auf die Gesetzgebung des Landes. Es lässt sich auch leicht erklären, dass in einem Lande, wo die individuelle Freiheit so hoch geschätzt war, dass sie zuweilen zu Missbräuchen führte, das römische Recht nicht viel Boden gewinnen konnte. Man fürchtete dessen absolute Principien und sah in ihm den Feind der nationalen Institutionen.

Dennoch erscheint die erste grosse legislative Arbeit, das Landrecht, s. g. Statut, zu Wislica von Casimir dem Grossen im XIV. Jahrhundert gegeben, nicht bloss als Ausdruck einer höheren Cultur; es ist nicht allein eine sehr geschickt verfasste National-Gesetzgebung, sondern es kann weiter als Beweis einer umfassenden Kenntniss der fremden, besonders römischen Gesetze dienen. In den Art. 63 und 69 schreibt der Gesetzgeber dem römischen Rechte die Bedeutung eines allgemeinen Rechtes zu. Freilich verfolgen die Bestimmungen dieser und anderer Artikel nicht den Zweck, den Grundsätzen des römischen Rechts eine auch nur subsidiäre Bedeutung zu geben, vielmehr sind sie dazu bestimmt, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der strengeren Strafen für die Tödtung und Brandstiftung durch die Berufung auf das römische Recht zu begründen.

---

*) Przezdziecki, über die Polen in Bononia und Padua. 1853.
**) Helcel. Denkmäler des alten polnischen Rechtes. Krakau. 1856

Digitized by Google

In zwei anderen Fällen dagegen, wendet der Gesetzgeber die Grundsätze des römischen Rechts an; im Art. 68 führt er nämlich die Regel an: actor sequitur forum rei und ordnet nach diesem Princip die processualischen Verhältnisse; im Art. 62 spricht er dem Vater- oder dem Bruder-Mörder das Recht ab, das vom Ermordeten hinterlassene Gut zu erben.

Als derselbe Casimir der Grosse die Universität zu Krakau gründete, verordnete er in dem zu diesem Zwecke erlassenen Diplome, dass die Studenten, welche der Tödtung oder eines anderen Criminal-Verbrechens beschuldigt werden, vom Könige oder judex deputatus, d. h. von einem besonders zu diesem Zweck ernannten Richter, gerichtet werden sollen, das Urtheil aber soll nicht nach den Gebräuchen oder Statuten, sondern juxta leges, d. i. nach römischem Rechte gefällt werden.*) Es ist dies das einzige Beispiel in dieser Epoche, dass das römische Recht in Polen Gesetzeskraft, aber auch nur in einem ganz speciellen Fall erhalten habe.

Aehnlicherweise beruft sich der Gesetzgeber in den Wartensischen Statuten aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts auf das römische Recht und verdammt die Gewohnheiten, welche dem canonischen Rechte und juribus civilibus zuwider sind. In den späteren Landes-Gesetzen kann eine solche Berufung auf das röm. Recht nicht gefunden werden, da seit der Einführung der regelmässigen Ständeversammlungen die Stände jeden fremden Einfluss beseitigten und den heimischen Gesetzen immer den Vorzug zu verschaffen wussten. Die dabei entstandenen Lücken in den Gesetzen wollten die Könige durch Vermittelung der Codification ausfüllen. Jedoch alle diese Versuche haben zu keinem Resultate geführt.

In der zur Codification im Jahre 1520 erwählten Commission befanden sich auch Doctores juris civilis et canonici (Vol. leg. I. 393. VII. 711). Die Constitution vom Jahre 1768 lässt ausdrücklich die legislative Commission das römische Recht in Berücksichtigung nehmen. Die Juristen des XVI. Jahrhunderts, wie Przyluski und Sliwnicki, haben ihre ganzen Systeme der Verbesserung der heimischen Gesetze auf die Grundlagen der römischen und canonischen Jurisprudenz gebaut. So finden wir beim ersten dieser Schriftsteller ein ausführliches Capitel „de statu mulierum", in welchem von der Ehe, Dos und Schenkungen vor der Ehe die Rede ist; das Capitel über das Darlehen und andere Obligationen, über die Bürgschaft und die Evictionsleistung, die Capitel über Besitz, Verjährung und Schadenersatz, sind nach den Principien des römischen Rechts bearbeitet.**)

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Arbeiten, so wie die

*) Helcel. l. c. S. 215.

**) Przyluski, Jus seu statuta et privilegia Regni Poloniae methodice digesta. Cracoviae. 1553.

Digitized by Google

wissenschaftlichen Bearbeitungen des polnischen Rechtes im XVII. Jahrhundert einen Einfluss auch auf die Praxis gehabt haben. Die Werke von Drezner, Zalaszowski, Ostrowski*) sind auf das röm. Recht basirt, und besonders Zalaszowski führt bei jeder Frage die Ansichten der römischen Juristen neben den National-Gesetzen an, offenbar mit der Absicht, beide systematisch darzustellen und das polnische Recht, da wo es mangelhaft ist, mit den Principien des römischen Rechts zu ergänzen. Der oben erwähnte Drezner betrachtet in seinen Institutionen das römische Recht als Ausfluss der immer geltenden Gerechtigkeit und erzählt, dass auch die damalige Praxis dieses Recht hoch geschätzt habe. So weit aber aus den bekannten Quellen sich schliessen lässt, hatte das römische Recht im polnischen Civilrecht bloss die Bedeutung einer raison écrite. Erst aber die Veröffentlichung der Gerichtsarchive wird diesen Gegenstand vollkommen klar machen können.

Mehr Einfluss des römischen Rechts sehen wir im polnischen Process. Den ganzen theoretischen Theil des gerichtlichen Verfahrens verdankt Polen der in italienischer Schule ausgebildeten auf den Grundlagen des römischen und canonischen Rechts beruhenden Processlehre. Dazu hat besonders die juristisch-processualische Literatur beigetragen. Gregor von Schamotuly hat im Anfang des XVI. Jahrhunderts das berühmte Werk von Johann Andrea über den Process herausgegeben. Noch früher aber, im XIV. Jahrhundert, haben manche andere polnische Juristen das einheimische Gerichtsverfahren nach den Grundsätzen des italienischen Processes bearbeitet, was mehrere noch ungedruckte Arbeiten über den Process zur Genüge beweisen.

In der angeführten lateinischen Ausgabe von Gregor von Schamotuly waren die theoretischen Principien des italienischen Processes neben den wirklichen Grundlagen der National-Gesetzgebung vorgetragen. Dies machte die Arbeit, welche eigentlich für die kirchlichen Gerichte bestimmt war, auch für den Gebrauch bei den Civilgerichten geeignet.

In der Criminal-Gesetzgebung ist der Einfluss des römischen Rechts wieder nur ein theoretischer geblieben. Ganz anders war es in zwei Criminal-Sachen, die in den Jahren 1620 und 1773 zur Verhandlung kamen. Es waren dies die bekannten einzigen in der polnischen Geschichte vorgekommenen Attentate gegen die Person des Königs. In Ermangelung genauer Vorschriften der einheimischen Gesetze und mit Rücksicht auf die Grösse des Ver-

*) Drezner, Institutionum juris Regni Poloniae libri IV. Zamoscii. 1613. Zalaszowski, Jus regni Poloniae ex statutis et constitutionibus ejusdem Regni M. D. L. collectum et additionibus ex jure civili romano, canonico, saxonico, nec non ex constitutionibus provincialibus Gneznensibus auctum. Posnaniae et Varsaviae. 1702 und 1741. Ostrowski, Das Civilrecht polnischer Nation ... nach der Ordnung des römischen Rechts verfasst. Warschau. 1784.

Digitized by Google

brechens, wie auf die öffentliche Meinung haben die Gerichte hierbei die römisch-rechtlichen Principien zur Anwendung gebracht. In der ersten Sache entschied das Gericht, dass der Thäter, welcher „leges tam communes quam regni hujus" überschritten habe, ausser der Strafe das Recht verliert, über sein Vermögen zu verfügen und dass seine liberi in linea recta descendentes aller Adelsprivilegien verlustig werden sollen. Ganz übereinstimmend verurtheilte das Gericht im Jahre 1773 den Sohn des Hauptverbrechers zum Verluste der Adelsrechte. Augenscheinlich ist dies der berühmten lex quisquis nachgebildet.

Dieselbe Meinung in Beziehung auf Majestätsverbrechen theilte auch die Wissenschaft des polnischen Rechts, wie dies aus dem angeführten Werk von Zalaszowski zu erkennen ist (B. II. 409 flg.).

Die polnischen städtischen Gesetze haben nach dem Vorbild der germanischen Städte dem römischen Rechte eine subsidiäre Geltung gegeben. Als der König Alexander im Jahre 1500 dem Kanzler Laski die vollständige Ausgabe der Gesetzessammlung auftrug, verordnete er, dass neben den deutschen städtischen Gesetzen, welche in die Sammlung aufgenommen werden sollten, auch die Summa von Rajmond Partenopea beigefügt werden solle „quia eorum practica communiter fit in certis Regni nostri locis jus magdeburgicum ac theutonicum habentibus". Während der Regierung seines Nachfolgers Sigismund des Alten hat Jaskier die Ausgabe der teutonischen in Krakau geltenden Gesetze vorgenommen und in seiner Arbeit eine grosse Zahl verschiedener justinianeischer Gesetze angeführt, deren subsidiäre Geltung er als nothwendig darstellte. Seine Arbeit ist auf Befehl Sigismunds des III. Waza von Dr. Adam Bursius herausgegeben worden.

Fassen wir das oben Gesagte zusammen, so werden sich folgende Ergebnisse über den Einfluss des römischen Rechts auf die polnische Gesetzgebung herausstellen. Im Gebiete des Civil-Landrechtes hatte das römische Recht keine legale Geltung gehabt, und es konnte nicht einmal subsidiär von den Gerichten zur Anwendung gebracht werden; seine ganze Bedeutung war nur eine wissenschaftliche, es galt nur als raison écrite. Fast dieselbe Stellung hatte das römische Recht im polnischen Process bekommen; sein Einfluss beschränkte sich auf die theoretische Seite, dagegen die processualischen Formen waren ganz nationaler Natur. Das Strafrecht blieb dem römischen Recht fremd, ausser den zwei speciellen Fällen des Majestätsverbrechens. In städtischen Rechten dagegen, da wo diese letzteren auf deutschen Grundlagen beruhten, hatte das römische Recht eine subsidiäre Geltung erlangt.

Indem wir diesen, für eine Schrift von so kleinem Umfange vielleicht zu ausführlichen Bericht schliessen, erlauben wir uns bloss die Bemerkung zu machen, dass wir allein den Zweck gehabt haben,

Digitized by Google

die deutschen Juristen auf eine wohl den Meisten derselben ganz fremde Literatur aufmerksam zu machen. Es ist dies aber eine sehr grosse Literatur, deren Quellen theilweise in lateinischen Schriften bestehen, also jedem auch nicht slavischen Juristen zugänglich sind. Freilich kann in Bezug auf das r. R., welches die besondere Aufgabe dieses Berichtes bildete, kaum noch etwas neues gesagt, jedoch auch hier manches noch mehr beleuchtet werden. Sollte sich z. B. die Ansicht des Hrn. Hube, dass in die justinianeische Gesetzgebung manche slavische Grundsätze hertübergetragen waren, als eine richtige erweisen, so würde die justinianeische Gesetzgebung in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Es wird auch in anderen Beziehungen sehr wünschenswerth sein, dass die literarischen und legislativen Arbeiten eines so zahlreichen und begabten Stammes nicht weiter ausser Acht gelassen werden.

Dr. J. Kleczynski.

Die Neugestaltung der Lateinischen Orthographie in ihrem Verhältniss zur Schule von Wilhelm Brambach. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1868. IX u. 354 S. in gr. 8.

Der Gegenstand, welcher in diesem Werke behandelt wird, entspricht einem in unsern Tagen immer mehr hervortretenden Bedürfniss, welches eine dringende Abhülfe erheischt. Die Unsicherheit, welche über die richtige Schreibweise der lateinischen Wörter sich immer fühlbarer macht, und mit als eine Folge der genaueren Untersuchung unserer ältesten Handschriften, zumal der Palimpseste, wie der aus dem Alterthum selbst stammenden Sprachdenkmale in Stein oder Erz erscheint, hat eine Reihe von Fragen hervorgerufen, deren Lösung um so nothwendiger erscheint, als es hier vor Allem gilt, einen festen Boden zu gewinnen, um hiernach eben so wohl bei der Herausgabe der alten Texte zu verfahren, als eine sichere und feste Norm für unsere eigene Schreibweise zu gewinnen. Die vorstehende Schrift versucht diese Lösung und zwar auf einem streng wissenschaftlichen Wege, der sich nirgends von dem Positiven und Thatsächlichen entfernt, eben dadurch aber zu einem bestimmten Ergebniss gelangt, was als Norm für uns in dieser Beziehung gelten kann. Und darin liegt die grosse Bedeutung dieser Schrift, auf deren Inhalt wir hier aufmerksam zu machen haben, indem wir die auf sicherem Wege gewonnenen Resultate derselben in der Kürze darlegen.

Der Verfasser, nachdem er das Wesen der Orthographie bei den Römern und die Beziehungen der Lautlehre zur Orthographie entwickelt, gibt zuerst einen Ueberblick der Geschichte der lateinischen Orthographie in vier Perioden bis zu dem Jahre 600 n. Chr. In der ersten Periode, die von 514 bis 652 u. c. reicht, wird

Digitized by Google

das vorgeführt, was zunächst von den Bemühungen eines Ennius, Attius, Lucilius um die Rechtschreibung der lateinischen Worte zu unserer Kunde gelangt ist, unter Berücksichtigung der von Ritschl darüber gegebenen Erörterungen, welche durch das, was unlängst in der Revue del' Archéologie 1869 Juillet p. 42 ff. darüber bemerkt worden ist, keineswegs entkräftet werden, sondern eher noch eine weitere Ausdehnung erhalten. Nach dem Urtheil unseres Verfassers haben insbesondere Attius und Lucilius die von Ennius aufgestellten Principien zur Geltung gebracht und auf die Fortentwicklung des Lautes und der Rechtschreibung wohlthätigen Einfluss ausgeübt; vgl. S. 22. Eine zweite Periode, in der es sich um die Ausgleichung zwischen Sprache und Schrift handelt, reicht von 652 u. c. bis zu dem Jahre 807 u. c. oder von 102 v. Chr. bis 54 nach Chr., von da an geht eine dritte bis etwa 200 nach Chr., welche zur theoretischen Feststellung der Orthographie führt. Als ein Hauptmoment, das auf die Rechtschreibung grossen Einfluss geübt, wird die Einführung der neueren Dichter, eines Virgilius und Horatius, in die Schullektüre betrachtet; es werden weiter die einzelnen Grammatiker, welche auf diesem Felde thätig waren, vorgeführt, so weit wir sie und den Inhalt ihrer Schriften noch einigermassen kennen, und dann charakterisirt. Eine vierte Periode, die als »Stillstand und Rückgang« bezeichnet wird, umfasst die Zeit von dem Jahre 200 bis 600 nach Chr.; auch hier wird das, was von orthographischen Schriften aus dieser Zeit uns noch bekannt ist, näher besprochen; und daran reiht sich in einem weiteren Abschnitt ein geschichtlicher Ueberblick der gelehrten Bemühungen über die Orthographie seit der Renaissance, wo eben in Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst sich bald die Nothwendigkeit herausstellte, eine einheitliche, gleichmässige Schreibweise herzustellen und durch Aufstellung bestimmter Regeln zu fixiren, daher auch bald die Orthographie als ein integrirender Theil der Schulgrammatik betrachtet und in dieser behandelt wurde. Den ersten Versuch einer solchen Feststellung unternahm Aldus Manutius, dessen Bemühungen, wie die der andern Gelehrten, welche in den beiden folgenden Jahrhunderten auf diesem Gebiete thätig waren, hier näher besprochen werden. In unserer Zeit ist man durch das Streben, die Texte der alten Schriftsteller in ihrer Reinheit wieder herzustellen, und auf die älteste und sicherste handschriftliche Ueberlieferung möglichst zurückzuführen, auch wieder auf die Orthographie gewiesen worden, und hat sich hier nach einer bestimmten Norm, nach einem Princip um so mehr umsehen müssen, als der Versuch, hier einigen unserer ältesten Handschriften zu folgen und ihre Schreibweise als die allein mustergültige Norm zu betrachten, schon bei der Beschaffenheit dieser Handschriften selbst, um von Anderem nicht zu reden (vgl. S. 306), nicht befriedigen konnte. Auch geben ja diese Handschriften immerhin nur die Schreibweise ihrer Zeit, also einer schon späteren, des

Digitized by Google

vierten oder fünften Jahrhunderts, und wir können nur so Viel als sicher annehmen, dass in diesen Jahrhunderten, wie selbst noch in dem dritten keine besondere Neuerung auf diesem Gebiete hervorgetreten ist, dass man vielmehr an die Traditionen der früheren Zeit, des ersten und zweiten Jahrhunderts, so ziemlich sich gehalten hat. Auf diese Zeit sind wir also zunächst gewiesen und haben demnach die Orthographie dieser Zeit zu ermitteln, insoweit sie aus den einzelnen uns noch erhaltenen Vorschriften der Grammatiker dieser Zeit zu gewinnen steht, zumal die meisten Texte der noch erhaltenen Schriftsteller auf den in jener Zeit von den gelehrten Grammatikern gemachten Recensionen beruhen, also auch deren Schreibweise erkennen lassen. Der Verfasser gelangt daher, auf die Untersuchungen seines Lehrers Ritschl gestützt, zu dem Resultat, dass in Bezug auf die Herstellung der Texte alter Schriftsteller man die Schrift so gestalte, wie sie zur Zeit der höchsten Ausbildung, unter den drei ersten Kaisern heimisch war (S. 66); in Bezug auf die von uns jetzt einzuhaltende Schreibweise entscheidet sich unser Verfasser mit Ritschl für die Quintilianische Zeit, zumal auch unsere jetzige Orthographie im wesentlichen die des Quintilianischen Zeitalters ist, nur im Einzelnen entstellt durch später eingedrungene plebejische Formen (S. 67).

Wir beschränken uns auf Angabe dieses Resultats, dessen nähere Motivirung in der Schrift selbst nachzusehen ist; aber der Verfasser ist bei diesem Ergebniss im Allgemeinen nicht stehen geblieben, sondern, und darum dreht sich nun der grössere Theil seines Werkes, er hat es unternommen, diese Schreibweise der Quintilianischen Zeit nach der Lehre der Grammatiker des Kaiserreichs seit der Mitte des ersten Jahrhunderts zu reconstruiren und damit eine sichere und wohlbegründete Norm aufzustellen, welche uns vor jedem Abwege bewahren und eben so das Hereinziehen veralteter Schreibweisen der früheren Zeit wie der mittelalterlichen Schreibweisen beseitigen soll. Dieser Darlegung ist der zweite Abschnitt des Werkes, der von S. 70—300 reicht, also den bei weitem grösseren Theil des Ganzen einnimmt, gewidmet: »die Orthographie nach den römischen Nationalgrammatikern der Kaiserzeit«; und werden im ersten Abschnitt die einzelnen Vokale, im zweiten die Consonanten der Reihe nach besprochen, woran sich noch besondere Abschnitte über die Aspiration und Assimilation anreihen. Es kann hier, wo wir blos auf eine auch für die Praxis so wichtige gelehrte Forschung aufmerksam machen, und dieselbe der Beachtung, insbesondere auch der Schulmänner empfehlen wollen, nicht unsere Absicht sein, in das reiche Detail, wie es durch eine gründliche und mühevolle Forschung hier wohlgesichtet vor uns liegt, einzugehen: wer einen Blick in die Schrift selbst wirft, die so manche controverse Punkte, namentlich auch solche, die in neuester Zeit vielfach verhandelt und besprochen worden sind, erledigt, über andere vielfach ein neues Licht ver-

Digitized by Google

breitet, wird sich bald davon überzeugen können: wir erinnern, um wenigstens Einen Fall der Art zu berühren, nur an die Erörterung über die Endungen es und is im Accusativ Pluralis S. 149 ff. und das dadurch gewonnene Ergebniss, wie es S. 157 ff. festgestellt ist.

Wenn also in diesem grösseren Abschnitt, welcher, wie bemerkt, den Haupttheil des Ganzen bildet, die Lehre der alten Grammatiker dargelegt ist, so wendet sich der Verfasser in einem dritten Abschnitt, überschrieben: »Schriftprobe« S. 304 ff. den Inschriften, Münzen und Handschriften zu, und ihrem Verhältniss zu der im vorigen Abschnitt zu Grunde gelegten Lehre der römischen Grammatiker. Wenn die Handschriften, wie S. 306 nachgewiesen, hier nicht massgebend sein können, die Münzen aber, wenn sie auch zuverlässige Legenden bieten, doch meist zu kurz sind, und daher nur über verhältnissmässig wenige Wortformen uns belehren können, so verdienen die Inschriften eine um so sorgfältigere Beachtung; wesshalb die nahmhaftesten derselben, die für die vorliegende Frage von Gewicht sind, hier der Reihe nach S. 307 ff. aufgeführt werden; insbesondere verweilt der Verfasser bei den neu aufgefundenen Tafeln von Malaca und Salpensa, welche in des Domitianus Zeit fallen, wenn sie anders nicht, wie man neuerdings wieder behauptet hat, für eine später gemachte Copie der allerdings in die Zeit des Domitianus fallenden Urkunde angesehen werden sollen, wovon wir uns indess noch nicht haben überzeugen können. Dass die ebenfalls in neuester Zeit behauptete Unächtheit dieser Tafeln hier nicht weiter in Betracht kommt, war zu erwarten; sie ist auch so wenig begründet, dass wir kein Wort darüber verlieren möchten. In dem zweiten Capitel dieses Abschnittes: »Orthographie der Inschriften und Münzen«, gibt der Verfasser im Einzelnen an, was beide Eigenthümliches bieten, und wenn er hier die epigraphischen und numismatischen Schreibweisen in gewöhnliche Cursivschrift übertrug, so wird man ein solches Verfahren wahrhaftig nicht tadeln wollen; besonders gilt diess in Bezug auf die Unterscheidung des vokalischen und consonantischen V. »Ich halte es, sagt der Verfasser S. 318, für eine pedantische Schulmeisterei, das uns einmal geläufige und bequeme u überall durch das epigraphische V, oder, wie vordem Mode war, V durch das in Handschriften übliche U zu verdrängen. Warum sollten wir uns bei nicht philologischen Liebhabern der klassischen Literatur durch ein »vra, recensvit« oder »uua, ualeo« den in diesem Falle wohlverdieten Vorwurf der Lächerlichkeit zuziehen?«

Ein dreifaches Register ist dem Werke beigefügt, ein Register über die citirten alten Autoren, Inschriften, Münzen und Handschriften, ein zweites über die citirten neueren Autoren, und ein drittes grammatisches Register, welches über alle einzelnen in dem Werke behandelten Worte und Gegenstände sich erstreckt und daher von besonderm Nutzen ist. Die äussere Ausstattung des Ganzen ist eine vorzügliche.

Digitized by Google

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von Dr. Anton Aug. Draeger, Oberlehrer am k. Pädagogium zu Pulbus. Zweiter Band. Buch XI—XVI. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. 252 S. in gr. 8.

Mit diesem zweiten Bande erscheint diese Ausgabe der Annalen des Tacitus abgeschlossen, und wird man in Bezug auf die Ausführung auch diesem zweiten Bande die gleiche Anerkennung zu zollen haben, wie sie in Bezug auf den ersten Band in diesen Blättern Jahrgang 1868. S. 872 ff. ausgesprochen worden ist. Wenn dort zugleich Anlage und Plan der Ausgabe näher dargelegt, und die Ausführung als diesem Plane entsprechend nachgewiesen war, so wird man in diesem zweiten Bande, der ganz gleichmässig dem ersten gehalten ist, das Gleiche geleistet finden. Insbesondere nehmen wir auch hier durchweg die grosse Sorgfalt wahr, mit welcher Alles Sprachliche behandelt ist, gewiss zum grossen Nutzen des Schülers oder des angehenden Philologen, der diese Ausgabe gebraucht und hier insbesondere stets aufmerksam gemacht wird auf den Unterschied in dem Sprachgebrauche des Tacitus von dem der älteren classischen Zeit, auf alle Eigenthümlichkeiten desselben, namentlich auch in der Anwendung dichterischer, oder doch an das Poetische anstreifenden Ausdrücke und Wendungen, eben so wie auch in allen Abweichungen von dem, was die Redeweise der früheren Zeit festgestellt hatte. Es kann unnöthig erscheinen, diess noch weiter im Einzelnen durch Beispiele zu belegen, welche jede Seite des Buches bieten kann, und stehen wir nicht an, auf diese sprachliche Erörterung, wie sie in den unter dem Text gestellten Anmerkungen enthalten ist, einen besonderen Werth zu legen, wiewohl darüber das Sachliche nicht vernachlässigt erscheint, indem da, wo Etwas der Art zu bemerken war, es in kurzer, aber befriedigender Weise, wie es der Zweck der Ausgabe mit sich bringt, stets geschieht. Was die Kritik des Textes betrifft, so ist auch darüber in der früheren Anzeige das Nöthige bemerkt worden: über die Abweichungen, die sich der Verf. von dem sonst zu Grunde gelegten Texte der Halm'schen Ausgabe erlaubte, verbreitet sich der S. 230 am Schluss beigegebene kritische Anhang, und wird man wohl bei näherer Prüfung der einzelnen Stellen in der Mehrzahl derselben, dem Verfasser beizustimmen haben, der vor Allem bedacht sein musste, einen lesbaren und von offenbaren Fehlern gereinigten Text, wie ihn das Bedürfniss des Schülers erfordert, zu liefern. So wird man z. B. es nur billigen, wenn XII, 10 die Umstellung: »ideo regum liberos obsides dari« statt des Handschriftlichen »obsides liberos« vorgenommen ward, da sie allerdings geboten erscheint; aber auch XII, 29 die Beibehaltung des Handschriftlichen: »componere« in den Worten billigen: »scripsitque Palpelio Histro — legionem ipsaque e provincia lecta auxilia pro ripa componere« statt des Vorgeschlagenen

Digitized by Google

componeret, da der Infinitiv hier durch den Sprachgebrauch des Tacitus bestätigt wird. Mit Recht nimmt der Verf. XIII, 10 in den Worten: sibique statuas argento vel auro solidas adversus offerentes prohibuit« Anstoss in dem Wort adversus, welches hier in der Bedeutung: »entgegenkommend, d. i. bereitwillig« zu nehmen wäre, während es doch sonst nur in rein örtlichem oder in feindseligem Sinne vorkommt; er hat es daher in eckige Klammern als verdächtig eingeschlossen, wiewohl man nicht recht absieht, wie dieses adversus als Glossem in den Text sich eingeschlichen haben sollte. Roth übersetzt: »er liess den Anerbietungen entgegen keine Bildsäulen von sich — zu Stande kommen.« Ist adversus von Tacitus wirklich geschrieben, so wird es allerdings kaum anders als durch entgegen zu geben sein in dem Sinne, dass diese Anerbietungen ihm nicht bloss schriftlich oder auf andere Weise, sondern von den Betreffenden, vor ihm erscheinenden, also persönlich und gegenwärtig, gemacht worden seien. In der Stelle XIV, 58: »effugeret segnem mortem, otium suffugium« wo das Handschriftliche otium unmöglich richtig sein kann, hat der Verf. dafür seine Conjectur omnium aufgenommen; Halm hatte promptum vermuthet: wir gestehen, dass uns Orelli's Vorschlag: obvium suffugium, id est paratum quoque amicorum ope facile pervenire ibique vel tuto degere vel si velit, etiam audere aliquid possit« mehr anspricht, wenn nun doch einmal geändert werden muss. Mit gutem Grunde ist in der Stelle XV, 12 die handschriftliche Lesart: »quod illud et quantum decus, ubi par eorum numerus apisceretur, qui adtulissent salutem et qui accepissent« beibehalten und auch richtig erklärt in dem Sinne: »wie gross wird euer Ruhm sein, wenn so viele von euch, nemlich eben so viele, als gerettet sein werden, die Bürgerkrone erwerben, also eine Rettung und ein Anspruch auf Belohnung in Masse«; es fällt hiermit das von Lipsius gesetzte aspiceretur, so wie andere, noch gewaltsamere Aenderungen, die man in neuester Zeit versucht hat. Eben so richtig ist XV, 65 in den Worten: »non referre dedecori« dieser Dativ dedecori beibehalten und erklärt in dem Sinne von ad dedecus (für die Schande, in Bezug auf die Schande, sei es ganz gleich, die Schande bleibe also dieselbe u. s. w.); von einem Genitiv dedecoris kann hier nicht die Rede sein. Auch XVI, 5 wird man die aufgenommene Lesart des Agricola: Sed qui remotis e municipiis severaque adhuc et antiqui moris retinente Italia« etc. statt des Handschriftlichen retinentes billigen, da letzteres gar keinen Sinn gibt, dagegen die Verbindung von retinens mit dem Genitiv (antiqui moris) durch ähnliche Stellen des Tacitus erwiesen ist, und so ein ganz guter Sinn der Stelle gewonnen wird. In der Stelle XVI, 21: »quia idem Thrasea Patavi — ludis cetastis a Trojano Antenore institutis habitu tragico cecinerat« ist das Wort cetastis, wie es in der Handschrift steht, jedenfalls ein Verderbniss; der Verf. hat dafür

Digitized by Google

den Verbesserungsvorschlag von Seyffart vetustis aufgenommen: näher liegt, nach unserer Ansicht, das von Orelli vorgeschlagene scenicis. — Wir wollen diese Proben nicht weiter fortsetzen, da wir es nicht für nöthig halten, und diese Bearbeitung der Annalen des Tacitus für die Zwecke, die der Verfasser dabei im Auge hatte, mit gutem Grund empfehlen zu können glauben. Die Beigabe eines sprachlichen Registers erscheint zweckmässig und für den Gebrauch der Ausgabe förderlich.

---

1) *Cicero's Reden gegen L. Catilina. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. IV und 100 S. in gr. 8.*
2) *Cicero's Rede für P. Sulla. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. VI und 64 S. in gr. 8.*

Diese beiden Bearbeitungen Ciceronischer Reden schliessen sich in der ganzen Art und Weise der Behandlung wie der Ausführung an die schon früher von dem Herausgeber gelieferten Bearbeitungen der Rede für Sext. Roscius, für Milo, und des vierten und fünften Buches der Verrinen an, und kann bei der Anzeige dieser beiden oben verzeichneten neuen Bearbeitungen füglich an das erinnert werden, was in diesen Blättern mehrfach, zuletzt noch Jahrg. 1868. S. 458 ff. über diese früheren Bearbeitungen bemerkt worden ist. Wenn an diesem Orte insbesondere noch darauf hingewiesen wurde, wie in der zuletzt genannten Bearbeitung des fünften Buches der Verrinen, im Vergleich zu der früheren des vierten Buches sich in den Anmerkungen eine schärfere und präcisere Fassung zu erkennen gab, Manches, was als blosse Uebersetzung, und daher kaum nöthig erschien, nun weggefallen oder vermieden, und durch einzelne Winke, Fragen u. dgl. die die Aufmerksamkeit des Schülers erregen und ihn auf diesem Wege zu dem Richtigen führen sollen, ersetzt ist, so wird diess auf gleiche Weise auch von der Bearbeitung dieser Reden gegen Catilina und für Sulla gelten können, und hat der Verfasser wie er in dem Vorwort zur Rede für Sulla ausdrücklich bemerkt, darauf auch besondere Sorgfalt verwendet, was man nur billigen kann: man ersieht bald, wie Derselbe bemüht war, diesen »für die Schule, und zunächst für die Schüler zur Privatlectüre« bestimmten Ausgaben eine diesem Zweck entsprechende Gestalt zu geben und ihnen damit diejenige Verbreitung zu sichern, die man im Interesse der classischen Schulbildung überhaupt wünschen kann.

Gute Einleitungen gehen dem Text in beiden Ausgaben voraus; aus der Einleitung zur Rede für den Sulla ist insbesondere anzuführen der Versuch, die besondere Existenz einer Lex Lutatia

Digitized by Google

de vi nachzuweisen und damit in einer sehr bestritttenen Sache zu einem bestimmten Resultat zu gelangen. Passend und für den Schüler ganz geeignet wird man die Einleitung zu den Catilinarischen Reden finden; neben den nöthigen geschichtlichen Erörterungen, welche den Leser bis zu dem eigentlichen Eintritt der Reden führen, ist auch eine gute Uebersicht des Inhalts derselben, so wie des Zusammenhangs derselben unter einander gegeben, und was die Zeitbestimmung der einzelnen Reden betrifft, namentlich der beiden ersten — bekanntlich ein sehr bestrittener Punkt — so ist in einem eigenen Excurs S. 94 ff. diese Frage näher behandelt und von dem Verfasser dahin beantwortet, dass die erste Rede am 7., die zweite Rede am 8. November gehalten worden: die schriftliche Aufzeichnung, wie sie jetzt uns vorliegt, erfolgte freilich später, wie diess auch der Verf. in Bezug auf die erste Rede ausdrücklich in Note 53 S. 15 bemerkt, mit dem Zusatz, dass bei dieser späteren schriftlichen Aufzeichnung vielleicht erst der apologetische Theil, der nach dem Erfolg geschrieben, cp. 11 ff. hinzugekommen sei. Wir glauben darauf um so mehr hinweisen zu müssen, als aus dieser späteren Aufzeichnung, wie sie wohl bei den vier Reden überhaupt anzunehmen ist, Manches erklärbar wird, was man in neuester Zeit beanstandet und dann weiter benutzt hat, um einzelne dieser Reden zu verdächtigen und dem Cicero abzusprechen, wozu nach unserer Ueberzeugung jede sichere Grundlage fehlt; dass der Herausgeber in seiner für den Schüler bestimmten Ausgabe, dieser Verdächtigungen gar nicht gedacht hat, wird man nur billigen können.

Was die Erklärung, d. h. die unter den Text gestellten Anmerkungen betrifft, so ist sie, wie schon bemerkt, so eingerichtet, dass sie in kürzester Form Alles das bietet, was zum Verständniss dem Schüler nothwendig ist, namentlich auch bei der Privatlektüre, zu der sich die Rede für Sulla, insbesondere, wenn die Lectüre der Catilinarien oder anderer Reden Cicero's schon in der Schule vorausgegangen ist, gewiss eignet: und gilt diess eben so wohl von der sachlichen Erklärung, mit Einschluss des rhetorischen Elements, wie von der sprachlichen; Kritisches ist nur da berührt, wo es mit der zu gebenden Erklärung zusammenhängt, und auch hier nur ganz kurz, zumal da in einem kritischen Anhang die Stellen besprochen werden, in welchen der Verf. von der Ausgabe von Klotz, die er seinem Texte zu Grunde gelegt hat, oder von Halm, abgehen zu müssen glaubte: bei der Beschaffenheit des handschriftlichen Apparats zu diesen Reden werden Abweichungen der Art kaum befremden können: übrigens ist der Verf. hier mit grosser Vorsicht, wie es wohl auch in der Bestimmung seiner Ausgabe lag, verfahren, und jeder Willkür in der Behandlung des Textes, namentlich durch Aufnahme von Conjecturen, fern geblieben; in den Catilinarischen Reden ist diess, wie man aus dem kritischen Anhang S. 100 erhielt, nur an ein paar Stellen geschehen, und auch hier in Ueber-

Digitized by Google

einstimmung mit den neuesten Herausgebern, und aus kaum zu beanstandendem Grunde.

In der äusseren Einrichtung, in Druck und Papier erscheinen diese Ausgaben eben so befriedigend, wie die oben genannten, früher erschienenen, denen sie völlig gleichgestellt sind.

Homerisches Handbuch für Gymnasien, von Dr. Franz Weinkauff, Oberlehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Köln, Wilhelm Greven's Buchhandlung. 1868. VI und 260. 8.

Vorliegende Arbeit zeichnet sich unter den Schriften der Art durch Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aus, und gibt selbst mehr als der Titel zu versprechen scheint. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile, die vielleicht besser getrennt erschienen wären. Der erste (die Ὀδύσσεια μικρά), welcher den ganzen Inhalt der Odyssee mit verbindendem Texte in 200 Verse zusammendrängt, ist dazu bestimmt, die Schüler der Tertia und Untersecunda eines Gymnasiums in die Lectüre des Homer einzuführen und ihnen über die ersten Schwierigkeiten möglichst hinwegzuhelfen; der Commentar dient zugleich als Muster für die Präparation, dem Lehrer werden durch zahlreiche Winke die Wege gezeigt, wie durch Herbeiziehen analoger Stoffe die Erklärung zu beleben, vor Einseitigkeit zu bewahren und nach verschiedenen Seiten hin fruchtbar zu machen sei. Den Schluss dieses Theiles bildet eine kurze Uebersicht der epischen Formen.

Der zweite, systematisch angelegte und für die oberen Classen bestimmte Theil gibt zuerst eine Verslehre, der eine gedrängte Uebersicht der griechischen poetischen Literatur vorausgeht; ausserdem ist so manches Interessante hinein gewoben, wovon der Schüler sonst gewöhnlich nichts zu hören bekommt. Für den Lehrer ist wiederum sehr nützlich die Zusammenstellung von versus memoriales u. A., wie auch die dann folgenden Paragraphen über Prosodie, Lautlehre u. s. f. den ganzen Stoff vollständig vorlegen, woraus das für den Schüler Nöthige auszuwählen und einzuprägen ist. Im letzten Theile wird noch einmal die ganze Fülle der homerischen Formen so vollständig ausgebreitet, dass sich schwerlich etwas vermissen lässt; hierdurch und durch die reichen Sammlungen lexicalischen Stoffes ist es dem Lehrer leicht gemacht, repetitionsweise die Kenntniss des homerischen Sprachschatzes bei dem Primaner nach den verschiedenen Seiten hin zu vervollständigen und abzurunden. Eine Zugabe für den angehenden Gelehrten bildet der literarische Anhang. So erscheint das Ganze wohl geeignet, den Schüler von der Tertia nach der Prima, und den zu-

Digitized by Google

künftigen Philologen als liebgewordenes vademecum auf die Universität zu begleiten; diesen sowohl wie allen Schulmännern sei es hiermit bestens empfohlen.

Rodolphe Reuss, la destruction du protestantisme en Bohème. Episode de la guerre de trente ans. Nouvelle édition revue et augmentée. Strasbourg, Treuttel et Wurtz, libraires. Paris, J. Cherbuliez, rue de Seine 33. 1868. 140 S. 8.

Der Verfasser des fleissigen Werkchens »Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege« und geistvolle Mitarbeiter der revue critique, Dr. Rudolph Reuss in Strassburg, sucht mit Benützung aller Druckschriften älterer und neuerer Zeit von der Ausrottung des Protestantismus in Böhmen ein übersichtliches Bild zu geben. Lässt er, des Tschechischen nicht kundig, die böhmischen Schriftsteller unbenutzt, so tröstet ihn Gindelys Ausspruch, dass in tschechischer Sprache über den behandelten Gegenstand nichts Nennenswerthes erschienen sei. Archivalische Quellen, welche Wien und Prag ihm geboten hätten, zieht er keine heran. Und doch bezeichnet die Schrift einen recht erfreulichen Fortschritt. Nur mit dem Zollstock gemessen steht sie hinter Peschek zurück; an methodischer Forschung, gewandter, leichter Darstellung und ungefärbter Betrachtung gebührt ihr gewiss der Vorrang. Pescheck stützt sich doch wesentlich auf die historia persecutionum. Dagegen hat der Verf. die zeitgenössischen Flugschriften viel eingehender benützt und die gleichzeitigen katholischen Schriftsteller, Caraffa, Balbinus, Lamormain gewissenhafter zu Rath gezogen. Gar sehr kam ihm zu Statten die relatione dello stato dell' imperio e della Germania fatta dopo il ritorno della sua nuntiatura appresso l'imperatore des Legaten Carlo Caraffa, welche kürzlich G. Müller herausgegeben; er hat sie gründlich, einsichtig, erfolgreich ausgebeutet. Ohne Zweifel zu gestatten über seine Ansicht der Dinge, lässt der Verfasser wo möglich die Thatsachen selber sprechen. Er verwendet dieselben nicht einseitig und will nicht, wie es ja leider geschieht, durch Auswahl und Gruppirung erreichen, was er durch seine Bescheidung und Zurückhaltung im Urtheil vermeidet.

Zwei Beigaben sind der Schrift angereiht. Die eine, über das Loos der Protestanten in Böhmen bis zum Toleranzedict Joseph II., ist etwas mager und fadenscheinig; sie hat zunächst nur die Leser jenseits des Rheins im Auge. Interessanter ist die zweite. Sie enthält den ältesten Druck der berühmten Abschwörungsformeln, über welche Wald, Paulus, Illgen, Mohnike u. A. so viel geschrieben und gestritten haben. Mohnike kannte als ältesten Text einen Druck v. J. 1678. Herrn Reuss wurde jetzt das Glück zu Theil,

Digitized by Google

in einer Flugschrift v. J. 1653 die berufenen Artikel aufzufinden. Sie erschienen in Leipzig bei Johann Wittgaun in Quart*). Ihr höheres Alter ist somit dargelegt, wie denn auch ihre Authenticität mit guten Gründen erwiesen wird. Wir wollen nicht ermangeln, diese merkwürdigen Dokumente der Beachtung zu empfehlen. — Am Schlusse seines Buches gibt der Verf. von den zahlreichen gleichzeitigen Flugschriften und all' den spätern Werken, welche Bezug auf sein Thema haben, eine genaue Bibliographie. Die Schrift ist G. Waitz und J. G. Droysen gewidmet. **W.**

Rodolphe Reuss, Josias Glaser et son projet d'annexer l'Alsace à la France en 1639. Mulhouse, imprimerie de L. L. Bader. 1869. 23 S. 8. Extrait de la revue d'Alsace.

Aus dem Strassburger Stadtarchiv theilt der Verfasser eine Denkschrift vom Jahre 1639 mit, welche Ludwig XIII. anräth, das Elsass an Frankreich zu bringen. Sie ging von dem Strassburger Bürger Josias Glasser aus, welcher als Rathschreiber der Stadt mit dem Pariser Hofe in Verbindung kam; er war dessen Pensionär. Nach den bänderreichen Protokollen des Raths der Dreizehn, Fünfzehn und Einundzwanzig**) wird mit umsichtigem Fleiss das Bild dieses Mannes gezeichnet, dessen Andenken und Name man lieber vergessen sähe.

---

*) Eine der neuen römischen katholischen Beichte und Artikel, welche sie im Königreich Böhmen und Markgrafthumb Mähren thun und halten müssen. Leipzig, zu finden bei Johann Wittgaun im kleinen Fürsten-Collegio, 1653, 8 S. in 4°.

**) Im Strassburger Stadtarchiv.

W.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf von F. W. Kampschulte, o. ö. Prof. d. Gesch. a. d. Universität Bonn. Erster Band. Leipzig 1869.

Wenn ich, einer Aufforderung der Redaction entsprechend, nach langer Unterbrechung die „Heidelberger Jahrbücher" wieder mit einem Beitrag beschwere, so geschieht es einerseits aus Interesse für den Gegenstand, dem ich vor sechsunddreissig Jahren während eines längeren Aufenthaltes in der schönen Stadt am Lemanischen See meine ersten literarischen Studien gewidmet und deren Resultate dann in der Schrift „Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniss zum Staat in Genf und in Frankreich bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes" im Verlage der vorliegenden Zeitschrift bekannt gemacht wurden; theils aus Freude über ein Buch, das den gediegensten Werken der neuen historischen Literatur beigezählt werden darf. Obwohl einer andern Confession angehörend hat der Verfasser die grossen Erscheinungen und Persönlichkeiten mit solcher Unparteilichkeit und echt historischen Objectivität dargestellt und beurtheilt und hat dabei das reiche Material, das die protestantische Theologie und Geschichtschreibung zu Tage gefördert, mit solcher Gewissenhaftigkeit und Einsicht benutzt und verwerthet, dass ihm der Dank und die Anerkennung der protestantischen Welt nicht entgehen kann. Wo ein so aufrichtiges Streben nach historischer Wahrheit ohne polemische Nebentendenzen zu Tage tritt, da lässt sich leicht eine Verständigung erzielen, ein modus vivendi in Frieden und Verträglichkeit herstellen. Wir zweifeln nicht, dass dieses Urtheil, das zunächst nur dem vorliegenden ersten Bande gilt, auch in den beiden anderen, welche die Vorrede in Aussicht stellt, sich bewähren wird. Wenn ich bei der folgenden Darlegung des reichen Inhalts hie und da eine verschiedene Ansicht in der Auffassung einzelner Dinge nicht unterdrücken wollte, so mag der Verfasser darin den Beweis erkennen, mit welcher Aufmerksamkeit und Sorgfalt ich das Buch gelesen habe und welchen Werth ich seinem Urtheil beilege.

Nachdem der Verfasser in einer „Einleitung" den Charakter des Calvinischen Lehrsystems im Gegensatz zu dem Hussitenthum und zu der lutherischen Reformation in einigen grossen scharfgezeichneten Zügen dargelegt, berichtet er im ersten Buch über die Herstellung der Unabhängigkeit Genfs; im zweiten über die Einführung der Reformation; im dritten handelt er von Calvin

Digitized by Google

und Genf bis zum Jahre 1541 und im vierten schildert er die Grundlegung der neuen Ordnung.

I.

In dem ersten Buch wird die Geschichte der Stadt Genf von den Zeiten der Römer bis an die Schwelle der Reformation auf 86 Seiten dargestellt. Wir wollen nicht untersuchen, ob die geschichtlichen Ausführungen, in Betracht des eigentlichen Zweckes des Buchs, nicht hätten kürzer und gedrängter gefasst werden können, sondern die aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpfte und mit geschichtlichem Scharfblick durchgeführte Darlegung des Entwicklungsganges der altberühmten Stadt am Lemanischen See dankbar hinnehmen. Die innige Verflechtung der Genfer Reformation mit der politischen Lage, die Wechselbeziehungen kirchlicher und staatlicher Interessen mögen ein näheres Eingehen auf die geschichtliche Entwickelung rechtfertigen.

Der Bischof, den Friedrich Barbarossa auf einer Versammlung zu Losne im Jahre 1162 für den „alleinigen Herrn der Kirche von Genf nach dem Kaiser" erklärte, konnte, seitdem die äussersten Glieder des deutschen Reiches allmählich verdorrten und abstarben, als der rechtmässige Gebieter und Stadtherr angesehen werden. In seinen vieljährigen Kämpfen gegen die Grafen von Genf fand der Bischof eine Stütze an dem gräflichen Haus von Savoyen, das nach und nach die Ufer des Sees in seine Gewalt brachte und in Genf selbst die alte „Königsburg" erwarb. Aber mit der Zeit wurde der savoyische „Vicedom" der geistlichen Herrschaft drohender als die alten Genfer Grafen. Der „Capitän" und Lehnsträger theilte bald die Gewalt mit dem Bischof, indem der Graf in den Conflicten zwischen Stadt und Episcopat sich stets auf die Seite der Bürger stellte und sich in ihnen einen Rückhalt und eine feste Stütze schuf. „In solcher Weise bildete sich hier an der Grenze der romanischen und germanischen Welt ein politisches Gemeinwesen der eigenthümlichsten Art, eine Verfassung, die durch die Vereinigung hierarchischer, feudaler und demokratischer Elemente selbst in der Geschichte des an wundersamen politischen Bildungen so reichen Mittelalters eine merkwürdige Erscheinung bleibt. Ein Bischof, ein Graf, eine freie Bürgerschaft theilen sich in den Besitz der öffentlichen Macht." Bei der weiteren Darlegung der rechtlichen Stellung und Befugnisse dieser drei Factoren des öffentlichen Lebens, wobei besonders die communale und municipale Entwickelung der Stadt anschaulich dargestellt wird, kommt der Verfasser zu dem Resultat, „dass Genf nicht blos in seiner äusseren Gestalt auf den fremden Beschauer einen erhebenderen Eindruck machte, als hundert Jahre später die Stadt Calvins, sondern auch in Hinsicht auf politische Bedeutung, Wohlstand und Bildung seiner Bürger den Vergleich mit dem „protestantischen Rom" nicht zu scheuen brauchte und, was mer-

Digitized by Google

kantilen Unternehmungsgeist, Lebhaftigkeit des Verkehrs, Freiheit der geistigen Bewegung und Vielseitigkeit des Lebens angeht, dasselbe sogar entschieden übertraf", dass, wie S. 19 wiederholt wird, „nicht erst der Gelehrte von Noyon in Genf das Licht wissenschaftlicher Bildung verbreitet hat." Dabei werden jedoch auch die Schattenseiten nicht verschwiegen, Ueppigkeit, Spielsucht, Unsittlichkeit, geschlechtliche Ausschweifungen. „Die Werkzeuge der öffentlichen Lust bildeten eine förmlich organisirte Genossenschaft unter der Leitung einer „Königin", die als solche bereits zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sogar in den öffentlichen Rechtsprotocollen figurirt."

Dem Rechtsbegriff nach war der Bischof „Fürst von Genf"; aber der savoyische „Vicedom" dehnte mit der Zeit seine Machtbefugnisse so sehr aus, dass die bischöflichen Fürstenrechte in weltlichen Dingen bald nur noch ein Schein und Schatten waren. Durch das „Vicedomat" hofften die Grafen von Savoyen, besonders seitdem das Haus den Herzogsrang und das Reichsvicariat erlangt hatte, die schöne Stadt ganz unter ihre Herrschaft zu bringen. Denn es war eine Lieblingsidee des Turiner Hofes, das alte burgundische Reich, „dessen Traditionen sie in ihrem Hause sorgfältig nährten, dessen Könige sie als ihre Vorgänger anzusehen liebten", in seinem früheren Glanze wieder herzustellen. „Für eine solche Politik trat natürlich Genf, die Hauptstadt und Residenz der alten Burgunderfürsten, in den Vordergrund." Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert sehen wir daher das Bestreben der savoyischen Herzöge darauf gerichtet, die Stadt ihren übrigen Besitzungen einzuverleiben; durch List und Intriguen hoffte man zum Ziel zu kommen, der aus einer solchen Verbindung den Bürgern erwachsende Vortheil, sollte eine günstige Stimmung erzeugen und das Freiheitsgefühl zurückdrängen. Selbst der Einfluss in Rom, „wo man sich bereits gewöhnt hatte, auch ohne Domcapitel über Bischofsitze zu verfügen" wurde für diesen Zweck ausgebeutet. „Indem die päpstliche Curie schwach genug war, den savoyischen Verlockungen nachzugeben, hat sie selbst den Verlust des St. Petersdomes am Genfersee vorbereiten helfen." Am sichersten glaubte man zu gehen, wenn die Bischofswürde an Glieder des herzoglichen Hauses kam. Und es fiel nicht schwer, auch dieses zu erreichen. Bis ins sechzehnte Jahrhundert sassen meistens savoyische Prinzen auf dem Genfer Bischofstuhl, welche die Macht und Ehre der Dynastie höher anschlugen als die Rechte der Kirche und die Freiheit der Stadt. Mehr und mehr gewöhnte sich die höhere städtische Aristokratie, „welche durch ihre materiellen Interessen vielfach auf Savoyen hingewiesen war", an den Gedanken, die Herzoge von Turin als die Herren der Stadt zu betrachten; die „freiwilligen Gaben" nahmen nach und nach den Charakter von Auflagen an; am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts „galt Genf in der Ferne als eine savoyische Stadt"; und als es dem ehrgeizigen

Digitized by Google

Herzog Carl III. gelang, nach dem Tode des trefflichen Bischofs Charles de Seissel, des „grossen Vorkämpfers für kirchliche und bürgerliche Freiheit" (1513) mit Hülfe der römischen Curie einen natürlichen Sprossen seines Hauses auf den Bischofstuhl zu erheben, da schien die seit Amadeus VIII. consequent verfolgte Politik ihrer Vollendung entgegen zu gehen. Der neue Bischof war der unter dem Namen des „Bastards" bekannte Prinz Johann von Savoyen, „ein Mensch von notorisch unsittlichem Wandel und in Allem das willenlose Werkzeug der Politik des Herzogs." In dieser schweren Zeit, da Herzog und Bischof, „wie einst Herodes und Pilatus" vereint waren gegen die Stadt, bildete sich eine patriotische Partei zur Erhaltung der alten Rechte und Freiheiten Genfs. An ihrer Spitze standen Philibert Berthelier, Bezanson Hugues und der junge François Bonnivard. Der Anschluss an die Eidgenossenschaft, ein Bund mit Freiburg und Bern erschien ihnen als der einzige Weg zur Erreichung ihres Zieles. Die Charakterschilderung dieser drei Männer, die für die Entwickelung der Reformationsgeschichte in Genf von so hoher Bedeutung waren, ist von dem Verfasser aus dem reichen Material, das der Fleiss und das vaterländische Interesse Genfer Gelehrten in neuester Zeit zu Tage gefördert hat, trefflich ausgeführt: Berthelier wird geschildert als heiterer Weltmann, „der das Leben liebte und seine Genüsse, aber auch jeden Augenblick bereit war, es einzusetzen, wenn es Genfs Unabhängigkeit galt, und fast schien es, als suche er die Gefahr." Der Gegensatz zu dieser gewandten, beweglichen Natur, die der Genfer Historiker Roget mit Egmont vergleicht, bildet Bezanson Hugues von deutscher Abstammung, „ein Mann des strengen Rechts, fest und unerschütterlich, umsichtig und besonnen, von streng sittlichem Wandel und allen Ueberschwenglichkeiten abhold, ein echter Repräsentant des von stolzem Unabhängigkeitsgefühl erfüllten Bürgerthums jener Zeit." Zwischen beiden stand Bonnivard, ein talentvoller und kenntnissreicher junger Cleriker, dessen gewandte Feder zugleich das Andenken an diesen merkwürdigen Kampf vorzugsweise erhalten hat. „Geistreich, witzig, und erfinderisch, gebildet in den Schulen deutscher Humanisten und welterfahren, war dieser junge Mönch, im Besitze der wichtigen Abtei St. Victor und ihrer Güter, die er 1514 von seinem Oheim ererbt, für den Herzog ein gefährlicher Gegner." Man hat ihn den „Erasmus der Genfer Reformation" genannt. Gegen diesen in den Genfer Annalen so hochgefeierten Mann, den „Gefangenen von Chillon" hat sich in neuerer Zeit das historische Urtheil weniger günstig gestaltet, und auch Herr Kampschulte ist nicht gut auf den Verfasser der „Chroniques" zu sprechen. „Er entbehrte jenes sittlichen Ernstes, welcher den Mann macht" sagt er, und fügt hinzu: „Bonnivard allein hat es unter den alten Vorkämpfern der Freiheit verstanden, seine Ansichten später als Pensionair des calvinischen Staates mit Zuständen in Einklang zu bringen, die

Digitized by Google

das gerade Gegentheil von dem darstellten, was er früher verfochten." Unter der Leitung dieser Männer erhielt die patriotisch-liberale Partei, die wegen ihrer Hinneigung an die Schweizer in der Folge den Namen Eidguenos, Eiguenots, auch wohl Huguenots empfing, bald grosse Bedeutung; Berthelier stellte mit den „Kindern von Genf" Waffenübungen an und organisirte den Widerstand gegen das offene und versteckte Complot des savoyisch-bischöflichen Hofes und seiner Anhänger und Förderer wider die Freiheit der Stadt. Umsonst erhob man unter Verachtung aller gesetzlichen Formen gerichtliche Klagen gegen die Führer, nöthigte Berthelier zur Flucht, warf einen seiner Anhänger, Pecolat, in's Gefängniss, liess zwei andere als Hochverräther hinrichten; die Partei der „Eidgenossen", die mehr und mehr in Hugues ihr eigentliches Haupt erkannte, wurde weder durch diese Gewaltschritte, noch durch die zaudernde Politik der Berner, die es mit dem herzoglichen Hof nicht verderben wollten, abgeschreckt oder entmuthigt. Aber je lebhafter die freiheitliche Opposition sich regte, desto mehr sammelte auch die Gegenpartei, welche die savoyische Herrschaft begünstigte, ihre Kräfte. Man nannte sie „Mamelucken"; als ihr Haupt galt der kluge und energische Cartelier. „Die ganze Stadt war in zwei Heerlager getheilt. Wie einst Welfen und Ghibellinen, so standen sich jetzt in Genf Eidgenossen und Mamelucken gegenüber." Im Vertrauen auf den Beistand der „Mamelucken" und um den Bestrebungen dieser seiner Anhänger mehr Nachdruck zu geben, zog Carl III. 1519 mit Gewaffneten in Genf ein und traf alle Anstalten, um sich als Herrn zu behaupten und den Trotz des „widerspenstigen Bürgervolks" durch Terrorismus zu brechen. Zwar sah er sich genöthigt, als Bezanson Hugues die Hülfe der Freiburger „Mitbürger" nachsuchte, die Stadt wieder zu räumen, um nicht mit den Schweizern in Krieg zu gerathen, aber er übertrug dem Bischof die Vollendung seines Vorhabens, und dieser war ein so willfähriges Werkzeug der Politik seines Hauses, dass er Berthelier, den ritterlichen, muthigen Vorkämpfer der Freiheit, auf offener Strasse verhaften und nach einem achtstündigen Process als „Verräther" unter dem Beil des Henkers sterben liess. (6. Aug. 1519.) Zugleich wurden vier neue Syndike aus der Partei der „Mamelucken" gewählt, „welche überall und in Allem handelten, wie es Herzog und Bischof wollten." Zwei Jahre lang seufzte Genf unter tyrannischer Gewaltherrschaft, bis endlich durch Papst Leo X., dessen Vermittelung Besanzon und seine Gesinnungsgenossen anriefen, einige Erleichterung eintrat. Der Bischof musste die Stadt verlassen, zu seiner Stellvertretung wurde Pierre de la Baume, Abt von Susa und St. Claude zum Coadjutor ernannt. Im folgenden Jahr erlag Johann von Savoyen zu Pignerol einer Krankheit, „in der er selbst die Strafe des Himmels für seine Ausschweifungen erkannte" und Pierre de la Baume, aus dem altangesehenen Geschlecht der Grafen von Montrevel, wurde sein Nachfolger. Aber

Digitized by Google

auch dieser Kirchenfürst war den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen. Ein Mann von schwachem, unselbständigen Charakter und einem gemächlichen, genussreichen Leben zugethan, besass er, trotz einer nicht gewöhnlichen Bildung und mancher guten Eigenschaften, nicht die Kraft, als geschickter Steuermann das Staatsschiff durch das sturmgepeitschte Meer zu lenken. „Männliche Würde, geistlicher Hirteneifer waren diesem schlaffen Geiste unbekannt." Er zog es vor, „in seinen Abteien und Schlössern ungestört dem Genusse zu leben und die Last des Kampfes auf andere Schultern abzuwälzen." Als Herzog Karl III. bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Beatrix von Portugal, wodurch er der Schwager Kaiser Karls V. ward, der Stadt einen Besuch machte und mit seiner jungen reizenden Gemahlin und einem glänzenden Hofstaat lange daselbst verweilte, um die Bürger die Freuden und Herrlichkeiten einer savoyischen Residenz kosten zu lassen, war der Bischof eifrig beflissen, dem herzoglichen Paare den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Die Herzogin wartete in Genf ihre Niederkunft ab. Der Thronerbe, der am 2. December 1528 zur Welt kam, „sollte als geborner Genfer erscheinen und in der Bürgerschaft ein dynastisches Gefühl geweckt werden." Was man früher mit Gewalt nicht erreichte, sollte jetzt mit List durchgeführt werden. Genf galt bereits als herzogliche Stadt; von den Rechten des Bischofs war kaum mehr die Rede. Als ein patriotischer Bürger, Levrier, den Muth hatte, „im bischöflichen Conseil den Bischof als den allein rechtmässigen Herrn von Genf zu bezeichnen und mit nackten Worten das Vasallitätsverhältniss des Turiner Herzogs in Erinnerung zu bringen", wurde er von savoyischen Häschern ergriffen, gefoltert und hingerichtet (1524). Der abwesende Bischof hatte keine Hand zur Rettung seines treuen Dieners geregt. Der Terrorismus in der Stadt erhielt an den in der Umgegend gelagerten savoyischen Truppen einen starken Rückhalt. Bezanson und die Führer der „Eidgenossen" sicherten sich durch heimliche Flucht; von savoyischen Hellebardieren umgeben stimmte die Bürgerschaft drei vorgelesenen „Artikel" bei, welche wenn auch nicht dem Wortlaute doch dem Sinne nach „den völligen Verzicht auf Genfs Unabhängigkeit und die Anerkennung der savoyischen Herrschaft enthielten" (1525). Nun trat aber ein Umschwung ein. Der Herzog als Bundesgenosse Karls V. in den Krieg gegen Frankreich verwickelt, verliess Genf; die Ausgewanderten, und auch der Bischof, kehrten zurück; die Schweizer, die Verbündeten des Königs Franz I. von Frankreich, nahmen sich der Genfer ernstlicher an. Die „Artikel" wurden für null und nichtig erklärt. Besanzon Hughues bewirkte, dass in Freiburg und Bern die Aufnahme Genfs in das Burgrecht und ein gegenseitiger Waffenbund gegen jeden ungerechten Angriff beschlossen ward (Febr. 1526). Damit war die Herrschaft der „Mamelucken" in Genf zu Ende; viele entwichen auf herzogliches Gebiet; ihr Haupt, Cartelier, büsste

Digitized by Google

für seinen Uebermuth in Kerker und Ketten; ein nachträglicher Prozess beraubte sie ihrer bürgerlichen Ehre und ihrer Güter. Selbst der Bischof wurde durch Besanzon bewogen, von seinem anfänglichen Protest abzustehen und in das Lager der „Eidgenossen" überzutreten. Um einem etwaigen Gewaltstreich von Aussen zu begegnen, wurde eine Bürgerwehr errichtet, wurden die Festungswerke ausgebessert, wurden Kriegsrüstungen gemacht. Besanzon war die Seele der patriotischen Bewegung. Auf sein Zuthun wurde die Gerichtsorganisation verbessert und das städtische Regiment nach dem Vorbild der eidgenössischen Orte durch Errichtung eines „grossen Rathes" umgestaltet. Die herzoglichen Richter und Beamten hatten bereits die Flucht ergriffen. Empört über diese Vorgänge eröffneten die savoyischen Parteigänger einen förmlichen Krieg gegen die Stadt. „Schon um das Jahr 1520 hatte sich zur Bekämpfung des trotzigen Bürgervolkes aus dem umwohnenden savoyischen Adel die „Rittergesellschaft vom Löffel" gebildet. Mit ihr verbanden sich die geflüchteten „Mameluken" von „coriolanischem" Hass gegen ihre Mitbürger erfüllt." Beide eröffneten jetzt unter dem Schutz und mit heimlicher Unterstützung des Herzogs eine „Wild- und Raubjagd" gegen die „rebellische" Stadt. Besonders war ihre Wuth gegen den Bischof gerichtet, den sie als einen Abtrünnigen ansahen. Um den ängstlichen Mann vor ihrer Rache zu retten, beförderte Besanzon seine Uebersiedelung nach Burgund. Aber de la Baume trug den Verlust seiner Bezüge aus seinen savoyischen Abteien Susa und Pignerol sehr schwer; und da es der herzoglichen Partei gelang, bei dem Erzbischof von Vienne, dem Metropoliten von Genf, eine Sentenz zu erwirken, welche den Bischof mit Suspension, die Stadt, ihre Syndike, Räthe, Bürger und Einwohner mit Bann und Interdict belegte, da lenkte der schwache Prälat wieder ein. Um den Preis der Rückgabe seiner Abteien schloss er wieder seinen Bund mit dem Herzog. Dieser Bund und das ungerechtfertigte Vorgehen der Curie, die sich zum Werkzeug der Rachsucht gebrauchen liess, haben vor Allem zur Einführung der Reformation in Genf beigetragen.

Die patriotische Partei der „Eidgenossen" unter Besanzon Hughues hatte sich nur die Unabhängigkeit und Freiheit der Stadt zum Ziel gesetzt; sie wollte mit dem Bischof Hand in Hand gehen und von religiöser Neuerungslust scheint sich diese Partei noch fern gehalten zu haben. Aber die Unzuverlässigkeit Peters de la Baume und das kirchliche Anathema des Metropoliten von Vienne brachten andere Leute von kühnerem Unternehmungssinn und weitergehenden Zielen in die Höhe und machten sie zu Herren der Situation. Wenn unser Verfasser scharf betont, dass diese vorwärts strebende revolutionäre Partei an moralischer Kraft und sittlicher Haltung weit hinter der Rechtschaffenheit, Ehrenhaftigkeit und Bürgertugend eines Besanzon und seiner Gesinnungsgenossen zurückstand, dass ihr Führer Baudichon „seine Laufbahn mit einem

Digitized by Google

Mord eröffnet hatte", dass Bonnivard, welcher sich gleichfalls zu der Partei hielt, ein Mann gewesen sei, „der mit seltener Geschmeidigkeit seine Grundsätze mit jeder neuen Wandelung in Einklang zu bringen wusste und mit sicherem Blicke stets erkannte, auf welcher Seite er schliesslich den Sieg finden werde" und es unbegreiflich findet, dass Merle d'Aubigné diesen Mann einen „Schwärmer für Wahrheit und Recht" nennen konnte; so mag er menschlich betrachtet ganz im Recht sein. Aber in grossen Krisen und bürgerlichen Kämpfen wird die redliche Halbheit stets der kühner und entschlossener vorstrebenden Partei erliegen. Grosse Schäden werden nicht durch Vermitteln und Transigiren geheilt, die müssen mit Blut und Eisen vernichtet werden. Die Männer, die mit ehrlichem Bemühen zwischen streitenden Extremen die Brücke der Verständigung und Ausgleichung zu schlagen suchen, werden stets scheitern oder untergehen. Ihre Lorbeeren sind ehrenvoll aber unfruchtbar. Während Besanzon Hughues und seine Genossen sich an Freiburg anlehnten, das der Religionsneuerung seine Grenzen verschlossen hielt, machten die „Jungliberalen", Baudichon, Vandel u. a. ihren Bund mit Bern, wo um diese Zeit die Reformation den Sieg erlangte. Wenn Herr Kampschulte die Berner beschuldigt, dass sie bei ihrer Politik „die völlige Einverleibung Genfs ins Auge gefasst hätten", dass sie „die Herrschaft des Bischofs durch eine Schutzherrschaft Berns zu ersetzen" gesucht und deshalb die Burgrechtspartei, die das bischöfliche Regiment zu erhalten wünschte, angefeindet; wenn er sogar behauptet, „Baudichon und Vandel hätten den abermaligen Abfall des schwachen Prälaten mit vielem Geschick vorbereitet"; so verfällt er hier in den nicht seltenen Fehler, grosse Resultate durch geringfügige Motive abzuschwächen, bedeutende Wirkungen durch Verdächtigung und Bemäkelung der Urheber und Leiter um ihren Glanz zu bringen. Nimmermehr hätte Genf in seiner damaligen Lage und Umgebung unter einem bischöflichen Regimente seine Freiheit und Unabhängigkeit behaupten können. Eine politische Revolution ohne kirchliche Reformation wäre in jenen Tagen ein Traum, ein wesenloses Schattenbild geblieben. Noch im August 1530 erklärte der abwesende Bischof die Genfer für „Rebellen", rief die „Ritter vom Löffel", die Peiniger des Volkes zur Vertheidigung seiner Rechte auf, begünstigte das Herrschergelüste des Turiner Hofes, der gerade damals den patriotischen Bonnivard, als er im Vertrauen auf einen Geleitsbrief des Herzogs sich auf savoyisches Gebiet wagte, in der Nähe von Lausanne von Rittern auffangen und in die dunkeln Kerkergewölbe des Schlosses Chillon werfen liess! Und dieses Mannes Regiment sollte Genf wieder aufrichten und für die Zukunft befestigen! Aber noch in demselben Jahr fiel die Entscheidung. Von Bern und Freiburg unterstützt zerstörten die Genfer die Raubburgen der Ritter und zwangen dem Herzog einen Friedensvertrag ab. Der Vertrag von Payerne im Januar 1531 stellte die Unabhängig-

Digitized by Google

keit der Stadt Genf her, drückte das herzogliche »Vicedomat« zu einem Schatten herab und bestätigte das »Burgrecht« der drei Städte. Unter grossen Festlichkeiten wurde die »Combourgeoisie« beschworen, wobei eine allegorische Darstellung Einheimischen und Fremden verkündete, »dass Genf fortan sich als Glied der ruhmreichen Eidgenossenschaft betrachtete.«

II.

Im zweiten Buch: »Die Einführung der Reformation«, erfahren wir S. 102 dass »die von den beiden (?) Cantonen im Herbst 1530 zum Entsatze Genfs entsandten Mannschaften zum grössten Theile aus deutsch redenden Lutheranern bestanden, die vor Begierde brannten, ihren Glaubenseifer in der wälschen Stadt zu bethätigen«; sie hätten in Kirchen und Klöstern Altäre, Crucifixe und Bilder zerstört, Mönche und Priester verhöhnt, in St. Peter Luthers Lehre in deutscher Sprache predigen lassen u. s. w. Wir wissen aus der Geschichte der Niederlande und anderer Länder, dass solche Excesse in der Regel der Reformation mehr Schaden brachten, als Vorschub leisteten. Und auch in Genf dauerte nach dem Abzug dieser »bewaffneten Missionäre« der katholische Cultus in alter Weise fort. Dennoch gibt sich von der Zeit an unter allen Ständen eine sichtliche Hinneigung zu religiösen Neuerungen kund. »Die Bibel wurde häufiger zur Hand genommen als vordem, es begannen sich einzelne wirklich evangelische Kreise zu bilden; die Behörden erlaubten sich mit zunehmender Rücksichtslosigkeit Eingriffe in die geistliche Jurisdiction und fingen bereits an, das Kirchengut als städtisches Eigenthum zu behandeln.« Der Verfasser erkennt in diesen Erscheinungen weniger die Wirkung innerer religiöser Triebkräfte als äussere Einflüsse und politische Beweggründe. Der Berner Rath verband mit seiner bewaffneten Bundeshülfe eine »religiöse Propaganda«, indem er in der Ausbreitung des Evangeliums nach Westen ein geeignetes Mittel zur »Wiederherstellung der altburgundischen Grenzen« erkannt habe und man in Genf den mächtigen Canton, »bei guter Gesinnung« zu erhalten wünschte. Der Eifer, mit dem sich der Herzog von Savoyen bei Papst und Kaiser als den »berufenen Beschützer und Anwalt der katholischen Interessen« aufgeworfen, habe den Parteigenossen Baudichons Gelegenheit geboten, »unter dem Deckmantel des Patriotismus ihre kirchlichen Umtriebe fortzusetzen«, obwohl sie in dem neuen Evangelium »nicht die Anfänge einer religiösen Reform erblickten, die auch an den sittlichen Menschen Anforderungen stellte, sondern einen Freibrief, der ihnen gestattete, sich über die kirchlichen Schranken nach Gutdünken hinwegzusetzen, die Kirchengebote zu übertreten, die Geistlichkeit und insbesondere ihr Oberhaupt, den Bischof, zu verachten«. Es sei eine »kühne Phrase«, wenn Merle d'Aubigné sage »die kühnsten Hugenotten (wie er die Anhänger des Burg-

Digitized by Google

rechts nennt) wollten eine freie Kirche in einem freien Staat«; Besanzon Hughues, »der Befreier Genfs« sei gegen Ende des Jahres 1532 oder in den ersten Tagen des nächsten Jahres gestorben »treu dem Glauben seiner Väter«; sein Sohn Conrad habe einige Jahre später Genf verlassen müssen, »weil er wie der Vater an dem alten Glauben festhielt.« Der Verfasser verkennt nicht die grossen Gebrechen der Kirche und des Clerus in Genf und theilt aus Froment und aus dem »Levain du Calvinisme« der Nonne Johanna de Jussie einige drastische Züge über die Lasterhaftigkeit und Entartung der Priester und Ordensgeistlickkeit mit, meint aber doch: »jene antiklerikale Stimmung, jene gereizte Opposition gegen den geistlichen Stand, wie sie in dem deutschen Bürgerthum jener Zeit fast als ausnahmslose Regel erscheint, war in Genf nicht vorhanden. Auch in ihrer Entartung besassen Kirche und Geistlichkeit hier noch eine Macht und eine Herrschaft über die Gemüther.« Da liess Papst Clemens VII. am 9. Juni 1532 einen allgemeinen Jubelablass verkündigen und gab der Opposition selbst die Waffen in die Hand. »Wie in Prag und Wittenberg, so war es auch in Genf die Ablasspredigt, die das Signal zum offenen Abfall gab.« Ein Gegenanschlag, von unbekannter Hand an die Kirchenthüren geheftet, verkündete im Namen des himmlischen Vaters »Jedem einen vollkommenen Ablass unter der einzigen Bedingung der Reue und des Glaubens an die Verheissungen Christi.« Damit war die Losung zum Kampf gegeben und die evangelische Bewegung eingeleitet. Die Entscheidung liess nicht lange auf sich warten. Eine Aufforderung des grossen Raths an den Generalvicar, dafür zu sorgen, »dass in allen Kirchen und Klöstern Evangelium und Epistel nach der Wahrheit und ohne Beimischung von Fabeln und Menschensatzungen gepredigt werde« war die Einleitung zur Einführung der Reformation in Genf durch Wilhelm Farel. Die Charakterschilderung dieses feurigen Reformators aus dem südöstlichen Frankreich, der schon seit einer Reihe von Jahren in verschiedenen Gegenden der Schweiz seine reformatorische Thätigkeit entfaltet hatte, gehört zu den anziehendsten Partien des Buches. (p. 110 ff.) Wie oft auch Farel durch seinen Feuereifer Anstoss gab, »Niemand konnte dem rauhen, derben, opferwilligen Streiter, der vor keiner Gefahr zurückwich, durch kein Missgeschick gebrochen wurde, auf die Dauer zürnen. Nur Erasmus, der feingebildete Humanist, empfand gegen diesen ungehobelten Franzosen, der ihn überdies in Basel persönlich beleidigt hatte, einen tiefen Widerwillen.« In seinem ganzen Auftreten erinnert dieser »wälsche Luther« an die Mönchsgestalten des Mittelalters. Von glühendem Reformeifer erfüllt kann er »als der eigentliche Hort und Stammhalter des französischen Protestantismus« angesehen werden. Von der Stunde an, da er mit einem Empfehlungsschreiben der Berner Behörden in Begleitung von Saunier in Genf einzog und diese auf der Grenze von Frankreich und Savoyen gelegene Stadt zur »Ope-

Digitized by Google

rationsbasis seines Kampfes gegen den romanischen Katholicismus«, zum »Mittelpunkt für die neue religiöse Propaganda« wählte, war die Lemanstadt für die Reformation gewonnen.

Freilich konnte eine so mächtige Umgestaltung und Lebenserneuerung nicht ohne grosse Kämpfe und heftige Auftritte vor sich gehen. Farel sah sich nach einigen Tagen genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen, auch sein jüngerer, behutsamerer Landsmann Fromment musste den Anstrengungen der Gegenpartei das Feld räumen. In den Jahren 1533 und 1534 war Genf der Schauplatz tiefgreifender Parteikämpfe: »Feindseliger als einst Mameluken und Eidgenossen traten sich Katholiken und Lutheraner entgegen. Alles trug Waffen: bewaffnet erschien man auf öffentlichen Plätzen, bewaffnet in der Predigt; selbst die Geistlichen gingen nicht ohne Waffen aus.« Mehrmals standen sich die Parteien kampfbereit gegenüber nur mit Mühe gelang es den städtischen Behörden, durch vermittelnde und beschwichtigende Thätigkeit den Bürgerkrieg fern zu halten. Der grosse Rath nahm keine entscheidende Stellung ein. Die schwierige Lage der Stadt schien ihm eine behutsame, zurückhaltende Politik rathsam zu machen. Denn während die Freiburger für den Fall eines Sieges der »lutherischen Sekte« mit der Auflösung des Burgrechts drohten, beschwerten sich die Berner, von Baudichon und seinen Gesinnungsgenossen über die Vorgänge unterrichtet, dass man ihrer Empfehlung und Fürsprache so wenig Rücksicht gezollt, stellten auch ihrerseits die Aufkündigung des Burgrechts in Aussicht und machten für die frühere Kriegshülfe eine Schuldforderung geltend, welche die Stadt nicht zu bezahlen im Stande war. Am heftigsten gestaltete sich der Parteikampf, als ein hervorragender Domherr, Pierre Werly, »ein eben so feuriger Anhänger seiner Kirche als tüchtiger Streiter« der bei Gelegenheit eines Tumultes eine Hellebarde schwingend auf den Kampfplatz eilte, seinen Tod fand. Der Ermordete stammte aus einer der angesehensten Familien des verbündeten Freiburg; seine mächtige Verwandtschaft strengte daher alle Kräfte an, durch ein strenges Strafgericht die Gegenpartei einzuschrecken. Ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Die Altgläubigen fassten neuen Muth, »die Lutheraner fühlten sich gelähmt durch jene Art von Muthlosigkeit, die immer einer Ausschreitung zu folgen pflegt.« Um ihren Sieg vollständig zu machen, bewirkten die Katholiken mit Hülfe der Freiburger die Rückkehr des Bischofs. Am 1. Juli 1533 zog Pierre de la Baume noch einmal in die Lemanstadt ein, von Rath und Syndiken als »Fürst von Genf« feierlich empfangen, aber schon nach vierzehn Tagen nahm er wieder Abschied von Genf, »um es nie wieder zu sehen.« Von seinem Ruhesitz Arbois aus untersagte er »alles Predigen und Reden über das Evangelium und die heilige Schrift ohne bischöfliche Genehmigung bei Strafe des Kirchenbannes und schwerer Geldbusse«, ein Gebot, das auf keiner Seite beachtet wurde. Denn auch die Altgläubigen hatten erkannt, dass

Digitized by Google

die Sache ihrer Gegner vorzugsweise durch die Vorträge der neuen Prediger gefördert wurden. Um ihnen daher auf demselben Felde entgegenzuwirken, bewogen sie den Dominicaner Guy Furbity aus Montmelian in einer Reihe von Adventspredigten den alten Glauben gegen die Religionsneuerer zu vertheidigen. Er that dies mit so scharfen Ausfällen gegen die »ketzerischen Deutschen«, dass sich die Berner, auf die es besonders abgesehen war, zu einer bitteren Beschwerdeschrift an den Genfer Rath veranlasst fanden. Im Gefolge der Gesandten, welche das Schreiben überbrachten, befand sich der junge, talentvolle und wortgewandte Peter Viret aus Orbe, ein Freund und Schüler Farels. »Obwohl von milderem, bescheidenerem Wesen, nicht so rauhen, gewaltthätigen Sinnes wie der Meister, stand Viret diesem doch an Eifer für das neue Gotteswort in keiner Weise nach: noch trug er an seinem Leibe die frischen Wundmale aus einem Handgemenge, das er erst eben mit den Katholiken in Payerne bestanden." Farel und Fromment waren schon vorher mit Baudichon, der die Berner von den Vorgängen unterrichtet hatte, nach Genf zurückgekehrt. Die »Herren von Bern« drangen so nachdrücklich auf Genugthuung, dass der Genfer Rath sich genöthigt sah, über den Prediger Furbity eine gerichtliche Untersuchung in Gegenwart der drei »Diener des Evangeliums« Farel, Fromment und Viret zu verhängen, auf welche dann eine Disputation folgte. Noch war der Prozess nicht zum Austrag gekommen, als einige Heissporne der Altgläubigen zu den Waffen griffen, um durch einen Aufstand den »Märtyrer« zu befreien. Dies beschleunigte der Fall der katholischen Kirche. Furbity, »geistig und körperlich gebrochen« wurde zum Widerruf vor versammelter Gemeinde verurtheilt und dann, als er die Abschwörung weigerte, zwei Jahre lang in Haft gehalten. Nun verlangten die Evangelischen, unterstützt von den Berner Gesandten, die Einräumung einer Kirche zur Abhaltung ihres Gottesdienstes; aus Furcht vor Freiburg wagte der Magistrat die Bitte nicht zu gewähren, gab aber zu verstehen, dass er es nicht wehren wolle, wenn sie sich eigenmächtig in den Besitz einer Kanzel setzten. Da zog Farel, geleitet von Baudichon, Perrin und einem »lutherischen Volkshaufen« in die Franciscanerkirche und hielt die erste evangelische Predigt an geweihter Stätte (1. März 1534). Einige Wochen nachher erschienen Freiburger Gesandten in Genf und erklärten das Bundesverhältniss für aufgelöst.

Wenn der Verf. bei der Darstellung dieser Vorgänge durchfühlen lässt, dass nach seiner Ansicht nur der von Bern aus geübte Terrorismus die Genfer wider ihren Willen der Reformation in die Arme geführt habe, so widersprechen dieser Auffassung zum Theil seine eigenen Angaben. Wir erfahren S. 122, dass sich schon beim ersten Auftreten Fromments aus der altliberalen reformatorisch gesinnten Partei, die man die »Gutwilligen« genannt, eine »Gemeinde der Gläubigen« gebildet, deren Glieder der ersten und

Digitized by Google

angesehensten Familien angehörten. Dass aber die Reformprediger nicht aus dem einheimischen Clerus hervorgingen, sondern aus der Fremde einzogen, zeugt nur von der Versunkenheit der Genfer Geistlichkeit, die der Verfasser selbst nicht leugnet. Diese sittliche und geistige Versunkenheit kann auch als Hauptursache gelten, dass Genf so rasch zu einem »protestantischen Rom« ward. Die alte Kirche zählte keine Märtyrer; mochten auch manche auswandern, als der Bischof die Stadt Genf »die durch die verfluchte lutherische Secte in grosse Gefahrlichkeit gerathen«, mit dem Bann belegte, alle Getreuen aufforderte, die rebellische Stadt zu verlassen und dann mit geworbenen Truppen unter Savoyens Schutz einen verheerenden Krieg eröffnete; die Mehrzahl harrte ruhig aus und fügte sich in die neuern Verhältnisse. Dieses feindselige Auftreten des Bischofs und seiner Anhänger, zu dem die patriotische Thätigkeit der reformatorisch gesinnten Bürger unter Farels Führung glänzend abstach, vollendete den Sieg der neuen Kirche. Selbst der grosse Rath musste nun aus seiner »Vermittlungspolitik« heraustreten und dem Bischof den Gehorsam aufkündigen. Wenn etwa Herr Kampschulte mit den Worten (p. 156) »Farel und seine Gehülfen im Dienste des Wortes spielten bei allen diesen Vorgängen die eifrigsten Patrioten«, einen Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer vaterländischen Gesinnung und Hingebung hat andeuten wollen, so ist er durchaus im Unrecht. Zwingli hatte drei Jahre vorher bei Cappel bewiesen, dass es den reformatorisch gesinnten Männern der Schweiz nicht an Muth, an Selbstaufopferung, an patriotischem Sinn fehlte. Gerne geben wir dem Verfasser das »papistische Complott«, wodurch die drei Häupter der Reformation durch Gift aus der Welt geschafft werden sollten, preis, wie viele Beweise auch dafür sprechen mögen, da solche Beschuldigungen und Verdächtigungen in stürmischen Zeiten, wo die Leidenschaften aufgeregt sind, stets auftauchen; dennoch kann auch von ihm nicht viel zum Ruhme der unterliegenden Partei aufgeführt werden. Nirgends gab sich eine Catonische Resignation kund. Als auf Verlangen der Reformationsführer der Rath eine Disputation anordnete, erschien kein Geistlicher auf der Arena. »In dem ganzen städtischen Klerus wurde auch nicht Ein Mitglied tüchtig genug befunden, um den Kampf mit den Gegnern aufzunehmen.« Nach vielen Bemühungen wurden zwei französische Kleriker als Opponenten aufgetrieben, deren Rechtgläubigkeit aber nach dem Verfasser mehr als zweifelhaft war. Als selbst nach dieser Disputation der Stadtrath noch immer zauderte den entscheidenden Schritt zu thun, bemächtigten sich die Neuerer allmählich aller Kirchen; am 8. August 1535 hielt Farel »der Eroberer« unter dem Geläute der grossen Glocke seinen Einzug in St. Peter und verkündete das neue Gotteswort in der Genfer Metropole. Nach beendigtem Gottesdienst drangen Volksmassen in die Kathedrale und zerstörten mit rohem Vandalismus allen Bilderschmuck und alle Zeichen des »Götzen-

Digitized by Google

dienstes«, ein Vorgang, der am folgenden Tag in allen übrigen Kirchen Genfs wiederholt ward. Nachdem so das Volk den thatsächlichen Beweis von der Verwerflichkeit der Bilder und des bisherigen Cultus an Tag gelegt, widersetzte sich der Rath nicht länger der „Abschaffung des Papstthums." „Seit dem 10. August 1535 wurde in Genf katholischer Gottesdienst öffentlich nicht mehr geduldet." Wie viel auch äussere Umstände und der Druck der angeblichen Vorkämpfer für die „Freiheit des Glaubens" zu diesem Resultat beigetragen haben mögen, bemerkt der Verfasser, „so hätte dieses Alles doch nicht hingereicht, die Stadt in so kurzer Zeit dem Protestantismus in die Arme zu führen, wenn der alte kirchliche Zustand ein gesunder, wenn die Diener der Kirche von ihrer Aufgabe und Pflicht durchdrungen gewesen wäre. Wo der Katholicismus zum Fall kommt, fällt er nicht ohne eigene Schuld." Mit Ausnahme der Klosterfrauen von Sa Clara, deren Schicksale der Verfasser, nach dem Berichte der erwähnten Johanna de Jussie ausführlich darstellt, war die Haltung der Genfer Geistlichkeit der Art, „dass sie keinen Anspruch auf jene Theilnahme haben, welche wir jederzeit dem Besiegten, der nach männlichem Kampf dem Gegner das Feld geräumt hat, gern zuwenden."

Die Einführung der Reformation zerriss vollends das Band zwischen der Stadt und dem Bischof; „Genf nahm für sich die Rechte eines selbständigen republikanischen Gemeinwesens in Anspruch und übte dieselben innerhalb seiner Ringmauern auch wirklich aus." Baudichon führte den Oberbefehl über die Bürgerwehr und vertheidigte die Stadt mit Muth und Geschick, unterstützt von Farel und den „Dienern des Worts." Aber die Lage war schwierig. Die savoyisch-bischöflichen Truppen, verstärkt durch viele ausgewanderte Katholiken aus Genf, setzten den Krieg mit leidenschaftlicher Erbitterung fort und bedrängten die Stadt durch enge Einschliessung. Vergebens wandten sich die Genfer an die Bundesstadt Bern um Hülfe; die „Mitbürger" hielten zurück, sei es, dass die eigenen politischen Angelegenheiten sie allzu sehr in Anspruch nahmen, oder dass sie die Bedrängniss benutzen wollten, um Genf zum Eintritt in den Berner Staatsverband zu nöthigen. Erst als Franz I. durch einen französischen Flüchtling mit dem Genfer Rath Verbindungen anknüpfte und der Stadt Schutz und Unterstützung anbot, in der Hoffnung, das günstig gelegene Gebiet nebst dem angrenzenden Savoyen unter seine Herrschaft zu bringen, „da bedachte eine fürsichtige Stadt Bern die Sache recht und beschloss Genf zu Hülfe zu eilen, ehe denn der König den Vortanz gewinne." Mitte Januar 1536 erfolgte die förmliche Kriegserklärung der Berner an den Herzog, der nun von allen Seiten bedrängt, bald in die schlimmste Lage kam und grosse Einbussen an Land und Unterthanen litt. Die Berner eroberten mit Hülfe der Genfer Flotille das Felsenschloss Chillon am östlichen Winkel des Sees und gaben den Gefangenen die Freiheit. Als Märtyrer wurden

Digitized by Google

Bonnivard und seine Leidensgefährten von ihren befreiten Mitbürgern empfangen. Wenn aber die Berner, welche in diesem Krieg die Waadt und den grössten Theil der savoyischen Landschaften am linken Ufer des Sees an sich brachten, der Hoffnung lebten, auch in Genf in die sämmtlichen Rechte des Bischofs und des savoyischen Vicedoms einzutreten, so irrten sie. Standhaft behauptete der Genfer Rath die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Stadt. Wie sehr man auch die grossen Verdienste Berns anerkannte, das „wie Moses das israelitische Volk" Genf aus der Gefangenschaft befreit, von der Freiheit wollte man nicht lassen. Der „ewige Friede" vom 7. August gewährte zwar den Bernern mancherlei Vortheile und Rechte, aber als zwei unabhängige Gemeinwesen traten Genf und Bern in einen Bund zu Schutz und Trutz und erneuerten den alten Burgrechtsvertrag. Damit trat Genf in die Reihe der selbständigen Freistaaten. Die vollständige Durchführung der Reformation und die Aufhebung des katholischen Gottesdienstes sowohl in der Stadt selbst als in den abhängigen Landgemeinden war der Schlussstein des fast dreissigjährigen Freiheitskampfes.

Der Abbruch ist überall leichter als der Aufbau. Genf hatte während des Kampfes um politische und kirchliche Freiheit, Schaden an seiner Seele genommen, in seiner Sittlichkeit Schiffbruch gelitten. Wenn man aus der Bemerkung des Verfassers S. 206: „der damalige Sittenzustand Genfs sei oft mit allzu düstern Farben ausgemalt worden, um das Werk des gewaltigen Mannes, der bald die Geschicke Genfs in seine Hand nehmen sollte, in einem um so helleren Lichte erscheinen zu lassen" schliessen sollte, derselbe wolle den Abgrund mit einem Schleier verdecken, so würde man sehr irren. Die Schilderung der „kirchlichen Lage", womit er das Buch schliesst, enthüllt die ganze „Anarchie und sittliche Zerfahrenheit", welche der politischen und kirchlichen Bewegung auf dem Fusse folgte. Wie sehr er auch die unermüdliche Thätigkeit Farels für Begründung eines religiösen Lebens, für Verbesserung des verfallenen Schulwesens, für Einführung einer neuen Kirchenzucht und Kirchenordnung anerkennt, seine Kräfte waren nicht hinreichend die Missstände zu beseitigen. Die Gemüther waren verwildert und wollten die errungene Freiheit nicht unter ein neues geistliches Joch beugen; viele Katholiken, darunter „Vertreter der ältesten und edelsten Familien Genfs" beharrten bei ihrem Glauben „trotz Verbannung und Kerker", unter den Vorkämpfern der Reformation gaben einige durch ihr ungebundenes Leben, andere durch religiöse Indifferenz Aergerniss; „ein Geist der Zügellosigkeit und Ungebundenheit durchdrang namentlich die niedern Classen". „Farel selbst war mehr eine agitatorische als organisatorische Natur; „er besass den Muth und die Beredsamkeit eines revolutionären Volkstribuns, aber nicht die Eigenschaften eines Nomotheten und Reformators." Seine Gehülfen Viret und Froment verliessen

Digitized by Google

ihn, jener um sich in Neuenburg und Lausanne einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, dieser, um sich „in die Dunkelheit eines wenig erbaulichen Privatlebens" zurückzuziehen, die neuen Prediger waren unfähig und ungebildet. Wohl unterstützte die städtische Obrigkeit die Bemühungen des Reformators aufs Kräftigste, aber hauptsächlich in der Absicht, das Kirchenregiment in die eigene Hand zu bekommen; „sie betrachtete sich als den Rechtsnachfolger des Bischofs in kirchlichen wie in politischen Dingen und nahm die oberste kirchliche Leitung für sich in Anspruch"; ihre Bereitwilligkeit, Farels Reformvorschläge durch bürgerliche Gesetze in Vollzug zu setzen, „ging aus dem Streben hervor, die geistliche Gesetzgebung als einen Bestandtheil der weltlichen Gerechtsame erscheinen zu lassen." Man betrachtete Meister Farel nur als des Rathes „Diener". Da langte Johann Calvin in Genf an.

III.

Unsere Anzeige würde selbst zu einem Buche heranwachsen, wollten wir die zwei letzten Bücher des gehaltreichen und gründlichen Werkes mit derselben Ausführlichkeit behandeln wie die beiden ersten. Wir werden uns deshalb nur auf eine kurze Angabe des Inhalts und der Resultate der Forschung beschränken. — Mit voller Anerkennung der strebsamen, ernst und edel angelegten Natur führt der Verfasser im ersten Abschnitt das Jugend- und Studienleben des Reformators an dem Leser vorüber, von seiner ersten Erziehung in seinem Geburtsort Noyon, seinem Aufenthalt im Collegium de Montaigu in Paris, wo wenige Jahre später auch Ignaz von Loyola den Grund zu seiner Bildung legte, seinen juristischen Studien in Orleans und Bourges, zu denen er auf den Wunsch seines Vaters von der Theologie überging, seiner Beschäftigung mit den humanistischen Wissenschaften im Geiste eines Erasmus und Lefèvre bis zu dem Zeitpunkt, wo er „wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl erkannte, in welchem Abgrund von Irrthümern er sich befunden", ein Zeitpunkt, den der Verfasser in die zweite Hälfte des Jahres 1532 setzt, bis zu den Gefahren, denen er sich in Paris durch die Kundgebung seiner reformatorischen Ansichten aussetzte und denen er sich durch die Flucht nach Strassburg und Basel entzog, nachdem er zuvor unter fremdem Namen in Angoulême und andern Städten Südfrankreichs sich verborgen gehalten.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kampschulte: Calvin, seine Kirche und sein Staat.

(Schluss.)

Noch in der Erstlingsschrift, dem Commentar zu Seneca's Abhandlung „über die Milde", die im Frühjahr desselben Jahres im Druck erschien, will Herr Kampschulte nur „die philosophische Arbeit eines nach einer Lebensstellung und nach Anerkennung strebenden jungen Gelehrten" erkennen, keineswegs eine Tendenzschrift zur Empfehlung der „Milde" gegen die Anhänger der neuen Lehre. Denn die entscheidende Umwandlung sei erst nach dieser Schrift eingetreten. Schon in Angoulême machte Calvin die Vorstudien zu seinem Hauptzweck, der „Institutio religionis christianae", einer systematischen Darstellung und Begründung der neuen Glaubenslehren, das im Frühjahr 1536 zu Basel und zwar zuerst in lateinischer Sprache die Presse verliess und dessen Inhalt und Bedeutung im zweiten Abschnitt unseres Buches eingehend dargelegt und beurtheilt wird. Zunächst bestimmt „Calvins Austritt aus der alten Kirche vor der Welt zu rechtfertigen" und zugleich seine bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich gegen die Verdächtigungen und Anschuldigungen der Gegner zu vertheidigen, hatte das „Lehrbuch der christlichen Religion" einen apologetisch-polemischen Charakter. „Sein Erscheinen bezeichnet in der abendländischen Kirchengeschichte einen neuen Abschnitt." Die Darlegung und Entwickelung der „christlichen Institution" bildet den Glanzpunkt in dem Kampschulte'schen Buch. Man sieht, dass der Verfasser mit Bewunderung auf ein Werk blickt, das aus dem Geiste des sechsundzwanzigjährigen Mannes abgeschlossen und vollendet hervorging, wie die gerüstete und kampfbereite Pallas Athene aus dem Haupte ihres göttlichen Vaters. Die „christliche Institution" heisst es p. 225 „ist nicht nur die wichtigste That Calvins, sie ist das Programm seines Lebens, welches dem unversöhnlichen Kampfe gegen die katholische Kirche gewidmet ist." — „Der Umfang ist in den folgenden Auflagen um das Fünffache gestiegen; fast sein ganzes Leben hindurch hat der Verfasser an der Vervollkommnung des Werks gearbeitet, an welches sich vor Allem sein Ruhm knüpfen sollte: die Sätze sind zu zählen, welche unverändert geblieben sind. Allein diese Veränderungen betreffen nur den Umfang, und die formelle systematische Gestaltung des Stoffes, nicht die leitenden Gedanken, nicht den wesentlichen Inhalt. Die Gedanken und Ueberzeugungen der ersten Ausgabe sind

Digitized by Google

auch die der letzten. Selbst die Grundzüge der Anordnung und Darstellung sind im Wesentlichen dieselben geblieben: überall sehen wir den Verfasser schon 1535 dasselbe Ziel verfolgen, bei dem er 1559 glaubte stehen bleiben zu müssen. — Der junge Mann von sechsundzwanzig Jahren dachte in allen wesentlichen Punkten wie der Greis am Abschluss seiner Laufbahn: innere Wandlungen, Wechsel in den verschiedenen Lebensperioden sind nicht vorhanden." Wir müssen es uns leider versagen, der präcisen und lichtvollen Entwickelung dieses grossartigen Lehrgebäudes, das mit gleicher Schärfe und Folgerichtigkeit sich über Dogmatik wie über die äussere Einrichtung der Kirche und deren Stellung zum Staat verbreitet, im Einzelnen nachzugehen; der scharfe logische Geist Calvins gibt sich auch bei dem Interpreten seiner Ideen kund, hat auch seine Feder gelenkt. Auf S. 270 werden die Resultate in folgenden Sätzen zusammengefasst: „So erscheint uns also die Kirche Calvins als eine nach streng demokratischen Grundsätzen organisirte, von dem Geiste strenger Zucht durchdrungene Vereinigung von Gläubigen, die in dem Buchstaben der Heil. Schrift die einzige Autorität erkennen und diesem alle gottesdienstlichen Formen und das gesammte äussere Leben unterordnen. Als die Schaar der Auserwählten steht sie entgegen dem Reiche der Finsterniss und des Antichrists und führt mit diesem einen unversöhnlichen Kampf." — Calvins Lehrbuch der christlichen Religion, heisst es weiter (S. 274) „ist ohne Frage das hervorragendste und bedeutendste Erzeugniss, welches die reformatorische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Dogmatik aufzuweisen hat. — Statt der unvollkommenen, nach der einen oder andern Seite unzulänglichen Versuche Melanchthons, Zwingli's, Farels erhalten wir aus Calvins Hand das Kunstwerk eines, wenn auch nicht harmonisch in sich abgeschlossenen, so doch wohlgegliederten, durchgebildeten Systems, das in allen seinen Theilen die leitenden Grundgedanken wiederspiegelt und von vollständiger Beherrschung des Stoffes zeugt. Es hatte eine unverkennbare Berechtigung, wenn man den Verfasser der Institution als den Aristoteles der Reformation bezeichnet." Es ist begreiflich, dass ein so grossartiges Werk, das „als das kanonische Buch des französischen Protestantismus für die französische Literatur eine ähnliche Bedeutung erlangte wie Luther's Bibelübersetzung für die deutsche" von der katholischen Kirche wie kein anderes gefürchtet, bekämpft und verfolgt ward; dass es einem Florimond de Raemond als „der Koran", als der „Talmud der Haeresie", als die „vornehmste Ursache unseres Verderbens" erscheinen musste. Und auch Herr Kampschulte kann sich „trotz aller Bewunderung" eines „unheimlichen Gefühles" nicht erwehren. „Ein System, das von dem furchtbaren Gedanken der doppelten Prädestination ausgeht, welches die Menschen ohne jede Rücksicht auf das eigene Verhalten in Erwählte und Verworfene scheidet und die Einen wie die Andern zu

Digitized by Google

blossen Werkzeugen zur Verherrlichung der göttlichen Majestät macht, welches mit völliger Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens die Hülfe der menschlichen Vernunft und der Philosophie verschmäht und verachtet, welches die ausschliessliche Herrschaft des äussern Wortlautes der Bibel verkündet und in starrem Festhalten der Zustände eines bestimmten Zeitraumes gewissermassen auch die äusseren Erscheinungsformen des kirchlichen Lebens dogmatisirt — ein solches System kann unmöglich dem denkenden, Belehrung und Trost suchenden Menschengeist innere Ruhe und Befriedigung gewähren. Und noch mehr als der Inhalt wirkt die Form, der Ton, welchen der Verfasser gegen seine Widersacher anschlägt, abstossend. Calvin erklärt seine Auffassung der göttlichen Heilswahrheiten in den schärfsten Ausdrücken für die allein berechtigte, das von ihm aufgestellte System für die allein zulässige und wahrhafte Form des Christenthums; er verschmäht jede Accommodation: geradezu nimmt er Unfehlbarkeit für sich in Anspruch; er will, dass man sich bei seinem Ausspruch beruhigen soll." Und dieser junge Mann, der mit solchen von unserem Verfasser etwas grell gefärbten autokratischen Ansprüchen hervortrat, war von so grosser „Schüchternheit und Scheu", dass es sehr schwer hielt, ihn aus der Zurückgezogenheit eines gelehrten Stilllebens auf den grossen Markt der Oeffentlichkeit, in das werkthätige handelnde Leben zu ziehen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ferrara bei der evangelisch gesinnten Herzogin Renata, der edelen Tochter Frankreichs, kam er auf einer Reise unter angenommenem Namen nach Genf. Durch einen Freund erfuhr Farel seine Anwesenheit und suchte ihn festzuhalten. Calvin widerstand seinen Bitten und Drohungen. Erst als der heftige Mann ausrief: „Im Namen des allmächtigen Gottes verkünde ich Dir: Gottes Fluch wird dich treffen, wenn Du uns in dem Werke des Herrn Deine Hülfe versagst und Dich mehr suchest als Christum", da versprach er erschüttert zu bleiben. Es war im Juli 1536. Anschaulich und fesselnd wird nun in einem weiteren Abschnitt das Verhältniss der beiden Männer von so verschiedenartiger Natur und ihre gemeinsame Thätigkeit bei Durchführung des Reformationswerks und Organisirung der neuen Kirche auf Grund der in der „Institution" niedergelegten Prinzipien dargestellt. Nach einigen Bedenken nahm der Rath des von Farel unter Mitwirkung von Calvin verfasste Glaubensbekenntniss sammt der in einer Denkschrift vorgelegten Kirchenordnung an und verfügte, dass jene von der ganzen Bürgerschaft in öffentlicher Versammlung beschworen und diese in ihrem ganzen Umfang mit dem Areopag des Aeltestencollegiums eingeführt ward. Die Störungen, die zwei niederländische Wiedertäufer dem Organisationswerk bereiteten, waren ohne nachhaltige Wirkung: nach einer Disputation wurden sie unter Androhung der Todesstrafe für ewige Zeiten aus Stadt und Gebiet von Genf ausgewiesen. Mehr Eindruck machte der Angriff eines

Digitized by Google

im Herzen noch papistisch gesinnten Geistlichen Peter Caroli von Lausanne, der den Genfer Reformatoren Arianische Ketzerei vorwarf. Die Berner, die mit einiger Missstimmung auf das eigenmächtige Vorgehen der Genfer blickten, schenkten der Anklage Aufmerksamkeit; und die leidenschaftliche Heftigkeit, womit Calvin auf einer Disputation zu Lausanne den Verleumder, einen Mann von höchst zweideutigem Charakter zurückstiess, war nicht geeignet trotz eines von Schultheiss und Rath von Bern ausgestellten »Rechtgläubigkeitsattestes« die Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Berner Theologen fingen an, Calvin und Farel als offenbare Ketzer zu behandeln; man verlangte auf einer Synode zu Lausanne, dass die Genfer Kirche sich in Allem an die »Berner Gebräuche« halten und mehrere abgeschaffte Feiertage und Anderes wieder einführen sollte.

Dieses Auftreten der Berner kam einer Partei von Genfer Bürgern, die sich schon lange über den übermässigen Einfluss der fremden Reformatoren, über die strenge Kirchenzucht, über die masslosen Ausfälle und Strafpredigten auf der Kanzel geärgert hatten, sehr gelegen. Es bildete sich eine starke Opposition gegen das »neue Papstthum am Genfersee«, gegen die gebieterische Haltung Farels und Calvins und ihrer Freunde und Verwandten, die sich aus Frankreich zu ihnen gesellt. Ihre Weigerung, den Forderungen der Berner und den Beschlüssen der Lausanner Synode Folge zu leisten, stärkte diese klerikale Opposition. Selbst Bonnivard gehörte ihr an; allerlei Gerüchte, als ob die Führer der neuen Kirche den Plan hätten, Genf unter die Schutzherrschaft Frankreichs zu stellen, steigerten die Aufregung. In den Regierungscollegien sassen mehrere Widersacher der Geistlichen. Durch das trotzige Benehmen der Prediger kam es endlich zu so ernsten Conflicten, dass der grosse Rath den hochbetagten Prediger Conrault in Haft setzte und über Calvin und Farel Amtsentsetzung und Verbannung verhängte (April 1538). Vergebens verwandten sich jetzt die Berner, die von der Ausweisung der Hauptprediger Gefahr für die Reformation fürchteten, für die Ausgestossenen; die Genfer beharrten bei ihrem Beschluss gegen die »rebellischen« Geistlichen. Gedemüthigt und mit Vorwürfen überhäuft verliessen sie Bern und begaben sich nach Basel, von wo Farel nach Neuenburg berufen ward, Calvin zum andernmal nach Strassburg zog. Der dreijährige Aufenthalt in der wichtigen Rheinstadt war für den Bildungsgang des Reformators, der hier das Bürgerrecht erwarb und sich verheirathete, von grosser Bedeutung, wie ärmlich und sorgenvoll auch sein äusseres Leben war. »Gleichzeitig berührt von den Wellenschlägen der Wittenberger und Zürcher Reformation, überdies durch zahlreiche französische Flüchtlinge, welche es als das »neue Jerusalem« aufsuchten, in fortwährender Verbindung mit der kirchlichen Opposition der romanischen Lande, gewährte Strassburg wie nur wenige Städte dem Fremden die Möglichkeit, den

Digitized by Google

Gang der Ereignisse in weitem Ueberblick zu überschauen und zu einem tieferen Verständniss des grossen Kampfes durchzudringen.« Calvin wurde Prediger einer französischen Flüchtlingsgemeinde, hielt öffentliche Vorlesungen und nahm seine literarische Thätigkeit wieder auf. Und so gross war bald sein Ansehen, dass ihn die deutsche Reichsstadt zu ihrem Bevollmächtigten zu den Religionsgesprächen in Worms und Regensburg ernannte. Die Thätigkeit und Geschicklichkeit, womit Calvin hier und anderwärts für die feste Vereinigung aller Protestanten gegen das Papstthum im Gegensatz zu der abschwächenden vermittelnden Halbheit eines Bucer und Genossen wirkte, zeugt von seinem Scharfblick auch in politischen Dingen. Er begünstigte eine Allianz der evangelischen Stände mit dem französischen Hofe, wo damals eine günstigere Gesinnung für die Reformation zu Tage getreten, und suchte alle Transactionen mit Rom zu hintertreiben. „Im Tone des deutschen Patrioten, in einer Sprache, wie sie die deutsche Nation seit den Tagen Huttens nicht häufig mehr gehört hatte, warnt hier der emigrirte Franzose, der erst eben noch für seine guten Dienste den Dank Franz I. geerntet, „sein Deutschland" vor dem blutgierigen römischen Tyrannen und seiner bepurpurten gottlosen Bande!" Selbst Melanchthon, den er sehr hoch schätzte, that ihm nicht Genüge. Auch nahm er Anstoss an der laxen Kirchenzucht, in der Form des lutherischen Gottesdienstes fand er „noch zu viel Judenthum", das geringe Ansehen der deutschen Geistlichkeit und die Abhängigkeit der Theologen von den Fürstenhöfen „empörte ihn." Er merkte bald, dass er mit seinen Ansichten in Deutschland nicht durchzudringen vermöchte und folgte daher im September 1541 dem Ruf der Genfer, die schon längst mit heisser Sehnsucht seiner Rückkehr entgegenharrten.

Auch in Strassburg hatte Calvin die Genfer Gemeinde, „seine Heerde", keinen Augenblick aus dem Auge verloren, und sein Wort galt dort bald mehr als zuvor. Die Verweisung der Reformatoren war ein Sieg der Berner und der Gegner der strengen Kirchenzucht und geistlichen Herrschaft gewesen. Prediger von nachgiebigerem Charakter, unter ihnen mehrere Berner, traten an ihre Stelle, und der Magistrat nahm auch in kirchlichen Dingen das Regiment und übte die Sittenpolizei. Mehrere französische Emigranten wurden ausgewiesen. Aber die verbannten Reformatoren hatten energische Anhänger, die sowohl der schlaffen Obrigkeit als den wenig befähigten Predigern Opposition machten. Es half nichts, dass man das Haupt dieser „Guillermins", (so genannt nach Guillaume Farel) den Vorsteher der neuen Schule im Rivekloster, Saunier, sammt „seinen Franzosen" aus der Stadt wies; die Bestrebungen der offenen und heimlichen Katholiken, den Umschwung zur Rückführung der alten Kirche zu verwerthen und die Versuche der Berner, ihren Einfluss zu einer Art Vorherrschaft über die Bundesstadt auszudehnen, führten alle reformatorisch-patriotischen Männer

Digitized by Google

unter ihre Parteifahne. Mit Gutheissung des Papstes hielten mehrere Prälaten in Lyon eine Versammlung, der viele katholische Flüchtlinge aus Genf anwohnten, um über die Mittel zur Wiederherstellung des Katholicismus und die Rückführung des Bischofs de la Baume in die Lemanstadt zu berathen. Man beschloss, dass einer der Anwesenden, Cardinal Sadolet, Bischof von Carpentras, die Irregeleiteten zur Rückkehr in die um sie trauernde Mutterkirche auffordern sollte. Er that es in einer „wohlwollenden herzlichen Ansprache", die er „an seine theuren Brüder, die Syndike, den Rath und die Bürger von Genf" richtete. Dies gab dem in Strassburg weilenden Reformator Gelegenheit zu der „Antwort auf Sadolets Brief", einer Arbeit von sechs Tagen, die unser Verfasser als eine der glänzendsten Streitschriften bezeichnet, die je aus Calvins Feder geflossen; „und auch wer seine Anschauungen nicht theilt, wird ihm in diesem Streite die Palme zuerkennen müssen." „Diese Schrift war es, welche auch Luthers Herz für den wälschen Rivalen erwärmte. Damals konnte Melanchthon nach Strassburg melden, dass Calvin in Wittenberg „hoch in Gnaden stehe."

„So endete also der schwache Versuch des Katholicismus mit dem geraden Gegentheil von dem, was beabsichtigt worden. Nicht Pierre de la Baume, welcher von Paul III. mit dem Cardinalshut getröstet, einige Jahre darauf starb, sondern sein Gegner und Nachfolger Johann Calvin erntete die Früchte." Das Uebergewicht, welches die „Guillermins" durch das siegreiche Auftreten ihres Hauptes, wie durch die Schwäche der Gegenpartei gewannen, schlug bald in einen vollkommenen Sieg aus, als die Berner durch diplomatische Künste einige Genfer Gesandten zu einem neuen Vertrag brachten, worin sich einige Artikel befanden, „welche wichtige Rechte Genfs geradezu preisgaben und seine staatliche Ehre antasteten." Die „Guillermins" benutzten den allgemeinen Unwillen gegen diesen „Verrath" der „Articulanten" oder wie sich das Wort im Munde des Volkes gestaltete, der „Artichauts" zu einer revolutionären Agitation gegen den Magistrat, die Rathsherrn und die Berner Prediger. Die Bevollmächtigen, die den Vertrag geschlossen, wurden auf ewig verbannt; der Generalcapitän Philippe, das eigentliche Haupt der „Artichauts", ein leidenschaftlicher, aufbrausender Mann, wurde, als er sich zu einer gewaltthätigen Handlung gegen die aufgeregte Menge hinreissen liess, zum Tode verurtheilt und enthauptet, die Geistlichen, die den Sturm vergebens durch Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der „Guillermins" zu beschwichtigen suchten, sahen sich genöthigt, ihre Stellen niederzulegen und auszuwandern. Selbst Kaiser Karl V. forderte die „kaiserliche Stadt" Genf auf, „den gegen ihre Selbständigkeit gerichteten Forderungen Berns muthig zu widerstehen und festzuhalten an ihren von den alten Kaisern erworbenen Rechten und Freiheiten." Er beförderte dadurch nur den Sieg seines heftigsten Gegners — Calvins Rückberufung. Schon lange war man in Genf zu der Ueberzeugung ge-

Digitized by Google

kommen, dass nur der verbannte Reformator der aufgeregten von Parteiwuth zerrissenen Stadt wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen vermöge, und die Regierungs- und Rathscollegien hatten schon mehrere Gesandtschaften nach Strassburg abgeordnet, um „Meister Calvin" zur Rückkehr einzuladen. Er weigerte sich lange, dem Rufe zu folgen. „Man häufte Bittschriften, Vorstellungen, Vermittelungsgesuche, Gesandtschaften: die Rathsprotocolle dieser Zeit sprechen fast nur von „Meister Calvin." Mehrere Städte wurden um Fürsprache angegangen. „Wahrlich, eine glänzendere Genugthuung ist selten einem Menschen zu Theil geworden! Hatte Calvin durch sein Zögern der Stadt die Grösse ihrer Schuld zum Bewusstsein bringen, sie demüthigen wollen, so war dieser Zweck vollständig erreicht." Wie ein siegreich heimkehrender Fürst hielt er am 13. Sept. 1541 unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug. „Fortan gehörte Calvin Genf und Genf ihm. Im Herbst 1541 war Genf den geistlichen Tendenzen Calvins dienstbar geworden, es war an den Siegeswagen des Reformators gefesselt und musste ihm folgen trotz alles Sträubens, trotz aller Auflehnungsversuche, die später nicht ausgeblieben sind."

Diese vielleicht nur zu sehr ausgedehnte Anzeige möge genügen, die Aufmerksamkeit der Leser auf das bedeutende Buch zu lenken und sie zum eigenen Studium des reichen Inhalts anzuregen. Sollte es mir vergönnt sein, einst über den zweiten Band Bericht abzustatten, so wird das vierte Buch, worin die Organisations- und Lehrthätigkeit Calvins und die Stellung der reformirten Kirche in Genf in sieben Abschnitten dargestellt sind, einen geeigneten Ausgangspunkt bilden. Der Standpunkt des Verfassers, wie der Charakter und die Haltung des Buches sind in den mitgetheilten Ausführungen zur Genüge gezeichnet. **Dr. G. Weber.**

Vetter, Joh., Ueber das römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen im Allgemeinen sowie über den Ursprung der Städte und Burgen und die Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. Mit zwei lithogr. Karten. Karlsruhe 1868. VIII u. 82 S. 4.

Der Verfasser, ein junger Gelehrter, der seine Liebe zu dem Alterthum schon mehrmal gelegentlich kund gegeben, ist mit Recht überzeugt, dass fast ein anderer Weg als der bisher gewöhnliche müsse gewählt werden, um einen Zusammenhang in den Plan und das System zu bringen, welches die Römer ihren sämmtlichen Anlagen am Rheine zu Grunde legten; denn bisher ist nur Einzelnes von Einzelnen erforscht worden. Dieses versucht nun der Verfasser, wenn er schon gleich in der Vorrede gesteht, dass er aus Mangel an Zeit »nicht alle einzelnen Theile eingehend behandeln könne,

Digitized by Google

sondern nur einen Ueberblick über das Ganze geben und einzelne Punkte in Form von Anmerkungen eingehender erörtern werde.« Das Werkchen gibt somit viel Neues und Brauchbares, wie man aus dem Inhalt der Kapitel ersehen wird, welche wir hier ausheben wollen.

Zuvörderst spricht der Verf. von der ältesten Zeit am Oberrhein, wo es noch keine Orte gab, indem die Germanen vom Bauen nichts verstanden. Erst die Römer bauten hier, besonders um das eroberte Land zu befestigen, und so entstanden Winter und Sommerlager, Vorhuten, Warten und andere Festen, ein Vorbild der heutigen Befestigungsart, zugleich auch Städte und Dörfer, deren wir viele annehmen müssen, wie die überall in der Erde liegenden Ueberreste zeigen. Als Beweise gelten Vindonissa und Augusta Rauracorum, von welchem letzteren er die Umgebung in einer Karte verzeichnet, so wie die andere Karte zeigt, wie viel bewohnt und stark bebaut das jetzige Baden zur Römerzeit war, indem hier die römischen Städte und Hauptkriegsplätze, die castra, Kastelle und Warten und die Verschanzungen in grosser Zahl, die Heerstrassen und Verbindungen in weiten Ausdehnungen — fast zwischen jedem Orte — die Wasserleitungen endlich in langem Zuge verzeichnet sind, so genau und ausführlich, dass man kaum glaubt, dass all' dieses auf Entdeckungen und Ueberresten aus römischer Zeit beruhe, worüber Näheres eine ausführlichere Schrift des Verfassers zu erwarten ist.

Das zweite Kapitel zeigt zuerst, dass diese vielen Befestigungsplätze der Römer nicht von den Legionen und deren Hülfsvölkern besetzt und vertheidigt waren, sondern dass ständige Militärkolonien diese Grenzen bewachten, daher überall bei solchen militärischen Plätzen ein Dorf entstand. — Hier S. 8 wie auch anderwärts redet der Verfasser vom keltischen Dorf zu Römerzeit, und doch weiss man, dass die Römer am Oberrhein nur Germanen fanden; freilich ich halte Kelten und Germanen und Deutsche für ein Volk, der Verfasser nicht; ja derselbe hat die gewiss unrichtige Ansicht, »dass die Bevölkerung in dem Rheinlande bis zum hercynischen Walde und bis zur Donau und Weser vor und während der ganzen Zeit der römischen Occupation ohne jede Unterbrechung eine vorzugsweise keltische war und auch unter der spätern deutschen Herrschaft dies verblieb u. s. w.« S 59. Also frage ich nur dagegen: der Verfasser hält die Chatten u. s. w. für Kelten?! Während der Verf. weiter meint, »dass jene germanischen Stämme, welche vor Cäsar über den Rhein kamen, zu des letzteren Zeit schon grösstentheils die keltische Kultur angenommen hatten und in dem keltischen Volke völlig aufgingen«: sind wir vom Gegentheile überzeugt, d. h. die Deutschen des linken Rheinufers haben nicht nur bis zu Augustus Zeit ihren deutschen Charakter bewahrt, indem dieser nur Germanen hier fand, sondern auch bis zu Tacitus, wie dieser ausdrücklich bemerkt, ja fortwährend unter der

Digitized by Google

Römerherrschaft, was echt deutsche Namen zeigen, die auf rheinischen Inschriften vorkommen. Auch andere Ansichten des Verfassers in diesem Kapitel bedürften noch einer genaueren Betrachtung, z. B. was er über die Verbreitung des Christenthums am Rheine in dem ersten Jahrhundert sagt, über die Kirchen desselben, wornach die Städte Filiale von Dörfern seien u. a. m., was in den Anmerkungen breiter auseinandergesetzt wird, was wir aber hier nicht betrachten können.

Das dritte Kapitel zeigt, dass die meisten mittelalterlichen Burgen aus den römischen Kastellen abstammen, wiewohl bei vielen dieses nicht gemeint wird; er selbst findet eine ganze Reihe Kastelle und Burgen, alle aus der Römerzeit noch herrührend, wie die Bauart es beweise, indem im Mittelalter man lange Zeit mit Holz oder doch nicht fest baute, so dass aus demselben wenig mehr herrühren kann. Ueber die Bauart der römischen Kastelle bringt der Verfasser schöne zum Theil neue Ansichten vor.

Das vierte Kapitel handelt von Badens Bevölkerung und zeigt, dass man jetzt noch in manchen Gegenden (wie am Hauenstein) die echt deutsche alemannische Urgestalt von dem römischen Typus unterscheiden kann, sowohl in Gestalt als Charakter; anderwärts finden sich auch noch Reste der Kelten, unter diesen oft Cretinen.

Im fünften Kapitel werden vorerst über 40 Orte Badens aufgeführt, welche aus römischen Anlagen stammen wie meist noch vorhandene Ueberreste, alte Namen oder Aehnliches darthun; einzelne Orte werden ausführlich behandelt wie Ladenburg, Osterburken u. a., doch die an diesen Orten gefundenen Inschriften sind nicht beigefügt, was wir bedauern. Dann wird gezeigt, dass gleichzeitige Verhältnisse auch an andern Orten ausserhalb Badens bestehen wie bei Rheinfelden in der Schweiz bei Basel u. s. w. auch bei Köln.

Nun folgen die Anmerkungen zu den fünf Kapiteln; sie sind umfangreicher als der Text selbst und manche bilden vollständige Abhandlungen oder Excurse über die im Text berührten Gegenstände, wie wir oben schon andeuteten. Hie und da wird auch auf eine noch ausführlichere Darstellung hingewiesen; wir erwarten dieselben mit Vergnügen, wünschen aber, dass der Verfasser die oben schon berührte Ansicht ablegen möge, dass nämlich in Deutschland fortwährend die Kelten gewohnt hätten, was gegen alle historische Ueberlieferung ist, wenn wir nicht Kelten und Germanen für ein und dasselbe Volk halten, wie ich wenigstens überzeugt bin. Uebrigens hat uns diese Schrift reichlich belehrt und namentlich verdankt Baden den Untersuchungen und Erklärungen des Verfassers, wenn sie auch hie und da zu weit gehen, einen nicht geringen Beitrag zu seiner ältesten Geschichte. **Klein.**

Digitized by Google

Schneider Joh., Der Kreis Rees unter den Römern, nach eigenen Localforschungen; mit Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. Düsseldorf. 1868. 104 S. 8.

Der fleissige Verfasser, dem wir schon manche Untersuchungen über die Gegenden des Unterrheins verdanken, so eine Schilderung der Rheinlandschaft von Nymwegen unter der Herrschaft der Römer, wovon auch in diesen Jahrbüchern die Rede war (1862. S. 710), setzt die erwähnten Untersuchungen fort und gibt im vorliegenden Schriftchen, was er über den Kreis Rees d. h. über die Gegenden von der Mündung der Lippe bis an die holländische Grenze, ermittelt hat. Nachdem er zuerst die physische Beschaffenheit derselben geschildert hat, wobei bemerkt wird, »dass die Gegenden um die Lippe den Römern am besten bekannt waren«, handelt er zuerst von den germanischen Wohnstätten, von denen, weil sie alle von Holz und Lehm waren, natürlich nichts übrig ist; aber Wälle und Gräben zeigen noch die Einfriedigungen von Landparzellen von verschiedener Grösse, vereinzelt oder in grösseren Gruppen, von Strassen durchschnitten, wie einige Abbildungen zeigen, ganz wie Tacitus Germ. 16 die Dörfer der Deutschen schildert. Diese Reste der alten Dorfanlagen wie auch die alten Wälle, verschwinden immer mehr. Auch die germanischen Gräber, welche der Verfasser an nicht wenig Orten gefunden und vielfach selbst aufgedeckt hat, geben wenig Besonderes; sie gehören den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an, ein Theil auch einer älteren Zeit.

Sich den römischen Alterthümern zuwendend bemerkt der Verfasser zuerst, dass der römische Grenzwall von der Donau nur etwa bis zum Siebengebirg untersucht sei, dass er nun zum erstenmale den nördlichsten Theil am Rhein einer genauen Untersuchung unterzogen habe. Und so beginnt er an der holländischen Grenze bei Hauberg, sucht und findet überall Wälle und Gräben, und verzeichnet dieselbe sowohl auf der Karte, als er sie auch genau beschreibt, oft die Höhe oder Breite angibt, auch zeigt, dass auf einer langen Strecke drei Wälle waren, deren Profil er manchmal beizeichnet und endet mit dem Walle an der Lippe bei dem Hause Brüggemann. Ebenso gelang es dem Verf. eine Reihe von Heerstrassen, die bis jetzt ganz unbekannt waren, sowohl in ihrer Beschaffenheit als ihrer Richtung nach mit Sicherheit festzustellen. Die Hauptstrasse, von der noch manche Spuren vorhanden sind, geht von Hauberg nach Emmerich und von da in mässiger Biegung bis an die Lippe. Noch acht andere Strassen und zwei kleinere Verbindungswege weist der Verf. nach, so dass das Land nach allen Seiten durchschnitten war, wie dies eigentlich von den Römern sich von selbst versteht, wenn schon namentlich in dieser Gegend dies nicht bisher erwartet war, nun aber durch den Verf. ausser Zweifel gesetzt ist. Diese Strassen haben meist drei Wälle und vier Gräben, wobei der Verf. muthmasset, dass dieses bei allen

Digitized by Google

römischen Strassen am Rhein oder auch weiterhin stattgefunden habe, was diesseits des Rheines schwerlich überall nachgewiesen werden kann. Weiter ist es dem Verf. gelungen, eine Anzahl grösserer und kleinerer Castelle aufzufinden, sowohl an den Landwehren als Heerstrassen; er zählt eine grosse Anzahl Orte und Plätze auf, wo er Spuren römischer Befestigung entdeckte oder zu entdecken glaubte. Hierbei scheint es nur, dass der Verf. oft zu geneigt ist an römische Zeiten zu denken; denn es gibt dort zu wenig Alterthümer aus der Römerzeit; wir wollen sie aufzählen: auf dem Eltenberge bei Hauberg ein Ziegelfragment mit dem Stempel der VI. Legion (nur eines? waren die anderen Ziegel römisch?). Dort findet sich auch ein gemauerter Brunnen unter dem Namen Drususbrunnen (?). Römische Ziegelfragmente ohne Stempel bei Kapellen, welcher Namen schon auch anderwärts auf römische Zeit hingedeutet wurde. Bronzefiguren in den letzten Jahren bei Luer entdeckt, hätten eine genauere Angabe verdient. Dann Münzen an nicht wenigen Plätzen, doch an manchen zu vereinzelt, als dass daraus auf römische Ansiedlung mag geschlossen werden. Auch die Gräber geben wenig Ausbeute; sie kommen ohne Ausnahme nur in der Nähe der grossen Heerstrasse vor — also anderwärts wenige Niederlassungen —. Nur ein Töpfername ist bis jetzt in jener ganzen Gegend gefunden worden STROBILIO in Hauberg. Wiewohl der Verf. noch anderwärts römische Alterthümer und Münzen aufdeckte oder aufspürte, kommt er doch zu dem richtigen Schluss, dass diese Gräber zwar aus der Römerzeit herrühren, aber der einheimischen (deutschen) Bevölkerung zugehören, so dass nur die bei Hauberg als römische anzusehen seien.

Nachdem der Verf. seine Untersuchungen wie wir sehen ausführlich dargelegt hat: zeigt er als Resultat, dass der limes transrhenanus hier am Unterrhein, nicht wie anderwärts in einem Zuge fortging, sondern dass mehrere Landparcellen einen besonderen Einschluss hatten, sie aber mit der Zeit aneinandergereiht wurden. Auch über die Landwehren, Strassen, Castelle u. s. w. wird manches zum Theil neue ermittelt, woraus wir hervorheben, dass die Strassen in dieser Gegend wegen Mangels an Stein, aus Holz und Erde gebildet waren, und dass die Befestigungen, deren bis jetzt 42 aufgefunden wurden, nicht von römischen Soldaten (mit Ausnahme vom Eltenberge) besetzt, sondern durch einheimische Germanen unter römischer Oberhoheit vertheidigt waren.

Zuletzt versucht der Verfasser an seine Untersuchungen historische Folgerungen anzureihen. Er beginnt mit Drusus Feldzügen und leitet von demselben mehrere Heerstrassen in jener Gegend ab, wie andere von andern, wie von Vinicius, was uns allzu unsicher erscheint. Auch des Germanicus Feldzüge werden erzählt, weil auch er Landwehren dort anlegte. Zwar hat Kaiser Claudius die römischen Heere aus Deutschland zurückgezogen; allein der Rhein bildete nicht die Grenze; römische Soldaten bekamen

Digitized by Google

Ländereien auf deutschem Boden und auch Deutsche blieben wohnen oder wanderten ein. Im zweiten Jahrhundert verbreitete sich römische Kultur bis unter Kaiser Gallienus die Landwehren vollständig von den Deutschen durchbrochen und der römischen Herrschaft am rechten Rheinufer ein Ende gemacht wurde.

Dies der kurze Inhalt des lehrreichen Büchleins, das der Verfasser dem voriges Jahr in Bonn tagenden internationalen historisch-antiquarischen Congresse vorlegte. **Klein.**

Aschbach Joseph, die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes und die Anfänge der von ihm errichteten gelehrten Sodalitäten. (Aus dem Oktoberhefte des Jahrgangs 1868 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Cl. der kais. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt.) Wien 1869. S. 75—150. 8.

Professor Aschbach in Wien, dem wir schon manche schöne Werke verdanken, ist wohl durch seine Studien über Roswitha zu dieser Monographie veranlasst worden, welche neue Aufschlüsse über jene merkwürdige Zeit vor der Reformation gibt, indem sie einen der berühmtesten Männer jener Jahre bespricht, und es ist nur schade, dass dem Verfasser nicht beliebte das Leben und Wirken von Konrad Celtes vollständig zu behandeln: er bespricht nur die Wanderjahre desselben und die Vereine, die er an mehreren Orten ins Leben rief. Vorerst bemerkt der Verfasser, wie die Werke von Klüpfel, Endlicher und Erhard über Celtes nicht genügten und beklagt, dass von des Celtes Schriften viele noch nicht im Drucke erschienen seien; selbst die vita, welche nach seinem Tode von seinen rheinischen Freunden veröffentlicht wurde, berührt Manches nicht. Um so mehr freuen wir uns dieser Zusammenstellung. Geboren am 1. Febr. 1459 zu Wipfeld, einem Dorfe am Main zwischen Schweinfurt und Würzburg hiess Conrad eigentlich Pickel d. i. Meisel, was er früh schon in Celtes umwandelte. Da sein Vater wünschte, er möchte sich der ländlichen Oekonomie widmen, wozu er wenig Lust hatte, so begab er sich in seinem 18. Jahre nach Köln; da er aber hier keinen Gefallen an der Scholastik fand, sondern Poetik und Rhetorik vorzog, so ging er nach Heidelberg. Hier gewann er die Freundschaft des bekannten Wormser Bischofs Johann von Dalberg und des gelehrten Rudolf Agricola. Als aber dieser im J. 1485 starb, fing Celtes seine Wanderjahre an, indem er die Universitäten Erfurt, Rostock, Leipzig besuchte und seine Vorträge über platonische Philosophie, Cicero, Horatius etc. gegen Entgelt hielt, welche zahlreich besucht wurden. Seine erste Schrift ars versificandi erschien 1486 und im nämlichen Jahr edirte er einige alte Dramen wie von Seneca, um die Aufführung derselben in Deutschland zu ermöglichen, was ihm doch wenig gelungen zu

Digitized by Google

sein scheint. Hierauf reiste er nach Italien, zuerst nach Rom, wo er zwar an der gelehrten Gesellschaft, die sich platonische Akademie nannte, grosses Gefallen fand, aber die Stadt erschien ihm „eine kolossale Ruine". Er scheint hier wie in andern Städten Italiens nicht die Achtung gefunden zu haben, welche ihm in Deutschland geworden war — was er der Abneigung der Italiener gegen die Deutschen zuschrieb — daher war er schon im Frühjahr 1487 in Nürnberg, wo er am 18. April vom Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt wurde (die erste Krönung in Deutschland: er bekam auch von ihm den Doktorhut), aber um Magister an einer Universität zu werden, fehlte ihm ein umfangreiches Wissen, wie es damals verlangt wurde. Daher begab er sich nach Krakau, um hier Mathematik, Physik u. a. zu studiren. Er blieb zwei Jahre dort, reiste von da weit umher, hielt zwar keine Vorlesungen, aber Vorträge wie früher und stiftete die sodalitas literaria Vistulana. Im Jahr 1490 aus Polen abgehend versuchte er auf seiner Reise nach Deutschland in Ofen eine sodalitas literaria Danubiana zu gründen, die aber wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht zu Stande kam, oder doch nicht prosperirte. Dagegen fand die sodalitas Rhenana vielfachen Beifall; sie wurde in Mainz am 1. Februar 1491, dem 32. Geburtstage Celtes' gegründet und ihr stand 12 Jahre der Bischof von Worms Johann von Dalberg vor. Der Sitz war eigentlich Heidelberg. In andern Städten, wo mehrere Mitglieder wohnten, wie in Nürnberg, Mainz u. s. w. bestanden Einkehrorte bei einem sodalis. In Mainz besorgte das diversorium Theodorich Gresmund, ein hiesiger Arzt, der um das Jahr 1495 starb. Sein Sohn gleichen Namens war berühmter als der Vater, er war Domvicar, Dichter und Geschichtsforscher und der erste, von dem wir wissen, dass er die Mainzer Inschriften aus der Römer Zeit sammelte; er hatte sie bereits zum Druck gegeben; da er früh in seinem 35. Jahre starb, so ging die Sammlung verloren. Dies zur Ergänzung von dem, was der Verfasser Seite 123 auch über diesen jungen Gresmund bemerkt. Celtes hatte wie in Polen und in Regensburg, so auch in Mainz eine Geliebte Ursula; er widmete ihnen Gedichte, wobei er nicht immer discret war. Als letztere im April 1491 starb, eilte er von Mainz hinweg. Auch wollte er Norddeutschland besuchen, einmal um seine Reisebilder, die er über die durchwanderten Städte bereits geschrieben hatte, zu vollenden, dann um in Lübeck eine sodalitas zu gründen, damit Deutschland (mit Polen) vier solcher Gesellschaften nach den Weltgegenden besitze. Aber die Reise kam nicht zu Stande. Schon im August kehrte er über Sachsen und Böhmen nach Nürnberg zurück, „wo es ihm schien, als sei er endlich in einem sicheren Hafen glücklich angelangt". Und hiermit endigt Aschbachs Abhandlung.

Angehängt sind des Celtes vita, von der sodalitas Rhenana verfasst, die Beschreibung der Dichterkrönung, beides in lateinischer Sprache; Schreiben der polnischen Geliebte Hasilina in böh-

Digitized by Google

mischer Sprache mit deutscher Uebersetzung, worin sie sich bitter bei Celtes beklagt, dass er von ihrer Freundschaft und Liebe so undankbar und indiscret in Gedichten gesungen habe; und noch einige Kleinigkeiten, darunter ein lateinisches Gedichtchen an die vier Sodalitäten, dass sie seine Werke mit Gunst aufnehmen möchten. Wir wiederholen den Wunsch, Aschbach möge das ganze Leben von Celtes behandeln und manche von seinen noch ungedruckten Briefen und Werken veröffentlichen. **Klein**

Die Geometrie des Raumes gegründet auf die Betrachtung der geraden Linien als Raumelement von Julius Pluecker, mit einem Vorwort von A. Clebsch. Erste Abtheilung. Leipzig, Druck und Verlag von L. G. Teubner. 1868.

Der Herausgeber befugt, wie nur wenige deutsche Mathematiker der Gegenwart (wir könnten neben ihm etwa Prof. Hesse nennen), über das von ihm bevorwortete Werk ein Urtheil zu fällen, übergibt es dem wissenschaftlichen Publikum »als das Vermächtniss des grossen Geometers, welcher, nachdem er in jüngeren Jahren bahnbrechend in seiner Wissenschaft gewirkt, am Ende seines Lebens sich der Geometrie wieder zugewandt und neue Ideen mit jugendlicher Frische entwickelnd noch im Alter mit einem neuen und grossen Gebiete die Disciplin beschenkte, welche seiner früheren Thätigkeit so viel verdankt.«

»Es wird einer jüngeren Generation vorbehalten bleiben«, heisst es an einer anderen Stelle des Vorwortes „die reiche Fülle von Gedanken, welche Plücker in dieser, wie in allen seinen geometrischen Untersuchungen ausgeschüttet hat, auch im Sinne neuerer Methoden auszubeuten und zu gestalten.«

Wohl ist es ein wissenschaftlich reiches Leben, welches zwischen den beiden Werken eingeschlossen liegt, dessen zweites wir heute anzuzeigen haben, dessen erstes im Jahre 1828 unter dem Titel »Analytisch-Geometrische Entwicklungen« die Augen der mathematischen Welt auf den Bonner Privatdocenten lenkte. Damals beschenkte er die Geometrie mit einer Methode, welche seitdem sich so allgemein verbreitete, so sehr mit den übrigen neueren Methoden, als z. B. mit der Anwendung homogener Functionen und der Theorie derselben, vereinigte, dass manche Schriftsteller des Faches vergessen zu haben scheinen, welche Stellung Plücker an der Wiege dieser neueren analytischen Geometrie einnahm. Wir meinen die Methode, welche Plücker selbst in der Vorrede des genannten Werkes eben so kurz als anschaulich mit den Worten schilderte: »In jeder Gleichung zwischen Coordinaten seh' ich einen geometrischen Ort, in dem Systeme zweier solcher Gleichungen die Durchschnitte zweier Oerter, und endlich und hauptsächlich in je-

Digitized by Google

der dritten Gleichung, die eine algebraische Folge zweier gegebenen ist, einen neuen geometrischen Ort, der die Durchschnitte der, durch die beiden gegebenen Gleichungen dargestellten, Oerter enthält, und dessen Natur von der Form der Gleichung abhängt. Fast überall genügt es, die Verbindung durch einen unbestimmten Coefficienten bloss anzudeuten; ja sogar, wenn man die Form der Gleichungen einmal kennt, auch diese durch ein blosses Symbol zu bezeichnen.« In dem heute uns vorliegenden Werke hat Plücker, so scheint es uns, es wieder auf eine Verallgemeinerung dessen abgesehen, was die Geisteskraft der Geometer Europas in den letzten 40 Jahren seinen eigenen Jugendarbeiten hinzufügte.

Wir nannten vorher als der neueren analytischen Geometrie eigenthümlich die Anwendung der Theorie der homogenen Functionen. Diese grade ist es, welche Plückers Ausgangspunkt bildet, von dem aus er den geometrischen Complex definirt und in die Wissenschaft einführt. Die dabei stattfindende Gedankenfolge lässt sich etwa so angeben: Jede gerade Linie kann in doppelter Weise aufgefasst werden; entweder als ein Strahl, der von einem gegebenen Punkte nach einem zweiten Punkte geht, oder als Axe, d. h. als Durchschnitt von zwei Ebenen. In ersterer Auffassung hängt die Linie von den auf jene zwei Punkte zu beziehenden Grössen x, y, z, x', y', z', in letzterer von den auf jene zwei Ebenen zu beziehenden Grössen t, u, v, t', u', v', ab. Damit eine und dieselbe gerade Linie durch beide Darstellungen gemeint sei, muss das Verhältniss stattfinden:

$$(x-x'):(y-y'):(z-z'):(yz'-y'z):(x'z-xz'):(xy'-x'y)$$
$$=(uv'-u'v):(t'v-tv'):(tu'-t'u):(t-t'):(u-u'):(v-v').$$

Nun bezeichne F als Functionalzeichen eine homogene Function n^{ten} Grades von 6 Veränderlichen oder, was dasselbe ist von 6 Coordinaten; ferner sei:

$$\Omega_n = F[(x-x'), (y-y'), (z-z'), (yz'-y'z), (x'z-xz'), (xy'-x'y)]$$
$$\Phi_n = F[(uv'-u'v), (t'v-tv'), tu'-t'u), (t-t'), (u-u'), (v-v')].$$

Ist in der obigen Proportion λ etwa der Exponent des Verhältnisses, also $\frac{uv'-u'v}{x-x'} = \frac{t'v-tv'}{y-y'} = \ldots = \lambda$, so folgt aus der Fundamentaleigenschaft homogener Functionen:

$$\Phi_n = \lambda^n . \Omega_n$$

d. h. die beiden Gleichungen

$$\Phi_n = 0, \quad \Omega_n = 0$$

bedingen einander, oder mit andern Worten

»diejenigen Grössen $(x-x')$, $(y-y')$ u. s. w. $(uv'-u'v)$, $(t'v-tv')$ u. s. w., welche den Gleichungen $\Phi_n = 0$, $\Omega_n = 0$ genügen, genügen auch gleichzeitig jener Proportion, welche sie als Coordinaten einer und derselben geraden Linie kennzeichnet, welche nur einmal als Strahl, einmal als Axe angesehen wird, nnd von welcher man sich den Ausdruck erlauben darf, dass sie die Gleichungen $\Phi_n = 0$, $\Omega_n = 0$ befriedige.«

Digitized by Google

Die Gesammtheit der geraden Linien, welche nun in dem angegebenen Sinne, jene Gleichungen befriedigen, nennt Plücker einen Liniencomplex n^{ten} Grades. Die geometrische Definition liegt in den beiden Sätzen:

In einem Complexe des n^{ten} Grades bilden die Linien, welche durch einen gegebenen Punkt des Raumes gehen, eine Kegelfläche der n^{ten} Ordnung.

In einem Complexe des n^{ten} Grades umhüllen die Linien, welche in einer gegebenen, den Raum durchziehenden Ebene liegen, eine Curve der n^{ten} Classe.

Von diesen Sätzen folgt nämlich der erstere mit Leichtigkeit aus $\Omega_n = 0$, indem x', y', z' als constant und x, y, z als laufende Coordinaten betrachtet werden; der zweite in ganz ähnlicher Weise aus $\Phi_n = 0$, wenn die t', u', v' constant und nur noch t, u, v veränderlich sind.

Die analytische Bedeutung des Complexes ist eine überaus folgenschwere. Allerdings treten in der homogenen Function, welche dabei in Frage kommt, 6 Coordinaten auf; indessen sind doch nur 4 derselben wirklich unabhängig Veränderliche. Das erhellt geometrisch, indem die Grade im Raume durch 4 Bedingungen genügend bestimmt ist; oder mit anderen Worten daraus, dass die zwei Punkte x, y, z und x', y', z', welche auf einer Geraden des Complexes liegen sollen, irgend welche Lage auf derselben haben dürfen, zwei Annahmen daher willkürlich sind. Somit ist die Geometrie des Complexes die Versinnlichung der Analysis von vier Veränderlichen. Plücker hat also in der neuen Theorie eine höhere Gattung von Versinnlichungen geschaffen, eine neue Bildreihe den bestehenden zugefügt, da bisher nur die Analysis zweier veränderlichen Grössen in der Ebene und die dreier veränderlichen Grössen im Raume sich darstellen liess.

Die Behandlung der hier angedeuteten Elemente, ihre Verbindung zu den mannigfaltigsten Resultaten, wie die obenerwähnte Plücker'sche Methode sie mit den früheren Elementen der analytischen Geometrie vornahm, das bildet nun die Aufgabe der neuen Lehre. Das uns vorliegende Werk beschäftigt sich insbesondere mit den Liniencomplexen ersten und zweiten Grades. Es scheint kaum möglich auch nur die Ergebnisse dieser Untersuchungen mitzutheilen, wenn nicht diese Anzeige des Werkes zu dem werden soll, was sie gewiss nicht werden darf, zu einem Auszuge aus dem Werke, und zudem zu einem nicht lohnenden, da die Beweisführung der einzelnen Sätze weggelassen werden musste. Wir lassen es daher bei den Andeutungen der Aufgabe, welche Plücker sich stellte, und können nur den Wunsch aussprechen, dass das in Erfüllung gehen möge, was H. Clebsch als einer jüngeren Generation vorbehalten in Aussicht stellte. **Cantor.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Sammlung vermischter Schriften über Kirchengeschichte und Kirchenrecht von Dr. Joseph Fessler, Bischof von St. Pöllen. Freiburg bei Herder 1869.*
2) *Die Monarchia Sicula, eine historisch canonistische Untersuchung von Dr. Franz Jacob Sentis, a. o. Prof. des Kirchenrechts an der Universität Freiburg. Freiburg bei Herder 1869.*
3) *Kirchenrecht von Dr. Conrad Franz Rosshirt. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Heidelberg bei Mohr 1869.*

Die Schrift von dem Bischof Fessler an sich ist eine geistreiche und schöne Sammlung über Kirchengeschichte und Kirchenrecht; sie enthält folgende Abhandlungen: über den Ablass und insbesondere über den Jubiläumsablass — über den Papst Gregor VII. und die Kirchenfreiheit — über die kirchliche Freiheit im Allgemeinen und das Studium des Kirchenrechts, über Censur und Index, über den Kirchenbann und seine Folgen, über die abgeschafften Feiertage und die Messapplication an denselben. Dazu kommen von demselben noch zwei andere Schriften, das letzte und das nächste allgemeine Concil (dieses ist gemeint in meinem Buche S. 242 und S. 178) und über die Provincial-Concilien und die Diöcesansynoden. Die beiden ersten Schriften sind bei Herder in Freiburg 1869, die dritte ist schon zwanzig Jahre früher in Innsbruck 1849 erschienen. Der Zweck unserer Darstellung ist kein anderer, als das Publicum auf die Gelehrsamkeit des hochw. Verfassers, der auch eine Schrift in italienischer Sprache geschrieben hat, und namentlich auch in der Sprachkunde ein erfahrener Mann ist, und mit Recht zum Secretär des nächsten öcumenischen Conciliums ernannt ist, also mündlich mit den meisten Angehörigen des Concilums in ihrer Muttersprache sich verständlich machen kann — aufmerksam zu machen. Unsere Literaturzeitung verlangt nicht, dass wir auf die Einzelheiten der Schrift eingehen: nur das ist gewiss, die vorliegende zweite Schrift ist unendlich klar und belehrend, die beiden anderen sind eben so gelehrt — (also die erste und dritte Schrift) abgefasst und zeugen alle drei von dem theoretischen und practischen Bestreben unseres Schriftstellers.

Die oben angezeigte zweite Arbeit ist in der historisch canonistischen Richtung ein Werk ausgezeichneten Fleisses, welches nur in Italien zu Stande gebracht werden konnte — schon, dass die katholische Ordnung immer anerkennend war auch für die Laien als Theilnehmer am kirchlichen öffentlichen Regiment, freilich nicht als Recht, sondern nur als Gnade, was der Papst immer zurück-

Digitized by Google

ziehen konnte, wie dieses ja auch im Patronate der Fall ist. Den gewaltigen Herren dieser Welt wird dadurch kein Recht gegeben, was gerade jetzt wieder Pius IX. hervorgehoben hat, wie sein Vorgänger Gregor XVI., der namentlich dem Czar Nicolaus von Russland in einer Audienz bewiesen hat, dass die Sicilischen Verhältnisse nicht ein Recht sind, und der Kaiser, der eben seine kränkliche Gattin in Sicilien besucht hatte, zur Rechtfertigung des kaiserlichen geistlichen Primats in Russland nicht geltend machen konnte.

Um einen kurzen Blick in die vierte Auflage unseres Buches zu thun, kann man auf folgende Richtungen hinsehen: I. auf die alte Welt und Politik — die cives Romani, die quaestiones und verbrecherische Handlungen: auch hier gab es eine Analogie gegen die neusten Ansichten von Geib, wie sich jetzt wieder Seeger ausdrückt in seinem Buche über Cicero S. 12 Note — wie sonst hätten die crimina extraordinaria entstehen können, wo auch das Christenthum verfolgt wurde: die Juden schon unter Cäsar wie bei uns, vgl. Mommsen III. Bd. S. 529, zweite Auflage: das Recht der Familien und Sklaven — die Politik und das Staatsrecht jener Zeit. Cäsars Politik war schon auf das Weltbürgerthum gerichtet natürlich als Humanismus, der beste Vorläufer für das Christenthum unter Augustus im Standpunkte der Divinität: alle Begriffe des Lebens, namentlich die Rechtsbegriffe waren grossartig gestaltet, die alte Welt war die Bildungsschule der neuen Welt, wir werden dieses später auch noch für die christliche Philosophie der Griechen und Römer erkennen. II. Auf das Mittelalter und Christenthum. Die Lehre von den Concilien, das Concil von Sardica war nicht bloss griechisch, sondern auch lateinisch niedergeschrieben, das letzte mittelalterische Concilium war unter Julius II. und Leo X. (die Recension von Rosshirt in den Heidelb. Jahrbüchern 1869, vgl. Matthaeus lib. VII. c. 1. de conciliis). Die Tradition ist göttliches Recht durch den heiligen Geist — dann durch den consensus der Kirchenväter, römisches Recht und germanisches vereinigt sich schon hier im Corpus J. Can. — und mit jener Zeit: das System des Rechts war gelegt durch die beiden corpora juris. Die neue Zeit beginnt mit dem Concil von Trient. III. Das canonische Recht der Neuzeit hat sich vorerst in einem allgemeinen Theil ausgesprochen: der Mensch und seine Bestimmung durch Gottes Offenbarung sogar im Hinblick auf die grossartige Ansicht der alten Griechen Plato, Aristoteles — die Kunst und Wissenschaft unter ihnen, die hochgebildete griechische Sprache und die lateinische todte, aber christliche Weltsprache. Der besondere Theil gestaltet sich als System und Geschichte, das katholische Recht hat ein anderes System, wie das protestantische: die Kirchengeschichte ist beiden gemeinsam. Es war und ist eine Zeit, wo auch das katholische und protestantische Kirchenrecht nebeneinander dargestellt wurden als Verfassungsrecht und als Recht

Digitized by Google

der Einzelnen sowohl unter den Protestanten wie unter den Katholiken, woraus vielerlei Irrthümer entstanden sind, besonders wenn man das einschlägige Staatsrecht, namentlich Verfassungsrecht dazu nimmt, was selbst Schulte und Phillips gethan haben, noch mehr wenn man Vergleiche macht, wie Walter und Kunstmann. Beide Richtungen haben wir aufgegeben, wollen aber das herkömmliche Recht der Staaten nicht beeinträchtigen. Es ist dieses der Kernpunkt der vorliegenden Ausgabe. Kehren wir zurück auf die Darstellung von Wiese in seinem Lehrbuch, wenn dasselbe auch nur practisch abgefasst ist, und auf den gedruckten Collegienbogen von Morstadt, der vom katholischen Kirchenrecht nichts verstand, und erst in der letzten Zeit seines Lebens an Thomassinus gedacht hat, aber das protestantische Kirchenrecht und Eherecht meisterhaft darstellte. Nehmen wir dazu die badische Organisation der Universität Heidelberg in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, wo man an die Versetzung der theologischen Facultät nach Freiburg dachte, aber sehr weise zugab, dass der Professor des katholischen Kirchenrechts ein Katholik sein müsse. Es sind dieses einzelne Erfahrungszeichen unserer Zeit, wornach eben das katholische und protestantische Kirchenrecht zu trennen sind. Vergleiche halten wir bei jeder der beiden Vorlesungen für nöthig, aber nur im Grossen nicht im Einzelnen: das Regiment ist in beiden Beziehungen ein andres, was sich selbst auf die Ansichten gelehrter Katholiken und Protestanten überträgt, denn die Politik ist in solchen Dingen immer religiös, was auch im Patronatrecht nicht vergessen werden darf, und der westphälische Friede hat nur den Besitz, das Factische geordnet, nicht Rechte gegeben, und das Patronatrecht in der protestantischen Kirche ist allmählig ein andres geworden, wie das katholische. Auch auf die Wissenschaften bezieht sich unser Standpunkt: Man sehe nur auf den literarischen Handweiser, der das Kirchenrecht als Weltrecht ansieht und darstellt — die katholischen und protestantischen Ansichten vergleicht. Ein anderer grossartiger Standpunkt ist die Eintheilung der Stände den in Geistliche und Weltliche, die in der protestantischen Welt nicht geschieden sind, wohl aber in der katholischen: woher das bekannte Wort kömmt — clericalisch denken —. Die Katholiken hatten nicht selten einen ziemlich ähnlichen Gegensatz der curialistischen und nicht curialistischen Schriftsteller, da selbst Mejer in der dritten Ausgabe seines Lehrbuchs die letzte Richtung des Nichtcurialistischen als inconsequent ansieht, und der für unsere Zeit ebenso verkommen ist, wie der von Gallicanismus und Josephinismus. Dass von protestantischer Seite selbst Ranke in seiner vorliegenden Reformationsgeschichte S. 327 kritisch darauf achtete, kann nicht verkannt werden. Am meisten zu tadeln ist Mejer's Ansicht, der wohl ein vorreformatorisches Kirchenrecht annimmt, aber das katholische gleichsam verwirft, und der auch vom deutschen Kirchenrecht schon auf dem Titel-

Digitized by Google

blatt seines Buches spricht, wobei allerdings auch die Katholiken deutsch denken dürfen, schon der kirchlichen Privilegien wegen. Am grössten ist der Standpunkt des modernen deutschen Kirchenrechts, der gänzlich zur Seite liegen lässt den des canonischen Rechts als der zweiten Hauptquelle des Rechts, und namentlich das Prozessrecht, Strafrecht u. s. w. ausschliesst, was wir nicht gethan haben, so wenig wie die Glossatoren, da die Gelehrten jetzt statt des canonischen Rechts das germanische anführen, was doch selbst nur eine der Quellen des canonischen Rechts ist. Nach dieser kurzen Darstellung gehen wir auf die einzelnen Titel dieses Buches über. Die vierte Ausgabe des Lehrbuchs von Rosshirt hat folgende Titel: Die Kirche und deren Repräsentation: die Kirchenämter: die Concilien. Das orientalische oder byzantinische und das protestantische Kirchenrecht. (Noch jetzt gibt es katholische Theologen, die byzantinisch denken, daher darüber jetzt gelehrte Schriften geschrieben werden.) Kirchengeschichte. Literargeschichte des Kirchenrechts. Im andern Theil oder eigentlichen Kirchenrecht kommen vor die Titel: Vom Clericat und Volk, von der Disciplin über die Gesammtkirche, namentlich vom Prozess und Privatrecht. Im engern Sinn werden disciplinarisch abgehandelt die Vergehen. (Mit Recht haben wir, ohne die Ansicht von Permaneder s. v. Verbrechen im Freiburger Kirchenrecht zu kennen, von der Simonie und dem Wucher, was nur dogmengeschichtlich wie der Verfasser früher dargestellt hat, als eigentlich kirchliche Vergehen erkannt; sodann die Lehre von den Heilsanstalten oder Sacramenten — auch der res ecclesiasticae und publicae civitatum mit Rücksicht auf den modernen Staat ausgeführt. Manches Eigenthümliche gegen das römische Recht haben wir auch hervorgehoben: namentlich dass das Gewohnheitsrecht bei den Katholiken auf der Auctorität ruht, bei den Protestanten auf der blossen Uebung: ferner warum das canonische Recht den Unterschied in delicta publica und privata keineswegs gibt, u. s. w. haben wir auch hervorgehoben. Leider haben wir auch hier eingesehen, dass unsere früheren Studien selbst in der Geschichte des Strafrechts oft oberflächlich waren, hauptsächlich deshalb, dass wir die Hauptrichtungen des canonischen Rechts z. B. über Zurechnung nicht kannten und darstellten.

Das Kirchenrecht war einst die theologia externa, und würde es auch jetzt noch sein, wenn die Theologen oft nicht zu sehr auf die theologia interna beschränkt, und die Juristen nicht zu sehr auf das äussere Recht und die jetzige moderne Politik angewiesen wären. Die Kirchengeschichte sieht auch auf die grossartige Entwicklung der Philosophie zum Christenthum. Das Mittelalter, die eigentliche Bestrebung für die Kirchengeschichte, nahm die Ansichten von Plato und Aristoteles, sofern sie behilflich waren für das Christenthum, in sich auf. Mein Buch Seite 14.

Dann ist durch das Studium das canonische Recht eine neue Wissenschaft geworden, die Encyclopädie — ursprünglich durch

Digitized by Google

eine berühmte Sammlung der tractatus und zuletzt auch geworden eine noch bedeutendere Wissenschaft die Literärgeschichte.

Die Encyclopädie und Literärgeschichte hat sich nunmehr auf alle Wissenschaften ausgedehnt, und es geziemt uns, einen kurzen Blick in den Standpunkt unserer Zeit zu thun. Der Wissenschaften sind jetzt zwei: der gelehrten, der Naturwissenschaften — die ersten stehen fest, die andern gebören dem Fortschritt der Zeit. Allerdings haben auch die Naturwissenschaften und deren Zustand Einfluss auf die gelehrten, und die nachträgliche Darstellung mag dieses rechtfertigen.

Den Wissenschaften gegenüber steht die Erfahrung des Lebens. Diese ist grossartig, und wenn beide sich verbinden, so ist viel gewonnen, wenn nicht ein entgegengesetztes Extrem wirkt.

In dieser Beziehung — und abgesehen von der grossartigen Wirksamkeit der katholischen Missionen wollen wir auf zwei Bücher besonders aufmerksam machen: Zunächst davon im allgemeinen. Wenn wir selbst S. 1 und S. 254 unseres Buches unser Werk mit Döllinger angefangen, und mit ihm geschlossen haben, so verliessen wir uns nur auf seine gelehrten Schriften historischen Inhalts, keineswegs auf dasjenige, worin er an die Zukunft und Politik der katholischen Kirche gedacht hat oder gedacht haben kann. Wir haben uns die Freiheit unserer Ansichten ausdrücklich vorbehalten S. 254, und nur zu erkennen gegeben, dass wir specielle Landsleute sind, fast gleich alt, und dass wir unsere Bildung miteinander freilich unter sehr verschiedenen Constellationen der in Deutschland bekannten verschiedentlich denkenden Gelehrten und Ansichten hervorgehoben haben, zumal sie nicht Schlussfolgen der Denkweise sein wollen und können. —

Immer grösser wird auch in Deutschland der Gegensatz der historischen und der Naturwissenschaften: bei den letztern ist von Christenthum und von der Gesammtbildung der Menschheit wenig die Rede: es gilt hier der Naturforschung: was dort in der historischen Richtung ewig ist, dagegen ist hier der Wissenschaft und Forschung nach vergänglich, und freilich was der Welt in den Erfindungen des 19. Jahrhunderts geboten, ja erweitert wird, hat noch keine Zeit gebracht. Wir reden nicht von den Eisenbahnen, Dampfschiffen, Communicationsmitteln der Welt u. s. w., sondern von der Gesammterscheinung der neuesten Weltentdeckungen selbst: und leider dabei wird an das Christenthum fast gar nicht gedacht: vgl. das Werk von Arno Grimm über das Verhältniss des Kosmos von Alexander v. Humbold zum Christenthum. Ratibor 1869, bei Fr. Thiele. Und umgekehrt wird wieder das Christenthum weniger durch die Philosophie der Neuzeit als durch die Erscheinungen der christlichen Ansichten über die Unsterblichkeit aufrecht erhalten, sei es auch durch ausserordentliche Bestrebungen z. B. das Wiedererkennen im Himmel von Blot. Uebersetzung. Mainz 1869. Frivol ist auch hier Nichts: aber das

Digitized by Google

Individuum soll nicht untergehen. Nicht im Idealismus, sondern nach biblischen Zeugnissen wird die Unsterblichkeit des Einzelnen anerkannt.

Die Kirche gleichsam garantirt sie. Also wird zu allen Zeiten das Kirchenrecht mit der Kirchengeschichte seine Bedeutung haben.

Natürlich muss diese Wissenschaft besser gefördert werden, wie nach den Ansichten der jetzt bestehenden verschiedenen christlichen Kirchen: das katholische Kirchenrecht hat nur Consequenz durch sich, und die Bedeutung der Confessionen lässt sich nicht durch Gesetze, sondern nur durch eine tolerante Kirchengeschichte nachweisen. In dieser Richtung ist unser Buch geschrieben.

Rosshirt.

Laboulaye, Ed., Geschichte der vereinigten Staaten von Amerika. Zweiter Band: Der Kampf und die Unabhängigkeit. Heidelberg, Winter, 1869. Deutsche Uebersetzung.

Die Theoretiker und Idealisten, welche, indem sie von der Einführung einer Republik träumen, sich darüber täuschen könnten, wie viel Mühe dazu gehört, sollen die Geschichte der vereinigten Staaten zur Hand nehmen. Auf ihren Blättern werden sie lesen, was für ein grosses Werk es um diese Sache ist. In diesem Sinne wird, wer Laboulaye's zweiten Band nicht schon damit zur Hand nahm, ihn, nachdem er ihn gelesen, wenigstens nur um den Preis vollständigerer Erkenntniss aus der Hand legen. Dieser Band bezeugt durch seinen Inhalt, dass auch für die Republik der Union der alte Satz Sinn und Wahrheit enthält: »Tantae molis erat, Romanam condere gentem.«

Der gegenwärtige zweite Band hat es mit dem Kampfe der Colonien auf nordamerikanischem Boden um die Unabhängigkeit von England zu thun. Diesem ging der Bruch des Huldigungseides voraus, der seine Erklärung aus zwei Momenten entnimmt, aus der englischen Politik und aus dem Wachsthum der Colonien.

Drum nimmt die Darstellung dieses Bandes zum Ausgangspunkte die Untersuchung der Lage der amerikanischen Colonie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts!

Laboulaye macht unter Hinweis auf den vorhergehenden Band darauf aufmerksam, dass die Colonien den Luxus einer Kirchenregierung und Priesterherrschaft, woran die alte Welt krankte, nicht kannten. Er zeigt, dass sie darum in der Erziehung nicht zurückgeblieben waren, indem sie Schulen und Collegien vom ersten Tage an hatten. Er hebt hervor, dass sie mit den freien Völkern ihrer Verwandtschaft, mit Engländern und Normannen, die Achtung vor dem Gesetze oder genau gesagt, den Geschmack für Rechtsstreitigkeiten gemein hatten.

Digitized by Google

Ihre Rechtsgelehrten waren die Vertheidiger ihrer Freiheiten. So erklärt er für eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Revolution, dass sie ein — Rechtsstreit war.

»Man geht Schritt für Schritt vorwärts; man erörtert, man schreibt für und wider; diese Art ist weniger glänzend, aber dauerhaft. Ein Sieg ist nur der Erfolg eines Tages. Die Gewalt, an einem Tage besiegt, kann sich am nächsten wieder rächen. Aber ein Rechtsspruch, den die öffentliche Meinung bestätigt, wird zu einem Gesetze; er wird einheimisch in den Staatseinrichtungen und, was noch wichtiger ist, in den Sitten. Er bildet eine von jenen Eroberungen, aus welchen das unsichtbare und allmächtige Reich der Freiheit besteht.«

Die Erziehung für's öffentliche Leben war also der Hintergrund dieser eigenthümlichen Gestalt gewesen, die die amerikanische Revolution annahm; die lebendige Parteinahme für öffentliche Dinge der nie ruhende Trieb der Colonisten.

Die Gleichheit unter ihnen, und die dadurch bedingte Einfachheit ihrer Ansichten von Politik waren die Bürgschaft ihres unabhängigen Charakters.

Dazu kam, dass die Stadt hinter dem Lande zurückstand, indem der Grundbesitz zum Massstab diente. Diese Colonisten waren ein Volk von Grundeigenthümern, womit von selbst die Gewohnheiten und der Geschmack an der Freiheit gegeben war. Sie waren je zu einer Form von Regierung gekommen, ohne Hülfe der Regierung ihres Mutterlandes, also durch keinerlei Dankbarkeit dem letzteren verpflichtet.

So konnte dieselbe Form, welche in England eine Aristokratie umschloss, und die in den Colonien durch den Statthalter, den Rath und das Repräsentantenhaus dargestellt war, in den Colonien nicht schaden.

Sagt man sich nun, dass, als die Revolution ausbrach, bereits die dritte, vierte, an einigen Orten auch schon die fünfte Generation der Einwanderer lebte, so wird man begreifen, dass keine Anhänglichkeit an England, desto mehr aber die Erinnerung an frühere Verfolgungen seitens desselben wach war.

Die Ursache, warum trotzdem die Colonien so lang in der Unterwürfigkeit gegen das Mutterland England zu verharren fortfuhren, war, wie auch englischerseits erkannt wurde, die Nachbarschaft der Franzosen in Canada!

»Die Ursachen, welche die Revolution herbeiführten, waren die Liebe zur Freiheit, das Rechtsbewusstsein, der Hass gegen Unterdrückung; das Hinderniss war die Nachbarschaft Canadas, und dieses Hinderniss fiel weg im J. 1763.« (S. 31.)

Auf Grund dieser Beobachtungen charakterisirt der Verfasser die ganze Politik der Colonien von 1748 bis 1776 kurz dahin: sich zuerst der Franzosen zu entledigen, um den ganzen Continent für sich zu haben, sodann völlige Gleichberechtigung mit den Bürgern

Digitized by Google

des Mutterlandes zu erringen, oder sich von England unabhängig zu machen.

So spricht man sich nur aus, wenn man die Anstrengungen einer gegebenen Periode in ihren Resultaten übersieht. In der Berechnung der Colonisten hat jene Politik nicht liegen können, weil ein Volk, was auch der Verfasser selbst sagt, nicht durch Berechnung auf eine Revolution kommt.

Was die Beschwerden der Amerikaner gegen England waren, und wieviel Grund zu Hass sie gegen dasselbe wegen der Unterdrückungen hatten, die sie von dort erfuhren, seit der Navigationsakte (1651), besonders aber seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, das ist bei dem Verfasser in Detail ausgeführt zu lesen.

Zwar in Hinsicht auf ihre Politik im Innern frei, waren die Colonisten in Allem sehr geknechtet, was den Handel und seine Interessen berührte.

Der historische Inhalt der hiervon handelnden Vorlesungen (zweite bis fünfte) lässt sich in folgenden Ausführungen zusammenfassen.

Trotz der Eifersüchteleien zwischen den Einzelcolonien, lediglich im Bewusstsein desselben Glaubens, derselben Sitten, Ansichten und Interessen hatte es schon von 1643 bis 1686 einen Bund unabhängiger Staaten gegeben. Nach seiner Auflösung durch Jacob II. war es bei Versuchen erneuerter Vereinigung geblieben. Im Jahr 1754 eröffnete ein Congress zu Albany die Aussicht auf eine Union.

Der erste Bundesplan, wie er im J. 1774 für die Dauer des Krieges gegen England galt, zeigte Aehnlichkeit mit diesem früheren Unionsentwurfe, den Franklin in Albany vorlegte.

Das erklärte sich aber aus dem Umstande, dass der nämliche Mann auch bei der entscheidenden Begründung der Staaten-Union betheiligt war.

Der Entwurf von 1754 konnte aus Gründen, die der Verfasser entwickelt, nicht zum Leben kommen, ohne dass aber deshalb Franklin sich hätte entmuthigen lassen. Er war der Mann, der den weitesten Blick besass; das bewies die spätere Zeit, die seine früheren Andeutungen bewahrheitete.

Inzwischen war der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen, der der That nach die Colonien einigte, und durch die Uebernahme der Lasten des Kampfes seitens derselben sie und das Mutterland einander näherten.

Im J. 1760 war Kanada erobert, Dank der Betheiligung der Milizen an der Seite der englischen Truppen. Langsam reifte die Ansicht unter den Colonisten, dass, da man nichts mehr von den Franzosen zu fürchten habe, man auch nicht mehr in der Lage sei, des Mutterlandes zu bedürfen. Sie wurde stärker in dem Grade, als die Leiden anfingen.

Auf der englischen Seite vergass man dagegen, dass England die Revolution von 1688 gemacht hatte; so sehr fing man bald

Digitized by Google

an, das Unterthanen-Verhältniss der Colonisten zu betonen. Doch versah man sich nicht des Widerstandes, dessen dieselben fähig sein würden. Die erste Probe machte England im J. 1760 vermöge des Befehls, dass die Handelsgesetze aufs strengste durchgeführt werden sollten. Damals war es ein Advocat in Boston, James Otis, der die Vertheidigung der Interessen der Kaufleute übernahm. Durch sein berühmtes Wort: »Besteuerung, wo keine Vertretung ist, ist Tyrannei«, leistete er für die Colonien das Nämliche, was nachmals Mirabeau für Frankreich durch das seinige, als er den dritten Stand aufforderte, sich als den Vertreter der Nation zu betrachten.

Seit der Rede dieses Advocaten vor dem königlichen Gerichtshof in Boston war das Land in Aufruhr!

Erst nach dem Frieden (1763) traten die Absichten des englischen Handelsbureau's im Namen des Ministeriums deutlich hervor: 1) Neue Steuern, 2) Entfernung der Colonialcharten, jene, um eine Art Civilliste zu gewinnen, um daraus die englischen Beamten in den Colonien zu besolden; diese, um eine gleichförmige Regierung zu erzielen.

Niemand in England glaubte an einen Widerstand seitens der Colonien, da das Parlament als der höchste Gesetzgeber werde auch dort geachtet bleiben.

Es bedurfte zehn Jahre des Streits und der Aufregung, ehe sich die Amerikaner zum Widerstand entschlossen. Lord Granville fiel die traurige Ehre zu, sie dazu zu drängen. Den Anlass gab die Stempelakte (1765).

Mit der sechsten Vorlesung beginnt der zehnjährige Rechtskampf, der mit dem Gewaltstreich im Hafen von Boston, wodurch die Theeladungen vernichtet wurden, einen bezeichnenden Ausgangspunkt erhielt.

Gestatten wir uns die Musse, den Verlauf bis zu dem 16. Dezember 1773 rühmlichen Andenkens zu überschauen!

Zwar von Boston aus fortgesetzt, erhielt der Rechtsstreit von Virginien erst seine rechte Nahrung, Dank dem Einfluss, den ein junger Advokat und »Naturredner« als Mitglied der Kammer auf die Beschlüsse derselben gewann. So trat auf Anregung von Otis, und unter dem Druck, den gewisse gegen das Stempelgesetz gerichtete Vereine (»die Söhne der Freiheit«) auf die öffentliche Meinung übten, ein Congress in New-York zusammen (Oct. 1765). Er formulirte in 14 Artikeln seine Forderungen, die im Wesentlichen darauf hinausliefen, dass sie von ihren erwählten Vertretern besteuert sein wollten, und dass jede Akte, welche die Gerichtsbarkeit des Admiralitätshofs über ihre bisherigen Schranken hinaus erweitert, nur den Zweck haben kann, die Rechte und Freiheit der Colonisten zu vernichten. Der Erfolg den Pitt im Unterhause und Pratt (Lord Cambden) im Oberhause den Forderungen der Colo-

Digitized by Google

nisten verschafften, entsprachen der Erwartungen der letzteren. (VI. Vorlesung.)

Durch diese ermuthigt, begann die Agitation, geleitet durch Otis, für Aufhebung auch der willkürlichen äusseren Steuern. Das war der zweite Akt in dem Trauerspiele, dessen Ende die Befreiung Amerika's sein sollte. Man weigerte das Armengesetz zu vollziehen. Auf den Antrag Townshend's nahm das Parlament ein Gesetz an, welches kleine Steuern auf Einfuhr von Glas, Papier, Farben und Thee legte. Hier war der Geldpunkt Nebensache (denn nur 40,000 Pfd. hoffte man damit zu erlangen), die Herrschaft die Hauptsache. Ausserdem wurde der New-Yorker Kammer verboten, einen Beschluss zu fassen, so lange bis sie das Armengesetz (muting bill) ausgeführt hätten. Endlich beschloss das Parlament die Errichtung eines Zollamts, dessen Beamte von den Colonien unabhängig sein sollten. Den Folgen dieses Beschlusses, einem neuen und andauernden Widerstande (1768), dem der Zwang der Navigationsakte zur Stütze diente (S. 129), dachte man ministerieller Seits durch Waffengewalt zu begegnen. Man machte Boston zur Garnisonsstadt; dem ersten Regiment folgten bald zwei andere. Dieser Gewaltandrohung seitens des Mutterlandes antworteten die Colonien durch Verzichtleistung auf englische Einfuhrartikel, auf Thee und seidene Kleider! Die Liebe zur Freiheit wusste diese Opfer zu tragen. (VII. Vorlesung.)

Von der Drohung bis zur Anwendung der Gewalt war jetzt bei der Stimmung der Gemüther nur noch ein Schritt. Der Vorschlag des Herzogs von Bedford, durch eine Adresse an den König eine gerichtliche Untersuchung der Vorgänge in Boston zu beantragen, hatte zunächst zur Folge, dass sich Virginien gegen dergleichen gerichtliche Transportation erhob, und verpflichtete, keine englischen Waaren mehr einzuführen. Massachusetts schloss sich diesen Beschlüssen an (Mai 1769) und fügte noch einen Protest gegen die Errichtung eines stehenden Heeres in Friedenszeiten hinzu, auf Grund der Magna charta, und der Erklärung der Grundrechte vor 1689 (S. 144). Die englische Regierung berief den Statthalter (Bernard) zurück, und begann die Zurücknahme der Steuerauflagen in Erwägung zu ziehen.

Doch verlangte Lord North, dass die Theesteuer beibehalten würde. Hiervon waren die Colonien wenig befriedigt. Lord Chatham's Rede bei Wiedereröffnung des Parlaments (9. Januar 1770), die die Colonien vertheidigte, gab den Anlass zu einer Aenderung in der Verwaltung.

Zum ersten Minister wählte Georg III. den Lord North, der sein Portefeuille zwanzig Jahre behielt (1770—1792), und dem die Geschichte nach Laboulaye's Ausdruck, den traurigen Ruf bewahrt hat, dass England unter seiner Verwaltung mehr Land verloren, und mehr Schulden gemacht, als in irgend einem anderen Abschnitt

Digitized by Google

seiner Geschichte. Dieser war für die Zurücknahme Aller seit 1769 auferlegten Steuern, mit Ausnahme der Theesteuer.

Während das Gesetz in England berathen wurde, erfolgte in Boston am 5. März (1770) ein Strassenkampf zwischen den Bürgern und den englichen Soldaten, der einige Bürger kostete (VIII. Vorlesung.)

Wenn England während der drei Jahre, die nun folgten (1770—1773), sich nicht um Amerika kümmerte, so war letzteres, welches durch seinen Process anlässlich des Strassenkampfes Beweise seiner Gerechtigkeitsliebe gegeben, keineswegs zur Ruhe gebracht. Die Seele des Widerstandes sollte (an Stelle des unfreiwillig vom Schauplatz zurückgetretenen Otis) Samuel Adams werden. Der Entschluss der englischen Regierung, durch Besoldung den Statthalter von den Colonien und den Versammlungen unabhängig zu machen (S. 163), regte dieselben mächtig auf. Im März 1773 schlug die Kammer von Virginien die Vereinigung der Colonien vor (S. 166). (IX. Vorlesung.)

Was der Bewegung wieder neuen Impuls gab, war eine Sammlung Briefe aus der Feder des Privatsecretärs des Lord Grenville (Thomas Whately), der im Sommer 1772 gestorben war. Franklin, in dessen Hände jene Sammlung gelangt war, schickte sie an den Vorsitzenden der Repräsentanten von Massachusetts. Samuel Adams lass die Briefe, die bezweckt hatten, Amerika seiner Freiheiten zu berauben, vor. Daraufhin wurde eine Bitte an den König gerichtet um Abberufung des Statthalters (Hutchinson), die aber im Geheimrath verworfen wurde. Ein Process, den man Franklin gemacht, hatte dieses Resultat herbeigeführt. Die grossen Verluste, die die indische Gesellschaft dadurch erlitt, dass Amerika ihren Thee nicht mehr wollte, und der Steuerverlust, der der Regierung daraus erwuchs (S. 189), drängte den Lord North zu folgendem Vorschlag: der Gesellschaft sollte Aufhebung des Ausfuhrzolles für allen Thee bewilligt werden, und sie unmittelbar aus ihren eigenen Vorrathshäusern und auf eigene Rechnung ausführen dürfen.

Das Gesetz ging durch. — Aber welche Erfahrung machte die Gesellschaft, als ihre Schiffe vor den Häfen anlangten! Die Weigerung der Amerikaner, die Schiffe in ihre Häfen aufzunehmen, und der Gewaltstreich, den Bostoner Bürger ausführten, indem sie Theeladungen im Hafen vernichteten (16. Dez. 1773), sind bekannt genug. (X. Vorlesung.)

Man kann sagen, es war der dritte Akt in dem Trauerspiel das England fortfuhr zu spielen, bis es unterlag; denn dieser Auftritt trieb den Rechtsstreit einer praktischen Lösung zu. England selbst zog den Streit durch die sog. Bostoner Hafenbill (14. März 1774), welche den Handel von Massachusetts auf Salem übertrug, auf das politische Gebiet. Es hätte Entschädigung verlangen müssen, und den Weg sich noch vorbehalten können, den es mit jener Bill direct einschlug. Trotz Rose Fuller's Vorschlag und Edm. Bur-

Digitized by Google

ke's Ansprache betrat man den Weg der Gewalt. Boston war in der Lage, ein Seitenstück zu Mailand darzustellen, das von seinen Schicksalen seitens Barbarossa's her bekannt ist. Man dachte ihm das Schicksal zu, auf den Knien um Verzeihung zu bitten (XI. Vorlesung). Ein Congress wurde im Sommer 1774 in Erwägung gezogen; schon am 5. September traten die Abgeordneten von zwölf Colonien (nur Georgien war nicht vertreten) zusammen in Philadelphia. Diese Versammlung, fünfzig und einige mehr, legte sich den Namen Congress bei; die Mitglieder, ihre Mission erkennend, hätten sich sofort als Amerikaner betrachten mögen. Doch einigte man sich über zwei andere Dinge: Jeder Colonie sollte bei der Abstimmung nur eine Stimme zukommen; die Berathungen sollten geheim gehalten werden! Tags darauf wurde der Congress eröffnet; er erklärte sich zum Wächter der Rechte und Freiheiten der Colonien (S. 225); diese Erklärung, ein Uebereinkommen wegen der Aufhebung der Einfuhr, Denkschriften an den König an das englische Volk, an die amerikanischen Colonien, und an die Einwohner der Provinz Quebec waren seine Thaten. (XII. Vorlesung.)

Noch ehe dieser Congress auseinanderging, brach der Kampf in Massachusetts aus. Die Wegnahme eines königlichen Artilleriezuges und die Ueberrumpelung einer kleinen Feste waren die ersten Versuche der Revolution (S. 239). Selbst das hatte nach dem Zusammentritt des Parlaments (am 29. Nov.) Lord Chatham nicht irre machen und abhalten können, für die Amerikaner zu sprechen, weil mit Massachusetts, das zwar der Heerd der Revolution sei, noch eilf Provinzen verbunden seien, und man ein ganzes Volk nicht in Anklagezustand versetzen könne! Obwohl er vergeblich sprach (vgl. S. 245), legte er doch noch am 1. Febr. 1775 seinen Entwurf zu wahrer Versöhnung vor; dabei nahm er im Wesentlichen die Vorschläge des Congresses von Philadelphia an. Bei der Stärke der Opposition war der Versuch Chatham's vergebens; gleicherweise missglückte (schon nach Franklin's Abreise) der Versuch Burke's. »Die Leidenschaft«, bemerkt Laboulaye, »blendete England; es rannte gesenkten Hauptes dem Abgrunde zu und betrachtete Jeden als Feind, der es aufzuhalten versuchte.« (XIII. Vorlesung.)

Durch Patrick Henry veranlasst, setzte eine Versammlung von Virginien (im März 1775) einen Vertheidungsausschuss ein. Vielleicht zu rechter Zeit. Denn die Stunde ernster Abrechnung rückte immer näher, man darf sagen, durch das Mutterland gezeitigt. Ein an sich unbedeutender Zusammenhang zwischen der Landwehr von Lexington, und englischen Soldaten, die Gen. Gage gegen die Kriegsvorräthe in Concord abgeschickt hatte (19. April), gab das Signal zum Kriege. Franklin, der noch vor dem Zusammentritt des Congresses in Philadelphia angekommen war, glaubte auch nur noch an Widerstand und Trennung. Am 26. Mai erklärte der neue Congress, dass die Colonien in Vertheidigungszustand gesetzt werden müssen (S. 271), d. h. der Congress liess ein Heer ausheben!

Digitized by Google

Zum Oberbefehlshaber aller zur Vertheidigung der Colonien ausgehobenen oder noch auszuhebenden Streitkräfte wurde George Washington aus Virginien, sowohl Virginiens wegen, als weil er sich schon im Congress von 1774 hervorgethan, ernannt. Laboulaye gibt einen Abriss seiner Vergangenheit (S. 273—280).

Mit der XV. Vorlesung treten wir in die Zeit des bewaffneten Widerstandes ein. Durch die »Schlacht« bei Lexington, wie die Amerikaner jenes Scharmützel nennen, hervorgerufen, nahm er mit dem ernsteren Treffen bei Bunker-Hill, vor den Thoren von Boston, grössere Dimensionen an.

Der Verf. gedenkt, indem er die Rüstungen Englands schildert, des eigennützigen Verkaufs von Soldaten seitens der Souveräne von Hessen, von Braunschweig u. A. Diese Missethaten sind neuerdings durch Fr. Kapp ins Licht gestellt worden.*)

Die vom Parlamente gegebenen Gesetze (vgl. S. 283 ff.) machten den letzten Täuschungen ein Ende. Die Ankunft der ausländischen Soldaten, die Besatzung Boston's, die Verträge mit den Indianern, und die gegen Charleston gerichtete Unternehmung machten die Revolution nothwendig.

Der Congress traf entschiedene Massregeln; am 7. Mai brachte Richard Henry Lee die grosse Frage der Unabhängigkeit vor den Congress; am 1. Juli kam sie zur Berathung. Der Entwurf Jefferson's wurde genehmigt**). — Am 4. Juli unterzeichneten fünf und fünfzig Repräsentanten die berühmte Erklärung, welche den Namen Colonien ausgelöscht, und dafür den Namen Vereinigte Staaten eingesetzt hat.

Die Darstellung in der XVI. Vorlesung zeigt uns die junge Republik in der schwierigsten Lage sowohl in militärischer Hinsicht, wie in politischer. Die Unzuverlässigkeit der Milizen erklärt Jenes, die Spaltung der Amerikaner in Vaterlandsfreunde und in Loyale oder Tory's. Die Proclamation General Howe's, die diese Spaltung verursacht, hatte den Aufschub der Operationen verursacht.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Geschichte, weil sie sich an die Eventualitäten des Krieges knüpft, vorwiegend persönlich wird. Die fernere Ereignisse des Jahres 1776 knüpfen sich an die Manoeuvres des amerikanischen Obergenerals bei Trenton und Princeton.

Aber ausser dieser einen Person kommen noch zwei, Franklin, der als Gesandter mit dem Hofe in Versailles unterhandelte und La Fayette. Durch einen politischen Geschäftsträger vorbereitet

---

*) Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 1775 bis 1783 (Berlin 1864.)

**) Mit Ausnahme zweier Paragraphen, wovon der eine, gegen die Adresse des englischen Volks gerichtet, umgeändert, und der andere, auf den Handel mit Negern und die Sclaverei bezüglich, weggelassen wurde. S. 298.

Digitized by Google

(S. 330), hatte die Mission Franklin's den wünschenswerthen Erfolg, Frankreich als Verbündeten zu erhalten. Der junge Marquis La Fayette eilte für seine Person voran. Der Congress ertheilte ihm nach seiner Ankunft den Rang eines Generalmajors.

Wenn ein geschichtliches Werk sich mit Kriegsereignissen beschäftigen muss, so ist sein Charakter von vorne herein bestimmt. Denn die Thatsachen stehen für sich da; nur ihre Ursachen sind je nachdem einer gründlicheren Erforschung fähig. Diesen Charakter haben die nächsten Vorlesungen, wie der Inhalt derselben darthut. Er theilt sich in die Ereignisse, die der französischen Intervention vorausgingen (Angriff Washington's bei Germantown, am 4. Oct. 1777, die Capitulation des englischen Nordheeres an seinen Collegen bei Saratoga, am 17. Oct., der Vertrag der französischen Regierung vom 6. Febr. 1778), XVIII. Vorlesung, und die der Ankunft einer französischen Armee folgten (Einnahme von York-Town durch das vereinigte französische und amerikanische Heer). XIX. Vorlesung.

Ich habe mich wegen der letzten Ereignisse sehr beschränkt; nur muss ich nachholen, weil dieser Umstand gewissermassen einen Abschluss in den Rechtsstreit hätte bringen sollen, dass Lord North endlich am 17. Febr. 1778 einen Gesetzentwurf eingebracht hatte, wodurch das Parlament vollständig auf das Recht der Besteurung verzichtete (S. 363).

Die französische Hülfe war schon vertragsmässig zugesagt; sie hat, weil Spanien beitrat, und zuletzt, durch Empfang eines amerikanischen Gesandten, die Niederlande, Amerika den Frieden mit England in amerikanischem Sinne verschafft (S. 392 ff.)

Laboulaye hat, das geht aus seiner Darstellung auf jeder Seite hervor, ein persönliches, wenigstens ein französisches Interesse, indem er die Geschichte der vereinigten Staaten schreibt. Ich habe bisher mich des Thatsächlichen seiner Darstellung angenommen; ein besonderes Interesse erweckt der Geist, der sie durchweht. Ein französisches Interesse hat er im Auge, England gegenüber, indem er auf den Antheil Gewicht legt, den seine Nation an der Begründung der Union hat. Ein persönliches Interesse hat er im Auge, Frankreich selbst gegenüber, indem er den Franzosen einerseits die Schwierigkeit, andererseits die Wohlthat der Freiheit durch jenes Beispiel vorhält. Aus diesem persönlichen Interesse rührt jene Erklärung, dass die Gerechtigkeit, die ein Land vor seinen eigenen Schwächen schütze, und ihm alle seine Rechte verbürge, das Glück dieses Landes sei. Darin wurzelt seine, Laboulaye's, Beobachtung, die sich wie ein politisches Axiom aus seiner Darstellung heraus- und abhebt: »Sagt mir, wie die Gerichte beschaffen sind, so will ich Euch sagen, wie das Volk ist.« Er will damit sagen, dass da, wo sich Regierung und Volk vor dem Gesetze und den Formen, welche zu seinem Schutze bestimmt sind, beugen, da auch die Freiheit ist. Von dieser Seite, welche sich noch mit man-

Digitized by Google

chem anderen klaren Gedanken aus des Verfassers Darstellung belegen lässt, erscheint seine Geschichte als eine Politik in Beispielen. Doch nicht minder wird man sich allgemeinen Betrachtungen bei ihm, welche sich mit jenem französischen Interesse berühren dürften, anschliessen. In dieser Beziehung habe ich die Seiten am beherzigenswerthesten gefunden, welche den Unterschied zwischen der amerikanischen Revolution und der französischen erörtern (S. 236 ff.).

Im Verlaufe der Darstellung hält er es für der Mühe werth, der französischen Revolution ihre Originalität zu sichern (S. 357 ff.). Er gibt zu, dass der Vertrag, wodurch Frankreich sich zur Unterstützung der Amerikaner verpflichtete, dem Könige Ludwig XVI. oft als eine der Ursachen der Revolution vorgeworfen worden ist. Aber er bestreitet die Rechtmässigkeit dieses Vorwurfes, und nennt denselben ein Sophisma, und sein Beweis dafür ist, dünkt mir, glücklich von ihm geführt.

Ein besonderer Vorzug seiner Darstellung besteht in der plastischen Zeichnung gewisser Persönlichkeiten. Eignet es z. B. Franklin, neben dem ich den jugendlichen La Fayette stelle, schon durch den Charakter ihres Auftretens, sich heraus zu heben, so darf das Verdienst der Darstellung, welches dieses sich hat angelegen sein lassen, darum nicht unterschätzt werden. Ganz besonders aber muss dieses von dem Oberfeldherrn George Washington gelten, von dem Momente an, wo die Darstellung auf ihn Rücksicht zu nehmen hat, bis zum Ende des Bandes. Wer wird den Band des Verfassers aus der Hand legen, ohne ihm Glück zu der Kunst zu wünschen, welche den grossen Lord Chatham wo möglich noch grösser erscheinen lässt. Man fühlt, der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, in ihm den politischen Verstand zu ehren, und den patriotischen Muth zu rühmen. Denn diese beiden Eigenschaften haben Lord Chatham zu dem gemacht, was er war. Man fühlt, der Verf. hat in ihm die Weisheit verherrlichen wollen, woran England damals so arm war.

Heidelberg. **H. Doergens**

---

*Bastian, Ad., Reisen in den indischen Archipel. Singapore, Batavia, Manilla und Japan. Jena, Costenoble, 1869 *)*

Wir hatten den vielgereisten Verfasser in Saigon, der Hauptstadt des französischen Territoriums auf kochinchinesischem Boden zurückgelassen. Vgl. Bd. IV. S. 412 **).

Das französische Postdampfschiff, auf dem er am 3. März (1864) abfuhr, brachten ihn, so erzählt er, am 5. nach Singapore.

---

*) Dieser Band ist der fünfte in der Reihe der die Völker des östlichen Asiens behandelnden Bände aus der Feder des gelehrten Verfassers.
**) Vgl. Heidelb. Jahrbb. 1867. No. 58 ff.

Digitized by Google

Ausser einem Vorwort, und Beilagen besteht der gegenwärtige Band in Schilderungen, zu denen ihn sein Aufenthalt in Singapore, in Batavia, auf Manila und in Japan befähigte.

Folgen wir dem unermüdlichen Reisenden zunächst auf seiner Wanderung über die Insel, worauf Singapore liegt, und seinen Bericht über diesen grossen Seehandelsplatz.

Beachtung verdient ihm nach seinen Vorstellungen unter den Nationalitäten, wovon das Leben im dortigen Hafen wimmelt, nur der Malaye*). Was Singapore heute als Handelsplatz bedeutet, verdankt es den Engländern d. h. ihrem Princip, weder Hafengelder zu erheben, noch Angabe der eingeführten Waaren zu verlangen. Zog dieses den Handel aller umliegenden Inseln hieher, so war die unentgeldliche Ueberlassung von Grund und Boden auf der Insel an jeden Anbauer Anlass zur raschen Bevölkerung derselben, die nach des Verfassers Angabe 100,000 Einwohner beträgt, wovon 81,000 bis 82,000 auf die Stadt kommen.

Man wird sich nicht wundern, dass sie sehr bunt zusammengefasst ist, indem dort Chinesen (meist aus Hainan), Malayen, Kling, Javanen, Bengalen, Araber, Bugis, Parsis und Europäer wohnen. Unter den Letzteren sind die Deutschen die Angesehensten; sie haben einen Club, mit Lese- und Spielzimmer, sowie mit Concerträumen.

Zu der Verwaltung Singapore's gehört die Insel Pulo Penang, die, ein Geschenk des K. Quedah an seinen Schwiegersohn Capt. Light (1782), ein Paar Jahre darnach (1786) Prince of Wales-Insel getauft, und dann der ostindischen Compagny überlassen wurde.

Bei dem damaligen Kriege mit Frankreich sollte sie besonders für einen Schutzhafen der von China kommenden Schiffe dienen, gegen die französischen Kreuzer von Trincomalay.

Auch hier ist die Bevölkerung ausserordentlich bunt (Malayen, Chinesen, Indier von der Coromaldenküste, Caffre-Sklaven aus Abyssinien, Siamesen, Burmesen, Bugis, Javanesen, Balinesen, Armenier, Juden.

Die Provinz Wellesley, der von Quedah cedirte Küstenstrich, enthält nasse Reisfelder (Sawahs) unter Alleen von Kokosbäumen, die die Hütten der Malayen beschatten. Am Pyne-Fluss leben Chinesen als Fischer und Schiffer. In Bukkah ist der Sitz der englischen Behörde.

---

*) Seine Nationalität gab einer Halbinsel (Malacca) den Namen; die ihm ähnlichen langhaarigen Mohren ebenso gewissen Inseln (den Molukken).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bastian: Reisen in den indischen Archipel.

(Schluss.)

Die Eingeborenen der Halbinsel von Malacca zeigen verschiedene Vermischungsgrade mit malayischem Blute, haben aber doch ihre charakteristischen Züge in mancher Hinsicht bewahrt.

Ihr Alphabet ist das arabische; vorher war, wie Bastian (nach Crawford) erzählt, dasjenige in Brauch gewesen, dessen sich der malayisch redende Stamm der Korinschi auf Sumatra bedient. S. 51. Die Rawa auf Sumatra besitzen die Kunst phonetischer Schrift (nach Crawford).

Die Küste Sumatras wurde (nach Logan) von den Kling-Schiffern als Maleala oder Malaya (Male oder Berg) bezeichnet. In Ankola meinen einige Häuptlinge aus dem Lande Rum d. h. aus dem Westen zu stammen. Wir haben hier eine Reminiscenz an das oströmische Reich zu constatiren, die durch moslemische Missionare conservirt worden war. König Sarama Perimaul von Calicut (812), erzählt Bastian, ehrte die als Rumis von Westen gekommenen Araber. S. 53.

In dem malayischen Reiche von Quedah und Perak ward Zinngeld gefunden, wie Bastian erzählt, mit dem Emblem einer Schlange. Auf den Arrakanesischen Münzen sind die Inschriften im Nagari. Die Münzen von Tavoy und von Mergui zeigen ein vierfüssiges Thier. Als Scheikh Abdullah aus Bagdad den Islam (1501) in Quedah einführte, wurden alle Götzen der Bewohner umgestürzt und der Name des Rajah aus Phra Ong Mahawansa in Sultan Mutzufulshah umgewandelt. S. 42.

Sollten wir hierin den byzantinischen Namen Murtzupflos wiederfinden müssen? Vgl. Alexius V. (1204).

Auf Sumatra gilt den Malayen als ältester Sitz Menangkabow, wo östlich die eben erwähnten malayisch reden Korinschi das Gebirge bewohnen. Als Gott Himmel und Erde, Sonne und Mond machte, hatte (noch ehe böse Geister geschaffen waren) Sultan Paggar Allum seinen Wohnsitz in den Wolken, erhielt aber Gott, als die Welt bewohnbar geworden, den der Menschensprache kundigen Vogel Hacinet, der auf die Erde gesandt auf der fruchtbaren Insel Sancapor (zwischen Palimbang und Jambih) weilte, und dies wurde der Mittelpunkt des Reiches von Menangkabow.

Ganz wie bei den Althellenen Delos, später Delphi der Erdnabel! den Namen soll die Insel von der Riesen-Ameise (Semadra)

Digitized by Google

führen, aber von einem mythischen Silu, dem malayischen Aristomenes, erhalten haben. Sein Hund hatte die Ameise gefunden, durch die er auf der Flucht vor seinem Bruder sich nährte. S. 49.

Nach den Erzählungen der Battas, woraus Bastian referirt, wurde die Westküste von Borneo durch Auswanderer von der Küste Koromandel colonisirt, im XII. Jahrhundert S. 46. Nach Crawford leiten sich die Malayen auf Borneo ebenso wie die auf der Halbinsel Malacca von Menangkarbo her.

Die redigirte Ansicht ist diese: die nordwestliche Küste Borneo's wurde durch die mohammedanischen Halbkasten aus der Westküste Indiens bevölkert, auf der nördlichen haben sich Ansiedler aus Cochinchina niedergelassen. Die Piraten des Sulu-Archipelagus haben sich im Nordosten festgesetzt, und Bugis aus Celebes an der gegenüber liegenden Küste. Während des Aufstandes in Saigon wanderten Kochinchinesen nach Borneo.

Das ist die Küstenbevölkerung der grossen Sundainsel; im Innern soll ein buschhaariges Geschlecht hausen, das sich durch wulstige Narben auf der Haut auszeichnet.

Oestlich davon gelegen, war Celebes (nach Crawford) das Centrum der Cultur gewesen, die sich von dort über die östlichen Inseln verbreitete, Dank der Energie, welche die Dynastie der Bugis entwickelte. Die Bugis sprechen eine eigene Sprache; daneben giebt es in Südwesten noch eine zweite, das Makassar. In Mandhar und Nachbarschaft gilt die Mandhar-Sprache. Das Centrum und die grosse Masse der Insel wird von den Turajasor Haraforas bewohnt, die für die Eingeborenen gehalten werden und einen einfacheren Dialekt sprechen. In der nordöstlichen Ecke der Insel, in Massadu und Gunung telu, scheiden sich die Eingeborenen durch einige Eigenthümlichkeiten ab.

Die Epoche der Bedeutung der Insel Celebes für den östlichen Archipel in Hinsicht der Cultur datirt seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Von Celebes kommen wir, dem Faden des Verfasser folgend, auf die Molukken. Diese Inseln (Gilolo, Ternata, Tidore, Motir, Makjan und Batjan) wurden meist durch Chinesen bevölkert, die (1278) vor den Tartaren geflohen waren, und sich mit Japanesen, Javanesen, Makassaren, Malayen, Arabern, Borneern u. s. w. mischten.

Darunter bildete die eine Insel Gilolo seit den ältesten Zeiten ein selbstständiges Königreich, und der König nahm den ersten Rang unter den Königen der Molukken ein. Denn er war König des Golfes (Djilomo Kalano). Später, seit dem Jahre 1250 p. D., verlor er an Ansehen, und viele seiner Unterthanen wanderten aus.

In den Kriegen mit Gilolo dehnte Siale, König auf der Insel Ternate, seine Eroberungen aus (1284 p. D.). Im XIV. und XV. Jahrhundert fortgesetzt, dehnten sie die Herrschaft der Sultane von Ternate über den Archipel aus. Damit gewann die Ternate-

Digitized by Google

Sprache die Herrschaft auf den Molukken. Es ist ein Malayisch. Ihre Religion, den Islam, erhielten diese Malayen von Java.

Die Inseln der Banda-Gruppen wurden durch entlaufene Sclaven aus Ceram, Keij, Arouw, Timor, Solor, Buton, Tenimber etc. bevölkert. Im Jahr 1500 p. D. herrschten vier Könige in Banda. Die Inseln Ceram, Buru und Gilolo waren durch Alfuren bevölkert. Das ist, geographisch genommen, im Wesentlichen der Inhalt der ersten Abtheilung des vorliegenden Bandes, aber keineswegs der ganze. Denn sowohl anlässlich Singapore's hat er seinen Bericht mit Notizen aus den Annalen der Malayen durchsetzt, S. 6 ff., wie anlässlich der Sumatrenser mit theologischen S. 51 ff., endlich anlässlich der Molukkengruppe gleichfalls mit theologischen, auf das Wiederkommen von Verstorbenen, auf Höllenzwang, auf den Gott des Sturms bezüglichen. S. 83 ff.

Ich will nur jene Notizen hier berücksichtigen. Bastian findet in den Annalen der Malayen (Seyara Malayu), dass Alexander der Grosse (Rajah Sekander) als Stammvater der malayischen Fürsten angesehen wird. Frappant für den Moment, doch erklärlich, wenn man in Erwägung zieht, dass altgriechisches Material, durch moslemische Missionäre mitgebracht wurde (vgl. S. 33) und durch die Volksphantasie seine naturalisirte Form erhielt.

Im Uebrigen spricht er, wie gesagt, noch S. 53 von Baummenschen, von Amuletten z. B. aus Koranversen; hier kommen wieder die Nats zur Sprache, die wir schon kennen gelernt haben. Dem Schlangendienst widmet der Erzähler S. 60 ff. einen eigenen Excurs.

Bevor wir mit ihm wieder in See stechen, wollen wir noch kurz auf das eigenthümliche Zusammentreffen aufmerksam machen, durch welches seine wissenschaftlichen Erhebungen in jenen Gegenden die Verbindung zwischen dem colonisirten Oceanien und dem alten Europa knüpfen. In den Winken, die diese Erhebungen enthalten, liegen die Grundlinien zu wissenschaftlichen Beiträgen für die Erkennung der Fähigkeit der malayischen Raçe verborgen.

In der letzten Hälfte des April (am 22.) liess sich unser Erzähler durch einen holländischen Dampfer nach Batavia bringen.

Diese Stadt war früher mit einer Mauer und Stadtgraben umgeben; erst nach 1588 wurden ausserhalb derselben Ansiedlungen gewagt, sie selbst im darauf folgenden Jahrhundert geschleift. Die Stadt ist enggebaut, hat einen Markt, auf dem besonders Chinesen verkehren, ein Museum, in dem sich neben einer gutversehenen Bibliothek auch eine reiche Sammlung javanischer Alterthümer befindet.

Bekanntlich befand sich ursprünglich die Insel Java in den Händen der Portugiesen (vgl. S. 134 unten), ist aber holländisch zufolge Rückgabe seitens der Engländer 1818. Doch fuhren auch Sultane fort, sich auf der Insel zu befinden. Ihr jetziges Cultursystem datirt seit 1830.

Digitized by Google

Als vortreffliche Einrichtung rühmt unser Erzähler die Post. S. 104.

Bis zum 18. Mai dauerte sein Aufenthalt daselbst. Wie reich die antiquarische, geschichtliche und theologische Ausbeute in den Traditionen Java's gewesen ist, davon zeugen die hundert und mehr Seiten, die von Seite 100 ab seinem Berichte über seinen Aufenthalt in Batavia und Umgegend angehängt sind.

Ich will nur darüber orientiren. »Im Anfange«, sagt er, erzählen die Geschichtsbücher, »war Alles ruhig und im Frieden. Während dem ersten Jahrhundert fingen Fürsten an, sich zu erheben, und dann entstand Krieg, eines Weibes wegen, Dewi Daruki genannt. Damals wurde zuerst die Schrift eingeführt.« Also ganz wie Eingangs der Geschichte der europäischen Hellenen, nur dass die Ursache mehrere Auflagen erlebte! Denn Bastian referirt weiter: »Dann, 1500 Jahre später, brach neuer Krieg aus um ein Weib, die Dewi Sinta hiess, und 2000 Jahre später wurde ein dritter Krieg angefacht durch das Dewi Drupadi genannte Weib«. Dabei bleibt es nicht. Denn wir hören: »Als weitere 2500 Jahre verflossen waren, entbrannte ein Krieg um die Tochter eines heigen Mannes.«

Diese Eintheilung ihrer Geschichte ist ebenso originell, wie sich die Geschichte selbst in ihrer ganzen Oede charakterisirt.

»Nach der ersten Entdeckung Yava's schickte der Fürst von Rum Colonisten«*). Die Ueberzahl ging zu Grunde, und der Rest kehrte nach Rum zurück. Trotzdem beginnt mit dieser Einwanderung die javanische Zeitrechnung (angeblich im Jahr 78 p. D.). Im Jahr 525 derselben kamen neue Colonisten von Hastina und gründeten ein Königreich (Mendung Kamulau). Ohne dem Referenten weiter in das Detail der Fortsetzung des geschichtlichen Berichtes zu folgen, erwähne ich nur noch des Faktums der Bekehrung der Javanen zum Islam durch den Sohn eines arabischen Fürsten im Jahr 1400. Dieser heirathete die Tochter des Rajah von Indrapura (auf Sumatra), und erhielt dadurch das Land der Sillabaren, ein Volk von Banca-Nulu. Die Bewohner von Naning in der malayischen Halbinsel sind Mohamedaner der Sofi-Sekte, und wurden im XIII. Jahrhundert bekehrt, als Muhamed Shah in Malakka regierte, während sie vordem dem Glauben Buddha's angehangen hatten. S. 129.

Die Javanesen leiten alle vormohamedanischen Alterthümer von den Wong, Kuna, Kapir oder Buda ab. Nach Crawfurd heisst Buddha alt, über die Zeiten der Einführung des Islam hinausgehend, und heidnisch, in Bezug auf religiöse Begriffe.

Zwischen verschiedenen Dialekten eines Landes dienten gleich dem Mandarinischen die religiösen oder ceremoniellen Sprachen als

*) Maya, der Verfasser der Saura-Siddhanta, war in Romaka (Rum oder Roma), im Lande der Miechha (? Könige) geboren. S. 177.

Digitized by Google

allgemeines Austauschmittel der Regierung, wie das Sanskrit, worin die Gesetze Manu's geschrieben waren, in Indien, oder später das in den englischen Gerichtshöfen verwandte Persische der Mohamedaner (bis vor Kurzem). S. 156. Nach Valentyn müssen die Javanen Koromandel und Malabar besucht haben, weil die Hofsprache meist vom Sanskrit abgeleitet sei, und sich ausser Malabar-Worten auch Vieles aus der Dekkan-Sprache finde. S. 160. Für die Dichtungen aus alter Fabelzeit ist das Kawi in Gebrauch geblieben. In Bali ist dies noch die Sprache der Religion und der Gesetze. *)

Wegen der Scheidung der Gesellschaft in Classen (S. 162), wegen der Zeitbezeichnungen bei den Javanesen (S. 165), wegen des seit 1830 eingeführten Cultursystems (S. 167), wegen der javanesischen Sagenerzähler (S. 169), wegen ihrer Gliederorakel und Zeitgottheiten (S. 176) u. v. A. muss ich auf den Referenten selbst verweisen.

Mit dem Abschnitt von der Abkunft der Fürsten Java's verliert sich sein Faden in ein Repertorium von Notizen, über denen wir Java zuletzt verlieren. S. 180. Er kommt zu den Stämmen Tibet's, zu Kashmir, zu Guzerat.

Es sei kurz angedeutet, dass auf der Insel Bali der Siwadienst den Buddhismus verdrängte, zufolge einer Einwanderung von Brahmanen, S. 225, kurz vor der Einführung des Islam in Majapahit, und dass die Vedas von Bali kamen; dass auch auf der Insel Lombok eine Kasteneintheilung bestand. S. 233.

Neun Tage hatte die Fahrt gewährt, als Bastian am 28. Mai in Manilla einlief. S. 256. Wir erfahren von ihm, dass es nicht das erste Mal war, dass er Manilla besuchte (vgl. S. 264). Er unterscheidet die Stadt in ein Manilla der Märkte und des Volksverkehrs, und in ein Manilla der Beamtenwelt. Jenes, gewissermassen nur eine Vorstadt, bilde einen grellen Gegensatz zu der letzteren, die todt und menschenleer scheine. Er zählt die Vorstädte (Pueblos) mehrere auf.

Die Verbindung mit dem Inneren unterhält die Stadt durch den Fluss; doch sind, wie er beschreibt, seit dem Gouverneur

*) Nach W. v. Humboldt ist das Kawi wirkliches Javanisch, nur in einer älteren Form, also nicht, im wahren Verstande, eine eigene und abgesonderte Sprache, sondern in seiner Mischung mit Sanscritwörtern, so wie die ihm darin ganz ähnliche Höflichkeitssprache, nur eine Sprechart, in seinem einheimischen Theile ein älterer Dialekt ist. Die Pronomina bewegen sich, nach unserm Ref., wie in Hinterindien, in einer Skala von Erhöhungen und Erniedrigungen, ähnlich wie bei den Byzantinern der Majestas nostra (*η ημετέρα βασιλεία*) die *η ταπεινοτης μου* gegenüberstand. Bei Bekehrung eines fremden Volks hat man zunächst die Sprachschwierigkeit zu überwinden, und leicht entsteht daraus die Einführung einer heiligen Sprache, wie des Lateinischen in Deutschland durch Bonifacius und andere Mönche Englands, während vor Gregor M. Ulfila die Bibel in das Vernacular übertragen hatte. S. 160 ff.

Digitized by Google

Enrile (1831—1835) auch die Landstrassen in einem guten Zustande.

Die Eingeborenen nennt er Indianer, und soweit daneben Mestizen und Creolen vorkommen. Bei den letzteren findet er Hinneigung zum Dandyismus, sowie zu freigeisterischen Tendenzen. Man sehe ihr gerade nicht allzu reinliches Gewand oft mit einem kostbaren Edelstein geschmückt, in dem sie ihr ganzes Vermögen, als die leichteste Art seiner Aufbewahrung mit sich herumtragen. Zum Anderen lächeln sie in ihrer Weisheit halb spöttisch, halb bedenklich über die bunten Processionen und klimpernden Kirchenscenen, woran es dort nicht fehle. Hiervon machen auch die dortigen Spanier keine Ausnahme.

Einen um so unbedingteren Einfluss habe die Geistlichkeit unter den Indianern, deren Macht weit bedeutender sei als die Macht der Regierung.

Letztere habe vielfach verbessernd auf den Zustand der Indianer gewirkt, und zum Erstaunen sei es, zu erfahren, wie Viele darunter zu schreiben und zu lesen verstehen. Gleichwohl sei der Unterricht nur langsam vorgeschritten, und von neueren Entdeckungen sei noch keine Ahnung vorhanden.

So äussere denn zurückgebliebener Glaube noch grosse Macht S. 261 ff.

Unser Erzähler führt uns in die Anfänge spanischer Niederlassungen zurück, mit denen Kämpfe gegen chinesische Piraten und gegen die Könige von Siam und von Japan verbunden waren. So werden die Schicksale bez. Zustände auf der Insel Formosa, S. 279, auf den Marianen oder Ladronen, S. 281, auf den fernen Korallen-Inseln von Radak, S. 286, und sogar den fernsten Fidji-Inseln je vor bezw. bei ihrer Entdeckung in die Darstellung hereingezogen.

Der Bericht unseres Historikers verwerthet auf diese Weise einen Vorrath seiner stupenden Belesenheit zu einem Repertoire, dem nur äussere Sichtung noch zu wünschen gewesen wäre.

Anfangs Juni finden wir den Reisenden an Bord eines Kriegsschiffes, um nach Japan zu kommen, das er nach einer zehntägigen gefahrvollen Reise erreicht.

So interessant die anlässlich des Aufenthalts auf Singapore und noch auf Java gebotenen Materialien durch gewisse Reminiscenzen gewesen waren, die die moslemitischen Missionen hatten vermitteln helfen, so ausser Zusammenhang mit arabischer, überhaupt westlicher Geschichte, und so originell schwierig sind die die Philippinen-Indianer betreffenden Berichte gewesen.

Für den Leser des Bandes ist die Erzählung der Weiterreise eine zeitgemässe Unterbrechung. Der Name des Landes, das durch seinen seit einiger Zeit wieder angeknüpften Verkehr mit Europa dem Leserinteresse näher liegt, als Ladronen-, und Fidji-Archipele, lässt zugleich einen Gegenstand mit grossartigeren Umrissen erwarten.

Digitized by Google

In der Bucht von Nangasaki wurde Anker geworfen; doch liess er diese Stadt seitwärts liegen und begab sich zunächst zum holländischen Consulat, einem früheren Gefängniss, in Decima. Es erzählt das anziehende Curiosum, dass dies der einzige Fleck Erde sei, »wo die holländische Flagge nie eingezogen wurde, wo sie fortfuhr, als Banner der Nationalität zu wehen, als das Mutterland unter französischem Joche seufzte, und die anderen Colonien im Osten und Westen vor den englischen Flotten gefallen waren.« S. 392.

Wir können begreifen, dass er, der bisher unter gebräunten Indianern oder Malayen oder wenigstens bleichen Chinesen verkehrt hatte, von dem Teint der Japanesen überrascht war, den er europäisch nennt. »Besonders die Haut der Frauen«, sagt er, »hat die durchsichtige Weisse, wie wir es bei den unsrigen gewohnt sind, und die in den rothen Backen das Blut durchschimmern lässt.« *)

Die Häuser des von ihm zuerst besuchten Nangasaki veranschaulicht er als zweistöckig, mit Erker oder Altanen im oberen Stockwerke. Die Häuser der Daimio liegen von der Strasse zurück in mehr oder weniger weiten Gehöften, mit Wachen an den Thoren.

Die Strassen steigen auf und ab, sind theilweise gepflastert, haben breite Stufen, und können durch Thore geschlossen werden, oder sind von Ehrenbogen überspannt. (Ueber die Bedeutung der letzteren vgl. S. 347).

Wir wollen den Leser von der Lektüre nicht durch zu viel berücksichtigende Auszüge dispensiren, und erwähnen anlässlich der Priester, deren ihm Viele auffielen, dass er durch den Buddhismus in Japan an manche Charakterzüge erinnert wurde, wovon er wusste, dass sie früher auf Java geherrscht hatten.

In einer der Strassen hörte ich, so erzählt er, ein bekannt vorkommendes Geräusch, und sah beim Umherblicken durch das geöffnete Fenster auf einen Fechtboden, wo Meister und Schüler in Drahtmasken mit zweihändigen Schwertern, die gleichzeitig zum Hieb und Stich dienten, gegen einander ausfielen oder parirten. S. 316.

Er besuchte einen einheimischen Buchhändler, der ihm verschiedene seiner illustrirten Werke vorlegte. Bei dieser Gelegenheit hole ich nach (vgl. S. 306), dass die buddhistischen Bücher der Japanesen mit einer Art von Sanskrit-Buchstaben (Tien-si-ko i. e. indische genannt**) untermischt sind, die aber gleich den chinesischen und einheimischen in perpendikulären Reihen geschrieben, und von den Priestern zwar gelesen, aber nicht verstanden werden. Also gerade wie die lateinischen Breviere in europäischen Nonnenklöstern.

---

*) Kein Wunder, dass Indien von den Japanesen das Negerland genannt wird! Vgl. S. 323.

**) Tietsin ist Indien.

Digitized by Google

Wie buddhistische Bücher zur Stelle geschafft worden, ist in den Geschichten der Japanesen zu erfahren, die von einem Priester sprechen, der einst dafür nach den östlichen Ländern Asiens geschickt worden, und mit Schiffsladungen derselben zurückkehrte. S. 323.

Combiniren wir, so ist es klar, wie zugleich der Cultus Shaka's des Obersten der Götter (oder Kami), der aus Indien stammte, in chinesischen Büchern gelehrt wird.

Der Verfasser hat vorher, S. 317, von einem Buche erzählt, das er käuflich an sich brachte, das die zum Theil einheimischen, zum Theil Indien entlehnten Götter des japanischen Pantheon zeigt; die Namen im Chinesischen waren unter Beifügung der japanischen Aussprache über jedem mit Sanskritbuchstaben geschrieben.

Die chinesischen Buchstaben wurden, wie der Verf. erzählt, S. 331, von Korea eingeführt, aber japanisch umschrieben (Erfindung des Kobodais), damit die japanische Aussprache den ihr zukommenden Laut erhielt. Später traten noch japanische Buchstaben eigener Erfindung hinzu.

Die Umschrift des Chinesischen heisst Katagana, und ist quadratisch oder Grossschrift; die Cursivschrift heisst Firakana oder Chirogana. Der schon genannte Oberpriester Kobodaisi (775 p. D.) gilt für den Schöpfer des japanischen Syllabars Firakana. Die Erfindung des Sittan (Buchstabenschrift aus Hindostan) rührt aus früherer Zeit. S. 332 vgl. 337.

Man unterscheidet im Gebrauche der Sprache verschiedene Stilarten (Sho) je nach der Bestimmung des Geschriebenen. Für Gedichte und Drucksachen ist der sorgfältige (Kai) bestimmt, für obrigkeitliche Verordnungen und Erlasse der handelnde (Gio), für die gewöhnliche Correspondenz zwischen gleichstehenden der stroherne (So).

Die Literatur zerfällt in Distichen (Uta) und Lehrgedichte (Renga), Dramen (Mai), Biographien der Herren (Sosi), lebende Heilige (Sagno), Erzählungen in Prosa zur Belehrung oder Unterhaltung (Monogatari), Geschichte (Taifexi), Gesetze und Sitten. S. 333.

Die japanische Geschichte ist in dem Buche Nihong-gwaisi (i. e. Geschichte Nipong's oder Japan's) abgefasst; sie beginnt mit den Himmelsgöttern (Teng-jin). Der erste Teng-jin schuf das Land Japan; es gab sieben Teng-jin. Der siebente zeugte den ersten Erdengott (Zi-jin), sowie den Ahnherrn der Mikado, und schuf dann alle Menschen, die von seinen andern Söhnen abstammen. Der letzte der fünf Zi-jin war Vater des Zimbu-tenno, des ersten Kaisers. S. 334 ff.

Ausser dem genannten Buche hat noch ein anderes grosses Ansehen, das Buch Quannon's (Quannon-kio). Quannon ist ein Buddha der Gegenwart, aber unter den Tausend der früheste; er be-

Digitized by Google

findet sich überall Es sind nämlich zu unterscheiden: Buddhas der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. S. 338.

Verfasser des Buches ist der letzte der Buddhas der Gegenwart, Shakyamuni; er schrieb ein Werk in acht Theilen voll Anrufungen (Darani) in sanskritischen Buchstaben (im Tiensiko). Das Werk heisst Fokekio (S. 337) oder Jokekio (S. 339). Es wurde schon vor 2000 Jahren ins Chinesische übersetzt, und kam vor 900 Jahren nach Japan (S. 340). Shakyamuni war der Sohn eines indischen Königs, und wurde vor 2850 Jahren — es ist schon lange her — im Lande Makada-Kokfu zu Indien (Tiensiko) geboren. S. 339.

Es existirt eine Geschichte Nagasakki's (Nagasakki-sasje) im Manuscript, fünf Bände stark, woraus unser Erzähler erfahren hat, dass die Japanesen früher mit China (Kara), Cochinchina (Kosi), Java (Jakara), Kambodia (Kambodtja) Handel trieben. S. 340.

Was den Namen Japan's betrifft, so erfahren wir aus unserem Bande darüber Folgendes: Die japanischen Inseln wurden von den Chinesen zuerst Yang-Kou (das Packhaus der Sonne) genannt, dann Nou-Koue (das Reich der Sklaven) und schliesslich Ge-pen (der Sitz des Tages).

Zur Huldigung, erzählt er, kamen die Japanesen zuerst im Jahr 58 p. D. Vom Kaiser Ti, der die Quelle der Jugend suchen liess, sollen die Inseln Japan's (209 a. D.) colonisirt worden sein.

Es giebt eine Beschreibung Japan's und der Gebräuche des Landes, mit Illustrationen, denen ein alphabetisch geordnetes Dictionär folgt, das Buch Kouwaitzschetzioyohakkatato. (Tokaitzschetziohakatzo), wie Bastian erzählt; eine Weltkarte (Shikaibangkohunosu) sei beigegeben, und eine andere Karte Japan's, die Pläne der Städte enthält, die Wappen der Daimio, die Siegel, verschiedene Spiele u. s. w. S. 346.

Man erkennt aus der Darstellung bei Bastian nicht, ob die folgenden Seiten auf Auszügen aus diesem Buche beruhen. Doch verlohnt es sich jedenfalls, das Eine oder Andere daraus anzudeuten. Zuvor sei noch nachträglich bemerkt, dass Bastian erzählt, bei einem Buchhändler Landkarten, besonders von Japan und China, gesehen zu haben. Alle Länder über China hinaus, sagt er S. 332, hiessen mit allgemeinem Namen: Tienso!

Dass der Götterglaube eine grosse Rolle in Japan spiele, mochte Bastian aus dem Wegegötzen (Dsiso) entnehmen, den er beim Ausgange der Stadt Nagasaki an den Felsen des Weges neunmal hinter einander ausgehauen fand. S. 360. Er bezeugt ausserdem durch zahlreiche Anführung von Anlässen im Laufe der Darstellung, wobei die Kamusi (Priester) fungiren, diese Thatsache. Die Priester sind eine mächtige Klasse in Japan; sie fungiren bei Ordalen, (S. 363) bei Verbindung böser Geister, womit die Japanesen sich viel plagen lassen, bei Wallfahrten. Ihr Nami Kaminusi oder Kamusi kommt von Kami (Gott). S. 346.

Digitized by Google

Der Tempel in Isje gilt für einen wichtigen Wallfahrtsort; nur Solche, die im Zustande völliger Reinheit sind, dürfen die Pilgerfahrt unternehmen. Unter den Priesterinnen daselbst findet sich fast immer eine der Töchter eines Mikado. Der Pilger, der alle Ceremonien in diesem Tempel und im Miya durchgemacht hat, empfängt von dem Priester gegen eine Gratification eine Bescheinigung des Sündenerlasses (Oho-haraki).

Wer verhindert ist, selbst zu gehen, beauftragt einen Stellvertreter von den Kamusi, die Schachtel Ofarrai auf seine Kosten zu kaufen. S. 358.

Nur so viel! Ich muss darauf verzichten, des Weiteren wegen dem Referenten in das Detail seines Repertoriums zu folgen. Denn ich müsste mich der Mühe unterziehen, das Material zu sichten, ein Geschäft, worin ich bescheidenerweise demselben nicht vorgreifen will. Es mag Schade um den Abschnitt von Brahma und Brahmanen sein, dass er so wenig lesbar selbst dem geduldigsten Leser vorliegt. S. 398 ff. Freilich, wird von S. 460 ab, wo die fünf Nationen (Panch-Dravada) der Brahmanen in Südindien besprochen werden, die Darstellung lichter. Aber zugleich befinden wir uns auf weitere Entfernung von Japan, um das es sich eigentlich handelt. In Ermangelung eines organischen Zusammenhangs darf die methodische Berechtigung derartiger Interpolationen beanstandet werden.

Der Zufall von Tagebuchnotizen vermag das Lob der Reichhaltigkeit zu bedingen, doch nicht die Schwierigkeit der Zusammenstellung zu entschuldigen.

Den Anspruch auf Dank wird demnach der gelehrte Reisende noch vollständiger durch eine neue Redaktion seiner zahllosen Notizen sich erwerben*).

Am 28. Juni verliess er Nangasaki, und gelangte er nach einer durch Nebel und Regen unsicher gemachten Seereise von einer Woche am 4. Juli in den Hafen Yokuhama's.

Diese Stadt, auf Niphon gelegen, producirt hauptsächlich Seide, den dritten Theil der Seidenproduktion Japan's überhaupt. Aber auch andere Ausfuhren erfolgen von dort nach London, Amerika, Shanghai, Hongkong und Nagasaki.

Schon anlässlich seines Aufenthaltes in letzterer Stadt (vgl. S. 373) hatte er Gelegenheit gehabt, die Thatsache zu bemerken, dass die japanischen Frauen die Zähne schwarz färben, »um sich zu verhässlichen.« Er begegnet ihr wiederum in Yokuhama. Zur Begründung jenes Auskunftsmittels der Abwehr nahm er oben die Erklärung zu Hülfe, dass jeder Adlige das Recht habe, die Frauen seiner Untergebenen zu sich zu nehmen. Vgl. S. 373. Hier, auf

*) Ich mache bei dieser Gelegenheit auf einen Aufsatz von G. Hofacker aufmerksam: Bilder aus Japan (das Paris der Japanesen). Vgl. A. A. Z. vom 2. October. Beilage.

Digitized by Google

S. 477, beruft er sich statt eigener Erklärung auf eine Ausführung bei Du Pin. *„Quand le gouvernement“*, so lautet sie, *„veut punir un de ses employés, il envoie sa femme passer quelque temps dans une des maisons publiques (Ganpiro à Hoko-hama). Le mari qui veut punir sa femme agit de même à son égard. Quand le temps de la punition officielle ou de la correction maritale est passé, ces femmes reprennent dans le domicile conjugal la place qu'elles y occupaient auparavant.“* Es ist die Frage, ob diese Ausführung, die Bastian zu der seinigen statt eigener Erklärung zu machen scheint, und jene frühere einander ergänzen, oder ausschliessen, so dass in Yokohama in speciellerer Beziehung zum japanesischen Strafrecht stände? — —

Wir können den Verf. auf seiner Reise nach Shangay nicht begleiten, und nehmen nur noch kurz von den Beilagen Notiz. Ihr Werth besteht in dem, was er über die Religion der Jaina-Sekte hier mittheilt. S. 487—514. Dann folgt noch eine Abhandlung, welche sich den Zweck setzt, durch Revision der Berichte der Alten über die Vorzeit der Stämmegeschichte der Forschung den Weg bis soweit zu zeigen, wo die Materialien zu Ende gehen. S. 514 ff. Den Schluss der Beilagen bildet ein Wiederabdruck eines Berichtes über die alte Hauptstadt Japan's (Kamakura). S. 547 ff.

Auch dieser fünfte Band, der, um mit des Verfassers eigenen Worten zu reden, »durch seine Ueberschwänglichkeit nahezu erdrückt (S. XXXIV), zeugt von dem Bemühen, die Völkerarchäologie für Perspectiven über ihre Anfänge auszubeuten.

Heidelberg. **H. Doergens.**

Ein Lied der Menschheit. Von Stephan Milow. Heidelberg. Verlag von G. Weiss. 1869. 82 S. 8.

In die Reihe der ersten Dichter unserer Gegenwart gehört entschieden der talentvolle Herr Verf. der vorliegenden Dichtung. Ueber seine früheren Dichtungen, die zweite Auflage seiner Gedichte, seinen Roman: Das verlorene Glück und seine Elegieen haben sich competente öffentliche Blätter auf das Günstigste ausgesprochen. Auch die vorliegende Dichtung zeichnet sich durch eine neue, tief eingreifende und vorurtheilslose Weltanschauung, durch eine glücklich schaffende und combinirende Phantasie, durch geistvolle Auffassung des vorhandenen Stoffes und durch eine treffende Durchführung der einzelnen Gebilde aus. Es war eine schwierige Aufgabe, die Hauptmomente der weltgeschichtlichen Entwicklung, die Geschichte der Menschheit in einen Rahmen von 82 Octavseiten zu bringen und dabei dennoch die einzelnen Hebel der geschichtlichen Thaten hervorzuheben und die Länder und Völker des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit treffend und

Digitized by Google

schwungvoll zu kennzeichnen. Wir dürfen wohl diese Aufgabe als eine durchaus gelungene bezeichnen. Ihr gebührt wegen des interessanten Stoffes und der glücklichen, theilweise selbst ergreifenden und begeisternden Entwicklung des Themas die Palme vor allen übrigen Dichtungen des dem österreichischen Kriegerstande angehörigen Herren Verfassers. Die Abwechslung des Versmaasses und die Art der Formbehandlung erinnert uns an Schillers herrliches Lied von der Glocke. Rythmus und Sprache sind tadellos. Deuten wir kurz den Inhalt dieses Gedichtes an.

Die winterliche Zeit naht dem Dichter, er sieht dem Zuge der Wandervögel nach, der sich nach Süden bewegt, er wünscht sich Flügel, in's Sonnenland durch's Meer der Luft zu ziehen; in die Weiten starrend, ist er vom Nebelduft umhüllt. Da hellt sich ein Thor im Nebel auf und wachst mit Schnelle grösser und lichter empor, er schaut hindurch und prangend thut sich ihm die Ferne auf; es treibt ihn über Berge, Ströme, Seeen und Klüfte in Asiens Herz, zur Wiege der Menschheit. Nicht die künft'gen Tage kann er betrachten, nur die vergangenen. Er ruft uns zu:

In dem, was modernd längst gewesen,
Im Schutt der Zeit erkennt das Buch,
Darin mit klarer Schrift zu lesen
Jedwedes Glück und jeder Fluch.

Der Kampf des Chaos beginnt, es strahlt das erste Licht. Der schäumenden Fluth enttaucht, steht gewaltig der Bergstock Asiens da. Das paradiesische Leben der ersten Natur wird gerchildert, die Entstehung des Menschen.

Es grüsst ein ewiger Lenz ihn hold,
Es reifen im glänzenden Sonnengold
Ihm Früchte labend entgegen;
Wohin er sieht, quillt Segen.

Es ist die Sage von der Himmelszeit der ersten Menschheit.

Hier träumt die Menschheit abgeschlossen,
Des eigenen Selbst noch kaum bewusst,
Vom warmen, klaren Licht umflossen,
Der Kindheit Traum mit reiner Brust.

Der Sehnsuchtsdrang erwacht, der Mensch strebt in die Ferne. Der Kampf der Leidenschaften beginnt und mit ihm die unruhvolle und wilde Zeit der Thaten. Die Menschheit vertheilt sich in Strömen über den Erdball. Da beginnt der Menschheit Schuldbuch, die Geschichte. Den Ararat umbrandet die Menge, sie treibt dem Süden zu. Nimrod, der Jäger, die Zierden des Euphrat- und Tigrislandes, Babylon und Ninive, werden geschildert, Semiramis' und Sardanapals Untergang. Von Asien eilt der den Menschheitsstrom

Digitized by Google

verfolgende Blick nach Afrika. Das geheimnissvolle Land der Pyramiden und Hieroglyphen wird betreten. Treffend wird die Natur des schönen Nilthales geschildert. Wie schön sagt unser Dichter, nachdem er die Pflanzen- und Thierwelt gezeichnet, von den alten Bewohnern dieses Landes S. 20:

Und auch die Menschen schleichen sacht,
Wie halb erst aus dem Schlaf erwacht,
Und noch von einem Traum befangen,
Dem Räthsel, welchem sie entsprangen.
Sie sinnen nun zurück und sinnen
Und können sich nicht auf den Traum besinnen.
Gott, Mensch und Thier in Eins zerflossen
Erschaut ihr rastlos grübelnder Geist
Und formt sie in mächtigen Steinkolossen,
Die mühsam er den Bergen entreisst;
Hochragend aus dem weiten Plan
Schau'n ernst die steinernen Bilder uns an,
Dass wir nur zagend näher uns trauen:
Hier widderköpfige schlanke Frauen,
Dort frauenköpfige Löwengestalten,
Die stumme Wacht an Gräbern halten.
Wo Isis geirrt im Palmenschatten
Und bang geweint um ihren Gatten,
Da schreiten ihre Priester gebückt,
In sinnender Andacht still verzückt,
Und deuten und hüten der Göttin Lehre,
Dass sie kein Ungeweihter versehre.

Vom Pyramidenbau heisst es:

Man thürmet — Staub zu Pyramiden,
Zu fesseln die Ewigkeit hienieden;
Und all die Male, weit und breit
Sind Schreie nach Unsterblichkeit,
Die Körper geworden —. Stund um Stunde
Fällt bröckelnd die Antwort nieder zum Grunde.

Ueber's Meer geht es, und das herrliche Griechenland thut sich auf, mit seiner glücklichen Natur, seinem freien schaffenden Leben, seinem Götterhimmel, seiner Wissenschaft und Kunst, seinem rein menschlichen Schönheits- und Freiheitsgefühle.

Hier ist gebannt die Barbarei,
Der wüste Streit in tollem Geschrei,
Doch auch das fanatische Gottessehnen;
Nicht ringt der Mensch in ewigen Thränen
Zum Himmel empor mit banger Geberde,
Er zieht die Götter herab zur Erde;

Digitized by Google

Er lässt sie zu sich niedersteigen,
Dass sie das Menschenthum bekrönen
Und alle Sehnsuchtsrufe schweigen
Im Schau'n des Höchsten, des Menschlich Schönen.
Kein Trachten über die Schranke der Zeit,
In Allem verklärte Menschlichkeit . . . .
Frei wandelt Jeder und fühlt sich so
Gleich thatenstark und entsagungsfroh:
Hell jauchzt er als Freier im Morgenroth,
Leicht geht er als Freier in den Tod.

Die Perserkriege folgen, das erwachte einheitlich freie Nationalbewusstsein, der Höhepunkt griechischen Lebens in der Kunst und Wissenschaft.

Wir weilen hier und möchten schliessen
Das bange Schweifen durch den Raum;
Hier lasst uns schauend still geniessen,
Das Schöne lebt, es ist kein Traum.
Mit klarem Aug' und seel'gem Wallen,
Erschau'n wir's ja im hellen Schein,
Nicht Einer schuf's, es wuchs aus Allen,
Und also muss es ewig sein.

Aber auch dieses schöne Bild zerrinnt; es folgt seine Trübung durch den Bruderzwist im peloponesischen Kriege und durch das die Griechenfreiheit zerstörende Macedonierthum.

O Mantineia, unglücksschwer,
Und Leuktra sind nicht Siege mehr,
Da hier in eines Körpers Adern
Die Pulse mit einander hadern:
Du rufst zerrüttet, müd, verhetzt
Den Makedonier an zuletzt,
Und reut' es dich auch eilig wieder,
Zu spät. Der Fremde zwingt dich nieder.
So wächst unhemmbar deine Noth
Und Chäroneia wird dein Tod.

Die Alexanderzüge mit der Kraft des einzigen, Alles besiegenden Herrschers folgen und Roma, die Weltherrscherin, mit ihrer Geschichte. Im Gegensatze steht das isolirte Leben des Hebräervolkes in Vorderasien mit seinem Jehovaglauben. Die Römerfreiheit geht in Cäsarenregiment über.

Vom römischen Volke heisst es:

Wie jubelnd die Fechter in Circus fallen,
Indessen die Räume von Beifall schallen,

Digitized by Google

So bist du zum grossen Circus geworden,
Drin deine Tyrannen sich weiden am Morden.

Die Völkerwanderung beginnt, die Zertrümmerung des weströmischen Kaiserreichs folgte, und wir werden auf das in Palästina beginnende Christenthum und auf die erhabene Person des Jesus von Nazareth hingewiesen.

Welch' eine Gestalt,
Voll tiefer Gewalt.
Die Dornenkron' im Haar,
Vom Kreuz der Schmerzen beschwert,
Und doch — wie wunderbar,
Von himmlichem Frieden verklärt!
Aus Nazareth ging still er aus,
Abseits vom lauten Weltgebraus;
Doch, wer ihm in das Auge sieht,
Dem bebt sein Tiefstes ahnungsvoll,
Und, wenn er spricht, allmächtig zieht
Das Wort, das seinem Mund entquoll.

Da tritt Karl, der Franke, auf und schafft in der christlich werdenden Welt neue Bildung und Sitte. Aber auch er, der grosse Herrscher, zerfällt in Staub. Die Kreuzzüge werden geschildert, das Werk zerfällt; aber die Kraft verbleibt. Es folgen Mittelalter und Uebergang zur Neuzeit, Entdeckung Amerika's durch Columbus und Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiedergeburt der klassischen Literatur und die Reformation.

Dort hebt sich mahnend Luthers Gestalt!
Er ruft in's Treiben, dass es schallt:
Brecht Pfaffen- und Tyrannentrutz
Und baut auf des Allmächt'gen Schutz.
Auch er, an allem Heil'gen irre,
Sank schon, verzweifelnd, im Gewirre,
Da hielt ihn aufrecht noch sein Herz
Und wies den Tröster ihm im Schmerz.
Er wurde stark in Kampf und Noth,
Und, wie einst für den Leib das Brot,
Erstritt er Gott sich für die Seele,
Dass er gen jede Macht ihn stähle.

Da naht der Kampf mit den Anhängern Loyola's, wilder Streit und endlich mit hereinbrechender Neuzeit der Drang nach dem individuellen Recht, nach politischer Freiheit. Die französische Revolution endet mit der Militärdiktatur Napoleons I., doch auch bei ihm heisst es:

Digitized by Google

Vorbei! Magst du dich noch so stäuben,
Du musst doch wieder in's Nichts zersträuben!

Die Freiheit bleibt über dem Ocean, und doch was wird noch weiter kommen? forscht der Blick in die Zukunft. Da setzt den Dichter in seinem Fluge die Zeitenschwinge nieder und er steht wieder, von Herbstesnebeln umflossen. Es ist der Saame der innern, der Geistesfreiheit, auf dessen Frucht in der Zukunft er vertraut.

In Jedem, der, sich selbst bezwingend,
Des Bösen Köder von sich wies,
Wird für uns alle, Rettung bringend,
Erkämpft ein Fussbreit Paradies.

In das Paradies trug den Dichter der erste sehnsuchtsvolle Blick; ein Blick der Hoffnung haftet am Paradiese der Zukunft. Umtobt ihn auch der Sturm der Gegenwart, so tröstet ihn der Gedanke:

Ich juble, je lauter es ächzt,
In's Toben und Splittern versunken,
Mit fortzustäuben lechzt
Mein Wesen vernichtungstrunken;
Es bricht doch rings hervor,
Und mag ich zur Stunde verschweben,
Ich wirble beschwingt empor,
Um in den Sternen zu leben.

Wir wünschen dem ausgezeichneten Gedichte, das uns im Geiste des Fortschrittes und in durchaus gelungener Form einen treuen Spiegel der Menschheitsentwicklung und Menschheitskämpfe gibt, unter allen Freunden deutscher Dichtkunst und Geschichte eine möglichst weite Verbreitung.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

H. Hetzel, die Todesstrafe in ihrer culturgeschichtlichen Entwicklung. Eine Studie. Berlin, 1870. Verlag von W. Möser. — 34 Bogen, 544 Seiten.

Dieses Buch ist allen denjenigen bestens zu empfehlen, welche sich über den gegenwärtigen Stand der Streitfrage über die Beibehaltung der Todesstrafe in der Gesetzgebung des Strafrechts zu belehren Veranlassung oder sonst ein Interesse haben. Sehr richtig bemerkt der Verf. in der Einleitung: »Ungezählte Abhandlungen sind seit einem Jahrhundert über die Zulässigkeit der Todesstrafe geschrieben worden... Neue Waffen (für und gegen dieselbe) wird man in dem Zeughause der Staats- und Rechtswissenschaft schwerlich noch entdecken, auch die Rüstkammern der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit sind wohl so ziemlich ausgeleert worden; dagegen liefert die riesig fortschreitende Menschenkunde immer neues Kriegsmaterial, und die Kulturgeschichte hat sich bis jetzt nur ganz vereinzelt und gelegentlich an dem Kampfe betheiligt. Und doch gebührt ihr das letzte entscheidende Wort, denn sie erst erkennt alle jene einzelnen geistigen Bestrebungen einer jeden Zeit in ihrem Zusammenhange und in ihrer Einheit.«

Bisher hatte nur der belgische Professor Haus (»La peine de mort, son passé, son présent, son avenir, Gand 1867«) einen etwas ausführlicheren geschichtlichen Abriss gegeben. In dem vorliegenden Werke gibt der Verf. eine sehr anerkennenswerthe Dogmengeschichte, an welcher wir besonders die präcise und talentvolle excerptivische Darstellung der Ansichten, welche seit mehr als einem Jahrhundert in der Literatur und Gesetzgebung hervorgetreten sind, rühmend hervorheben müssen. Sehr treffend bemerkt der Verf., dass die Frage über die Todesstrafe von der Wissenschaft in der neueren Zeit auf den Gebieten verschiedener Fachwissenschaften behandelt worden ist. Die Politik fragt: Ist die Todesstrafe zweckmässig? Die Jurisprudenz: Ist sie gerecht? Die Theologie: Ist sie dem Willen Gottes gemäss? Die Anthropologie: Ist sie menschlich? Die Kulturgeschichte endlich fragt zusammenfassend für jede Periode: Ist die Todesstrafe zeitgemäss? Unbedingt beipflichten muss man dem Verf., wenn er sich dahin ausspricht, dass bei der Beantwortung dieser an sich verschiedenen Fragen nur der den betreffenden Disciplinen eigenthümliche Massstab angelegt werden darf, damit die Beurtheilung nicht eine schiefe werde, und getrennte Standpunkte nicht durch einander laufen. Handelt es sich also z. B. um die Zweckmässigkeit der Todesstrafe,

Digitized by Google

so dürfen nicht religiös-sittliche Argumente geltend gemacht werden, und so überall. Sicher wird man auch in dem Uebersehen dieses Punktes, und dem bisher so gewöhnlichen Durcheinanderwerfen und Vermengen der verschiedenen Standpunkte, von welchen hierbei ausgegangen werden kann, den Grund erkennen dürfen, weshalb es bisher noch zu keiner allgemeinen Verständigung gekommen ist. Als das Ergebniss der vorliegenden Darstellung tritt die Gewissheit hervor, dass das endliche völlige Verschwinden der Todesstrafe aus der Gesetzgebung nur noch eine Frage der Zeit ist, indem deren Anwendung, wo sie nicht bereits ganz beseitigt ist, doch fortwährend auf immer wenigere Fälle eingeschränkt wird, und die Zahl ihrer Vertheidiger in eben dem Masse abnimmt, als die Zahl ihrer Gegner im Wachsen begriffen ist. Sehr belehrend ist hierüber die chronologische Gegenüberstellung der Vertheidiger und Gegner der Todesstrafe seit dem J. 1726, welche der Verf. S. 485 folg. gegeben hat, wobei ihm M. Hello, Notice, représentant par ordre chronologique la désignation des personnes, qui ont pris la part la plus notable au mouvement abolitioniste de la peine de mort depuis le commencement de ce siècle, in der Revue de legislation et de jurisprudence, 1867, zum Vorbilde gedient zu haben scheint. Mir insbesondere kann es nur zur besonderen Befriedigung gereichen, dass, nachdem ich mich schon im J. 1839 gegen die Zweckmässigkeit und Zeitgemässheit der Todesstrafe — abgesehen vom Kriegs- und Seerecht — ausgesprochen hatte, endlich auch mein hochverehrter Lehrer, College und Freund, der mit Recht hochgefeierte und unvergessliche Geh. Rath Mittermaier, sich vom Jahre 1848 an immer mehr der von mir vertretenen Ansicht zugewandt, und endlich noch in seinen letzten Jahren in einer besonderen Schrift (1862) sich mit Entschiedenheit auf die Seite gestellt hat, welche die Todesstrafe vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus bekämpft. Unter den legislativen Erscheinungen der neueren Zeit ist ohne Zweifel für uns in Deutschland von höchstem Interesse die Abschaffung der Todesstrafe — (ausgenommen, wo das Kriegsrecht sie vorschreibt oder das Seerecht im Falle von Meutereien sie zulässt) — welche von der constituirenden deutschen Nationalversammlung in den vom Reichsverweser, Erzherzog Johann, sanctionirten und als Gesetz publicirten Grundrechten der deutschen Nation vom 21. December 1848 beschlossen worden war. Diese Bestimmung in den Grundrechten des deutschen Volkes ist zwar bei der Reaktion, welche in Folge mehrfacher, mit dieser Frage übrigens durchaus nicht in innerem Zusammenhange stehender Missgriffe bei der in den Jahren 1848 und 1849 unternommenen Umgestaltung der politischen Verfassung Deutschlands wohl unvermeidlich eintreten musste, insbesondere nach der Aufhebung der gesetzlichen Geltung der Grundrechte durch einen Bundesbeschluss vom 23. August 1851, in den meisten deutschen Staaten wieder ausser Wirksamkeit getreten. Es darf

Digitized by Google

aber mit Sicherheit vorausgesagt werden, dass die Abschaffung der Todesstrafe in der Art und Weise, wie sie in den Grundrechten ausgesprochen worden war, wieder als eine zeitgemässe nationale Forderung auftauchen und zur bleibenden gesetzlichen Anerkennung gelangen wird, so wie sich Deutschland in einer oder der anderen Weise aus dem unfertigen Zustande, in welchen es durch die Ereignisse des Jahres 1866 geworfen worden ist, herausgearbeitet haben wird, und die zur Zeit in den Hintergrund gedrängten Interessen der individuellen Freiheit wieder zur Anerkennung ihrer Berechtigung gelangen werden, was auf die Dauer nicht ausbleiben kann. Wie wäre es auch nur denkbar, dass — abgesehen vorläufig von den Fällen des Kriegs- und Seerechtes — die Todesstrafe nicht von der kulturgeschichtlichen Entwickelung unserer Zeit ebenfalls ausgestossen werden sollte, nachdem dieselbe bereits nicht nur alle verstümmelnden, sondern überhaupt alle Leibesstrafen bereits ausgestossen hat, und zwar mit einer solchen Entschiedenheit, dass selbst der Gedanke an ihre Wiedereinführung in der Gesetzgebung Deutschlands eine Unmöglichkeit geworden ist. Die Todesstrafe für Verbrechen, welche ausserhalb der kriegs- und seerechtlichen Verhältnisse begangen werden, beibehalten, während man die sämmtlichen Leibesstrafen als inhuman und unzweckmässig verwirft, heisst nichts anderes, als die Nase oder die Ohren, die posteriora, die Fusssohlen oder die Haut eines Menschen für heiliger und unverletzlicher erklären, als das Haupt; ein Widerspruch, der so grell und schreiend ist, dass er sich unmöglich auf die Dauer behaupten kann. Wenn wir an der vorliegenden Schrift noch etwas zu wünschen hätten, so wäre es eine eben so klare statistische Nachweisung über die neueste Strafrechtspflege bezüglich der Todesstrafe, als dieselbe durch die Gegenüberstellung der Gegner und Vertheidiger derselben auf dem wissenschaftlichen Gebiete gegeben worden ist. Es würde sich hieraus klar ergeben, dass die Todesstrafe selbst in vielen jener Staaten, deren Gesetzgebung sie noch kennt, thatsächlich so gut wie abgeschafft ist und nur noch auf dem Papiere steht. So z. B. ersieht man aus der neuerlich publicirten Uebersicht der Strafrechtspflege im Grossherzogthum Baden während des Jahres 1868, dass in den beiden (einzigen) Fällen, in welchen die Todesstrafe von den Gerichten ausgesprochen worden war, dieselbe nicht vollzogen worden ist, sondern eine Strafumwandlung stattgefunden hat. Nicht minder wäre es auch sehr erwünscht, dass die Erfahrungen über den Rechtszustand, bez. über die Häufigkeit der sog. todeswürdigen Verbrechen in jenen deutschen Staaten, in welchen die Todesstrafe bereits aus der Gesetzgebung verschwunden ist, mit den Erfahrungen in jenen Staaten zusammengestellt würden, wo dieselbe noch gesetzlich besteht. Das Ergebniss einer solchen Zusammenstellung würde völlig in's Licht setzen, dass der Rechtszustand in den erstgedachten Staaten mindestens kein schlechterer und die öffentliche Sicherheit keine geringere ist, als in den letztgedachten Staaten. **Zoepfl.**

Digitized by Google

Joannis Zonarae Epitome Historiarum. Cum Caroli Ducangii suisque annotationibus edidit Ludovicus Dindorfius. Vol. II. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. 467 S. in 8vo.

Hyperidis orationes quattuor cum celerarum fragmentis edidit Fridericus Blass. Lipsiae etc. XXXVI und 112 S. 8.

Pindari Carmina cum deperditorum fragmentis selectis. Recognovit W. Christ. Lipsiae etc. XX und 236 S. in 8.

Q. Horatii Flacci Carmina. Recognovit et praefatus est Lucianus Müller. Lipsiae etc. LXXX und 279 S. in 8.

Die hier vorgezeichneten in der letzten Zeit erschienenen Ausgaben bilden Bände der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana; sie liefern aufs neue den Beweis des rühmlichen Bestrebens der Verlagsbuchhandlung, im Sinn und Geist des edlen Begründers dieser Bibliothek sein Werk fortzuführen und eben so sehr solche Schriftsteller des Alterthums, welche mehr dem Kreise der Gelehrten zufallen, diesen durch erneuerte, revidirte Textesabdrücke zugänglich zu machen, als solche Schriftsteller, die auf Schulen gelesen werden, in solchen Abdrücken von Zeit zu Zeit zu wiederholen, in welchen den Ergebnissen der neuesten kritischen Forschung Rechnung getragen ist, um auf diese Weise mit der fortschreitenden Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, und den Gewinn derselben auch für die Schule nutzbar zu machen. In Druck und Papier, wie in der äusseren Form überhaupt schliessen sie sich übrigens den früheren Ausgaben an, und sie lassen überall die gleiche auf die Correctheit des Druckes verwendete Sorgfalt erkennen.

Unter den griechischen Schriftstellern ist hier zunächst die Fortsetzung der Ausgabe des für die Geschichte, zunächst die römische, so wichtigen Zonaras zu nennen, von welcher jetzt der zweite Band, der Buch VI—X incl. befasst, vorliegt, ganz in derselben Weise ausgeführt, wie der erste Band, über welchen in diesen Blättern Jahrg. 1868, S. 771 ff. näher berichtet worden ist. Zur Vollendung des Ganzen dürfte dann wohl noch ein Band genügen, der auch die zum Gebrauch des Ganzen nöthigen Indices enthalten wird, abgesehen von dem Abdrucke der Noten von Ducange, und den Anmerkungen des Herausgebers, welche der Titel verspricht.

In zweiter Reihe erinnern wir an die neue Bearbeitung der sämmtlichen, noch vorhandenen Reste der Reden des Hyperides, welche in dieser Ausgabe zum erstenmal vereinigt in Vollständigkeit vorliegen. Es ist bekannt, welche Entdeckungen hier aus den Gräbern der alt-ägyptischen Welt in der jüngsten Zeit hervorgegangen und in den Jahren 1847 bis 1857 auch zu allgemeiner Kenntniss gelangt, daher auch vielfältig Gegenstand gelehrter, zunächst kritischer Behandlung von Seiten englischer, wie französi-

Digitized by Google

scher, holländischer, italienischer und insbesondere deutscher Gelehrten seitdem geworden sind. Diess alles in einer Gesammtausgabe zu vereinigen, in welcher diese neu aufgefundenen Reste in möglichst getreuer, aber auch zugleich möglichst lesbarer Gestalt erscheinen, unter sorgfältiger Beachtung Alles dessen, was deutsche wie fremdländische Forschung für diese Reste gethan hat, war des Herausgeber's Aufgabe, welche in gewiss anerkennenswerther Weise hier ihre Lösung gefunden hat. Derselbe gibt vorerst einen genauen Bericht über die verschiedenen nach einander gemachten Funde selbst mit einer genauen Beschreibung der Beschaffenheit dieser handschriftlichen Reste, nach allen Seiten hin, auch in orthographischer Hinsicht: und wenn er dieselben der Zeit des zweiten christlichen Jahrhundert (S. XV) im Allgemeinen beizulegen geneigt ist, so wird man schwerlich dies bestreiten können. Diesen Erörterungen reiht sich ein mit weiteren Nachweisungen und anderen, die Lebensgeschichte des Hyperides ergänzenden Bemerkungen ausgestatteter Abdruck der Vita des Hyperides aus Plutarch's Vitt. decem oratt., worauf die anderen Zeugnisse des Alterthums über die rednerische Tüchtigkeit des Hyperides folgen, und wird zuletzt noch eine Uebersicht des Inhalts wie des Ganges der vier noch einigermassen erhaltenen Reden gegeben (S. XXXIV ff.).

In dem Abdruck der Rede selbst machen die Reste der Rede gegen Demosthenes den Anfang, worauf die Reste der Reden für Lycophron und Euxippos, zuletzt der Epitaphios folgen; daran schliesst sich von S. 68 an eine Zusammenstellung aller andern sonst irgend wie auf uns gekommenen Bruchstücke (*Ἀποσπάσματα*) aus den Reden des Hyperides, und zum Schluss ein genauer Index nominum et rerum memorabilium. Die Zusammenstellung dieser Bruchstücke lässt Nichts vermissen und darf wohl auf Vollständigkeit Anspruch machen; sie ist gewiss ein verdienstliches Unternehmen, zumal auch im Einzelnen vielfach der Text dieser, zum Theil nur aus einzelnen und dürftigen Anführungen der Grammatiker noch bekannten Reden, eine Berichtigung erhalten hat, da in dieser Hinsicht auch diesem Theile die gleiche Sorgfalt zugewendet worden ist, welche insbesondere bei dem andern Haupttheil, welcher die neu gefundenen Reste der vier genannten Reden enthält, hervortritt. Der Abdruck ist nemlich ganz getreu nach der Handschrift in doppelten Columnen auf jeder Seite veranstaltet, wobei alle Lücken wie alle Ergänzungen auf das genaueste bemerkt sind, so dass man sich überall leicht zurecht findet, um das zu erkennen, was wirklich in der Handschrift steht, also gewissermassen ein Facsimile derselben vorliegt, welches namentlich in Bezug auf alle Ergänzungsversuche in Ausfüllung einzelner Lücken massgebend ist. Unter dem so gegebenen Texte findet sich die Annotatio, in welcher der gesammte kritische Apparat zusammengestellt und insbesondere Alles berücksichtigt ist, was zur Verbesserung oder auch zur Ergänzung des lückenhaften Textes

Digitized by Google

von den zahlreichen Gelehrten geleistet worden ist, welche mit diesen Resten sich beschäftigt haben, wie das genaue Verzeichniss derselben S. XXII f. nachweist. Da die Namen derselben mit Abbreviaturen gegeben sind, so ist die Oekonomie des Druckes dadurch in keiner Weise beeinträchtigt.

Die neue Ausgabe der Pindarischen Gedichte sucht in der Behandlung des Textes einen Mittelweg einzuschlagen, welcher von einem allzu ängstlichen Anschluss an die handschriftliche Ueberlieferung sich eben so fern zu halten sucht als von einer willkürlichen Ueberschreitung und Geringschätzung derselben, wie beides wohl in neuester Zeit vorgekommen sein mag. Da die Quelle, aus welcher die noch vorhandenen Handschriften, die besseren wie die schlechteren geflossen sind, einer schon immerhin spätern Zeit angehört, jedenfalls in eine Zeit fällt, in welcher die noch vorhandene Zusammenstellung der Scholien, in welcher Herodianus einigemal angeführt wird, bereits gemacht war, so wird nach des Herausgebers Ansicht auch den in diesen Scholien erwähnten Lesarten mehr Gewicht beizulegen sein. Wenn nun unter den vorhandenen, besseren Handschriften die Ambrosianische eine besondere Stellung einnimmt, »utpote qui hic illic aliam metricis scholiis confirmatam membrorum divisionem exhibeat et in singulis lectionibus haud raro ab omnibus reliquis libris recedat«, so wird doch durch die nicht geringe Anzahl offenbarer Fehler dieser Vorrang in einer Weise beeinträchtigt, die uns dieser Handschrift in Allem zu folgen nicht gestatten kann. Der Herausgeber legt daher besonderen Werth auf die richtige Erkenntniss der metrischen Gesetze und bemerkt in dieser Beziehung: »Omnino haec est in nostra Pindari carmina recensendi cura singularis fortuna, ut numerorum leges perspectae longe plurimas lectiones varias manifesto falsas arguant nec earum molesta multitudine mentis acumen turbari sinant« (p. V.). Eine Auseinandersetzung dieser metrischen Verhältnisse, durch welche die Gestaltung des Textes, namentlich der Versabtheilung bedingt wird, war daher um so erwünschter, oder vielmehr nothwendig, und werden sich daraus die Gründe entnehmen lassen, welche den Herausgeber in dieser Beziehung geleitet haben; man wird daher dieser Auseinandersetzung, wie sie von p. VI. an gegeben ist, besondere Beachtung zuzuwenden haben. Auch ist vor dem Text eines jeden Liedes das metrische Schema aufgestellt. Beigefügt der Vorrede ist p. XIV ff. ein Abdruck des Pindar's Leben betreffenden Abschnittes aus den Commentaren des Eustathios. Die abweichenden Lesarten, aber nur die bedeutenderen zum Texte des Pindar, wie er hier gegeben ist, finden sich kurz, blos mit einem $\gamma\varrho$ bezeichnet, oder wenn es Verbesserungsvorschläge neuerer Gelehrten sind, mit dem Namen derselben angeführt unter dem Texte. Beigefügt sind noch die bedeutenderen Reste der verlorenen Dichtungen als Fragmenta selecta S. 209 ff.

Digitized by Google

Von den römischen Schriftstellern haben wir ausser der neuen Ausgabe des Vegetius, über welche bereits früher in diesen Blättern (Jahrgg. 1869. S. 268 ff.) berichtet worden ist, der erneuerten Ausgabe des Horatius zu gedenken, welcher zunächst für den Gebrauch der Schule oder akademische Vorlesungen bestimmt, einen nach den neuesten Forschungen hier und dort berichtigten Text liefert, der im Uebrigen möglichst an die anerkannt besten handschriftlichen Quellen sich anschliesst, dann aber auch noch durch einige weitere Beigaben sich der Beachtung empfiehlt. Wenn der Herausgeber insbesondere an Meineke sich angeschlossen hat, wenn er namentlich die grossen Verdienste Bentley's hervorhebt, und selbst das, was Peerlkamp geleistet, in keiner Weise verkennen will, so hat er darum doch nicht den grossen Ueberstürzungen sich hingegeben, in welche Peerlkamp, um von dem nicht zu reden, was wir erst noch in ganz neuester Zeit auf diesem Gebiet erlebt haben, verfallen ist, im Gegentheil, er ist in diesen Dingen mit grosser Vorsicht, was man nur billigen kann, verfahren, wie er denn auch schon früher mehrfach seine Ansicht über das, was man die Interpolation der Horazischen Gedichte jetzt nennt, kundgegeben hat; gerade die grössere Willkür, der Einige noch in neuester Zeit sich hingegeben, hat ihn zu um so grösserer Massbaltung geführt; »cum multos, lesen wir S. VIII der Praefatio, hoc tempore temeritate et imprudentia praecipitatos minus feliciter viderem versari in crisi Horatiana, eo magis sobrietati ac modestiae studere induxi in animum.« Die nächste Folge davon war, dass er nur in einigen wenigen Fällen sich zur Aufnahme von Conjecturen, sowohl eigener als fremder, entschloss und in Bezug auf die angeblichen Interpolationen nur an verhältnissmässig wenigen Stellen dem Verdacht der Einschiebung durch eckige Klammern Raum gab. »Hinc pro fide, lesen wir p. IX, quasdam strophas secernendas a reliquis et uncis includendas censuimus nec tamen multas et quarum maximam partem jam Meinekius suspectasset. [So z. B. die dritte Strophe in Od. I, 2 und II, 20 oder die fünfte in III, 11 oder in III, 9 die Verse 60—72, in IV, 8 die Verse 15—19. 28. 33]. Et ut dicam quod sentio, quo magis in arte proficio, eo difficilior mihi videtur quaestio de interpolationibus Horatianis. Itaque omnem temeritatem ab ea segregandam existimavi.« Gewiss wahre und wohl zu beherzigende Worte. Als eine Folge davon wird man wohl die weiter ausgesprochene Vermuthung betrachten, welche, auch aus metrischen Rücksichten, alle wirklichen Interpolationen in die ersten sechzig Jahre nach Horatius verlegen will. Wenn in späterer Zeit, bei der grossen Wachsamkeit der Grammatiker in Folge der eingeführten Schullectüre des Horatius Interpolationen in grösserem Massstab, wie man sie in neuester Zeit ausfindig gemacht, rein unmöglich erscheinen, so wird man selbst für die vorausgehende, unmittelbar auf den Tod des Dichters folgende Zeit wohl die Frage aufwerfen

Digitized by Google

können, ob in dieser Zeit dergleichen fremdartige Einschiebungen möglich gewesen, da bei dem grossen Ansehen des Dichters, seinem nahen Verhältniss zu Augustus und dessen nächster Umgebung die von ihm zurückgelassenen Gedichte gewiss ein Gegenstand der sorgsamsten Pflege und Ueberwachung gewesen sind, welche die Annahme von fremdartigen Einschiebseln, es sei von einzelnen Versen wie von ganzen Strophen, oder gar von ganzen Liedern, von vorneherein einem gerechten Bedenken unterstellt. Dass im Anschluss an Meineke die Aufschriften der einzelnen Gedichte weggefallen sind, wird nicht auffallen, da diese Aufschriften, wenn sie auch schon in einigen der ältesten Handschriften vorkommen, doch auf Authenticität kaum Anspruch machen können, indem sie wahrscheinlich in Folge der verbreiteten Schullectüre, zur Förderung dieses Zweckes, noch in den späteren Zeiten der römischen Kaiserwelt hinzugefügt erscheinen und von da aus in das Karolingische Zeitalter wie in das Mittelalter übergegangen sind. Vielleicht hätte, zu gleicher Nachhülfe bei der Schullectüre unten am Rande die jedesmalige Aufschrift angegeben werden können.

Zu den oben erwähnten Beigaben zählen wir insbesonders die in der Praefatio von S. X an enthaltenen Bemerkungen über einzelne Stellen des Dichters, die in kritischer Hinsicht, oder auch selbst in exegetischer, besondere Schwierigkeiten bieten, oder die Gründe der aufgenommenen Lesart angeben, so wie der bezweifelten, durch Klammern angedeuteten, Aechtheit einzelner Strophen oder Verse; es ist damit ein neuer gewiss beachtenswerther Beitrag zu der kritischen wie exegetischen Behandlung des Dichters gegeben, welcher das Verständniss einzelner schwieriger Stellen anzubahnen sucht; wir erinnern, um nur Ein Beispiel der Art anzuführen, an die Besprechung der vielbesprochenen Stelle Sat. I, 10, 73 ff. (»fuerit limatior idem quam rudis et Graecis intacti carminis auctor quamque poetarum seniorum turba«), welche der Herausgeber nicht auf Lucilius, sondern auf Ennius bezogen wissen will.

Weiter aber glauben wir aufmerksam machen zu müssen auf die Darstellung der Horazischen Metra, welche auf die Vorrede S. LIII ff. als »libellus de metris Horatianis« folgt; sie beginnt mit dem Hexameter, und sucht insbesondere und im Einzelnen die Unterschiede anzugeben, durch welche der Horazische Hexameter, wie er in den Satiren und Episteln sich darstellt, von dem des Virgilius und Ovidius sich unterscheidet, wobei noch einige weitere Regeln beigefügt sind, welche ebenso auf die jambischen und metrischen Gedichte wie auf die Satiren und Episteln sich beziehen. Dann wendet sich der Verf. zu der Darstellung der jambischen und melischen Metra, welcher eine allgemeine Erörterung vorausgeht, die von der Stelle in dem Brief des Horatius an Mäcenas I, 19, 23 ff. ihren Ausgang nimmt, und in Beziehung des Vs. 32 f. (»hunc ego non alio dictum prius ore Latinus vulgavi fidicen«)

Digitized by Google

auf Alcäus zu dem Satz gelangt, dass es zunächst die griechischen Metra dieses Dichters gewesen, welche Horatius auf römischen Boden verpflanzt und nicht ohne einige Aenderungen nachgebildet habe: »Horatius, so lauten die Worte des Verf. S. LXVI, mihi quidem ut videtur, quotquot intulit lyrica metra Latio, Alcaei potissimum imitatione novavit, ut Sapphonis exemplum vel Anacreontis non ultra flosculos hic illic ex carminibus eorum excerptos repraesentari ab eo persuasum habeam. Nec abhorret a vero quaedam novata ab ipso, cum praesertim magna cum libertate in singulis versibus popularium ingenio aptandis usum esse appareat.« Man wird es daher wohl gestatten, den Canon, welchen der Verf. aufstellt, mit dessen eigenen Worten hier anzuführen. »Itaque, so fährt derselbe fort, cum Graeci lyrici in basi versuum glyconeorum pherecrateorum asclepiadeorum cum trochaeo principali promiscue adhibuissent et spondeum et aliquando jambum et voluissent primam et quintam syllabam alcaicorum quartamque sapphicorum ancipitem sive ut veteres dixere communem, Flaccus omnia firmata spondeis sub severiorem legem revocavit. Praeterea cum idem caesuras, quas longioribus addi metris interest elegantiae, saepe habuissent insuper, Horatius versibus undecim syllabarum sive plurium, a paucissimis et vix dignis memoria exemplis si recesseris, semper voluit adesse incisionem fixam certamque. Rhythmos etiam pedum ante fines ordinis metrici hoc est sive ante caesuram sive in exitu metri positorum diligentius servavit Graecis, at liberius Seneca et reliquis classicorum qui tempore eum sunt insecuti. Neque enim nimis raro locis quos dixi monosyllaba praecedentibus plus quam monosyllabis admittit.« Auch von der Elision macht Horatius in den jambischen und melischen Gedichten weit seltener und mit viel grösserer Vorsicht Anwendung als in den Satiren und Episteln. Wir beschränken uns, da wir in das Einzelne nicht weiter einzugehen vermögen, auf diese allgemeinen Angaben, aus denen wenigstens die Bedeutung der ganzen Erörterung, auf die wir hiermit verweisen, erhellen mag.

Noch ist zu erwähnen, dass am Schlusse des Textes beigefügt ist S. 242 ff. ein correcter Abdruck der Vita des Dichters von Suetonius, dann S. 245 eine Tabula chronologica Horatiana (nach den Fasti Horatiani von Franke), welche die Abfassungszeit der einzelnen Gedichte darlegt, dann ein Index carminum melicorum et jambicorum, alphabetisch nach den Anfangsworten geordnet, eben so der einzelnen Satiren und Episteln; dann ein zweiter eben so genauer und vollständiger Index Nominum und ein dritter Index grammaticus et metricus, der sich insbesondere auch über Orthographie, Quantität, einzelne seltene Ausdrücke oder Formen verbreitet; die nur bei Horatius oder sonst nur bei Schriftstellern der spätesten Zeit vorkommenden Wörter sind durch vorgesetzte Sternchen kenntlich gemacht.

Digitized by Google

Aristophanis Equites. Recensuit Adolphus von Velsen. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. VIII und 118 S. in gr. 8.

In dieser Ausgabe der Equites des Aristophanes liegen die Früchte einer zu wissenschaftlichen Zwecken, zunächst zur Vergleichung der Handschriften des Aristophanes nach Italien unternommenen Reise vor, und soll dieselbe zugleich als Vorläufer (promulsis) einer neuen, die sämmtlichen elf Stücke dieses Dichters umfassenden Textesrecension angesehen werden, zu welcher nicht weniger als acht Handschriften benutzt werden sollen und auch in der vorliegenden Probeausgabe bereits benutzt sind: die bekannte Ravennatische des eilften Jahrhunderts, bei welcher jedoch aufmerksam gemacht wird auf Correcturen einer zwiefachen Hand, einer gleichzeitigen und einer späteren, dann eine Venetianer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, welche sieben Stücke, darunter die Ritter enthält, eine Pariser des dreizehnten Jahrhunderts, (nr. 2712), welche ebenfalls die Ritter nebst fünf anderen Stücken und einen Theil der Ekklesiazusen enthält, eine Florentiner aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit sechs Stücken, darunter die Ritter, eine andere Florentiner (Laurentianus) desselben Jahrhunderts mit vier Stücken, worunter gleichfalls die Ritter, und ein anderer, um ein Jahrhundert etwa jüngerer Cod. Laurentianus, welcher derselben Quelle wie der andere zu entstammen scheint, ein Vaticano Palatinus des fünfzehnten und ein Ambrosianus des vierzehnten Jahrhunderts, auf welchen der Herausgeber besondern Werth legt, »utpote qui genuinam Aristophanis manum saepe servaverit solus cum Ravennate, interdum quamvis raro solus«; er enthält ausser den Equites noch drei weitere Stücke und den grösseren Theil der Aves. Ein Näheres über diese Handschriften und ihr Verhältniss zu einander haben wir von dem Herausgeber bei einer andern Gelegenheit zu erwarten, um so mehr als die beiden zuletzt genannten Handschriften bisher noch gar nicht bekannt waren. In vorstehender Ausgabe der Equites gibt nun der Herausgeber einen revidirten Text unter Benutzung dieser Handschriften, deren Abweichungen unter dem Text genau zusammengestellt sind als »scripturae discrepantia«, während getrennt davon unter der »Adnotatio critica« die abweichenden Lesarten und Verbesserungen der einzelnen Herausgeber aufgeführt werden. Auf diese Weise gewährt die Ausgabe eine gute Uebersicht des kritischen Apparates, und eröffnet damit auch eine gute Aussicht auf die grössere Ausgabe sämmtlicher Stücke des Aristophanes, welche, wie oben bemerkt, der Herausgeber demnächst beabsichtigt. Die äussere Ausstattung ist vorzüglich: der Druck correct.

Digitized by Google

Lexilogus Xenophonteus sive Index Xenophontis grammaticus. Confecit Gustavus Sauppe. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIX. IV und 146 S. in gr. 8.

»In hoc libro quaecunque Xenophontis propria viderentur esse componere conatus sum vel ad ipsorum verborum copiam vel ad usum eorum et grammaticam rationem pertinentia« schreibt der Verfasser in dem Vorwort; er gibt auch in der That eine recht nützliche Zusammenstellung Xenophontischer Redeweise nach allen ihren Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, so wie auch in dem, worin sie mit der Redeweise anderer Attischen Schriftsteller übereinstimmend erscheint. Bei der Bedeutung, die dem Xenophon gerade in dieser Beziehung als Muster attischer Darstellung zukommt, gewinnt eine solche, über alle die einzelnen Schriften Xenophon's sich erstreckende Zusammenstellung um so mehr an Gewicht, als sie, selbst abgesehen von andern grammatischen und lexicographischen Beziehungen, in der jetzt so viel besprochenen Frage über die Aechtheit einiger dem Xenophon beigelegten Schriften von nicht geringem Gewicht und Einfluss sein wird. Es werden in dieser Schrift alle die einzelnen beachtenswerthen Ausdrücke Xenophon's in streng alphabetischer Ordnung aufgeführt, mit Angabe der Stelle oder der Stellen, in welchen das Wort vorkommt, theilweise auch mit Anführung der einzelnen Worte da, wo es sich insbesondere um die Structur handelt. Ausserdem aber wird im Einzelnen mehrfach unterschieden, und diess durch die beigesetzten Ziffern 1—8 bemerkt, wodurch eine wesentliche Raumersparniss erzielt ist; mit Ziffer 1 sind bezeichnet solche Worte, die in den uns zugänglichen Schriften Xenophon's nicht vorkommen, aber ihm doch von älteren Schriftstellern und Auslegern beigelegt werden oder auch in Handschriften sich finden; mit 2 die zweifelhaften und verdächtigen Wörter, mit 3 die nur einmal vorkommenden, mit 4 solche, die ausser in einzelnen Stellen Xenophon's sonst gar nicht oder höchst selten vorkommen, mit 5 und 6 die jonischen und die dorisch-lacedämonischen, mit 7 die poetischen Worte; mit 8 alle solche, welche von dem Sprachgebrauch der bessern Schriftsteller abweichen oder der neueren Redeweise gemein sind. Eigennamen sind nur wenige aufgenommen, oder vielmehr nur solche, bei welchen in Bezug auf die Schreibweise irgend ein Anstand oder Zweifel hervortritt, wie z. B. *Μυτιλήνη* und *Μιτυλήνη* wie auch bei Xenophon alle Handschriften haben, obwohl Ersteres nun anerkant das richtige ist, nicht blos bei Xenophon, sondern auch bei Thucydides, Herodotus und andern Autoren; *Γύθειον*, dem man, wie wir glauben, mit Recht den Vorzug vor der andern Form *Γύθιον* gegeben hat; oder *Καλχηδών*, das jetzt in den betreffenden Orten an die Stelle von *Χαλκηδών* getreten ist. Uebrigens sind in die alphabetische Zusammenstellung nicht blos alle in den eben bemerkten Beziehungen in Betracht kommenden Aus-

Digitized by Google

drücke aufgenommen, namentlich auch alle solche, bei welchen in Bezug auf die Form etwas zu bemerken ist, sondern es ist noch weiter auf alle grammatischen Eigenthümlichkeiten Xenophon's in der Weise Rücksicht genommen, dass den aus jedem Buchstaben angeführten griechischen Wörtern dann die entsprechenden Abschnitte aus der Grammatik folgen und hier nun alle einzelnen Redetheile, Casus, Modi, Tempora, so wie weiter alle andern grammatischen Formen, wie Anacoluth, Attraction, Elision, Ellipsis und Breviloquenz, Pleonasmus, Kakophonie, Hiatus, Numerus, Repetitio, Trajectio u. dgl. aufgenommen sind und bei jedem Alles das angeführt wird, was bei Xenophon Einschlägiges in Betracht kommt. Es ist diess um so mehr hervorzuheben, als auch bei der Zusammenstellung der einzelnen griechischen Ausdrücke auf derartige Gegenstände besondere Rücksicht genommen ist, wie z. B. auf *δύο* und *δύω*, auf *ἐθέλειν* und *θέλειν*, *γίγνεσθαι* und *γίνεσθαι*, auf *εἶναι* und die verschiedenen Formen und Structuren dieses Verbums; eben so ist auch den Partikeln besondere Beachtung zugewendet, man vergl. z. B. nur *μὲν* und *δέ* oder *ἐὰν*, *ἢν* und *ἄν*, oder *ἤ* oder *οὐ* oder *ὡς*, das sehr reichlich bedacht ist und Anderes der Art, wie z. B. über die Form *ξώς* und *ζωός*. Auch aus dem Gebiet der Präpositionen ist Einzelnes Beachtenswerthe aufgenommen, wie z. B. bei *ἀπὸ*, *διὰ*, *κατά*, und wenn z. B. *ἐπὶ ξένια καλεῖν* S. 90 jetzt als das allein richtige (statt *ξενία* oder gar *ξενίαν*) anerkannt wird, so wird man nur beistimmen können. Noch Manches der Art liesse sich weiter insbesondere aus dem anführen, was unter den einzelnen Casus oder Modi (wie z. B. Optativus, Infinitivus) oder den einzelnen Tempora zusammengestellt ist, und gewiss Beachtung verdient; wir beschränken uns auf nur Eine Anführung, die wir aus dem entnehmen, was unter Orthographia bemerkt ist, insofern in der neuesten Zeit auch bei Xenophon das Bestreben hervorgetreten ist, in allen Formen eine völlige Gleichheit eintreten zu lassen, und einen Wechsel der Formen abzuweisen selbst da, wo die eine Form so gut wie die andere anwendbar wäre. Indessen der Verfasser bemerkt hier mit Recht Seite 99: »Est vero modus in rebus. Falsa doctrina est, cujus venditatio pertinaciter effecto vel temere restituto consensu quaeritur, cavendumque est ne magis scriptorem quam librarios corrigere videare. Quod summis etiam nostratibus scriptoribus facile conceditur, hoc certe Xenophonti tribuendum censebimus, ut varietatem quandam in scribendo eum secutumesse credamus et patiamur.« Dasselbe wird aber auch bei andern Schriftstellern der Fall sein, bei welchen man ähnliche Versuche in neuester Zeit gemacht hat, sogenannt Attische Schriftsteller, wie selbst bei Herodotus. Wir unterlassen es, noch weitere Belege im Einzelnen anzuführen, da wir überhaupt nur die Absicht haben, durch eine einfache Berichterstattung über das, was in dieser Schrift enthalten ist, auf dieselbe aufmerk-

Digitized by Google

sam zu machen und damit dieselbe einer weiteren Beachtung zu empfehlen. Dass, wie schon aus dem Wenigen, was wir angeführt, hervorgeht, auch kritische Fragen, die auf die Textesgestaltung Bezug haben, überall hervortreten, liegt in der Natur des Gegenstandes; dass der Verf. hier mit aller Vorsicht verfahren, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Die äussere Ausstattung ist sehr befriedigend.

Prolegomena zu Aeschylus Tragödien. Von R. Westphal. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. XX und 224 S. in gr. 8.

Diese Prolegomenen beziehen sich zunächst auf die äussere Form, in der die Dramen des Aschylus gehalten sind, sie sollen vor Allem die Kunstform ermitteln, in welcher diese Dramen gedichtet sind und versuchen daher eine sorgfältige Scheidung der einzelnen Bestandtheile in Bezug auf die bei Aristoteles (Poet. 12) wie bei dem späteren Tzetzes darüber befindlichen Vorschriften; denn wenn das, was Aristoteles von den Theilen der Tragödie sagt, zunächst nur von den Stücken der euripideischen und der nacheuripideischen Zeit gelte, so habe es doch auch für das aeschyleische Drama eine nicht geringere Wichtigkeit, indem in ihren fundamentalen Partien die Oekonomie der Tragödie dieselbe geblieben, wie zur Zeit des Aeschylus und Phrynichus, so viel Neues auch hinzugekommen, und so Vieles von den Formen der älteren Zeit auch aufgegeben sein möge (S. VII), und es werden daher auch im Vorwort (S. XI) die betreffenden Abschnitte des Tzetzes abgedruckt.

Die Darstellung selbst beginnt in ihrem ersten Abschnitt mit einem Versuch, die Gliederung der äschyleischen Tragödie im Zusammenhang mit den Dramen der späteren Zeit darzustellen, und zwar zunächst in den noch erhaltenen Stücken, mit Ausschluss des Prometheus, indem dieses Drama, so wie es jetzt vorliege, in vielen seiner einzelnen Partieen eine mit Sicherheit (?) nachzuweisende Umarbeitung erfahren, durch die es aus dem Kreise der aeschyleischen Stücke in leicht erkenntlicher Weise (?) heraustrete (S. 6). Ausgehend, wie bemerkt, von der Stelle des Aristoteles über die Theile der Tragödie bespricht der Verf. zuerst die Chorika des Aeschylus, dann den äschyleischen Threnos und den dessen Stelle vertretenen Processionsgang, dann die äschyleischen Chorika im Vergleich mit den Chorika der aristophanischen Komödie, und zuletzt Parodos und Stasimon nach Aristoteles. Der zweite Abschnitt S. 69 ff. verbreitet sich über die nach Terpandrischer Compositionsform gegliederten Chorlieder; es wird zuerst der Nomos des Terpander betrachtet, dann die Terpandrische Composition in Pindars Epinikien, und darauf bei Aeschylus im Einzelnen nachge-

Digitized by Google

wiesen, bei diesem ausführlich von S. 96—124. Ein festes Gesetz der Gedankengruppirung für die äschyleischen Chorlieder glaubt der Verf. in allgemeinster Form so fassen zu können: »Aeschylus verlegt den Hauptgedanken, ohne Rücksicht auf Strophe oder Antistrophe, jedesmal in die Mitte des Chorliedes (*τὰ ἀκμαιότατα τα-μενόμενοι ἐν μέσῳ*, wie sich das Scholion zu Eumenid. 56 ausdrückt); die übrigen Theile sind um diesen Mittelpunkt so gruppirt, dass der dem Centrum vorausgehende Theil mit dem dem Centrum nachfolgenden im Inhalt parallel steht, und dass wiederum der diesen umschliessenden Partieen vorausgehende und der ihnen nachfolgende Theil einander analog sind« (S. 70).

Der dritte Abschnitt (S. 125 ff.) betrachtet die amöbäisch gegliederten Chorika, zuerst im Allgemeinen, dann die Verbindung der terpandrischen mit der amöbäischen Composition und zuletzt die hemichorischen Chorika des Aeschylus, wobei S. 167 ff. über das erste Chorikon in den Sieben gegen Theben 78—181 ein über die Eintheilung dieses Canticum's in antistrophisch respondirende und nicht respondirende *συστήματα* sich verbreitendes lateinisches Programm vom Jahre 1859 wieder abgedruckt wird. Der vierte Abschnitt (S. 188 ff.) behandelt Epeisodien, Prologos, Exodos und den melodramatischen Vortrag, und verbreitet sich noch insbesondere über die Parakataloge der tragischen Anapäste und der Trimeter. Der Grundsatz, von dem der Verf. ausgeht, lautet: »Da jedes aeschyleische Drama 4 Chorika (Parodos und Stasima) enthält, so müssen nothwendig in einem jeden drei Epeisodien vorkommen: das erste Epeisodion zwischen der Parodos und dem ersten Stasimon, das zweite Epeisodion zwischen dem zweiten und dritten Stasimon, das dritte zwischen dem dritten und vierten Stasimon. Auf das vierte und letzte Stasimon folgt in jedem Stücke eine Exodos, der Parodos geht ausser in den Persern und den Hiketides noch ein Prologos voraus. Mit Ausnahme dieser beiden Stücke sind also in jeder äschyleischen Tragödie fünf durch Parodos und Stasima von einander geschiedene Akte enthalten.« Im fünften Abschnitt S. 207 ff. wird als Anhang die Prometheus-Trilogie besprochen, nicht sowohl in Bezug auf den schon oben erwähnten Punkt, welcher den Verf. veranlasste dieses Stück von der hier gegebenen Besprechung überhaupt auszuschliessen; — er hat sich vielmehr vorbehalten seine Bedenken gegen die Unächtheit der meisten in diesem Stücke enthaltenen lyrischen Partieen bei einer andern Gelegenheit auszusprechen —, sondern in Bezug auf die Bestandtheile der ganzen Trilogie. Dass auf das noch vorhandene Stück (*δεσμώτης*) der Prometheus *λυόμενος* folgte, auf welchen bestimmte Anspielungen in dem vorhandenen Stück gegeben sind, wird anerkannt, und ergeht sich der Verf. in weiteren Vermuthungen über den muthmasslichen Inhalt des Pr. *λυόμενος* und den Gang dieses Stücks; aber er weicht darin von der bisherigen Auffassung ab, dass er den *Πρ. πυρφόρος*, was man ge-

Digitized by Google

wöhnlich als erstes Stück der Trilogie, dem δεσμώτης vorhergehend, angenommen hat, nun zum dritten Stück der Trilogie machen will, und zu diesem Zweck selbst dem Wort πυρφόρος die gewöhnliche Deutung eines feuerholenden oder feuerraubenden Prometheus entzieht, und dasselbe, wie im Sophocleischen Oedipus Colon. 57, als ein dem Prometheus als Gott, gleich andern Göttern gegebenes Beiwort auffassen will, welches sich nicht auf eine einmalige Handlung — die des Feuerholens — beziehe, sondern den Prometheus als die Gottheit bezeichne, die durch das Feuer fortwährend dem Lande Segen verleihe und als solche neben dem σεμνὸς Ποσειδῶν die vornehmste Cultusgottheit des Demos von Kolonos gewesen. Wenn der Verf. zugleich weitere Nachweisungen damit verbindet, welche den Cult des Prometheus, als eines Lichtgottes, als einer alten Landesgottheit Attika's darthun, und ihn, gleich Hephaistos als die dem attischen Land den Segen des Feuers spendende Macht darstellen sollen, so wird man einer derartigen Auffassung des Prometheus im attischen Cult im Allgemeinen nicht entgegentreten wollen, eben so wenig aber daraus einen Beweis dafür ableiten können, dass in der äschyleischen Trilogie der Pr. πυρφόρος das Schlussstück gebildet und diejenige Stelle eingenommen, welche nach der, auch durch die wenigen noch erhaltenen Nachrichten über das dritte Stück bestätigten Annahme der Pr. λυόμενος eingenommen, während, auch abgesehen von Allem Andern, über den Inhalt des Pr. πυρφόρος uns fast gar Nichts näher bekannt ist, das uns einigermassen nur berechtigen könnte, ihm die dritte Stelle in der Trilogie zuzuweisen; noch weniger aber wird es möglich sein, dem noch erhaltenen Stück, dem Pr. δεσμώτης die erste Stelle zuzutheilen, wenn man anders auf die mancherlei Beziehungen, die in diesem Stück auf Etwas, das vorausgegangen sein muss, hinweisen und schon mit der Eingangsscene beginnen, die gebührende Rücksicht nehmen, und nicht auf das verzichten will, was allein jetzt noch einen sichern Grund zu bieten vermag.

M. Fabi Quintiliani Institutionis oratoriae libri duodecim. Recensuit Carolus Halm. Pars posterior Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. A. MDCCCLXIX. 421 S. in gr. 8.

Wir verfehlen nicht, die Vollendung dieser Ausgabe des Quintilianus mit diesem zweiten Bande anzuzeigen, der sich in Allem ganz an den ersten anschliesst, worüber in diesen Jahrbüchern 1869 Seite 557 f. berichtet wurde. Das grosse Unternehmen liegt nun vollständig ausgeführt vor uns, indem dieser andere Band den Text der Bücher VII bis XII incl. enthält in ganz gleicher Bearbeitung, wie die sechs ersten Bücher, und unter Benützung selbst der neuesten Forschung in ihrem Einfluss auf einzelne Stellen

Digitized by Google

des auf seine letzten urkundlichen Quellen hier zurückgeführten Textes; ausser einigen Nachträgen zu dem kritischen Apparat sind auch die nöthigen Indices hinzugekommen, deren Genauigkeit und Vollständigkeit insbesondere hervorzuheben ist, ein Index Scriptorum et Artificum, bei welchem diejenigen Autoren, von welchen Stellen angeführt werden, durch vorgesetzte Sternchen bezeichnet und die einzelnen angeführten Stellen da, wo die Schriftsteller noch vorhanden sind, genau nachgewiesen sind; dann ein sehr ausführlicher Index rerum et personarum, der zum Gebrauch des Ganzen so förderlich ist. Auch in der äusseren vorzüglichen Ausstattung ist dieser Band ganz gleich dem ersten gehalten.

Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges von E. Reimann. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1869. VII und 237 S. in gr. 8. Mit dem Motto: vincit veritas.

Diese Schrift gibt nicht blos eine genaue Darstellung der kriegerischen Ereignisse des bairischen Erbfolgekrieges, sondern eine eben so eingehende Darlegung der diplomatischen Verhandlungen, wie sie vor und während des Krieges, und hier zum Abschluss desselben geführt wurden. Diess letztere war dem Verf. möglich geworden durch die in der letzten Zeit bekannt gewordenen, über diese Ereignisse sich verbreitenden Quellen, insbesondere den von v. Schönig im vierten Band der militärischen Correspondenz Friedrichs des Grossen mit dem Prinzen Heinrich von Preussen herausgegebenen Briefwechsel, so wie den von Arneth veröffentlichten Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph II. Hier lag ein reiches Material vor, das bisher unbekannt und unbenützt, jetzt auf so manche früher dunkle Partien ein Licht wirft, die Absichten und Motive der das Ganze leitenden Persönlichkeiten näher erkennen und dadurch uns zu einer richtigen Erkenntniss des Ganzen gelangen lässt. Unter Benützung eines solchen Materials war der Verf. bemüht, »ein treues Bild von dem bairischen Erbfolgestreit zu liefern«; wer seiner umfassenden und in der That erschöpfenden Darstellung in Allem zu folgen vermag, wird sich bald davon überzeugen, auch ohne dass wir hier die Belege des Einzelnen vorführen, die, schon um des Zusammenhanges willen, besser in der Schrift nachgelesen werden, die uns einen bisher zum Theil wenig beachteten Abschnitt deutscher Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nun in seinem ganzen Umfang und in seiner vollen Bedeutung darlegt, die weniger in den eigentlichen Kriegsereignissen, denn zu einem grossen Kampfe kam es ja eigentlich gar nicht, als in den politischen Verhandlungen liegt, welche diese Ereignisse begleiteten und zu einem schnelleren Friedensabschluss führten.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart von Dr. Adolph Wuttke, Prof. der Theol. in Halle. Zweite, völlig neue Bearbeitung. Berlin 1869. XII und 500 Seiten Grossoctav.

In der ersten im J. 1860 erschienenen Auflage der vorliegenden Arbeit war, wie der Verf. im Vorwort bemerkt, eine umfassende Darstellung und tiefere wissenschaftliche Begründung des darin behandelten Gegenstandes weder beabsichtet noch damals möglich; die seitdem auf diesem Gebiete so eifrig betriebene Forschung und Sammlung hat jedoch jetzt eine völlig neue Bearbeitung des Stoffes und eingehende Darstellung desselben ausführbar gemacht, und das Ergebniss liegt nun vor. Es handelt sich indess nur, wie auch der Titel besagt, von dem Volksaberglauben der Gegenwart und zwar dem der Deutschen, also nicht von einer Geschichte desselben, »die auch füglicherweise nicht auf ein Volk sich beschränken dürfte«, wobei allerdings gelegentlich auf Aelteres und Fremdes hingewiesen wird, sobald es zur Erläuterung von noch jetzt geltenden Meinungen dienen kann; allein dies geschieht nur in verhältnissmässig wenigen Fällen. Ausgeschlossen ist ferner alles zunächst der fremdartigen Magie Angehörige so wie endlich alles nicht hinlänglich Verbürgte. Die benützten Quellen bilden theils zuverlässige Mittheilungen oder eigene Kunde des Verfassers, theils mit Vorsicht gewählte Druckschriften, welche aber der Raumersparung wegen nur bei wichtigeren Puncten ausdrücklich angeführt sind. — In der Einleitung spricht demnächst der Verf. von Begriff und Wesen des Aberglaubens. Derselbe schreibt den Naturdingen übernatürliche Eigenschaften, dem menschlichen Thun übermenschliche Kraft zu, legt den Naturdingen wie dem Menschen selbst eine über das Natürliche hinausliegende also mehr oder weniger göttliche Kraft und Bedeutung bei; er begegnet sich deshalb mit der Religion; der abergläubische Zauber nämlich entspricht in der äussern Form dem Wunder, die Wahrsagung ebenso der Weissagung. Damit wäre nun für eine naturalistische Anschauung die Sache fertig; denn diese erklärt folgerichtig auch alles eigenthümlich Christliche für Aberglauben; indess wenn auch letzterer gleich der Religion die vernunftlose Nothwendigkeit wie den Zufall leugnet, so setzt er doch an die Stelle der göttlichen Vorsehung und der in ihr Gebiet fallenden Weissagung vielmehr das Schicksal und die Wahrsagung; so wie er andererseits für die Herrschaft des vernünftigen Geistes über die Natur und das hierhergehörige

Digitized by Google

Wunder die Bewältigung der Natur durch den freien menschlichen Willen und den dem entsprechenden Zauber eintreten lässt. »Weltordnung und Freiheit sind die Grundgedanken der Religion und des Aberglaubens; und in dieser Uebereinstimmung des Aberglaubens mit der Religion, in dieser ihm zu Grunde liegenden Vernünftigkeit liegt der eine Theil seiner grossen die Völker beherrschenden Macht; der blosse reine Unsinn kann nie eine weltgeschichtliche Macht werden.« Allein ist auch der Aberglaube nach der einen Seite hin religiös, so ist er doch nach der andern heidnisch und widerchristlich, insofern er die über dem einzelnen Menschengeiste stehende höhere göttliche Macht nicht als den einen allseitigen allwaltenden Gott fasst, sondern als Vielheit und als durch das Schicksal oder sonst irgendwie beschränkt, und dies ist der Grundcharakter der heidnischen Weltanschauung im Unterschiede von der christlichen. Zwischen Heidenthum und Aberglauben im eigentlichen und engern Sinne ist jedoch noch der fernere Unterschied, dass letzterer eigentlich eine Ansicht ausdrückt, welche aus einer frühern geschichtlich bereits überwundenen niedrigern Stufe religiöser Weltanschauung zurückgeblieben ist und daher kannten die höher gebildeten Griechen und Römer, welche wenigstens annäherungsweise zu dem Gedanken einer inneren Einheit der Weltordnung hindurchgedrungen waren, gleichfalls eine superstitio oder δεισιδαιμονία (im späteren Sinne). Der Aberglaube hat also sowohl einen moralischen wie geschichtlichen Grund und kann nur aus beiden zugleich verstanden werden. — Dass von dem eigentlichen Volksaberglauben die Magie als von demselben wesentlich verschieden getrennt werden muss, ist bereits angedeutet; letztere, die dem Morgenlande entstammt, ist eine nur von wenigen darin Eingeweihten geübte geheime Wissenschaft und Kunst; ein Aberglaube, der sich zu jenem andern verhält wie die Kunstpoesie zur Volkspoesie; dort finden wir Salomon und Paracelsus, hier Schäfer und Schmiede, Hebammen und alte Mütterchen. »Der Unterschied ist gar nicht etwa bloss ein formeller und äusserlicher, sondern schneidet durch bis auf den Grund, und es kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, auf welcher Seite der meiste vernünftige Inhalt, der tiefere Sinn, die meiste Wahrheit enthalten ist; — der Volksaberglaube steht in allem diesem unleugbar bei weitem höher als der andere..... Der grösste Unsinn in allen Gebieten des Geistes ist nirgends von dem Volke ausgegangen, sondern von den Gelehrten und denen, die sich weise dünkten; und so reicht an Unsinn der Volksaberglaube auch nicht entfernt an den, der von den Gelehrten und »Gebildeten« ausgegangen ist; suum cuique.« — In dem nun folgenden ersten Theile behandelt der Verf. den Aberglauben im allgemeinen nach seinen Voraussetzungen, Bedingungen und Mitteln und zwar I. die heidnischen Grundlagen des deutschen Aberglaubens. Hier wird eine gedrungene Uebersicht der altdeutschen Religion gegeben

Digitized by Google

unter den Abschnitten Natur, Götter, Schicksal, Geister und Mensch. Es kann nicht meine Absicht sein auf den ganzen ausgedehnten Stoff, der in diesen wie in den andern Abschnitten des vorliegenden Werkes erörtert wird, ausführlich einzugehen oder gar alles etwa darin Uebersehene oder ungenau Angegebene ergänzen und berichtigen zu wollen; nur Einzelnes, wie es sich mir ungesucht darbietet und sonst nicht ohne Interesse ist, möge angeführt werden als Beweis der Aufmerksamkeit und Sorgfalt, womit ich diese treffliche Arbeit durchgegangen, wobei auch ich fremden Aberglauben nur dann herbeiziehe, wenn er zur Erläuterung des deutschen dienen kann oder sonst mit demselben auffallend übereinstimmt. So verweise ich in Betreff der Sitte, auf den Giebeln der Häuser Pferdeköpfe anzubringen (§. 15), auf das, was ich darüber in Pfeiffers German. 10, 406 f. und im Philologus 23, 688 f. ausgeführt. — §. 20. »In der wilden Jagd erscheint Donar nie«; Thor jedoch führt als Führer des wilden Heeres (reidh) bei den Norwegern über Land und Meer. Mannhardt, German. Mythen S. 47. — §. 60. »Das Auswandern der Seele geht durch fast alle Völker hindurch, galt auch bei den Römern.« Vielmehr bei den Griechen; denn an der vom Verf. angeführten Stelle des Plin. ist von Hermotimus dem Klazomenier und Aristeas dem Prokonnesier die Rede; über ersteren s. auch oben Jahrg. 1868 S. 85. — II. Die zauberischen Zeiten. — III. Zauberische Orte. — IV. Zauberische Zahlen. — V. Zauberische Dinge und zwar Naturdinge, Dinge aus dem Bereich menschlicher Arbeit, der Mensch selbst, christlich kirchliche Dinge, Bedingungen der Zauberkraft. — §. 119. »Wenn bei manchen Zauberdingen kein Eisen angewandt werden darf, so ist diese über die ganze Erde gehende Sitte (vgl. 2. Mos. 20, 25; 1. Kön. 6, 7) theils eine Erinnerung an die sogenannte Steinzeit, theils soll es das Aussergewöhnliche, Heilige bezeichnen, theils hat der dafür eintretende Stoff, wie das Gold und Silber, seine besondere Bedeutung.« S. jedoch Athénaeum Français. Paris 1856 p. 879 col. 3. Vgl. auch Paulus Cassel, Schamir. Erfurt 1856 S. 56 ff. (Abdruck aus d. Denkschrift. der königl. Akad. in Erfurt). — §. 121. »Astlöcher in Bäumen, bes. von Eichen, sind bei Curen wichtig, indem man das Kranke durch sie hindurchsteckt oder hindurchzieht« (vgl. §. 503). Die von mir zu Gervas. S. 176 f. gegebene Erklärung dieses Aberglaubens hat in England und Italien Beifall gefunden; s. Kelly Indo-European Tradition and Folk-lore. Lond. 1863 p. 155 und La Novella della Figlia del Rè di Dacia. Pisa. Nistri. 1866. p. XXX (s. über diese Publication meine Besprechung in den Gött. Gel. Anz. 1867 S. 565 ff.). Ersterer, Grimm's Deutung als unhaltbar verwerfend, fügt hinzu: »The best explanation which has been given of this superstition is that proposed by Liebrecht (Gerv. Tilb. p. 170), who thinks that the whole proceeding was originally designed to symbolize the new birth of the patient, who,

Digitized by Google

coming naked again into the world, left all his former maladies behind him.« — §. 129. »Kümmel, Fenchel, Dill, Schutz gegen Behexung.« Ich verweise auf meine Anmerkung zu Gervas. S. 142 f., wo ich gleichfalls hierüber gesprochen, nur deswegen, um ein dortiges Versehen zu berichtigen. Man bekränzte sich nämlich im Alterthum mit Fenchel und Weispappel nicht bei den Aufzügen der Kybele, sondern des Sabazios; s. Demosth. pro cor. p. 313. — §. 151. »Der Hirschkäfer ist dem Donar heilig und darf (nach niederdeutschem Abergl.) in kein Haus gebracht werden; denn er zieht den Blitz an; er trägt glühende Kohlen auf die Häuser und setzt sie in Brand.« Dies ist eine sehr bemerkenswerthe Vorstellung, welche sich sonst nur auf Vögel angewandt findet, wie Ad. Kuhn in seiner Untersuchung über »Die Herabkunft des Feuers u. s. w« dargethan. Dass sie sich in letzterer Gestalt auch in Westafrika findet, habe ich in Eberts Jahrb. für roman. und engl. Litt. 3, 155 gezeigt. — §. 158. »Die Meinung, dass die Mönche verwandelte Menschen seien, ist sehr verbreitet.« Sie herrschte auch schon im Alterthum s. Ael. H. A. 3, 23. — §. 165. »Eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln ans Scheunenthor genagelt, schützt vor Bezauberung und Blitz.« Man vergleiche Apul. Met. l. IV p. 218 Oud. »Quid, quod istas nocturnas aves, cum penetraverint Larem quempiam, s licite prehensas foribus videmus adfigi, ut, quod infaustis volatibus familiae minantur exitium, suis luant cruciatibus?« — §. 203. »Die linke und rechte Seite sind oft zu beachten, jene tritt stärker hervor.« S. hierüber besonders Bachofen Gräbersymbolik. Basel 1859 und dessen Mutterrecht. Basel 1861 im Reg. s. v. Links. Von dem altpersischen Könige Dschemschid geht die Sage, dass er der linken Hand den Vorzug verliehen, den sie noch heutzutage im Orient bewahre. Cardonne Mélanges Orient. La Haye 1788 p. 82 „Sur le danger d'attacher trop de considération aux richesses" Anm. 1. — VI. Die zaubernden Personen. — VII. Die Zauberhandlungen. Unterlassen; wirkliche Handlungen. — VIII. Quellen des Zauberwesens und Schriften über dasselbe. — §. 258. „Nur ein geringer Theil dieser Volkszauberei ist in einer Menge von Zauberschriften enthalten, welche weit verbreitet sind und immer wieder von neuem gedruckt werden. Es gibt Buchhandlungen, welche von dieser Litteratur den grössten Gewinn ziehen und deren Namen wohl verdienten öffentlich gebrandmarkt zu werden. Die Bücher sind meist ohne Angabe des Ortes und des Herausgebers gedruckt oder mit falschen Angaben; manche gehen unter dem Namen des Albertus Magnus. Diese Bücher enthalten aber den eigentlichen Volksaberglauben nur zum geringsten Theil; ihr Inhalt gehört vielmehr überwiegend dem raffinirten künstlichen Aberglauben, der eigentlichen Magie an, und sind sie grossentheils reine Betrügerei." Ueber eine den Namen des Albertus Magnus tragende Zauberschrift bemerkt der Verf. weiter: „Gedruckt jedenfalls in Deutschland, —

Digitized by Google

in einer Zeit, wo die Presspolizei allmächtig war, wo die Censur mit allwaltendem Rothstift jede missliebige Aeusserung über Politik unbarmherzig durchstrich. Eine Presspolizei, die dergleichen gotteslästerlichen Unfug, das Buch wimmelt davon, bestehen lässt, hat sich selbst gerichtet." — Zweiter Theil. In diesem bespricht der Verf. den Aberglauben in seinen besondern Erscheinungsformen und Wirkungsgebieten. I. Das Erkennen des Verborgenen insbesondere der Zukunft und zwar Wahrsagung aus den von selbst sich darbietenden Wahrzeichen und Wahrsagekunst. — §. 307. »Einem Kinde, das die Eltern schlägt, wächst die Hand zum Grabe heraus." Dies ist ein in Deutschland allgemeiner Aberglaube, wie der Verf. bemerkt, und ich möchte fast vermuthen, dass der nämliche oder ein ähnlicher sich auch bei den Griechen vorfand; denn in der Nähe von Megalopolis in Arkadien wurde nach Paus. 8, 34, 2 ein kleiner Hügel gezeigt mit einem marmornen Finger; hier sollte sich Orestes in seinem Wahnsinn einen Finger abgebissen haben. Die Beziehung auf Orestes kann leicht späterer Zeit entstammen, als die ursprüngliche Auslegung des Denkmals vergessen war, welches vielleicht auf einen Muttermörder bezogen wurde, dem der Finger oder die Hand aus dem Grabe gewachsen sein sollte. Auch der Fuchsthurm auf dem Hausberg bei Jena ist der kleine Finger eines versunkenen Riesen, welcher Hand an seine Mutter gelegt hatte. Grimm K. M. 3^3, 197 (zu no. 117). Doch will ich nicht läugnen, dass auch eine andere Auslegung jenes griechischen Denkmals möglich ist, indem es ursprünglich vielleicht einen Phallus darstellte. Man vergleiche die Mythe von Prosymnos, auf dessen Grabhügel Bakchos einen Phallus aufpflanzte (figit super aggerem tumuli. Arnob. 5, 29). Auch in Norwegen und Schweden hat man marmorne Phallen auf Hügeln aufgestellt gefunden, wie Holmboe in seinem bekannten Buche über den Schiwaismus in Europa (Om Civaisme i Europa) mittheilt. — §. 369. „Wahrsagung mit dem Erbsiebe zum Entdecken der Diebe... Zwei Personen verschiedenen Geschlechts halten das Sieb an einer weitgeöffneten Erbscheere schwebend, indem jede einen Griff der Schere auf der Spitze des rechten Mittelfingers schwebend erhält. Einer sagt nun u. s. w.; beim richtigen Namen dreht sich das Sieb und fällt herunter (Thüringen, Schlesien u. s. w.)." Unter den Arabern besteht ein ähnlicher Aberglaube. Zu dem Sprichwort: „Super hoc circumversus est urceus" bemerkt Freytag 2, 115 no. 103 Folgendes: „Proverbii hujus originem hanc fuisse narrant. Hariolus ut in domo furti auctorem cognoscat, inter duos digitos indices posito urceo fascinationibus, quae flando fiunt, et incantationibus utitur. Tum si furem se invenisse putat, urceus circumvertitur (dum hariolus ista verba dicit) et ad personam furti ipsi suspectam pervenit. Proverbium significat, personam rei notitiam habere vel ad eam rem spectare." — §. 371. „Um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, schreibt man seinen

Digitized by Google

Namen auf ein Brot und wirft es ins Wasser, so schwimmt es an den Ort, wo der Ertrunkene liegt (Wetterau. Oberpfalz); man nimmt ein neugebackenes Brot, schneidet in die untere Rinde ein Loch und steckt eine angezündete, geweihte Wachskerze hinein und lässt es auf dem Wasser schwimmen, manchmal lässt man nur eine Wanne schwimmen (Böhm.)." Dass ein ähnliches Verfahren auch in England, Irland, der Bretagne, so wie selbst unter den nordamerikanischen Indianern Statt findet, habe ich oben Jahrg. 1865 S. 102 und 1868 S. 83 f. gezeigt. Ein Correspondent der an ersterer Stelle angeführten Notes and Queries (Choice Notes p. 42 f.) sucht übrigens das Verfahren auf natürliche Weise zu erklären. — II. Die Bosheitszauberei. — §. 394. „Der Bilwisschneider." Ueber diesen Aberglauben sehe man besonders die schöne Erörterung von Uhland, Schriften zur Dichtung und Sage 3, 132 ff., woraus unter anderem auch erhellt, dass Grimm's Aeusserung (Myth. 441), der Bilwis trete in den nordischen Mythen gar nicht auf, nicht ganz richtig ist, denn Blindr inn bölvisi kommt in Helgakv. Hundingsb. II und in der Hromund Greipssonssage vor; füge hinzu Layamon's Brut 2, 294 ed. Madden. — §. 396. „Nestelknüpfen, wobei man Brautleute, besonders den Bräutigam, zur Zeugung unfähig macht, indem man während der Trauung einen Knoten knüpft und dann wegwirft." S. hierüber auch F. L. W. Schwartz, Sonne, Mond und Sterne. Berlin 1864 S. 253. Der Knoten findet sich auch sonst in mancherlei Aberglauben wieder; so heisst es bei Burchard von Worms (siehe Grimm Myth. I. Aufl. Anh. p. XXXVII: „Cingulum mortui pro damno alicujus in nodos colligasti"; so auch sagt Tylor: „Erinnert man sich, dass die Tahitier ihre innerlichen Schmerzen Dämonen zuschreiben, die in ihnen sind und ihre Eingeweide in Knoten binden, so wird es leicht zu verstehen, warum die Lappländer unter gewissen Umständen keine Knoten in Kleider knüpfen mögen." Forschungen über d. Urgesch. der Menschheit. Deutsche Uebers. S. 169 f., wo S. 175 auch noch darauf hingewiesen wird, dass der Flamen Dialis in seine Kleider keinen Knoten knüpfen durfte und Tylor hinzufügt: „Der blosse Gang der Zeit bewirkt so wenig Unterschied in dergleichen Dingen, dass ein moderner Missionär bei einem wilden Stamme sie besser verstehen lernen kann als die Römer, die sie vor zweitausend Jahren ausübten." — §. 407. „Werwolf." Einer Anzeige Defrémery's (Journ. Asiat. 1867 vol. IX p. 409 ff.) von Macrizii de valle Hadramaut Libellus arabice editus et illustratus. Doctordissert. von Paul Berlin Noskowyj, Silesius. (Bonnae 1866) entnehme ich folgende Stelle: „Après avoir dit que le pays de Hadramaut est situé à l'orient d'Aden, dans le voisinage de la mer.... qu'il est reputé faire partie de l'Yemen et que sa ville principale est la forteresse de Chibâm, Makrîzy ajoute quelques détails sur les anciens habitants de ce pays. Puis il continue ainsi: „„Dans la vallée de Hadramaut au voisinage

Digitized by Google

de la ville du même nom et à deux journées de distance du Nedjd se trouve un peuple que l'on nomme Sayar qui occupe les vallées du désert et habite des tentes de poil. . . Chaque individu de ce peuple possède un amulette faisant partie des trésors dont la tribu s'est emparée depuis l'époque du peuple d'Ad. Quand un des Sayar veut se transformer en loup il bâille à plusieurs reprises et sa couleur devient rouge; il tire alors l'amulette de sa ceinture, l'avale et devient à l'instant un loup, pourvu d'une queue, couvert de poils et marchant à quatre pattes. Il met en pièces les hommes qu'il rencontre et les moutons dont il se rend maître. Il ne cesse d'agir ainsi jusqu' à ce qu'il veuille sortir de la peau du loup pour reprendre la forme de l'homme. Alors il se roule à terre et se retrouve tout-à-coup un homme bien proportionné comme auparavant. Quant à l'amulette il tombe à terre. Toutes les fois que l'individu en question désire se transformer en loup, il l'avale, comme il a été dit précedemment, et il redevient loup.'''' Zu dem hier erwähnten Gähnen, welches der Verwandlung in einen Werwolf vorhergeht, macht Defrémery folgende Anmerkung: „Pour expliquer le rôle que joue ici le bâillement, il ne faut pas perdre de vue une opinion qui a cours chez les Musulmans et d'après laquelle le vomissement, le bâillement, un éternuement répété et le saignement de nez sont comptés au nombre des oeuvres de Satan. Voyez le Pend-Nameh ou Livre des Conseils de Férid-Eddin Attar, traduit par Silv. de Sacy p. 245, et cf. ces mots du Moghrib de Motharrizy, cités par M. Lane, dans son Dictionnaire: „Si l'un de vous vient à bâiller, qu'il couvre sa bouche avec le dos de sa main gauche"; car on croit, ajoute M. Lane, que le diable saute dans une bouche qui bâille à découvert." Ich verweise in Betreff des Gähnens derer, die sich in einen Werwolf verwandeln wollen, auch noch auf Grimm Myth. 1048 Anm. Der von Defrémery angeführte arabische Aberglaube, dass der Teufel denen in den Mund fährt, die da gähnen, ohne die Hand vorzuhalten, findet sich ausser Deutschland (s. §. 418: „Wenn man gähnt, muss man sich im Namen der Dreieinigkeit bekreuzen, damit nichts böses in den Mund kommt") auch in Italien, namentlich unter den Neapolitänern, welche sich aus gleichem Grunde den Mund bekreuzen (s. meine Uebersetzung von Basile, Pentam. 1, 405 Anm. 55); vgl. Tassoni's Secchia Rapita IV, 48: „Cerca di quà, cerca di là, ne trova — Cosa da farvi un minima disegno; — Sbadiglian tutti, e fan crocette a prova, — E l'appetito lor cresce lo sdegno ecc." Auch die Irländer schlagen beim Gähnen dergleichen Kreuze über den Mund, muthmasslich in Folge eines gleichen Aberglaubens. Die spanische Redensart „estar (oder quedarse) per istam" bedeutet: „ein Kreuz mit dem Daumen über den Mund machen und damit andeuten, dass man Hunger habe, oder eigentlich, dass man vor Hunger gähnen müsse." Auch dieser Gebärde liegt ohne Zweifel derselbe Aberglauben zu Grund. Noch bemerke ich, dass

Digitized by Google

ein der Vorstellung vom Werwolf ganz ähnlicher Glauben sich auch in Südafrika findet; denn die Neger des Innern in der Nähe der portugiesischen Niederlassungen auf der Ostküste (in der Umgegend von Kebrabasa am Zambese) halten dafür, dass die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge den Leib verschiedener Thiere bewohnen, und dass ein Häuptling, der jemand zu tödten Lust hat, sich in einen Löwen verwandeln und dann wieder seine menschliche Gestalt annehmen kann; weshalb jene Neger, wenn sie einem Löwen begegnen, in die Hände klatschen, welches ihre Art zu grüssen ist; s. Tour du Monde 13, 60 (aus Livingstone's erster Reise). — III. Abwehr der Behexung, böser Einwirkungen und bösen Schicksals. — IV. Geneigtmachung der göttlichen Mächte; Opfer und Verehrung. — §. 440. „Sogar vom Menschenopfer haben sich Erinnerungen erhalten. Noch im Mittelalter wurden bei Grundsteinlegung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flusswehren, beim Bau von Deichen u. s. w. Kinder (manchmal auch Erwachsene) lebendig eingemauert, um dem Bau Dauer und Glück zu verschaffen und man hat beim Abbruch der Mauern oft die Gerippe gefunden, mit Särgen und ohne sie." Ich verweise hierzu auf meinen Aufsatz „Argei und October equus" im Philologus 23, 679 ff. 24, 179 ff. 26, 727 ff., wo auch die weite Verbreitung dieses Aberglaubens bis nach Afrika u. s. w. erwähnt ist. — V. Verhalten zu den Naturmächten. — VI. Verhalten in Beziehung auf das persönliche Leben, nämlich Glück und Abwehr von Unglück im Allgemeinen und Besondern, so wie der Krankheiten, Schutz und Heilung. — §. 456. „Mädchen bekommen schöne lange Haare, wenn sie die Sehnen vom Rindfleisch essen (Böhmen)." Dieser Glaube herrscht auch in Deutschland selbst und daher hat auch das sogenannte „Haarwachs" seinen Namen. — §. 479. „Der siebente Sohn in einer durch kein Mädchen unterbrochenen Kinderreihe hat ganz besondere sympathetische Kraft (Vogtl.)." Nach Morhof schrieb man dem siebenten Sohn einer Familie die Kraft zu Kröpfe zu heilen; s. Paulus Cassel Le Roi te touche Berlin 1864 S. 17. Dieser Glaube war ehedem und zum Theil auch jetzt noch in England allgemein; s. Henderson The Folk-lore of the Northern Counties of England Lond. 1866 p. 262. In Frankreich nennt man einen solchen heilkräftigen siebenten Sohn marcou; dergleichen Personen sind namentlich im Orléannais und Gâtinais häufig zu finden. Sie haben auf irgend einem Theile ihres Leibes das Zeichen einer Lilie, und der Patient darf dasselbe blos berühren, so wird er geheilt; oder auch der marcou bläst auf den Kropf und der Erfolg ist der nämliche. Choice Notes p. 59. — §. 485. „Hat ein Kind die Gichter, so berührt man seinen After mit dem After einer weissen Taube; dann stirbt diese bald unter schweren Schmerzen und das Kind wird gesund (Franken)." Hiermit vergleiche man §. 154: „Ein schwarzer Frosch springt den Kühen an den Bauch

Digitized by Google

und macht, dass die Euter anschwellen; man muss dann einen in zwei Hälften zerrissenen Frosch auf den Euter legen (Böhmen)"; ferner §. 523 „Der Krebs wird herbeigeführt durch Arbeit am Johannistage; man heilt ihn durch einen Krebs, oder man legt frisches noch warmes Hühner-, Tauben- oder Rindfleisch auf, lässt es 24 St. liegen und dann von einem Raben fressen; in schlimmern Fällen zieht man einer lebendigen Maus das Fell ab und legt sie auf." Ich muthmasse, dass man in letzterem Falle ursprünglich wohl das Fell selbst aufgelegt haben wird. Ueber dieses Auflegen eines frischen Felles oder frischen Fleisches s. Grimm Myth. 1123 f. Aus der das. (1124 Anm.) angeführten Stelle erhellt deutlich, dass man das dort Wolf (lupus) genannte fressende Geschwür, welches der Bischof Eraclius am Hintern hatte (auch die Gichter werden, wie wir eben gesehen, am Hintern der Kinder geheilt), wie eine Art fleischfressendes böses Thier betrachtete. Noch mehr ersieht man dies aus folgender Parallelstelle des Myreur des Histors. Chronique de Jean des Preis dit. Doutremeuse. Tom. II. fol. 131 (Bibl. de Bourgogne nr. 19304): „En chesti an meisme prist a l'evesque de Liege Euracle en sa jambe j. maladie vineuse [i-e. venimeuse] et si cruense et astoit une plaie qui mangoit cascon jour dois gros porcheais, si le nommons le leuve; et fait grant travelhe soir et a matin a l'evesque qui ne puet troveir remede par medichine ne philsechin." Der Bischof unternimmt eine Pilgerfahrt nach Tours zum Grabe des heiligen Martin, woselbst ihm letzterer im Traum erscheint. Es heisst dann weiter so: „Atant vint saint Martin avant et fist une crois sus la plaie et dist a leuve vineuse enferteiz: „„Vuide tantost chel lieu sens faire plus grevanche a chel gentil evesque, en nom de dieu qui oit fendit le costeit de la lanche. Lieve sus, sains evesque, car tu es saneis...." Atant fiert j. grant cop de son baston pastoral sour le mal et puis s'envanuit; et li evesque s'escriait en son dormant par l'angosse qu'ilh at s'offert et evoilat, si mist sa main a la plaie, si l'at troveit sanee." Hier verscheucht der Heilige also den giftigen gefrässigen Wolf durch Wort und Schlag. — §. 526. „Zahnleiden meist durch einen Wurm im Zahn verursacht." Der nämliche Glaube herrschte ehedem und vielleicht auch jetzt noch unter den Eingeborenen in Guatemala, worauf ich anderwärts zurückkommen werde. — VII. Das Familienleben; Freundschaft und Liebe, Hochzeit, Ehe, Schwangerschaft und Geburt, das Kind, Taufe, Erziehung. — §. 569. „jus primae noctis... Ein solches aller natürlichen und um so mehr der christlichen Sittlichkeit schnurstracks hohnsprechendes Recht hat nie bestanden, wenn auch in einzelnen Fällen in verbrecherischer Weise der Frevel selbst verübt oder beansprucht sein mag. Jene fast boshaft festgehaltene Meinung wurde veranlasst durch die Abgabe, welche die Hörigen für ihr jus primae noctis an ihre Herren zahlten, eine einfache Ehesteuer." Trotz der hier so entschieden ausgesprochenen Ansicht hat dieses jus

Digitized by Google

einst dennoch bestanden und zwar schon in ältester Zeit fast in allen Welttheilen und Ländern. Man sehe zuvörderst meine Notiz über diesen Gegenstand in Benfey's Or. u. Occid. 2, 541 f. Jetzt füge ich noch Folgendes hinzu. Dass dieses Recht auch in Spanien einst wirklich bestand und ausgeübt wurde, zeigt Ferd. Wolf. Ein Beitrag zur Rechtssymbolik aus spanischen Quellen. Wien 1865 S. 24 f. (oder Sitzungsber. der philos.-hist. Classe der k. Akad. d. Wiss. Bd. LI S. 90 f.), wo es so heisst: „7. (Symbolische Handlungen) zur Bezeichnung des jus primae noctis (in Galicien Peyto Bordelo, in Catalonien Ferma d'espoli forzada oder Derecho de prelibacion genannt; ausserdem galt dieses Recht nur noch in Aragon, aber hier im ausgedehntesten Maasse, indem es sich hier nicht bloss auf die Brautnacht beschränkte, sondern dem Herrn jederzeit über die Weiber und Töchter seiner Hörigen zustand): Pragmatica de Cataluna, Lib. IV. Tit. XIII. (aus der Sentencia arbitral Ferdinands des Katholischen, wodurch dieser sowie andere malos usos für immer abgestellt wurden). „No pagan la primera nit, que lo pagés pren muller, dormir ab ella, ó en senyal de senyoria, la nit de las bodas, apres que la muller será colgada en lo llit, pasar sobre aquel sobre la dita muller. [d. h. „Sie sollen in der ersten Nacht, wo der Bauer ein Weib nimmt, nicht bei ihr schlafen, noch auch als Zeichen der Oberherrlichkeit in der Hochzeitnacht, nachdem das Weib sich ins Bett gelegt hat, über dieses und über das besagte Weib hinwegsteigen dürfen."]. Vgl. Hist. de la legisl. Tomo VI p. 67—68, 498 u. 500; — Helfferich, Westgothenrecht S. 408—414." Endlich führe ich noch folgende Stelle an aus einer Besprechung der Histoire du droit dans les Pyrénées par M. G. B. Lagrèze. Paris, imprimé par l'ordre de l'Empereur à l'imprimerie imperiale 1867 in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 18. April 1868 S. 1661 f., wo es so heist: „Das andere noch seltsamere Institut ist das droit du seigneur oder jus primae noctis. Seit geraumer Zeit wurde in Frankreich viel geschrieben über die Frage: ob dieses Recht als solches jemals existirt habe. Während Bouthors 1854 seine Existenz nachzuweisen gedachte, bestritt dieselbe Veuillot mit aller Entschiedenheit in einem 467 Seiten starken Werke. Die Frage kam mehr als einmal im Schoosse des Instituts zur Sprache. Lagrèze selbst betheiligte sich an diesem Streite durch eine 1855 erschienene Monographie; seitdem hat er die Forschungen fortgesetzt, und das Ergebniss in vorliegendem Werke niedergelegt. In Deutschland hat ein solches Recht niemals bestanden, wenn sich auch in einzelnen Gegenden Andeutungen finden, dass es per nefas in Anwendung gebracht worden sei; dagegen hatte es sich in mehreren romanischen Ländern zu einem förmlichen Rechte fixirt. So übte es der Adel von Piemont unter dem Namen cazzagio aus, und obwohl es im übrigen Spanien unbekannt ist, konnte es erst Ferdinand der Katholische durch

Digitized by Google

Gesetz vom 11. April 1468 in Catalonien mit einigen andern harten Abgaben aufheben und an ihre Stelle eine Geldleistung setzen. Hier war es unter dem Namen firma de esposa forzada bekannt. In Frankreich war es in verschiedenen Landschaften heimisch, so in Limousin, der Bretagne und der Auvergne. Hier wurde es jedoch schon früh in Geldleistung umgewandelt; am längsten aber erhielt es sich in seiner ursprünglichen Gestalt in Bearn und Bigorre. Noch im 17. Jahrhundert bestand es in voller Uebung, wie der Verf. durch mehrere Documente nachweist. Ueber die Entstehung dieser Missgeburt des mittelalterlichen Rechts kann, bei dem Mangel ausführlicher Urkunden, nicht einmal eine Vermuthung ausgesprochen werden. Soweit sich wohl überhaupt Klarheit in dieses Gebiet bringen lässt, ist es dem Verf. gelungen; mit grossem Fleiss hat er alle Spuren dieses Rechtsinstituts aufgesucht, das wohl zu keiner Zeit einer genauern schriftlichen Fixirung sich erfreute. Damit scheint diese Angelegenheit auch für Frankreich erledigt." Diese Darstellung enthält in der Spanien betreffenden Stelle einige Ungenauigkeiten, wie die Vergleichung mit dem oben aus Ferd. Wolfs Abhandlung Angeführten erzielt; so galt das in Rede stehende jus nicht bloss in Catalonien, sondern auch in Aragon und Galicien; das spanische malos usos bedeutet nicht „harte Abgaben", sondern „schlimme Herkömlichkeiten", und statt firma de esposa forzada muss es heissen ferma de espoli forzada. Dass ferner das jus primae noctis nicht erst in Europa und im Mittelalter entstand, habe ich in dem genannten Aufsatz (im Or. u. Occid.) hinlänglich bewiesen; wenn dasselbe also einst fast überall bestand und geübt wurde und an manchen Orten noch in sehr später Zeit, warum sollte dies nun nicht auch in Deutschland der Fall gewesen sein? Grimm, der daran zweifelt, führt jedoch selbst ein Züricher Weisthum an (R. A. 384 Anm. 2), wo es heisst: „so das hochzit zergot, so sol der brütgam den meier bi sinem wip lassen liegen die erste nacht, oder er soll si lösen mit 5 sch. 4 pf." Er fügt freilich hinzu: „Er wird also nie verfehlt haben diese kleine Summe zu erlegen"; allein zur Zeit der Abfassung dieses späten Weisthums mag das ursprüngliche Recht allerdings wohl für ein Geringes ablösbar geworden sein, was jedoch durchaus nichts gegen die ursprüngliche Uebung desselben beweist, um so weniger als dieses jus früher auch in Holland bestand; dies erhellt aus Bayle Dict. Crit. s. o. Sixte IV ed. 1730. IV, 224 Randglosse nr. 56, wo in Bezug auf dasselbe gesagt wird: „Monsieur Pars, Ministre de Katwic, raconte dans un ouvrage, intitulé Katwykse Oudheden, c'est à dire Antiquités de Katwic pag. 196 que certains Seigneurs de Hollande (il en nomme quelques uns) ont eu un semblable privilege et que les Etats l'ont aboli en leur donnant quelque argent." Also erst die Generalstaaten hoben dort dieses Recht gegen eine Abfindungssumme auf. — VIII. Das häusliche Leben, nämlich Feld und

Digitized by Google

Garten, Hausthiere und Vieh, Jagd, Fischerei und Schifffahrt. — §. 676. „Wenn man gekochte Eier gegessen hat, muss man die Schalen zerdrücken oder verbrennen, sonst ... kommen die Hexen über sie (Baiern)." Ein englischer Aberglaube lautet: „Wenn man Eier gegessen, muss man die Schalen zerbrechen, damit sie von den Hexen nicht als Böte gebraucht werden." Germania oder Neues Jahrb. der Berlin. Gesellsch. u. s. w. 7, 438 nr. 31. In Holland glaubt man, dass in diesem Falle die Hexen in den Eierschalen nach England hinübersegeln. Choice Notes etc. p. 7 nr. 9. Nach portugiesischem Glauben fahren die Hexen darin durch die Luft nach Indien oder andre fernere Länder, wo sie ungetauften Kindern das Blut aussaugen, doch müssen sie vor dem Krähen des schwarzen Hahnes nach Hause zurückkehren, sonst stürzen sie ins Meer; s. J. B. Leitaõ Garrett Donna Branca ou a Conquista do Algarve Paris 1826 Canto III. Abschn. 3 u. die Anm. — §. 694. „Wenn eine Kuh schlägt, so borgt man sich einen Stecken von einem Ehebrecher [!] und schlägt sie damit, so legt sie den Fehler ab (Oberpfalz)." Der Verf. wundert sich mit Recht über den „Ehebrecher"; indess ein Seiten- und Gegenstück zu diesem Aberglauben bildet ein anderer, der sich früher in England gefunden zu haben scheint, wonach man Ferkel am Leben erhielt, wenn man sie einige Zeit, nachdem sie geworfen worden, in den Hut eines Hahnreis legte; so wenigstens erzählt eine Schwänkesammlung aus dem Anfang des 16. Jahrh. s. Shakespeare's Yest Book ed. by H. Oesterley. Lond. 1866 p. 52 f. nr. XXVIII. — §. 695. „Wenn die Kuh vom Bullen kommt .... nimmt man den Vorder- und Hinterwagen auseinander und führt sie zwischen durch, so wird sie tragend (Meklenburg)." Ich sehe in dieser Zweitheilung des Wagens eine symbolische Handlung, die aber wie alle dergleichen abergläubische Mittel zugleich auch sympathetisch wirken soll. Hier wird symbolisch eine Geburt angedeutet; so wie nämlich die Kuh durch den entzweigetheilten Wagen durchgeht, so soll das gewünschte Kalb durch das sich theilende Geburtsglied zur Welt kommen. So auch heisst es in dem Aberglauben nr. 929 (bei Grimm Myth. 1. Aufl. Anh.): „Ist eine Ledige im Verdacht der Schwangerschaft, so soll der Knecht vor Sonnenaufgang einen Erntewagen in zwei Theile theilen; die Vorderseite gegen Mittag, die Hinterräder gegen Mitternacht kehren und so stellen, dass das Mädchen genöthigt ist, bei ihren Geschäften zwischen den ausgespannten Wagen durchzugehen; dadurch wird sie gehindert ihre Frucht abzutreiben." Sie wird auf diese Weise gezwungen, eine richtige Geburt abzuhalten. Schwieriger ist die Erklärung dieses Aberglaubens bei Burkhard (Grimm l. c. p. XXXVII): „quando efferebatur funus a domo plaustrum in duo dividisti et funus per mediam divisionem plaustri asportare fecisti." Also auch hier ein entzweigetheilter Wagen. Ich vermuthe, dass so wie man von Krankheiten durch eine symbolische Wiedergeburt geheilt wurde (s. zu

Digitized by Google

Gervas. von Tilb. S. 170 u. vgl. oben zu §. 121), so hatte man dies auch auf eine Wiedergeburt durch den Tod im christlichen Sinne übertragen, was aber die Kirche als abergläubisch verwarf. Ein ähnlicher Gebrauch fand sich bei den Böotern, die der Reinigung wegen zwischen einem entzweigeschnittenen Hunde durchgingen (*Βοιωτοῖς δημοσία καθαρμός ἐστι, κυνὸς διχοτομηθέντος τῶν μερῶν διεξελθεῖν.* Plut. Quaest. Rom. nr. 111). Auch hier ist vielleicht eine reinigende Wiedergeburt angedeutet und zwar vermittelst eines zugleich dargebrachten Opfers. Hunde dienten häufig als Reinigungsopfer bei Griechen wie bei Römern. — §. 697. „Versetzt sich nach dem Kalben der Kuh die Milch, was man den Drachen nennt, so streicht man mit der umgedrehten Nachtmütze über die Milchadern dem Euter zu und spricht dreimal leise: ,,,,Der Höhnische [?] und der Drache, die gingen über einem Bache; der Höhnische ertrank, der Drache verschwand““ (Waldek).“ Der Verf. hat zu „der Höhnische“ ein Fragezeichen gesetzt; gemeint ist die „die Hünsche“ genannte Viehkrankheit; s. Grimm Myth. 1115. — XI. Bürgerliche Gewerbe und Handel. — XII. Kriegsdienst. — XIII. Kirche. — XIV. Tod. — §. 734. „Dem Todten wird ein Licht in den Sarg gelegt, damit er beim Erwachen sehen könne (Erzgeb.).“ Dass dieser Gebrauch auch in England und China sich findet, habe ich oben 1868 S. 650 erwähnt (zu Rochholz Glauben und Brauch 1, 660 f.). — §. 751. „Todtenversammlungen in der Kirche. . . In Salzungen ging 1786 eine Frau, in der Zeit sich irrend, um Mitternacht in die Gottesackerkirche, fand sie ganz gefüllt, den verstorbenen Pfarrer am Altar, und als sie die Spinnenwebegesichter der Anwesenden sah, von denen sie einige erkannte, und floh, wurde sie von den Todten am Mantel gepackt, dessen Fetzen am andern Morgen an verschiedenen Grabkreuzen hingen; ganz ähnlich in Ostpr. u. im Vogtl.“ Ganz ähnlich auch Grimm D. S. nr. 175; ferner in der Bretagne s. Gwerziou Breiz-Izel Chants popul. de la Basse Bretagne recueillis et traduits par F. M. Lazel-Lorient 1868 I, 61 ff. „La jeune fille et l'ame de sa mère.“ — §. 755. „Nachschlappende Ketten [der Widergänger] sind ein Zeichen der Verdammniss (allgem.).“ In Ketten erscheint auch ein Geist zu Athen; s. Plin. Ep. 7, 27, 5. 11; muthmasslich war es auch ein verdammter. — §. 762. „Die Seelen ungetaufter Kinder kann man erlösen, wenn man die Kinderleiche unter die Dachtraufe der Kirche begräbt; der während eines Taufsegens herunterfallende Regen gilt als ihre Taufe (18. Jahrh.).“ Auch an der englisch-schottischen Gränze begrub man dergleichen Kinder am Fusse der Kirchenmauer „unter dem Regen“, wie es in einem alten Volksliedchen heist; ursprünglich wohl aus demselben Grunde wie der eben angeführte; s. hier Jahrg. 1868 S. 82, wo ich auf die suggrundaria der alten Römer hingewiesen habe, denen wahrscheinlich die später christlich umgedeutete Sitte hinsichtlich der Kindergräber entstammte. In der ältesten

Digitized by Google

Zeit wurden übrigens bei den Römern nicht blos die Kinder, sondern auch Erwachsene in den Suggrundarien begraben, wie die Lares grundiles zeigen, deren Benennung davon herkommen soll. — Dies ist der letzte Abschnitt des vorliegenden Buches, worauf der Verf. dann noch einen „Schluss" hinzufügt, auf den ich später zurückkommen werde, nachdem ich zuvor einige Bemerkungen über mehre abergläubische Meinungen hinzugefügt, die ich hier, obwohl sie an verschiedenen Stellen zerstreut erscheinen, aus einem oder dem andern Grunde zusammenstelle; wie z. B. verschiedene aphrodisische Vorzeichen, welche sämmtlich auf der Anschauung beruhen, dass der Act des coitus sich symbolisch in andern Gegenständen zu erkennen gebe, so §. 285: „Wenn im September Eicheln von Maden angebohrt sind, so folgt ein glückliches Jahr mit vielen Hochzeiten. Posen"; (man erinnere sich hierbei der römischen Pertunda); ferner §. 94: „Wenn es regnet, so werden die Nüsse wurmig und viele Mädchen schwanger. Lech"; (hierbei könnte aber auch, sieht man von der Anbohrung der Nuss ab, letztere selbst und der in ihr enthaltene Wurm ein Symbol der Schwangerschaft sein); ebenso §. 294: „Wenn das Brot im Backofen unten einen Riss bekommt, so kommt eine Hochzeit (Oberpfalz)." An diese Vorstellungen knüpfen sich auch die folgenden, welche die Uebertragung der κτείς (d. h. einer ihr ähnlichen Figur) auf andere Gegenstände verhindern sollen; nämlich §. 620: „Die Frau muss beim Kneten ein Fürtuch umhaben, sonst wird das Brot offen (Oberpfalz)"; und ebenso: „Es ist besser das Erstlingsobst von Knaben als von Mädchen pflücken zu lassen, weil sich durch diese das Obst leicht spaltet." Perger, Pflanzensagen S. 321 (aus d. Rockenphilosophie)." — Demnächst will ich einige possierliche Heilmittel erwähnen; so gegen den Zahnschmerz §. 526: „Wenn man am Charfreitag in den Abtritt riecht (Franken)." Fast möchte ich glauben, dass ein ähnlicher Glauben auch in England früher vorhanden war oder vielleicht jetzt noch ist, wie ich aus der Heilkraft muthmasse, die der in Fielding's Jos. Andrews auftretende Arzt zu Bath dem Geruch der Nachtstühle beilegt und daher gierig durch die Nase einsaugt und Andern einzusaugen räth. Nicht minder possirlich ist die Heilung der Gicht durch das Umbinden eines gefundenen verbrannten Strumpfbandes (Böhmen. §. 534); ferner der Epilepsie durch Riechen an eine Wanze (Franken. §. 532) oder des Zahnschmerzes dadurch (§. 527), dass man eine Katze so lange über geackertes Feld jagt, bis sie zwischen den Beinen schwitzt; mit dem Schweiss bestreicht man den Zahn (Böhmen), oder man fragt den Leidenden, ob er Zahnschmerzen habe und spricht auf sein „ja" mit barscher Stimme „das ist nicht wahr; das ist dennoch nicht wahr" (Meklenburg). Mehr jedoch als possirlich und widerlicher noch als die erwähnten Geruchcuren scheint die Heilung der Gelbsucht durch Läuse, die man auf Butterbrot isst (Ostpr. u. Oldenb. §. 531). Das Auftreten

Digitized by Google

der Laus in dieser Weise ist wahrlich keiner so poetischen Behandlung fähig, wie sie Burns diesem Thierchen bei anderer Gelegenheit zu Theil werden liess (To a Louse, on seeing one on a Lady's Bonnet, at Church). Dagegen erregt es wieder Lächeln, wenn man dem Todten in den Sarg bisweilen sogar Regenschirm und Gummischuhe mitgibt (Vogtl. §. 734). Wahrscheinlich eine sehr modernisirte Form alten Brauches, welchem bekanntlich der Todtenschuh angehört; älter jedoch könnte vielleicht der Regenschirm sein, falls wirklich schon im J. 800 der Bischof von Salzburg dem Abt Alcuin von Tours einen Regenschirm sandte und nicht erst der Regenschirm aus der Zeit des englischen Königs Stephan (1154 bis 1189) das erste bekannte Beispiel eines solchen Geräths ist. Für einen wenngleich schlechten, aber doch keineswegs gottlosen Spass muss ich endlich folgende Heilung betrachten, die dem Verf. aus Würtemberg berichtet wird (§. 510): „Einem den höheren Ständen angehörigen Manne, der mit heftigen Zahnschmerzen gequält war, schrieb Jemand einen Zauberzettel und hiess ihn denselben in die Tasche stecken. Augenblicklich hörten die Schmerzen auf; er erzählt es voll Freude; gefragt, ob er den Zettel gelesen, nimmt er ihn heraus und liest: „„In der Hölle sehen wir uns wieder."" Entsetzt zerreisst er den Zettel und die Schmerzen sind wieder da." Dass die Einbildung (und grosse Einbildung besass jener Patient) diese und noch viel schwerere Krankheiten hervorrufen, heilen und wiederbringen kann, ist bekannt genug. Lebhafte Phantasie sowohl wie die damit in Verbindung stehende Reizbarkeit oder Schwäche der Nerven erklärt noch ganz andere Dinge, wie ich leider aus eigener Erfahrung weiss. Noch will ich zwei abergläubische Vorstellungen erwähnen, von denen auch der Verf. meint, dass sie nicht übel ausgesonnen sind, dass nämlich eine am Leibe getragene Hasenpfote vom Kriegsdienste befreie (Oldenb. §. 171) und der in den Wein geworfene Namen von drei bösen Weibern einen guten Essig mache (Schwaben §. 669). Hierher gehört auch folgendes aus Oesterreich (§. 289): „Kommt ein Fremder in die Stube und stellt seinen Stock in den Winkel, so wird es einen ganzen Tag regnen", wo der Verf. übersehen, dass dies das bekannte Beispiel eines absurden Schlusses ist: „baculus stat in angulo, ergo pluet". Ob diese drei letzten Späße wirklicher Volksglaube geworden sind? Andererseits ist Manches oder vielleicht Vieles nicht blosser Aberglaube; warum z. B. soll es ein solcher sein, wenn man Halsschmerzen und Heiserkeit dadurch heilt, dass man sich Abends einen linken oder umgedrehten Strumpf um den Hals bindet, oder bei Verstopfung ein Stück Speck in den After steckt? (§. 537. 540). In ersterm Falle deutet blos das „link" auf Aberglauben; das Umdrehen dagegen (welches sonst allerdings im Aberglauben oft genug vorkommt s. Register s. v. Umkehren, Umgekehrt) soll hier vielleicht den Schweiss des Fusses mit dem Halse in nähere Berührung bringen; desshalb muss der

Digitized by Google

Strumpf auch Abends umgebunden werden. Auch ist nicht zu übersehen, dass (was aber der Verf. nicht anführt) es ein wollener Strumpf sein muss, der den Hals desto wärmer hält; so wenigstens hörte und lernte ich dies Heilverfahren in frühester Jugend in Schlesien von meiner seligen Mutter und habe es seitdem gar sehr oft angewandt und immer probat gefunden, erst vor einigen Tagen noch. Uebrigens bemerkt der Verf. selbst (§. 256): „Muss doch sogar der tüchtigste und wissenschaftlich hochgebildete Arzt Wirkungen von Mitteln anerkennen, wo er nur von bewährter Erfahrung nicht vom Begreifen reden kann; und das ist wahrlich ein schlechter Arzt, der nur solche Erscheinungen anerkennt, die er auch wirklich begreift; die Zukunft hat auch noch ein Recht." — Wir kommen nun zu dem „Schluss" des Werkes, worin „das Auftreten des Aberglaubens in der Gesellschaft und die Aufgabe der Kirche in Beziehung auf denselben" besprochen wird und der Verf. den Satz vertheidigt, wonach erfahrungsmässig nur die christliche Bildung, nicht aber die ausser- und widerchristliche den Aberglauben vernichtet und wo nicht christliche Glaubenserkenntniss ist, mit dem Unglauben zugleich der Aberglauben waltet, dass man daher sich sehr irren würde, wenn man meinte, die dem christlichen Glauben abgeneigte Strömung habe in dem eigenen Gebiete den Aberglauben mit der Wurzel ausgerissen. Er bringt höchst überraschende Beispiele davon, wessen in dieser Beziehung die sogenannten gebildeten Kreise fähig sind (§. 777—779, vgl. auch 181, 206 u. s. w.) und er ist vollkommen berechtigt dergleichen Treiben an den Pranger zu stellen; nur könnte man fragen, ob denn die christliche Welt oder die doch gewöhnlich dafür gilt und nicht weit von dem Glauben entfernt ist, dass die Sonne sich um die Erde dreht, dem Aberglauben weniger Gewalt einräumt. Jenseits des Oceans, wo das „religiös-christliche" Thun und Lassen einen ebenso freien Spielraum findet, wie das entgegengesetzte, wo Revivals und Camp-meetings im grossartigsten Stile Statt finden, und namentlich die Neuengland-Staaten für ganz besonders „christlich" gelten, waltet ja dennoch ein so tolles Treiben, wie der Verfasser selbst es schildert und wovon sich sogar Geistliche nicht frei halten (§. 777, 779).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube.

(Schluss.)

Noch mehr. In England, wo „religiös-christlicher" Sinn eine so grosse Rolle spielt, hat Tischklopfen, Psychographie, Geistercorrespondenz und wie der Unsinn sonst noch heisst, unter den höhern und höchsten Ständen, was in jenem Lande so viel heisst, wie die christlich-frömmsten, eine lange Zeit hindurch ganz besonders sein Wesen getrieben und bei einem Processe, der sich einmal bei dieser Gelegenheit entspann, zeigte es sich, dass sogar ein Bischof der englischen Kirche jenem Treiben und Glauben nicht fremd geblieben war. Und um aus eigener Erfahrung zu sprechen, so kenne ich sehr christlich gesinnte Personen, die dennoch abergläubisch sind. Alle diese besitzen noch nicht das wahre Christenthum, wird man antworten. Aber wo soll man die Freiheit vom Aberglauben suchen, wo das wahre Christenthum, welches von demselben frei ist und macht? etwa nur in d e n Kreisen, welche von dem Kopernicanischen zu dem Ptolemäischen System zurückkehren wollen und Galilei für einen Ketzer halten? In Wahrheit, es mögen sich von dem Unkraut des Aberglaubens wohl nur wenige Geister unter Gläubigen und Ungläubigen ganz frei erhalten, wenn auch erstere, um ihn zu beschönigen oder zu verdecken, den Teufel eine grosse Rolle spielen lassen, und letztere gleich Lichtenberg sich über sich selbst lustig machen. Jedoch wie dem auch sei, der Verfasser des vorliegenden Werkes hat durch die wissenschaftliche Anordnung und Bearbeitung eines weitzerstreuten massenhaften Stoffes jedenfalls eine vortreffliche Arbeit ausgeführt, welche mancherlei Bedürfnisse auf sehr willkommene Weise befriedigen wird. Die Brauchbarkeit derselben gewinnt ganz besonders durch ein mit ungewöhnlicher Sorgfalt angefertigtes Register, indem der Verfasser von der ganz richtigen Ansicht ausging, „dass erst durch ein solches das Werk seinem Zweck entsprechen kann". Letzteres ist also in jeder Hinsicht auf das wünschenswertheste ausgestattet und muss mit grösster Anerkennung aufgenommen werden.

L ü t t i c h. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Gargantua. Essai de Mythologie Celtique par M. H. Gaidoz. Extrait de la Revue Archéologique. Septembre 1868. 20 Seiten Grossoctav.

Wir haben es hier mit einem der berühmtesten Mitglieder des Riesengeschlechtes zu thun; denn wer ist mit Rabelais' und Fischart's Helden nicht vertraut geworden? Dass ersterer eine schon vor ihm vorhandene alte Riesensage benutzt, hatten bereits mehrere Forscher erkannt, die der Verf. der vorliegenden Abhandlung namhaft macht; Grimm und Bourquelot führten sie auf keltischen Ursprung zurück, und ihnen schliesst sich nun Gaidoz an, indem er zugleich die Natur dieser Sage näher zu bestimmen sucht. Zuvörderst gibt er eine Zusammenstellung aller Gargantua betreffenden Sagen und Redensarten, aus denen unter anderm ihre nahe Verwandtschaft mit fremden namentlich deutschen Riesensagen erhellt. Grimm hat bereits auf einen derartigen Zug hingewiesen (Myth. 509); hier finden wir noch weitere; so soll z. B. ein gewisser Hügel dadurch entstanden sei, dass Gargantua sich einmal die Schuhe von Koth rein gemacht; oder er habe einstens gewisse Felsen aus seinem Schuh geworfen, weil ihn da diese Steinchen gedrückt (vgl. Myth. 507 f.). Bei der weiten Verbreitung dieser Gargantuasagen in ganz Frankreich, wo sie sich localisirt und oft an vorkeltische Denkmäler geheftet haben, fügt der Verfasser mit Recht hinsichtlich des Rabelais'schen Werkes hinzu: »Une oeuvre littéraire ne pénètre pas assez avant dans les croyances populaires pour que le nom de ses héros s'attache aux monuments des anciens âges et en remplace les noms anciens. Dans ces dénominations gargantuines d'un grand nombre de nos monuments mégalithiques, on ne peut voir que l'importance et l'universalité de ce mythe encore inexpliqué«. Nun wird zwar dieser Riese Gargantua vor dem 16. Jahrhundert in keiner schriftlichen Aufzeichnung erwähnt; dagegen erkennt Gaidoz den keltischen Gott, der sich auf dem Continent in jenen Riesen verwandelt hat, in dem bei Giraldus Cambrensis (XII. Jahrh.) vorkommenden Gargantius dem »filius nobilis Beleni«, der lange vor Julius Cäsar über Grossbrittanien geherrscht haben sollte, und dessen auch Gottfried von Monmouth unter dem Namen Gargiunt Brabtruc ausführlich erwähnt. Im Brut Tysylio heisst er Gargant Varf druch, so dass der Verfasser, hierauf wie auf Ponticus Virunnius, wo er Garguint Barb truch genannt wird, sich stützend, bei Gottfried lieber Barbtruc lesen will, welcher Name auf deutsch »Grimmbart« bedeutet, und diese »barbe effrayante« Gargant's wird als Zeichen von dessen Stärke betrachtet; ein ähnliches Attribut fand sich auch wahrscheinlich in einer bildlichen Darstellung Gargantua's. Den Namen Gargantua oder richtiger Gargantuas, wie er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gedruckt wurde, hält der Verfasser für entstanden aus dem Thema gar-

Digitized by Google

gant (Particip. praes. des reduplirten Verbums garg, dessen Wurzel gar »verschlingen« bedeutet) mit dem Suffix uas, uatis, also Gargantuas = »der Verschlingende, der Verschlinger«; ähnlich stammt das alte. iötunn der Riese, angels. eoten u. s. w. von der Wurzel ad (goth. itan essen); und dieses Epitheton des keltischen Gottes, dessen eigentlicher Name verloren gegangen, ist an die Stelle des letztern selbst getreten. — Welches war nun aber die Natur dieses Gottes, von dem sich Spuren in den verschiedensten Provinzen Frankreichs und Grossbrittaniens finden und in dessen Vater Belenus der Verf. (mit San Marte) den gallischen Apollo Belenus wiedererkennt? Da die Kraft in dem Typus Gargantua's die Grundidee bildet, so hält Gaidoz diesen für eine Entwickelung des gallischen Hercules, dessen eigentlicher Namen abhanden gekommen ist, vielleicht aber der Lautähnlichkeit wegen sich mit dem des römischen Gottes ebenso verschmolzen hat wie der griechische Herakles mit dem altitalischen Herculus. Zahlreiche meist noch unerklärte keltische Epitheta des gallischen Hercules, wie sie in den Votivinschriften vorkommen, zeigen deutlich, dass es sich hier von einem gallischen Nationalgott handelt, dessen Beinamen »der Verschlinger, der Verzehrer« von den zahlreichen ihm dargebrachten Menschenopfern herstammen mochte. Menschenopfer waren bekanntlich in Gallien sehr häufig und zwar liess man sie gewöhnlich vom Feuer verzehren. Empfing nun der keltische Moloch deren mehr als andere Gottheiten, so konnte man ihn wohl mit vollem Recht den »Verzehrer« nennen (wobei ich auf den Herakles ἀδηφάγος hinweise). Dass sich Spuren von dergleichen verbrannten Menschenopfern, wie sie namentlich Cäsar beschreibt, in Paris noch bis ins 18. Jahrhundert erhielten, habe ich zu Gervas. S. 212 ff. gezeigt, worin der Verf. mir beistimmt; nur muss ich bemerken, dass die von ihm aus Gaillot angeführte Stelle die charakteristischen Merkmale jenes pariser Volksfestes in dessen Uebereinstimmung mit der altgallischen Opferfeier nicht so deutlich hervortreten lässt, wie die von mir mitgetheilte Schilderung aus dem Magazin Pittoresque und dass daher in seinen Worten: »Dans le Suisse de la rue aux Oues que l'on brule en grande pompe, nous avons un dédoublement du feu de la Saint-Jean«, der Ausdruck »en grande pompe« zwar auf letztere Schilderung, aber nicht auf die von Gaillot gegebene passt. Wir sehen aus den eben angegebenen Worten des Verf., dass derselbe jenes am 3. Juli gefeierte pariser Volksfest mit den Johannisfeuern in Verbindung bringt und er fährt fort: »On sait en effet qu'en beaucoup d'endroits l'usage était de jeter dans le feu de la Saint-Jean des mannes ou des paniers en osier contenant des animaux, chats, chiens, loups, renards; contexta viminibus membra, comme dit César.« Hierzu will ich noch bemerken, dass Rochholz Aargauer Sagen 2, 76, nachdem er die betreffende Stelle aus Cäsar angeführt, hinzufügt: »Beim Mai- und Osterfeuer wird hier zu

Digitized by Google

Lande noch ein solcher »Mann« gebaut (im Elsass mit Katzen angefüllt) und angezündet.« Auch an dem irisch-gälischen Nationalfeste bealtine, welches Anfang Mai und October einfiel und wahrscheinlich mit dem keltischen Belenus zusammenhängt, wurden grosse Feuer angezündet und einst darin Menschenopfer verbrannt; vgl. Grimm Mythol. 579 f. Aus all dem bisher Dargelegten kommt der Verfasser also zu dem Ergebniss: 1) dass Gargantua ganz gewiss der keltischen Mythologie entstammt, da man ihn nur in Frankreich und Grossbrittanien findet, sonst nirgend; 2) dass er wahrscheinlich sich unter dem Volke aus einem gallischen Hercules entwickelt hat, und 3) dass er vielleicht einen Sonnenmythus darstellt; sämmtlich Folgerungen, denen man ohne langes Zaudern beistimmen kann. Zum Schlusse will ich aus dieser interessanten Abhandlung auch noch folgende Stelle mittheilen, da sie ein Seitenstück zu dem bildet, was ich zu Gervas. S. 211, 263 über den Pepesuc mitgetheilt habe: »A Rouen, le jour de la fête de Saint-Romain (23 octobre) on vendait de petites figures (de deux ou trois centimètres de hauteur) représentant des hommes grotesques pourvus de l'insigne de Priape. On appelait ces figures des Gargans, et les jeunes filles en achetaient qu'elles mettaient dans leur corsage dans l'espoir de trouver plus facilement un mari. Il y a une quinzaine d'années, la vente de ces objets indécents a été interdite par la police. Dans le louable désir de conserver aux archéologues le souvenir de cette coutume, M. Fr. Lenormant a donné un exemplaire de ces Gargans au Musée de Saint-Germain. — Je ferai remarquer, en outre, que l'exemplaire qu'il a eu l'obligeance de me communiquer était, outre l'appendice priapique, muni d'une double paire d'yeux.«

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

A. v. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Original-Documente aus dem k. k. Staats- und Kriegs-Archive in Wien, vom Juni 1794 bis Februar 1797. — 1869. Wien, Braumüller, 633 S. 8.

Was von österreichischer Seite längst hätte geschehen sollen, um ungerechten und schnöden Angriffen zu begegnen und die Tendenz, Oesterreich auf geschichtlichem Wege um Ansehen und Credit in Deutschland zu bringen, unwirksam zu machen, ist durch Veröffentlichung der hier angezeigten Documentensammlung endlich geschehen. Wie parteiisch und übelwollend die moderne Geschichtschreibung auch noch ferner zu Werke gehen mag, wird sie doch das in dieser Sammlung ihr zugeführte Quellenmaterial weder ignoriren, noch entkräften können, denn da es die Erlasse des Kaisers Franz II. an die obengenannten Feldherren und deren Berichte an

Digitized by Google

ihn und den Minister Thugut liefert, so ist damit eine alle vagen politischen Combinationen und alle gehässigen Anschwärzungen zu nichte machende Fundgrube eröffnet. Was lässt sich gegen urkundliche Zeugnisse, deren Authenticität nicht bestritten werden kann und die zu den wichtigsten von allen gehören, einwenden? Welcher Geschreiber wird H. von Sybels Urtheil über diese ihm zum Theil aus Hüffers Werk bekannten Kaiserschreiben zum seinigen machen, welcher wird sagen, wie er, sie seien bloss »kaiserliche Stilübungen ohne reelle Bedeutung«, lediglich zum »Vorzeigen« bestimmt. Nach einem Achselzucken der Leser oder nach Erregung ihrer »Lachmuskeln« dürfte wohl keinem gelüsten.*) Recht ergötzlich ist übrigens die Wahrnehmung, dass H. v. Sybel diesen Documenten jede reelle Bedeutung nur dann abspricht, wenn sie, wie im allgemeinen immer, gegen ihn zeugen, ihnen diese aber beilegt, falls sie Anhaltspuncte für seine Behauptungen bieten. Thuguts Schreiben an Gallo und die an die übrigen österreichischen Friedensunterhändler in Udine im J. 1797 ergangenen Weisungen, von H. v. Sybel selbst im Anhange zum Ergänzungshefte mitgetheilt, dienen zum Beweise dieser Wahrnehmung.

Zur richtigen Würdigung der kaiserlichen Erlasse, wie selbe in Vivenots Sammlung vorliegen, bemerken wir, dass sie der getreue und selbstständige Meinungs-, Willens- und Gesinnungs-Ausdruck des Kaisers, und ein Spiegelbild seiner Politik sind. Von Thugut gilt ganz dasselbe, denn er, der diese Erlasse entworfen hat, konnte keines anderen Sinnes sein, widrigenfalls er nicht der Minister des Kaisers Franz gewesen oder geblieben wäre. Wie einst Metternich wahrheitsgemäss bemerkte: »Wenn er nicht thäte, was der Kaiser will, so wäre er keine vierzehn Tage Minister«, ebenso wahr ist Thuguts Aeusserung in dem Schreiben des Marchese Gallo (Ergänzungsheft Anhang S. XX), dass, selbst wenn alle von Gallo ihm zu Gemüthe geführten Gefahren einer französischen Invasion hereinbrächen, der Kaiser keinen Separatfrieden schliessen würde, und dass er ihn zuverlässig nicht unterzeichnen würde, selbst wenn Thugut es beantragen wollte. Dächte man aber etwa, Thuguts Einfluss habe den Kaiser geleitet, so würde man wieder falsch sehen, denn wer den Character der Regierung Franz II. kennt, der weiss, dass weder die leitenden Grundsätze der Politik, noch die zu ihrer Anwendung gewählten Mittel, unmittelbar Ausflüsse der Ministergewalt waren. Demgemäss verwandelt sich der »Grossvezier« Thugut in einen die Gesinnungen seines Herrn theilenden und bereitwilligen Vollstrecker seiner Anordnungen und Befehle. Hieraus ist zu ersehen, dass diejenigen einen ganz falschen Standpunct einnahmen, welche in ihren Werken über die Kriegsführung und die Politik Oesterreichs Thugut und

*) Sybels Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit, S. 75, 80, 124.

Digitized by Google

nur ihn allein, verantwortlich machten. Sie hätten, um von vorneherein wahr zu sein, alles dem Thugut Unterstellte auf den Kaiser übertragen müssen. Graute ihnen davor, weil alle in die Regierungsperiode desselben Hinüberragenden und alle Kenner seiner Grundsätze und Handlungsweise, ihnen einen lauten Widerspruch entgegen gegeben hätten, so muss sich anderntheils auch das Rechtsgefühl eines jeden Biedermanns verletzt fühlen, dem zugemuthet wird, in Thugut das Bild eines Ungeheuers von Schlechtigkeit zu erblicken. Forscht man nach der Bezugsquelle der ehrenrührigen Angaben über Thugut, so findet man, dass sie hauptsächlich Hormayern entlehnt, aber mit einem reichlichen, stets das Schlechteste zu Markte bringenden Combinationsbeisatz verstärkt sind. Es greift sich mit der Hand, dass mit diesem Manöver beabsichtigt wurde, für das gegnerische Gebaren jener Zeit ein Seitenstück an der österreichischen Politik und Kriegsführung zu gewinnen, um schliesslich sagen zu können: Beide Theile hätten einander nichts vorzuwerfen. Nebstdem galt es für die Haugwitze, Luchesini und die ganze damals dominirende Clique, in Thugut ein Abbild aufzustellen und die Schatten, welche auf jene fielen, mit noch grelleren Pinselstrichen auf die österreichischen Minister zu werfen. Hüffer erklärte, all' das, was man gegen Thugut ausgesagt, nicht gefunden zu haben. »Dieser wegen seiner Treulosigkeit und Verstellung berufene Mann, sagt er, ist beinahe der einzige Diplomat jener Zeit, dem ich nichts dergleichen nachzuweisen im Stande bin.« Um seine Darstellung von Thuguts Charakter aufrecht zu erhalten, rückte Herr v. Sybel ins Ergänzungsheft die Schilderung des Prinzen de Ligne ein, die gemässigter als die Hormayerische, doch auch ungünstig lautet. Allerdings, weil de Ligne auch zu den den Emporkömmling Thugut anfeindenden Aristocraten zählte. Sein und Hormayers Zeugniss haben mithin gleichen Werth. Wie ganz verschieden lautet dagegen das Urtheil des Grafen und nachmaligen Fürsten Dietrichstein, der mit Thugut fortwährend im regsten Verkehr stand, und sein Freund und Vertrauter war, während de Ligne mit Thugut nur selten in Berührung kam, mithin die Züge zu seinem Bilde in den Salons seiner Standesgenossen sammelte? Der mehrjährige schriftliche und mündliche Verkehr mit dem Fürsten Dietrichstein macht es uns möglich, ganz bestimmt sagen zu können, nimmermehr würde dieser in der österreichischen Aristocratie einen obersten Rang einnehmende, völlig unabhängige Herr nur einen Tag länger an Thugut gehalten haben, geschweige dass er ihm eine Ruhestätte in der Gruft seiner Ahnen vergünstigt hätte, wenn er ihn von der Seite hätte kennen gelernt, von welcher er in der modernen Geschichtschreibung aufgefasst erscheint.

Die von H. v. Vivenot mitgetheilten Kaiserschreiben sind die eigenhändigen Entwürfe Thuguts; sie sind also auch der Ausdruck seiner Gesinnung. Die Leser dieser Documente sind daher in der

Digitized by Google

Lage zu entscheiden, wer Recht hat, Hüffer, welcher in Thugut den rechtschaffenen Mann erkennt, oder die Gegner, die kein gutes Haar an ihm lassen.

Auf Grundlage dieser Documente hat H. v. Vivenot in der Einleitung H. v. Sybels Beschuldigungen überzeugend widerlegt, gewiss nicht ohne Erfolg bei Unparteiischen, aber ebenso gewiss fruchtlos in Beziehung auf Diejenigen, welchen es lediglich um Förderung ihrer politischen Tendenzen zu thun ist. Der mit der Geschichte diesfalls getriebene Missbrauch wird und muss unfehlbar dahin führen, dass diese Wissenschaft gänzlich in Misscredit kommt, zumal als man dermalen ein Uebergewicht erstrebt und sich als herrschend gebehrdet. Indessen finden sich doch auch in Oesterreich noch charakterfeste Männer, die sich vor Angriffen in der »Historischen Zeitschrift« nicht fürchten, sondern im Gegentheil sich angespornt fühlen, den Kampf mit neuen und stärkeren Waffen fortzusetzen. Unter diesen leider nicht zahlreichen Männern ragt besonders v. Vivenot hervor. Lässt es sich verkennen, dass seine Schriften und seine Polemik der historischen Wissenschaft einen wesentlichen Dienst leisten, da endlich, nach so langem höchst tadelnswerthen Schweigen von österreichischer Seite die Gelegenheit geboten ist, auch den angegriffenen Theil vernehmen und untersuchen und entscheiden zu können, ob jener Geschichts-Primat so ganz unbedingt, wie er es beansprucht, anzuerkennen sei?

Die kritische Einleitung zu dem besprochenen Werke enthebt uns der Mühe, die Streitpunkte der zwischen Herrn v. Sybel und seinen Gegnern Vivenot und Hüffer bestehenden Polemik zu erläutern. Auch kommen diejenigen, welche sie kennen, bei Durchlesung dieser Documente von selbst ins Klare. Wenn sie z. B. auf die energischen Mahnungen und stricten Befehle des Kaisers an Coburg und Clerfayt stossen, ungeachtet des Rückzuges der Armee aus Belgien, neuerdings vorzurücken, die Offensive zu ergreifen und mindestens theilweise den Wiederbesitz dieses Landes zu erstreben, so wird ihnen der grelle Widerspruch mit der Behauptung der Gegner vom freiwilligen Aufgeben Belgiens sammt der Haltlosigkeit der Grundangaben dieser Herren von selbst sehr deutlich einleuchten. Unter den Beweisen für diese ungereimte Behauptung führt H. v. Sybel im Ergänzungsheft S. 58 an, dass Thugut gegen Lord Elgin geäussert: »Gewiss wird der Kaiser wohl thun, seine Truppen aus Belgien hinwegzuziehen; es ist nicht meine Schuld, wenn er damit nicht längst begonnen hat.« S. 83 liefert H. v. Sybel selbst den Schlüssel zu dieser Aeusserung, indem er angibt, Grenville habe dem Herzoge von Portland geschrieben, dass Thugut Belgien längst auszutauschen wünsche und wenn er jetzt aus Rücksicht für England nicht mehr davon rede, er doch jede Massregel zur Rettung Belgiens vereitle. Hierzu bemerkt aber Grenville: es wäre wohl auch möglich, dass Thuguts Gleichgültig-

Digitized by Google

keit gegen Belgien erheuchelt sein dürfte, um die Last der Vertheidigung auf die Seemächte abzuwälzen. Also eine List wendete Thugut an, nicht, um wie Grenville behauptet, die Kriegslast allein auf die Engländer und Holländer zu wälzen — dafür stand ja das kais. Heer in Thätigkeit, — sondern um sie und die belgischen Stände zu grösseren Anstrengungen zu reizen. H. v. Sybel greift wegen jener Aeusserung Thuguts Character an. Wem fiele denn aber ein, einen Diplomaten oder einen Feldherrn einer unverfänglichen List wegen, anzugreifen? Einen andern Beweis für seine Behauptung findet H. v. Sybel in einer Denkschrift Macks vom 29. Mai, worin die Frage aufgeworfen ist: Wäre der Verlust der Niederlande wirklich ein Verlust für die Monarchie? Oder ist, was Manche glauben, vielmehr wahr, dass ein einziger Feldzug für ihre Erhaltung mehr kostet, als sie in langen Jahren eintragen, dass ihr Besitz die Monarchie schon oft in verderbliche Kriege verwickelt hat? Selbst wenn die Beantwortung dieser Frage, die fehlt, für das Aufgeben Belgiens lautete, was wäre damit bewiesen? Besitzt denn ein vom Kaiser nicht sanctionirtes militärisches Gutachten eine Beweiskraft? Und hat es mit Dönhoffs, des preussischen Bevollmächtigten Bericht an seinen König eine bessere Bewandtniss? Waldeck, heisst es darin, m'a dit on propres termes, que c'était lui qui avait proposé à l'Empereur, de retirer ses troupes des Pays bas. Warum gibt Dönhoff nicht an, was der Kaiser auf diesen Rathschlag geantwortet hat? Man müsste dies angeben können, wenn eine Berufung auf Waldeck einen Werth haben sollte. — Alle diese gegnerischer Seits angewandten Behelfe, schlägt das Schreiben des Kaisers vom 15. Juli 1794 an Coburg (bei Vivenot S. 5) zu Boden. Darin ist gesagt: »Der bei den Alliirten so tief eingewurzelte Irrwahn von Meinem vorgeblichen Vorsatze, die Niederlande zu verlassen, hat schon in mehreren Anbetracht eine schädliche Wirkung hervorgebracht. Ich kann die Verbreitung eines so ungegründeten Argwohns nicht leicht einer andern Veranlassung als der unüberlegten Leichtsinnigkeit beimessen, mit welcher verschiedene Offiziere bei der Armee ihre übel ausgedachten Vermuthungen und Beurtheilungen über Gegenstände aller Gattung ganz ungescheut auszustreuen sich erlauben. Ich wünsche sehr, dass Ew. Liebden diesem für den Dienst nachtheiligen Missbrauche zu steuern bestens bedacht sein mögen, u. s. w.« — Von diesem offiziellen, von Thugut entworfenen, und vom Kaiser unterzeichneten Actenstücke, sagt H. v. Sybel (Ergänzungsheft S. 75, Note): »Ich kann nur wiederholen, was ich früher Vivenot entgegengehalten, mit diesem Briefe vom 15. Juli etwas über Thuguts Handeln am 29. (23. Mai) beweisen zu wollen, heisst die Lachmuskeln des Lesers reizen.« Was müssen das für gescheidte Leser sein, welche dem »Handeln Thuguts« d. i. seiner weiter oben an Lord Eligin gerichteten, nichts bestimmenden Aeusserung ein solches Gewicht beilegen, dass ihnen die bestimmte und in die Form eines ernsten

Digitized by Google

Verweises gekleidete Erklärung des Kaysers vom 15. Juli lächerlich vorkommt? Wie stände es um die historische Kritik und ihren Einfluss auf die Geschichtsbehandlung, wenn mündlichen, aus unbekannten Beweggründen gethanen Aeusserungen Einzelner, eine höhere, alleingiltige Beweiskraft vor offiziellen Actenstücken beigelegt werden sollte, deren Namensträger das höchste Ansehen geniessen?

Den Werth der Vivenotschen Publication erhöht noch der besondere Umstand, dass bei dem zu jener Zeit in der kaiserlichen Staatskanzlei bestandenen äusserst strengen Geheimhalten der Regierungsmassnahmen eine Erkundschaftung derselben ungemein schwer fiel oder auch geradezu unmöglich ward. Die Gesandten der fremden Mächte waren daher für die Stoffsammlung ihrer Berichte häufig bloss auf das beschränkt, was sie etwa von einem ihrer mit Thugut im unmittelbaren Verkehr gestandenen Collegen mitgetheilt bekamen, und auf das, was von Sagen in der Gesellschaft umlief. Da man vorzugsweise gegen Preussen Vorsicht übte, so waren die preussischen Bevollmächtigten am Wiener Hofe am allerwenigsten in der Lage, stets das Wahre zu erfahren. Ihre Berichte haben daher einen geringeren Grad von Verlässigkeit. Als eine kleine Probe führen wir Lucchesini's Motivirung der Reise des Kaisers nach Belgien an. »Sie geschah, sagt er, weil der Kaiser in Wien sich jeden Tag langweilte und sich auf die Abwechselung einer Campagne freute. Wer seine Gunst begehrte, that gut ihm in diesem Puncte zuzustimmen. Herr von Sybel schenkt dieser Angabe Glauben, weil er sie nachdruckt; uns Anderen, die den Kaiser Franz näher kennen, und wissen, dass er Gnade und Ungnade nicht von Meinungsverschiedenheiten abhängig machte, erregt sie in der That einen Lachreiz. Anderswo ist gesagt: Lucchesini habe berichtet, der Kaiser habe ihm vertraut, durch seine Agenten alles zu wissen, was in Paris vorgeht. Also so unklug wäre der kluge Kaiser Franz gewesen, dass er seine geheimen Agenten durch preussischen Kanal in Paris denoncirt hätte? Schade doch, dass die Berichte von Lucchesini und Cäsar nicht gedruckt sind.

Es würde zu weit führen, ausser der belgischen Frage auch auf die übrigen Streitfragen einzugehen, doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass die österreichische Regierung durch die Enthüllungen von Vivenot und Hüffer sich bewogen finden möge ihr Augenmerk auf die Nachtheile zu richten, welche dem Staatsinteresse aus einem feindseligen Parteistreben in der Geschichte erwachsen, und dass sie ihrer Abwehr keine geringere Sorgfalt zuwenden möge als die ist, mit der sie den Feindseligkeiten der Tagesliteratur begegnet. Während die Eindrücke, welche diese hervorbringt, sich verflüchtigen, graben die der Geschichte sich tief ins Gedächtniss und gehen auf Generationen über. In Oesterreich kann man auch nicht darauf rechnen, dass sich stets

Digitized by Google

Männer finden, welche sich, wie jetzt Vivenot, aus freiem Antriebe mit dem danklosen Geschäfte befassen, dem von der auswärtigen Geschichtsbehandlung getriebenen Trugspiel zu steuern. Die Regierung wird daher bestrebt sein müssen, für diese Aufgabe ebenso Kräfte zu gewinnen, wie sie, einem modernen Gebrauche gemäss, für die Publicistik anwirbt. **M. Koch.**

Leopold I. König der Belgier, aus ungedruckten Quellen geschildert von Theodor Juste. Deutsch von Dr. J. J. Balmer-Rinck. Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 559. 8.

Es war ein glücklicher Gedanke des H. Buchhändler Fr. A. Perthes dieses Buch, welches als ein Beweis der Dankbarkeit eines Volkes gegen seinen Fürsten anzusehen ist, dem Bewustsein des deutschen Volkes näher zu bringen, dem dieser Fürst angehört. Die Regierung Leopolds fällt in jene Zeit, wo die grossen Gegensätze, welche der unglückliche Pariser Friede unausgeglichen und unversöhnt gelassen hatte, weil eine Zeit lang niedergehalten, gerade deswegen um so heftiger wieder hervorbrachen. Leopold war durch Gesinnung, Geburt und Verhältnisse mehr wie ein anderer geeignet, den Widerstreit der verschiedensten Interessen zu vermitteln. Er hat dem von ihm regierten Volke einen dauernden Frieden, Entwickelung und Wohlstand gesichert und dadurch gerechte Ansprüche auf seine Dankbarkeit sich erworben. Aber ob er damit zugleich den Bestand des neugeschaffenen Staates für die Zukunft gesichert, das ist eine andere Frage, deren Lösung nicht von ihm abhing. Ein bigottes, unruhiges, von französischen Ideen ganz durchdrungenes Volk, ein sehr energischer und rühriger Clerus, eine ungeheure Ausdehnung fabricirender Thätigkeit, das sind nicht die Elemente, welche Bürgschaft für ein sicheres Gedeihen des Staates geben. In der That bedurfte es aller Staatsklugheit, Besonnenheit und Festigkeit des Königs Leopold, um das Schiff des Staats durch diese Klippen hindurch zu steuern. Die katholische Partei musste versöhnt, aber zugleich in Schranken gehalten werden, die Republicaner bedurften nicht minder der Schonung, wie der starken Hand des Herrschers, endlich die producirende Thätigkeit des Landes erwartete Aufmunterung und Schutz. Allen diesen verschiedenen Anforderungen hat der König in einem seltenen Grade genügt und dadurch die Beschlüsse des Pariser Friedens, so viel an ihm lag, weniger schädlich gemacht. Belgien wird nie zur eigentlichen Selbstständigkeit gelangen, denn es birgt die Elemente der Auflösung in seinem Innern. Entweder musste es mit Holland vereinigt bleiben, wenn auch mit getrennter Verwaltung, oder es musste mit Holland zum deutschen Bunde geschlagen werden. Wollte man aber der durch und durch fran-

Digitized by Google

zösischen Bildung der höhern Stände Rechnung tragen, so mussten die Wallonen den Franzosen, die Flammmänder den Holländern überlassen werden. Jetzt ist die Lage so, dass die Versuche Frankreichs sich Belgien einzuverleiben, jeden Augenblick wiederkehren und die Gefahr eines Conflictes herbeiführen können.

Belgien fehlen aber die ersten Lebensbedingungen eines freien Staates, eine einige Sprache, eine gleichartige Bildung, eine eigenthümliche Nationalität. Die Sprache der Gebildeten ist die französische, und es ist fast lächerlich, wenn diese Menschen, die fast nur ein Abklatsch französischer Nationalität sind, sich dem französischen Einfluss entziehen wollen. Die Mehrzahl des Volkes, namentlich die Flammänder, wenn schon durchaus verschieden, werden durch die vorherrschende Richtung unterdrückt. Endlich zwischen französischer Frivolität und angestammtem Respect bietet sich dem Clerus ein weiteres Feld der Wirksamkeit, welches er mit grossem Eifer cultiviren und für seine Zwecke nutzbar zu machen weiss. Dennoch haben sich im Gegensatz zur Bigotterie nun jene atheistischen und die ganze Gesellschaft bedrohenden Lehren entwickelt, welche jede staatliche Existenz unmöglich machen. Dass König Leopold mehr als 30 Jahre lang diese Gegensätze vermittelt und in Schranken zu halten gewusst, ja für das Bestehen des Staats nutzbar zu machen gewusst hat, ist das sicherste Zeugniss für seine Regentenweisheit. In einer so bewegten Zeit dem Lande den Frieden und dem Volke die Unabhängigkeit zu erhalten, erforderte eine nicht gewöhnliche Weisheit.

Denn zu den Schwierigkeiten im Innern gesellten sich die Verhältnisse zu den fremden Mächten, welche in der Unabhängigkeitserklärung der Belgier mit Recht das drohende Gespenst der Revolution erblickten, welches alle ihre weissen Vorkehrungen zu Schanden zu machen schien. England, Russland, Oesterreich, Preussen suchten theils aus verwandtschaftlichen Rücksichten, theils in consequentem Festhalten der leitenden Staatsgrundsätze die Entwickelung des jungen Staates möglichst zu erschweren und der schlaue Louis Philipp ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, Frankreich wieder in dem europäischen Concert eine bedeutende Stelle zu sichern; welchem Bestreben die jeder entschiedenen Thätigkeit feindliche Diplomatik nur zu sehr zur Hülfe kam. Die Nachwelt wird einst erstaunen, wie wenig Widerstand den wieder erwachenden französischen Gelüsten von den verbündeten Mächten geleistet wurde. Aber während sie in Polen eine edle Nationalität dem nordischen Barbaren zur Beute liessen, gestatteten sie dem schlauen Bürgerkönig die Rolle des Vermittelns zu spielen. So kann nur ein Gewissen handeln, welches ohne Ueberzeugung und ohne festen Willen, weder zum Guten die Kraft, noch zum Widerstande den ernsten Willen hat. Preussen, Oesterreich, Russland haben Nichts gethan als durch ihre Nergeleien dem König Leopold seine Stellung fast unmöglich gemacht, und England, nur durch

Digitized by Google

die beschränkte Mehrung seines eigenen Vortheils geleitet, hat nicht minder gefehlt, so dass endlich nur durch eine Heirath mit der Tochter Louis Philipps eine feste Existenz gewonnen werden konnte. Es ist nun selbst für Zeitgenossen eine höchst interessante Lectüre, diese verschiedenen Strömungen zu verfolgen, welche alle mehr oder weniger die Existenz des neugeschaffenen Staates berührten und eine tiefe Einsicht in jene Zeit schwächlicher Unentschlossenheit gewähren, welche das Zeitalter der Revolution wieder erweckt hat. Weil man weder den Muth hatte, das auf dem Schlachtfeld Errungene zu vertheidigen, noch Ehrlichkeit genug besass, die erwachte Volkskraft anzuerkennen, gerieth man aber in den Zustand unglücklicher Halbheit, der nach keiner Seite hin befriedigte und weder bei der eigenen Partei Vertrauen, noch bei den Gegnern Achtung und Furcht erzeugen konnte. Trotz aller dieser schwierigen Verhältnisse gelang es dennoch der rastlosen Thätigkeit des Fürsten und seiner staatsmännischen Klugheit endlich eine feste Grundlage für den neuen Bau zu schaffen und demselben im Fortgang der Zeit eine solche Festigkeit zu geben, dass er nicht nur den Sturm von 48 überdauerte, sondern dass heute das Land eine Achtung gebietende Stellung unter den europäischen Staaten einnimmt. Aber freilich eine Bürgschaft für die Zukunft gewährt das nicht. Die gesteigerte Thätigkeit der katholischen Partei, die alles Maass überschreitenden und die Existenz des Staates selbst bedrohenden Lehren der internationalen Arbeiter-Associationen, endlich der Gegensatz zwischen Flammänder und Wallonen und eine angeborne Neigung sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen, werden immer neue Gefahren herbeiführen, die ein schlauer Nachbar zu benutzen nicht versäumen wird. Die Zeit wird lehren, ob, wenn die Gefahr herannaht, die Unabhängigkeit Belgiens auch dann noch als ein Glaubensartikel wird angesehen werden. Dass diess überhaupt ja die Ueberzeugung aller Diplomaten Europas war, wird der Weisheit des Königs Leopold verdankt. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat mit grosser Genauigkeit alle dahin bezüglichen Handlungen des Königs aufgezeichnet und deren Bedeutung ins gehörige Licht gestellt. Namentlich hat er durch die Anlage und eine Anzahl wichtiger Schriftstücke seiner Darstellung eine Grundlage gegeben, die ihr den Charakter eines historischen Denkmals verleiht.

Soweit vereinigt dieses höchst anziehend geschriebene Buch geschmackvolle Gewandheit der Darstellung mit deutscher Gründlichkeit. Der H. Uebersetzer hat in vollkommenem Verständniss der gestellten Aufgabe diesen Charakter treu und unverfälscht wieder gegeben mit solcher Sicherheit und Gediegenheit, dass man das französische Original nirgends vermisst. Ebenso hat er durch die Vorrede den Beweis geliefert, dass er vollkommen auf der Höhe des geistigen Standpunkts steht, den die Darstellung so wichtiger und in das Gesammtleben von Europa so tief eingreifender Ereig-

Digitized by Google

nisse erfordert. Es gewährt einen hohen Genuss, die Laufbahn eines Fürsten zu verfolgen, der geleitet von einem richtigen Verständniss der Zeit und mit dem ernsten Willen das wahre Wohl seines Volkes zu fördern, sich zu der höchsten Stellung im Rathe der Fürsten emporgeschwungen hat. Als Mittler zwischen Belgien und Europa hat er für sein Volk allgemeine Liebe und Achtung errungen. Er hat alle der Nation inwohnenden lebendigen Kräfte frei zur Entwickelung kommen lassen und inmitten dieser friedlichen Kämpfe stets nur gesucht, dem nationalen Gedanken Raum zu verschaffen. Belgier durch die Wahl des Volkes hat er sichs zum Gesetz gemacht, es durch seine Grundsätze zu sein. Daher mag das Schicksal des Landes und Volkes in Zukunft aufs Neue in Frage gestellt werden, Leopolds glorreiche Regierung hat sich ein bleibendes Andenken in den Jahrbüchern der Geschichte gesichert. Für die allgemeine Verbreitung dieser Lehre haben Verleger, Verfasser und Uebersetzer mit vereinten Kräften gewirkt, und wir dürfen im Namen des Publicums es aussprechen, dass sie sich dadurch den Dank des deutschen Volkes verdient haben.

Basel. **Gerlach.**

Studii sulla Mineralogia Italiana Pirite del Piemonte e dell' Elba di Giovanni Strüver, Assistente alla cattedra di Mineralogia presso la regio scuola d'applicazione degli ingegneri di Torino. Torino 1869. 4. Pg. 51. Tav. XIV.

Traversella und Brosso in Piemont, so wie die Insel Elba gehören bekanntlich zu den Fundorten der ausgezeichnetsten Krystalle des Pyrit oder Eisenkies. Die Sammlung der Ingenieurschule zu Turin hat in den letzten Jahren durch ihre Vorsteher des mineralogischen Cabinets, die hochverdienten Forscher Quintino Sella und Gastaldi nahezu 5000 Pyrit-Krystalle erworben; die Sammlung des Museums der Universität unter Sismonda bewahrt über 800 Krystalle von Pyrit. Es stand somit ein sehr reichhaltiges Material zu einer krystallographischen Monographie des italienischen Pyrit zu Gebot und hat in Dr. Strüver einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden; denn seine vorliegende Abhandlung enthält eine sehr vollständige Schilderung der mannigfachen Krystallformen des Pyrit und liefert einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniss italienischer Mineralien.

Nach einer allgemeinen Einleitung gibt Strüver in seiner Schrift zunächst eine Uebersicht der von ihm an dem italienischen Pyrit beobachteten Formen, wobei er sich hauptsächlich der krystallographischen Zeichen Millers bedient, aber auch zur Vergleichung die Symbole Naumanns, von Weiss und Lévy beifügt. Die erste der beiden grösseren Tabellen enthält die von

Digitized by Google

Strüver nachgewiesenen, bereits vom Pyrit bekannten Formen. Unter diesen sind zu nennen: das Hexaeder, Octaeder, Rhombendodkaeder, drei Trapezoeder (nämlich das häufigste ${}_2O_2$, dann ${}_3O_3$ und ${}_9O_9$) das Triakisoctaeder ${}_2O$, ferner eilf verschiedene Pentagondodekaeder, unter welchen $\frac{\infty O_2}{2}$ und $\frac{\infty O^3/_2}{2}$ bei weitem am häufigsten, während die übrigen ungleich seltener sind; endlich sieben verschiedene Dyakisdodekaeder; $\frac{{}^3O^3/_2}{2}$ und $\frac{{}^4O_2}{2}$ kommen am öftesten vor. Ausserdem beobachtete aber Strüver eine nicht geringe Anzahl für den Pyrit neuer Formen, nämlich: drei Trapezoeder, zwei Triakisoctaeder, zehn Pentagondodekaeder und sieben Dyakisdodekaeder; die meisten dieser neuen Formen treten jedoch selten und untergeordnet auf. Die von Strüver am italienischen Pyrit beobachteten Formen wären demnach: Hexaeder, Octaeder, Rhombendodekaeder, 7 Trapezoeder, 3 Triakisoctaeder 24 Pentagondodekaeder und 17 Dyakisdodekaeder.

Von besonderem Interesse sind die vortrefflichen Beobachtungen Strüvers über das Vorkommen aller dieser Formen und der durch ihr Zusammentreten gebildeten Combinationen. Es sei hier, ohne allzusehr in das krystallographische Detail einzugehen nur Einiges hervorgehoben. Sehr beachtenswerth ist zunächst die verhältnissmässige Seltenheit einfacher Formen: nur das Hexaeder, das Octaeder und das Pentagondodekaeder $\frac{\infty O_2}{2}$ sind als solche bekannt. Diese drei Formen spielen aber auch ausserdem die Hauptrolle in den Combinationen; denn die zweizähligen Combinationen des Pyrit werden hauptsächlich von ihnen gebildet und noch von dem häufigsten Dyakisdodekaeder $\frac{{}^3O^3/_2}{2}$. Es gesellen sich in den dreizähligen Combinationen noch hinzu: das zweithäufigste Pentagondodekaeder $\frac{\infty O^3/_2}{2}$ und das zweithäufigste Dyakisdodekaeder $\frac{{}^4O_2}{2}$. Das Trapezoeder ${}_2O_2$, das Rhombendodekaeder erscheinen erst in den vierzähligen Combinationen. Alle die selteneren Formen pflegen sich nur in den flächenreicheren Combinationen, und in diesen gewöhnlich untergeordnet einzustellen.

Beachtung verdienen auch die Vergleichungen, welche Strüver über das relative Vorkommen aller der Formen an den drei Fundorten: Traversella, Brosso und Elba anstellt. Elba ist zunächst negativ characterisirt durch das Fehlen einfacher Formen; dann durch die geringe Zahl von Formen überhaupt (das Hexaeder, Octaeder, das Haupt-Pentagondodekaeder, die beiden häufigsten Dyakisdodekaeder und das gewöhnliche Trapezoeder) die nur in 9 verschiedenen Combinationen sich einstellen. Von Brosso sind hingegen 41, von Traversella sogar 52 Combinationen bekannt; manche

Digitized by Google

Pentagondodekaeder, einige Dyakisdodekaeder sind nur zu Traversella zu Hause, hingegen ist Brosso durch das Erscheinen seltener Formen ausgezeichnet.

An die Schilderung der mannigfachen Combinationen reiht nun Strüver noch Bemerkungen über Zwillings-Krystalle des Pyrit, dann über die merkwürdigen Verzerrungen seiner Krystalle; ferner über die physikalischen Eigenschaften derselben, wie Glanz, Streifung u. s. w. Den Schluss bilden sehr interessante geologische Mittheilungen über die beiden einander so nahe liegenden Fundorte Traversella und Brosso.

Die Ausführung der 14 Tafeln, welche die Abhandlung Strüvers begleiten, verdient grosses Lob. Die 10 ersten Tafeln enthalten 142 Abbildungen von Formen des Pyrit; auf der eilften Tafel sind die Zwillinge, auf der zwölften sind die verzerrten Krystalle abgebildet; die dreizehnte Tafel veranschaulicht sehr schön die physikalischen Verhältnisse der Flächen der Pyrit-Krystalle. Die letzte Tafel enthält eine Projection aller der beobachteten Formen.

Einer der hervorragendsten Krystallographen Italiens, der hochverdiente Quintino Sella, hat einen besonderen Bericht an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Turin über Strüvers Werk erstattet, welcher mit folgenden Worten schliesst: »nach unserer Ansicht bildet die Abhandlung von Strüver nebst dem begleitenden Atlas eine merkwürdige Schilderung eines der interessantesten Mineralien Italiens und wenn man die Ausdauer und den Fleiss, welcher hiezu erforderlich, bedenkt, so wie die Wichtigkeit der neuen Entdeckungen, welche Strüver machte und alle die Folgerungen, die sich aus solchen ziehen lassen, so hoffen wir, die Akademie werde sie mit Beifall aufnehmen.« — Wir unserer Seits zweifeln nicht, dass das ganze mineralogische Publicum den Leistungen Strüvers die gebührende Anerkennung zollen wird. Besonderer Dank aber gebührt der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin durch deren Einsicht überhaupt die Arbeit Strüvers möglich und ihr eine so gediegene Ausstattung zu Theil wurde.

G. Leonhard.

Ueber das Vorkommen von phosphorsaurem Kalk in der Lahn- und Dillgegend von C. A. Stein, k. Bergrath a. D. zu Wiesbaden. (Beilage zu Band XVI der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in dem preussischem Staate.) Mit 3 Tafeln. Berlin. Verlag von Ernst und Korn. Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung. 1868. 4. S. 71.

Wir haben in diesen Blättern (Jahrg. 1866, S. 465 ff.) über eine kleine Schrift des Bergrath Stein berichtet, in welcher von der ersten Entdeckung der bauwürdigen Lager von Phosphorit in den Lahngegenden die Rede. Vorliegende Abhandlung ist nur als

Digitized by Google

eine umgestaltete und reichlich erweiterte neue Auflage der ersten Arbeit zu betrachten.

Indem wir uns auf den früheren Bericht beziehen heben wir in gegenwärtigem nur die neueren Forschungen hervor. Es ist zunächst die bisher nicht vermuthete, weit grössere Verbreitung des Phosphorit, die alle Beachtung verdient. Denn das früher geschilderte Vorkommen in den Umgebungen von Staffel wird noch weit übertroffen durch das reichliche Auftreten des Minerals in den Gemarkungen Cubach, Edelsberg, Freienfels, Gräveneck, Weinbach und Elkershausen. — Der Verf. gibt eine genaue mineralogische Characteristik der verschiedenen Abänderungen des phosphorsauren Kalkes, besonders des sog. Staffelit, welcher meist in dichten, traubigen nierenförmigen, auch tropfsteinartigen und schaligen Massen getroffen wird. Bemerkenswerth sind auch die Pseudomorphosen nach Kalkspath. — In neuester Zeit hat die chemische Constitution des Phosphorits vielfach die Aufmerksamkeit beschäftigt und durch die Untersuchungen von Wicke, Petersen u. A. wurden noch manche Stoffe nachgewiesen, wie Jod und Chrom. Weit ausführlicher wie in seiner früheren Arbeit schildert Stein das geologische Vorkommen des phosphorsauren Kalkes, welcher bald in näherer Beziehung zu Kalkstein oder Dolomit der devonischen Formation auftritt, bald zwischen Schalstein gelagert, bald auch in Berührung mit eruptiven Gesteinen, wie Porphyr und Basalt. — Was die Entstehungsweise des phosphorsauren Kalkes betrifft, so hat die schon früher ausgesprochene Ansicht des Verfassers: dass derselbe ein Auslaugungs-Product des Nebengesteins sowohl durch die geologischen Untersuchungen der Art des Vorkommens als auch durch die Analysen verschiedener Nebengesteine des Phosphorits eine weitere Bestätigung erfahren. Namentlich dürfte die Hauptquelle desselben im Schalstein zu suchen sein. — Am Schluss seiner reichhaltigen Abhandlung bespricht Stein noch den Bergbau auf Phosphorit. Wie sehr die Production sich gesteigert hat, möge nur folgender Vergleich ergeben: im Jahre 1865 wurden auf den Gruben von Staffel 50,000 Centner gewonnen; die Gewinnung im J. 1867 betrug 1,250,000 Ctr. — Obschon grössere chemische Fabriken in Deutschland, insbesondere in den Rheingegenden, welche das Product als Düngungs-Material fertig stellen, entsprechende Phosphorit-Transporte beziehen, findet doch der bedeutendste Absatz nach England statt.

Von den drei, den vorliegenden Aufsatz begleitenden Tafeln enthält die erste eine geologische Karte des geschilderten Gebietes im Massstab 1 : 240,000; die zweite Abbildungen des Staffelit; die dritte 24 Profile, welche die Art des Vorkommens des phosphorsauren Kalkes in sehr anschaulicher Weise erläutern.

G. Leonhard.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zum Beweis des Glaubens von Dr. Albert Peip, ausserordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen. Sonderabdruck aus der apologetischen Monatsschrift: Zum Beweis des Glaubens. Gütersloh bei C. Bertelsmann 1867.

Betrachten wir mit aufmerksamen Augen die neueren Ereignisse auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, und prüfen wir zugleich mit philosophischem Ernst die moderne Zuspitzung des Conflictes zwischen den Bekennern des Schriftglaubens und den Vertretern desjenigen Rationalismus, der sich gegen jene zu behaupten im Stande gewesen, so lassen sich nicht die Symptome eines ernsteren Kampfes verkennen. Wie auch dieser Kampf dereinst ausgefochten werden mag, ob, wie zu wünschen, nur im Felde wissenschaftlicher Gelehrtendebatte, oder wie Pessimisten Glauben machen wollen mit dem Schwerte in der Hand, es ist von hoher Wichtigkeit beide Gegner genauer kennen zu lernen, um zugleich ihre verschiedenen Anschauungen zu vergleichen, und die Waffen ihrer Gründe und Gegengründe mit einander abzuwägen. Hat doch bereits die Differenz der Glaubensanschauung die tonangebenden Parteien einzelner Volksvertretungen ergriffen und zu politischen Massregeln gezwungen. Und in der That, es genügt ein Blick auf den Entwicklungsgang unserer Cultur, ein Blick auf die Ergebnisse der Aufklärung und der Wissenschaft, gegenüber dem Interesse des streng kirchlichen Glaubens, um die Betheiligung aller Parteien am Kampfe des Glaubens zu begreifen. Je mehr wir indessen Besorgniss haben, den historischen Entwicklungsgang unseres Culturlebens selbst in das Uebel solcher Katastrophen gerathen zu sehen, ja mehr noch, je mehr wir von gewissenloser Seite systematisch darauf hinarbeiten sehen, das sociale Problem, so wie politische Fragen überhaupt, aus solchem Grunde zuzuspitzen, um uns dieser Calamität entgegenzutreiben, haben wir dem gegenüber die Pflicht einen bessern Zukunftsglauben geltend zu machen. Und was könnte doch ein Kampf der modernen Welt, geführt um den Glauben, im Grunde noch anderes bedeuten, als das Aufgeben der edelsten Errungenschaften moderner Cultur, und wer im Ernst könnte es wagen, um des Glaubens willen den Untergang echter Cultur weissagen zu wollen? Nein, es ist wohl jedem Gemüth deutlich, dass es um des Glaubens willen weder so weit kommen kann noch darf; denn es ist uns wahrhaftes Heil geworden, zeugte nichts dafür, die Grundlagen und die Fortschritte der Cultur liefern hierzu die

Digitized by Google

klarsten Beweise. Diejenigen aber, welche da rufen Unheil, welche die Welt und sich selbst verachten, als sei alles nur dem Untergange geweiht, haben um so sorgfältiger die Erscheinungen und Ereignisse dieser Welt zu prüfen, vor allem aber haben sie die Grundbegriffe ihrer Anschauungen zu überdenken, um zu untersuchen, in wie weit überhaupt ein solcher Untergang philosophisch gedacht werden kann. Eine Abhandlung, zum Beweise des Glaubens geschrieben, gibt uns Gelegenheit diese Untersuchung zu führen. Der Verfasser derselben Herr Prof. Peip in Göttingen ist uns bereits aus seinen früheren Arbeiten bekannt, von welchen wir besonders: »Der Beweis des Christenthums«, »Jakob Böhme der deutsche Philosoph als Vorläufer christlicher Wissenschaft«, und »die Kirchen und Staats-Parteien« hervorzuheben haben. —

I.

Theologie und Philosophie.

»Wer in unsern Tagen den Glauben beweisen will, beginnt der Verfasser seine Schrift«, hat von vornherein mit zwei Classen von wissenschaftlichen Gegnern zu streiten. Die einen sagen: Nichts lässt sich beweisen, folglich auch der Glaube nicht. Die Andern: Alles lässt sich beweisen, nur der Glaube nicht. Wir können jene die skeptischen, diese die kritischen Gegner nennen, ohne jedoch behaupten zu dürfen, die Gegner des Glaubensbeweises seien als solche schon Gegner des Glaubens. Vielmehr gibt es unter den Gläubigen Viele, die einem der beiden Sätze zustimmen, nur dass sie daraus ein Anderes erschliessen als die Ungläubigen, nämlich diess, dass, eben weil der Glaube, sei's gleich allem Uebrigen, sei's allein, im Unterschiede von allem Uebrigen, sich nicht beweisen lasse, man nur glauben, einfach »den Gehorsam des Glaubens« lernen und üben müsse trotz der Unbeweisbarkeit desselben.« Mit richtigem Blick unterscheidet hier der Verfasser seine Gegner. Er besitzt deren allerdings auf zwei getrennten Gebieten, er findet sie nicht nur unter gewissen alles philosophische Wissen verabscheuenden Theologen, sondern auch vornehmlich unter den Vertretern der exacten Wissenschaft, und ganz besonders hier der modernen Naturwissenschaft. —

Wenden wir uns zuerst an die Theologen, weil sie der Verfasser nicht besonders erwähnt, obwohl er sich hart gegen die Skeptiker wendet. Gewiss, gestehen wir es uns nur offen, es gibt auch unter den heutigen Theologen noch leider eine recht grosse Zahl, welche in ihrem Gedankengange nicht so weit vorschreiten, und oft aus Scheu nicht vorschreiten wollen, um philosophisch einzusehen, dass der echte und tiefste Grund des Wissens, somit »das Wissen des Gewissens«, wie es der Verfasser richtig in seiner Schrift hinstellt, mit der echten Glaubenswurzel eins ist.

Digitized by Google

Sich scheuen dieses begrifflich einzusehen, heisst aber eine falsche Scheu vor der Philosophie zur Schau tragen, eine Scheu, die fast mit Kurzsichtigkeit verwandt ist, besonders dann, wenn die Philosophie eben principiell gehasst wird, als sollte sie deshalb gemieden werden, weil sie beinahe etwas sündliches ist. Umgekehrt müssen wir daher aus obigem Grunde diesen Theologen sagen, dass es geradezu sündlich ist die Philosophie zu vernachlässigen; denn nur diese Wissenschaft ist im Stande die Wahrheiten des Glaubens auch als wissenschaftliche Wahrheiten zu beweisen. —

Zu allen Zeiten hat es freilich in der Philosophie Richtungen gegeben, die nicht zur Aufstellung echter und haltbarer Principien kommen konnten, somit die Wahrheiten des Glaubens hier nicht bewahrheitet wurden; doch wiewohl vielleicht keine der Wissenschaften zu grösseren Verirrungen gekommen ist, wie die Philosophie, so kann hinwiederum keine andere Wissenschaft wie dies gleiche Ansprüche erheben den Zwiespalt der tiefsten Interessen des Menschen zwischen Glauben und Forschung, vollkommen und wahrhaft zu versöhnen. Möchte es daher nach einer Seite hin scheinen, dass jene Recht haben, welche behaupten, dass alles Unheil der Welt in eben dieser Wissenschaft gipfle, so mögen sie doch auch gerade um dieses Gedankens willen bedenken, dass nur ein solches Princip wahrhaft heilbringend und erlösend im Glaubensgebiet wirken kann, das im verzehrenden Feuer dieser Wissenschaft gezeugt wurde, um das Unheil, das von dorther ausgeht, wahrhaft zu besiegen. Verfolgen wir aufmerksam die Geschichte dieser Wissenschaft, so hat sie unter ihren bedeutendsten Vertretern keinen wahrhaften Propheten aufzuweisen, dessen Weltweisheit nicht Wurzeln getrieben hätte im Herzen seines sittlichen Fürwahrhaltens, und keinen Genius von wirklicher Bedeutung wird sie in Zukunft aufweisen, dessen wissenschaftliches Bewustsein nicht hinabragte bis zur Tiefe seines gottgläubig, christlichen Gewissens. Und so sollte man doch von theologischer Seite nicht vergessen und beachten, was selbst ein Baco sagte: Philosophia obiter libata a Deo abducit, pleniter hausta ad Deum reducit. Wolle man daher niemals um der Schwierigkeit willen, die rechte Vermittlung zu finden zwischen dem philosophischen Princip und den Lehren und einzelnen Aussprüchen des Schriftglaubens, von theologischer Seite denjenigen Zusammenhang übersehen, welcher von Ursprung an zwischen Religion und Weltweisheit bestanden hat.

II.

Theologie, Philosophie und moderne Naturwissenschaft.

Doch mehr noch wie unter den Theologen finden wir in unsern Tagen unter den Vertretern der modernen Naturwissenschaft Widersacher nicht nur des Glaubens, sondern zugleich jeder und

Digitized by Google

aller Philosophie. Mögen diese Forscher hierzu gegründete Berechtigung haben, so wissen wir doch, wo diese Berechtigung aufhört, und wo sie geradezu absurd wird. Trotz dieser allgemein empfundenen Scheu vor der Philosophie auch unter den modernen Naturwissenschaftlern lehren die Koryphäen eben dieser Wissenschaft bei alledem das Gegentheil, indem sie den Zusammenhang begreifen, den alle Wissenschaften miteinander besitzen. Indessen kann doch nicht geleugnet werden, dass noch so häufig in unseren Tagen vom Katheder dieser Wissenschaft ein doktrinär scheinender Skeptizismus verbreitet wird, der sich beispielsweise bei Du Bois-Reymond folgendermassen über die letzten Gründe vernehmen lässt: »Es ist dem menschlichen Geiste nun einmal nicht beschieden in diesen Dingen über einen letzten Widerspruch hinauszukommen. Wir ziehen daher vor, statt uns im Kreise fruchtloser Speculationen zu drehen, oder mit dem Schwerte der Selbsttäuschung den Knoten zu zerhauen uns zu halten an die Dinge wie sie sind . . . . . wir besitzen daher Entsagung genug, um uns zu finden in die Vorstellung, dass zuletzt aller Wissenschaft doch nur das Ziel gesteckt sein möchte, nicht das Wesen der Dinge zu begreifen, sondern begreiflich zu machen, dass es nicht begreiflich sei.« — So würde also der Glaube gerechtfertigt erscheinen, freilich aber auch kein Zeugniss und kein Beweis für den rechten Glauben beigebracht werden können. Du Bois-Reymond hat Recht, allerdings sind die wirklichen Dinge im abstrakten Denken nicht immer sogleich völlig begreiflich, doch wird Niemand um dieser abstrakten Unbegreiflichkeit willen, zweifeln, dass sie unmittelbare Existenz, und wahrhaftes Dasein besitzen, indessen eben dieser absoluten Gewissheit halber, kann auch das Wesen der Dinge und der rechte Glaube nicht noch ungewiss bleiben. Eine solche Entsagung, die einerseits Gewissheit empfindet, um zugleich andererseits Ungewissheit zu dulden, kann nur der doktrinäre Deckmantel eines zugleich geduldeten sich selbst aufhebenden Skepticismus sein.

Während wir im Folgenden Gelegenheit haben werden die eigentliche Wurzel unserer Orthodoxie aufzudecken, um sie in den Spiegel ihrer krankhaften Einseitigkeit blicken zu lassen, so haben wir in dem von Du Bois-Reymond ausgesprochenen falschen Skepticismus die Wurzel der anderen Einseitigkeit, welche, wie nicht zu leugnen ist, wie eine grosse Krankheit sich verbreitet hat, und in der That die heutige gebildete, oder besser, nicht tief genug durchgebildete Welt, ergriffen hat. Da redet man ohne die Philosophie zu kennen, die letzten Dinge seien unbegreiflich, und ergibt sich praktisch einem Skepticismus und nach religiöser Seite einem Indifferentismus der in den modernen Aberglauben führt, welcher nicht duldet, dass dreizehn zusammen bei Tisch sitzen, und dessen theoretische Bibel Büchners Kraft und Stoff, dessen Gesangbuch aber die Diätetik der Seele von Feuchtersleben bildet. Und während sich unser Büchner heute brüstet schon 11 Auflagen seines

Digitized by Google

Werkes als Apostel in die Welt geschickt zu haben, hat sich dem parallel die berühmte Diätetik der Seele (was meistens nicht beachtet wird) in bereits 30 Auflagen in der gebildeten Welt verbreitet. Wer will angesichts solcher Ziffern und Thatsachen heute von einer gesunden Richtung der gebildeten Welt reden?

Wären die letzten Dinge philosophisch unfassbar oder was dasselbe ist unverständlich, so könnten wir es bei Du Bois' Resignation und bei der Diätetik der Seele von Feuchtersleben bewenden lassen. Allein wir alle wissen, dass wir uns mit dem Inhalt dieses Schriftchens nicht begnügen können; denn es lässt uns in den Spiegel unserer eigenen Krankheit blicken, weil es uns täglich sagt: wir sind Selbstquäler, Hypochonder, Todesfürchtige ohne Halt und Religion; und so zeigt sich uns hiermit ein Abgrund, in welchem sich das Bild einer gutmüthigen Charakterlosigkeit spiegelt, welche den Grundzug der heutigen gebildeten Welt bildet, der in der That etwas Krankhaftes an sich hat. Was sollen wir allen diesen Selbstquälern zurufen, was ihnen sagen als: Bildet euch tiefer, blickt weiter, und macht euch selbst nicht glauben, dass die tiefsten Grundgesetze der Welt unbegreiflich sind; denn wäre dem so, so gäbe es keine Philosophie und auch keine Naturwissenschaft; denn auch die Naturwissenschaft forscht nach dem letzten Grundgesetze des Weltalls, da an sich selbst klar ist, dass es nur eine von einem Grundgesetze beherrschte Weltordnung geben kann. Möge man hier von Gravitation und Anziehung, dort von Liebe reden, möge jenes ein physischer Beweggrund, dieses ein sittlicher Gefühlsantrieb heissen, unbegreiflich können uns diese Erscheinungen nicht bleiben. Nun aber sagt man, ja wohl, wir wollen bis zu den letzten Gründen forschen, aber ihr wollt mehr, ihr wollt philosophisch nachweisen wie die Welt gemacht wird, wie sie geschaffen wurde. Allein auch diese Verleumdungen gegen die Philosophie kommen aus dem Munde von Halbgebildeten; denn grade im Gegentheil die Philosophie will nicht nachweisen, wie die Welt geschaffen und gemacht wurde, sie hütet sich vor solch einer Art von Neugierde, sondern diese Wissenschaft sucht nachzuweisen, wie ganz absurd eine solche Fragestellung ist, und nichts will die Philosophie ergründen wie die Grundformen, in welcher die Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit besteht. Diese Grundform ist der Ausdruck des tiefsten Gesetzes, dessen Zug wir alle in der Welt unmittelbar begreifen, in der Kunst darstellen, in der Wissenschaft berechnen, im sittlichen Leben aber gut oder böswillig zu befolgen haben. Wie es aber beweisbar ist, folglich begreiflich gemacht werden kann, dass das Gravitationsgesetz Umlaufsbewegung und Centrum voraussetzt, so und nicht anders versucht es die Philosophie die Grundwahrheiten der Religion begreiflich zu machen, abzuleiten und zu beweisen. —

Der Verfasser weist nun richtig nach, dass die naturwissenschaftliche Forschungsmethode, indem sie sich richtig der experi-

Digitized by Google

mentellen Hülfsmittel, sowie der sinnerweiternden Instrumente bedient, das philosophische Denken, d. h. Logik im rechten Sinne, und Philosophie also als solche, von vornherein voraussetzt. In der That, will der empirische Forscher in die dunklen Regionen der noch unenthüllten Natur dringen, will er den Umfang der Gesammterkenntniss der Dinge erweitern, so gelingt ihm das nicht, sobald er die Thatsache als solche nur schlechtweg angibt, sondern nur erst dann, wenn er sie richtig in den Kreis des logischen Zusammenhangs mit mathematischer Genauigkeit aufzunehmen weiss. Geht ihm also die Kunst in der Handhabung logischer Denkregeln ab, so bleibt sein Fund schlechthin unwissenschaftlich, und geräth als bedeutungslos alsbald wieder in Vergessenheit. Auch leuchtet ja ein, dass ein Princip keiner Forschung fehlen kann, die Wissenschaft müsste denn ausarten in subjektive Träumerei. Und dieses Princip des Wissens in der Naturforschung, kann es ein anderes sein, als die Befriedigung des Wissenstriebes in der speculativen Wissenschaft? »Dass der Naturmensch Thiere, Pflanzen und Steine zu kennen und zu benennen sucht, ist ein Trieb, der kein besonderes Lob verdient, so lange nur Nutzen oder Neugierde den Antrieb bildet. Auch jetzt noch ist diess Bedürfniss jedes aufmerksamen Kindes. Allein zur Untersuchung solcher Dinge, welche weder direkten Nutzen gewähren, noch durch Farbe oder Form ein besonderes Vergnügen bieten, gehört schon mehr als Neugierde; hier erst ist Wissenstrieb und Ahnung dass in Stoff und Form etwas Höheres thätig sei, das zu erkennen nicht nur dem allem Unbekannten zugewendeten lebendigen Geiste gelüsten, sondern selbst unser Gefühl mit Frieden erfüllen, und ein edleres Motiv unseres Wollens werden kann. In solchem Sinne dürfen wir Aristoteles und Theophrast mit vollstem Recht nicht nur die Anfänger, sondern die beiden grossen Begründer der Naturgeschichte nennen«.*) In diesem Sinne führt uns der Verfasser gleichfalls eine Reihe von Aussprüchen an. So sagt Liebig in seinem Baco von Verulam: »Das Experiment ist nur das Hülfsmittel für den Denkprocess, ähnlich wie die Rechnung, aber der Gedanke muss ihm in allen Fällen mit Nothwendigkeit vorausgehen, wenn es irgend eine Bedeutung haben soll.« Und dieser allem Wissen zu Grunde liegende Gedanke, der alle Wissenschaften gleichmässig befruchtet, (wir fügen es zu dem oben Gesagten mit Betonung hinzu) kann niemals dahin führen nur Vielwisserei zu erzeugen, sondern dahin vielmehr, die Bewahrheitung der Gesetze und ihre ewige Gültigkeit auf allen Wissensgebieten nur deshalb festzustellen, um in ihnen zugleich die wahrhafte Verwirklichung des ewig Guten und Schönen unmittelbar zu begreifen.

Wollen wir gern anerkennen, dass die höchsten und ersten

*) Rütimeyer: Ueber die Aufgabe der Naturgeschichte. Festrede der naturforschenden Gesellschaft zu Basel. Ebend. 67.

Digitized by Google

Forscher eben diesen Endzweck aller Wissenschaften erkennen, so wollen wir andererseits hinzufügen, dass die Naturwissenschaft freilich einst aus gerechten Gründen Misstrauen schöpfen musste gegen eine Naturphilosophie, deren Grundprincipien als Phantome keine Befruchtung auf die Forschung derjenigen Wissenschaften ausüben konnten, welche nur mit feststehenden Thatsachen zu rechnen hatte. Wie dem sei, es bleibt Thatsache und bezüglich des letzten Zwecks aller Wissenschaften anzuerkennen, dass die Naturwissenschaft, ein Glied in der alles umschlingenden Kette des Forschens nach Wahrheit ist, und eben um der Wahrheit willen nicht beziehungslos sein kann zur Philosophie, zur Ethik und zur Religion, der Religion, welche aus dem tiefsten und letzten Grunde ihres Wissens, d. h. »im Gewissen« Wahrheit schöpfen will im Glauben. In der That forschen wir um der Gründe willen, so liegt es uns ob zu forschen endlich nach den letzten Gründen, und dieser letzte Grund, der erste und letzte Begriff, (das Princip des Wissens, das Allergewisseste) — es ist zugleich die Stimme des eigenen Gewissens, das ist »der göttlich sich gewusste Theil des Menschen«, und des wissenden Bewusstseins, das sich selbstbewusst wieder erkennt im Forschen nach dem wahrhaftigen »Zusammenhange der Dinge«. Glauben wir um des Wissens willens an dieses Allergewisseste, und ist dieses Gewisseste zugleich die ursprüngliche Wurzel des Glaubens, so sind in diesem allgemeinen Sinne Glauben und Wissen nicht mehr zwiespältig, sondern schlechthin eins, d. h. ein Wissens-Glaube beweist sich schlechthin von selbst. Ist dem so, so forscht alle Wissenschaft um des Gewissens willen, und also aus sittlichen Beweggründen, und nur in diesem Sinne forscht sie »gewissenhaft«. Diesen Gewissenhaften mit solchem Sinne braucht kein Glaube im Allgemeinen bewiesen zu werden, und der Verfasser wäre seiner Aufgabe überhoben. Unser Verfasser jedoch will mehr, er will von eben diesem Gesichtspunkte aus, bis zu dem er uns gehoben, nicht nur den Glauben, sondern den Schriftglauben und die sich hieran schliessenden orthodoxen Lehren beweisen.

III.

Die Orthodoxie und das Wunder.

Hatte uns der Verfasser auf den Standpunkt des Gewissens hingewiesen, hatte er uns richtig gesagt, dass derjenige in der That gewissenlos ist, dessen wissenschaftliche Sinnesart keinen sittlichen Sinn hat für den letzten Grund, als das unmittelbare Bewusstsein der unbedingten Bezogenheit des Geschöpfes auf den Schöpfer, als auf den, von dem alle Thaten, ob auch aller Welt verborgen, schlechthin gewusst werden, so hat uns leider der Verfasser vollkommen im Dunklen darüber gelassen, ob nicht

Digitized by Google

eben diese Bezogenheit des Schöpfers zu den Geschöpfen ein wechselseitiges Verhältniss ausdrücken muss, welches möglicherweise in Schwankungen gerathen kann, die Gott schlechthin empfindlich werden.

Hier hätte also der Vertheidiger der Orthodoxie nun vor allem zu zeigen gehabt, ob das todte Abstraktum des sog. Absoluten einen wirklichen Begriff eines persönlichen Gottes zu repräsentiren im Stande ist, oder ob nicht vielmehr ein concreter Monadismus, der auf eine Centralmonade recurrirt, hierzu geeigneter erscheint? Er hätte zeigen müssen, ob die Einzelwesen schlechthin in Gott aufgehen, oder nicht demgegenüber vielmehr ein getrenntes Verhältniss zu Gott einnehmen müssen, ein Verhältniss, das sich verbessern oder verschlechtern kann. Wir werden aus dem Folgenden ersehen, dass der Verfasser diesen Punkt gar nicht in Betracht gezogen hat. —

Diese Unterlassung ist zu rügen, denn indem wir jetzt mit dem Verfasser übergehen auf die christliche Lehre vom Uebel, von der Sünde und ihrer Voraussetzung, von der Möglichkeit des Bösen, als böses Gewissen und böswilliges Gotteswissen, treten wir auf einen Gesichtspunkt, von dem es höchst wichtig ist, haarscharf alles Denkbare vom Undenkbaren zu sondern. —

Keine tief gefasste und haltbare Sittenlehre, möge sie im Grunde dieser oder jener Glaubensrichtung angehören, kann die reale Existenz und das Bestehen des sog. Uebels verkennen, und obwohl gerade diese Lehre und die hierher gehörigen Anschauungen von jeher der Wissenschaft die grössten Schwierigkeiten, betreffs einer haltbaren Erklärung entgegengestellt haben, so sind diese wie leicht einzusehen, gerade deshalb der echte Probirstein einer gesunden Ethik geworden. Ist die Anerkennung bestimmter und gewisser Uebel in der Welt eine an sich unumstössliche Thatsache, und knüpft sich an eben dieses Faktum die specifisch christliche Lehre von der Erlösung, so wird auch diese Lehre mit zu den Fundamenten einer gut angelegten Ethik gehören. Aus diesen Gründen liegt es klar auf der Hand, dass sich genau gesehen eigentlich keine andere vollkommene Sittenlehre genügend denken und bearbeiten lässt, als eben nur eine im Sinne des Christenthums. Liegt in der Lehre vom Uebel und von der Erlösung das Centrum unserer Glaubensanschauungen, so ist hier an diesem Punkte jedoch auch der Durchkreuzungspunkt für die verschiedenen Hauptrichtungen unserer christlichen Glaubensabweichungen. An dieser Stelle treffen orthodoxer Schriftglaube (wie er sowohl von der Hierarchie und dem orthodoxen Priesterthum des Protestantismus vertreten wird), mit den Glaubensanschauungen des modernen Rationalismus (wie er sich durch alle civilisirten christlichen Länder verbreitet hat) hart zusammen. Beide Richtungen treffen in ihrem verschiedenen Verhalten bei der Frage aufeinander: Geschieht die Erlösung auf dem erklärlichen

Digitized by Google

Wege, oder ist sie ein schlechthin unerklärliches Wunder, wie die Wunder der Schrift überhaupt? —

Wir wissen, dass die Orthodoxie im Sinne des Schriftglaubens, indem sie consequent festhält an dem Buchstaben, wie er urkundlich in den Aufzeichnungen der Bibel festgestellt ist, dazu gezwungen wird, ebenso eisern an die Thatsachen der Wunder, wie sie Christus der Erlöser ausgeführt hat, und wie sie buchstäblich als Thatsachen überliefert sind, festzuhalten. Durch diese unerbittliche Consequenz auf einen starren Conservatismus hingewiesen, blieb dieser harten Lehre nur die Alternative übrig: Entweder alle Vernunft zu verleugnen — (eine Entsagung, die sich psychologisch selbst kennzeichnet) — oder aber, diese Wunderlehren und Urkunden der Schrift, da sie durch Gründe der Vernunft angefochten werden, dieselben durch bessere Gründe, d. h. durch Scharfsinn der Vernunft bezüglich ihrer Vertheidigung, zu überbieten. Auch dieser Weg, so oft mit Muth betreten, kommt nicht zum Ziel; denn es ist logisch, dass wirklicher Irrthum nur durch Irrthümer wieder bewiesen werden kann, und dieser muss sich vor der schlichten Wahrheit selbst widerlegen. Wenn nun der Verfasser des Glaubensbeweises, um die Schriftwunder zu vertheidigen nicht mit dem schlichten Menschenverstande darin das Wunderbare der Wunder findet, dass sie als die thatsächliche Durchbrechung des gesetzlich gültigen Erscheinungszusammenhangs anzusehen sind, die als eine Ausnahme aller Regel einzig dastehend, keine noch denkbare Begreiflichkeit zulassen, und entweder als schlechthin Unerklärliches vom Verstande mit Achselzucken hingenommen werden müssen, oder als Irrthümer einfach zu streichen sind, — (sondern von ihm diese einzigen Ausnahmen als Regel bewiesen werden, die deshalb als Regel, folglich als das Erklärlichste und Klarste gelten sollen und müssen, weil der uns sich darstellende nothwendige Natur- und Weltzusammenhang, wie er sich zugleich logisch und lückenlos im Verstande spiegelt, kein wahres Abbild der reinen, gesunden und vollkommenen Welt bietet, da sie durch Sünde, Bosheit und Irrthum in ihren Erscheinungen verzerrt und entstellt worden ist) so bleibt freilich nur noch ein Wunderbares als Wunder dem Verstande übrig: Wie doch die Welt überhaupt von Gott vollkommen geschaffen, so unvollkommen widernatürlich, böse und irrthümlich werden konnte?

Wir stehen hier mit dieser Frage, wie wir alle (seien wir Theologen oder nicht) bemerken, vor einer Anschauung, welche die Wurzel unserer heutigen Orthodoxie bildet. Für die echte Orthodoxie, sowie diese vom Katholicismus und von dem katholisirenden Protestantismus begründet wird, ist die Welt, d. h. alles das, was in unseren Erscheinungskreis hineinfällt, gesunken, so tief gesunken, dass in dieser Welt kein klares Licht mehr schimmert, bis auf dasjenige der Erscheinung Christi und seiner Wunderthaten. »Ihr

Digitized by Google

seid gesunken«, ruft uns die Orthodoxie zu, so tief, dass ihr nur noch einem Lichte zustreben könnt, nur noch ein Massstab vorhanden ist, um die Naturerscheinungen zu messen und zu durchforschen, dieses sind die Wunderthaten Christi. Sind wir wirklich gesunken? Ja wohl, wir schlagen wie der Zöllner an unsere Brust, wir blicken auf die unsäglichen Leiden unserer Mitmenschen und sagen uns, ja die vollkommene Welt ist gesunken, sie ist nicht wahrhaft vollkommen, und so wie sie ästhetisch gedacht werden kann. Aber sind wir wohl so tief gesunken, wie es uns die einseitige Orthodoxie heutigen Tages Glauben machen will? Haben sich alle Naturerscheinungen wirklich so entstellt, dass sie einen nur unästhetischen Eindruck machen? Nein, denn das Auge das gen Himmel blickt würde nicht den Frieden verstehen, der uns aus dem Wandel der Fixsterne spricht und den unsere Dichter besingen. Wären wir wirklich so tief gesunken, wie es uns die heutige Orthodoxie entgegenruft, so gäbe es in uns kein klares ästhetisches Gefühl und keinen Schönheitssinn, wir könnten dann nicht mehr unsere Kunstwerke und Dichter verstehen, wir könnten dann nichts als wahr begreifen, wie die Wunder der Bibel; die Welt um uns her finge an zu schwanken und Heine hätte Recht, die Welt wäre nur ein Narrenhaus.

Fort mit solchen Einseitigkeiten; denn sie führen in's Absurde. Und eben um der Einseitigkeiten willen, die uns fanatisiren, sei es gesagt: Nicht sowohl diejenigen haben Unrecht, welche die Ziele der Menschheit leugnen, ihre Gesunkenheit verkennen und keine Besserung fortschrittlich anstreben, als auch die Finsterlinge, denen die Gesunkenheit so gross erscheint, dass sie nichts mehr als ihre erhitzte Phantasie unterscheiden können, die sie zum Fanatismus und zur Inquisition treibt. Sinken können wir; aber nicht so tief, dass die Erlösung nur noch am Faden einiger seltsamen Erscheinungen hinge, die man Wunder genannt hat. Hier ist die Wurzel der Orthodoxie, hier in dieser Einseitigkeit entspringen die Grundfasern, die sich zu jenen Wurzeln ausbilden, welche sich so hart im Gehirne der Menschheit, das stets zu Einseitigkeiten neigt, anklammern. Die Welt mag gesunken sein, sie mag entartet sein, und obwohl die Gesetze in der Welt dieselben geblieben sind, so mögen sie dennoch immerhin eine krankhafte Bewegung angenommen haben, was zugegeben werden kann, da ja auch im Innern unseres menschlichen Organismus die alles beherrschenden Gesetze dieselben bleiben, obwohl sich unter ihrer strenggültigen Herrschaft Gesundheit und Krankheit zu entwickeln im Stande sind, alles dieses kann und wird zugegeben werden. Aber wie sehr sich auch die Dinge unter der Form dieser Gesetze krankhaft ausgebildet haben mögen, so weit, so extrem konnte diese Krankheit unter ihnen nicht vorschreiten, dass das Vermögen zur gesunden Reaction und zur Rückkehr in die Ge-

Digitized by Google

sundheit nur von einem Faden abhängig gemacht wurde, der aus Zufall das gesunde Rettungsseil bildet, an dem sich die Menschheit emporziehen und erlösen soll. So also liegt die Sache: Entweder die Wunder sind Hallucinationen und Täuschungen einer begeisterten Phantasie gewesen, womit nur gesagt werden soll, dass sie für die natürliche Erlösung kein nothwendiges Requisit sind, oder aber, alle jene religiösen Zumuthungen an das Unglaubliche sind nothwendig, jene uns als Zufall und Täuschung erscheinenden Vorkommnisse sind begründet, so wäre die Orthodoxie gerettet, jedoch nur um den Preis, dass sie ausdrücklich anerkennt, Gott hat die Erlösung vom Zufall abhängig gemacht, ein Widerspruch, der sich nicht mit der göttlichen Güte und Barmherzigkeit verträgt.

Allein um das Wunderbare und die Mystik zu retten greift die Orthodoxie zu weiteren Mitteln: Hören wir: Unser Verfasser will die Wunder vertheidigen und da es unserem Forschersinn widerstrebt die Wunderthaten Christi anzuerkennen, will er das Wunder tiefer legen und sagt uns: dass jedenfalls der Abfall des Geschaffnen vom Guten ein Wunder sei, ein Wunder freilich im uneigentlichen Sinne der Schrift. Mit dieser Verlegung des Wunderbaren entsteht aber für uns eine neue Frage, weshalb wir überhaupt der Erlösung bedürfen, weshalb also die Welt von Gott abgefallen ist, und in dieser dem Verfasser unbeantwortbaren Frage glaubt derselbe also ein thatsächliches Wunder, ein Wunder selbst vor der Vernunft erblicken zu müssen.

Sein inneres auf das Gute gerichtetes Gewissen steht hier vor einem schlechthin Unbegreiflichen, vor einem Wunder, gegen welches die Wunderthaten Christi ihm gering erscheinen, ja mehr noch, ihm sogar erklärlich werden; denn ist die Welt durch die Sünde losgelöst aus dem Zusammenhange des Guten, so kann in ihren Thatsachen und Erscheinungen nur Böses zu Tage treten, und eine mit höheren Weltkräften unternommene That muss ihr alsdann als ein Durchbruch der Weltgesetze und als ein Wunder erscheinen, obwohl sie am allerwenigsten ein solches ist.

Mit dieser dialektischen Umstellung der Frage kann dem kritischen Scharfsinn nur hinwiederum ein neues Problem gestellt sein, das, wenn gelöst, selbstverständlich auch diese sehr sonderbare Zuflucht des Wunders nothwendig zerstören müsste, weil nach erklärlicher Lösung dieser Frage hinwiederum die alte Frage entstände, weshalb, da auf gesetzlich erklärbarem Wege der Abfall geschehen konnte, es nun der Wunder bedurfte, und nicht der natürlichen Macht der Weltgesetze, die Erlösung der Welt zu bewirken.

Der Verfasser kommt also in obigem zu folgendem Schluss: Wenn die Welt auf erklärliche Weise abschenlich und sündlich von Gott dem Guten abfällig wurde, so konnte sie sich auch auf ebenso erklärlichem Wege wiederum zur Erlösung bestimmen —

Digitized by Google

und wenn dem so wäre, wären freilich die Wunder absolut überflüssig, weil aber dieses nicht sein kann, daher das Wunder des Abfalls! Ist nun, so dürfen wir den Verfasser fragen, in der That der Abfall des Gewissens von Gott etwas so ausschliesslich Wunderbares wie es uns der Verfasser zur Rechtfertigung der Schriftwunder ausgeben möchte? Erscheint ihm dieses Räthsel in der That so unlöslich, und der Abfall so undenkbar, wie er es behaupten möchte? Wenn es aber gelänge oder gelungen wäre, diesen Abfall nicht nur als denkbar möglich, sondern als beweisbar möglich und als im Zusammenhange der Weltgesetze vorkommbar und denkbar nachzuweisen, so wären freilich wieder die Wunder ungerechtfertigt, das Wunderbare aufgehoben, und die Lückenlosigkeit der menschlichen Denkgesetze würde schliesslich dennoch triumphiren!

Während sich alle Forscher und Beweisführer im Sinne der Orthodoxie bemühen, und in der That bemühen müssen einen Punkt im gesetzlichen Zusammenhange der Dinge aufzufinden, der als schlechthin unerklärlich hingestellt werden kann, hat der gesunde Rationalismus ganz im Sinne der Philosophie Alles, was die Welt im Kreise ihrer Erscheinungen bietet für unbedingt begreiflich, oder doch der gesetzlichen Erklärung für fähig erachtet. Vielleicht nur dasjenige ist ihm ewig noch am meisten im Menschenthum das relativ Unerklärlichste geblieben, dass man das schlechthin Ueberflüssige und Sinnlose, d. h. philosophisch den sich selbst aufhebenden Widerspruch selbst mit dem grössten Aufwand von Scharfsinn zu beweisen unternommen hat! Während dem Philosophen der letzte Grund deshalb des Beweises unbedürftig ist, weil er wie das wirkliche Dasein unseres Selbst und die Existenz der wirklich bestehenden Welt keines Beweises bedarf, hat ganz im Gegentheil der Schriftgläubige im orthodoxen Sinne, den Scharfsinn stets unerklärlich anspannen müssen, um das zuletzt Ungewisseste, Unmögliche und sich selbst Aufhebende beweisen zu wollen. Nicht im Verstande mit seinen logischen Gesetzen konnte der Rationalismus von jeher etwas verdammungswürdiges erkennen, sondern das eben ist ihm stets als der erbsündlichste Fluch der Menschheit erschienen, den Verstand sich martern und quälen zu sehen im Dienste eines absolut sich selbst aufhebenden unerklärlichen Gedankens. Und wer stünde da auf zu sagen, dass es keinen Gedanken gäbe, der sich selbst aufhebt und keinen, der etwas absolut Undenkbares einschliesst, d. h. dessen Undenkbarkeit auf flacher Hand liegend nicht mehr bewiesen zu werden braucht. Denken wir doch nur an den so philosophischen Gedanken des absoluten Nichts, ein Ungedanke und ein Phantom; in der That ein seltsamer, logischer Gedankenbruder des Wundergedankens.

Ist es einzig und allein rationalistisch gedacht, dass der letzte

Digitized by Google

sich selbst beweisende Weltgrund mit der aus ihm folgenden lückenlosen Gesetzlichkeit das schlechthin Erklärlichste ist, so kann es im phänomenalen Zusammenhange der Welt nichts Unerklärliches mehr geben, folglich kein Wunder mehr, als absolute Durchbrechung dieses Zusammenhanges, läge auch diese absolute Durchbrechung im Abfall der Dinge und Wesen von Gott.

Gehen wir der Wichtigkeit der Sache halber auf die hier zur Vorstellung kommenden Begriffe vom Abfall der Dinge und Wesen von Gott näher ein. Schon oben meinten wir, dass uns leider der Verfasser darüber im Dunklen gelassen, wie er die absolute Bezogenheit der Dinge und Wesen zu Gott auffasse und wie er sie vorstellend denke. Was ist ihm das Wesen der Bezogenheit von der er spricht, ist sie kein bestimmtes wirkliches Verhältniss der Dinge und Wesen zu Gott? Und wenn dieses reale Verhältniss der Dinge und Wesen zu Gott (angenommen als Centrum der Welt) ursprünglich als vollkommen gut zu denken ist, weshalb sollen wir folgerichtig nicht weiter begreifen, dass sich eben dieses Verhältniss so verschieben und verändern könne, dass es allmählig in Bezug auf Gott als bös erscheint, und dass es nun krankhaft geworden hiermit die Empfindlichkeit Gottes gleichsam erschütternd berührt? Aber eben diese empfindliche Berührung, die wir zwischen unserem Ich und dem gesetzlichen Weltcentrum (als Gott) setzen müssen, ist ein Verhältniss das gesund oder krank gedacht, niemals unmittelbar durchbrochen werden kann; denn mit dieser Loslösung vom Centrum und dem herrschendenden Gesetz fielen wir absolut in das Gesetzlose, d. h. in's Undenkbare. Beleuchten wir, was der Verfasser an Stelle dessen hierüber denkt. Er drückt sich folgendermassen aus: »Das Böse als die positiv widerstrebende Nichteinwilligung in den Willen Gottes ist dem Guten als der Einwilligung in denselben contradiktorisch entgegengesetzt, d. h. gut und bös sind solche Begriffe, von denen der eine den andern schlechthin verneint, so dass es zwischen Ihnen keinen mittleren, vermittelnden Begriff gibt. Als contradiktorisch sind sie logisch zu unterscheiden von conträr entgegengesetzten Begriffen, d. h. solchen, die wie z. B. schwarz und weiss innerhalb des Umfangs und des höheren Begriffs (Farbe) am weitesten von einander abstehen als die Endpunkte eines Begriffsgebietes, die zwischen sich Mittelglieder zulassen.« In der That stehen die Begriffe von Gut und Bös in jenem (contradiktorischen) Gegensatz und zwar so, dass wo einer herrscht, der andere als gleichzeitig mit ihm nicht mehr gedacht werden kann, somit geschwunden ist. So bezieht sich also die Contradictio nur auf die bestimmte Gleichzeitigkeit, auf den Moment, oder auf die Dauer innerhalb eines bestimmten Umfangs. Das aber liegt nicht in der Contradiktion von bestimmten Gegensätzen, wie sie im wirklichen Weltall vorkommen, dass sie im unendlichen Weltzusammenhange absolut getrennt sind und dieses Schwinden des einen Begriffs

Digitized by Google

aus der Zeit, und dem Moment, wo der andere auftritt, kann niemals etwa so gemeint sein, dass, wo soeben bös gehandelt wird, das Gute später von eben demselben als Handlung niemals wieder erreichbar sein kann. Gäbe es eine solche Kluft, wie sie der Verfasser behauptet zwischen zwei Zeitmomenten, so wäre überhaupt keine Zeit als Continuität denkbar, die Welt müsste dann in jedem Moment in ein absolutes Nichts verlöschen, um wiederum aus dem zwischen die Zeitmomente dazwischentretenden Nichts geschaffen zu werden. Der Gedanke des absoluten Nichts ist aber nichts mehr als eine Contradictio in adjecto, d. h. etwas absolut Undenkbares und sich selbst Aufhebendes. Es wird dem scharfsinnigen Verfasser leicht werden sich von diesem Gesichtspunkte aus zu entwickeln, dass er gut und bös nicht logisch als einen contradiktorischen Gegensatz entwickelt und hingestellt hat, sondern, dass er eine unüberbrückbare Kluft (die freilich nur ein Phantom ist, nämlich eine contradictio in adjecto) zwischen sie geschoben hat. Glaubt aber der Verfasser an eine solche Kluft, so finden wir es erklärlich, wiewohl befremdlich, dass er hier an ein Wunder glaubt, und sei dieses Wunder auch der Abfall der Dinge und Wesen von Gott. Wo aber ein sich selbst aufhebender Gedanke fortwährend einer realen Vermittlung verwirrend entgegentritt, da möge man an ein Wunder glauben, vielleicht gar an das Wunder dieses Gedankens, möge auch den wirklichen Vermittler (Christus) als ein solches Wunder vor sich aufthürmen, den erklärlichen und wirklich lebendigen Vermittler wird man damit selbstverständlich nicht begreifen; denn er entstammt nicht dem Schattenreiche des Nichts, er tritt nicht ein in die Welt durch ein künstliches Wunder; weil er nicht gekommen ist die Weltgesetze durch die Kluft des Wunders zu durchbrechen und aufzulösen, sondern dieselben zu erfüllen. Ist die Welt in einer Zeit von Gott dem Allgütigen abgefallen, so mögen die Folgen dieses Abfalls widernatürlich und krankhaft genug sein, unmöglich als undenkbar, ein absolutes Wunder, bleibt der Abfall nicht.*) Und so

*) Kant in seinem Aufsatz über Wunder sagt: „Wären Wunder im Raume möglich, so wäre es möglich, dass Erscheinungen geschehen, bei denen Wirkung und Gegenwirkung nicht gleich gross sind. Alle Veränderungen im Raume sind nämlich Bewegungen. Eine Bewegung aber, die durch Wunder hervorgebracht werden soll, deren Ursache soll nicht in den Erscheinungen zu suchen sein. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung aber beruht darauf, dass Ursache und Wirkung zu den Erscheinungen gehören, das ist im relativen (wirklich denkbaren) Raume vorgestellt wurden, da dies nun bei den Wundern im Raume von der Ursache nicht gilt, so werden sie auch nicht unter dem Gesetz der Wirkung nnd Gegenwirkung stehen. Wird nun durch ein Wunder eine Bewegung bewirkt, so wird, da sie nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung steht, durch sie das Centrum Gravitatis der Welt verändert werden, das ist, die Welt würde sich im leeren (undenkbaren) Raume bewegen, eine Bewegung im leeren Raume ist aber ein Widerspruch, sie wäre nämlich die Relation eines Dinges zu Nichts; denn der leere Raum ist eine blosse Idee (Fiktion)."

Digitized by Google

auch umgekehrt vollzieht sich die Erlösung. Lassen wir das Böse schwinden, thun wir es von uns, wie Christus der Erlöser es überwunden hat, so wird das Gute lebendig werden, so heilt Christus als leuchtendes Beispiel die erbsündliche Wunde auf natürlichem Wege; denn er weiss, dass die sündliche Welt gesunden kann, und ob zwar bös geworden, den Keim des Guten doch noch in sich birgt. O hättet Ihr Glauben! Diese Worte müssen wir dem Verfasser zurückrufen bei der Stelle, wo er sagt: »Das Böse als das Widergöttliche ist, da Gott der einzige letzte Grund ist, das in letzter Beziehung absolut Grundlose jeder begrifflichen Nothwendigkeit Ermangelnde, somit schlechthin Unbegreifliche, Unentschuldbare. Wir erklären also weiter das böse Gewissen für das Wissen von dem Bösen als dem nicht nothwendigen, nicht aus Vernunftgründen ableitbaren, unbegreiflichen und dennoch wirklichen (?) Widerspruch oder contradiktorischen (?) Gegensatz des Guten, des Göttlichen, für das Bewusstsein der unentschuldbaren Schuld, und verwerfen jede andere Erklärung, die das Böse begreifen, aus Gründen ableiten will, und es dann, da Gott der einzige letzte Grund ist in letzter Beziehung immer nur auf Gott zurückzuführen vermag.« Wir entgegnen, begriffen wir das Böse nicht, so begriffen wir nicht das Verhältniss von uns und den Dingen zu Gott, wir wüssten nicht um die Nothwendigkeit einer Erlösung, wir wüssten nicht das erste und letzte, Gott selbst. Wer das Böse begreifen will, kann es freilich niemals aus Gott begreifen wollen, sondern vielmehr nur aus sich und seinem von ihm gewussten Verhalten zu Gott, das allein ist der Standpunkt des aufrichtigen und echten Gewissens. Wer das Böse auf Gott glaubt zurückführen zu sollen, der kennt nicht den wirklichen »Zusammenhang der Dinge«, dem lebt vielleicht nur ein absolut grundloser Gott und ein solcher bedarf nun in jedem Momente eines Wunders der Dialektik, um sich mit dem realen Zusammenhang der Welt zu vermitteln, und ein solcher kann freilich den Abfall nicht benreifen, es sei denn, dass er ihn wiederum denkt durch ein Wunder. In puren Begriffen und im dialektischen Sinne sind die Beziehungen von gut und böse freilich nicht begreiflich, denn sie sind in der That mit Begriffen nur andeutbar, aber unmittelbar gekannt vom Gefühl, werden sie vielmehr grade deshalb als das Allerbegreiflichste begriffen. »Denn wo Gewissen lieben, so wandeln sie vor Gott, doch wo Gewissen hassen, wird Gottes Lieb' zum Spott.« Und dieses so unmittelbar gekannte, veränderliche Verhältniss von

---

Diese berühmte Stelle unseres grössten Philosophen ist zugleich sehr lehrreich für alle unsere modernen Naturforscher, welche noch an der Realität des sog. leeren Raumes in der Atomtheorie festhalten, es ist wunderbar genug, wie sich in diesem Punkte die Schriftgläubigen und die Naturforscher, bezüglich einer Fiktion berühren.

Digitized by Google

Hass und Liebe, das die Gewissen der Menschen belebt, und die Dichter besingen, sollte nicht begreiflich sein? Zwischen ihrem Eintritt in die Gewissen der Menschenherzen sollte eine unbegreifliche Kluft liegen, die dem Verfasser ein Wunder ist, das im richtigen Sinne des Wortes alle psychologischen Gesetze schlechthin durchbrechen müsste?? Mögen die nur kurz hier erörterten Gedanken den Verfasser anregen, die in seinem Werk p. 43 geschriebenen Worte noch einmal scharf zu überdenken.

Seitdem man in der Philosophie weiss, dass der sog. Dialekticismus Alles was da ist und erscheint zu begreifen trachtet im blossen begrifflichen Wortzusammenhange, um damit freilich eines niemals begreifen zu können, nämlich den Unterschied zwischen Begriff und concreter Wirklichkeit, so dass sich hier der bekannte »breite Graben« durch die Consequenz des Denkens zu einer nur noch schlechthin unbegreiflichen und unerklärlichen Kluft zwischen dem Abstrakten und Concreten aufthat, seitdem sehen wir, wie alsbald für halbgeschulte Religionsphilosophen diese Kluft zu einer neuen Fundgrube für die längstbegrabenen, unerklärbaren Wunder geworden ist. Seitdem geschah es, dass durch den Gebrauch des berühmten Wörtchens »absolut«, »schlechthin« etc. in Verwechselung mit unaussprechlich, unmittelbar und unsagbar das inhaltschwere Wort unbegreiflich, unerklärlich und undenkbar untergeschoben wurde, und nun kann es dem klar Denkenden nicht mehr wunderbar erscheinen, wie seit jener Zeit auch das absolute Wunder wieder in den religionsphilosophischen Lexicon eingezeichnet wurde. Seitdem das Wörtchen absolut im Staat und Volksleben in Misscredit gekommen, hat sich die philosophische Glaubenslehre dieses Ausdrucks bemächtigt, und sich angeschickt allen denjenigen philosophischen Schulen zu schmeicheln, welche sich dieses Begriffs innerhalb ihres Lehrgebäudes bedienten. Man fing an sich jetzt auf Systeme zu berufen, welche mit dem Schriftglauben im engeren Sinne in fast gar keiner intimen Beziehung standen. In dem Wahne das absolute Wunder nun philosophisch rechtfertigen zu können, fing die protestantische Orthodoxie, welche eine Zeit lang demüthig geschwiegen, plötzlich wiederum an ihr orthodoxes Haupt zu erheben. Philosophisch sattelfeste, aber rationalistische Kirchenlehrer glaubte man kühn durch orthodoxe Dialektik widerlegen zu können, und die supranaturalistischen Kleingeister schienen berufen das von den Stürmen des Materialismus geängstigte Kirchenschiff durch die Klippen dieser Philosophie zu steuern. Ob die protestantische Kirche, angesichts der hochgehenden Wellen, diese Führung zu bedauern hat, lassen wir hier dahingestellt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Peip: Zum Beweis des Glaubens.

(Schluss.)

Es erscheint uns als Pflicht, einer religionsphilosophischen Logik rechtzeitig ein Halt zuzurufen, einer Logik, welche es unternehmen will, den Glauben durch logische Ungereimtheiten zu beweisen. Möge in den Gedanken des Beweisführers »des rechten Glaubens« immerhin ein unergründliches Wunder im Abfall des Gewissens und im Dasein des Uebels existiren, der echte Glaube und das Gewissen weiss von solchem Wunder schlechthin nichts, es begreift seinen Abfall und begreift seine Sühne, und wundert sich vielmehr nur über das Wunder unseres Religionsphilosophen. Der echte Glaube weiss und begreift Alles, denn was durch den Begriff unerschöpflich, und dem Verf. hier unergründlich erscheint, hat das Gewissen bereits unmittelbar in Klarheit begriffen. Das Reich des absoluten Wunders liegt nicht in dem Laufe der wirklichen Welt, sondern allein in der Kritiklosigkeit der Menschen und des Philosophen.

IV.

Die Orthodoxie und das Todesphänomen.

Wie logische Principienfehler und Kritiklosigkeiten am klarsten in der Ethik durch die gezogenen Consequenzen hervortreten, so auch im Bereiche dieser behandelten Lehren. Beschäftigen wir uns jetzt mit einer solchen Consequenz, so lautet sie in den Worten des Verfassers: »Untrennbar aber vom Bösen ist sein Correlat das Uebel, welches im Tode gipfelt!«

Dieser Satz, der schliesslich mit dem Tode drohend gewissermassen das Allerheiligste des Universums, nämlich das ewige Dasein alles in ihm Geschaffnen angreift, hat trotz seines Irrthums niemals verfehlt die unphilosophische Menge in psychologisch leicht zu erklärende Furcht zu versetzen, und man durfte in dieser Lehre nicht mit Unrecht die Zuchtruthe alles starren Buchstabenglaubens erkennen, mit der so zu sagen die halbgebildete Welt im unmittelbaren Schach erhalten wird, das auch voraussichtlich noch lange wirksam bleiben wird gegen die sich nur langsam in die Schichten der Gesellschaft hineinverbreitende tiefere Aufklärung.

Doch ist es wunderbar, trotz des Todes, kein Gedanke wurzelt so tief in der menschlichen Brust und kein Gedanke so fest im

Digitized by Google

Glauben der Völker, wie der Gedanke des Fortlebens nach dem Tode. Kein Volk von irgend welcher Bedeutung hat es gegeben, welches diesem lebendigsten aller Gedanken nicht in religiöser Beziehung irgend welchen symbolischen Ausdruck verliehen. In der That, welcher Glaube und Aberglaube auch die Völker über die Vorstellungen der höchsten Weltregierung dereinst beherrschte, niemals hat der religiöse Cultus neben den übrigen Vorstellungen vergessen dem Gedanken über die Fortdauer der Seelen nach dem Tode einen Ausdruck zu geben. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, Begriffe, deren inniger Zusammenhang von jeher philosophisch gefühlt, unendlich oft ausgesprochen wurde, und an deren logischer Begründung sich stets philosophischer Scharfsinn geübt, haben diesen Scharfsinn jedoch am meisten herauszufordern gehabt, wenn es galt die Begründung dieser Begriffe auf Grundlage solcher Vorstellungen zu unternehmen, welche mit den einzelnen hierauf bezüglichen Aussprüchen der hl. Schrift sich vereinigen liessen. Wie oft hat sich der religionsphilosophische Gedankenkreis hier an der Härte des Buchstabens corrigiren müssen, und welche Mühseligkeiten von Scharfsinn wurden verwandt hier den richtigen Einklang zu treffen. Wie weit nun auch diese Correktur der Philosophie an dem fundamentalen Eckstein unseres christlichen Glaubens zu geben hat und geben muss, will sie echt werden, niemals darf sie selbstverständlich ausarten und sich einlassen auf absolute Undenkbarkeiten und Ungereimtheiten. Hat uns die Schrift den sog. Tod als ein Uebel erklärt, und hat der Schwachgläubige und der Halbdenker dieses Phänomen dafür auch gehalten, hat er nur mit psychischem Grauen und Furcht an den sog. Tod gedacht, so musste er sich freilich oft von dem durchgebildeten Philosophen zurufen lassen: Du bist ein Thor! Du solltest statt eines Hypochonder ein Philosoph werden, um einzusehen, dass Deine Furcht als Furcht besiegbar ist, dass Deine Dich quälende Todesangst nur aus Undenkbarkeiten und Ungereimtheiten stammt, welche Du Dir zu widerlegen hast, um Deinen Geist zu stählen, und von der erbsündlichen sog. Todesfurcht und aller hierauf bezüglichen Hypochonderie als Uebel zu befreien. Wir sehen, dass also niemals im Todesphänomen selbst von jeher der Philosoph den Gipfel des Uebels gesehen, sondern allein in der individuellen **Todesfurcht.** Erklärlich wird dieses, wenn wir hinzufügen, dass logisch angesichts aller im Universum vorgehenden Thatsachen ohne dieses so merkwürdige und allverbreitete Phänomen keine vollkommene Welt, überhaupt kein völliges Dasein mehr gedacht werden kann. Angesichts der unerbittlichen Logik, welche das Weltgesetz der Wandelung und des ewigen Werdens dictirte, konnte dem Philosophen das Todesphänomen als solches um so weniger als eine Unvollkommenheit und als ein Uebel in der Welt erscheinen, als die dem Tode von Halbgebildeten und Skeptikern verliehene Bedeutung sich vor dem logischen Unsterblich-

Digitized by Google

keitsbeweise zugleich von selbst widerlegte. Ausserdem aber brachte die Psychologie sehr rasch eine grosse Reihe von Thatsachen herbei, welche von dieser Seite beweisen, dass unter begünstigtem Einfluss von Energie und Geistesklarheit selbst auch die sog. Todesfurcht als Uebel schwinden kann, und so trotz alles gesunden und berechtigten Selbsterhaltungstriebes im Todesphänomen kein Uebel mehr erkannt werden kann. Das Sterben einer grossen Zahl von Männern, zugleich von geschichtlicher Bedeutung, liefert der Psychologie, in dieser Hinsicht eine grosse Reihe glänzender Beispiele. Von der rationalen Bedeutung des Auferstehungsglaubens und dem Beispiel des Welterlösers wollen wir nicht hier besonders handeln, da es unliebsam scheinen könnte aus der Schrift gezogene irrige Consequenzen über die Bedeutung des Todes, aus der Schrift selbst zu widerlegen, und Interpretation gegen Interpretation zu setzen, lassen wir jede Hermeneutik und halten wir uns einfach an die Logik der Thatsachen. Wie sehr es nun so zu sagen logische Thatsache ist, dass wir kraft des berechtigten Selbsterhaltungstriebes vor dem Tode fliehen, wie sehr es durchaus im gesetzlichen Weltlauf begründet sein mag dem flüchtigen und wandelbaren Lebenslauf und dem Wechsel der Elemente durch den Selbsterhaltungstrieb einen natürlichen Widerstand entgegenzusetzen, und also diesem Wechsel (als welcher uns eben der Tod erscheint) hiermit ein gesetzliches Mass vorzuschreiben, durch welches dieser berechtigte Todeswechsel so zu sagen erst am Lebensabend fällig werden darf, so können wir doch nicht übersehen, dass die mit jenem Gesetze der Todesflucht psychologisch eng verknüpfte natürliche Scheu vor demselben, beim Menschen in jene unnatürliche sog. Todesfurcht übergegangen oder vielmehr ausgeartet ist, an welche die Orthodoxie mit Vorliebe anknüpft, und welche in der That in psychologischer Hinsicht das schwerste Erbtheil unsers göttlichen Abfalls geworden. So leicht es nun von einem Standpunkte erhabener Weltweisheit aus ist, im Gesammtüberblick über alle Erscheinungen im Universum die Wandelbarkeit und das Dahinsterben aller daseienden Elemente in ihren grossen und kleinen Bildungsformen zu erkennen, so leicht hat sich dem Nachdenkenden doch die Wahrheit an die Hand gegeben, dass trotz aller Veränderung, trotz aller Entstehung und Vergänglichkeit aller Verhältnisse, doch keinem der geschaffenen Elemente ein absoluter Untergang in dem Sinne bereitet werden könne, dass es gleichsam in den Abgrund eines absoluten Nichts stürzte. Mit eben dem gewichtigen Gedanken, mit dem wir in Bezug auf die Erscheinungen ausrufen: dass kein vorhandenes Atom aus dem Weltall absolut fortkommen könne, mit eben dem Gedanken müssen wir auch in Bezug unseres eigenen Lebens*) erkennen und begreifen, dass mit

*) Die materialistischen Theorien, welche das Dasein unseres Ich leugnen, und kein Seelenatom anerkennen, lassen wir unberücksichtigt, da diese

Digitized by Google

der Vergänglichkeit dieses Lebens für uns der Faden des Daseins überhaupt nicht absolut zerreissen kann; dass uns vielmehr in diesem Faden die Fähigkeit unauslöschlich und »gedächtnissinnig« verbleiben müsse (unter welchen Verhältnissen auch) ein neues Dasein irgend welcher Art wieder anzuknüpfen. So bleibt der Gedanke der Wanderung der Seelen und aller Elemente und Atome überhaupt durch das Weltensystem, obwohl oft genug ohne Verständniss, und selbst philosophisch oft nur verzerrt gedacht, dennoch von tiefster Bedeutung.

Anbetracht dieser Gedankenreihe muss somit der Tod als Ereigniss im gewöhnlichen Sinne nur zu einer Metamorphose des Daseins herabsinken, er bliebe gleichsam nur eine Verwandelung, hier ein Austritt aus bestimmten Verhältnissen in einen dortigen Eintritt ganz neuer Verbindungen. In diesem Sinne beleuchtet ist die Idee der Unsterblichkeit von vornherein die Widerlegung der Todesanschauung, wie sie der Oberflächliche gewöhnlich bildet. — Mit der metaphysischen Wahrheit der Unsterblichkeit, die sich also aus der Thatsache der Constanz aller physischen und psychischen Atome dem Geiste gebieterisch aufdrängt, wächst indessen die Aufgabe des Philosophen, er hat diese logische und physikalische Wahrheit an den einzeln Thatsachen, welche scheinbar zu widersprechen scheinen, durchzusetzen, vor allem aber hat er die Aufgabe die Entstehung unserer menschlich gewöhnlichen und hypochondrischen Todesvorstellung und die damit in psychologischer Hinsicht verbundene menschliche Todesfurcht zu erklären.

V.

Die Erklärung der Todesfurcht auf anthropologischem und psychologischem Wege.

Wir können in unsern Erörterungen an dieser Stelle nur kurz sein. Es tritt uns vor allem psychologisch die oft gemachte Erfahrung entgegen, dass die grosse Mehrzahl der Menschen, so lange sie ein vollkommen gesundes und lebenslustiges Dasein führen, sich nur mit höchst unbestimmten und incorrekten Gedanken über das Todesphänomen herumtragen, und dass sie nur dann erst zu specifischer Todesfurcht kommen, wenn der Gedankengang selbst durch unerwartete Ereignisse (tödtliche Krankheit u. s. w.) zu einem bestimmteren Gedanken hierüber auffordert. Die sich hieran knüpfende Thatsache, dass die der geniessenden Gegenwart vollkommen sich hingebende psychische Lust jedes sog. Todesgedankens sich unmittelbar entschlägt, berechtigt logisch und psychologisch

---

Ansichten zur Zeit überholt sind, und selbst von einer grossen Reihe von Naturforschern die Existenz der Seele als ein bewegliches Aetheratom innerhalb des Gehirns zugestanden wird.

Digitized by Google

zu der gewichtigen Frage, ob diejenigen Geschöpfe der Welt, denen der menschlich erinnernde Rückblick sowohl, wie die daraus sich gestaltende Voraussberechnung, und der Sinn für die Zukunft überhaupt entzogen ist, (also die unmittelbar der geniessenden Gegenwart anheimgegebenen, aussermenschlichen, sprachlosen, thierischen Geschöpfe) überhaupt eine Todesfurcht als solche in diesem Sinne kennen? Mögen alle aussermenschlichen Geschöpfe, bei anlassgebenden Ereignissen der Gegenwart dem Tode fliehen, weil sie ihn aus berechtigtem Selbsterhaltungstriebe naturgemäss scheuen, diese Scheu als Furcht erlischt rasch wieder durch den rapiden Wechsel neuer abwechselnder Verhältnisse und Ereignisse.

So oft diese Scheu aber momentan und psychisch wechselweise im Leben der aussermenschlichen Geschöpfe auftritt, und so oft sie leiden oder geniessen mögen, niemals können sie psychologisch einen deutlichen Begriff des Todes bilden über den sie sich ausmalend ebenso vertiefen können, um daraus Furcht zu saugen, wie der Mensch. Mögen daher alle Geschöpfe der Welt alle Leiden und Freuden des Lebensgenusses mehr oder weniger mit dem Menschen theilen, ein besonderes Leiden durch das Schreckbild des Todes kennen sie nicht, denn sie können sich nicht wie der vorwärts denkende Mensch ein furchtsames Bild als schreckhafte Erinnerungsvorstellung davon machen. Die psychischen Thatsachen und Beobachtungen beweisen denn dieses auch auf das Klarste; denn um von den uns zunächst stehenden Thieren zu sprechen, so fliehen diese nicht einmal vor dem Leichnam ihresgleichen, verabscheuen also keinenfalls in ihm das Bild des Todes, vielmehr gehen sie gleichgültig darüberhin, als besässen sie bereits jenen Unsterblichkeitsbeweis, den sich die besten unserer Philosophen schufen, und nach dessen Mittheilung sich alle Menschen sehnen. »Bei Schmerzen und Krankheit äussern fast alle Thiere einen rührenden Duldersinn. Sie leiden meistens ohne Klage und gehen dem Alter, der Schwäche und dem Tode oft ganz still, und ohne Widerstreben entgegen, viel ruhiger als der ungeduldige Mensch. Ihr natürlicher Tod ist in der Regel nach der sehr richtigen Bezeichnung unserer Jäger ein allmähliges ruhiges »Verenden«..... Macht doch der melancholische Ritter Jaques in Shakespeares: »Wie es Euch gefällt« das Schauspiel eines seufzend sterbenden Rehes zu einer ganz ergreifenden Sittenpredigt.« Während den Nachdenkenden und Beobachtenden so eine leicht zu ergänzende Reihe von Thatsachen über die Todesfurcht eines Besseren belehren, verdeutlicht sich ihm die Thatsache, dass nur den sprechenden und denkenden Menschen das schreckhafte Bild des Todes vorstellend begleitet, um ihm so oft die Gedanken der geniessenden Gegenwart zu vergiften, freilich auch nur so lange, bis er sich philosophisch eines Besseren besinnt, und das Schreckbild des Todes negirt durch den Unsterblichkeitsbeweis. Ist dem aber so, so mussten sich angesichts solcher Thatsachen gleichzeitig Gründe aufdrängen für die

Digitized by Google

Ansicht, dass der menschliche Sündenfall mit seinen Folgen für den Menschen im bedeutungsvollsten Zusammenhange stehe mit der Denkkraft überhaupt, als demjenigen Phänomen unserer psychischen Natur, das den Menschen im Gegensatz zu andern Wesen zum Menschen machte, und das ihn im allgemeinen Entwicklungsgange so weit von der thierischen Natur entfernte, dass er sich von der Stufe des Instinktes zum selbstbewussten Geiste zu erheben vermochte. Wir haben hier in unserer Kritik wohl nicht näher zu erweisen, von welchen Forschern dieser Zusammenhang richtig erkannt und ausgesprochen wurde, wie er bei einigen, z. B. Rousseau, zu falschen Principien für die Ethik u. s. w. geführt hat, und endlich auch bei Hegel sich in dem merkwürdigen Gedanken ausgesprochen findet: »Der mythische Sündenfall und der Verlust des Paradieses ist in Wahrheit das nothwendige Verlassen des Parks, wo nur die Thiere bleiben können, während der Mensch erst Mensch wird durch den Sündenfall.« In diesem charakteristisch falschen Ausdruck liegt umgekehrt besehen allerdings eine Wahrheit. Diese nämlich: dass wir allerdings psychologische Gründe haben mit der geschichtlichen Entstehung der Vernunft und Sprache, welche den Menschen zum Nachdenken und zum Denken brachte, und ihn aus der Thierstufe in ein höheres Verstandesdasein überführte, (ihn somit auch zur Vorstellung des Todes brachte) weitere tief eingreifende sittliche Vorgänge verknüpft zu denken haben, welche anfänglich in unnatürlicher und künstlicher Weise uns Menschen von der Mutterbrust der sittlichen Naturgesetze entfernten. Es kann dem Unbefangenen nicht ohne Interesse sein, dass uns die Schrift hier verweist auf den ersten Brudermord, ein Phänomen, das, wie namentlich zugleich der Selbstmord, allerdings im Gegensatz zu den höheren Thieren besonders menschlich und zugleich unnatürlich und somit sündlich genannt werden darf. Es ist in der That psychologisch höchst interessant, dass wir bei dem Entwicklungsübergange des thierisch schreienden Urmenschen in den nachdenklich sprechenden Cultur-Menschen, eben diesen letzteren die ihm durch das erweiterte Nachdenken gewordene Freiheit offenbar missbrauchen sehen, und ihn ungelenk und ungeschickt sehen das neue Bereich sittlicher Gefahren, das sich ihm eröffnet hatte zu meiden und den vergrösserten Versuchungen zu widerstehen. Er ist einleuchtend, dass diese Unvorsichtigkeiten leicht zu einem Heer sittlich-moralischer und physischer Uebel werden konnten. Wir dürfen von unserem heutigen ethischen Gesichtspunkt hinzufügen, dass diese Uebel in der That gross geworden sind; denn wir wissen, dass wir in sittlicher Beziehung noch heute keine grössere und höhere Aufgabe im Leben erkennen, als uns und die Gesammtheit aus diesen krankhaften Zuständen zu befreien und zu erlösen. Die Nothwendigkeit einer solchen erlösenden Befreiung aus unnatürlichen anomalen Zuständen muss bereits früh unter den Urmenschen fühlbar gewesen sein, denn sehr früh schon finden wir die ersten Formen einer realen intervenirenden und ver-

Digitized by Google

mittelnden Macht innerhalb der ersten Völkerfamilien und Stämme, als eine leitende, regierende, helfende und beschützende Gewalt der Häuptlinge und Staatsoberhäupter in Thätigkeit. So entwickelte sich aus dem Motiv sittlicher Erlösung von unnatürlichen durch Menschenwillkühr erzeugten Uebeln der Staat. Indem wir jedoch dieses Ereigniss begreifen, schliessen wir gleichzeitig zurück auf die Ursachen, die sich schon früh in sittlicher Beziehung fühlbar machen mussten, um diese Institution zu erzeugen. In der That angesichts der wachsenden Möglichkeit sprachlicher Mittheilung, die wir ja auf das engste mit der Familien- und Völkervereinigung zu Staats- und Familieneinheiten verknüpft sehen, duldet es in sittlicher Hinsicht keinen Zweifel, dass sich auch die Kehrseite des menschlichen Denkens, Sprechens und Handelns in Form der Lüge, Falschheit und listiger Hintergehung bald genug geltend gemacht habe..

Wie weit sich nun aber die Wirkung der ordnungübenden Gewalt und des erlösenden Regiments erstrecken konnte, um den Krieg Aller gegen Alle in seinen groben Aeusserungen zu beschränken, wie weit sie auch durch Strafe die Vergehen der menschlichen Handgreiflichkeit verhindern konnte, die moralische Wurzel der Lüge und der sprachlichen Hintergehung konnte doch der Staat nicht ausrotten, seine erlösende Gewalt hat daher begreifliche Grenzen. Parallel mit der erlösenden und befreienden Macht des sittlichen Gesammtwillens, der sich in der vollstreckenden Gewalt des Staats zur Geltung bringt, läuft daher der rein moralische Erlösungsprozess, er bekämpft die Lüge, die Hintergehung, den Sophismus und die moralische Selbsttäuschung. Und diesen Prozess vollzieht im Allgemeinen der Wahrheitstrieb, der Trieb zur Wissenschaft. Wie man auch das Wesen der Wissenschaft fassen mag, möge man es auch zugleich suchen in der Umfangsbereicherung unserer Einzelkenntnisse, ihr Wesen wird immer ein doppeltes sein: Aufklärung und Wahrheit zu verbreiten, und Irrthümer zu widerlegen. Macht der Aufklärung und Sicherheit der Widerlegug sind von jeher die Tugenden aller wissenschaftlich bedeutender Lehrer gewesen, und ist der menschgewordene Christus diesen Lehrern ein Lehrer gewesen, so kann es unter den Aposteln der Wissenschaft keinem mehr einfallen die aufklärende Wissenschaft als solche ihres Charakters zu entkleiden, und absolute Undenkbarkeiten zu lehren. Denn eben diese Undenkbarkeiten, die sich als Worte der Lüge und Falschheit unseres Gedankenzusammenhangs bemächtigt haben, tragen eben nicht wenig zur Vergrösserung der menschlichen Uebel bei, sie stiften Furcht und Verwirrung, und es gibt keine bedeutenderen Beispiele dieses nachzuweisen, wie die beiden Begriffe von Wunder und Tod. Indem wir nun durch unsere Erörterung hinwiesen auf die geschichtlich erklärliche Entstehung des menschlichen Sündenfalls, widerlegt sich die absolute Unerklärlichkeit und das Wunder desselben von selbst. Auch dieses Wunder liegt also allein in unserer Imagination, es erzeugt sich, wie

Digitized by Google

eine ganze Reihe von Begriffen, durch die Consequenz von verwirrenden Abstraktionen und fällt also unter die Reihe der Begriffstäuschungen. In der That ist es denn nichts mehr als eine sinnlose täuschende Abstraktion, die beispielsweise auch den Begriff des absoluten Nichts erzeugen konnte*), und eben dieser Begriff ist es zugleich, welcher als erbsündlichster Gedanken in dem Menschen so fest wurzelt, dass er von jeher dem logischen Unsterblichkeitsbeweise, (mit dem der Begriff des Todes und die damit zusammenhängende Furcht zu widerlegen ist) am hinderlichsten entgegengetreten is. Dem Psychologen hat es stets eingeleuchtet, dass nur diejenigen Erscheinungen der Seele eine bestimmte Angst abnöthigen, deren endgültige Ausgänge ihr zweifelhaft dünken, und die fürchten lassen, dass ihr aus solchen ein Schaden erwachse. So ergeht es der Seele mit dem Phänomen des Todes. Nicht darin liegt für die Seele etwas erschreckendes, dass sie den Zusammenhang dieses Lebens verlassen soll, sondern vielmehr darin, dass sie über alles nachdenkend nicht mehr weiss, was noch hinter dem Tode folgt, und es lässt sich diese Seele doch nicht beschwichtigen, wenn man ihr entgegenhält, dass sie nicht nur dies nicht, sondern ebensowenig genau und bestimmt die Zukunft des folgenden Tages bestimmen könne, worüber wir nur zu oft die Sorge der Menschen zu gering finden. Welcher Gedanke aber ist es, der dem Menschen doch eine Zukunft überhaupt hinter dem Tode abzuschneiden sucht und ihn in Verzweifelung gerathen lässt, wenn nicht der Gedanke, dass hinter dem Tode eben gar keine Zukunft, sondern vielmehr das Undenkbarste des Denkbaren das »absolute Nichts« hier folgen soll. Daher die richtige Sprache der rationalen Eiferer: Das eben ist die wahre erbsündliche Last und der Kern unsäglichen Menschenfluchs, dass wir uns quälen müssen unter der Qual von Fiktionen, deren brennendste ein undenkbarer Gedanke ist. Es ist gewiss die christlichste Pflicht solche Gedanken in sich selbst zu zerstören, es ist die Aufgabe echter Wissenschaft als Aufklärung. So sehen wir die Aufklärung gegen das moralische Uebel arbeiten, indem sie in rationaler Weise die Entstehung aller Uebel begreift, und so arbeitet sie mit an dem grossen Werke der Erlösung, so verbreitet sie allgemeine, sittliche Bildung, unter deren Schutz sich die politische Regeneration ungehinderter vollzieht, und die Lösung des socialen Problems, statt eines culturzerstörenden, revolutionären Wegs einen reformatorischen Ausgang nehmen wird, und unter dem Gedeihen besserer und vollkommenerer socialer und politischer Verhältnisse wird sich endlich auch das

*) Es sollte daher eine solche Anschauung, wie z. B. diese: Gott habe die Schöpfung aus Nichts hervorgebracht in keiner gesunden Dogmatik eine Stelle finden, man müsste denn unter dem Begriffe des Nichts eben nur die Unbegreiflichkeit, also das absolute Wunder dieses Vorganges begreifen wollen. Da aber eine geläuterte Dogmatik kein Wunder übrig lassen darf, so sind derartige Begriffe, wie der des Nichts etc., gänzlich zu meiden.

Digitized by Google

physische und körperliche Wohlergehen der Menschen allmählig regeneriren. So sehen wir eine reale Möglichkeit wie die ursprünglich krankhaften Zustände menschlichen Zusammenlebens allmählig zur Gesundheit und zu normaleren Verhältnissen zurückkehren. — Es ist hier nicht der Ort genauer zu erörtern, wie sich die dogmatischen Schulen gegenüber den Anforderungen der Aufklärung verhalten haben, doch dürfen wir bezüglich der vielfachen Angriffe des Verfassers gegen die Tübinger Schule nicht unerwähnt lassen, dass sie diesen wissenschaftlichen, allgemeinen Erlösungs- und Regenerationsprozess bei weitem am meisten begriffen, und das nicht geringe Verdienst in der neuesten Kirchengeschichte hat, die Glaubenslehre um deswillen eben auf den Weg der Kritik zur Erforschung der Wahrheit gewiesen zu haben. Denn nur durch die Wahrheit, welche allein auf kritischem Wege festgestellt werden kann, wird die dem orthodoxen Kirchenglauben längst entfremdete und gebildete Welt dem Schoosse der Kirche wieder zugeführt werden können. Nicht also darin kann heute noch ein Verdienst um unsere Glaubenslehre gesucht werden, gewisse Verirrungen und absolute Undenkbarkeiten durch philosophischen Scharfsinn stützen zu wollen: denn solche Stützen können und müssen nur Schein bleiben gegenüber dem gleichen Scharfsinn, vielmehr liegt nur darin ein Verdienst um den Glauben, den Beweis zu führen, dass trotzdem es Verirrungen auch des Glaubens gegeben, es unmöglich ist vom Glauben zu lassen.

VI.

Das Uebel und der natürliche Erlösungsprocess vom kosmologischen Gesichtspunkte.

Hat die Orthodoxie im Todesphänomen das sicherste Kriterium ihrer Lehre vom Sündenfall und vom herrschenden Uebel gefunden, hatte sie in diesem Uebel (um der Begreiflichkeit der Schriftwunder) durchaus etwas Unerklärtes und ewig Unerklärliches gefunden, so tritt dieser Anschauung religionsphilosophisch diejenige entgegen, welche alles Undenkbare aus der Welt ausscheidet, weil sie eben in dieser Undenkbarkeit und Unbegreiflichkeit das grösste Uebel, nämlich die Sinnlosigkeit, erblickt, und damit also auch über das Todesphänomen eine andere Auffassung entwickelt Nicht ein Uebel können wir in der Erscheinung des Todes erblicken, sondern eine Gnade vielmehr erblicken wir in diesem Ereigniss; denn einerseits sehen wir angesichts des logischen Unsterblichkeitsbeweises das Uebel der Todesfurcht schwinden, und erblicken endlich in dieser allgemeinen »Verwandlung« die tiefste Grundlage alles vollkommenen Weltgenusses der lebendigen und existirenden Elemente innerhalb des berechtigten Wechsels. Indem so die Nothwendigkeit des Todes gleichzeitig mit einer natürlichen Gnade

Digitized by Google

Gottes verknüpft ist, erscheint der Tod dem übermässig Leidenden ein Heil, dem Lebensmüden eine Labung. Und im allgemeinen nothwendigen Wettstreit des individuellen Lebens? Eröffnet er dem im Diesseits Unterliegenden (angesichts der Fortdauer irgend wie und irgend wo) nicht die Wege zu einem neuen Dasein, um diesem Geknickten und Geschlagenen ein neues Feld zu besserem Gedeihen und zu günstigerem Fortkommen zu bieten? Und so müssen wir denn dabei bleiben, welchen Wettstreit um die Bedingungen des Lebens auch alle daseienden Elemente und Wesen im scheinbaren Widereinander führen mögen, einen absoluten Untergang in das undenkbare absolute Nichts können sie sich nimmer bereiten. Welche Veränderungen des Daseins denn auch der Tod bringen möge, der Inhalt des allgemeinsten Grundgesetzes individueller Weltbewegung, nämlich eine uns charakteristische Liebe zum Leben und ein charakteristisches Leben der Liebe wird unser Gedächtniss, das identisch ist mit unserer individuellen Grundbewegung, unverbrüchlich als unauflösliches Band und ewigen Lebensfaden in eine andere Schöpfung hinübernehmen, und mit diesem Kern von Identität unseres Wesens ist psychologisch die dauernde Fortsetzung eines bestimmten individuellen Bewusstseins nach dem Tode gesichert, wie wir auch das instinktive und unmittelbare Verständniss für die Liebe zum Leben und dem Leben der Liebe als das Vermächtniss eines schon früheren Daseins mit in diese Welt hineinbrachten. — Selbst wenn ich Neigung empfände (wozu angesichts einer Reihe naturwissenschaftlicher und astronomischer Thatsachen vielleicht volle Berechtigung vorliegt), die Rechtfertigung derjenigen Meinung anzutreten, welche behauptet: Dass die ursprüngliche Weltmasse, die wir unter dem Sonnensystem begreifen, bei ihrem früheren Zerfall in die jetzige planetarische Beschaffenheit, im Vergleich zur morphologischen Bauart anderer Sternsysteme in (eine zu klein gerathene und zu zerstückelte) unschöne und krankhafte Form gefallen sei, so dass in dieser makrokosmischen Missgeburt eine krankhafte Vertheilung der Kräfte die Folge gewesen, und damit das von einem ursprünglich besser angelegten, relativen Gleichgewicht (der Kräfte und Verbindungen) abgefallene Sonnensystem sich gegenwärtig in einem Prozess befindet, der zu einem mechanisch vollkommneren Gleichgewicht der Kräfte erlösend zurückstrebte*) (womit

*) Was diesen kosmischen Abfall des Sonnensystems anlangt, Folgendes: Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, und religiöse Gemüther wie Newton haben diese Wahrheit auch wohl empfunden, dass man in astronomischer Beziehung der Betrachtung der gestirnten Weltordnung hingegeben, alle diejenigen Erscheinungen, welche, wie z. B. das Phänomen des Sternaufloderns und ähnliche Erscheinungen, auf eine ex abrupto stattfindende Katastrophe, und auf eine Hemmung, Störung und Unordnung in der sonst überall ruhig und allmählig, d. h. normal stattfindenden Entwicklung des Weltkörperumformungsprozesses hindeuten, als pathologische und krankhafte Erscheinungen im organischen Universum ansehen könnte. Es drängt sich

Digitized by Google

allerdings die Gesetze der lebendigen Kraft und die mit diesem verknüpften Thatsachen der Wärmelehre wunderbarerweise übereinstimmen: Vergl. Helmholtz die Wechselwirkung der Naturkräfte und siehe bei Wundt über die Menschen- und Thierseele Th. II. p. 440 ff.). So könnten wir doch nicht zu dem Schluss kommen, dass der Tod nur als Uebel im Sonnensystem herrsche. Angenommen selbst unser Sonnensystem befände sich in einem extremen und krankhaft bewegten Ausnahmezustand, der zu einem Gleichgewicht zwischen Spannkräften und lebendigen Kräften hinstrebt, was wäre mit dieser vielleicht naturwissenschaftlich berechtigten Annahme für das Todesphänomen gewonnen? Ist der Tod für alle Wesen jederzeit nur eine wirklich vollkommene Metamorphose, ist derselbe in jedem Falle ein natürliches und am Ende eines bestimmten Daseins berechtigtes Mittel den Weltgenuss der Wesen und Elemente vollkommen zu erschöpfen, so kann es keine logische Möglichkeit und keine Nothwendigkeit geben eben diese Erscheinung einzig an die Beschaffenheit des Sonnensystems zu bannen. Die freie Wahl der Elemente (die sich überall wahlverwandt binden, um sich nach gewisser Ermüdung einander vollkommen zu trennen) wird diese entschiedenste und wechselvollste aller Wandlungen als solche vielmehr im ganzen Universum aufgreifen, so dass allerwärts der Tod nach vollendetem Lebensabend eintritt, wenn es auch anderwärts unter vollkommeneren Verhältnissen vielleicht keinen zu frühen und unzeitig eintretenden Tod geben mag. Der Tod im Allgemeinen ist somit niemals das Uebel

dem Gemüthe hiermit die Thatsache auf, dass im gesunden, gesetzmässigen Getriebe des Makrokosmus temporär dasselbe vorgehen könne, was im Mikrokosmus der Organismen als Störung und Krankheit empfunden wird. Vom exact wissenschaftlichen Gesichtspunkt dürfen wir hierüber folgendes hinzufügen: Wir haben vom physio-pathologischen Gesichtspunkt für die Reihe der feinen ineinander übergehenden, molekularen Veränderungen im Organismus in jedem Falle ein exactes Kriterium festzustellen, durch welches ein für allemal anzugeben ist, wo in den Veränderungen im Organismus Gesundheit aufhört und wo Krankheit anfängt. Nimmt man nun hier, wie das oft geschieht, das Kriterium der relativen Gefahr (als Todesgefahr) für diejenigen Veränderungen an, welche als krankhaft zu bezeichnen sind, so ist dieses Characteristicum gewiss das schlechteste, da es eine grosse Reihe von chronischen Veränderungen sehr böser, aber ganz ungefährlicher Natur gibt, welche jedenfalls als gefahrlose Krankheiten anzusehen sind. Dass Gesundheit und Krankheit wie Kälte und Wärme relative ineinanderübergehende Begriffe sind, liegt auf der Hand, wie aber nur das plötzliche Zu-kalt und Zu-heiss allein zerstörend und krankhaft erscheinen, so auch hier, die organischen Einzelveränderungen, und die Bewegungen im Organismus geschehen sämmtlich gesetzlich und nothwendig, aber das Auftreten von Extremen in ihnen nur unter Umständen und bedingungsweise, daher hat man richtig das Kriterium des Extrems einer sich überall feststellenden normalen Durchschnittsbewegung als das Wesen der Krankheit bezeichnet, und man könnte daher ganz richtig auch am Himmel zu einer mathematischen Berechnung krankhafter und extremer Bewegungen kommen. Ob es möglich ist durch eine höchst umfangreiche Beobachtung und Vergleichung der Weltkörperbewegungen im Raume, auch für unser Sonnensystem eine solche festzustellen, muss dahingestellt bleiben, obwohl kein Astronom diese Möglichkeit a priori leugnen würde.

Digitized by Google

vor dem die christliche Religion erschreckt, zumal wir wissen, dass keine Religion die Unsterblichkeit der Seelen bestimmter und allgemeiner lehrt wie die unsere. Hieraus folgt, dass die christliche Lehre vom Uebel kein Capitel vom Tode aufzuweisen hat. An anderer Stelle liegt also das wirklich existirende Uebel, im Todesphänomen als solchem kann es nicht gefunden werden.

Wir kommen dem eigentlichen Uebel leicht auf die richtige Spur, wenn wir die Herrschaft jenes Wesens richtig und vollkommen verstehen, das wir im pathologischen wie im ethischen Sinne unter dem Begriff der Krankheit, Entartung und Anomalie begreifen. Jener eigenthümliche Zwischenzustand zwischen Leben und Sterben, der zum gesunden, vollkommenen Leben zu wenig, zum rechtzeitigen Tode zu viel bietet, und eine Reihe krankhafter Zwischenzustände erzeugt, die extrem und unverträglich miteinander streiten, somit jedes gesunde harmonische Dasein während des Lebens hindern und stören. Jener anomale Zwischenzustand, für den es durch Begriffe und Worte kaum eine genügende Definition gibt, wird im Grossen wie im Kleinen, mit der grossen Reihe seiner unerträglichen und niederzuhaltenden Erscheinungen auf allen Lebensgebieten leicht die Blätter des schwarzen Buches vom Weltübel füllen.

Von diesem Uebel der unästhetischen Dissonanz, Störung und Hemmung gesunder und regelrechter Entwicklung, von der pathologischen Thatsache der Degenerationszustände und physischen Krankheit,*) von der die Wandlung des Todes stets wie ein Befreier wirkt, gibt das Leben des weltlichen Daseins in der That ein furchtbares Zeugniss. Dass aber dieses Uebel degenerirender Störungen, krankhafter Hemmungen, und extremer Spannungen zugleich »vormenschlich« im echten Sinne des Wortes ist, und höchst wahrscheinlich in dem allgemeinen Zerfall der planetarischen Kräfte und ihrer ungleichen Vertheilung im Sonnensystem, somit zugleich in der atomistisch-solaren Formenbildung seine wohlbegründeten Ursachen hat, muss von diesem Gesichtspunkt immerhin angenommen werden, und diese Anschauung wird sich sogar mit dem unbefangenen aufgeklärten Glauben, selbst vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte, für die, welche einen umfassenden Blick haben, vereinigen lassen. Eines steht fest: sowohl wie im Mikrokosmus, muss auch im Makrokosmus aus dem Missbrauch der natürlichen Weltgesetze die dauernde Unverträglichkeit substantieller Kräfte hervorgehen, welche das Extrem und die Unerträglichkeit der Zustände zur Folge hat. Aber ist es wahr, dass Krankheit und Krankhaftigkeit als Extreme dauernd unerträglich wirken, so ist andererseits deutlich, dass der Tod ausgleichend und befreiend auftritt. Sehen wir endlich wie die ungleich vertheilte Wechselwirkung der planetarischen Kräfte, die Herrschaft krankhafter Bedingungen für den

*) Siehe die Anmerkung oben über Kriterium der Krankheit.

Digitized by Google

gesunden natürlichen Entwicklungs- und Veränderungsgang der Dinge als Hemmung hervorrufen, so fällt uns die wunderbar ausgleichende Metamorphose des Todes nun auch teleologisch in's Auge, sie bietet ja und fördert angesichts des ewigen Bestehens der Elemente logisch stets eine neue Entwicklung, und sucht somit den krankhaft gehemmten Fluss der Entwicklung ausgleichend auf neue und bessere Bahnen zu lenken.*) — Es kann innerhalb unseres Sonnensystems das also unter dem Druck von Uebeln leidet und somit im Hinblick auf eine thatsächlich krankhafte Herrschaft zu ungleich wechselwirkender Kräfte, von einem zu frühzeitigen Tode der Einzeln kaum geredet werden. Wir dürfen in der Teleologie des Makrokosmus nicht bei dem Menschen haften bleiben; die Natur verfolgt in dieser Beziehung zu grossartige Aufgaben, als dass sie am kleinlichen Massstab menschlicher Beschäftigung gemessen werden dürfte. Der Tod als wechselvollste Metamorphose des Daseins, mag eintreten für die Geschöpfe unter welchen Bedingungen und Umständen er will, früh oder spät, er kann philosophisch gesehen niemals die absolute Störung und Hemmung des wahrhaften Daseinsgenusses für die Atome werden, niemals ihre ewig gesetzlichen Lebensaufgaben absolut zerstören, hemmt er diesseits (wie so häufig) eine Reihe mühselig sich durchbringender Entwicklungen, so eröffnet sein vollkommener metamorphotischer Wechsel auf entsprechend neuen Gebieten wiederum vollkommen neue Lebensreize, so wirkt die Todeswandlung in allen Fällen mindestens reizvoll und anregend für das dauernde Leben der Elemente, und hinsichtlich der sich allseitig anfeindenden Naturgewalten liegt in dieser wunderbaren Erscheinung eine geheimnissvoll wirkende Ausgleichung. In der That stehen wir hier vor dem grossartigsten und wunderbarsten Naturphänomen, das wir kennen. Die Constanz der nach Erhaltung strebenden Kräfte fühlt sich fest an das Leben und die geniessende Gegenwart gebunden, die Thiere, die in die Aufgabe und den Genuss der Gegenwart bei ihrem

*) Was lehrt aber dem gegenüber eine falsche sich selbst nicht verstehende unrichtige Religionsphilosophie die im Sinne der heutigen Orthodoxie arbeitet. Sie spricht gewöhnlich im Hinweis auf die sog. Seligkeit von einem Zustand, der so absolut (d. h. undenkbar) vollkommen ist, dass Stillstand und Langweile sein Hauptcharakteristikum bilden, ein Zustand, den eben in Art seiner Unvollkommenheit nur eine überspannte Phantasie erdichtet, welche nicht begreift, von welcher Tiefe der Abwechselung die Erhaltung des gesunden Lebensdaseins begleitet sein muss. Wird sich von einem aesthetisch unbefangenen Standpunkt der zu frühzeitige Tod auch im Allgemeinen als ein Uebel ankündigen, so kann doch der rechtzeitige Tod niemals als ein solches begriffen werden. Selbst aber der zu frühzeitige Tod ist, im Hinblick auf die uns in diesem Leben umgebenden Missstände, im Hinblick auf die tausend Leiden, die uns oft in Aussicht stehen, zwar immerhin ein Uebel, aber unter den vielen grossen Uebeln jedenfalls nur eine Reaktion, welche als das kleinste Uebel, und als eine Erscheinung zu bezeichnen ist, durch welche die Natur unter dem Druck grosser Uebel zu einem geringeren Uebel und zur Besserung der Zustände ihre Zuflucht nimmt.

Digitized by Google

Selbsterhaltungstriebe aufgehen, bilden dennoch keine Vorstellung des Todes, sie kennen ihn nicht, oder vergessen ihn doch, niemals verbittert ihnen sein grauenerregendes Bild den süssen Genuss der Gegenwart. Anders, wie wir sahen, der Mensch, der durch die Entwicklung und Handhabe der Sprache vor- und rückwärts blickt, er vergleicht die genussvolle Aufgabe der Gegenwart mit dem schwankenden Bilde einer unsicheren Zukunft, er fürchtet daher den Tod. Der denkende Geist, der theologische Logiker, erkennt endlich den Grund dieser falschen und eingebildeten Furcht, er sieht andererseits die Nothwendigkeit einer grossartigen Ausgleichungsgewalt ein, und bewundert die göttliche Allmacht, die mit diesem lindernden Auskunftsmittel der Metamorphose nicht nur hier einer einseitigen krankhaften Entwicklung der Kräfte hemmend entgegentritt, sondern selbst dort wo Gesundheit herrscht vor Ermüdung und Lebensübersättigung schützt.

Das Wesen der Krankheit und die Wirkung des Todes stehen sich vollständig gegenüber. Es ist physikalisch betrachtet irrthümlich und falsch den ursprünglichen Todeskeim als die Ursache der Krankheit anzusehen. Das Leben jedes bestimmten Organismus kann, wie wir wissen, bis an's Ende vollkommen gesund und ohne Extreme krankhafter Störung verlaufen, und ohne gewaltsam hemmende Unterbrechung sich also normal abwickeln, bis nach allseitiger Lebenssättigung der organischen Kräfte jene natürliche Lebensermüdung und Erschlaffung aller Kräfte und organischen Verbindungen sich einstellt, die zu einem vollkommenen metamorphotischen Wechsel (als einem in gewissem Sinne selbst sittlich gefühlten Bedürfniss) hindrängt. So herrscht der rechtzeitige Tod überall, denn am Ende jedes gesunden Lebensgenusses wird er mit Sehnsucht häufig erwartet, zu frühzeitig eintretend aber wird er unbewusst als freundschaftlicher Rathgeber und Wegweiser zu einem neuen Streben aufgenommen. Die Welt selbst im Wechsel der rapidesten Todeswandlungen wäre vielleicht nur das Dasein der Dinge im raschlebigsten Genusse und schnellfertigstem Vollzug der Lebensaufgaben, hingegen die Welt im Hemmschuh krankhafter Störung und im siechen Dahinleben bietet freilich das Bild jenes hypochondrisch erschreckenden Zustands der gefesselten Unerträglichkeit, die keine Lebensaufgabe in geistig gesunder und sittlicher Weise erfüllen lässt, somit ein berechtigtes Streben nach Unterdrückung dieser Zustände und zur Erlösung aufzeigt. Die Todesfurcht, wie dargethan, eine specifisch menschliche Krankheit, ist für den Durchgebildeten überwindlich, sie soll einem berechtigten gesunden Lebenstriebe Raum gönnen. Der Abscheu vor Krankheit, der Abscheu vor den Extremen und den Anomalien des gesunden Lebens, der Abscheu vor krankhafter Aufregung der Elemente auf moralischem, physischem und endlich socialem Gebiet wird von jedem unmittelbar gekannt, dieser Abscheu ist nicht wie die ungesunde Todesfurcht eingebildet, anerzogen und erdichtet, sondern unmittel-

Digitized by Google

bar im Gefühl Aller begründet. Ist der unmittelbar gefühlte, gesunde Lebenstrieb, der uns den Genuss der gegenwärtigen Aufgabe vollkommen erschöpfen lässt, die Fessel, die uns unüberwindlich im gesunden Zustande an das Dasein kettet, so ist die eingebildete Todesfurcht die Folter, die mit Zweifeln an jener Fessel rüttelt, und das gesunde Leben so häufig in ein krankhaftes Schwanken bringt. Eine ähnliche Schwankung und Unsicherheit ist es, die wir in physischer Krankheit einerseits, und als krankhaftes, unsittliches und sündliches Handeln auf moralischem und socialem Gebiet andererseits so natürlich und unmittelbar verabscheuen, gegen diese Zustände nehmen wir den Kampf auf, und dieser Kampf ist das Streben zur Erlösung, zur Rückbildung und regenerirenden Vermittlung auf allen Gebieten des Lebens, und Grund unserer christlichen Versammlungen in der Gemeinschaft des Herrn zur gemeinsamen Bekämpfung des Uebels, im Sinne des lebendigen Christus. — Nach diesen Erörterungen bleibt uns nur noch weniges hinzuzufügen. Wenn uns im Sinne der Orthodoxie gesagt wird: »Wer sich aber selig, oder verständiger gesprochen, wohl fühlt in dem Leibe dieses Todes, wer den Tod unbedingt natürlich findet: der ist, wir wüssten es auch ohne seine eigene Insolvenzerklärung, nicht im Stande, über die Auferstehung Christi, selbst wenn er sie mit dem alten, ewig recht behaltenden Reimarus tausendfach gründlicher untersucht als Andere, schliesslich zu einem sicheren Ergebniss zu kommen; dem hat überhaupt, wie wir schon bei Ziehung der Gränzen des Beweises bemerkten, das Christenthum Nichts zu sagen, Nichts zu bieten. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. Unbegriffen und unbewiesen bleibt allein das Böse, sammt dem Uebel«, so glauben wir durch vorstehende Ueberlegungen, besonders hinsichtlich dessen, was philosophisch unter Tod (als Wechsel des Leibes etc.) verstanden werden muss, insonderheit aber durch den Beweis der Hinfälligkeit jener gefälschten Kluft zwischen dem Gegensatz von gut und bös, darauf genügend hingewiesen haben, wo Gesundheit und wo Krankheit zu suchen ist. Mögen denn diese Worte den Verfasser, dessen persönliche Begeisterung für die heilige und grosse Sache uns von Göttingen her noch recht wohl im Andenken ist, dahin führen, noch einmal gründlich durch eine gesunde Logik zu prüfen, worin das Kriterium einer unmittelbaren und wirklichen Vermittelung besteht, zum Unterschied einer nur gleichsam **künstlich dazwischengeschobenen**, denn eben in dieser Auffassung **der Vermittlung** liegt der springende Punkt unseres christlichen Glaubens, als der allein wahren und wirklichen Lehre von der unmittelbaren Erlösung, hier allein die grosse Differenz rationaler und schriftmässiger Bekenntnisse, deren Kampf begonnen hat seit der Reformation, welche siegreich durchzukämpfen unsere Aufgabe ist.

Otto Caspari.

Digitized by Google

Die Foraminiferen des Septarienthones von Pietzpuhl von E. v. Schlicht, k. preuss. Oekonomierath. Mit XXXVIII lithographirten Tafeln. Berlin. Wiegandt und Hempel. 1870. gr. 4. S. 98.

Diese ebenso gründliche als reichhaltige Arbeit ist während einer längeren Reihe von Jahren entstanden durch die zufälligen Beziehungen des Verfassers zu der Oertlichkeit, in welcher sich die beschriebenen und abgebildeten Thierreste in ungewöhnlicher Häufigkeit vorfinden.

Die fossilen Foraminiferen haben in neuerer Zeit eine grosse geologische Bedeutung erlangt, weil sie zur Auffindung und und richtigen Deutung gewisser, bisher gar nicht gekannter oder verkannter Schichten des Tertiär-Gebirges von wesentlichem Nutzen und in solchen in Menge getroffen werden. Dies ist besonders der Fall in dem, von dem hochverdienten Paläontologen Beyrich unter dem Namen Septarienthon aufgeführten Gestein, einem fettigen Thon, welcher gewöhnlich Concretionen von Mergelkalk, sogenannte Septarien enthält; derartige Gebilde besitzen im nördlichen Deutschland eine ansehnliche Verbreitung und oft bedeutende Mächtigkeit, wie der schon länger bekannte Septarienthon bei Hermsdorf nördlich von Berlin. Eine ähnliche Ablagerung findet sich in den Elbe-Gegenden wenige Meilen nördlich von Magdeburg bei dem Rittergute Pietzpuhl. Der dortige Septarienthon, durch Reichthum an Foraminiferen ausgezeichnet, gehört, was seine geologische Stellung betrifft, den mitteloligocänen Schichten an. Von dem bekannten Hermsdorfer Septarienthon unterscheidet sich der Pietzpuhler in folgender Weise: jener ist dunkelgrau, enthält mikroskopische Krystalle von Eisenkies und wenig kohlensauren Kalk; desshalb als Ziegelthon sehr brauchbar. Dieser ist hellgrau, führt kleine linsenförmige Gyps-Concretionen und enthält viel kohlensauren Kalk. Er eignet sich daher nicht zur Ziegelfabrikation, desto besser aber zur Beförderung der Cultur, als Mergel für die sandige Beschaffenheit der Ackerfelder.

In der vorliegenden Arbeit sind nun 556 Formen von Foraminiferen abgebildet und beschrieben; von Schlicht bemerkt, dass darunter wohl manche Uebergangs-Formen, die vielleicht bei anderen Arten unterzubringen, indess hielt er es nicht für unwichtig, sie in dieser Gestalt aufzunehmen, weil dadurch Aufschlüsse über das Bildungs-Gesetz der Polythalamien gewonnen werden können.

G. Leonhard.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Mittheilung des Herrn Dr. N. J. C. Müller betreffend »Untersuchungen über das Wachsthum der einzelligen Vegetationspunkte und die Bedeutung der Schimper Braunschen Divergenzwinkel« am 29. October 1869.

(Das Manuscript wurde am 8. November eingereicht.)

Der Vortragende beabsichtigt eine kurze Mittheilung über Untersuchungen zu geben, welche in der botan. Zeitung 69 bereits publicirt waren. Die Untersuchungen gingen aus von der Betrachtung der Schimper Braunschen Divergenzwinkel. Schimper hat bekanntlich zuerst nachgewiesen, dass bei vielen Pflanzen, die seitliche Abweichung der Insertionspuncte der aufeinanderfolgenden Blätter constant ist für alle Blätter, und Braun hat eine Bezeichnung dieses Verhältnisses eingeführt, welche bequem dadurch ist, dass andere geometrisch aus dem Stellungsverhältniss fliessenden Relationen, in dem Zeichen für dasselbe ausgedrückt sind. Es sind die Zeichen $^1/_2$ $^1/_3$ $^2/_5$ $^3/_8$ $^5/_{13}$ . . . . . Bei Pflanzen mit Blattstellungen nach diesen Verhältnissen hat man gefunden, dass der Vegetationspunct, in dem Fall, dass er eine einzige Zelle ist zweierlei Gestalten zeigen kann. Stehen die Blätter nach $^1/_2$, so ist dieselbe, eine Zelle deren Scheitelfläche eine Linse ist. Zu der Scheitelfläche geneigt und im Innern der Pflanze gelegen sind zwei Zellhautflächen, derselben Zelle von der Gestalt dreieckiger Kegelmantelstücke. Der Schnittpunct dieser liegt senkrecht unter dem Mittelpunct der Linsenfläche. Stehen die Blätter nach einem andern Stellungsverhältniss in der obigen Bruchreihe, so ist der Vegetationspunct eine Zelle, die von 4 dreiseitigen Flächen begränzt wird, von welchen eine die Scheitelfläche ist. Die Theilungen in diesen Zellen gehen bei einigen Pflanzen durch Wände vor sich, welche wechselnd den im Stamm belegenen Zellwänden parallel sind; so dass eine ähnliche Vegetationspunctzelle übrig bleibt und eine Segmentzelle abgeschieden wird. Der Vortragende demonstrirte diese Verhältnisse durch schematische Zeichnungen und Skizzen von microscopischen Präparaten; betrachtete sodann den Vorgang dieser Theilungen genauer bei der $^1/_2$ und $^1/_3$ Stellung. Bei dieser Betrachtung ergab sich, dass die Schnittpuncte der im Stamminnern belegenen Zellwände der Scheitelzelle von einer Theilung zur andern

Digitized by Google

verschoben werden, so aber dass die Verbindungslinie derselben Zickzacklinien darstellen. Die Figur dieser wurde in Raumcoordinaten angegeben. Die Projection der Bahn ergab bei der 1/2 Stellung eine gerade; bei der 1/3 Stellung eine geschlossene Figur von Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks.

Hiernach wandte sich der Vortragende zu solchen Stellungen, deren Divergenzwinkel kleiner als 1/2 und grösser als 1/3 des Stammumfangs sind. Die Aufgabe, die hier zu lösen, war die Entscheidung, ob die Segmente schon im jüngsten Zustand so stehen, wie es der Divergenzwinkel fordert, welcher am ausgewachsenen Stamm beobachtet wird, oder ob die Divergenz anfangs kleiner mit dem wachsenden Segment wachse. Der Vortragende hatte darauf hinzuweisen, dass die früheren Angaben und Vermuthungen zum Theil falsch, zum Theil unbegründet sind, und zu zeigen, dass zwei Forderungen bei Behandlung der Aufgabe genügt werden muss: Es muss einmal die Anatomie des Scheitelquerschnitts möglichst genau untersucht werden, damit die Entwickelungsgeschichte des Segmentes sich ergibt; sodann muss nachgewiesen, wie die Scheitelzelle allein wachsen kann, damit die Segmente so entstehen können wie es diese Entwickelungsgeschichte verlangt. Was die erste Forderung anbelangt, so zeigte Vortragender, dass das Segment allerdings so entsteht, dass es von seinem Vorgänger um den verlangten Winkel divergirt, dass es in diesem Fall niemals durch eine Wand abgeschieden werden kann, welche einer der Seiten der Scheitelfläche parallel steht und dass die Blattanlage, die aus ihm entsteht, unter allen Umständen bei den Stellungen 3/8 2/5 5/13 .... assymetrisch sein muss. Es wurden sodann Constructionen vorgelegt, welche sich einer Photographie der Scheitelgegend sehr genau anschliessen, welche zeigen sollten, dass das Segment immer von solchen Kreisbögen eingeschlossen ist, deren Normalen um den verlangten Winkel divergiren. Für die zweite Forderung zeigte der Vortragende, dass wenn man wiederum annimmt, die Scheitelzelle wachse von einer Theilung zur andern sich selbst ähnlich, und die neue (jüngste) Wand, stehe unter der verlangten Divergenz, dass dann der Schnittpunct der drei im Innern des Stammes belegenen Flächen eine solche Zickzacklinie in Raumcoordination beschreibt, deren Projection auf die x y Ebene eine geschlossene Figur ist (bei der 2/5 Stellung ein Pentagramm, bei der 3/8 Stellung ein 8strahliger Stern). Für die Scheitelfläche ergeben sich dann allgemein Q verschiedene Lagen im Raum, wo Q der Nenner in einem der oben genannten Divergenzwinkel ist. Aus der Construction, welche sich möglichst genau der Photographie anschliesst, und den Vorstellungen über das Wachsthum der Scheitelzelle, welche sich aus ihr ergeben konnte nun weiter gefolgert werden, dass die Blattanlage immer assymetrisch (bezogen auf ihre Mediane) sein muss, wenn sie nach einem der Stellungsverhältnisse 2/5 3/8 5/13 schon so an-

Digitized by Google

gelegt wird, dass sie um den verlangten Winkel von der vorhergehenden divergirt.

Aus alle dem folgt nun unabweislich, dass bei jedem Wachsthum der Scheitelzelle mit allen anhaftenden Segmenten, die letzteren nur sich selbst ähnlich wachsen und parallel mit sich selbst nach aussen verschoben werden. Ausser diesen die eingangsgestellte Aufgabe lösenden Resultaten, berichtete der Vortragende noch über diejenigen anatomischen Verhältnisse, welche nicht unmittelbar zur Behandlung derselben Frage nothwendig waren. Es wurden nemlich ausser der Gestaltänderung des Segmentes noch Beobachtungen über dessen weitere Gliederung durch Zelltheilung gemacht, nach welchen derselbe bald nach der Anlage zerfällt in einen Axen- und einen Blatttheil. Die Lage der Wände in der axilen Längschnitts und der Querschnittsebene wurde mit schematischen Figuren und microscopischen Skizzen demonstrirt. Die Axentheile des Segmentes stellten sich als die Insertionsflächen, der Flügel derjenigen Blätter dar, deren Insertionsstreifen einem Maximum der Deckung zustreben. Die Flügel einer Blattinsertion liegen in den Axentheilen jüngerer Segmente. Die Reste der Axentheile sind die Insertionsflächen der haarartigen Sprossungen und der Geschlechtsorgane. Nachdem diess erwiesen, war es leicht die Photographie deren Durchpausung oder die dieser entsprechende Construction so zu durchwandern, dass man vom älteren Segment zur jüngeren geht, diess ist der Weg der Segmentfolge in der Zeit; es ist der kurze Weg der Morphologen. Eine andere Wanderung ist aber noch die, wo man alle Streifen unmittelbar verbindet, die Insertionsstreifen der Flügel nämlich mit denen der Axentheile resp. deren Resten. Dieser Weg ist der lange Weg der Morphologen. Beide Wanderungen tragen dem Spiralbegriff der Schimper Braunschen Lehre Rechnung und sind in den Figuren 24, 25 Taf. IX bot. Ztg. 69 angegeben, wo auch die wichtigsten Belege zu dem vorstehenden Referat nachzusehen sind. Die Sätze, welche der Vortragende als Resultate seiner Untersuchung aufstellt, lauten:

1) Das Segment bildet eine symmetrische Blattanlage bei der $^1/_2$ und $^1/_3$ Stellung.

2) Das Segment bildet eine assymetrische Blattanlage bei der Stellung $^2/_5$ $^3/_8$. ($^5/_{13}$ $^8/_{21}$ . . . . .)

3) Das Insertionsareal eines Blattes besteht aus den Derivaten dreier Segmente.

4) Die Divergenzwinkel $^1/_3$ $^1/_2$ $^2/_5$ $^3/_8$ sind constante für alle Zustände des Segmentes.

5) Verbindet man die Segmente nach der Segmentfolge in der Zeit, so entsteht eine Schraube (Spirale) nach dem kurzen Weg.

6) Verbindet man sie nach ihrer Deckung in der Mosaik, so entsteht eine ebensolche Linie, deren Richtung den langen Weg einhält.

Digitized by Google

7) Die Mediane der Blattanlage ist schon bei der Entstehung des Blattes durch die Schnittlinie zweier Flächen im Blattheil des Segmentes zu erkennen.

Reisen im ostindischen Archipel in den Jahren 1865 und 1866. Von Albert S. Bickmann, Professor der Naturgeschichte u. s. w. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitätsbibliothek zu Jena. Nebst 36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. Jena. Hermann Costenoble 1869. XVI und 443 S. in gr. 8. Auch mit dem weiteren Titel:

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Vierter Band. Reisen im ostindischen Archipel. Von Albert S. Bickmann.

Dieser neue Band der Bibliothek geographischer Reisen kann mit allem Recht die gleiche Beachtung ansprechen, welche den vorausgegangenen Bänden zu Theil geworden ist; s. diese Jahrb. 1869 S. 129 ff.; er bekundet das gleiche Streben, in dieser Bibliothek aus den zahlreichen Werken der Reiseliteratur unserer Zeit wie der früheren, das Beste und Gediegenste auszuwählen, und in möglichst fliessender Sprache und anziehender Form dem Leser vorzuführen, und zwar nicht durch einzelne Auszüge, die aus dem Zusammenhange, in dem sie stehen, herausgerissen, keine rechte Befriedigung gewähren können, sondern durch Mittheilung der vollständigen Reisebeschreibung, wie sie von dem Verfasser selbst ausgegangen ist: ein Verfahren, dem man unbedingt seine Zustimmung ertheilen wird. So enthält nun der vorliegende Band die Beschreibung der Reise eines Amerikaner's, welche anfänglich zu einem bestimmten engeren Zweck unternommen, dann in Folge der Unterstützung, welche die holländische Regierung dem Reisenden bereitwilligst bot, grössere Dimensionen annahm und über den ganzen, jetzt Holland unterworfenen Archipel Ostindiens sich erstreckte; sie berührt Orte und Gegenden, die in den letzten Zeiten weniger besucht und beschrieben, hier näher untersucht und auch geschildert werden, mit all der Genauigkeit, an die man bei solchen gebildeten amerikanischen Berichterstattern bald gewöhnt wird.

Die nächste Veranlassung zu der Reise war allerdings ein wissenschaftlicher Zweck: der Verf. gedachte die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem holländischen Gelehrten, welcher auf einer der Inseln dieses Archipels, zu Amboina längere Zeit gelebt hatte, erstmals unternommene, dann in einem grösseren Werk (»Die Rariteitkamer« d. i. das Raritätenkabinet) veröffentlichte Muschelsammlung, von welcher ein grosser Theil im Laufe der Zeiten verschwunden sein soll, gewissermassen wieder herzustellen,

Digitized by Google

an Ort und Stelle selbst nach den Muscheln zu suchen, welche in jenem Werke beschrieben und abgebildet erscheinen, und dann, wo möglich, eine solche Muschelsammlung in das eigene Vaterland zurückzubringen.

Die Reisebeschreibung beginnt in ihrem ersten Abschnitt: »Die Sundastrasse und Batavia« mit der Annäherung an Java und mit den Eindrücken, welche die Küste dieses Landes und das Treiben ihrer Bewohner hervorrief: der Verf. geht selbst in die frühere Geschichte der Insel zurück, schildert Batavia und gibt eine Charakteristik der Malajen; auch das zweite Capitel setzt diese Beschreibung fort, zunächst in Schilderung der Nordküste mit den Städten Samarang und Surabaya, welche der Verfasser besuchte; über den Anbau des Reis wie des Zuckerrohrs werden nähere Nachrichten gegeben, so wie im dritten Cap. über die Flora und Fauna des tropischen Morgenlandes. Das nächste Capitel führt uns von da nach Celebes, und von da über Timor nach Amboina, welchem der nächste Abschnitt gewidmet ist, welcher die Geschichte der Gewürzinseln, wie des Gewürznelkenhandels mit der Beschreibung selbst verbindet, auch die nächsten Abschnitte sind den nahen Inseln Ceram, Banda, Buru und den Molukken gewidmet und verbreiten sich eben so über die Naturmerkwürdigkeiten wie über die Bewohner und deren Sitten. Mit dem zehnten Capitel wendet sich der Verf. wieder der nördlichen Halbinsel von Celebes zu; auch das folgende Capitel hat es noch mit dieser Insel und ihren verschiedenen Naturmerkwürdigkeiten zu thun: neben vulkanischen Ausbrüchen, fehlt es auch nicht an einer grossartigen und furchtbaren Thierwelt: was von der fünfzehn Fuss langen Pythonschlange, wie von dem Crocodil erzählt wird, das bereits innerhalb seines Rachens den Kopf eines Menschen gefasst hatte und ihn dann wieder gehen liess (S. 263 f.), gränzt an das Wunderbare und bringt in die Erzählung eine angenehme Abwechslung. Von Macassar auf Celebes kehrte der Verfasser wieder nach Padang auf der Insel Sumatra zurück, mit deren Beschreibung die übrigen Abschnitte in gleich belehrender Weise sich beschäftigen. Mit der Ankunft zu Singapore, wo der Verfasser noch einen furchtbaren Kampf mit einer Pythonschlange besteht, und mit der Abfahrt von da nach China schliesst der an mannigfachem Inhalt so interessante Reisebericht, welcher von sechs Anhängen begleitet ist, die rein wissenschaftlichen Inhalts sind und von besonderem Werth für unsere Kenntniss dieses Archipels, durch die darin enthaltenen statistischen Angaben; der erste Anhang verbreitet sich über den Flächeninhalt der Hauptinseln, der andere über die Bevölkerung des niederländischen Indiens — im Jahre 1865 beinahe achtzehn Millionen — dann folgt eine Höhentafel der Hauptberge in dem Archipel, die z. B. auf Java meist zwischen sieben und eilf tausend Fuss sich erheben, während auf Sumatra, das viele nicht so hohe Berge enthält, doch der Bambok-Berg die Höhe von 12868

Digitized by Google

Fuss erreicht; es folgen weitere Tafeln über den Kaffeeverkauf, über die Handelsbewegung Java's und Madura's im Jahre 1864, endlich ein Verzeichniss der vom Verf. auf der Insel Buru gesammelten Vögel. Eine weitere Zugabe bilden die beiden Karten, von welchen die eine die Insel Sumatra darstellt, die andere in grösserem Umfang den ganzen Archipel mit Angabe der Reiseroute des Verf., die auf diese Weise sich ganz gut verfolgen lässt; insbesondere sind aber noch anzuführen die zahlreichen, meist nach Photographien sehr gut ausgeführten Illustrationen, welche theils landschaftliche Bilder enthalten, theils einzelne Scenen des Lebens, besondere Persönlichkeiten, namentlich Eingeborene verschiedener Art, dann auch Pflanzen u. dgl. darstellen, und auf Treue allen Anspruch machen. Ein genaues Register über alle in der Beschreibung behandelten Gegenstände und Namen ist am Schlusse beigefügt.

Wir reihen daran den eben erschienenen fünften Band dieser Bibliothek geographischer Reisen, welcher mit dem besonderen Titel versehen ist:

Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bäreneiland, ausgeführt in den Jahren 1861, 1864 und 1868 unter Leitung von O. Torell und A. E. Nordenskiöld. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Passarge. Nebst 9 grossen Ansichten in Tondruck, 27 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. Jena. Hermann Costenoble. 1869. XII und 518 S. in gr. 8.

Dieser Band führt uns aus dem heissen Süden wieder in die eisigen Regionen des höchsten Nordens, zu den nördlichsten Theilen des Erdkreises, in die Nähe des Nordpols: denn er bringt eine Schilderung von drei Expeditionen, welche zur Erforschung dieser Theile der Erde von Schweden aus in wissenschaftlicher Beziehung unternommen wurden; zwei aus den Jahren 1861 und 1864, zumal die erstere, in ausführlicher Schilderung, während von der dritten 1868 ausgeführten, nur ein summarischer Bericht vorliegt, weil die ausführlichere Darstellung noch nicht völlig ausgearbeitet und im Druck vollendet war: sie wird uns hoffentlich nicht vorenthalten bleiben, und später in einem eigenen Bande gegeben werden. Dieser Wunsch wird sich einem Jeden aufdrängen, welcher die hier ausführlich gegebene Beschreibung der beiden andern Expeditionen genauer verfolgt: denn sie enthält des Interessanten und Anziehenden gar Vieles, sie führt der wissenschaftlichen Forschung auf den verschiedenen Gebieten der Naturkunde so manche neue Ergebnisse zu, dass auch der Mann des Faches dabei länger zu verweilen Veranlassung findet; er wird aber nicht minder wie der

Digitized by Google

gebildete Leser von Bewunderung erfüllt sein gegen die Männer, welche zu Nutz und Frommen der Wissenschaft, zur Erweiterung der Erdkunde wie zur Bereicherung der Naturkunde, eine solche Reise unternahmen, die mit Gefahren jeder Art verknüpft, einen gleich hohen Grad moralischer wie physischer Kraft erheischt, um nicht in diesen Gefahren, wie sie jeder Tag und jede Stunde bringt, und in den ungeheuern damit verbundenen Anstrengungen zu unterliegen. Wir finden aber, wenn wir diese Schilderung lesen, dass der Muth und die Ausdauer dieser Männer in diesem steten Kampfe mit der Natur eher gesteigert ward als abgenommen, und dass sie unbedenklich ihr Leben jeden Tag einsetzten für die Erreichung der Zwecke, welche das Ziel des ganzen Unternehmens bildeten.

Es galt nemlich zunächst eine umfassende physikalische Untersuchung Spitzbergen's und seiner Küsten, so wie, wo möglich, eine weitere geographische Excursion nach Norden und Nordosten, die insbesondere zur Lösung der grossen Frage beitragen sollte, ob am Pol ein offenes Meer sei oder nicht. Die noch gar nicht näher untersuchte und bekannte Geologie von Spitzbergen, des Festlandes wie der Inseln, die Gletscherwelt daselbst, die Thier- und Pflanzenwelt, magnetische und meteorologische Beobachtungen und Anderes in das Gebiet der Physik Einschlägige, Gradmessungen u. s. w. diess Alles sollte in den Kreis der Erforschung gezogen werden. Wir werden sehen, in wie weit diese Zwecke auch wirklich durch diese Expeditionen erreicht wurden, deren oberste Leitung dem Manne anvertraut ward, welcher den Anstoss zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte, Otto Torell, der auch insbesondere durch die schon vorher gemachten Reisen nach Island, Grönland, Spitzbergen, so wie durch seine wissenschaftlichen Studien dazu berufen war. Auf seine der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm eingereichten und von dieser befürworteten Vorschläge kam die Expedition, theils aus Staatsmitteln, theils durch Privatunterstützung, so wie durch die Opferwilligkeit der Theilnehmer, welche die Reise nach dem Abfahrtsort und zurück, so wie den Unterhalt an Bord aus eigenen Mitteln bestritten, zu Stande; neben dem Leiter des Ganzen erscheint noch insbesondere thätig der Professor Nordenskiöld, welcher die geologischen Untersuchungen und geographischen Ortsbestimmungen leitete, und der Magister Chydenius als Physiker; ihnen hätten sich noch eine Reihe von andern Gelehrten für die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften angeschlossen, während die Bemannung der beiden für diese Reise angekauften Segelschiffe (Aeolus und Magdalena) grossentheils aus Normannen bestand, die auch hier wieder ihren alten Ruf als kühne und ausdauernde Seefahrer bewährten; sie waren zum grösseren Theil in Tromsö, einem an der nördlichen Küste von Norwegen gelegenen Orte, wo am 15. April 1861 sich alle Theilnehmer eingefunden hatten, gedungen worden und rechtfertigten die in sie gesetzten Erwartungen. Nachdem alle Zurüstungen beendet waren,

Digitized by Google

erfolgte die Abfahrt am 9. Mai: schon am 12. kam die Bäreninsel in Sicht, was zu einigen Erörterungen über die klimatischen Verhältnisse dieses Eilandes Veranlassung gibt: hier schon stiess man auf Eis, mit dem man auf der Weiterfahrt nach Spitzbergen viel und lange zu kämpfen hatte: die grösseste Vorsicht war bei diesem Segeln durch Treibeis oder grösseren und kleineren aufgehäuften Eisstücken nothwendig. „Das Eis selbst, lesen wir S. 29, verfehlte nicht auf unsere ungewohnten Augen einen neuen eigenthümlichen Eindruck zu machen. Wie sehr auch manche Reiseschriftsteller die Grösse und die vielgestaltigen Formen der Eisstücke übertrieben haben, das Schauspiel fesselt uns doch wunderbar. Man glaubt eine weite Schärenflur schwimmender Inseln vor sich zu haben im mannichfachen Wechsel von Formen und Farben. Bald ist es ein von zwei unförmlichen Pfeilern getragener Block, nicht unähnlich einem Riesenmonumente, bald ein ungeheurer Pokal oder ein Schiffssegel. Jetzt erscheint ein Tisch oder Pilz mit smaragdgrünem Fuss und schöngestaltetem schneeweissem Hute, bald darauf ein Schwan mit graziösem Halse und weissen Schwingen. Oft ist die Oberfläche der Eisstücke wagrecht und eben, oft aber das eine Ende heruntergedrückt und das andere steht zerklüftet in die Höhe. Die Bruchflächen wechseln von Blau zu Grün; Schnee bedeckt die Oberfläche, zuweilen auch ein schmutziger, erdiger Grus der Küsten, von welchen die Eisblöcke ausgegangen sind. Auch wenn das Meer ruhig ist, gleiten doch diese Erscheinungen mit den Strömungen an uns vorüber. Bald liegt das seltsame Bild in den Strahlen der tiefstehenden Mitternachtssonne vor uns, bald hier und da in den Nebel des arktischen Meeres gehüllt. Wenn die Wellen, unermüdlich an den Blockkanten leckend, einen Theil des Eises fortspülen, entstehen jene sonderbaren Gestaltungen: nach obenhin überhangende Massen, unter der Oberfläche des Wassers aber vortretende Spitzen und Kanten, dem unvorsichtigen Schiffer heimlich Verderben bereitend."

Schon am 21. Mai war die lang gestreckte Insel Prinz Charles Vorland erreicht und am folgenden Tag Amsterdam-Eiland; es erfolgte alsbald auch die weitere Fortsetzung der Fahrt entlang der Nordküste von Spitzbergen und deren verschiedenen Bayen, verknüpft mit einzelnen Bootfahrten zu näherer Untersuchung, bis man nach Ueberwindung grosser Schwierigkeiten in der Treurenberg-Bai am 7. Juni vor Anker gehen konnte. Zwei Abschnitte, das vierte und fünfte Capitel sind dem längeren Aufenthalt, welcher durch die Unmöglichkeit herbeigeführt ward, bei der Macht des Eises durchzudringen, gewidmet, sie enthalten eine Reihe von anziehenden Bildern des Lebens in diesen von Eis umstarrten Regionen, so wie selbst von einzelnen Abenteuern, welche Bären- und Wallross-Jagd herbeiführte. „Mit dem Beginne des Juli, lesen wir S. 107, stellte sich auch der Sommer ein und zwar mit jener erstaunlichen Schnelligkeit, von der sich ein Bewohner südlicher

Digitized by Google

Regionen kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Der Schnee, der noch in den letzten Tagen des Juni Berg und Thal einhüllte, so wie das Eis in dem Innern der Bucht schienen mit ihrer Mächtigkeit der geringer Wärme des arktischen Sommers Trotz bieten zu können. Aber wir waren bald Zeugen, wie selbst unter dem 80. Breitengrade die Sonne Wunder bewirken und gleichsam mit einem Zauberstabe die schlafende Natur zum Leben erwecken kann. Die Kante der Eismassen, von Dünnung und Wogenschwall untergraben, brach und stürzte ins Meer. Das Grundeis wurde von den Wogen und Sonnenstrahlen angefressen und verzehrt, es theilte sich in gewaltige Blöcke, die mit ungeheurem Krachen in die Tiefe stürzten. Fast stündlich konnte man wahrnehmen, wie die kahlen Flecke an den Abhängen und auf den Ebenen grösser und grösser wurden. Wo man eben noch mit Schneeschuhen umhergeschweift, brausten reissende Ströme hernieder, das Erdreich und Gerölle von den Terrassen und Abhängen mit sich führend. Immer grösser wurden die Wasseransammlungen auf dem Flachlande. Sie erschwerten die Excursionen und bereiteten Manchem von uns ein unfreiwilliges Bad in dem eiskalten Wasser. Die Blumen begannen hastig zu spriessen, Blätter und Blüthen zu treiben, und die Botanisirkapsel wurde hervorgesucht. Mit einem Wort: der Frühling hatte sein Werk vollendet und der Sommer war da. Die Temperatur stieg nun zuweilen auf + 11° C. im Schatten; das energische Licht blendete unsere Augen; die Wärme wurde bei den Arbeiten im Sonnenschein drückend, und die niederen Luftschichten verloren in Folge des Höhenrauches ihre Durchsichtigkeit."

Durch diesen längeren unerwünschten Aufenthalt in Treurenbergbai ward aber auch der früher gefasste Plan, weiter bis zu den noch unbekannten Regionen des höchsten Nordens von da vorzudringen vereitelt; das Eis, das die Schiffe so lange Zeit eingeschlossen, und das nun in Bewegung gekommen war, machte ein weiteres Vordringen auf festem Eise durch eine Schlittenfahrt, zumal bei der schon so vorgerückten Jahreszeit, unmöglich und nöthigte zum Aufgeben des ursprünglich gefassten Planes einer Eisexpedition; s. S. 126 ff. Einen Ersatz dafür boten gewissermassen die von den Männern, die das Ganze leiteten, zunächst von Torell und Nordenskiöld, wie von Chlydenius unternommenen Bootfahrten, durch welche die Westspitzbergen von dem Nordostland trennende Hinlopenstrasse und die westliche und nördliche Küste des Nordostlandes genau untersucht und geographisch bestimmt wurde, auch wurden ansehnliche Sammlungen von Mineralien und Versteinerungen gemacht, auf deren Grund sich eine Geologie dieser Gegenden des höchsten Nordens bearbeiten lässt, während die zoologischen und botanischen Arbeiten nicht minder betrieben wurden, und auch nicht ohne reiche Ausbeute blieben. Wir können, ohne den uns zugemessenen Raum zu überschreiten, nicht in das

Digitized by Google

Detail dieser Fahrten eingehen, und eben so wenig die weitere Schilderung der Fahrt des einen der beiden Schiffe (Magdalena) längs der Westküste von Spitzbergen verfolgen; die mehrfach vom Schiff aus an das Land gemachten Excursionen, die mancherlei damit verbundenen Jagdabenteuer liefern interessante Schilderungen des Lebens in diesen nordischen Regionen. Von einer solchen, in der Wijde Bai gemachten, mit dem Ersteigen der Gletscher verbundenen Excursion wird die Rückkehr S. 249 in folgender Weise beschrieben: „Die Rückkehr zu unserem Schiffe Nachts war, wie dieser ganze Ausflug von dem herrlichsten Wetter begünstigt. Wer kennt nicht den Reiz einer Ruderfahrt über einen spiegelblanken See in einer stillen Sommernacht! Aber wer könnte sich eine Vorstellung von einer Sommernacht machen auf dem friedlichen Wasser der „Weiten Bai", welche rings von hohen Gebirgen und leuchtend weissem Eiswasser eingeschlossen wird. Die Sonne steht hoch am Himmel, ihre blendenden Strahlen verbreiten eine angenehme Wärme und dennoch gibt Alles zu erkennen, ohne dass man anzugeben vermag, wodurch, dass nicht der Tag, sondern die Nacht um uns waltet. Still und ruhig ist diese Natur immer; der Lärm und das Geräusch des Tages machen sich hier selten bemerkbar; aber sei es, dass das Sonnenlicht, trotz alles seines Glanzes gedämpfter ist, oder dass es nur eine Folge unserer eigenen Stimmung, wir können jenes unnennbare Gefühl von Frieden und Ruhe, welches die Stille der Sommernacht so gerne mit sich führt, nicht für eine blosse Einbildung halten. Ohne jede Unterbrechung ist freilich diese vorherrschende Stimmung nicht. Noch lange, wenn wir uns mit regelmässigem Ruderschlage entfernen, hören wir das Gebrause eines schäumenden Flusses, der über die Felsen des Strandes sich beinahe unmittelbar in das Meer stürzt; oft vernimmt man das seltsame Schnaufen eines Walfisches, welcher in meilenweiter Entfernung seinen schönen und weissen Wasserstrahl emporbläst — auch er befindet sich wie wir in dem Kerker des ihn einschliessenden Eises — und zuweilen vernehmen wir das Echo der stürzenden Gletscher, wie es donnerähnlich die senkrechten Felswände auf der andern Seite des Fjordes entlang rollt." Die weitere schöne Beschreibung dieser Wijde-Bai mag der Leser lieber im Buche selbst nachlesen; die hier mitgetheilten Proben mögen dazu einladen. In ähnlicher Weise werden die andern Buchten von Westspitzbergen geschildert, die Magdalenen-Bai, die Cross- und Kings-Bai, der Eisfjord u. w. w., und im sechzehnten Kapitel noch ein geschichtlicher Ueberblick über Spitzbergen, die verschiedenen Ueberwinterungen u. s. w. gegeben; ein siebenzehntes Kapitel bringt die Rückkehr nach Norwegen, welche am 27. September zu Tromsö erfolgte.

Auf diese Weise war die nähere Erforschung von Spitzbergen nur zu einem Theile ausgeführt: einer zweiten Expedition war es vorbehalten, in ähnlicher Weise auch die noch übrige Ostseite von Spitzbergen zu untersuchen: diese zweite Expedition fand im

Digitized by Google

Jahre 1864 statt unter der Leitung desselben Gelehrten (Nordenskiöld), welcher schon der erstern beigewohnt hatte, sie nahm ihren Ausgang von demselben Tromsö, aber in etwas späterer Jahrszeit, zu Anfang Juni, weil erst in der zweiten Hälfte des Sommers der demnächst hier in Betracht kommende Storfjord vom Eise frei wird und dadurch eine Beschiffung möglich ist; ein gut gebautes Schiff: „Axel Thordsen" war zu diesem Zweck auf vier Monate gemiethet worden. Ueber die Bäreninsel, die auch jetzt wieder besucht ward, erfolgte die Fahrt nach der Westküste, zuerst nach dem Eisfjord und von da weiter die ganze Westküste entlang südwärts, mit einem Besuch des Bel- und des Horn-Sundes; am 6. August war es gelungen, am Südcap vorbei zu schiffen und dann nordwärts in den Storfjord einzudringen; als äusserster Punkt, der nach Norden zu erreicht wurde, erscheint der weisse Berg, von dessen Gipfel aus eine grossartige Aussicht sich öffnete, die aber auch zugleich von der Unmöglichkeit überzeugte, weiter nach Norden wie nach Osten vorwärts zu dringen; ostwärts, in etwa zwanzig Meilen Entfernung erschien ein hohes Gebirgsland mit zwei die übrigen Berge überragenden Kuppen: es war das 1707 vom Commandeur Giles entdeckte, seitdem ganz vergessene und in den neueren Karten selbst übergangene Land: aber zwischen diesem Land und Spitzbergen lag ein von grossen, zusammenhängenden Eisfeldern bedecktes Meer, das offenbar von keinem Schiffe durchsegelt werden konnte. So musste der Plan einer weiteren Fahrt aufgegeben werden. Im Uebrigen bot die Aussicht von diesem Berge einen weiten Blick, eben so wohl nordwärts nach den Bergen von Norstostland als nach der bei der vorigen Expedition erforschten Hinlopenstrasse. „Das Innere des Landes lag ebenfalls vor unsern Blicken da, eine endlose, unermessliche Schneewüste, aus welcher hier und da eine dunkle, gegen den blendend weissen Grund stark contrastirende Felsmasse herausragte. Erst weiter im Westen und Nordwesten erschienen mehr zusammenhängende Bergketten. Ueberdies war die ganze West- und Nordküste des Storfjordes sichtbar und der nördliche Theil von Barent's Land, dessen äusserste Spitze aus einem bedeutenden, steil ins Meer abstürzenden, stark zerklüfteten Schneeberge besteht. Zu unsern Füssen lag der kleine von norwegischen Walrossjägern im Jahre 1858 entdeckte Sund, welchen wir mit dem schon auf holländischen Karten vorkommenden Namen Helissund bezeichnet haben", u. s. w. (S. 473 und 474). Unter solchen Verhältnissen musste man an die Rückkehr denken: am Morgen des 13. September ward in einem Boote Tromsö erreicht, das Schiff selbst lief am Abend des folgenden Tages ein. Dass es übrigens auch bei dieser Expedition an mancherlei Abenteuern nicht fehlte, dass die Fahrt durch das Eis oft mit den grössesten Gefahren verbunden war, aus denen nur ungemeine Anstrengung und eine gleiche Vorsicht einen Ausweg finden konnte, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung: man wird die Schilde-

Digitized by Google

rung Alles dessen mit gleicher Theilnahme und mit gleichem Interesse durchlesen.

Von der dritten im Jahr 1868 unter Leitung desselben Professor's Nordenskiöld auf dem von der Regierung zur Disposition gestellten Schraubendampfschiff Sophia ausgeführten Expedition konnte, wie schon oben bemerkt, der noch nicht gedruckte ausführliche Reisebericht nicht vorgelegt werden, wohl aber wird ein Auszug daraus gegeben, welcher die Bedeutung dieser Expedition und die gewonnenen Ergebnisse darlegt. Ein weiteres Vordringen nach Norden über 81° 16′ hinaus war auch diesesmal nicht möglich in Folge der undurchdringlichen Eismassen, welche zur Umkehr nöthigten.*) Auch der Versuch, um die vermuthlich eisfreie Südspitze Spitzbergens herum, Giles' Land zu erreichen, scheiterte an den gleichen Hindernissen: grosse Treibeisfelder versperrten den Weg vollständig. Am 20. October kehrte das Schiff nach Tromsö zurück, das man am 20. Juli verlassen hatte. So war die Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens nach Norden zu dem Pol von Spitzbergen aus während der Sommermonate auch durch diese Expedition erwiesen worden, selbst angenommen, dass man, wäre das Jahr 1868 in Betreff der Eisverhältnisse nicht ein aussergewöhnlich ungünstiges gewesen, noch weiter selbst über den 83. Grad hinaus hätte gelangen können: „aber, wird hinzugefügt, wir haben uns gleichzeitig überzeugt, dass selbst im Herbste ein weiteres Vorschreiten bald durch undurchdringliche Massen zerbrochenen Eises gehindert wird. Dabei ist die Fahrt in dieser Jahreszeit zufolge der Kälte, Dunkelheit und der dann herrschenden Winde und Schneestürme und des schweren Seeganges mitten im Treibeise so gefährlich, dass das Risico, welches man über sich nimmt, keineswegs der geringen Aussicht auf einen Erfolg entspricht." — „Der einzige Weg, den man mit der Aussicht den Pol zu erreichen, betreten mag, ist der von den berühmtesten arktischen Autoritäten Englands vorgeschlagene: nach einer Ueberwinterung bei den Sieben Inseln oder im Smittsunde, im Frühlinge auf Schlitten nordwärts vorzudringen" (S. 510).

Die Frage nach der wirklichen Beschaffenheit des Polarmeeres scheint daher auch in so weit gelöst, als dasselbe nicht als ein offenes betrachtet werden kann, sondern dass es vielmehr mit einer zusammenhängenden Eisdecke bedeckt ist, welche dem Vordringen eines Schiffes unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. In Folge der vorgenommenen Tiefmessungen stellte es sich aber weiter heraus, „dass Spitzbergen in gewissem Sinne als eine Fortsetzung der Skandinavischen Halbinsel angesehen werden kann, da diese Inselgruppe von Norwegen durch keine grösseren Tiefen (nicht über 300 Faden) getrennt wird, während man am Ende nördlich und

*) Oeffentlichen Blättern zufolge ist es auch dem neuesten Nordfahrer Lamond nicht gelungen über den 80. Grad nördlicher Breite vorwärts zu dringen.

Digitized by Google

westlich von Spitzbergen Tiefen bis zu 2000 Faden und darüber misst" (S. 501).

Wir haben im Vorstehenden es versucht, unsern Lesern eine Vorstellung von dem reichen Inhalt des Werkes zu geben, und durch einige Proben auch den Reiz der Darstellung erkennen zu lassen: wir haben nun noch der besonderen Zugaben zu gedenken, mit welchen dieser Band ausgestattet ist. Es gehört dahin ein genaues Verzeichniss der gesammten Spitzbergen betreffenden Literatur, in der Angabe aller auf die Kunde dieses Landes in naturhistorischer Hinsicht bezüglichen Schriften, Abhandlungen, Aufsätze u. dgl., so wie ein genaues Verzeichniss der dort vorkommenden Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten u. s. w., der Phanerogamen, Moose, Flechten u. dgl. S. 511–518; dann aber sind insbesondere zu nennen die zahlreich auch diesem Bande beigegebenen Illustrationen, theils in grösseren Darstellungen, welche landschaftliche Bilder, namentlich auch Gletscher, so wie Thierbilder (Seehunde, Walrosse) enthalten, theils in kleineren, dem Text eingedruckten Bildern, welche eben so auf kleinerem Raume landschaftliche Bilder wie Thierbilder, Jagdscenen u. dgl. bringen. Die künstlerische Ausführung wird gewiss eben so befriedigen als überhaupt die äussere Ausstattung dieses Bandes in Druck und Papier. Endlich fehlt auch nicht eine genaue, nach den Aufnahmen der Theilnehmer an diesen Expeditionen, zunächst von N. Duner und Nordenskiöld, ausgeführte Karte von Spitzbergen, die allerdings nothwendig ist, um die Fahrten der Expeditionen, wie sie in dem Texte beschrieben sind, genauer verfolgen zu können.

Die Philippinen und ihre Bewohner. Sechs Skizzen. Nach einem im Frankfurter geographischen Verein 1868 gehaltenen Cyclus von Vorträgen. Von Dr. C. Semper, Professor in Würzburg. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung 1869. 143 S. in gr. 8.

Der Inhalt dieser Skizzen ist aus eigener Wahrnehmung während eines mehrjährigen Aufenthaltes auf den Philippinen hervorgegangen: er wird um so mehr Beachtung verdienen, je weniger wir, auch in den letzten Zeiten, über das merkwürdige, der spanischen Herrschaft noch unterworfene Inselland, näher unterrichtet worden sind, und daher jede derartige Belehrung nur erwünscht sein kann, zumal wenn sie, wie diess bei diesen Vorträgen der Fall ist, einen wissenschaftlichen Charakter durchweg an sich trägt, und durch eine angenehme und fliessende Darstellung sich empfiehlt, abgesehen von dem vielfach Neuen und Interessanten, das sie über diese Landstriche und deren Bewohner mittheilt. Die erste Skizze hat es mit den Vulkanen der Philippinen zu thun und zeigt uns

Digitized by Google

deren Bedeutung wie deren Umfang, während die zweite Skizze über die Riffe und das Leben am Meere sich verbreitet; die dritte wendet sich einer Darlegung des Klima's und des dadurch bedingten organischen Lebens zu. Der Verf. bezeichnet das Klima dieses Archipels als ein tropisch insulares, welches durch einen vollständigen Mangel aller schroffen Gegensätze in der Temperatur, hohe mittlere Jahreswärme, grosse Regenmenge und Feuchtigkeit der Luft, so wie in gewissen Perioden wechselnde Windesrichtung sich kund gibt, was aus der geographischen Lage dieser Inseln sich indessen erklärt. Der Verf. geht näher auf das Einzelne ein, und knüpft an diese Erörterung eine weitere Schilderung des Einflusses, welchen ein solches Klima auf die vegetabilischen Producte des Landes äussert. „Grosse Ueppigkeit des Pflanzenwuchses ist hier die Folge des gleichmässig warmen und sehr feuchten Klima's. Undurchdringlicher tropischer Wald bedeckt bis auf die höchsten Spitzen der Berge hinauf das Land; und in den Ebenen und Thälern, um die Dörfer der Eingeborenen herum erzeugen sich die bekannten tropischen Naturpflanzen. Cacao und Indigo, Caffe, Baumwolle, im Süden selbst Canehl, welcher in Mindanao wild zu wachsen scheint, dazu die Mangabäume, die Cocospalmen und Bananen und viele andere Fruchtbäume gedeihen in üppigster Fülle. Bald halten sie sich, wie die Manga, Caffe, Indigo und Cacao, an besondere Jahreszeiten zur Reifung ihrer Früchte; oder sie geben, wie die Cocospalmen und die Bananen, dem Eingeborenen eine nie versiegende Quelle schmackhafter Nahrung. Schärfer fast als die einheimischen Pflanzen und Bäume, drückt sich in dem Anbau der eingeführten Nutzpflanzen der Einfluss des Klima und seine periodischen Erscheinungen aus" (S. 40); und es veranlasst diess den Verf. näher in eine Schilderung von dem Anbau des Zuckerrohrs, des Tabaks, wie des für das Leben der Bewohner so wichtigen Reisbaues einzugehen, und daran noch weitere Bemerkungen über die Thierwelt, insbesondere die zahlreichen Seethiere und den Fischfang zu knüpfen. Die ganze Darstellung ermangelt nicht des vielfachen Reizes. Mit der nächsten, vierten Skizze wendet sich der Verf. dem Menschen zu, und schildert zuerst die Negrito's und die heidnischen malayischen Stämme, die ältesten Bewohner dieser Inselgruppe, dann in der folgenden Skizze die Muhamedaner und den Anfang der christlichen Periode, in der sechsten und letzten die neueste christliche Zeit. Dass auch diese Abschnitte kein geringeres Interesse gewähren, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung, zumal der Verf. auch in die Handelsverhältnisse, wie sie sich jetzt dort zu gestalten beginnen, näher eingegangen ist. Der Verf. zeigt, wie die Ausfuhr in stetem Steigen begriffen, bereits die Einfuhr übersteigt. „Jetzt, ruft er aus, ist die Zeit eines gesunden Handels gekommen. Zwar mögen immer noch monopolistische Neigungen oder schutzzöllnerische Vorurtheile der Spanier dem fremden d. h. nicht spanischen Handel allerlei Hindernisse in den Weg zu legen versuchen und so den Verkehr auf einer

Digitized by Google

niedrigeren Stufe erhalten, als vielleicht nach den im Boden vergrabenen Reichthümern des Landes zu erwarten wäre. Aber es sind doch endlich die Philippinen ganz und voll in die Reihe der producirenden und damit auch consumirenden Länder getreten. Nun erscheinen Manila und mit ihr die andern seit einiger Zeit geöffneten Häfen nicht mehr als Entrepotplätze für einen nur durch zufällige Umstände oder künstlich dem Handel aufgedrängte Richtungen hervorgerufenen Austausch der Waaren fremder Nationen, sondern als die natürlichen Ausfuhrhäfen eines von der Natur aufs Reichste ausgestatteten Landes" (S. 88).

Noch haben wir der mit etwas kleinerer Schrift gedruckten Anmerkungen zu gedenken, welche von S. 92 an diesen Skizzen beigefügt sind, und über einzelne in denselben berührte Punkte, namentlich naturwissenschaftlicher Art, sich näher und ausführlicher verbreiten; wir erinnern nur an den in diese Anmerkungen und zwar zur dritten Skizze aufgenommenen Aufsatz des Prof. G. Karsten in Kiel, welcher nach dem von dem Verf. in diesen Skizzen beigebrachten Material sich über das Klima der Philippinen verbreitet und die Resultate der Beobachtungen zusammenstellt Seite 111—130. Die beiden dem Werke beigefügten Karten sind erwünschte, ja nothwendige Zugaben. Druck und Papier sind sehr befriedigend.

Das gelehrte Schulwesen Kreuznach's in geschichtlichen Umrissen von Dr. Gustav Wulfert, Director des königl. Gymnasiums zu Kreuznach. Kreuznach 1869. R. Voigtländer's Buchdruckerei. 30 S. in gr. 4.

In dieser Schrift, die eine Beigabe zu dem diessjährigen Programm des Gymnasiums zu Kreuznach bildet, finden wir einen sehr werthvollen, aus meist bisher nicht benutzten Quellen unmittelbar hervorgegangenen Beitrag nicht blos zur Geschichte der Stadt, die hier zunächst in Betracht kommt und der in ihr blühenden gelehrten Anstalt, sondern auch zur deutschen Gelehrten- und Culturgeschichte überhaupt, die in ihrem Gesammtumfang wie in ihrer Fortbildung nur dann gehörig dargestellt werden kann, wenn sie auf die Grundlage solcher quellenmässigen Monographien, wie die vorliegende, sich stützen kann. Die Einleitung, indem sie ein schönes Bild von der Lage der Stadt vorführt, geht in die älteste Zeit ihrer Gründung zurück, als die Karolinger, insbesondere Ludwig der Fromme, auf der hier gegründeten Burg verweilten, und später, am 30. August 1065 Heinrich IV. den in der Nähe der Burg entstandenen Ort, vermuthlich die heutige Altstadt, dem Bisthum Speier als Eigenthum übergab, von welchem dann im dreizehnten Jahrhundert die Grafen von Sponheim zu ihren Besitzungen auf der linken Seite der Nahe auch noch die auf der rechten Seite gelegene bischöfliche Stadt gewannen und damit die eigentlichen Gründer der Stadt geworden

Digitized by Google

sind, indem sie die zu beiden Seiten des Flusses gelegenen Orte durch eine Brücke, sowie durch eine das Ganze umfassende Ringmauer, die mit Thürmen und Graben versehen war, zu einer Stadt verbanden, welche sie mit besonderen Rechten, sowie auch mit frommen Stiftungen aller Art reichlich bedachten. Einem dieser Grafen, Johannes I., verdankt auch das Karmeliterkloster seine Stiftung am 21. Januar 1281: bei seiner Aufhebung im Jahre 1564 wurden die Räumlichkeiten desselben wie die Einkünfte dem neu gegründeten Pädagogium überwiesen, dessen Eröffnung sich freilich noch einige Jahre hinzog, auch im folgenden Jahrhundert (1623) unterbrochen ward, als unter spanischer Regierung die Karmelitermönche wieder sich in den Besitz setzten, bis durch spätere Verträge (1652) die Sache regulirt ward. Die Karmeliter blieben im Besitze des Kloster's, in dessen Nähe ein reformirtes Pädagogium erstand, das aber schon im Jahre 1689 der Zerstörung durch die Franzosen unterlag: es erfolgte dann die Erbauung eines neuen Schulhauses in der Klappergasse, welches am 10. Sept. 1706 feierlich eingeweiht ward. Ueber die Zustände dieses reformirten Pädagogiums während des achtzehnten Jahrhunderts erhalten wir in dieser Schrift nähere Nachrichten; auch wird am Schluss noch aus zwei gedruckten Programmen des Jahres 1696 und 1706 Einiges über die mit dem feierlichen Schlussact verbundene dramatische Aufführung (nach der Sitte jener Zeit) mitgetheilt, nebst etlichen von Schülern vorgetragenen Gedichten, welche das Lob der Stadt Kreuznach preisen, und jedenfalls für den Geschmack und Ton jener Zeit charakteristisch genug sind, um hier als Proben dieser Schulpoesie eine Stelle zu finden.

Dieser Darstellung des alten reformirten Gymnasiums geht aber voraus noch eine andere Erörterung, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, S. 10—17 unter der Aufschrift: „Dr. Faust, als Schwarzkünstler, als Rector in Kreuznach." Die Veranlassung dazu gibt eine Notiz des Trithemius, wornach das in der Stadt Kreuznach erledigte munus scholasticum auf Franz von Sickingen's Empfehlung an Faust übertragen worden, der übrigens nur kurze Zeit in Kreuznach verweilte, da er unmittelbar vor Ostern 1507 eingezogen, bald darauf wieder verschwunden war, wie die Angabe desselben Trithemius besagt, bei dem er „Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior" genannt wird. Es entsteht freilich hier die Frage, ob dieser Georg Sabellicus Faust mit dem der Sage, dem Johann Faust, für identisch zu halten ist: man wird diese Frage nach der hier gegebenen Beweisführung kaum anders als bejahen dürfen. Eine weitere Fortsetzung dieser Erörterungen über das gelehrte Schulwesen von Kreuznach wird nur erwünscht sein können, zumal bei dem innigen Zusammenhang, in welchem dieser Gegenstand mit der ganzen Geschichte der rheinischen Pfalz steht, welche noch mancher Vorarbeiten, noch mancher quellenmässigen Erforschung bedarf, namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht. **Chr. Bähr.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

I. Dr. Paul Hinschius. Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland. I. Band. Berlin 1869 und zwar dabei dessen Darstellung in der Encyclopädie der Wissenschaft von Dr. Franz von Holtzendorff nämlich „Das canonische Recht im Mittelalter", und „Das Kirchenrecht".

II. Eine kurze Anzeige des Werks von Franz von Holtzendorff in Berlin Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer und alphabetischer Bearbeitung, herausgegeben unter Mitwirkung vieler nahmhafter Rechtsgelehrten. Berlin 1870.

I. Die geschichtlichen Verhältnisse vorurtheilsfrei zu prüfen, besonders von jener Zeit her, die sie selbst nicht kritisch prüfen konnte oder wollte, ist der Zweck der Gelehrten unserer Zeit. Es gilt dieses besonders von den ersten christlichen Jahrhunderten. Man ist kaum berechtigt, von den Fabeln der alten Zeit zu sprechen, am wenigsten im Kirchenrecht, wo die Irrthümer der ersten Zeit durch gründliche Schriften dargethan sind. Wir müssen selbst in der Kirchengeschichte des ersten Jahrtausends den Titel des Werkes unseres Freundes und Landsmanns von Döllinger tadeln „Papstfabeln des Mittelalters", so gründlich uns seine Arbeit, wenn auch von vielen theilweise widerlegt, sein mochte.

Das vorliegende kirchenrechtliche Buch von Hinschius loben wir, weil es das katholische und protestantische Kirchenrecht getrennt hat: aber auch tadeln dürfen wir es, weil es auf Deutschland angewendet ist bei einem Institut der Welt. So ist einst der Gallicanismus entstanden durch den Nationaleigensinn der Franzosen. Es war früher von den Päpsten wohlgethan, lieber den Fürsten Etwas zu concediren, als die Allgewalt verweltlichter Bischöfe im Mittelalter zu begünstigen. Aber Unrecht hatten die Franzosen, für sich den liber diurnus, namentlich für die Suprematie der Könige und französischen Nation zu gebrauchen. Man hat eigentlich nur einen einzigen Druck dieses Buches von Garnerius. Rozière hat den zweiten Druck veranstaltet, und die Geschichte der Handschriften und gedruckten Arbeiten im chap. 4 seiner introductio gegeben. H. Hinschius muss bei einer zweiten Auflage einen Nachtrag zur Schrift von Hoffmann Seite 220 machen.

Indem wir nun zu dessen Arbeit übergehen, aber nur die erste Hälfte des ersten Bandes beurtheilen können, wollen wir einen Ueberblick seiner hier dargestellten Lehren geben. Der erste Abschnitt gibt den Eintritt in die Hierarchie, die Voraussetzungen der Ordination, die Incapacität und Irregularität, die Ordinationstitel, die Fähigkeit zur Ertheilung der Ordination, die Befugniss

Digitized by Google

dazu, die Ertheilung und Wirkungen der Ordination, den spirituellen Character, die Standesrechte und Standespflichten der Geistlichen. Im zweiten Abschnitt kommt der zur Leitung der Kirche bestimmte Organismus, die hierarchia ordinis und jurisdictionis, die einzelnen Aemter und Stufen, der Papst und was dazu gehört.

Im Uebrigen verweisen wir des Systemes wegen auf Holtzendorff's Encyclopädie, wohin auch Hinschius uns verwiesen hat.

Im Allgemeinen kommt es in Deutschland sehr auf die Richtung des Schriftstellers an, auf seine philosophische Ansicht, subjective Ueberzeugung und namentlich waren die Katholiken selten mit den Vorstellungen protestantischer Schriftsteller zufrieden. So sagt uns H. Hinschius „Auf eine allseitige Verständigung mit den Anhängern der katholischen Kirche verzichte ich von vornherein — aber in Beziehung der katholischen Kirche zum Staat will ich eine Bevormundung der Kirche durch den Staat nicht."

Wir geben gern zu, dass es auch eine paritätische Staatsverwaltung nicht gibt, auch keine gemischte Sachen, und dass die Kirche in eigentlichen Kirchensachen den Staaten niemals unterworfen ist. Schon darauf beruht das Princip der Verträge der Kirche mit den Staaten.

Mit Recht hat daher schon Richter hervorgehoben den Unterschied, ob der Schriftsteller über Kirchenrecht Katholik oder Protestant ist. Unsere neueste Darstellung die 4. des Kirchenrechts ist aus dem katholischen Standpunkt gegeben.

Am wenigsten soll man von den modernen philosophischen Ansichten ausgehen z. B. besonders zur Begründung der päpstlichen Auctorität, und der Katholik muss annehmen die Repräsentation seiner Kirche, das Entscheidungsrecht des Papstes (nicht die Ansichten der Neueren etwa von Kant und Hegel). Dieses unabhängige Recht wird begründet nöthigenfalls ex cathedra. Der Papst übt das Recht des Petrus aus, und anzunehmen ist, dieses sei der Inbegriff seiner jurisdictio. Wo steht es, wie Hinschius behauptet, dass Walter die ganze Kirchengewalt als potestas ordinis ansieht, etwa zwischen den Zeilen des §. 14 dessen Lehrbuchs oder in der Note 6 dazu, wenn Walter behauptet, die potestas ordinis zerfalle in das magisterium, ministerium und jurisdictio, und die letztere gehe über Alles. Die moderne deutsche Philosophie darf an solche zarte von den Scholastikern wohl geordnete Punkte keineswegs streifen.

Man sieht bald, dass man die Ansichten der Modernen vor sich hat, dass die Kirche dem Staate absolut untergeordnet sei oder wie man jetzt in der II. Kammer sagt, gebt dem Staate Alles und der Kirche Nichts.

Sehr mit Unrecht führt Hinschius seine Argumente aus Herzog's Encyclopädie und keineswegs aus der Encyclopädie von Walter und Wetzer an.

So hat Hinschius vollkommen Recht hinsichtlich des Unterschieds der jurisdictio interna und externa, bei Herzog findet

Digitized by Google

man Rechtsgründliches darüber, wohl aber bei Gitzler dem Jüngeren. Der Recesent dieser Darstellung hat zuerst darauf verwiesen, und Hinschius hätte auf den Anfang zur dritten Auflage des Lehrbuchs von Rosshirt aufmerksam machen können. Mit Recht tadelt Hinschius Eichhorn I, 540 und Jacobson bei Herzog I, 635, dass sie die jurisdictio interna auf das forum internum und den engern Wirkungskreis der potestas ordinis hingeführt haben.

Dagegen wollen wir den H. Hinschius in Schutz nehmen, wenn Burchardi in seiner Hermeneutik S. 37 zwar den Vorwurf macht, dass er die Isidorische Sammlung, die das Machwerk ungläubigerweise trotz der gewaltigen Form gehabt habe, mit grosser Mühe und Einsicht zusammengetragen habe. Es ist dieses das schönste Zeichen deutscher Gründlichkeit, für die Bestrebung des H. Hinschius. Es kann daher jetzt gewiss nicht auffallen, wenn gerade unsere deutsche Jugend vom canonischen Recht nichts wissen will.

Der Organismus der katholischen Kirche liegt nach meinem Lehrbuche 4. Auflage in der Repräsentation der Kirche durch den Papst und durch die Bischöfe: man kann hierher den allgemeinen Titel im ersten Buche der Decretalen de majoritate et obedientia anwenden, denn alle müssen der Hierarchie Folge leisten.

Dass es ein absoluter Organismus ist, hat noch kein Canonist verkannt. Die Kirche ist einig durch die Worte des berühmten Thomassinus, welchen Hinschius hier nicht anführt: „Streiten wir nicht weiter darüber, ob ein öcumenisches Concil über dem Papst oder der Papst über dem Concil sei; begnügen wir uns damit, dass der Papst umgeben von dem Concil über sich selbst sich erhebt, dass dagegen das von seinem Haupte getrennte Concil unter sich herabsinkt. Thomassinus in diss. de Concilio Chalcedon. No. XIV. Orsi de Rom. pont. auctor. tit. 1. c. 15. art. 3. tit. 2. c. 20. (Rom. 1772) Bellarmin de Rom. pont. tit. 4. c. 2. Gregor XVI. der Triumph des heil. Stuhls Con. XXVI No. 7 du Peron. Mautre. Deschamp über die Unfehlbarkeit des Papstes. Deutsch. Mainz. S. 84. Der übrige Clerus und das Volk muss die definirte Wahrheit als reine Wahrheit des katholischen Glaubens definitiv glauben. Auctoritas und sein Begriff. — Die menschliche Wahrheit eigentlich Wahrscheinlichkeit kann damit durch Forschung verglichen werden.

Man kann die Worte primatus jurisdictionis mit dem primatus honoris zusammenstellen, man kann aber daraus nicht die wesentlichen und unwesentlichen Rechte des Papstes ableiten.

Der Papst theilt die jurisdictio den Territorialbischöfen mit, welche ordinarii heissen, freilich nur eine relative, die in der Delegation immer relativer wird. Dieses kommt schon vom Concilium zu Sardica her, und von der Tradition.

Die Päpste werden von den Cardinälen gewählt, und wenn es eine Zeit lang anders geschehen ist, und ein anderer als ein Cardinal Papst geworden ist, so hatte dieses eine eigene Veranlassung:

Digitized by Google

unsere Ansicht ist bestätigt durch die constit. Sixtus V. postquam verus: es bewährt dieses auch die Ständigkeit in der kathol. Kirche: im Gegensatze der Revolutionsgeschichte der Staaten, der man nur, freilich theoretisch, die Legitimität entgegengesetzt hat.

Dabei ist zu bemerken, dass Hinschius nicht gut gethan hat, die Geschichte der Kirche nach der Zeit der griechischen Kaiser, der Karolinger im Occident, der deutschen Kaiser darzustellen, denn es könnte dieses leicht auf Nationalitäten hinführen.

Wir haben diesen Punkt richtiger in unsrer Encyclopädie hingestellt und zwar nach drei Bezeichnungen:

Die Geschichte der Päpste lässt sich darstellen:

1. nach den einzelnen Jahrhunderten;

2. nach der Wirksamkeit der einzelnen Päpste, wo die bedeutenden und weniger bedeutenden hervorzuheben sind;

3. nach der Bezeichnung jener Päpste, welchen die Geschichte den Beiname „der Grosse" gegeben hat.

Am wichtigsten ist der Gedanke, dass bei mancherlei Mängeln in der Papstwahl das Princip aufrecht erhalten blieb, die Unabhängigkeit der Papstwahl von weltlichen Einflüssen. Waren diese theilweise nothwendig, wie unter dem deutschen Kaiser Otto: so war es in der That ein Nothfall.

Das Buch von Hinschius zeichnet sich dadurch aus, dass es Vieles leistet in der Literatur, auch darin, dass er Excerpte gegeben hat. Wenn Phillips in seinem fünften Bande in jeder Hinsicht zusagender ist, so zeigt sich nicht nur dessen Virtuosität, sondern auch die einfach schöne Darstellung freilich 12 Jahre vor dem Buche von Hinschius, der auch die neueste Literatur benutzen konnte. Auch hat Hinschius auf die Literatur des Auslandes nicht verwiesen z. B. den Italiener Audisio, Camillis u. s. w. Hinschius legt sehr viel auf die Darstellung, von Schulte natürlich für Deutschland, wobei er hätte bemerken können, dass der Bischof Ketteler in Mainz mit H. Schulte in vielen Punkten nicht zufrieden ist. Hinschius thut als wenn neben Phillips Schulte der einzige katholische Schriftsteller Deutschlands wäre.

Auch ist Hinschius selbst zu viel auf das moderne Staatsrecht der neuesten Zeit eingegangen z. B. S. 60. 61. Not. 1.

Doch genug — es war die Zeit jetzt nicht, auf dieses Buch Rücksicht zu nehmen, wenn nicht das eben erst dem Recensenten zugegangene Buch von Holtzendorff vor seinen Augen gelegen hätte. Auch wollte er dem Verfasser zeigen, dass er viel geleistet, aber nicht überall Recht hatte: einmal in der Geschichte des canonischen Rechts, welches nicht nur als die zweite Hauptquelle, wie er sagt im Mittelalter mit dem Gesammtrecht auch unserer Welt zusammenhängt (doctor juris utriusque), sondern welches eine ebenso grosse Bedeutung für das Christenthum hat, wie das Recht der Römer für das Recht überhaupt dann auch in der Lite-

Digitized by Google

ratur selbst, wo er die Vorzeit viel zu gering geachtet hat, besonders wenn er die theologische Literatur zum canonischen Rechte nimmt (theologia externa).

Da der Recensent gesehen hat, dass H. Hinschius die Sache selbst in bedeutendem Umfange aufgestellt hat, so hielt Recensent, der die lange Zukunft dieser Arbeit bei seinem Alter nicht erleben kann, für Recht, hier anzuzeigen, wieviel Werth derselbe auf die Arbeit unseres Verfassers legt. Am Ende dieser Darstellung noch ein paar Worte über die Bedeutung des Kirchenrechts für unsere Zeit. — Siehe auch die nächste Abhandlung über einige von Hinschius nicht angeführte Schriften des Recensenten, die ihm viele Jahre seines Lebens gekostet haben: im Vergleiche mit anderen Schriften.

II. Den Standpunkt der Encyclopädie hervorzuheben, ist nicht leicht. Jedenfalls ist es eine Uebersichtswissenschaft eines bestimmten Lehrkreises. Oft geschieht es zugleich mit der Methodologie des Studiums und jede Encyclopädie gehört mehr wie eine andere Wissenschaft ihrer Zeit an. Als die Rechtswissenschaft nicht mehr römisch und canonisch war, kamen die neueren Wissenschaften dazu, namentlich die consuetudines generales des Mittelalters, Statutenrecht oder wie sie es jetzt heissen Staatsrecht, Strafrecht, Prozess, mit einem Worte die Verfassung und Verwaltung der speciellen Theile des öffentlichen Rechts bis zum Völkerrecht. In der ersten Sammlung der nachmittelalterischen Welt heisst diese Wissenschaft eine Art Tractat, im tractatus tractatuum und in unserer Zeit gehört sie mehr den subjectiven Ansichten der Schriftsteller wie der Wissenschaft selbst an. Davon nimmt auch diese Encyclopädie ihre Stellung und sie ist gewiss eine andere, als diejenige, die der Verfasser dieser Anzeige gegeben hat in seiner Zeitschrift V. Band: ein besserer weiter ist noch darzustellen. Zeigen wir vor Allem, worin das Wesen dieser vor uns liegenden Encyclopädie besteht.

Das Werk hat zwei Theile, eine systematische Darstellung und eine alphabetische Bearbeitung. Zu der letztern gehören auch Abhandlungen, die sich nicht leicht nach ihrem Umfange in das System bringen lassen z. B. in dem heutigen römischen Recht die weitere spezielle Testaments- und Vermächtnisslehre Seite 368 des Systems der Encyclopädie. Es hängt hier natürlich Vieles von der Ansicht des Herausgebers ab. Die Sache scheint auf Deutschland berechnet zu sein, und ist es doch nicht, denn es kommt auch das canonische und Kirchenrecht im protest. Sinne und in der Rechtsgeschichte selbst als Einleitung die französischen, normannischen und englischen Rechtsquellen vor. Im Ganzen hat diese Encyclopädie das Philosophische als ersten Theil, das Geschichtliche als zweiten und das Geltende nach dem Privat- und öffentlichen Recht vor sich. Der philosophische Theil enthält eine Einleitung für Recht und Rechtswissenschaft im Allgemeinen von Prof. Ahrens in Leipzig. Der historische Theil enthält die Geschichte und Quellen

Digitized by Google

des römischen Rechts von Bruns, das kanonische Recht von Hinschius, das deutsche Recht von Brunner, einen Ueberblick über die Geschichte der französischen, normanischen und englischen Rechtsquellen von demselben und die neueren Privatrechts-Codificationen von Behrend. Der dritte Theil enthält 1) das heutige römische Recht von Bruns, 2) Deutsches Privatrecht von Behrend, 3) Handel, Wechsel und Seerecht von Endemann als Privatrecht, 4) das Kirchenrecht von Hinschius, Strafrecht von Geyer in Innsbruck, Civil- und Criminalprozess von Dr. Jahn in Göttingen, Verfassungs- und Völkerrecht von Holtzendorff und Verwaltungsrecht von Mejer.

Unter diesen Darstellungen halten wir die philosophische nicht gelungen, gelungener aber die über die Privatrechts-Codificationen von Behrend. Wollen wir dieses in einem concreten Falle zeigen. Alle philosophischen Bestrebungen führen nicht weit z. B. über Gewohnheitsrecht, Juristenrecht: dagegen der Unterschied des Privatrechts und des öffentlichen Rechts ist gerade für unser Jahrhundert grossartig. Mit Recht sagt Savigny, das Privatrecht könne nur auf historischem Wege vorschreiten, und dazu gehöre auch Strafrecht und Prozess: das öffentliche Recht sei revolutionär, wie wir die Ansicht Savigny's auffassen.

Sehr gut hat Behrend den Kampf unseres Jahrhunderts in dem Gegensatz der zwei grössten Juristen Deutschlands gegeben. Savigny und Thibaut, denn auch jeder von beiden hatte seine Schule, gewöhnlich unkenntlich bei seinen Schülern selbst: verschieden aber in der Encyclopädie und der Tendenz unserer Zeit. Der unmittelbaren Schüler Savigny's gab es viel, namentlich Theoretiker, der Thibaut's wenig, wie seine Freunde, zuletzt Guyet, Lang u. s. w., aber gross war die Zahl der mittelbaren Schüler, der Practiker.

Wir wollen hier nicht urtheilen über die Vorschläge von Behrend für Gesammtdeutschland, denn wir glauben, dass die Rechtssitte im Familien- und Erbrecht ihre Bedeutung haben und behalten müsse. Das Gefährliche unserer Zeit ist die rechtliche Gütergemeinschaft als Regel: auch viele Dinge, die in das öffentliche Recht kommen und die Controverse mit der Absolutheit der Eigenthums- das ist der Expropriation, allein in dem nachstehenden Privatrecht soll blos gezeigt werden, dass die Savigny'sche Methode der Thibaut'schen offenbar vorgeht. Wir nehmen ein Beispiel aus dem Prozessrecht — das grösste, welches die Aequität des Rechts gibt, bei den Engländern — equity. Restitution. Wiedereinsetzung. Wiederaufnahme. Alle Institute der Welt kennen dieses Verhältniss. Die Römer kannten es spezieller noch im Prozessrecht. Man konnte gegen einen Prozess Restitution haben, res judicata. Im canonischen Recht wusste man auch nichts von strictum jus und bona fides — überall war hier billiges, oft ganz formloses Verfahren, überall bona fides. So ging es selbst im Strafprozesse durch die Wiederaufnahme und Begnadigung: im Civilprozesse selbst gegen eine in einer dreifachen Richtung rechtskräftig gewordene Sentenz.

Digitized by Google

Die neueren nennen dieses Prozessrestitution. Die älteren haben die natürlichen Grundsätze der Restitution. Gewöhnlich gebraucht man das Wort ob nova. Bei dem alten deutschen Reichsgericht hatte man keine Instanzen, aber die nicht suspensive Revision. Man fragte bald ob die suspensive Restitution nicht möglich sei und deren Verbindung mit der Revision. Die Landesgerichte vereinigten beides unter den Standpunkt der Restitution. Man liest oft auch nova bei den einzelnen Beschwerden der Appellation dazu. Welche gehört nicht hierher. So hat auch die badische Prozessordnung im letzten Titel diese Restitution aufgenommen, freilich nicht historisch, sondern philosophisch nach Mittermaier's Ansicht. Die obergerichtlichen Ordnungen überhaupt haben Etwas Aehnliches von der Praxis gebildetes. Man sehe über Mittermaier sein Prozessbuch II. Theil und Weiler's Motive zum letzten Titel. Leicht ist zu finden, wie es in derselben Richtung in Frankreich geschehen ist, auch wie es jetzt in das gemeine deutsche Recht unter dem Namen Prozess-Restitution gekommen ist. Wie die moderne Philosophie sich die Sache construirt, hat John in seiner Abhandlung des Prozesses in dieser Encyclopädie gezeigt S. 624 ff. Der Recensent kennt das Verhältniss zu genau mit andern Studien und bringt es hier vor. Es scheint uns unzweckmässig, von einer Prozess-Restitution zu sprechen, wie bei Endemann und in andern Lehrbüchern. Dieser Ausdruck gehört der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts: es ist eine gewöhnliche Restitution — das Prinzip der Billigkeit. Die Geschichte des Civilprozesses ist hier weniger dargestellt wie die des Strafprozesses: jene namentlich auf das Verhältniss des canonischen Rechts (meine Beiträge).

Wir haben oben von dem grossen Gegensatze unserer Zeit einmal schon im öffentlichen und Privatrechte, dann von der Ansicht Savigny's und Thibaut's gesprochen, die mit jenem Unterschied mehr oder weniger zusammenhängt, was sich zunächst in ihren Schulen nachweisen lässt, von welchen so eben die Rede war. Die Schule der Gelehrten gehört der Savigny'schen Ansicht; der Philosophen, Gesetzmänner, Codificanten, Practiker, der Thibaut'schen. Die letztere, könnte man sagen, beherrscht die Welt. Wenn Savigny in seinem Buche „Der Besitz" zu weit gegangen ist, kam Bruns in seinem Nachtrag zum practischen Recht: und der Verfasser dieser Recension selbst wird von Bruns als ein Anhänger Savigny's angesehen, offenbar mit einer Vermittlung der practischen Richtung. Siehe Rosshirt erstes Werk über den Quasibesitz, welches Bruns selbst an die Spitze seiner grossen Anti-Savigny'schen Abhandlung gestellt hat. Rosshirt hat hier die practische Ansicht gegen Savigny hervorgehoben.

Das öffentliche Recht unserer Zeit ist mit einem Wort — die Revolution der Vergangenheit. Das ehemalige deutsche Bundesrecht existirt nicht mehr, wie es mit den Staaten über dem Main steht, weiss Niemand: der Erfolg schafft die Gegenwart, und es ist dieses nicht besser in anderen Ländern. Die Professur des

Digitized by Google

gemeinen deutschen Prozesses existirt nur als Geschichte gegen das moderne Staatsrecht: wo neben der Verfassung die Verwaltung anfängt, was eine Verordnung ist, ist ungewiss?! Was ist der moderne Staat? Die Praxis ist Terrorismus.

Wie tief das canonische Recht am Anfang dieses Jahrhunderts stand, ist bekannt: Die Katholiken in Deutschland haben sich wissenschaftlich erhoben, besonders Walter und Phillips. Das römische Recht ist allerdings die Grundlage des Kirchenrechts, es ist das Recht der juristisch logisch-theologischen Consequenz. Der katholischen Kirche wirft man Starrheit vor, und hebt bald das demokratische, bald das conservative Element der katholischen Kirche hervor. Es muss hier allerdings noch Vieles geschehen, nur geht H. Hinschius zu rasch über die Verdienste unsrer Zeit weg. Er kennt noch nicht den Umfang des Kirchenrechts, nicht die Dogmengeschichte für das gesammte Recht überhaupt und er hat dem Recensenten Unrecht gethan, wenn er auf seine Encyclopädie des Kirchenrechts und auf sein manuale juris canonici nicht aufmerksam gemacht. Mehr als zwanzig Jahre seines Lebens gehörten dazu.

Wem soll diese Encyclopädie dienen? Der erfahrene Jurist mag es lesen, der studiosus kann es kaum gebrauchen. Bekanntlich sind die Wissenschaften für ein bestimmtes Fach gegeben (Fachwissenschaften): diese kann der studiosus solange nicht begreifen, als seine Bildung der allgemeinen Wissenschaften nicht vollendet ist. Die Philosophie, Historie, Sprachkunde sind die Grundlage eines festen Charakters. Unsre Universitäten in Deutschland thun in der Regel für die Zuhörer zu wenig. Die Philosophie ist subjectiv, die Geschichte oft zufällig, und die Sprachkunde leider und wie uns scheint, mehr national, wie allgemein, nicht griechisch und lateinisch. Selten wird ein lateinisches Buch gedruckt. Wohin in Deutschland der Studiosus auf den Universitäten kommt, liegt vor: es ist nöthig, dass die beiden Parteien schon in der Vorbildung sich scheiden, und namentlich müssen die katholischen Familien darauf sehen, eine auf katholischer Gesinnung beruhende Universität zu haben. Wie hier dann die allgemeine Encyclopädie sich zeigen wird, muss die Folge lehren, und jeder gelehrte und redliche Mann, auch sei er Protestant, muss die Grundsätze theilen, die vier katholische Bischöfe eben für die Gründung der Akademie in Fulda zu erkennen geben. Es wird gerade dann das öffentliche Recht gewinnen, und die Denkweise der Menschen wird zur Ordnung kommen.

Zuletzt noch einige Worte über die Literatur der politischen oder Zwangsrechtswissenschaft, über unsere Zeitschriften und deren Bedeutung, zuletzt über den Werth des gerade in unserer Encyclopädie ziemlich gut ausgeführten Kirchenrechts, welches wir gleichsam als Muster gerade für unsere Tage der Trennung der Confessionen aufstellen können.

Digitized by Google

A. Die philosophische Richtung lassen wir zur Seite: die Katholiken erklären, wir seien hier durch Fichte, Schelling, Hegel zu materiell und unchristlich geworden: der Katholicismus müsse einer andern Richtung folgen, der Scholastik oder wie man die Sache sonst nennen will.

B. Die positive oder Zwangsrechtswissenschaft ist, wie uns scheint

a. in der Encyclopädie so zu behandeln, dass die Geschichte der Encyclopädie selbst oben angestellt, und bei jeder Wissenschaft die berühmtesten Gelehrten — namentlich die Erfinder einzelner Rechtsregeln, dann die neusten Schriften der Wissenschaft dargestellt werden. So wird manches Buch in der Detailansicht z. B. im römischen Recht Vangerow's Detaildarstellung und Controversenrichtung seine Bedeutung haben und finden.

b. In den einzelnen Wissenschaften sind die wichtigsten Bücher der letzten vier oder drei Jahrhunderte — zuerst nach dem Namen der Schriftsteller, zuletzt nach dem Titel und Namen des bedeutendsten Schriftstellers aufzustellen: z. B. in der letzten Hinsicht Wächter's erstes sehr gelungenes Buch, wo eine Art des jetzt geltenden Criminalrechts dargethan ist.

c. Die Zeitschriften sind niemals zu umgehen. Eine bedeutende Zeitschrift z. B. Mittermaier's Archiv für die civilistische Praxis ist in allen Händen, andere Zeitschriften nur in wenigen.

C. Was insbesondere das Kirchenrecht angeht, so darf es gerade jetzt nicht vernachlässigt werden. Theologen, Juristen, Theoretiker und Practiker — alle urtheilsfähigen Gelehrten hängen an dieser Wissenschaft.

Sowie das römische Recht die Basis des juristischen, so kann man sagen, der gemeinsamen Logik und des Denkvermögens ist, und Alles von dem tüchtigen Studium des römischen Rechts abhängt, mit welchem jeder Kenner der Rechtswissenschaft seine Laufbahn beginnen muss, ja jeder Gelehrte, der selbst eine Art unrömischen Naturrechts behandelt, das römische Recht ihm zur Seite stellen muss, wie Oesterreich mit seinem sogenannten natürlichen Civilrecht: ebenso ist es im Kirchenrecht, denn alle practische Bedeutung hängt jetzt von diesem ab. Wie ungerecht sind selbst Staatsmänner, die das Kirchenrecht nicht kennen und leidenschaftlich handeln. Noch schlimmer steht es in Deutschland mit dem Volke und seinen oft nicht ungerechten Vorurtheilen.

Immer muss hier der Gelehrte und Staatsmann vorausgehen, und Parteilichkeit sollte nirgends weniger wie hier herrschen.

Das Christenthum gibt die wahre Ethik und Toleranz.

Von dieser Ansicht geht mein langes Leben aus: es ist nicht die gewöhnliche, dazu tragen bei, der sogenannte Fortschritt, dem ich mich selbst niemals widersetzt habe: auch die Leidenschaft der Parteien und des Zeitgeistes: die geringe Bildung selbst gelehrter Männer, die Revolutionsgesinnung des Tadelns und was noch Alles hierher gehört. Dabei sollte man nur mit Schlagworten

Digitized by Google

nicht um sich werfen: Ultramontane und ihre Gegner, katholische Kirche und Demagogen — denn beides kann des Princips der Freiheit wegen verbunden sein, vor Allem aber soll man wissen, dass gerade der Jurist es ist, der an die Religion sich halten muss, denn auf ihr allein beruht der Gegensatz des Conservatismus, das ist = die Revolution und die Unordnung, welche die Staaten, Familie, ja jeden Einzelnen niederwirft. **Rosshirt.**

Uebersicht der vorzüglichsten Studien und Studienorte im Occident während der römischen Kaiserherrschaft. Von Prof. J. Ign. Rölly. Luzern 1869, gedruckt bei Gebrüder Räber. 33 S. in gr. 4 mit doppelten Columnen auf jeder Seite.

Diese Schrift, welche dem diesjährigen Programm der Luzerner Kantonschule beigegeben ist, verdient von Seiten des Inhalts, wie der Gründlichkeit der Behandlung die Beachtung aller Freunde der römischen Literatur und mag als ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte derselben auch der weiteren Verbreitung empfohlen werden, wie diess auch eine ähnliche früher (1863) erschienene Schrift desselben Verfassers verdient, welche über die „Auswärtigen Studien und Studienorte der alten Römer in den letzten Zeiten der Republik" in gleicher Gründlichkeit wie in sorgsamer Zusammenstellung aller auf den Gegenstand bezüglichen, aus dem Alterthum uns zugekommenen Nachrichten sich verbreitet. So mag die oben angezeigte Schrift wohl als eine Fortsetzung dieser Studien erscheinen, indem sie zunächst die Kaiserzeit ins Auge fasst, und in so weit, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, es mit einer abblühenden und hinwelkenden Literaturperiode zu thun hat, die aber darum nicht unterschätzt werden darf, insofern sie nicht blos Manches Vorzügliche immer noch hervorgebracht hat, sondern auch durch das, was sie geschaffen, auf die folgenden christlichen Jahrhunderte von dem grössesten Einfluss gewesen und dadurch die Erhaltung einer wissenschaftlichen Bildung überhaupt, auf welcher unsere ganze Bildung ruht, möglich gemacht hat. Und von diesem Standpunkt aus werden wir mit dem Verfasser in der Verbreitung des Christenthums keinen Grund des Verfalls der wissenschaftlichen Bildung in den späteren Jahrhunderten Roms erblicken wollen, da vielmehr dieses allein noch Sprache und Literatur gehalten hat, und wenn der Verf. in dieser Beziehung die einem Gregor dem Grossen gemachten Vorwürfe von einem andern Standpunkt aus betrachtet, wird man ihm nicht Unrecht geben können. „Es müssen, sagt er, die Ursachen des Verfalls alles höheren wissenschaftlichen Lebens anderswo gesucht werden. Sie liegen in der Auflösung und Zersetzung der sittlichen Kräfte, die alle Kreise der damaligen Zeit ergriffen hatte. Das sprechen zahlreiche Stellen

Digitized by Google

zeitgenössischer Schriftsteller offen und frei aus, die bezeugen, was sie mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Ängen hörten."

Der Verfasser, ehe er zur Darstellung der Studien in der Kaiserzeit übergeht, wirft einen Blick rückwärts auf die frühere Zeit, in welcher das republikanische Rom so schnell und sicher zur Weltherrschaft sich erhoben („sie besiegten die Welt und leiteten sie grossartig durch Gesetze und Einrichtungen"), dagegen sich erst spät und langsam an dem wissenschaftlichen Leben betheiligte, bis mit der Ausdehnung der Herrschaft und deren Verbreitung über Griechenland und den Orient man dann in den höheren Ständen um so eifriger bedacht war, das Versäumte nachzuholen. Wenn der Verf. hier insbesondere an Cicero erinnert und dessen Bestrebungen, namentlich in ihrem Einfluss auf die folgenden Zeiten hervorhebt, so wird eine unbefangene Betrachtung ihm auch darin nur beistimmen können. „In Cicero concentriren sich die wissenschaftlichen Errungenschaften, die die alte absterbende Republik nun der Monarchie abgeben kann" (S. 4).

Unter den Studien, die in Rom während der Kaiserzeit einer besondern Pflege sich erfreuten, wird mit Recht die Beredsamkeit hervorgehoben, nachdem vorher noch der grammatischen Studien gedacht ist, die als Vorbereitung zur rednerischen Kunst dienten. Der Umschwung, der in der Beredsamkeit nach der verhältnissmässig kurzen Blüthe ciceronischer Beredsamkeit eintrat, oder vielmehr in Folge der geänderten politischen Verhältnisse eintreten musste, wird hier näher charakterisirt, bei der Erörterung des Einzelnen insbesondere auf Quintilian und den dem Tacitus jetzt meist beigelegten Dialogus Rücksicht genommen, und zuletzt noch an Fronto und dessen Einfluss erinnert. Eine besondere Erörterung ist S. 11 f. den Recitationen gewidmet, um deren Bedeutung, so wie auch deren Einfluss auf die Richtung und den Geschmack der Zeit darzuthun. Nicht minder befriedigend ist die Darstellung der Pflege der philosophischen Studien, namentlich auch die Art und Weise, in welcher der Verf. das Streben Seneca's beurtheilt; „eine erstaunliche Welt- und Menschenkenntniss ist in seinen Schriften niedergelegt; überraschende Blicke wirft er in die Seele, in das Leben, in die Gegenwart und Zukunft. In seiner Darstellung zeigt sich die üppigste Rhetorik, sie war das Vehikel, in der damaligen Zeit Aufnahme zu finden" (S. 13). Weniger Pflege fand in Rom die Arzneikunde, und es erscheint bei dem Mangel aller Nachrichten von eigenen Schülern in diesem Fach und einem darin ertheilten wissenschaftlichen Unterricht als keine unbegründete Annahme des Verfassers, dass diejenigen, welche in Rom dem ärztlichen Beruf sich widmen wollten, sich an irgend einen hervorragenden Arzt anschlossen, um unter ihm praktisch diese Wissenschaft zu studiren. Nachdem zuletzt noch die Pflege des Rechtsstudiums, so wie die Frage nach eigenen christlich-theologischen Lehranstalten in jener Zeit besprochen worden, wendet sich der

Digitized by Google

Verf. den Lehrern der Wissenschaft zu und ihrer äusseren Stellung, die eigentlich erst in der Kaiserzeit ein öffentliches, staatliches Gepräge erhielt, indem früher die Stellung des Lehrers eine private war und aller Unterricht als eine Sache der Familie, zunächst der Eltern, aber nicht des Staates angesehen ward, und selbst dann, als der Staat Lehrer anstellte und besoldete, auch durch Ertheilung von Privilegien begünstigte, fiel doch jeder äussere Zwang weg, und nahm der Staat nicht, wie diess die moderne Staatsweisheit verlangt, in dieser Beziehung ein gewisses Privilegium für sich in Anspruch. Als Anhang gewissermassen folgen noch einige Erörterungen über Bibliotheken und Buchhandel.

Von Rom geht der Verf. in dem andern Theile seiner Schrift zu den übrigen, der römischen Herrschaft unterworfenen Ländern über, in welchen zugleich mit der römischen Herrschaft, auch römische Sprache und Cultur Eingang und bald auch überwiegende Geltung über die heimischen Elemente gewonnen hatte. Es tritt hier insbesondere Africa, dann Gallien und selbst Spanien hervor; in eingehender Weise werden die einzelnen Bildungsstätten dieser Länder, wie die hervorragenden Lehrer geschildert, und dabei stets auch die Beziehungen zum Christenthum, das diese Studien förderte, eben so wie diese das Christenthum, dargelegt; namentlich in Gallien waren es diese Studien der Rhetorik, in welchem unser Verf. mit Recht ein äusserst wirksames Mittel erkennt, dem Christenthum hilfreich und unterstützend beizustehen, ihm Aufnahme in den Hütten der Armen, wie in den Palästen der Grossen zu verschaffen. Wir können hier nicht weiter in das Einzelne eingehen, und müssen uns begnügen, auf die reichhaltige Zusammenstellung, wie sie hier zum erstenmal über die Pflege der Wissenschaft in diesen Ländern gegeben ist, hinzuweisen. Es erhellt daraus zur Genüge, dass diese Länder in der Zeit der römischen Kaiserherrschaft das damalige Culturleben in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hatten (S. 33); dieses haben sie dann weiter der Nachwelt übergeben und damit die Grundlage wissenschaftlicher Bildung den nachfolgenden Jahrhunderten bewahrt: wenn nun diese Bildung in Africa, nachdem sie — wir erinnern nur an Augustinus — herrliche Früchte getragen, frühe durch eindringendes Barbarenthum erstickt ward, so ist sie dagegen in Gallien durch Carl den Grossen und die durch ihn herbeigeführte Wiedererweckung der Studien des classischen Alterthums in seiner Verbindung mit dem Christenthum die Grundlage der mittelalterlichen Wissenschaft wie selbst der Neuzeit geworden. Schon von diesem Standpunkt aus wird die hier gegebene Uebersicht ein Interesse gewinnen, das sie auch aus so vielen andern Rücksichten anzusprechen hat. Eine Verbreitung dieser Schrift in weiteren Kreisen kann daher nur erwünscht sein; sie wird auch zur Anerkennung dessen dienen, was die als Motto der Schrift vorgesetzte schöne Stelle Seneca's (Epist. 64, 9) besagt: „Quam venerationem

Digitized by Google

praeceptoribus meis debeo, eandem illis praeceptoribus generis humani, a quibus tanti boni initia fluxerunt."

Das römische Mainz von Dr. Karl Klein. Mainz. Druck der Seifert'schen Buchdruckerei (Heinrich Prickarts) 1869. 36 S. in gr. 4.

Unter allen den Niederlassungen, welche die Römer in den rheinischen Gegenden gegründet haben, dürfte kaum eine die Bedeutung ansprechen, welche Mainz in jeder Hinsicht anzusprechen hat; auch sind von keiner noch so zahlreiche Denkmale in Stein vorhanden, und würde selbst deren Zahl noch ungleich bedeutender sein, wenn nicht die militärische Bedeutung des Platzes, welche frühe schon zu Befestigungsanlagen führte, und jetzt diesen Ort zu einem der Bollwerke Deutschlands gemacht hat, für die Ausbeute an solchen Denkmalen ein kaum zu beseitigendes Hinderniss gesetzt hätte. Und doch kennen wir noch Hunderte von solchen Steindenkmalen! wie würde sich deren Anzahl steigern, wenn die jetzt den Ort umgebenden und einschliessenden Festungswerke der Erde gleich gemacht würden! Um so näher liegt es, für unsere Kunde Germaniens in der römischen Zeit, von einem solchen Orte eine nähere Darstellung dessen zu erhalten, was er in jener Zeit war, soweit solches eben nach diesen bereits aufgefundenen Denkmalen in Stein, bei dem Mangel sonstiger Quellen, überhaupt möglich ist. Dass aber zu einer solchen Darstellung gewiss Niemand mehr berufen war, als der Mann, der sein Leben der gründlichen Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt nach allen Seiten hin gewidmet, und die Beweise davon in so manchen darauf bezüglichen grösseren und kleineren Publikationen niedergelegt, der insbesondere der Erforschung und Erklärung römischer Denkmale eine so erfolgreiche Thätigkeit zugewendet hat, wird Niemand in Abrede stellen wollen.

In der vorstehenden Schrift, welche dem diesjährigen Programm des Mainzer Gymnasiums beigegeben ist, liegt nun der Anfang einer solchen geschichtlichen Darstellung vor, die sich als eine streng kritische, und in Bezug auf das mitgetheilte Material wohl als eine erschöpfende betrachten lässt. Die erste Anlage von Mainz ist der Verf. geneigt, den bei Tacitus Hist. IV, 70 in Verbindung mit den Vangionen, den Bewohnern von Worms und der Umgegend, genannten Caracates (die handschriftliche Ueberlieferung gibt Caeracates) oder irgend einem andern hier sesshaften deutschen (aber nicht keltischen) Volksstamm zuzuschreiben, und was die Oertlichkeit betrifft, sie gerade der Mündung des Mains gegenüber, da wo die Vilsbach in den Rhein fliesst, unweit des jetzigen Neuthors zu verlegen, auch wird darauf der Name bezogen, indem Moenus ohne Zweifel aus Mogonus entstanden, und hier-

Digitized by Google

nach im Munde der Römer der Ort Mogontiacum geheissen. Es war ein kleines Dorf, von Schiffern und Fischern bewohnt, das von dem bemerkten Punkte an höchstens bis an die heutige Gräbergasse sich erstreckte, aber nicht bis an den Berg reichte, wo die Citadelle steht, indem hier am Abhang gegen das Neuthor hin der Begräbnissplatz der Stadt zur Römerzeit war, also wohl auch vorher. Aber schon frühe, noch vor Cäsar's Auftreten in Gallien, fiel der Ort den von dem heutigen Bingen bis Worms verbreiteten Vangionen zu, welche nach der Besiegung des Ariovist unter römische Herrschaft geriethen. Ob nun schon damals, oder in den nächst folgenden Ereignissen, welche die Herrschaft der Römer am Ober- und Niederrhein befestigten, eine römische Niederlassung an dem Ort erfolgte, dessen Wichtigkeit in militärischer Hinsicht gewiss schon damals erkannt war, darüber schweigt die Geschichte; es ist indessen gewiss keine unbegründete Vermuthung, wenn der Verf. die Anlage einer römischen Veste in die Zeit verlegt, als Drusus zur Befestigung der römischen Herrschaft am Rhein und dessen Nähe fünfzig Castelle anlegte, also um das Jahr 15 v. Chr. „Diese römische Festung (Castrum) lag ohne Zweifel oberhalb der alten Stadt und dehnte sich wie diese nach Norden aus, so dass sie fast die ganze Anhöhe von der jetzigen Citadelle bis zum Linsenberg der Länge nach einnahm und in der Breite bis gegen den Abhang von Zahlbach sich erstreckte." — „Die Hauptseite der Festung war gegen die Stadt und den Rhein gerichtet und erstreckte sich von der Citadelle aus durch den Altweibergraben, wo allein noch die Mauer zu Tage liegt, an der ehemaligen Windmühle vorbei, wo ein Vorsprung der Mauer war, nach der Stephanskirche, deren Chor auf den Mauern steht, über die Gaugasse durch den Kästrich nach dem Alexanderthurm. Von hier wendete sie sich westlich durch die Schanzen, in denen sich noch Ueberreste von Mauern finden, nach dem Linsenberge hin. Hier nahm sie die südliche Richtung, die sich an dem Abhang von Zahlbach hinzog; wie weit diese Linie ging, ist nicht ganz gewiss. Dort wo der Weg nach Hechtsheim geht, wird die südliche Seite ihren Anfang genommen haben, deren Ende in der Citadelle zu suchen ist. Diese südliche Mauer ist allein nicht fest bestimmt, während die andern drei Seiten als ziemlich gewiss angenommen werden können" (S. 5, 6). Der Verf. sucht nun die vier Thore dieses römischen Castrum näher zu bestimmen; und zwar mit ziemlicher Sicherheit, wiewohl sich von den Thoren selbst Nichts mehr erhalten hat, eben so auch sucht er die weiteren Lokalitäten innerhalb dieses Raumes nachzuweisen, namentlich die Stelle der verschiedenen Tempel und Altäre, so weit diess nur immer jetzt noch möglich ist. Dass die Stadt durch das über ihr angelegte Castrum ebenfalls eine weitere Ausdehnung und zwar rheinabwärts erhielt, scheint ebenso ausser Zweifel: leider haben sich aber keine Gebäude aus dieser Zeit über dem Boden erhalten, in Folge mehrmaliger Verwüstung und Zerstörung am Ende der römischen Herrschaft. „Daher kommt es,

Digitized by Google

dass der Boden über die römischen Trümmer heraufwuchs; überall, wo man solche findet, liegen sie wenigstens sechs, meistens zehn bis fünfzehn Fuss unter dem jetzigen Boden, gegen den Rhein hin tiefer" (S. 10). Der Verfasser hat sich die Mühe genommen, die Stellen in der heutigen Stadt anzugeben, wo Grundmauern bis in unsere Zeit fortdauerten, so dass also hier römische Gebäude angenommen werden müssen: es ist mit diesem Nachweis auch zugleich der weitere Beweis gegeben, dass ein Rheinlauf in der Mitte der jetzigen Stadt, wie ihn einige Gelehrte angenommen, nicht stattgefunden haben kann.

Ueber alle die bis jetzt in der Stadt selbst, wie in der nächsten Umgebung aufgefundenen Gegenstände aus der Römerzeit verbreitet sich der nächste Abschnitt: die erste und bedeutendste Stelle darunter nehmen die Inschriften ein, von welchen im Ganzen bisher an 330 bekannt geworden, worunter freilich über 70 nur Fragmente sind; andere kleinere, die sich auf Geräthschaften aller Art befinden, Töpfe mit dem Namen der Töpfer, Ziegel, Bausteine belaufen sich auf beinahe 700, also im Ganzen mehr als tausend Inschriften aus Römerzeit! Von jenen 330 Inschriften sind nach dem genauen Fundorte 80 im Castrum oder dessen nächster Nähe, 75 in der Stadt, 45 in der Umgegend oder an unbekannter Stelle und 130 in Zahlbach bekannt geworden: 120 von diesen Inschriften sind nicht mehr vorhanden. Dem Inhalte nach sind darunter 90 Altäre und 190 Grabsteine und Särge; dabei wird ausdrücklich bemerkt, dass Grabsteine eigentlich nur an zwei Plätzen gefunden werden, entweder bei Zahlbach, wo der Begräbnissplatz der Soldaten war, oder vor dem Neuthor am Albansberg, wo die bürgerlichen Begräbnisse waren; nur einige sind im Felde vorgekommen; die in der Stadt oder im Castrum angeblich gefundenen Grabsteine oder Särge sind dahin von den bemerkten Orten irgendwie hingebracht worden (S. 12, 13). Die Wichtigkeit und Bedeutung dieser schriftlichen Denkmale in Stein hat nun den Verf. veranlasst, näher in die Geschichte der Auffindung derselben, wie deren Sammlung und Veröffentlichung einzugehen, was schon im Hinblick auf die Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit mancher Inschriften, namentlich der nur aus Copien bekannten, im Original nicht mehr vorhandenen, von nicht geringem Belang ist.

In dem dritten Abschnitt gibt der Verfasser eine genaue, kritisch gesichtete, und mit allen Erörterungen ausgestattete Zusammenstellung der römischen Statthalter Obergermaniens, welche als kaiserliche Legaten mit einer nicht blos militärischen, sondern auch in Bezug auf Administration und Justiz einflussreichen Macht ausgestattet waren, auch gewöhnlich schon vorher das Consulat in Rom bekleidet hatten, demnach jedenfalls eine sehr bedeutende Stellung einnahmen; es beruht diese Zusammenstellung auf den vereinzelten Angaben römischer Schriftsteller, wie insbesondere auf den Inschriften, welche dazu manchen Beitrag liefern. Der Verf. geht zurück auf die Anlage des römischen Castrum durch Nero

Digitized by Google

Claudius Drusus, den Stiefsohn des Augustus; denn auf ihn und seine Zeit beziehen sich die ältesten Denkmale, welche in Mainz wie am Rheine überhaupt aus Römerzeit noch vorhanden sind; ihm zu Ehren ward auch nach seinem Tode von den Soldaten das Denkmal errichtet, welches als das älteste Bauwerk der Römer auf deutschem Boden erscheint, der sogenannte Eichelstein auf der Citadelle von Mainz, den, setzen wir hinzu, Niemand, der nach Mainz kommt, unbesucht lassen sollte, da er, gewiss nicht absichtslos, auf einer Stelle sich erhebt, die den schönsten Ueberblick über das alte, wie das jetzige Mainz und dessen Umgebung gewährt; den jetzigen vielbesprochenen Namen leitet der Verf. nicht von aquila her, sondern entweder von der ehemaligen Gestalt, die einer Eichel nicht unähnlich sah, oder (was wahrscheinlicher ist) von dem Worte eigil, welches gross, hoch bedeutet. Es ist dem Verf. gelungen, aus der Zeit des Augustus wie aus der nächstfolgenden Zeit so ziemlich die Reihe der kaiserlichen Legaten nachzuweisen bis zu dem Jahre 74 n. Chr. Von dieser Zeit an treten nahmhafte Lücken in unsere Kenntniss dieser Legaten ein, wie in die Geschichte der rheinischen Lande überhaupt; mit der Mitte des dritten Jahrhunderts hören die Nachrichten über diese Legaten wie über Mainz fast ganz auf und es fehlen auch die Inschriften, wahrscheinlich eine Folge der traurigen, durch wiederholte Einfälle der Deutschen getrübten Lage dieser Gränzländer des römischen Reichs; aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ist nur Eine, allerdings merkwürdige Inschrift vorhanden, in welcher ein Decurio der römischen Bürger zu Mainz, das als colonia bezeichnet wird, genannt wird. Damit enden die Mainzer Inschriften mit Jahresangaben; es sind überhaupt nicht viel über zwanzig arae, aus der Gesammtzahl der Denkmale, deren Inschrift eine Jahreszahl enthält, bei andern arae, wie bei den Grabsteinen fehlt jede Zeitangabe: sie lässt sich bei den letzteren aber meistens dadurch ermitteln, dass man bei Gräbern von Legionssoldaten die Jahre so ziemlich kennt, in welchen die einzelnen Legionen zu Mainz standen, und hiernach die Zeit des Grabsteines einigermassen bestimmen kann, was eben so auch bei den wenigen Grabschriften von Reitern und Hülfstruppen der Fall ist, wo die noch erhaltenen Entlassungszeugnisse (tabulae honestae missionis) uns aushelfen können; endlich lässt sich selbst aus der Sprache, aus den Schriftzügen u. dgl. eine Andeutung über die Zeit einer Inschrift gewinnen, und es ist der Verf. der Ansicht, dass unter der oben bemerkten Gesammtzahl der Inschriften — über dreihundert — nur wenige sich finden dürften, bei welchen jedes Kriterium für eine Zeitbestimmung fehlt: eine solche chronologische Anordnung aller Inschriften zu geben, lag ursprünglich auch im Plane des Verfassers: Mangel an Raum verhinderten die Ausführung, die, wir wollen es wenigstens hoffen, bei nächster Gelegenheit von dem Verfasser in der Fortsetzung dieser Darstellung gegeben wird.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Leben des Agricola von Tacitus. Schulausgabe von Dr. Ant. Aug. Dräger, Oberlehrer am k. Pädagogium zu Putbus. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. 54 S. in gr. 8.

Diese Bearbeitung des Agricola schliesst sich in der Art und Weise der Ausführung ganz an die ähnliche der Annalen des Tacitus an, worüber in diesen Jahrbüchern noch zuletzt S. 714 ff. berichtet ward. Eine kurze, aber darum doch genügende Einleitung wird vorausgeschickt, und der Charakter wie die Anlage der Schrift, in der auch unser Verfasser die bei weitem vorzüglichste Biographie unter allen, die in der römischen Literatur überliefert sind, anerkennt, gut gezeichnet. Das Phantasiegebilde von einer im Agricola gegebenen Leichenrede ist, wie billig, unbeachtet geblieben: dagegen geht eine Inhaltsübersicht dem Texte selbst voraus, unter welchem die erklärenden Anmerkungen stehen, die neben dem, was zur sachlichen Erklärung gehört, insbesondere den Sprachgebrauch berücksichtigen und auf die Verschiedenheit in der Anwendung einzelner Ausdrücke, Redewendungen, so wie in der grammatischen Construction, von der classischen Redeweise, namentlich eines Cicero, Sallustius, Livius u. A., so wie auf einzelne Nachbildungen dichterischer Redeweise, z. B. des Virgilius überall hinweisen: wer in die Ausgabe einen Blick werfen will, kann auf jeder Seite sich davon überzeugen, und stehen wir nicht an, schon darum diese Bearbeitung des Agricola, zumal für die Privatlectüre zu empfehlen, wofür sie, auch ohne Anwendung weiterer und ausführlicher Commentare genügen kann. Selbst in zweifelhaften oder bestrittenen Stellen wird man der Auslegung des Verfassers gerne folgen. So z. B. p. 72: „nec aliud adversus validissimas gentes pro nobis utilius, quam quod in commune consulunt", wo pro nobis durch die beiden aus den Historien angeführten Stellen I, 5 und III, 7, in welchen pro auf ähnliche Weise angewendet erscheint, eben so geschützt wird, als durch den in der ganzen Stelle ausgesprochenen Gedanken, der mit ähnlichen Aeusserungen des Tacitus, wie wir sie z. B. in der Germania (vgl. z. B. cap. 33) lesen, ganz in Uebereinstimmung ist. Der Verbesserungsvorschlag, porro dafür zu setzen, das dann hinfort, in Zukunft bedeuten soll (was es aber nicht wohl bedeuten kann), ist daher ebenso überflüssig, als matt, und daher ungeeignet. Dass cap. 24 in den Worten „saepe ex eo audivi" das ex eo auf den zuvor genannten Agricola, nicht auf unum ex regulis bezogen wird, wie diess früher wohl vorkam und irrthümlich zur Annahme eines Aufenthalts des

Digitized by Google

Tacitus in Britannien benutzt ward, war bei dem mit seinem Schriftsteller so vertrauten Erklärer zu erwarten; dass cap. 1 incusaturus beibehalten, und auch richtig in dem Sinne erklärt wird, auf den schon Wex hingewiesen, war ebenso zu erwarten: der Verfasser übersetzt: „wenn ich klagen wollte" und bemerkt dazu ganz richtig: „Eine Darstellung des politischen Elends unter Domitian würde keiner venia bedürfen. Alle wären damit einverstanden." So fällt cursaturus, wie in des Puteolanus Ausgabe steht, eben so weg, wie ni curaturus und andere angebliche Verbesserungen. Die cap. 4 aufgenommene Verbesserung Wölfflin's: „pater illi Julius Graecinus" statt „pater Juli J. Gr." wie die Handschriften haben, empfiehlt sich der Art, dass man über die Richtigkeit derselben kaum Zweifel haben kann, wenn man nicht das handschriftliche Juli geradezu für ein Glossem erklären und aus dem Texte werfen will. Cap. 29 wird die Aufnahme der Lesart Grampium, statt des handschriftlichen, fehlerhaften Graupium kaum noch einer besonderen Rechtfertigung bedürfen, zumal nach dem, was schon von Walch, Orelli u. A. darüber bemerkt ist. Aber cap. 30 ist uns ein Bedenken aufgestossen, in der Rede des Calgacus, in welcher derselbe seine Krieger darauf hinweist, wie ihre grosse Entfernung und die daraus folgende Unbekanntschaft sie bisher vor jedem Angriffe geschützt habe, und dann fortfährt: „nunc terminus Britanniae patet atque omne ignotum pro magnifico est: sed nulla jam ultra gens, nihil nisi fluctus et saxa et infestiores Romani" etc. Hier hat der Verf. mit Rhenanus für das handschriftliche atque gesetzt atqui, in dem Sinne von at oder at enim, als Einwurf: „aber es gilt ja Alles Unbekannte für bedeutend" worauf dann die Widerlegung mit sed u. s. w. beginne: aber jetzt müssen wir aus dieser Verborgenheit heraustreten, da hinter uns die Gränzen des Landes sind und vor uns der Feind steht. Wir glauben aber an dem handschriftlichen atque festhalten zu müssen, indem kein Einwurf mit den Worten „atque omne ignotum pro magnifico est", gemacht werden soll, sondern der vorausgegangene Gedanke durch diesen Zusatz noch verstärkt werden soll. Jetzt (nunc) ist es freilich anders geworden, wir treten aus der Verborgenheit gewissermassen heraus, und wie Alles, was man nicht kennt, für bedeutender angesehen wird und darum den Angriffen Anderer mehr ausgesetzt ist, so müssen auch wir uns jetzt um so mehr wehren, als hinter uns Nichts zu unserem Schutze sich findet, und vor uns ein um so feindlicherer Gegner steht. Wenn an dem Schluss cap. 46 in den Worten: „nam multos veterum velut inglorios et ignobiles oblivio obruet" das handschriftliche obruet wieder in seine Stelle eingesetzt ist, statt des von Haupt gesetzten obruit, das auch Halm aufgenommen, während, abgesehen von Anderem, schon das nachfolgende Futurum superstes erit für die Beibehaltung des Futurum obruet spricht, so wird man diese Abweichung von dem Texte Halm's, der auch

Digitized by Google

dieser Ausgabe, wie früher bei den Annalen, zu Grunde gelegt ist, wohl zu billigen haben: anders aber dürfte das Urtheil ausfallen in den vorhergehenden Worten desselben Capitels, welche hier ganz im Anschluss an den von Halm gegebenen Text also lauten: „admiratione te potius et immortalibus laudibus et, si natura suppeditet, imitando colamus", während die Handschriften bringen, „admiratione te potius temporalibus laudibus et si natura suppeditet, militum (multum) decoramus"; wir wollen nicht die zahlreichen Verbesserungsvorschläge hier anführen, zu welchen die offenbar verdorbene handschriftliche Ueberlieferung Veranlassung gegeben hat, auch nicht die Aufnahme von immortalibus beanstanden, da wir temporalibus in der That nicht zu erklären wissen, und die Versuche, ihm einen hier passenden Sinn unterzuschieben, für verfehlt halten, so wenig wie das vorgesetzte et; unser Bedenken betrifft zunächst nur die verdorbenen Schlussworte „militum oder multum decoramus, in welchen jedenfalls decoramus (oder dafür, wenn man lieber will, decorabimus) sicher steht, wie schon die von Walch angeführten Belege erweisen können, also keiner Aenderung unterliegen kann, während die Verbesserungen aemulatu, aemulatione, imitatione (an die Stelle des sinnlosen militum oder multum) gewiss näher liegen, um von similitudine nicht zu reden, das zu decoramus allerdings nicht passt; imitando colamus ist eine Verbesserung von Pichenna, der an die Stelle des kräftigen, dichterisch alterthümlichen Ausdrucks decoramus, das ganz allgemeine und desshalb matte colamus gesetzt hat, das man wohl wird abzuweisen haben. — Doch wir wollen diese Besprechung nicht weiter fortsetzen, wenn es auch gleich bei einem Schriftstück wie der Agricola dazu an Gelegenheit nicht fehlt; wir haben dem Verfasser nur unsere Theilnahme damit aussprechen wollen, und empfehlen wiederholt seine Bearbeitung des Agricola für den Gebrauch auf der Schule wie für die Privatlectüre.

Chr. Bähr.

Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. IX. Bd. 1868. Mit 2 lithographirten Tafeln und mehreren in den Text eingedruckten Lithographien und Holzschnitten. Wiesbaden, auf Kosten des Vereins in Commission bei W. Roth. gr. 8. 376 S.

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main. IV. Bd. Mit Abbildungen. Im Selbst-Verlage des Vereins, in Commission bei H. Keller, 1869. gr. 8. 336 S.

Im Anschlusse an unsere Anzeige des VIII. Bandes der Nassauer Annalen in diesen Jahrbüchern (1867 N. 8) entsprechen wir

Digitized by Google

um so lieber dem Wunsche auch den Inhalt des IX. Bandes derselben Annalen weiteren Kreisen zu vermitteln, als derselbe einerseits seinem Vorgänger an Reichhaltigkeit und Gediegenheit nicht nachsteht, andererseits das fast gleichzeitige Erscheinen historisch-antiquarischer Publicationen aus Frankfurt a. M. die erwünschte Gelegenheit zu einem vergleichenden Einblicke in die literarische Thätigkeit der beiden Nachbarvereine bietet, welche sich die Erforschung der Geschichte und Altertümer des Landes am Zusammenflusse von Mittelrhein und Main zum Ziele gesetzt haben. Was zuvörderst den vorliegenden Band der Nassauer Annalen betrifft, so sind hinwieder sowohl das römische und christliche, wie das germanische Alterthum durch gediegene Beiträge kleineren und grösseren Umfanges nicht minder gut vertreten, als die Kunst-, Kirchen- und Profangeschichte des Mittelalters und die Geschichte der neueren Zeit. Als Nachtrag zu seiner dem VII. Annalenbande einverleibten Arbeit über Castellum Mattiacorum behandelte der Unterzeichnete (S. 148 ff.) den Namen von Castell bei Mainz in römischer Zeit und stellte denselben nicht blos urkundlich aus einer merkwürdigen Bleimedaille aus Lyon als Castellum, sondern auch nach einer zwischenzeitlich in der Nähe von Mainz aufgefundenen Inschrift als Castellum Mattiacorum fest, wodurch nun der seither blos vermuthete ursprüngliche und vollständige Namen sich auf das glänzendste bestätigt fand. Weitere inschriftliche Denkmäler aus den Rheinlanden behandeln die eingehenden „Beiträge zur rheinischen Epigraphik" (S. 187 ff.), von Dr. Lupus, jetzt Lehrer in Waren, wobei insbesondere die Wiederauffindung des seither verschollenen ersten römischen Militärdiploms, welches sich auf Germanien bezieht, hervorzuheben, auch die S. 194 ff. gegebene Nachlese zu den römischen Inschriften von Nassau recht verdienstlich ist. An die hier gegebenen inschriftlichen Beiträge schliesst sich sodann die (S. 356 ff.) von dem Vereinssekretär Dr. Schalk gegebene Zusammenstellung der „neusten Funde in Wiesbaden", unter denen bleierne Wasserleitungsröhren mit den Stempeln der LEG XIIII gemina Martia Victrix, der Gründerin des Wiesbadener Castells, so wie eine Sonnenuhr, endlich eine Votivwidmung an die Göttin Sirona bemerkenswerth sind, welche letztere längst schon als Badegottheit bekannt und als solche mit dem Heilgott Apollo in zahlreichen gemeinsamen Weihinschriften verbunden, grade in Wiesbaden dem dortselbst längstbeglaubigten einheimischen Apollo Toutiorix nunmehr an die Seite gestellt werden können. — Den Zeiten des verfallenden Römerthums gehört ferner ein angeblich Basilidianisches Amulet aus dem Louvre an, welches Dr. F. X. Kraus (S. 123 ff.) mit Rücksicht auf eine von Dr. Fröhner veranstaltete Publication desselben eingehend behandelt. Wir können dem am Schlusse seiner gelehrten Erörterung (S. 131) ausgesprochenen Wunsche nur beistimmen, dass Dr. Fröhner sich zu einer Sammlung sämmtlicher bis jetzt bekannten Abraxen und

Digitized by Google

Amulete des Alterthums veranlasst sehen möchte. Die Stellung Fröhners in dem Mittelpunkte der bedeutendsten Sammlungen würde ihn ganz besonders befähigen, auf einem Gebiete zu beginnen, auf welchem bis jetzt, abgesehen von einzelnen Leistungen früherer Archäologen, die Kraus S. 131 nennt, wenig oder nichts geschehen ist: ganz vorzügliche Beiträge zur Aufhellung dieses Nachtgebietes des antiken Lebens hat auch Otto Jahn in seiner trefflichen Arbeit über den Aberglauben des bösen Blickes geliefert. Ausser Frankreich haben auch Spanien und insbesondere die Rheinlande mannigfaches Contingent an Material geliefert, wie die seit längerer Zeit von uns angelegte Sammlung solcher Amuletinschriften bezeugt: wir erinnern für jetzt nur an das Amulet mit dem homerischen Verse und einige Ringinschriften im Museum zu Wiesbaden, wie auch an das jetzt bei Brambach C. I. R. p. 358, VI, 5 wieder abgedruckte Täfelchen von Badenweiler, welches mehrfache wörtliche Uebereinstimmung mit dem bekannten Silberplättchen von Poitiers aufzeigt, das in Kuhn's und Schleicher's „Sprachvergleichenden Beiträgen" III, 2 S. 140 n. 14 und weiterhin behandelt ist. Einen ganz besonderen Theil einer solchen Sammlung müssten dabei die in Heilquellen gefundenen Täfelchen bilden; vor allem bedürfte es aber einer neuen durchgreifenden Vergleichung aller noch vorhandenen Originale. — Den vorerwähnten Arbeiten zur römischen Zeit schliessen sich weiter auch nahmhafte Beiträge zur christlichen Alterthumskunde an. Hatte die Zusammenstellung der ältesten Spuren des Christenthums bereits in dem VIII. Annalenbande erhebliche Ergänzungen gefunden, so findet sie sich nunmehr in einem Nachtrage (S. 132 ff.) fortgesetzt, welcher theils weitere zwischenzeitlich bekannt gewordene inschriftliche und andere altchristliche Denkmäler vom Rheine, insbesondere von der untern Mosel und aus Cöln, nachträgt, theils bereits bekannte aus Trier nach neuern handschriftlichen Quellen ergänzt und verbessert, theils endlich auch eine wenig bekannte Inschrift aus Genf behandelt und vervollständigt. Leider konnte diesem Nachtrage folgende auf einem fränkischen Todtenfelde bei Wiesbaden gefundene altchristliche Grabschrift eines einjährigen Kindes:

HICQIECITINP·
MVNICELNA
QIVIXITAN·I·

(mit darunter befindlichen Monogramme Christi nebst A und Ω in einem Kreise) nicht mehr eingereiht werden, sondern findet sich S. 361 erwähnt: diese Grabschrift und eine andere im Jahre 1754 gleichfalls bei Wiesbaden gefundene sind die beiden einzigen bis jetzt auf der rechten Rheinseite aufgetauchten altchristlichen Grabschriften, wiewohl wir inzwischen auch in dem mit Linien versehenen Eckstücke eines Kalksteines aus Heddernheim den Rest eines dritten Exemplars gefunden zu haben glauben. Eine ganz besondere Besprechung verdiente nun aber die S. 198—276 mit-

Digitized by Google

getheilte gelehrte Abhandlung von Dr. F. X. Kraus über die eben viel ventilirte Frage der Blutfläschchen der römischen Katakomben und ihre Bestimmug. Da inzwischen aber die Literatur über diese augenblicklich bedeutsamste Controverse auf dem Gebiete der christlichen Alterthumskunde täglich anwächst, die werthvolle Arbeit von Kraus inzwischen auch mehrfache Besprechung gefunden hat: so behalten wir uns vor anderwärts auf diese Frage im besonderen zurückzukommen. — Zwei weitere Beiträge beziehen sich in gleicher Weise auf das heidnische wie das christliche Alterthum. Der erste derselben (S. 164 ff.) betrifft die Bestätigung der taciteischen Sittenschilderung der Germanen durch den h. Bonifacius und den Presbyter Salvian, wodurch des grossen römischen Geschichtsschreibers Germania von Neuem in ihrem historischen Werthe bestätigt wird. Es sind hier vor allem die geschlechtlichen Verhältnisse, insbesondere die sittliche Reinheit der Germanen und die Heilighaltung der Ehe bei denselben, welche in den Briefen des h. Bonifacius und in der bekannten Schrift des Salvian aus dem Leben der germanischen Völker mit denselben Sitten und Gebräuchen belegt werden, wie bei Tacitus. — Anklänge und Analogien aus dem römischen Alterthume bietet auch die Erörterung über den Backenstreich in den deutschen Rechtsalterthümern und im christlichen Cultus (S. 341 ff.), wobei insbesondere die Herübernahme des Backenstreiches aus der altgermanischen Sitte in die christliche Firmung und dessen Bedeutung ausführlich erörtert und allseitig klar gestellt wird. — Bestätigt der erste dieser beiden Beiträge von Neuem, in wie hohem Grade die Germanen allein befähigt und berufen waren, das Christenthum in sich als ein zwar unschönes und rohes, aber reines Gefäss aufzunehmen; so bezeugt der zweite Beitrag gleicher Weise die kluge und sinnvolle Weise, mit der das Christenthum es verstand sich den Sitten und Gewohnheiten der Neubekehrten anzuschliessen und mit Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten bedeutungsvolle Züge aus dem germanischen Volksleben herüberzunehmen, um sie entweder zu ursprünglicher Reinheit und Wahrheit zurückzuführen oder mit Heiligem und Wahren in Verbindung zu bringen. — Diesen beiden interessanten Beiträgen des Pfarrers Dr. Münz zu Oberhöchstadt im Taunus zur christlich-germanischen Alterthumskunde stellen sich zwei andere von dem bewährten Kenner mittelalterlicher Kunst Canonicus Dr. F. Bock in Aachen an die Seite. Der erste (S. 330 ff.) betrifft den jetzt im Museum zu Wiesbaden bewahrten „Flügelaltar der ehemaligen Cistercienser-Abtei-Kirche Marienstadt und seine formverwandte Parallele zu Oberwesel", dessen ausführlichere Besprechung der Verfasser sich für sein Werk über die mittelalterlichen Baudenkmale des Rheinlandes vorbehalten hat. Unter Vergleichung dieses figurenreichen Meisterwerkes rheinischer Sculptur und Malerei mit ähnlichen Werken zu Oberwesel und Cöln wird hier nur eine übersichtliche Beschreibung seiner Haupttheile und

Digitized by Google

der ornamentalen Anordnung des ganzen Altares gegeben, welcher als ein Werk kölnischer Bildschnitzerei aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erklärt wird. Derselben Zeit etwa weiset der gelehrte Verfasser auch ein anderes, nicht minder interessantes Denkmal des Wiesbadener Museums zu, welches in einem s. g. Faldistarium oder Faltstuhl besteht, der (S. 338 ff.) aus der ehemaligen Stiftskirche St. Georg zu Limburg stammt, woselbst er bei besonderen Kirchenfeierlichkeiten gebraucht worden war. Zeichnet sich dieses kirchliche Alterthum einerseits durch seine ganze Struktur und Ornamentik besonders aus, so ist es andererseits durch seine Seltenheit werthvoll, da sich nach der Bemerkung Bock's Faldistarien in dieser Form heute auf deutschem Boden kaum mehr vorfinden dürften. — Wie die Kunst, so ist nun weiter auch die kirchliche und profane Geschichte des Mittelalters in mehrfachen Beiträgen vertreten, welche sich den vorher besprochenen ebenbürtig anschliessen. Dahin gehört zuvörderst ein von Pfarrer Nick edirter liber donationum ecclesiae S. Severi zu Boppard, welches nicht nur für die Topographie und innere Geschichte des letzteren Ortes und seiner Umgegend, sondern auch für den Sprachforscher durch einen reichen Schatz mittelalterlicher Personen- und Flurnamen, wie auch durch ein altes Kalendarium von besonderem Werthe ist, ja sogar durch die Erwähnung eines bisher unbekannten Provincialconcils unter Erzbischof Heinrich II. von Trier für die Kirchengeschichte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erhält, welche der Herausgeber noch durch die beigegebenen Register über die erwähnten Orte, Strassen-, Flur- und Personennamen zu erhöhen und zu verwerthen bemüht war. — Eine andere für die Geschichte der Rheinlande nicht minder bemerkenswerthe Localität behandelt (S. 277 ff.) eine verdienstliche Forschung von Hofrath Weidenbach in Wiesbaden über „die Burg Caub oder Gutenfels und den Rheingrafenstein": letzterer ist jene durch Blüchers Rheinübergang im Jahre 1814 auch für die neuere Geschichte bedeutsam gewordene vielthürmige „Pfalz" auf einer Rheininsel bei Caub. Die Geschichte dieser durch Kaiser Ludwig den Bayer als Bauherrn und den Cauber Zoll berühmt gewordene Zollstätte ist in ihrem Zusammenhange mit der Cauber Burg Gutenfels nun auch von Dr. Rossel in den Bonner Jahrbüchern XLVI S. 50 ff. behandelt und, wie uns scheint, mit Recht nach Prüfung der urkundlichen Zeugnisse gegen Weidenbach aufgestellt worden, dass der Pfalzgrafenstein zuerst den Namen Falkenau getragen und später erst Pfalz genannt worden sei. — Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Rheinlande, insbesondere Nassau's, liefern auch die S. 362 ff. von Dr. C. Schwartz gegebenen Miscellen über die angebliche Belagerung der Burg Scharfenstein durch Ludwig den Bayer und den angeblichen Besuch des Limburger Domes durch Otto den Grossen und seine Gemahlin Editha, sowie durch König Konrad II., ferner über Graf Heinrich I. von Isenburg, den Er-

Digitized by Google

bauer der Limburger Domkirche, u. a. m. Von besonderem Interesse ist darunter N. 3 über das Grabmonument Konrad Kurzbolds im Dome zu Limburg und dessen Inschrift mit den vielbestrittenen Siglen: Conradus D. S. F. H E, von denen D. S. (früher mit dux Saxoniae oder Sueviae erklärt) mit Evidenz nunmehr als „dictus Sapiens" ergänzt wird. Auch der auf den bogenkundigen Grafen Diether von Katzenelnbogen gedeutete „Bogner" Walthers von der Vogelweide wird (N. 5) auf Diether II. bezogen und Bogner als Kürzung statt „Katzenelnbogner" erklärt. — Endlich ist auch die neuere Geschichte in dem vorliegenden Annalenbande nicht ganz ohne Vertretung geblieben, indem sowohl die unter Nr. 6 der Miscellen mitgetheilte biographische Notiz zur Genealogie der Familie v. Savigny, als auch die von Kirchenrath E. F. Keller in Sulzbach verfasste Geschichte des Fürsten Wilhelm Hyacinth von Nassau-Siegen, Prätendent der oranischen Erbschaft, seiner Regierung und Zeitgenossen (S. 49 ff.) bis in das 18. Jahrhinabführt. Wie man aus dieser Inhaltsangabe ersieht, begreift diese Geschichte nicht blos eine Biographie des genannten Fürsten, sondern gibt zugleich das anschaulichste Bild des Lebens und Treibens der damaligen kleinen Fürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und seiner uns jetzt ganz unglaublichen politischen und socialen Zustände, insbesondere an den kleinen Höfen. Bei einem so interessanten Zeitbilde wäre es recht erwünscht gewesen, wenn der Verfasser, statt sich auf eine oft nur allgemein gehaltene Andeutung seiner urkundlichen Quellen zu beschränken, die Hauptstellen nicht allein näher nachgewiesen, sondern selbst auch durch ausführliche Mittheilung in den Anmerkungen mehr hätte sprechen lassen, als er es gethan hat. —

Wie der Verein für Nassau, so hat auch der Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. seit mehr als zehn Jahren seine Bethätigung bei der Erforschung der Vergangenheit der Rhein- und Mainlande in einer stattlichen Reihe mannigfacher Publikationen beurkundet. Bietet auch die Vergangenheit Frankfurts allein schon ein reiches Feld für antiquarisch-historische Forschungen, zumal nachdem die Katastrophe von 1866 wiederum eine Periode seiner Geschichte abgeschlossen hat und den Blick aus einer trüben Gegenwart um so sehnsüchtiger nach einer verlornen froheren Vergangenheit zurückwenden lässt: so zeigen doch die Frankfurter Vereinsschriften, dass man auch der germanisch-römischen Vorzeit, wie der allgemein deutschen Geschichte ihr Recht hat widerfahren lassen. Die „Mittheilungen" des Vereins an seine Mitglieder, und das „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst", wie auch die „Neujahrsblätter" des Vereins von 1859—1869, und die „Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. von Johann Georg Battonn", endlich auch zwei Gelegenheitsschriften zur Frankfurter Philo-

Digitized by Google

logenversammlung (1861) und zur Säkularfeier der Dr. Senckenberg'schen Stiftung (1863) legen davon ein beredtes Zeugniss ab, und beurkunden zugleich, dass der Verein durch seine Publikationen, wie durch den regelmässig gepflegten persönlichen Austausch und Vortrag nach Kräften und nicht ohne Erfolg bemüht war, die antiquarisch-historische Forschung nicht allein zu fördern, sondern überhaupt auch den Sinn für Kenntniss und Verständniss der vaterstädtischen und vaterländischen Vergangenheit in weiteren Kreisen anzuregen und zu pflegen. Auch der jüngst erschienene vierte Band des „Archivs" liefert neue Beweise für dieses erfreuliche Bestreben des Vereins. Beziehen sich auch die meisten Beiträge zu diesem Bande auf die Vergangenheit Frankfurts, so ist doch entweder der ganze Hintergrund, auf dem sich die erörterten Vorgänge bewegen, ein allgemeiner, oder letztere selbst sind der Art, dass sie mehr oder weniger auch selbst in ihrer Spezialität ein Bild allgemeiner Zustände einer gewissen Periode oder gewisser Culturerscheinungen abgeben. Durch diese enge Wechselbeziehung des Allgemeinen und des Speziellen erhalten solche monographische Arbeiten erst ihren wahren geschichtlichen Werth und dienen mehr als die anschaulichste Schilderung dazu, treue Bilder aus der Geschichte und dem Culturleben der Vergangenheit zu entrollen. Die Ertheilung eines Ablasses zu Gunsten der alten Mainbrücke aus dem Jahre 1300 gibt den Anlass, die religiöse Bedeutung des Brückenbaues im Mittelalter überhaupt zu erörtern (S. 1—20) und so diese zumal für die moderne Welt befremdliche Erscheinung in ihrem tieferen Grunde und in ihrem Zusammenhange mit der ganzen allumfassenden kulturlichen Stellung und Wirksamkeit der christlichen Kirche zu erklären, wie denn urkundliche Aufzeichnungen diese Bedeutung des mittelalterlich-kirchlichen Brückenbaues zwischenzeitlich grade für Frankfurt weiter noch bekräftigt haben. Dieselbe allgemeinere Bedeutung kann auch selbst den „Beiträgen zur Geschichte der Befestigung Frankfurts im Mittelalter" (S. 21 ff.) von dem K. Obersten A. von Cohausen beigelegt werden, indem sie sowohl von dem Vertheidigungswesen der mittelalterlichen Städte von den Zeiten des Faustrechts an, als auch von dem Kampfe der weltlichen und geistlichen Gewalt innerhalb des Bereiches der Städte ein anschauliches Bild geben, während zugleich durch das „Verzeichniss der Frankfurter Hauptleute, Stadtadvokaten und Oberstrichter bis zum Jahre 1500" (S. 218 ff.) von Dr. G. L. Kriegk ein Einblick in die militärische und richterliche Hierarchie derselben Städte ermöglicht wird Eine gleiche Bedeutung erhalten auch die „Mittheilungen über eheliches Güterrecht mit besonderer Hinsicht auf fränkisches und Frankfurter Recht" (S. 247 ff.) von Dr. L. H. Euler, wie die eingehende Darstellung „Reformatorischer Persönlichkeiten, Einflüsse und Vorgänge in der Reichsstadt Frankfurt a. M. von 1519—1522" (S. 57—176) von Dr. G. E. Steitz. Der gelehrte Verfasser, welcher schon in dem Vereinsneujahrblatt

Digitized by Google

für 1861 über die Melanchthons- und Luther-Herbergen zu Frankfurt a. M. eingehende Untersuchungen zur topographischen Geschichte der alten Reichsstadt, zugleich aber auch über die Beziehungen beider Reformatoren zu derselben anstellte, hat hier mit Umsicht, Fleiss und kritischer Sorgfalt alle Notizen über die vor der Reformation in hiesigen Kreisen herrschende Stimmung gesammelt und verarbeitet, um so die überraschenden Fortschritte der reformatorischen Bewegung selbst in ihrem wahren Grunde begreifen zu lassen. Zu diesem Zwecke sind insbesondere die Beziehungen Ulrichs von Hutten, des Johannes Cochlaeus, des Johannes ab Indagine und anderer Männer zu dem damaligen Frankfurt und seinen hervorragenden Persönlichkeiten eingehender Untersuchung unterzogen und die Anfänge und der Fortgang der reformatorischen Bewegung dortselbst aus der Missstimmung von Volk und Adel gegen die Geistlichkeit im Zusammenhange mit der humanistisch-reformatorischen Wirksamkeit des Nesen und Micyllus seit 1520 nachgewiesen. — Neben den allgemein geschichtlichen Beiträgen ist jedoch auch das biographische Moment in dem vorliegenden Archivbande nicht unvertreten geblieben, indem einestheils Dr. E. Rüppell seine Erörterungen „über die Schaumünzen zum Andenken von Bewohnern, sowie von Münzen und Medaillen auf geschichtliche Begebenheiten Frankfurts" (S. 177 ff.) fortsetzte, anderntheils Dr. Euler „Urkunden zur Geschichte der Familie Frosch und ihrer Besitzungen" (S. 298 ff.) mittheilte. Ganz besonders erwähnenswerth erscheint aber schliesslich die Biographie des Frankfurter Arztes und Polyhistors Ludwig von Hörnigk, welcher 1667 als kaiserlicher Büchercommissarius in Frankfurt verstarb, (S. 237 ff.) von Dr. W. Stricker. Leben und Wirksamkeit, insbesondere seine mannigfaltigen Schriften charakterisiren diesen Mann als ein Musterbild der Mehrzahl der Aerzte des 17. Jahrhunderts, bei welchen sich wüste zusammengelesene Gelehrsamkeit, Unselbständigkeit des Urtheils, blinder Autoritätsglaube und das Vertrauen auf wunderwirkende componirte Formeln, bei dem Mangel jeder anatomischen und physiologischen Grundlage, in gleicher Weise ausprägten.

Frankfurt a. M. **J. Becker.**

Aehren vom Felde der Betrachtung. Von Dr. Christian von Bomhard, Schulrath. Aus dessen literarischem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Stadelmann. Mit dem Bildniss des Verfassers. Augsburg. Verlag der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung 1869. XII und 192 S. in 8.

Die unter diesem Titel zusammengestellten, als „Aehren, die mit dem Brod des Geistes den Geist sättigen" bezeichneten Aufsätze, bald grössern, bald geringern Umfanges, enthalten eine Reihe von einzelnen Betrachtungen, wie sie sich dem Verfasser während

Digitized by Google

seiner vieljährigen Thätigkeit, die vorzugsweise der Schule und der höheren Bildung der Jugend gewidmet war und den damit verbundenen Studien unwillkürlich aufdrängten und von ihm aufgezeichnet wurden, die er zwar selbst keineswegs als ein planvoll angelegtes, für die Oeffentlichkeit bestimmtes Geisteswerk betrachtet wissen wollte, sondern nur als „Abfälle seiner Studien im Leben und Lectüre", als „Gedankenspäne (Ramenta meditationum)". Aber mit Recht bemerkt der Herausgeber, wie ein tieferer Blick darin „alsbald eine Fülle des tüchtigsten, kernhaftesten Bauholzes erkennen wird, geeignet daraus ein gediegenes Gebäude edelster Lebensanschauung zu zimmern, ein Gebäude, das Sturm und Wetter zu trotzen vermag". Und allerdings, wenn man in diese Betrachtungen einen Blick wirft, so wird man dem Herausgeber gerne zugeben: „dass es in Wahrheit köstliche Schätze der Humanität und Weisheit sind, die es verdienen, aus dem Staube der Vergessenheit gerettet und der Mit- und Nachwelt zu Nutz und Frommen überliefert zu werden" (S. VII). Der Herausgeber, indem er eine Auswahl solcher Betrachtungen der Oeffentlichkeit übergibt, hat damit zugleich dem Manne, der in den Herzen zahlreicher Freunde und Schüler ein gesegnetes Andenken sich hinterlassen hat, ein schönes Denkmal der Erinnerung gestiftet, an dem auch solche, die nicht in diesen näheren Beziehungen zu ihm standen, sich erfreuen mögen. Mehr als vierzig Jahre lang an einem Gymnasium thätig, als Bildner der Jugend, hat Bombard auch in den Aufzeichnungen, die uns hier vorgelegt werden, insbesondere die Jugend berücksichtigt, und stehen wir darum nicht an, jungen Leuten, denen es im Ernste um ihre wahre geistige und sittliche Bildung zu thun ist, diese Betrachtungen insbesondere zur Lectüre zu empfehlen. In diesem Sinn mag schon auf die erste dieser Betrachtungen: „Menschenwerth" überschrieben, hingewiesen werden, so wie an so manche andere, welche sich dieser anschliessen und die verschiedensten Lebensverhältnisse ins Auge fassen; wie schön lässt sich z. B. der „Ach" überschriebene Aufsatz über menschliches Elend und Noth aus und die Gefühle, die dadurch erregt werden; „aber der Sinn und Zweck aller irdischen Noth tröstet doch über ihre Existenz! Bald ist sie Würze des Lebens, bald Reiz zur Kraftentwicklung, bald heilsame Züchtigung zur Gerechtigkeit, in der Gesammtheit aber der mächtige Hebel, der das Geistige aus dem tiefen Naturgrunde emporhebt" (S. 9). Neben einer aus dem sorgsamen Studium der alten Schriftsteller hervorgegangenen antiken Bildung wird man darum nirgends in diesen Aufzeichnungen das ächt christliche Element vermissen, das sich unumwunden überall ausspricht und manchen Verirrungen unserer Zeit entgegenzutreten sich nicht scheut. Wir erinnern z. B. an den Abschnitt: „Kraft und Stoff", der über die neueste materialistische Weltanschauung sich verbreitet; hier heisst es u. A. am Schluss S. 56: „Die Prediger des Atheismus, wie dieser Büchner,

Digitized by Google

wie Vogt, Moleschott, Feuerbach, sind wahre Hochverräther an der Menschheit, deren köstlichstes, unveräusserlichstes Gut der Glaube an einen persönlichen Gott und die Gewissheit seines liebevollen Verhältnisses zu der Menschenwelt ist. Diese Verbindung des Geistes und Gemüthes mit dem vollkommenen Wesen abschneiden, heisst den Menschen degradiren bis zum Thier und ihm seine Existenz unerträglich machen. Was wollen sie? jeden Cultus eines höheren Wesens aufheben, oder vielleicht einen Naturdienst etabliren; dann kommt es aber zur Personification der Naturkräfte, d. h. zum Heidenthum. Oder einen Cultus der Genien? eben das fehlte noch zum menschlichen Elend, der Bettelstolz der Selbstvergötterung. Wohl bewundern wir die Natur, aber vernünftigerweise nur als Product einer höheren Weisheit und Macht; wohl erkennen wir die Wohlthätigkeit ihrer Kräfte, Ordnungen und Einrichtungen, aber nur sofern sie dazu beauftragt ist" u. s. w. „Auch der Natur widerfährt vom Menschen ihr volles Recht nur dann, wenn er sie als gottbedingt sich vorstellt, und Entzweiung wird gestiftet zwischen ihr und ihren vernunftbegabten Bewohnern, sobald sie als absolute Gebieterin aufgestellt wird. Somit erzeigen jene Naturvergötterer ihrer Herrin selbst, ohne es zu beabsichtigen und ganz gegen ihren Willen, den schlimmsten Dienst, dadurch, dass sie sie entgeistigen."

Und so könnte vielfach noch an andere Abschnitte erinnert werden, wie z. B. an die Betrachtungen über „Menschliche Grösse" S. 72 f., oder über die Frage: „Wer regiert" S. 136 ff. in deren Beantwortung, nachdem genannt sind die Mächte des menschlichen Lebens, Natur, Zeit, Schicksal, bürgerliche Ordnung, Willensbestimmung, auch Gebrauch der sittlichen Freiheit, auf die Macht hingewiesen wird, die zuerst, ja die allein gebieten sollte, die Macht der göttlichen Providenz! oder, um eine andere, nicht minder interessante Betrachtung anzuführen: „Die Neuzeit im Vergleich mit der früheren" S. 161 ff. Die Neuzeit beginnt der Verf. mit der französischen Revolution und ihren unmittelbaren Vorläufern, welche vor der politischen Umwälzung eine geistige eingeleitet haben, und auf diese sind auch zunächst die vergleichenden Betrachtungen des Verfassers gerichtet. Wir heben noch Nummer 8 hervor: „Wie steht es mit der Religiosität? Jedenfalls weniger Aberglaube, aber auch weniger frommer Glaube. Der Glaube an göttliche Weltregierung, an Unsterblichkeit und künftige Vergeltung hat abgenommen und pantheistische Vorstellungen haben sich eingeschlichen. Und doch ist auch die Stärke der Reaction gegen dieses Verderbniss gewachsen und das Christenthum hat viele einflussreiche und würdige Vertreter." Daran schliesst sich Nr. 9 in folgender Weise: „Wie (steht es) mit den öffentlichen Zuständen und Verhältnissen der Völker? sind sie besser geworden d. h. geordneter, befriedigender, ruhiger? Einstimmige Antwort: Nein, im Gegentheil, ein Feuer ist angezündet, das rastlos fort-

Digitized by Google

brennt. Ist es reinigendes, läuterndes Fegfeuer oder wird es zur zerstörenden Höllengluth? Was wird siegend aus dem Kampfe hervorgehn? Brennende Frage, die vor der Revolution wenig vernommen worden."

Doch, wir setzen diese Proben nicht weiter fort; sie mögen wenigstens einen Begriff geben von dem, was in diesen Aufzeichnungen enthalten ist, welche allerdings die Anerkennung rechtfertigen, welche dem ehrwürdigen Verfasser, von dem dankbaren Schüler, dem wir diese Veröffentlichung verdanken, in dem Vorwort gezollt wird, die auch in einem schönen poetischen Nachruf sich kundgibt, welcher am Schluss des Ganzen neben einigen ähnlichen poetischen Stücken beigefügt ist.

Aristoteles Philosophie der Kunst, erklärt von Gustav Teichmüller, Dr. phil., ordentl. Professor an der Universität zu Basel. Halle, Verlag von G. Emil Barthel 1869. XVI und 464 S. in 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Aristotelische Forschungen von Gustav Teichmüller. II. Aristoteles Philosophie der Kunst.)

Der Verf. dieser Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, die Kunstgesetze des Aristoteles, deren Sicherheit Lessing mit der Unumstösslichkeit von Euclid's Elementen verglich, in ihrer Vollständigkeit, so weit diess nur immer noch möglich ist, aus seinen Schriften zu entwickeln und damit „die Umrisse und den Sinn einer Aristotelischen Philosophie der Kunst wiederzufinden". Dieses Unternehmen ist, im Verhältniss zu andern Seiten und Theilen der Aristotelischen Philosophie, für welche noch die betreffenden Schriften des Aristoteles uns vorliegen, ein weit schwierigeres, insofern ausser der Poetik von den hierher einschlägigen Schriften des Aristoteles sich Nichts mehr in seiner Integrität erhalten hat; indess liess sich doch bei dem inneren Zusammenhang, in welchem alle Theile der Philosophie des Aristoteles zu einander stehen, aus den übrigen Schriften desselben, den logischen wie den ethischen, den physischen wie den politischen, immerhin so Viel gewinnen, um hiernach des Aristoteles Philosophie der Kunst in ziemlicher Vollständigkeit darzulegen. Und diess ist es, was der Verf. in vorliegender Schrift unternommen hat, in welcher zu der im Text gegebenen Darstellung die betreffenden Stellen des Aristoteles stets unter dem Text als Belege aufgeführt sind; es wird aber dieselbe um so mehr auf Anerkennung zählen dürfen, als der Verf. eben so sehr auf Vollständigkeit bedacht war, wie auf genaue und gewissenhafte Darlegung der Anschauungen des Aristoteles, wie sie sich aus der richtigen Auffassung der einzelnen Stellen ergeben, welche hier in Betracht kommen. Wohl begreiflich aber ist es, wenn der Verfasser, indem er auf diese Aufgabe sich beschränkte, die wahrhaftig umfangreich und bedeutend genug ist, sich nicht weiter ein-

Digitized by Google

lassen konnte oder wollte in eine Vergleichung der Aristotelischen Lehre mit den Ansichten anderer Philosophen und Kunstkritiker alter und neuer Zeit. Wer sich mit der hier gegebenen Darlegung Aristotelischer Lehre näher bekannt gemacht hat, und dadurch zu einer richtigen Auffassung derselben gelangt ist, wird dann am ersten im Stande sein selbst eine solche Vergleichung anzustellen, welche durch die gründliche, in dieser Schrift gegebene Darlegung nicht wenig erleichtert wird; darum haben wir auf diesen gediegenen Beitrag zur richtigen Erkenntniss der Aristotelischen Philosophie hier aufmerksam zu machen, auch wenn wir nicht in das Einzelne eingehen, wozu hier der Ort nicht sein kann. Wir bemerken nur, dass die Schrift in einen allgemeinen und einen speciellen Theil zerfällt; jener verbreitet sich nach einigen Erörterungen über die Quellen der Aristotelischen Philosophie der Kunst und der Terminologie des Aristoteles zuerst über die Stellung der Kunst im System, dann über die analogen Bestimmungen im Wesen der praktischen und technischen Thätigkeit, über den Unterschied der Praktik und Poetik, entwickelt darauf die Principien des Kunstwerkes (Stoff, Form, bewegende Ursache, Zweck), das Verhältniss von Natur und Kunst, so wie den Zweck und die Eintheilung der Kunst, nebst einem Anhang über solche Werke der Kunst, die durch Zufall entstehen können. In dem speciellen Theil handelt die erste Abtheilung (S. 113—142) von der nützlichen Kunst, die zweite weit ausführlichere (S. 143—456) von der nachahmenden Kunst. Es ist diess ein überaus wichtiger und hervorragender Theil des Ganzen, der auch im Einzelnen so Vieles von Belang darbietet, was wir hier anzuführen ausser Stand sind. Im ersten Capitel verbreitet sich der Verf. über den Begriff der Nachahmung, im zweiten über Aesthetik und Kunst; im dritten über die Eintheilung der Kunst, das vierte handelt von der Entwicklung der Kunst, das fünfte von der Hervorbringung des Kunstwerkes. Wir können, wie gesagt, nicht weiter in den Inhalt dieser Abschnitte eingehen, welche der Forschung so reichen Stoff bieten: nur Einen Punkt, der etwas allgemeinerer Art ist, mag es noch erlaubt sein, anzuführen. In dem vierten Capitel, in welchem, die Entwickelung der Kunst behandelt wird, also auch die Frage über die Vollendung der Kunst wie über den Verfall der Kunst zur Sprache kommt, ist es eine gewiss richtige Bemerkung, die S. 404 gemacht wird, dass Aristoteles keineswegs pessimistisch dem nothwendigen Verfall zugesehen, sondern dass er wie in der Politik auch in seinen technischen Untersuchungen überall bestrebt war, „das Richtige und Vollkommene zu zeigen, die Fehler ihrem Ursprung nach aufzudecken und die Mittel anzugeben, wie die schönsten Kunstleistungen hervorgebracht werden könnten. So ist seine Poetik auch weit entfernt eine blosse literarische Kritik zu enthalten, um dadurch eine bloss dem Theoretiker interessante Aesthetik abzuleiten, sondern Poetik ist hauptsächlich Technik d. h. Wissen des Künstlers für sein Werk, und enthält darüber überall Anweisungen und

Digitized by Google

Winke, was man bei der Composition erstreben, wovor man sich besonders hüten muss, wie man am besten die Stoffe auswählt, das Leiden darstellt, die passende Grösse für die Composition von Epopöien findet, die poetisch wirksame Sprache erreicht u. s. w." In Bezug auf die Kunst verlangt Aristoteles nicht „von Jedem eine eigne Ausübung der Kunst; nur bis zu einem gswissen Grade hat man in der Jugend die Künste zu treiben, um dann als Gebildeter im Stande zu sein, auch ohne technische Ausübung doch das Richtige und Fehlerhafte zu beurtheilen und sich an dem Schönen zu ergötzen. Wenn deshalb die Theorie der Kunst auch für den Gebildeten ist, so bleibt es bis auf diese Einschränkung doch richtig, dass Aristoteles das technische Wissen besonders zur Leitung für den Künstler selbst bestimmt hat".

Die Grundzahlen der Universalgeschichte, nach der Folge der Welt-Alter, in ethnographischer Anordnung bis auf die jüngste Epoche der Gegenwart. Ein kürzeres chronologisches Handbuch zum Lehren und Memoriren von C. S. Wollschläger. Leipzig. Fues's Verlag (R. Reisland) 1869. VII und 262 S. in gr. 8.

Dieses „chronologische Handbuch", wie es der Verf. genannt hat, wird um so mehr den verdienten Beifall finden, als es mehr leistet, als der Titel desselben vermuthen lässt; denn wir erhalten in diesen „Grundzahlen" auf einem engen Raum von wenig mehr als dritthalbhundert Seiten, freilich etwas kleinen Druckes, eine vollständige Uebersicht der gesammten Weltgeschichte von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Zeit, durchgeführt in einer äusserst concisen und präcisen Fassung, durch welche es allein möglich war, auf den bemerkten geringen Raum das Ganze zu beschränken; und ist dabei insbesondere die Chronologie in der Angabe der einzelnen Thatsachen und Ereignisse auf solche Weise berücksichtigt, dass das Buch nicht blos bei dem geschichtlichen Unterricht, für den es zunächst bestimmt erscheint, mit grossem Vortheil gebraucht werden kann, sondern auch einem jeden gebildeten Manne, der über irgend ein Faktum und dessen Eintritt sich näher orientiren will, zum Nachschlagen dienen kann, da er hier sicher ist, überall die richtige Auskunft oder die gewünschte Belehrung zu finden. Für den Unterricht ist das Buch sehr praktisch eingerichtet: dem entspricht auch die Eintheilung des Ganzen in zwei Abtheilungen, deren erstere durch den ersten Abschnitt gebildet ist, und die Hauptzahlen und Hauptfaktoren der weltgeschichtlichen Epochen und ihrer historischen Unterabtheilungen angibt (S. 1—53), also zuerst die drei Hauptperioden (alte, mittelalterliche, neue Geschichte, jede mit drei Unterabtheilungen oder Perioden, also neun in Allem) vorführt, und dann im Einzelnen die bedeutendsten in eine jede der neun Perioden fallenden Ereignisse mit Angabe der Zahlen verzeichnet; China und Indien folgen besonders. Für den ersten

Digitized by Google

Unterricht in der Geschichte und die Einprägung der Hauptfakta mit den entsprechenden Zahlen eignet sich dieser Abschnitt gut, da er einen guten Memorirstoff abgibt, und der Lehrer leicht Gelegenheit findet, da wo es ihm erspriesslich erscheint, im mündlichen Unterricht weiter zu gehen und Einzelnes beizufügen. Für den weiteren Unterricht dienen dann die drei folgenden Abschnitte, welchen den oben bemerkten drei Perioden: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit gewidmet sind und hier nun in das Einzelne nach den verschiedenen Reichen und Nationen eingehen. So kommt im Alterthum zuerst der Orient an die Reihe, hier zuerst Aegypten, dann die Geschichte der assyrisch-babylonischen Reiche, Lydien, Phönicien und Israel, worauf Meder und Perser folgen. Bekanntlich hat die neuere Zeit gerade auf diesem Gebiete — wir erinnern nur an Aegypten oder an Assyrien und Babylon — grosse Entdeckungen aufzuweisen, durch welche unsere geschichtliche, meist nur auf der griechischen Ueberlieferung beruhende Kenntniss bedeutend erweitert worden ist, wenn auch Alles, namentlich in Bezug auf Chronologie, noch nicht so fest und sicher gestellt ist: mit grosser Vorsicht hat der Verf. von diesen Ergebnissen Gebrauch gemacht, wie man diess z. B. deutlich aus dem Ueberblick der ägyptischen Geschichte nach den verschiedenen Reichen ersieht; und wird man z. B. in einer so viel bestrittenen Frage, wie die über die Zeit des Auszugs der Juden unter Moses aus Aegypten sich am ersten noch durch die hier aufgenommene Angabe befriedigt finden, welche diesen Auszug unter Menephta, den Sohn Ramses' II. (Sesostris) um 1320 v. Chr. ansetzt. An diese genaue Zusammenstellung der einzelnen merkwürdigen Ereignisse und Dynastien der genannten Reiche und Völker des Orients schliesst sich ein ähnlicher Ueberblick der griechischen und römischen Geschichte an, der bis auf Odoaker (476—493) fortgeführt ist: hier ist im Ganzen ein schon sicherer und fester Boden, wenn es auch gleich in chronologischer Hinsicht an einzelnen Schwierigkeiten nicht fehlt; Rom's Gründung ist 753 v. Chr. angenommen. Im dritten Abschnitt: Mittelalter ist zweifach unterschieden, zuerst die westlichen, dann die östlichen Reiche und Völker, hier kommt das oströmische oder byzantinische Reich und die verschiedenen Reiche Asiens (Sassaniden, das Chalifenreich, die Kreuzzüge, die Mongolen und Türken) in Betracht, während in der ersten Abtheilung die verschiedenen Staaten Europa's mit Einschluss von Ungarn vorkommen. Und in ähnlicher Weise wird auch im vierten Abschnitt die Neuzeit behandelt, zuerst von der Entdeckung America's bis zum westphälischen Frieden, dann von da bis zur französischen Revolution (also 1648 bis 1789), und in einer dritten Unterabtheilung von da bis zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums in Frankreich 1852. Aus dieser Uebersicht, die wir hier nur nach den Hauptpunkten mittheilen, mag das Zweckmässige der Anordnung — und darauf kommt bei einem solchen Buch nicht wenig an — erkannt werden.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

»Untersuchungen des Herrn J. Ceradini aus Mailand über Meiokardie und Auxokardie«, dem Vereine mitgetheilt am 26. November 1869.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Es ist bekannt, dass in physiologischem Zustand die Venen keine Pulsation zeigen, weil das Blut in die Vorhöfe mit beständiger und gleichmässiger Geschwindigkeit einströmt, wie Skoda in seiner ausgezeichneten Arbeit (1) nachgewiesen hat. Ausserdem ist bekannt, dass, wie Haller zuerst ausgesprochen, und nachher auch Skoda (2) behauptet hat, die entgegengesetzten Zustände der Zusammenziehung und Erschlaffung beständig in den beiden Herzabschnitten miteinander abwechseln.

Aus diesen Sätzen, welche, wie ich in einer ausführlichen Arbeit über die Thätigkeit der Herzpumpe nachzuweisen mir vornehme, die Basis von der Lehre der Herzmechanik bilden, folgt unmittelbar, dass in Folge seiner Bewegungen das Herz in toto Veränderungen seines Volumens zeigen muss, weil während der Systole mehr Blut aus dem Ventrikel entleert wird, als in derselben Zeit in den erschlafften Vorhof einströmt.

Am Ende der Diastole enthält jede Kammer ungefähr 170 Ccm. Blut (Volkmann, Vierordt), welches aus den Venen während der ganzen vorhergehenden Pulsationsperiode in das Herz eingetreten ist, und durch die nächste Systole in die Arterien getrieben wird. Sind z. B., wie es manchmal vorkommt, die Systole und Diastole von gleicher Zeitdauer (3), so kann, wegen des beständigen und gleichmässigen Zuströmens von Blut aus den Venen, in die Vorhöfe während ihrer Diastole nur die Hälfte des durch die Systole der Kammern ausgetriebenen Blutes einströmen, und es kann desswegen das Herz am Ende der Kammersystole nur die Hälfte des Blutquantums enthalten, welches es am Ende der vorhergehenden Diastole enthielt.

Ich will Meiokardie und Auxokardie die entgegengesetzten, dem Minimum und Maximum des Blutgehalts des Herzens entsprechenden Zustände nennen.

Bezeichnen wir mit a das Volumen des Herzens selbst, d. h. des Ganzen seiner Muskeln, Sehnen und Klappen, und mit b das

Digitized by Google

Blutquantum, das von jeder Kammer bei jeder Systole in die Arterien eingetrieben wird, so erlangen wir für das Volumen V der Auxokardie

$$V = a + 2b$$

und für das Volumen v der Meiokardie

$$v = a + \frac{2b}{2} = a + b$$

Man kann leicht den Werth von a finden, indem man in einem calibrirten Gefäss die Erhöhung des Niveaus einer Flüssigkeit misst, in welche man das vorher entleerte Herz eintaucht. Vier Versuche dieser Art haben mir das Mittel von 250 Ccm. ergeben; wie schon oben gesagt ist b = 170 Ccm.: also ist V = 590 Ccm., v = 420 Ccm. und demnach 170 Ccm. der Unterschied zwischen den beiden Volumina.

Man könnte nach dem Vorhergegangenen glauben, dass das Herz grosse Veränderungen seiner Durchmesser während seiner Bewegungen darbiete. Berechnen wir aber die der Systole und Diastole der Kammern entsprechenden Volumina eines Herzens, bei welchem a = 240 Ccm. ist (Henle), bei welchem also das Verhältniss von Auxo- und Meiokardie noch grösser sein muss als bei der vorigen Annahme, für die Kugelgestalt, so entspricht die Meiokardie von 410 Ccm. einer Kugel von 0,^{m}046 Radius, die Auxokardie von 580 Ccm. aber einer Kugel von 0,^{m}052 Radius. Die Differenz des Radius beider Kugeln beträgt also nur 0,^{m}006.

Der experimentelle Beweis für diese Volumsveränderungen des Herzens ist keineswegs schwer, und ergibt sich eigentlich schon aus dem grössern Rauminhalt, welchen die Kammern gegenüber der Vorhöfen besitzen (4). Der Mittelpunkt des Herzens bleibt unbeweglich während der Aufeinanderfolge der Herzbewegungen, wie es Viele schon beobachtet haben (Chauveau und Faivre (5), Berner (6), Dusch (7)) und wie ich es oft beim Kaninchen bestätigt habe. Es genügt bei diesem Thier die Thoraxwand bis zur Costalpleura zu entfernen, um die Bewegungen des Herzens zu sehen, und sich zu überzeugen, dass das Herz wirklich abwechselnde Volumsveränderungen zeigt. Mit jedem Herzschlag entsprechend der Ventricularsystole sieht man die Seitenränder des Organs sich der Längsaxe nähern, und dabei die Lungen mit sich ziehen.

Aber diese Thatsache kann mit viel grösserer Evidenz experimentell demonstrirt werden. Es geht aus dem Gesagten hervor, dass das Volumen des der Respiration dienenden Thoraxinhalts nicht bloss durch die Respirationsmukeln verändert wird, sondern auch durch die Veränderungen des Herzvolumens. Dieses Organ ist im Stande von sich aus eine kleine Inspiration zu erzeugen während der Meiokardie, und eine kleine Exspiration während der Auxokardie, indem es im ersten Fall die Elasticität der Lungen überwindet, im andern Fall die Lungen bei ihrer Retraction unterstützt. Hier ist aber zu bemerken, dass das Mass dieser In- und

Digitized by Google

Exspiration nur der Hälfte derjenigen Differenz entspricht, welche wir im Volumen der Meio- und Auxokardie gefunden haben, weil das Blut, welches vom rechten Ventrikel zum linken Vorhof strömt, den Thorax nicht verlässt. Die vom Herzen bewirkte In- und Exspiration hängt also ausschliesslich davon ab, dass während der Kammersystole durch die Aorta ein doppelt so grosses Blutquantum den Thoraxraum verlässt, als in der gleichen Zeit durch die Hohlvenen in denselben einströmt. Es wird also in dem Fall, welchen wir oben angenommen haben, die durch die Meio- und Auxokardie in- und exspirirte Luft nur 85 Ccm. betragen.

Auf die Thatsache der vom Herzen bedingten In- und Exspiration oder vielmehr der in- und exspiratorischen Tendenz des Herzens (denn wegen der grossen Geschwindigkeit der Herzbewegungen und wegen der Reibungen, welche die Luft auf ihrem Wege erfährt, hat die Meiokardie vorwiegend den Effect die Luft in den dem Herzen zunächst gelegenen Alveolen zu verdünnen, die Auxokardie dieselbe zu verdichten) ist der beste Experimentalbeweis des fraglichen Phänomens gegründet.

In einer U-förmigen Glasröhre von 0,^{m}01 bis 0,^{m}015 innerem Durchmesser, deren einer Arm etwa 0,^{m}1, der andere etwas weniger lang ist, bringt man einen flüssigen und leicht beweglichen Index an, am besten eine verdünnte alcoholische Carminlösung. Man führt dann in ein Nasenloch das Ende des längeren Röhrenarms ein, welches so geformt sein muss, dass es dieses Nasenloch luftdicht verschliesst, und dass die Luft der entsprechenden Nasenhöhle frei mit der Luft in der Glasröhre correspondirt, welche senkrecht gehalten werden muss, so dass der flüssige Index sich an seiner Umbiegungsstelle befindet. Man schliesst dann den Mund nach einer vorausgeschickten tiefen Inspiration, schliesst hierauf mit der Hand das andere Nasenloch und unterbricht in demselben Augenblick die Respiration für einige Zeit vollständig. Die Oscillationen, welche sich sofort an dem flüssigen Index zeigen, wenn die Nasenhöhle ganz frei von Secret ist, entsprechen den Herzbewegungen, so zwar, dass die Annäherung des Index an die Nase genau dem Radialpuls entspricht, indem die Blutwelle auf ihrem Wege zur Radialis, so weit ersichtlich, dieselbe Zeit gebraucht, wie die Luftwelle von den dem Herzen benachbarten Lungenalveolen bis zu dem Index.

Ich habe dieses Experiment bei mehreren Personen wiederholt, und immer dasselbe Resultat erhalten; die geringste Bewegung des Index mass ungefähr 0,^{m}005, und bei mir selbst oft bis 0,^{m}01, so dass sie auch aus der Entfernung wahrgenommen werden konnte. Nach derselben Methode mit einer speciellen Anordnung, die ich anderswo mittheilen werde, hab' ich ferner im Laufe des vergangenen Juli die Meio- und Auxokardie bei 13 Hunden nachgewiesen.

Die Veränderungen des Herzvolumens kann man beim Men-

Digitized by Google

schen in noch viel deutlicherer und einfacherer Weise demonstriren, wenn man in das eine Nasenloch eine weite und lange Glasröhre einführt, in welche man vom Rachen her z. B. etwas Tabaksrauch einbläst, den man vorher durch den Mund eingeathmet hat. Wenn man dann das andere Nasenloch verschliesst, beginnt die Rauchsäule in der Glasröhre ihre wechselsweisen Bewegungen in grosser Ausdehnung und Regelmässigkeit. Die einzige Schwierigkeit, welche sich diesen Untersuchungen entgegenstellt, ist die vollständige und ruhige Sistirung der Respiration, welche man nur durch viele Uebung erlernt.

Im Laboratorium von Prof. Helmholtz hab' ich endlich in den letzten Tagen die Auxo- und Meiokardie auf der Kymographiontrommel aufzeichnen lassen, indem ich auf den Index im kleinen Arm der oben beschriebenen U-förmigen Röhre einen leichten Schwimmer aufsetzte, an dessen hervorragendem Ende sich die schreibende Feder befindet.

Mit der Methode der „elastischen Blasen" (Marey) habe ich noch bessere Curven erhalten, indem ich mich dabei eines zu diesem Zwecke construirten kleinen Apparats bediente Er besteht in einer uhrglasförmigen Metallschale von 0,^{m}14 Durchmesser und 0,^{m}008 Tiefe in ihrem Mittelpunkt, wo das mit den Luftwegen communicirende Glasrohr einmündet, welches so kurz als möglich sein muss. Ueber die Schale ist eine dünne, ebene Cautchoucmembran ohne Spannung befestigt, auf welche das Herz seine Eigenbewegungen überträgt. Die Membran überträgt diese Bewegungen auf einen sehr leichten Hebel erster Ordnung, dessen Ende eine Borste trägt, welche auf die Kymographiontrommel schreibt. Der Hebel befindet sich in indifferentem Gleichgewicht, weil seine Arme gleich lang sind. Sein Stützpunkt ist jedoch auf einer durchbohrten Axe beweglich, welche über dem Hebel selbst verschiebbar ist, so dass man die Länge seiner beiden Arme verändern, und als grösstes Verhältniss = 1 : 3 zwischen Krafts- und Widerstandsarm erhalten kann. Die Transmission der Bewegungen der Membran auf den Hebel geschieht durch ein Stäbchen, dessen oberes Ende in beweglicher Verbindung mit dem Hebel selbst ist, dessen unteres Ende in ein auf das Centrum der Membran aufgesetztes Plättchen übergeht. Der Apparat ist ausserdem mit einer Handhabe versehen, an welcher er von dem Beobachter gehalten oder in einem Zangenwerk festgestellt werden kann.

Ich behalte mir vor, anderswo die Einzelnheiten der ganz regelmässigen Curven zu analysiren, welche man mit diesem Apparat erhält. Diese Einzelheiten bestehen in leichten Undulationen, welche man besonders in dem der Auxokardie entsprechenden Curventheil wahrnimmt, dessen Länge beinahe das Doppelte von dem der Meiokardie entsprechenden Curventheil beträgt. Es wird dadurch das am häufigsten beobachtete Verhältniss der Dauer der Systole zu jener der Diastole = 2 : 3 bestätigt, ein Verhältniss,

Digitized by Google

welches sich in gleicher Weise bei den entsprechenden Volumina des Blutgehalts des Herzens wiederholt.

(1) Ueber die Function der Vorkammern des Herzens u. s. w. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissensch. 1852. II. Bd.

(2) Ueber die Function der Kammern des Herzens u. s. w. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissensch. XI. Bd.

(3) Volkmann, Hämodynamik nach Versuchen. Leipzig 1850. S. 363.

(4) Hiffelsheim. Sur le rapport de la capacité de chaque oreillette avec celle du ventricule correspondent. Journ. de l'Anat. et de la Phys. norm. et path. 1864.

(5) Recherches experimentales sur le mouvements et les bruits du coeur. Gaz. méd. de Paris. 1855.

(6) Physiolog. Experimentalbeiträge zur Lehre von der Herzbewegung. Inaug. Dissert. Erlangen 1859.

(7) Lehrbuch der Herzkrankheiten. Leipzig 1868. S. 19.

Walther von der Vogelweide herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1869. (Germanistische Handbibliothek herausgegeben von Julius Zacher I.) SS. X. 402.

Den Zweck dieser Ausgabe Walthers, welche eine Reihe von ähnlichen Arbeiten eröffnen soll, gibt der Verfasser in der Vorrede so klar und eindringlich an, dass Ref. am liebsten die Worte selbst wiederholt. „Der Schwerpunct der vorliegenden Ausgabe liegt in der Erklärung. Nicht den Genuss, sondern das Verständnis des Dichters zu erleichtern war dabei die Absicht des Verfassers; denn er ist der Meinung, dass ein wahrer Genuss nur die Folge richtigen und gründlichen Verständnisses sein kann, und dass gründliches Verständnis das einzige sei, wodurch der Herausgeber den Genuss vorbereiten kann. Was diesen sonst noch bedingt, der Wert des Kunstwerkes selbst und ein empfänglicher Sinn für das Wahre und Schöne auf Seiten des Lesers, vermag er nicht zu geben. Dem Verständnisse also dienen sowohl die Anmerkungen unter dem Text und die Anordnung der Lieder, als auch die Einleitung über die Lebensverhältnisse des Dichters und die Form seiner Gesänge.

In den Anmerkungen ist nicht nur die allgemeine Bildung, wie sie der Unterricht unserer Gymnasien bietet, beim Leser vorausgesetzt, sondern auch einige Kenntnis des mittelhochdeutschen in Flexion und Sprachschatz. Die Anfangsgründe der Grammatik in den Anmerkungen zu lehren ist schon deshalb nicht rathsam, weil sie sich leichter und besser einprägen, wenn sie im Zusammen-

Digitized by Google

hang und in systematischer Ordnung durchgenommen, als wenn sie in einzelne Bemerkungen zerstückt werden, wobei nothwendigerweise Zusammengehöriges von einander getrennt, Fremdartiges zusammengerückt werden muss, und eine klare Uebersicht kaum sich gewinnen lässt. Eine Erklärung aller Wörter, die nicht für jeden des neuhochdeutschen kundigen verständlich sind, würde die Anmerkungen zu ungebürlicher Ausdehnung angeschwellt und dem Leser, der schon etwas weiter vorgeschritten ist, unleidlich gemacht haben."

Die Ausgabe lässt sich also ihrer Anlage nach am besten mit denen der griechischen und lateinischen Schriftsteller in der Sammlung von Haupt und Sauppe vergleichen. Wie diese soll sie hauptsächlich dem Unterricht in den oberen Classen der Gymnasien und Lyceen, sowie der Erklärung auf Universitäten dienen; aber die Anforderungen sind zugleich so hoch gestellt, dass sie auch dem Fachmann das ganze Material zu einem gründlichen Verständniss gegenwärtig halten. Möge das damit erstrebte Ziel erreicht werden, möge die Erklärung der besten mhd. Schriftwerke als ein in gewisser Beschränkung gleichberechtigtes Element unserer gelehrten Schulbildung eingereiht werden! Noch scheinen uns die Vortheile, welche sowohl die allgemeine Bildung als auch namentlich das Nationalgefühl unserer Jugend dadurch gewinnen muss, nicht genügend anerkannt.

Fragen wir nun, in welcher Weise der Verfasser seinen Zweck erfüllt hat, so werden wir bekennen, dass es in hohem Grade geschehen ist, dass die Ausgabe Walthers den noch folgenden derselben Sammlung vielfach als Muster dienen kann. Es war dies auch wohl zu erwarten nach den eindringenden Forschungen über Walther, welche Wilmanns im XIII. Bande der Haupt'schen Zeitschrift veröffentlicht hatte. Dort waren bereits die zwei wichtigsten Seiten der Kritik Walthers, einmal die handschriftlichen Grundlagen des Textes, anderseits die Beziehungen der Gedichte auf Walthers Leben und die Zeitgeschichte behandelt worden, durchgängig auf Grundlage eigener Forschungen, und mit vielfach neuen Resultaten. Auf die dort gebotenen Beweise gestützt, konnte Wilmanns in der Ausgabe eine so knappe Darlegung geben, wie sie durch die ausserordentliche Fülle des Stoffes geboten war.

Die Einrichtung der Ausgabe ist derartig, dass eine allgemeine Einleitung vorausgeht, welche ziemlich umfangreich (112 S.) in 3 Abschnitten das Leben Walthers, seine Kunst in der metrischen Form, und endlich in kritischen Bemerkungen die ziemlich zahlreichen Abweichungen des Textes von der Lachmann'schen Ausgabe behandelt. Das Leben Walthers ist eben so klar, als wo es der Gegenstand gebot, schwungvoll und kräftig geschrieben, es wird auch solchen, die unseren Studien ferner stehn, eine lehrreiche und anziehende Lectüre bieten. Ganz neue Ergebnisse, wie sie in den bisherigen Darstellungen des Walter'schen Lebens und Dich-

Digitized by Google

tens auch nicht einmal gesucht worden sind, bietet namentlich der 3. Theil dieses Abschnitts, Walthers Lieder nach seinem Tode. Auch der metrische Abschnitt behandelt verschiedene Fragen zum ersten Mal, wenigstens sind keine literarischen Arbeiten darüber vorhanden. So die eingehenden Untersuchungen über die versteckten Formen der Dreitheiligkeit der Strophen p. 31 fg. Auch der Leich erscheint nunmehr in neuer Gliederung. Ebenso wird p. 39 die verschiedene Behandlung des Auftacts in verschiedenen Strophen desselben Tones nicht, wie von einigen Herausgebern geschehen ist, unbedingt als fehlerhafte Ueberlieferung aufgefasst, sondern aus mehrfachen Gründen erklärt und nur da, wo keine Entschuldigung vorhanden ist, gebessert. In diesen metrischen Untersuchungen finden sich freilich manche Puncte, in welchen es schwierig ist sich mit Sicherheit zu entscheiden; das gilt auch von einzelnen Fragen in Betreff der Lebensgeschichte, zu deren Beantwortung nicht nur lückenhaftes, sondern selbst widersprechendes Material vorhanden ist, so dass nur das Gefühl zwischen den verschiedenen Möglichkeiten wählen kann. Wird man in diesen Fällen zuweilen anderer Ansicht sein als Wilmanns, so wird man ihm doch jedes Mal vollständige Kenntnis des Materials und durchdringenden Scharfsinn zugestehn müssen.

Lieber aber als dass er solche Fragen zu neuer, doch nicht zur Entscheidung führender Behandlung aufwürfe, geht Ref. über zu dem zweiten Theil des Buches, zu dem Texte und den Anmerkungen, welche theils die einzelnen Gedichte einleiten, theils die in sachlicher oder sprachlicher Beziehung bemerkenswerten Stellen und Ausdrücke erklären und besprechen. Eine dritte Beigabe sind die Ueberschriften, welche Inhalt und Character der einzelnen Gedichte ganz kurz zusammenfassen. Ref. hat aus den Anmerkungen ebenfalls vieles neue hervorzuheben, was zum Theil die Auffassung ganzer Gedichte in ein vollkommen neues Licht stellt. So nr. 2 Nemt, frouwe, disen kranz: als Tanzlied, welches einem noch heute erhaltenen volksthümlichen Spiele der Jugend entspricht. Damit scheint freilich auch die noch von Wilmanns festgehaltene Beziehung auf einen wirklichen Vorgang, auf ein Ereigniss in Walthers niederer Minne hinfällig und das Lied denen zuzuweisen, welche erdichtete Vorfälle beschreiben. Geistreich ist ferner die Erklärung von nr. 54, 29, welche freilich als noch unsicher nur in die kritischen Bemerkungen aufgenommen worden ist: von bônen singen heisst, so vermuthet Wilmanns, „in Folge von Bohnenessen", weil im Mittelalter die Sänger damit ihre Stimme klärten. Und dies sind nur Beispiele für vieles andere neue.

Indessen kann Ref. doch nicht überall den Lesarten und Erklärungen des Verf. beistimmen; in Bezug auf letztere glaubt er noch einiges wenige hinzufügen zu können, ohne jedoch behaupten zu wollen, dass es in die bereits umfangreichen Anmerkungen durchaus aufgenommen werden müsse. Ich zähle diese Bemerkun-

Digitized by Google

gen nach der Reihenfolge der Seiten auf. p. 117 zu 2, 24 „owê bezeichnet jede heftigere Gemüthserregung, auch eine freudige". Allein hier wie in den andern angeführten Stellen ist die Gemüthsbewegung vielmehr die des Verlangens, welche, weil aus Lust und Leid gemischt, auch als schmerzliche bezeichnet werden kann. Wir würden dann immer „ach" gebrauchen. — p. 126 wäre zu 9, 13 fg. das Zwiegespräch der Liebe und Schöne bei Reinman von Brennenberg HMS. 1, 337 zu vergleichen gewesen, namentlich folgende Stellen: den dunke ich (sagt die Liebe) schoene unt dâbî guot, des ich mich underwinde ... ich gên dir vor, du gêst mir nâch. — p. 137 zu 17, 4 hätte wohl der Sinn von ze hove und an der strâze genauer bezeichnet und etwa das mlat. in curiis et compitis (Otto von Freisingen chr. 6, 15) verglichen werden können. — In Z. 10 hat die Lesart enlât doch ihre Bedenken; sie wird nicht entschuldigt durch das Fehlen des niht bei Hilfsverben, da bei diesen stets ausserdem noch ein Infinitiv zu ergänzen ist. — Z. 14 ist heizet: reizet nicht innrer Reim, sondern nach p. 57 Doppelreim. — p. 141 zu 18, 27 durfte der Balsamgeruch des Mundes der Geliebten nicht als ein Bild bezeichnet werden, das wenigen von uns gefallen würde; vergl. Göthe in Hermann und Dorothea im VIII. Gesang: Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens Und den Balsam des Athems an seinen Lippen verhauchet. Uebrigens gehört dieser Fall zu denen, in welchen man von trockenen Citaten weg zum lebendigen Experiment verweisen kann. — Z. 29 ist hinter Kilchberc wohl der Nachweis ausgefallen: MS. 1, 13ª. — p. 148 zu 22, 1 wird freudehelfelôs nicht erklärt durch den Hinweis auf freudehelfe bei Neidhard. Dies ist doch gewiss Objectivcompositum, so dass der erste Theil zum zweiten im Genetivverhältnis steht. Dagegen scheint freudehelfelôs eher zu vergleichen mit liljerôsevarwe (Lachm. 68, 2), so dass die zwei ersten Wörter copulativ zu verbinden sind: „der Freude und Hilfe beraubt". Wenigstens fassen es so die bisherigen Wörterbücher. — Zu Z. 14 an sîner stat da'r inne solte wesen „wir könnten das pron. poss. hier nicht brauchen. Vergl. 46, 3" (vielmehr 2); mit Berufung auf Benecke zu Iwein 4732 war zu sagen, die alte Sprache liebt dem Pron. poss. näher bestimmende Relativsätze beizufügen. — Z. 32 ist die gegen die Handschriften vorgenommene Umstellung der beiden Waisen auch des Sinnes wegen wunderlich. — p. 159 zu 28, 6 ist in der Stelle Morungens zu lesen: sône weiz ich. — p. 173 zu 35, 23 wird in „dazs iemner rüemic man gesiht" r. m. als Acc. Pl. gefasst; warum nicht als Nom. Sing. wie doch auch von Lachm. in der Anm. — p. 194 Einleitung zu 47: „Die beiden andern Strophen (Mir ist liep daz si mich clage und Nû bîtent lât mich wider komen) sind später gedichtet". Dies ist für die erstgenannte unerwiesen, für die zweite gewiss unrichtig. Die Worte: wartet mit euerem Spotte! ich komme noch zurück, können doch nur dann passen, wenn sie

Digitized by Google

den Spott abschneiden sollen, wenn sie gleich nach dem Spotte, der sich an Walthers Abschied knüpfte, ausgesprochen sind. Um sie vorzutragen, kehrt Walther schnell noch einmal um, wenigstens thut er so. — p. 196 zu 47, 35. Das Erblinden der Gotteslengner findet schon Apostelg. 13, 8 beim *μάγος* Elymas Statt. — p. 197 zu 48, 16 war wohl Neidhard 87, 33 anzuführen: Min frouwe diu ist elder danne tûsent jâr usw. — p. 200 zu 49, 29 swaz kriuchet unde fliuget, vergl. Tell 3, 1 was da kreucht und fleugt; woher hat Schiller den volksthümlichen Ausdruck? — p. 202 zu 49, 59 ein nôt vor aller nôt; über die Art der Steigerung s. Gramm. 4, 726. — Die zu Z. 51 angeführten Beispiele passen nicht, da sie die Negation des Gegentheils enthalten, was auch in copulativer Verbindung geschieht. — p. 204 zu 50, 14 vergleiche Konrad von Würzburg, der Welt Lohn (Müllenhoffs Sprachproben) v. 249. 250: dô im der lîp erstorben was daz im diu sêle dort genas. Der Ausdruck ist wohl formelhaft für den Tod auf dem Kreuzzuge. — Zu Z. 15 kraneches schrite (so ist in der aus Freidank angeführten Stelle zu lesen). Noch Göthe bei Eckermann Gespräche (3. Aufl.) 2, 49: Sein Gang (Lavaters) war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt. — p. 205 zu 50, 26 wäre zu vergleichen Seq. von Muri: daz kint dich ime ze muoter kôs. — p. 217 zu 51, 199 Zehant der engel lûte schrê; schon der Artikel zeigt, dass man es mit einem bekannten, sagenhaften Engel zu thun hat. — Zu 198 sper kriuze unde krône waren nicht nur in der poetischen Anschauung die Zeichen der Herscherwürde. Philipp schreibt (bei Pertz Mon. LL. 2, 211) an Innocenz: Habuimus etiam in potestate nostra sanctam crucem lanceam coronam indumenta imperialia et omnia insignia imperii. — p. 228 zu 54, 35 konnte verglichen werden Spervogel MSF. 23, 29. — p. 229 zu 55, 27. Wegen des abgebrochenen unfertigen Schlusses ist noch zu verweisen auf 51, 150 daz weiz ich wol, und weiz noch mê, und XIV, 30, dessen Schluss also nicht platt genannt werden darf, vielmehr durchaus der Walther'schen Manier entspricht. — p. 233 ist 57, 39 „kund er swaz ieman guotes kan" formelhaft; vergl. 81, 21 und Sommer zu lore 4593. — Zu nr. 58 „Under der linden" findet sich ein dem Stoffe nach wie formell durch den Refrain nahverwandtes Liedchen in den Carmina Burana p. 200 Eine wunnechliche stat u. s. w. — p. 236 in der Einleitung zu nr. 60 konnte auch das religiöse Vocalspiel beim sogenannten Helbling XII angeführt werden, obschon es allerdings in der Zeilenzahl nicht übereinstimmt. — Zu Z. 18 findet sich die Redensart „swoere als ein blî" auch Helmbrecht 1330. Auch wir sagen „bleischwer". — p. 239 zu 61, 45 ist der Sinn der Stelle im Renner nicht genau bezeichnet. Nicht die Leute, welche durch Wortklaubereien die Verhandlungen vor Gericht hinhalten, werden verspottet, sondern die haarspaltenden Richter, welche den Wortlaut der Parteireden übergenau nehmen und so fehlerhaft entschei-

Digitized by Google

den. — Zu der Form von nr. 62, der rückläufigen Wiederholung der einzelnen Zeilen jeder Strophe gibt es eine Parallele in den Carm. Burana p. 208 Chume, chume, geselle min usw. — p. 254 zu 72, 4 „diu liebe, die Geliebte", und ebenso v. 10 „diu liebe en underwinde ir sich". Welche unglaubliche Koketterie würde Walther seiner Geliebten nachsagen, wenn sie ihm geboten haben soll treu zu sein ohne jemals eine Gegenleistung zu gewähren! Wie viel einfacher ist es doch, diu liebe als das Abstractum zu fassen: „die Liebe hat mir geboten treu zu sein", und „ich bin verloren, wenn nicht die Liebe auch sich mit ihr (der Geliebten) zu thun macht!" — p. 265 ist Wilmanns, wie vielleicht öfters, zu scharf bei der Abtrennung einzelner Strophen gewesen. 77, 49 hat zwar im Eingang keinen näheren Zusammenhang mit dem Schluss der vorhergehenden Strophe; aber dass auch die Strophe „Ich sanc hie vor den frowen umbe ir blôzen gruoz" sich auf den Streit über Weib und Frau bezieht, zeigt ihr Ausgang: ich wil mîn lop kêren an wîp, die kunnen danken (für diese Stellung des kunnen spricht die Uebereinstimmung von C u. E). Aber auch in der vorhergehenden Strophe musste wohl v. 46 der Wackernagel'sche Vorschlag angenommen werden: wîp sint alliu frowen gar „jedes (wahre) Weib ist auch eine Dame". Sonst ist in dieser Zeile das Subject alle frowen dasselbe wie in v. 45, dem es doch entgegengesetzt wird. — p. 269 zu 80, 13 frônebote Abgesandter des Herrn, nämlich Gottes; es konnte auf W. Grimm zu Freid. 15, 26 verwiesen werden. — p. 271 zu 80, 60 vergl. Neidh. 82, 37 wîlent was ein munt berihtet wol mit einer zungen: nû sprechent zwô ûz eime. — p. 274 zu 81, 28 ist der innere Reim ein Anklang an Jagdlieder und Jagdsprüche, s. Altdeutsche Wälder 3, 103 fg. und Nib. 900, 3. Das umgekehrte erscheint als Verwünschung Liedersaal 2, 427 v. 300. — p. 275 zu 82, 13 durfte wohl nicht übergangen werden, dass Walther hier ein Sprichwort gebraucht; vgl. Zeitsch. 6, 305. MS Denkm. 27, 192 Quod furi tulerit fur indempnis retinebit. Auch Z. 14 ist wohl nicht richtig auf die Drohung des Kaisers bezogen. Der Sinn ist: Der offenbare Feind wird zum Freund; der Landgraf, welcher den Muth gehabt hat zu drohn, ist es wert als Freund empfangen zu werden. — p. 277 in der Einleitung zu nr. 83 ist der bisherigen Meinung entgegen, wonach Walther die Endpuncte seiner Wanderungen bezeichnen sollte, die ganz überzeugende Erklärung aufgestellt worden, dass er vielmehr die Flüsse angebe, welche Deutschland begrenzen. Allein mit Unrecht ist die Seine als das Nebenflüsschen des Rheins unterhalb Ehrenbreitstein aufgefasst worden: dann wäre Köln und selbst ein Theil Westfalens ausgeschlossen, also eine Beschränkung Deutschlands, wie sie erst Napoleon und nur für wenige Jahre erzwang. Es ist vielmehr die Seine in Frankreich gemeint, welche in ihrem oberen Laufe der damals deutschen Grafschaft Bar ziemlich nahe kommt. Hat der Dichter doch auch im

Digitized by Google

Süden mit dem Po über die wirklichen Marken Deutschlands hinausgegriffen. — p. 279 zu 83, 27 verstehe ich die Doppelsinnigkeit von „dort hân ichs in den stoc geleit" nicht; es kann nur heissen: „dort habe ich sie angefesselt"; aber worauf es hier ankommt, „ich habe sie zur Steuer gezwungen", wird nicht ausgedrückt. — p. 281 zu 83, 50 ist wegen der gleichen Anwendung des Bildes zu vergleichen Dante Parad. 9, 132 Perocchè fatto ha lupo del pastore (il maledetto fiore). Das Sprichwort findet sich in allgemeiner Anwendung auch bei Bon. Ed. 26, 25. 98, 47. — Zu Z. 59 ze schalle werden war auf Sommer zu Flore 1535 zu verweisen. — p. 288 zu 83, 167 „diu müeze dir vil wol gezemen" ist die Vermuthung doch sehr nahe liegend, dass Walther auf die Jagdlust des Herzogs anspielte. — p. 291 zu 84, 37 war wegen des Artikels bei der Anrede zu verweisen auf Gramm. 4, 561. Genau passen zu der Wilmanns'schen Auffassung nur die Fälle mit „ein". Aber es ist doch wohl natürlicher hier die III. Sing. Conj. als die II. Sg. Imper. in râte zu sehn, so dass ein ieglich friunt Nominativ ist. — p. 302 zu 87, 48 hätte die von Pfeiffer nachgewiesene Stelle aus Mone's Schauspielen, die geradezu wie eine Nachahmung aussieht, kaum übergangen werden dürfen. Wegen des „lâ diu minne die dich lât" konnte auf Freid. 36, 17 und Heinrich von Melk S. 128 verwiesen werden. — p. 303 in der Einleitung zu 88 wird die kühne Anrede an die Engel „frivol" genannt; allein solche Missachtung der unthätigen göttlichen Wesen ist wie früher bei den Heiden, so auch noch bei dem mittelalterlichen Volke den Heiligen gegenüber mehrfach geübt worden. Es ist also die Stelle ganz ernstlich volksthümlich aufzufassen. — p. 305 zu 88, 36 wird ein Pôlân alde ein Riuze erklärt „Kerls, die von ordentlichem Gesange nichts verstehen". Allein an Verständnis für Gesang darf nicht gedacht werden, da der Bogner keinen Grund hatte diess zu belohnen; und im Sinne von Bänkelsänger, elender Musikant, müste doch der Gebrauch der beiden fremden Völkernamen erst noch aufgezeigt werden. Die von Lachmann nachgewiesene Bedeutung „wildfremde Menschen" reicht vollkommen aus. — p. 325 zu 91, 78 „die dort den borgen dingen" bemerkt Wilmanns: verstehe ich nicht. Man erklärt bekanntlich „die dort den Waffenstillstand unterhandeln"; allein ohne diese Bedeutung zu beweisen. Vielleicht ist trotz der Uebereinstimmung der Handschriften zu ändern: der oder besser des borgen. Im ersteren Falle wären die Kreuzfahrer, im anderen Christus gemeint. Dingen aber wäre nicht mit ahd. dingon gerichtlich verhandeln, sondern mit dingjan hoffen gleichzusetzen: die dort auf die oder den Bürgen hoffen. Allerdings hat das mhd. Wb. nur Beispiele für dingen mit gen. der Sache in der angegebenen Bedeutung. Allein der Ausdruck skermes dingan Graff 5, 188 kommt doch fast auf dasselbe heraus. — p. 326 wäre zu 92, 1 fg. wohl Freid. 13, 23. 134, 16 zu vergleichen: Swer ergründen wil die goteheit

Digitized by Google

dern weiz ze jungest waz er seit. Ueberhaupt scheint es, dass Freidanks Uebereinstimmungen mit Walther nicht genügend herangezogen worden sind. Wollte Wilmanns dies als nicht gerade nöthig und von W. Grimm bereits abgethan von sich weisen? — p. 327 zu 92, 16 ist die Schlusswendung dem Ref. nicht verständlich. „Konnte die Entschuldigung aber auch in diesem Falle für Leopold gelten? Gewiss nicht. Denn auf dem Reichstage war jeder Gast. Der Spruch schliesst also mit einer feinen unerwarteten Ironie." Wenn alle Besucher des Reichstages entschuldigt waren, warum sollte Leopold besonders genannt werden? Wäre dies nicht geradezu eine Beleidigung gewesen? Aber in Wahrheit ist Gast doch etwas anderes als der auf Kosten eines anderen lebende. Es ist der Fremde, und als Fremde konnten in Nürnberg doch weder der königliche Hof noch die aus der fränkischen Nachbarschaft Gekommenen bezeichnet werden. Es fällt somit der Grund zur Abweichung von der Lachmann'schen Auffassung weg. — p. 332. 333 waren die Töne 93 und 94 wegen ihrer geringen und leicht wegzuschaffenden Abweichung nicht von einander zu trennen. Der gleiche Eingang owê macht sogar wahrscheinlich, dass wir nicht verschiedene Sprüche, sondern zusammenhängende Strophen eines Liedes vor uns haben. Die Verschiedenheit der Gegenstände ist nicht grösser als zwischen den einzelnen Strophen der Elegie. — p. 336 zu 95, 49 wäre wohl zu bemerken gewesen, dass „über sê" wie outre mer ganz speciell das heilige Land bezeichnet, wofür es an Beispielen ja durchaus nicht fehlt.

Ref. schliesst mit dem Ausdrucke des Dankes für die durch diese Ausgabe gegebene Förderung der Erkenntnis Walthers, und mit dem Wunsche, dass durch sie das für Walther in weiten Kreisen so lebhafte Interesse zu einem wirklichen Verständnis geführt werden möge.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Roman van Cassamus (fragment) uitgegeven door Dr. Eelco Verwijs. (Bibliotheca van meddelnederlandsche letterkunde onder redactie van Mr. H. E. Moltzer Hoogleeraar te Groningen. Tweede Aflevering.) Groningen, J. B. Wolters 1869. 8S. XXVIII. 94.

Die Niederländer haben hauptsächlich seit den dreissiger Jahren die Denkmäler ihrer alten Sprache und Literatur mit einem Eifer herausgegeben, welcher anderen Nationen zum Muster dienen könnte. Dabei ist jedoch ein Unterschied bemerklich zwischen den Belgiern und den Holländern. Erstere haben namentlich zuletzt ihre Ausgaben grösstentheils auf Staatskosten drucken lassen; die Holländer dagegen haben durch freie Vereinigung den Absatz auf ihrem verhältnissmässig kleinen Gebiete zu sichern gesucht. So erschienen in den vierziger Jahren die Werken uitgegeven door de vereeniging

Digitized by Google

ter bevordering der oude nederlandsche letterkunde, später die Nieuwe reeks der werken van de maatschappy van nederlandsche letterkunde. Neuerdings hat man noch einen anderen Weg eingeschlagen. In Holland ist, und gewiss mit vollem Recht, das Studium der alten Sprache und Literatur in die Mittelschule eingeführt worden, wobei namentlich der Reinaert eine ebenso lehrreiche als anziehende Lectüre darbietet. Zum Theil für diesen Schulunterricht, zum Theil für die Gebildeten, welche die nothwendigen Vorstudien nicht mehr nachholen können und wollen, und doch wünschen einen Einblick in die mittelniederländische Literatur zu erhalten, ist die Bibliotheek van mnl. Letterkunde bestimmt. Man kann sie also in ihrem Zwecke und ebenso in ihrer Einrichtung vergleichen mit den Classikern des deutschen Mittelalters, welche unter Pfeiffers Leitung erschienen sind. Mit dieser Sammlung theilt freilich die Bibliothek auch gewisse Ausstellungen. Für den wissenschaftlichen Gebrauch sind die Anmerkungen, welche für den Anfänger bestimmt sind, wenigstens überflüssig.

An und für sich muss man jedoch die Veröffentlichung von Gedichten, die bisher entweder noch gar nicht oder doch in ungenügenden Texten erschienen sind, immer dankbar aufnehmen. Ersteres ist der Fall bei dem zweiten Bande der Bibliothek, dem Roman van Cassamus, wovon freilich nur ein Bruchstück von etwa 2000 Zeilen vorhanden ist. Ein zweites Fragment in Besitz von de Vries ist in der Einleitung mitgetheilt worden: es ist trotz seines geringen Umfanges deshalb sehr merkwürdig, weil es einer ganz verschiedenen Bearbeitung angehört. Die beigegebenen Anmerkungen sind zum Theil erklärender Art und stehen dann unter dem Texte. Hier ist dem Referenten nur einigemale der Wunsch nahe getreten, dass die Resultate der mhd. Sprachforschung mehr hätten benutzt werden sollen. V. 526 (want hets misselic wat gesciet) ist misselic erklärt „twijfelachtig, onzeker, eig. wat missen kan". Allein missen hat schon die abgeleitete Bedeutung, die ursprünglich in misselic wohl ebenso wenig vorhanden war wie im mhd. misselich s. Benecke zu Iwein 5133. Der ursprüngliche Begriff ist der des Wechsels, vgl. got. misso; dann der des Verschiedenseins, wobei sich leicht der Begriff einstellt: verschieden vom Rechten und Guten, schlecht. Man würde also jenen mnl. Vers übersetzen müssen: es kann auf verschiedene Weise sich ereignen.

Die kritischen Anmerkungen sind am Schlusse zusammengestellt. Scharfsinnig sind hier die Mittel benutzt, welche für die Herstellung des Textes theils im Zurückführen auf den sonstigen mnl. Sprachgebrauch, theils in der Vergleichung des afr. Originals liegen. Letzteres, Les voeux du paon, beabsichtigt Hr. Dr. Verwijs herauszugeben und zwar auf Grund einer Brüsseler Handschrift, wobei von den übrigen zahlreichen Handschriften wenigstens das beste Pariser Manuscript zu vergleichen sein wird. In Bezug auf den Knotenpunct dieser Erzählung, die bei einem Festmahl über

Digitized by Google

einem Pfauenbraten abgelegten Gelübde, möge es gestattet sein eine Vermuthung zu äussern. Der an sich barocke Gedanke ist vielleicht dann nicht mehr so auffallend, wenn er in einer Sitte begründet war, wenn man bei Gastmahlen über einem Hauptgericht wenigstens im Scherze Gelübde aussprach, wie wir beim Braten unsere Trinksprüche vorzubringen pflegen. Diese altfranzösische Sitte aber könnte durch Vermittlung der normannischen in ihrem letzten Ursprunge aus einer heidnisch-nordischen stammen, aus den Gelübden beim Bragarfall, dem Becher Bragis, s. J. Grimm deutsche Mythologie, 2. Aufl. S. 53; Weinhold, Altnordisches Leben S. 462: „Das geloben (heitstrengja, framhefja heitstrengingar) galt überhaupt als alte herrliche Lustbarkeit und ward unter mancherlei Förmlichkeiten vorgenommen. Sehr alt war der Gebrauch, einen gemästeten Opfer- oder Sühneber (sonargöltr) durch die Bänke der zechenden Männer zu führen; wer etwas geloben wollte, fasste das Thier mit der einen Hand am Kopfe, die andere legte er auf die Borsten und sprach aus, wozu er sich verpflichte." — Doch ich bemerke, dass bereits J. Grimm, Rechtsalterthümer p. 901 diesen Zusammenhang des altheidnischen und des altfranzösischen Gebrauches vermutet hat. Ich mache nur noch aufmerksam auf die parallele Stelle im Hugues Capet (Les Anciens poètes de la France t. VIII) p. 60, wo auf den Quassamus hingewiesen wird. Im Vorwort zu dieser Ausgabe p. XIX ist der Nachweis geführt worden, dass Les voeux du paon kurz nach 1312 gedichtet sind. Natürlich stammt demnach auch die niederländische Bearbeitung frühstens aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Euripidis Tragoediae ex recensione Augusti Nauckii. Volumen III. Auch mit dem besonderen Titel: Euripidis perditarum tragoediarum fragmenta iterum recensuit Augustus Nauck. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. XXVI und 332 S. in 8.

Der Herausgeber hatte bereits im Jahr 1856, also vor etwa neun Jahren in seine grössere Sammlung der Fragmente griechischer Tragiker, auch die der verlorenen Stücke des Euripides aufgenommen, und damit, wie diess auch seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (Jahrg. 1856. S. 951 ff.) bemerkt worden, einem fühlbaren Bedürfniss entsprochen, welches eine kritisch gesichtete Zusammenstellung dieser Fragmente erheischte, dem die früheren Sammlungen nicht genügen konnten. Die vorliegende, erneuerte Zusammenstellung, welche den dritten Band der von dem Herausgeber früher (1857; s. diese Jahrb. 1858 S. 67 ff.) in der Bibliotheca Teubneriana in zwei Bänden gelieferten, einen revidirten Text des Euripides bietenden Ausgabe bildet, ist aber keineswegs als ein blosser

Digitized by Google

Wiederabdruck der früheren Sammlung anzusehen, indem der Verfasser, wie man bald wahrnimmt, das Ganze einer sorgsamen Durchsicht unterzogen hat, die ihn zu manchen Aenderungen im Einzelnen, wie auch zu Zusätzen führte, die in Verbindung mit manchen Textesberichtigungen dieser Sammlung einen selbständigen Charakter verleihen und eine bequemere Uebersicht auch dadurch gestatten, dass nicht die gesammte Varietas lectionis aufgenommen ward, sondern nur das Wesentlichste und Bedeutendste, entsprechend dem Zweck und der Bestimmung der Bibliotheca Teubneriana. Dass Alles das, was seit 1856 für diese Fragmente von den verschiedenen Gelehrten, die mit Euripides sich beschäftigt und eins und das andere Fragment behandelt haben, geleistet worden, Beachtung fand, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung, wenn auch nicht alle die Vermuthungen und angeblichen Verbesserungen, wie sie von manchen Gelehrten gemacht worden sind, Aufnahme oder Erwähnung gefunden haben, was im Ganzen nur bei wenigen, und hier mit gutem Grunde, geschah. Wenn daher der Verfasser in der Praefatio S. VII schreibt: „Missa fecimus non solum vitiosa commenta, sed etiam quaecunque nimis viderentur incerta atque improbabilia. Qua in re si cui fastidiosius egisse videar, is meminerit in laceris perditarum reliquiis certi quidquam indagare esse difficillimum atque insanabilibus vulneribus frustra medelam admoveri." Niemand wird die Wahrheit dieser Behauptung in Abrede stellen können, die allerdings zu um so grösserer Vorsicht mahnen sollte, was leider aber nicht geschieht, da man sich nur zu sehr in Conjecturen u. dgl. gefällt, mit welchen jetzt insbesondere die griechischen Tragiker bis zur Ungebühr überfüllt sind, ohne dass daraus grosser Vortheil für einen urkundlich getreuen Text, wie wir ihn herzustellen suchen müssen, erwachsen wäre. Der Verfasser bringt damit noch einen andern Umstand in Verbindung, worin wir ihm fast noch mehr Recht geben müssen, nemlich die in neuerer Zeit, zumal seit Welcker's Aeschyleischer Trilogie, in Aufnahme gekommenen Versuche, aus wenigen Ueberresten eines verlorenen Drama's, aus ein Paar noch erhaltenen Versen oder anderweitigen Notizen den Inhalt des verlorenen Stückes, den Gang desselben, das, was man die Oeconomie nennt, bestimmen und näher nachweisen zu wollen. Er äussert sich darüber, zunächst mit Bezug auf Euripides, folgendermassen: „Eandem ob causam vanos existimamus eorum conatus, qui perditarum fabularum oeconomiam e reliquiis fortuito servatis instaurare temptaverunt ac singulae sententiae sive certis e fabulis sive sine fabulae nomine traditae quo in nexu primitus fuerint, sciri posse putaverunt. Quo in genere confidentia et levitate omnes superavit J. A. Hartungius" etc. Es ist diess leider nur zu wahr, und mag eben so sehr von den ähnlichen Versuchen der Wiederherstellung äschyleischer und sophocleischer Dramen, von welchen auch nur wenige Bruchstücke sich erhalten haben, gelten. Für die Phantasie bietet sich freilich

Digitized by Google

hier ein weiter Spielraum, aber es fehlt doch der sichere Boden, auf dem allein auch sichere Resultate zu gewinnen sind. Der Verfasser hat, um seinen Satz zu beweisen, wie wenig wir im Stande sind, solche Ergänzungsversuche auch nur mit einigem Grad von Sicherheit zu machen, von drei noch erhaltenen Dramen des Euripides, der Elektra, den Heracliden, und dem Hercules, die bei andern Schriftstellern vorkommenden Citate zusammengestellt, die unwillkürlich zur Frage führen: würde Jemand nach diesen Bruchstücken den Inhalt und Gang des Stückes, wir wir es nun in seiner Vollständigkeit lesen, auch nur einigermassen zu bestimmen im Stande sein? Man wird diese Frage nur verneinen können; man wird aber auch hoffen können, dass man endlich einmal aufhöre, mit derartigen Versuchen sich abzugeben, die doch kaum zu einem sicheren Ergebniss führen können.

Noch ist zu bemerken, dass S. XV ff. der Vorrede einige Ergänzungen oder Vervollständigungen der oben erwähnten Sammlung vom Jahr 1856, zunächst in Bezug auf Aeschylus und Sophocles wie einige andere, verlorene Tragiker gegeben werden, und dass diesem Bande ein eigner Index fontium S. 308 ff. beigefügt ist, welcher ein Verzeichniss aller der Schriftsteller, bei welchen die in dem Bande selbst zusammengestellten euripideischen Verse oder Wörter vorkommen, in alphabetischer Ordnung liefert.

Kritisch-bibliographische Streifen auf dem Gebiete der indischen Philologie seit dem Jahre 1849. Mit einem Anhang: Iranische Philologie. Von Albrecht Weber. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert und L. Lindtner) 1869. XV und 493 S. in gr. 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Indische Streifen. Zweiter Band.)

In diesem Bande findet man eine Zusammenstellung aller der einzelnen, von dem Verf. seit 1849 an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeitschriften publicirten Kritiken, welche, da sie sich beinahe über alle seit dieser Zeit erschienenen Schriften und Aufsätze aus dem Gebiete des indischen und iranischen Alterthums erstrecken, einen ziemlich vollständigen Ueberblick über Alles das geben, was auf diesem Kreise von einiger Wichtigkeit ist, zugleich aber auch die namhaften Fortschritte erkennen lassen, welche die Wissenschaft in diesem Kreise der Literatur gemacht hat. Da nicht wenige dieser Kritiken auch ein allgemeineres Interesse haben, so werden dieselben nicht bloss die Aufmerksamkeit der Fachmänner verdienen, sondern auch allen den Gebildeten, welche die Ergebnisse der sprachlichen wie der historischen Forschung der beiden letzten Decennien näher kennen lernen wollen, zu empfehlen sein. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass alle diese einzelnen Artikel nochmals von dem Verf. einer sorgfältigen Revision unterworfen wurden.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Shakespeare's Werke herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius, erster Band, die ersten neun Lieferungen in sechs Heften. Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs. 346 S. in gr. Lex.-Format.*

2) *Shakespeare's sämmtliche Werke. Englischer Text, berichtigt und erklärt von Benno Tschischwitz. Nebst historisch-kritischen Einleitungen I. Hamlet, prince of Denmark. Halle, Verlag von G. Emil Barthel, 1869. XLVIII u. 193 S. gr. 8.*

Es ist zur Genüge bekannt, was seit Lessing und Wieland in unserm deutschen Vaterlande für das Shakespearestudium gethan worden ist. Zu keinem englischen Dichter fühlt sich der Deutsche mehr hingezogen, als zu dem grossen Britten. Seine wahre, Geist und Gemüth mit gleicher Macht ergreifende Weltanschauung, das germanisch-christliche Element, welchem man in Shakespeare begegnet, die Stamm- und Sprachverwandtschaft des englischen und germanischen Geistes haben viel dazu beigetragen. Begegnen wir nicht demselben grossen, allumfassenden, das Menschenwesen in seiner vollen Wahrheit erkennenden Genius auch in unserm Göthe und Schiller wieder? Die einzelnen Forschungen, welche seit A. W. v. Schlegel's meisterhafter Uebersetzung im ästhetischen und kritischen Theile der deutschen Shakespeareliteratur statt fanden, haben in der deutschen Shakespearegesellschaft zu Weimar ihren Vereinigungspunkt gefunden. Das von der Gesellschaft herausgegebene Shakespearejahrbuch hat eine Reihe von vorzüglichen Arbeiten zu dem gemeinsamen Ziele verbunden. Aus der Reihe der vielen verdienten Mitglieder dieser Gesellschaft haben zwei rühmlichst bekannte Forscher die Herausgabe des englischen Textes der Shakespeare'schen Werke unternommen.

Nicolaus Delius hat schon im Jahre 1864 Shakespeare's Works in sieben Bänden mit den Gedichten und biographischen Nachrichten herausgegeben. Der erste Band enthält, ohne auf Chronologie Rücksicht zu nehmen, die vier vorzüglichsten Dramen des grossen Dichters, Hamlet, Othello, Macbeth und Lear und dazu noch Timon von Athen und Titus Andronikus. Die Dramen gehen voraus, die historischen Stücke folgen und daran schliessen sich die Komödien. Der letzte Band enthält Perikles, die Gedichte und die biographischen Notizen. Die Ausgabe des englischen Textes war nicht nur für die kritischen Kenner, sondern auch und zwar ganz vorzüglich durch seine vielen interessanten sachlichen Erklärungen und eine schöne correcte Grundlage für das grössere, der

Digitized by Google

englischen Sprache mächtige Publikum besonders wichtig. Die vorzügliche Brauchbarkeit dieses Werkes ist aus der bereits schon vier Jahre nach der ersten erschienenen Ausgabe ersichtlich. Sicher wird diese neue Ausgabe einen noch viel grösseren Leserkreis gewinnen, da der Preis derselben um die Hälfte herabgesetzt wurde, und das Erscheinen in Lieferungen die Anschaffung erleichtert. Die vorliegende Ausgabe soll 2 Bände umfassen. Den Anfang machen die Komödien, dann folgen die historischen Stücke und den Schluss bilden die Dramen und Gedichte, so wie die biographischen Notizen und der Index. Dem letzten Stücke wird das nach dem besten englischen Original in Stahl gestochene Bild des Dichters beigegeben. Von den vorhandenen Lieferungen enthält die erste (S. 1—35) den Sturm, die zweite (S. 37—69) die zwei Edelleute von Verona, die dritte (S. 71—113) die lustigen Weiber von Windsor, die vierte und fünfte in einem Hefte (S. 115—189) Maass für Maass und die Komödie der Irrungen, die sechste und siebente in einem Hefte (S. 191—270) viel Lärm um Nichts und der Liebe Müh' umsonst, die achte und neunte in einem Hefte (S. 271 bis 346) den Sommernachtstraum und den Kaufmann von Venedig.

Die Vergleichung zeigt eine genaue Revision des englischen Textes und der ihm in Anmerkungen beigegebenen sachlichen und sprachlichen Erklärungen. Jedem Stücke geht eine Einleitung voraus. In der Ordnung der Stücke, welche von der Ordnung der ersten Ausgabe abweicht, hat der Herr Verfasser die Foliogesammtausgabe der Shakespeare'schen Stücke zu Grunde gelegt, in welcher ebenfalls the tempest die Reihe der comedies und des ganzen Bandes eröffnet. In dieser ersten Folioausgabe folgen sich dann ebenfalls in der ersten Abtheilung der Komödien the two gentlemen of Verona, the merry wives of Windsor, measure for measure, the comedie of errors, much ado about nothing, love's labour's lost, a midsummer-night's dream, the merchant of Venice eben so, wie in der neuen Delius'schen Ausgabe. Von den genannten Stücken erschienen zum Erstenmale in der Folioausgabe von 1623 der Sturm, die zwei Edelleute von Verona, Maass für Maass, die Komödie der Irrungen. Die übrigen erschienen schon vor ihrem Abdrucke in der ersten Folioausgabe. Die lustigen Weiber von Windsor wurden in einem besondern Drucke 1602 mit weitläufigem Titel herausgegeben. Auf die Quartausgabe folgte ein Abdruck von 1619. Erst in der Gesammtausgabe ist das Stück in Acte und Scenen getheilt. In der Rowe'schen Ausgabe (1709) kam das Personenverzeichniss hinzu. Die Ausgabe von 1630 ist der wörtliche Abdruck der Folioausgabe (1623). Die erste Quartausgabe von 1602 ist, wie der Herr Verf. durch eine Reihe schlagender Belege nachgewiesen hat, verwahrlost, eine unvollkommene Skizze, der Text in jeder Beziehung

Digitized by Google

mangelhaft und von der ersten Foliogesammtausgabe so abweichend, dass das Stück unmöglich in der Gestalt der Quartausgabe von 1602 von dem Dichter selbst geschrieben und zur Darstellung gebracht werden konnte. So kann die Kritik nur den Text von 1623 zu Grunde legen. Nur, wo dem Zusammenhange nach Worte oder Verse in dem wahrscheinlich nach einem Bühnenmanuscripte des Blackfriarstheaters ziemlich nachlässig besorgten Drucke der Folioausgabe ausgefallen sind, musste, wenn sich dieselben zufällig in der Quartausgabe fanden, die letztere benutzt werden. Die Sprache ist in diesem Stücke einfach und klar und bietet der Kritik um so weniger Schwierigkeiten, als die Commentatoren überall zum Verständnisse vorgearbeitet haben.

Der Sommernachtstraum erschien im Jahre 1600 in zwei Quartausgaben, von denen die erste die correcteste ist. Das Stück ist erst in der Folioausgabe in Acte getheilt. Die Eintheilung in Scenen und Personen fügte erst Rowe (1709) hinzu. Der Text der schlechteren Ausgabe ging mit geringen Abänderungen in die Folioausgabe über. Die Abweichungen sind nicht „tief eingreifend". Auch vom Kaufmann von Venedig erschienen 1600 zwei Ausgaben, übrigens von einander unabhängig, die eine von J. Roberts, die andere von Heyes. Die „nicht erheblichen" Varianten der ersten Ausgabe verdienen den Vorzug. Personen und Scenen kamen durch Rowe hinzu. Die Heyes'sche Ausgabe liegt mit „geringfügigen Differenzen" der Gesammtausgabe von 1623 zu Grunde. Viel Lärm um Nichts erschien 1600 in einer Einzelausgabe. Der Text ist ziemlich correct und weicht nicht viel von dem von 1623 ab. Scenen und Personen sind von Rowe (1709) hinzugekommen. Die erste Ausgabe von der Liebe Müh' umsonst erschien 1598 bei Burby in London. Der Text ging mit allen ziemlich zahlreichen Druckfehlern und manchen, verhältnissmässig geringfügigen Abweichungen, die sich theils als bessere, theils als schlechtere Lesearten des Originaltextes herausstellen, in die Folioausgabe von 1623 über. Ueberall wird in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken die Frage nach der Abfassungszeit und nach der Quelle, aus welcher geschöpft wurde, auf der Grundlage genauer Kenntniss und mit sorgfältiger Kritik beantwortet. Die unter dem Texte stehenden Anmerkungen geben nicht nur die Abweichungen der einzelnen Ausgaben an, sondern sie enthalten auch für das Verständniss des Dichters nothwendige sachliche Erklärungen und Erläuterungen. Gewiss eröffnet sich an der Hand eines also hergestellten und erläuterten Textes dem Leser ein richtiges und allseitiges Verständniss des Sinnes und Geistes der Shakespeare'schen Dichtungen.

Nicht minder verdient hat sich um die Shakespeareliteratur der durch seine „Shakespeareforschungen" rühmlich bekannte Dr. **Benno Tschischwitz** gemacht.

Digitized by Google

Nach der neuen Delius'schen Ausgabe der ersten Hefte des englischen Textes unternimmt auch dieser bewährte Gelehrte eine Sonderausgabe desselben (1869). Es soll die Ausgabe in zwanglos rasch aufeinander folgenden, in sich abgeschlossenen, mit Specialtiteln versehenen Theilen erscheinen, von denen jeder separat ausgegeben wird und bezogen werden kann. Jedem Theile geht eine historisch-kritische Einleitung voraus. Der letzte Theil enthält die Biographie des Dichters, und „Shakespeare's Porträt in einem von Meisterhand gestochenen Kupferstich" wird nach der Ankündigung des Herrn Verlegers demselben beigegeben. Der erste Theil, welcher die grösste Dichtung Shakespeare's, Hamlet, enthält, kostet einen Thaler. Die folgenden Theile sollen diesen Preis nicht übersteigen, die meisten wohlfeiler, manche viel wohlfeiler sein. Nach des Ref. Ansicht wäre es dem Unternehmen vortheilhafter gewesen, die Bändezahl und den Preis der ganzen Ausgabe im Voraus festzustellen.

Diese Ausgabe soll neben der Delius'schen, deren Werth sie anerkennt, hauptsächlich denjenigen dienen, welche mit dem Studium Shakespeare's ein „tieferes Sprachstudium zu verknüpfen wünschen". Der gelehrte Herr Herausgeber benutzt die Etymologie und die historische Grammatik nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen als Hülfsmittel der Interpretation. Dadurch, dass auf den Ursprung eines einzelnen Ausdruckes hingewiesen wird, soll den Lesern das nöthige Material zu weiteren Forschungen geboten, sollen ihnen „die ersten Schritte erleichtert werden". Der Herr Herausgeber will sich, was die Textkritik betrifft, weniger an die „conservative Methode" der Delius'schen Ausgabe halten, „welche, wie es in der Vorrede der Tschischwitz'schen Ausgabe heisst, nicht überall dem Verständniss des Dichters zur Förderung gereichen konnte, im Gegentheil oft genug zu Auslegungen zwang, die dem Genius Shakespeare's widerstrebten". Bei der sprachlichen Behandlung werden vielfach Koch's und Mätzner's historisch grammatische Werke benutzt und angeführt. Zugleich wurde das Princip der Verszählung angenommen nach dem Vorgange der Globe-Edition. Besonders lesenswerth ist die historisch-kritische Einleitung zu Hamlet. Mit Recht wird hier hervorgehoben, dass es am wahrscheinlichsten ist, Shakespeare habe als Quelle weder den Saxo Grammaticus, noch die französische Bearbeitung von Belleforest, sondern die vor ihm von Thomas Kyd verfasste Tragödie: Hamlet benutzt, welche allerdings aus den genannten Quellen hervorging. Als die späteste Zeit der Abfassung wird das Jahr 1597 bezeichnet, weil Gabriel Harwey, der Freund Shakespeare's, dieses Stück in dem genannten Jahre erwähnt. Dass es in diesem Jahre noch ziemlich neu war, beweist die Nichterwähnung desselben in Meres' Schatzkästlein des Witzes von 1598. Nach der Andeutung der ursprünglichen Quelle und der Zeit der Abfassung folgt die Angabe der ältesten Drucke von 1608 und 1604. Aus dem

Digitized by Google

Titel des ersten Druckes geht hervor, dass das Stück in England weit verbreitet war und als handschriftliche Copie in den Händen von Wandergesellschaften gewesen sein muss. Die entstellte Ausgabe veranlasste eine neue Herausgabe, wohl mit Wissen des Dichters. Aus dem Titel geht nicht hervor, dass, wie T. meint, die Shakespearegesellschaft die neue Ausgabe veranstaltete. Ref. stimmt der Ansicht des Herrn Herausgebers nicht bei, dass „die Ausgabe von 1603 aus einer von Shakespeare redigirten (sic) und, wie die übliche Spieldauer von nur 2 Stunden es verlangte, bedeutend verkürzten Bühnenbearbeitung" hervorgegangen sei. Bei der Angabe der Quellen werden aus der Erzählung des Saxo die Züge aufgezählt, welche in die Belle-Forest'sche Novelle und von da in Shakespeare's Bearbeitung übergingen. Sie sind sowohl in den Vergleichungspunkten, als in den unterscheidenden Momenten eben so anziehend, als gründlich und genau durchgeführt. Was Shakespeare's Anlehnung an die Philosophie betrifft, so hat sich Ref. schon früher (Jahrbücher 1868, des Nr. 18 u. 19) zur Genüge darüber ausgesprochen, dass man in der philosophischen Weltanschauung, wie sie sich in Hamlet zeigt, nicht das Product des Einflusses der Giordano Bruno'schen Philosophie erblicken kann. Allerdings ist Baco von Verulam ein Hauptrepräsentant der vaterländischen Philosophie in der Zeit der Elisabeth und Jacob I. Dass seine Hauptwirksamkeit unter die Regierung Jacobs fällt, weil das Werk de dignitate et augmentis scientiarum 1605, das novum organon 1620 erschien, ist gewiss; aber sie hat eben unter Elisabeth mit seinen essays angefangen und darum musste der chronologischen Ordnung wegen Elisabeth zuerst genannt werden. Refer. hat niemals behauptet, dass die naturphilosophischen Ansichten Baco's in einem Zusammenhange mit Hamlet stehen; aber eben so wenig ist dieses auch bei dem pantheistischen Atomismus Giordano Bruno's der Fall. Baco's Naturphilosophie wird nicht als die „Zeitphilosophie der Elisabethperiode", sondern als die Philosophie der Zeit Elisabeths und Jacob's I. bezeichnet. Auch könnte man füglich die Zeit Jacob's I. zur Elisabethperiode rechnen, weil die Früchte, welche unter Elisabeth gewonnen wurden, noch eine Zeit lang unter ihrem Nachfolger für die Cultur erhalten wurden, weil die Elisabethperiode nicht geradezu mit dem Tode der Königin abgeschlossen werden kann. Eben so wenig wird ein bedeutender Einfluss der Baco'schen Philosophie auf Shakespeare behauptet, sondern die Behauptung aufgestellt, dass ein Genie, wie Shakespeare, solche philosophische Aeusserungen in Hamlet aus sich selbst niederlegen konnte, ohne dass er sie aus der Philosophie des Giordano Bruno, welche in England nie zur Herrschaft kam, wie das bei der Baco'schen wirklich der Fall war, entlehnen musste. Ein Genie, wie Shakespeare war, geht seine ungebahnten eigenen Wege. Er verschmolz christlich-protestantische Ideeen mit philosophischen in eigenthümlicher Weise. Ref. stimmt dem Herrn Verf. nur mit

Digitized by Google

Einschränkung bei, wenn er S. XXVI sagt: „Jede Aeusserung Hamlet's zeigt von der Ueberlegenheit, die ihm eine humanistische Bildung, namentlich das Studium der Philosophie verlieh." Allerdings zeigt jede Aeusserung Hamlet's die Ueberlegenheit über seine Umgebungen. Doch bezieht sich dieses immer nur auf das Denken, nie auf das durch den Willen bestimmte Handeln. Es ist nicht das Studium der Philosophie, was ihn so überlegen macht. Denn Shakespeare stellt in Hamlet seine eigene Weltanschauung dar. In Hamlet spricht sich nach der Erscheinung des Geistes seine Geringschätzung gegen die Philosophie der Schule, die man lehrt und lernt, also aus: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt." In ähnlicher Weise wird die Sylben spaltende Scholastik im Gespräche der Todtengräber über das Todtenbeschauerrecht verspottet. Hamlet's Philosophie ist nicht die angelernte, sie kommt aus ihm, sie ist seine eigene ohne ein bestimmtes philosophisches System und seinen Einfluss. Jeder grosse Denker, wie Shakespeare, der sich in Hamlet wiederspiegelt, ist ein naturwüchsiger Philosoph, er macht sich seine Philosophie selbst zurecht, wie es der Autodidakt Jacob Böhme that, der ohne den Einfluss einer bestimmten Schule sich seine Weltanschauung schuf und sich sein Christenthum zurechtlegte. Es ist überhaupt ein Fehler bei Beurtheilung genialer Naturen, die nur nach Jahrhunderten kommen, den gewöhnlichen Maassstab der Zeiteinflüsse und der Studienaneignung zu hoch anzurechnen. Man will das Genie ordentlich entwickeln; das aber entgeht der Loupe, wie das Graswachsen, welches man weder sehen noch hören kann. Bei philosophischen Anschauungen grosser Denker lassen sich leicht einzelne Uebereinstimmungspunkte in der Philosophie finden, weil sich diese Wissenschaft zunächst nicht auf gelehrte Forschung, sondern auf allgemeine, jeden Gebildeten interessirende Fragen bezieht, ohne dass sich die übereinstimmenden Individuen auch nur kennen oder jemals einen Einfluss auf einander äusserten. Ein zweijähriger Aufenthalt Giordano Bruno's vor Shakespeare's Ankunft in London, die italienische Sprache der Giordano Bruno'schen Schriften, Shakespeare's Bildungsgang und einzelne, durchaus allgemeine, keine nähere Bekanntschaft mit dieser Philosophie bekundende, philosophische Reflexionen und Sentenzen können die Annahme nicht rechtfertigen, dass Shakespeare den Hamlet unter dem Einflusse der Giordano Bruno'schen Philosophie reden lasse.

Sehr richtig ist hinsichtlich des Textes S. XXIX die Bemerkung, dass jeder Herausgeber und Kritiker „den Dichter vor den Unbilden der Zeit und Zufälligkeiten" zu schützen habe, „die etwa seinen Text betroffen haben können"; sehr richtig wird der Herausgeber in dieser Hinsicht „der natürliche Anwalt des Abwesenden genannt". Auch Ref. hebt mit dem Herrn Herausgeber von Nr. 2 das „grosse Verdienst" der Delius'schen Ausgabe hervor, dass in ihr „verkehrte Emendationsversuche der Vorgänger so

Digitized by Google

vielfach zurückgewiesen, der Text auf Grundlage der primären Drucke in vielen Fällen durch eine besonnene Antikritik wieder hergestellt ist". Doch wird von Herrn B. Tschischwitz an dieser Ausgabe gerügt, dass Delius zu viel Vertrauen auf die Folioausgabe von 1623 setze, dass er namentlich in Hamlet dieser Ausgabe vor der Quartausgabe von 1604 den Vorzng gebe. Herr B. Tsch. gibt selbst zu, dass die von Shakespeare's Freunden und ehemaligen Fachgenossen, Heminge und Condell, veranstaltete Gesammtausgabe einen „höheren Anspruch auf Authenticität" habe. Auch er hebt den Umstand hervor, dass diese Herausgeber die „einzelnen Stücke aus einer jahrelangen Praxis kannten", dass sie bei der Zusammenstellung die „besten Drucke" auswählen, dass sie „die Manuscripte des Dichters" bei Herstellung des Textes zu Grunde legen konnten. Ref. fügt hinzu, dass der besondere Werth der Folioedition in der ersten Herausgabe vieler Shakespeare'schen Stücke besteht, für welche die Folioausgabe von 1623 die editio princeps ist. Wenn sich dieses aber so verhält, so ist das von Delius auf die Folioausgabe gesetzte Vertrauen, das übrigens durchaus kein unbedingtes ist, gewiss vollkommen gerechtfertigt. Die verstümmelte Ausgabe des Hamlet von 1603, die offenbar gegen den Willen des Verfassers veranstaltet wurde, beweist zur Genüge, wie man mit den Shakespeare'schen Stücken verfuhr. Allerdings ist für Hamlet die erste Quartausgabe von 1604 wichtig und in einzelnen Fällen mag sie auch den Vorzug vor der Folioausgabe von 1623 verdienen; immer wird aber deshalb dennoch für die Kritik diese letztere ein Hauptleitstern bleiben müssen. So ist z. B. das von der ersten Folioausgabe und Delius in dem Monologe: To be or not to be (III, 1 v. 76) vor fardels eingeschobene these dichterisch bezeichnend und Ref. möchte es nicht gerne mit Herrn B. Tschischwitz aus dem Texte hinweglassen. So ist das in der Folioausgabe und von Delius gebrauchte in-urn'd dichterischer, als das in der Ausgabe Nr. 2 nach Qs. gebrauchte interr'd. So ist in der Anrede des Geistes: List! Hamlet, O list! (I, 5, v. 22) dem List, List! O List der Qs. vorzuziehen. So ist gewiss das sate itself (I, 5, v. 56) nach der Folioausgabe im Delius'schen Texte bezeichnender, als das sort itself der Q. 2. Offenbar in der Folioausgabe zu Rügendes hat auch Delius in seiner Ausgabe vermieden. Doch hat Delius auch Vieles aus den Qs. in den Text aufgenommen. Die „conservirende Methode" ist immer einer zu negativen vorzuziehen. Das Material für die Kritik liefern die Drucke; die Vergleichung derselben muss entscheiden und der Text muss erhalten werden, auch wenn in ihm veraltete oder weniger gebräuchliche sprachliche Ausdrücke vorkommen. Man darf nicht vergessen, dass der Dichter vor bald dreihundert Jahren seinen Hamlet schrieb. Conjecturen haben in der Kritik den Werth der Hypothesen; im höchsten Falle können sie nur auf Wahrscheinlichkeit, nicht aber auf Gewissheit

Digitized by Google

Anspruch machen. Man kann darum auch nicht behaupten, dass das „Verfahren der principiell conservirenden Kritik" „kaum etwas Anderes" sei, als das „offene Geständniss, dass den Setzern und Correctoren einer an Druck noch wenig geübten Zeit mehr Vertrauen zu schenken sei, als dem grossen Dichter selbst". Eine Textkritik wird nach des Ref. Dafürhalten „principiell conservativ" verfahren müssen, d. h. sie wird von dem Princip ausgehen, so lange, als thunlich, an dem Texte aller bekannten Editionen und Manuscripte, wenn sie übereinstimmen, oder an dem Texte der entschieden glaubwürdigeren Editionen und Manuscripte im Falle des Widerspruchs fest zu halten. So lange daher bei einem vor Jahrhunderten erschienenen Werke der Text entschieden für einen sprachlichen Ausdruck spricht, wenn dieser auch für die Gegenwart veraltet ist, so hat die Kritik keinen Grund vom Texte abzuweichen, wenn sie dafür auch jetzt einen sprachlich richtigeren Ausdruck hinsetzen könnte. Tschischwitz selbst wendet oft mit vielem Glück die alte englische Etymologie und Grammatik auf die Verbesserung corrupter Stellen an. Eine solche Anwendung ist allerdings, aber mit Vorsicht anzuempfehlen. Das Princip selbst wird immer das conservative sein, das Abschneiden oder Umändern des im Texte Stehenden erscheint nur als eine von der Nothwendigkeit gebotene Maassregel. Man muss sich eben so sehr vor dem Extreme hüten, Shakespeare für einen Mann zu halten, der auf dem Höhepunkte der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit steht, als vor dem andern Extreme, ihm jeden Grad von wissenschaftlicher Kenntniss abzusprechen. Die Grösse Shakespeare's liegt mehr in seinem Genius, als in dem, was er sich von der Bildung seiner Zeit aneignete. Wir kennen den Dichter nur aus dem vorhandenen Texte seiner Werke und eine principiell anticonservative Methode würde offenbar noch nachtheiligere Folgen haben; man würde den grammatischen Conjecturen das Feld eröffnen und es wäre schwer zu bestimmen, wo ihnen die Grenze zu setzen sei. Hier handelt es sich nicht darum, was der Dichter gesagt hat, sondern um das, was er gesagt haben konnte. Freilich gibt es Fälle, wo sie angewendet werden muss, wenn nämlich in keiner anderen Weise in den Text ein Sinn zu bringen ist. Der Gebrauch veralteter, nicht mehr geläufiger Ausdrücke rechtfertigt die Aenderungen nicht. Um die sprachliche Texteskritik hat der gelehrte Herr Verfasser unleugbare Verdienste und der Freund der Shakespeareliteratur kann sich daher nur über diese zweite mit einem sehr schätzbaren Commentar versehene Ausgabe freuen, welche in sprachlicher und archäologischer Hinsicht dem Leser Shakespeare's viele wichtige Forschungen bietet. Sehr wichtig sind die Grundsätze, welche der Herr Verf. gegenüber dem Zuviel und Zuwenig in der Textkritik aufstellt und nach denen er den Text zu behandeln gedenkt (S. XXXV und XXXVI). „In keiner Tragödie des grossen Dichters, sagt der Hr. Herausgeber von Nr. 2 treffend, tritt der Umfang seines Wissens

Digitized by Google

und die Tiefe seiner Bildung so deutlich hervor, wie gerade im Hamlet." Daher sind, da auch diese dramatische Dichtung selbst die vollendetste aller andern ist, von keiner so viele Einzelausgaben erschienen, als von dieser. Sie werden S. XL—XLII erwähnt. Daran knüpfen sich die Erläuterungsschriften in England und Deutschland. Es folgen die deutschen Uebersetzungen Hamlets. Besonders wird hervorgehoben, dass in der philologischen und noch mehr in der philosophischen Auslegung dieser Tragödie „Deutschland sich dauernd und mit einem Erfolge betheiligte, der auch auf das Ausland gewirkt hat". In den „anerkannten Gesammtdarstellungen" des Dichters von Ulrici, Gervinus, Kreyssig, Flathe gehört die Hamletfrage zu den „am eingehendsten und beinahe heftigst discutirten". In Frankreich wird das Interesse an Shakespeare als ein culturgeschichtliches Symptom bezeichnet, an welchem man die „ästhetische" und „ethische" Umbildung der Anschauungen von Voltaire bis Victor Hugo erkennt. Die französische Uebersetzung Shakespeare's begann mit Hamlet. Die Romanen dichten mehr um, als dass sie übersetzen Der französische Geist ertragt schwer „eine treuere Bearbeitung". Einzelne italienische und spanische Uebersetzungen Hamlets werden aufgeführt. Die germanischen Länder ausser Deutschland und England, die skandinavische, die polnische und russische Poësie wird in ihrer Stellung zu Shakespeare charakterisirt. Es folgen die „travestirenden" und „parodirenden" Umarbeitungen. Zur „tieferen, sprachlichen Erkenntniss" des Dichters werden am Schlusse Nares Glossary, Halliwell's dictionary und Al. Dyce's Glossary zur Gesammtausgabe, Fr. Koch's historische Grammatik der englischen Sprache (3 Bde 1863—1868) und Ed. Mätzner's englische Grammatik (I—III, 1860 bis 1865) erwähnt.

Es wäre gewiss zu wünschen, dass es dem Herrn Herausgeber vergönnt sein möchte, diese bibliographischen Notizen, die er mit eben so viel Sachkenntniss, als Geschick nur fragmentarisch andeutet, bei einer andern Gelegenheit weiter auszuführen. Die verschiedenen Lesearten werden nach den Ausgaben und Commentatoren mit Buchstaben, die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen mit Zahlen unter dem Texte gegeben. Ref. wünscht den beiden verdienstvollen Ausgaben Shakespeare's eine möglichst grosse Verbreitung. Sie sind, jede in ihrer Art, geeignet, das Studium des Shakespeare'schen Genius, der auf unsere deutsche dichterische Literatur einen so mächtigen Einfluss äusserte, gründlich und vielseitig zu fördern. **v. Reichlin-Meldegg.**

Digitized by Google

Geschichte der deutschen Kaiser und Könige. Zu den Bildern des Kaisersaals. Von Dr. J. Ph. Benkard. 4. Auflage. Frankfurt a. M. (Keller) 1869. (VII u. 170.)

Der Verfasser dieser Schrift, wohlbewandert in der Geschichte des deutschen Vaterlandes und gründlicher Kenner ihrer Literatur und Urkunden, wie dies aus ihrem ganzen Inhalte — aus Text, Noten und Zusätzen — klar hervorgeht, hat in derselben, in conciser Darstellung der wissenswürdigsten Hauptmomente des Lebens und der politischen Gesten jedes einzelnen deutschen Kaisers und der unter dessen Regierung in Deutschland stattgefundenen politischen Ereignisse, von Karl M. an bis auf den letzten römisch-deutschen Kaiser, Franz II., (und diesen mitinbegriffen) sowohl den Besuchern des historisch berühmten Kaisersaals in Frankfurt a. M., wie auch den Freunden der vaterländischen Geschichte überhaupt, eine willkommene und dankenswerthe Gabe dargeboten. Und so bildet denn die erst jüngsthin ausgegebene 4. Auflage dieser, mit Zusätzen und Verbesserungen bereicherten Schrift wohl an sich schon einen vollgültigen Beweis für den unbestrittenen Werth und für die günstige und wohl verdiente Aufnahme, die den früheren Auflagen bei einem zahlreichen Leserkreise mit vollem Rechte zu Theil geworden.

Dass aber, eben im Hinblick hierauf, die Haltung des Werchens in politischer, wie in confessioneller Beziehung, eine rein objective — unbeschadet jedoch der kundgegebenen, wahrhaft patriotischen Gesinnung des Verfassers — dies zeugt für jene taktvolle Unparteilichkeit, welche dem historischen Schriftsteller ganz vorzüglich ziemt. Wenn nun der Verfasser, bei den Biographieen einiger deutschen Kaiser, deren politische Gesten und die oben erwähnten historischen Ereignisse, wenn auch kurz, doch immerhin etwas ausführlicher bespricht, als die der übrigen: so hätte das politisch einzig dastehende Hauptmoment in der ganzen Lebensgeschichte des römischen Reiches deutscher Nation, zumal da dessen einzige Repräsentanten nach Aussen hin doch immer nur die hier geschilderten deutschen Kaiser waren, die im Jahr 1806 zu Regensburg, dem Sitze des Reichstages, erfolgte definitive Auflösung des tausendjährigen Reiches, doch mit einer die allerwichtigsten, dahin einschlagenden Momente, wenn gleich nur kurz, zusammenfassenden Darstellung bedacht sein dürfen. Vielleicht wäre auch auf dem Titel dieser Biographie des römisch-deutschen Kaiserreichs, oder auf der andern Seite des Titels der demselben beigelegte stolze politische Wahlspruch: „Roma caput mundi regis orbis frena potenter" an seinem Platze gewesen. Bei den im „Anhange" mitgetheilten „Erläuterungen und Zusätzen" ist auf die betreffende neuere Literatur überall sorgfältige Rücksicht genommen. Unter den hierauf angeführten „Wahlsprüchen" der einzelnen deut-

Digitized by Google

schen Kaiser hätte auch das sich so sehr bewahrheitet habende „Bella gerent alii, tu felix Austria nube! etc. etc." bei der Schilderung des Kaisers, welchem es zugeschrieben wird — irren wir nicht, Maximilian I. — oder von einem poëta caesareus hinzugedichtet wurde, doch vielleicht erwähnt sein mögen. Allein bei der Nichterwähnung dieses Distichons und des vorhin gedachten: „Roma caput mundi etc. etc.", mag der Verf. an den Rechtssatz des „Minima non curat Praetor" wohl sicherlich gedacht haben. — In der Besprechung der „Kaiserbilder im Römersaale zu Frankfurt a. M. vom Standpunkte historischer Wahrheit betrachtet", welche mit der „Angabe der Namen der Maler und der Stifter der im Kaisersaale befindlichen Bilder" den Schluss des Buches bildet, sucht der Verfasser, so weit es ihm das beziehungsweise spärlich vorhandene Material ermöglichte, die historische Treue dieser Bilder festzustellen. Er macht hierbei die interessante Mittheilung, dass die im Kaisersaale befindlichen Bilder der Kaiser der drei letzten Jahrhunderte noch bei Lebzeiten der betreffenden Kaiser nach der Natur aufgenommenen Originalbildnisse, nach diesen von ausgezeichneten Künstlern copirt und deshalb richtig seien. Erblickt nun der Verfasser, am Schlusse des Besprechens dieser Kaiserbilder, mit vollem Rechte, in dieser Schilderung des Frankfurter Kaisersaals ein „geschichtliches National-Denkmal": so hat er selbst, wie uns dünkt, mit dieser seiner dankenswerthen Arbeit, sich hierbei ein wahrhaftes Verdienst um den grossen Kreis der Freunde der vaterländischen Geschichte dadurch erworben, dass er ihnen in engem biographischen Rahmen ein wohl gelungenes geschichtliches Gedenkbuch der wichtigsten politischen Ereignisse des römisch-deutschen Kaiserreichs dargeboten hat.

Aus allen diesen hier dargelegten Gründen glauben wir daher, dem korrect und schön gedruckten Buche einen wohl verdienten, bleibenden Werth mit Sicherheit prognosticiren zu dürfen.

Dr. O.

Q. Horati Flacci opera. Recensuerunt O. Keller et A. Holder. Vol. II. Fasc. I. Sermonum libri II. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. 187 S. gr. 8.

Bei der Anzeige dieses zweiten Bandes kann füglich auf den Bericht verwiesen werden, welcher über den ersten, die Oden umfassenden Band in diesen Jahrbb. 1866 S. 579 ff. erstattet worden ist. Wenn in diesem ersten Bande eigentlich zum erstenmal ein auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung, so weit diese zu ermitteln möglich ist, basirter, also auch urkundlich getreuer Text der Oden des Horatius gegeben war, und zwar nach der Recension

Digitized by Google

des Mavortius, welche den ältesten Handschriften, die wir kennen, mehr oder minder zu Grunde liegt, und selbst in einzelnen von späteren Grammatikern und sonst angeführten Stellen des Horatius eine Bestätigung findet, so kann diess auf gleiche Weise auch von diesem zweiten, die Satiren, oder, wie sie in den ältesten Handschriften stets bezeichnet sind, die beiden Bücher Sermonum enthaltenden Bande gelten, den wir der Fürsorge des Herrn Holder verdanken, der mehrere Jahre lang bemüht war, die ältesten Handschriften des Dichters zu eruiren und zu vergleichen, um eine sichere Grundlage zu gewinnen, wie sie bisher allerdings vermisst ward, nun aber in einer Reihe von Handschriften vorliegt, welche sämmtlich, mehr oder minder dem karolingischen Zeitalter angehören, in welchem bekanntlich Horatius neben Virgilius so fleissig gelesen und studirt wurde. Da in dem früheren Bericht am a. O. die bedeutenderen von diesen hier neu verglichenen und benutzten Handschriften näher angegeben sind, so können wir uns, um das dort Gesagte nicht zu wiederholen, füglich darauf beziehen; dieselben Handschriften im Ganzen sind es, welche in gleicher Weise auch die Grundlage für den Text der Satiren abgeben, für welche noch einige andere handschriftliche Quellen, welche demselben Zeitalter angehören und auf einem dem Texte vorangehenden Blatte näher verzeichnet sind, zu Rathe gezogen wurden. So erscheint allerdings in dieser Ausgabe eine Grundlage, wie sie bei nur wenigen alten Autoren vorhanden ist, aber auch ein gewisser Abschluss der Kritik, insofern noch weitere, massgebende Quellen schwerlich aufgefunden werden dürften. Und wird es uns möglich sein, über diese aus dem karolingischen Zeitalter stammende, allerdings auf früherer, aber verloren gegangener Ueberlieferung beruhende Textesgestaltung, wenn unser Text den Charakter urkundlicher Treue — das erste Erforderniss — bewahren oder vielmehr erhalten soll, noch weiter hinauf rückwärts zu schreiten? Wir bezweifeln diess in der That, da, bis jetzt wenigstens, von Palimpsesten, die uns auf diese frühere Zeit zurückführen könnten, Nichts zu Tage gefördert worden ist, überhaupt Handschriftliches von Horatius aus der vorkarolingischen Zeit Nichts vorliegt oder irgend wie bekannt ist. Einzelne Stellen des Dichters, welche in andern Autoren, die dem karolingischen Zeitalter vorausgehen und auch in sicherer handschriftlicher Ueberlieferung uns noch vorliegen, angeführt sind, werden allein einige Auskunft bieten können über einen solchen vorkarolingischen Text des Horatius, und darum finden wir die besondere Sorgfalt, welche der Herausgeber auf die Zusammenstellung aller solcher Anführungen in den unmittelbar unter dem Text befindlichen Testimonia verwendet hat, nicht blos hinreichend gerechtfertigt, sondern wir erkennen darin auch einen wesentlichen Beitrag für die Sicherstellung des Textes, um so mehr, als daraus der im karolingischen Zeitalter vorliegende und uns überlieferte Text im Ganzen nur eine Bestätigung gewinnen

Digitized by Google

kann. Es reichen aber die in dieser Rubrik Testimonia gegebenen Nachweisungen bis in das Mittelalter hinein, und kann die grosse darauf verwendete Mühe nicht dankbar genug anerkannt werden. Nicht geringer ist aber die Sorgfalt in der Zusammenstellung der Varia Lectio, welche in zweiter Reihe unter dem Text nach den Testimonia folgt: bedenkt man, dass mehr als fünfzig Handschriften zu durchgehen waren, dass dann von mindestens dreizehn derselben, die für die Gestaltung des Textes als massgebend erachtet werden können, die abweichenden Lesarten genau anzuführen und zusammenzustellen waren, dass ebenso jede Abweichung, die in den Anführungen der Scholien oder sonst wie vorkommt, die gleiche Berücksichtigung erheischte, so wird man dem riesenhaften Fleiss, der ausdauernden Sorgfalt, der in Allem so umsichtigen Methode, durch welche nun der ganze kritische Apparat, wie ihn die ältesten uns zugänglichen Handschriften darstellen, so wohlgesichtet vor uns liegt, die volle Anerkennung auszusprechen haben; die Grundlage der Texteskritik, wenn sie nicht blos in willkürlicher Conjecturalkritik bestehen soll, ist hier nun in einer Weise gegeben, welche wie bemerkt einen Abschluss erkennen lässt, uns aber auch zugleich darlegt, dass hier das geleistet worden ist, was nach Ermittlung der ältesten handschriftlichen Quellen geleistet werden konnte: auf einem solchen Grund und Boden wird eine Conjecturalkritik zu bauen sein da, wo die handschriftlichen Verderbnisse keinen andern Ausweg gestatten. Wir unterlassen es, einzelne Beispiele davon anzuführen: wer die Ausgabe näher ansieht und gebraucht, wird sie leicht fast auf jeder Seite finden können. In dem engen Anschluss an die durch die ältesten Quellen gebrachte Lesart ist auch die Aufschrift des Ganzen gehalten: Sermonum libri, die auch durch das Zeugniss des Acro und Porphyrio bestätigt wird; in keiner einzigen Handschrift, welche dem Herausgeber zu Gesicht kam, fand sich die Bezeichnung Saturarum, welcher Titel daher wohl mit gutem Grunde verschwinden muss. In der schwierigen Frage nach der Aechtheit der acht Verse, die der zehnten Satire des ersten Buchs (über Lucilius) vorangestellt sind, ergiebt sich aus der hier gegebenen Zusammenstellung so viel, dass in Handschriften des zehnten Jahrhunderts diese Verse allerdings vorkommen, aber in der Mehrzahl derartiger Handschriften fehlen, was allerdings ein wesentliches Kriterium abgibt zu Gunsten derjenigen, welche die Aechtheit dieser Verse überhaupt in Abrede stellen; die eckigen Klammern, in welchen sie in dieser Ausgabe eingeschlossen erscheinen, werden daher als wohl berechtigt erscheinen. Die Aufschriften der einzelnen Satiren sind weggefallen, was davon in Handschriften vorkommt, ist in die Varia Lectio verwiesen und hier mit aller Genaugkeit angegeben; es geht aber aus der Beschaffenheit dieser Aufschriften im Einzelnen zur Genüge hervor, dass die

Digitized by Google

derartigen Aufschriften das Werk einer späteren Zeit sind, und in keinem Fall auf den Dichter selbst zurückgeführt werden können.

Wir glauben mit dem bisher Bemerkten im Wesentlichen den Charakter dieser neuen Ausgabe des Horatius gezeichnet zu haben: dass mit ihr gewissermassen ein neuer Abschnitt in den Ausgaben des Dichters beginnt, wird hiernach Niemand in Abrede stellen können: es wird aber auch die Wortkritik, wenn sie nicht in Willkühr sich zu bewegen liebt, auf dieselbe zurückzuführen sein oder vielmehr von der hier gegebenen Grundlage auszugehen haben, die wir in keinem Falle ohne sicheren Grund verlassen möchten. Es ist kaum ein Dichter auf dem Gebiete der römischen Literatur, bei welchem sich die Conjecturalkritik in der Weise versucht hat, wie bei Horatius: der fühlbare Mangel einer sicheren Grundlage des Textes mochte dazu um so eher reizen, als das glänzende Beispiel Bentley's vorleuchtend war. Allein man wird doch immer wohl zu unterscheiden haben zwischen dem, was nach der Ansicht des genialsten Kritiker's der neueren Zeit ein Dichter, wie Horatius, sagen konnte, und zwischen dem, was er wirklich gesagt hat, und zwar so wie es jetzt durch die älteste handschriftliche Ueberlieferung festgestellt ist: von dieser abzugehen kann und wird nur da gestattet sein, wo sie offenbar verdorben ist und keinen Sinn oder vielmehr einen Unsinn bringt, wie er dem Dichter nicht zur Last gelegt werden kann. Das bisher so weite Feld der Horazischen Wortkritik schrumpft damit freilich zusammen, oder vielmehr es ist dieselbe in ihre natürliche Gränzen, und nicht zum Nachtheil des Dichters, eingewiesen, und sie wird daher auch dieselben nicht ungestraft überschreiten dürfen. Diess ist wenigstens die Aufgabe einer gesunden und wahrhaft rationellen Pflege der Kritik. Und darum werden wir auf die vorliegende Ausgabe des Horatius einen besonderen Werth zu legen haben; und dürfen wir erwarten, dass sie zugleich eine Veranlassung biete zur Umkehr von einer Kritik, wie sie in manchen Erscheinungen der jüngsten Zeit hervortritt, welche uns den altrömischen Dichter in einem nach den eigenen Ansichten modellirten Texte vorführt, und von dem gerechten Vorwurf der Willkühr nicht frei zu sprechen ist. Eine solche wohlthätige Rückwirkung erwarten wir von der unbefangenen Einsicht der Freunde des Dichters und der durch keine Neboneinflüsse getrübten, richtigen Erkenntniss aller derer, welche zur Erklärung oder zur Herausgabe der Werke des Dichters berufen sind. — In der äusseren Ausstattung wird man sich in Allem hier ebenso befriedigt finden, wie bei dem ersten Bande; das Gepräge der grössesten Sorgfalt und Correctheit lässt im Drucke auch dieser Band erkennen.

Digitized by Google

Publilii Syri Sententiae. Ad fidem codicum optimorum primum recensuit Eduardus Wölfflin. Accedit incerti auctoris liber qui vulgo dicitur de moribus. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIX. 164 S. in gr. 8.

Dass auch nach den neuesten Versuchen, den Text der aus dem Alterthum uns überlieferten Spruchsammlung, welche dem Mimendichter Publilius Syrus beigelegt wird, festzustellen, insbesondere auch die nöthige Ausscheidung dessen, was in den Zeiten des Mittelalters hinzugekommen, in dem Texte selbst vorzunehmen, eine neue Bearbeitung Nichts weniger als überflüssig war, kann schon der in dieser neuen Ausgabe benutzte handschriftliche Apparat zeigen, welcher in Absicht auf Alter und Reinheit der Quellen, schwerlich durch neue Funde überragt werden dürfte, mithin auch für die Gestaltung des Textes eben so massgebend war, als wichtig für die vor Allem hier in Betracht kommende Frage über Herkunft und ursprünglichen Bestand dieser Spruchsammlung, deren Handschriften den Namen dieses Publilius Syrus gar nicht kennen, deren Bestand aber jedenfalls mehrfachen Aenderungen, Zusätzen und dgl. erlegen ist in Folge der im christlichen Mittelalter so verbreiteten Lectüre dieser Sprüche. Diess und Anderes wird in den vorausgehenden Prolegomenen in ausführlicher Weise besprochen. Zuerst verbreitet sich der Verf. über die Person des Publilius Syrus in der Zusammenstellung und Besprechung des Wenigen, was darüber quellenmässig zu ermitteln steht, wobei er auch in eine nähere Erörterung über den Mimus, dessen Entwicklung und Fortbildung in Rom sich einlässt, namentlich auch über das Verhältniss, in welchem die beiden gefeiertsten Dichter des römischen Mimus, Laberius und Publilius Syrus zu einander stehen. Nach der Ansicht des Verf. wog bei dem letzteren das theatralische Talent und die grosse Geschicktheit und Gewandtheit in der Aufführung vor und möchte der Verf. aus diesem Umstande es sogar erklären (?), dass von den Mimen des Publilius nur so spärliche und dürftige Notizen auf uns gekommen sind (S. 9. 10). Aber die einzelnen Lebens- und Sittensprüche, die er seinen Mimen einzufügen wusste, fanden desto mehr Beifall und Verbreitung, daher frühzeitig Eingang in die Schulen der Rhetoren, wie diess die Spuren davon bei Seneca dem Vater, wie dem Sohne vermuthen lassen, und so mag man mit dem Verf. in dem Entstehen einer aus diesen Mimen veranstalten Spruchsammlung, schon frühzeitig und noch vor dem Zeitalter des Gellius, der von einer solchen Sammlung von Sprüchen des Publilius zuerst spricht, Nichts befremdliches finden, wenn auch gleich in den nächst folgenden Zeiten keine weitere Spur einer solchen Sammlung sich vorfindet, ausser etwa bei Hieronymus, wiewohl der von ihm angeführte Spruch sich, so wie er ihn anführt, in der jetzt noch handschriftlich erhaltenen Sammlung nicht vorfindet, sondern von den bis-

Digitized by Google

herigen Herausgebern als Vs. 9 eingefügt worden ist. Bei der grossen Verbreitung, welche unleugbar in den nachfolgenden Jahrhunderten diese Spruchsammlung, zumal in ihrer Verbindung mit Seneca, dessen Namen sie sogar annahm, erhalten hat, konnte der ursprüngliche Bestand derselben unmöglich unverändert bleiben, und wenn einzelne Sprüche, wie der bemerkte, von Hieronymus angeführte, ausgefallen sein mögen, so sind um so viel mehr Sprüche, namentlich aus Seneca im Laufe der Zeiten hinzugekommen und es wird sich daher jetzt, zumal da auch die meisten der bisherigen Herausgeber mehr auf Anhäufung und Vermehrung als auf Sichtung des Stoffes von Sprüchen und Sentenzen bedacht waren, hauptsächlich darum handeln, vor Allem den ursprünglichen Bestand der Sammlung zu ermitteln, und das, was irgend wie später, aus andern Quellen hinzugekommen, davon auszuscheiden. Der Verf. hat dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe, die vor Allem ein sorgfältiges Eingehen in die älteste handschriftliche Ueberlieferung erheischt, sich nicht entzogen, und in den nachfolgenden Abschnitten seiner Prolegomenen dieselbe einer Lösung, soweit solche nur immer möglich, entgegen zu führen gesucht. Die grosse Zahl von Handschriften, welche bald in abgekürzter, bald auch in erweiterter Gestalt diese Spruchsammlung enthalten, von dem dreizehnten Jahrhundert an, gewiss ein sicheres Zeichen der grossen Verbreitung dieser Sprüche, erschwert allerdings die Lösung, während die über diese Zeit hinaus reichenden Handschriften auf eine ältere Quelle hinweisen, welche nicht mehr vorhanden ist, deren Verlust wir nur zu sehr zu beklagen haben; unter diesen älteren Handschriften werden die beiden sehr einander ähnlichen und aus einer gemeinsamen Quelle abzuleitenden Pariser Handschriften des zehnten Jahrhunderts nr. 2676 und 7641 vor Allem zu nennen sein, dann eine Handschrift aus der Abtei Rheinau, jetzt zu Zürich aus dem neunten Jahrhundert, welche die Sprüche unter der Aufschrift Annei Senecae proverbia enthält, wie denn auch in den beiden Pariser die Aufschrift Sententiae Senecae lautet, dann weiter eine Züricher schon von Orelli beschriebene und benutzte Handschrift des neunten Jahrhunderts, eine Baseler des zehnten und eine Freisinger des eilften Jahrhunderts, die als die vollständigste von allen sich darstellt, übrigens wie die beiden vorher genannten, jeder bestimmten Aufschrift entbehrt; ihr nahe steht ein Bruchstück in einer Wiener Handschrift des eilften Jahrhunderts, so wie noch einzelne ausgewählte Sprüche, welche in mehreren Pariser Handschriften, so wie in einer Berner sich finden, und zur Ermittelung des ursprünglichen Bestandes und Textes der Sammlung gleichfalls herbeigezogen werden können.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Publilii Syri Sententt. rec. Woelfflin.

(Schluss.)

Unter diesen Handschriften steht der Verf. nicht an, den beiden oben genannten Pariser, der Rheinauer und der Baseler, und unter diesen hinwiederum der Baseler die erste Stelle anzuweisen. Es enthalten diese Handschriften den einen und immerhin ächten Theil der Sammlung, der bei der alphabetischen Anordnung der einzelnen Sprüche nach den Anfangsbuchstaben von dem Buchstaben A bis ans Ende von M reicht und etwa zweihundertfünfzig Verse befasst, die andere Hälfte ist, wie der Verf. vermuthet, im siebenten oder achten Jahrhundert verloren gegangen, und an deren Stelle sind andere, aus Pseudoseneca De moribus und sonst her genommene Sprüche angereiht worden (S. 21), um die Sammlung zu vervollständigen: es erklärt sich auch auf diese Weise, wie es gekommen, dass in den genannten Handschriften Seneca's Namen an der Spitze der Sammlung erscheint; s. das Nähere darüber p. 40 f. Da in den bisherigen Ausgaben, wie sie Cap. III. der Reihe nach besprochen werden, im Ganzen weniger auf den Ursprung der einzelnen Sprüche Rücksicht genommen worden, so geht der Verf. sofort Cap. IV auf diese Frage ein in der Untersuchung: „Quae sententiae Publilio sint vindicandae, quae damnandae quaeritur", an welche dann Cap. V ein weiterer Abschnitt De interpolationibus sich anschliesst, auf welchen noch ein letztes Cap. VI De Publilii sententiis emendandis folgt, in welchem der Verfasser die prosodischen und metrischen Verhältnisse, wie insbesondere die Sprache, in welcher diese Sprüche abgefasst sind, näher und im Einzelnen bespricht und hier zu einem für Publilius allerdings günstigen Ergebniss gelangt.

Der Text selbst ist im Anschluss an die oben genannten, massgebenden Handschriften von S. 66 an gegeben und bietet so allerdings das Bild einer neuen Recension, welche auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung basirt ist, die auch in den meisten Fällen eine gewisse Uebereinstimmung erkennen lässt. Da unter dem Text eine sehr genaue Zusammenstellung aller abweichenden Lesarten gegeben ist, in welche auch alle sonstigen, auf die Kritik des Textes bezüglichen Notizen und Nachweisungen aufgenommen sind, so liegt ein ziemlich vollständiger Apparat vor, dessen Einsicht die Prüfung des aufgestellten Textes ermöglicht. Ohne in das Einzelne der Kritik einzugehen, was dieser Berichterstat-

Digitized by Google

tung fern liegt und den philologischen Zeitschriften überlassen bleiben muss, glauben wir doch die grosse Umsicht und Vorsicht in der Behandlung des Textes hervorheben zu müssen, die Niemand, der in diesen kritischen Apparat einen Blick wirft, entgehen wird, und überall das Bestreben erkennen lässt, einen an die älteste handschriftliche Ueberlieferung sich anschliessenden und dadurch verlässigen Text zu geben. Und was die höhere Kritik betrifft, d. h. die in den Prolegomenen vielfach besprochene Frage nach der Aechtheit der einzelnen Sprüche, und deren Zurückführung auf den wahren Publilius, so wollen wir hier nur im Allgemeinen bemerken, dass der Verf. diejenigen Sprüche, die nach seiner Ansicht der ursprünglichen Sammlung nicht angehören, zwar an dem Orte, wohin sie nach der alphabetischen Ordnung gehören, einrangirt, aber im Druck mit Cursivlettern hervorgehoben, auch mit besondern Verszahlen und mit dem Zusatz Prov. (Proverbia des Pseudoseneca) bezeichnet hat. So stellt sich eine Gesammtzahl von 654, und, wenn man noch die Sprüche in der Züricher Handschrift dazu nimmt, von 694 Versen heraus, welche der alten von Gellius erwähnten Spruchsammlung zufallen würden, und hat sonach, wie der Verf. annehmen zu können glaubt, dieselbe sich ziemlich vollständig erhalten (s. S. 44. 45); auch glaubt der Verf. nicht, dass in dieser Sammlung Verse anderer Dichter, zumal komischer, aufgenommen worden seien, so dass der ganze, jetzt vorliegende Bestand auf den alten Mimendichter Publilius sich zurückführen lasse. Die Zahl der mit Cursivlettern gedruckten, meist nach der Freisinger Handschrift (der vollständigsten von allen) gegebenen später hinzugefügten Verse beträgt in Allem die Zahl 147. Es folgen noch S. 118: Sententiae falso inter Publilianas receptae, und zwar von Erasmus an bis auf Bothe und Quicherat herab, in Allem 391, mit steter Angabe der Quelle, woraus jeder Spruch entnommen worden, in der unter den Text gesetzten Adnotatio. Sonach dürfte in Bezug auf Vollständigkeit Nichts vermisst werden. In dieser Beziehung erscheint es auch zweckmässig, dass der Verf. S. 136 ff. einen erneuerten Abdruck der dem Seneca schon im sechsten Jahrhundert beigelegten, und mit diesen Sprüchen des Publilius im Mittelalter vielfach in Verbindung gebrachten Schrift De moribus oder auch Proverbia Senecae, hinzugefügt hat, und zwar nach der ältesten jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Ueberlieferung, wie sie in zwei St. Galler Handschriften des neunten, und in einer Pariser des zehnten Jahrhunderts nebst einer andern Pariser des zwölften, abgesehen von zahlreichen jüngeren Handschriften des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, noch vorliegt. Dabei ist in der untergesetzten Adnotatio überall die Quelle nachgewiesen, aus welcher die einzelnen Sätze und Sprüche, die in dieser Sammlung zusammengetragen sind, stammen: wer diese Sammlung angelegt hat, wird sich kaum mit Sicherheit bestimmen lassen, ob der Erzbischof Martin

Digitized by Google

von Braga oder ein anderer, und hat daher der Herausgeber auch in die Aufschrift gesetzt: Incerti auctoris liber qui vulgo dicitur de moribus. Den Beschluss des Ganzen machen Septem Sapientum Sententiae aus Ausonius, wobei eine Pariser Handschrift des eilften, eine Baseler und Bamberger, beide des dreizehnten Jahrhunderts, benutzt sind, was zu mehrfachen Verbesserungen des Textes geführt hat. Ein von Hrn. Sigg verfasster Index verborum in Publilii sententias ist eine nützliche und dankbare Zugabe, da er den ganzen Sprachsatz des Publilius befasst und insofern auch die Belege zu dem, was der Verf. S. 58 ff. über Sprache und Ausdrucksweise des Publilius bemerkt hat, im Einzelnen bietet. — Dass die äussere Ausstattung des Ganzen eine vorzügliche ist, kann schon aus der Angabe der Verlagsbuchhandlung entnommen werden, und bedarf keines weiteren Nachweises.

Commentar zu Vergil's Aeneis Buch I und II von Dr. A. Weidner, Conrector am Domgymnasium zu Merseburg. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. VIII und 488 S. in gr. 8.

Der Verfasser bezweckt mit der Herausgabe dieses Commentar's „die Hebung der Vergillectüre am Gymnasium", welche vielfach eben nicht sehr zu rühmen sei, während doch von der richtigen Behandlung Vergil's sehr viel für das Gedeihen der lateinischen Sprachstudien abhänge, weshalb er es für eine Pflicht der Gymnasien halte, in zwei Jahren die zwölf Bücher der Aeneis durchzulesen, was nach der eigenen Erfahrung auch möglich sei. Auch hat er bei Abfassung dieses Commentars die künstlerische Arbeit des Dichters verfolgt, und zur ästhetischen Behandlung der Gedichte Vergils eine feste Methode zu begründen gesucht (S. VI); bei der Behandlung grammatischer Fragen begnügte er sich mit Andeutungen oder kurzen Erörterungen; „denn, wird hinzugesetzt, erschöpfende Ausführungen führen meines Erachtens vom Hauptziel ab und gehören deshalb in eine Grammatik der vergilischen Sprache oder in ein Lexicon Vergilianum" (S. VII). Eine umfassende Einleitung (S. 1—61) geht dem Commentar voraus, in welcher der Verf. die Verhältnisse, unter welchen die römische Literatur sich zu entwickeln begann, betrachtet, um auf diese Weise das Verhältniss des Dichters zu dieser Entwicklung und dessen Stellung zu der Bildungsgeschichte seiner Zeit klar zu machen. Der Verf. bespricht den Einfluss der griechischen Poesie und die Abhängigkeit der römischen Dichter von Griechenland und die daraus hervorgehende gelehrte Richtung derselben; er fährt dann in Bezug auf Vergil also fort S. 19: „Auch Vergil verläugnet diese Richtung nicht; ja er ist nicht mit Unrecht der gelehrteste unter den Dichtern Rom's genannt worden. Aber er hat richtig erkannt,

Digitized by Google

dass auf diesem Boden sich der römische Dichter ein neues Feld erobern müsse, auf welchem sich griechische und römische Sage, Religion und Geschichte vereinigen liesse, um das Interesse der Römer für ihre poetische Literatur zu wecken oder zu steigern. Es war deshalb, wie mir scheint, ein glücklicher Gedanke, dass er nach der Sage von dem Ursprung des Julischen Hauses griff, welches seine Existenz noch über die Gründung Rom's bis auf Aeneas zurückführte. Damit gewann er einen Stoff, welcher eingriff in das alte Heroenleben des Troischen Sagenkreises, der aber auch zugleich die Möglichkeit bot, die Uranfänge Rom's, seine Sitten, Gesetze, Religion, Topographie und Geschichte dem römischen Leser vor die Seele zu führen. Durch diese Wahl war der Boden für ein nationales und populäres Gedicht gewonnen, ohne doch der bisherigen gelehrten Richtung der römischen Poesie zu entsagen".

Aus dieser hier wörtlich mitgetheilten Stelle ergibt sich, wie der Verfasser, und im Ganzen wohl richtig, die Stellung des Vergilius und die mit der Aeneis verbundene Tendenz aufgefasst hat; er verbreitet sich dann weiter über das Verhältniss des Dichters zu Augustus, in welchem Vergil allerdings den Retter des Staates und der Gesellschaft erkannt hatte; indess wird hinzugefügt, „Vergil wäre kein wahrhafter Dichter, wenn der Grund und die Veranlassung seiner dichterischen Muse nur ein politischer wäre; er war begeistert für den Frieden und die Monarchie und arbeitete für den Bestand und die Erhaltung dieses Zustandes. — Aber der Dichter wollte gewiss noch Etwas Höheres schaffen, er wollte seiner Nation eine Bibel (?) geben, in der es sein Leben und seine Geschichte, sein besseres Selbst sollte wieder erkennen können, denn, wenn auch die Aeneide nicht ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart werden konnte, überwiegend wurde doch die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenlebens, das der Dichter seinem Volke wieder vorführte in der Verherrlichung und Verknüpfung aller heiligen und denkwürdigen Stätten Rom's und Latium's. Die Belobung der ehrwürdigen Stätten Rom's und seiner Umgebung durch Sage und Gesang sollte den verborgenen Menschen- und Römergefühlen neue Anregung und Erweckung verleihen, theils zu männlichen Idealen, theils zu heiterer und naiver Selbstbetrachtung." (S. 24.)

Aus diesen Proben mag der Standpunkt des Verfassers und seine Auffassung des von dem alten Dichter geschaffenen Kunstwerkes erkannt werden; und wenn man dieses Werk um einzelner halben Verse willen, so wie selbst um einiger Widersprüche willen, die man in demselben aufgedeckt, für ein unvollendetes halten wolle, so meint doch der Verfasser, es widerspreche dieser Ansicht die ganze Anschauung des Alterthums, welches in der Aeneide ein vollendetes Werk erkannt, auch wenn dem Dichter nicht vergönnt gewesen, die letzte Hand für die Herausgabe desselben anzulegen, während die Sprache des Dichters der Kanon der schulmässigen

Digitized by Google

Rhetorik und Poetik geworden. Man wird das Letztere gern zugeben, ohne darum das, was durch geschichtliche Zeugnisse festgestellt ist, verwerfen zu wollen; und wenn es natürlich ist, die unvollendet gelassenen Verse des Dichters auf diesen Mangel der letzten Hand und letzten Feile zu beziehen, so wird man schwerlich der unlängst auch von einem andern Gelehrten (Zille) ausgesprochenen Ansicht des Verf. beitreten wollen, wornach Vergil mit mit diesen Halbversen, welche, mit Ausnahme eines einzigen Falles (III, 440) immer einen vollständigen Gedanken abschliessen, einen künstlerischen Zweck verfolgt, also absichtlich diese Hemistichien zugelassen habe, um damit ein wichtiges Ereigniss abzuschliessen oder auf ein anderes vorzubereiten, indem er dem Eintreten einer kleinen Pause auch äusserlich damit Ausdruck habe verleihen wollen. Der Verf. (S. 29 ff.) will zwar nicht läugnen, dass der Dichter, wenn ihm vergönnt gewesen, die letzte Hand an sein Werk zu legen, auch an diesen Halbversen Manches geändert haben würde; allein es erscheint ihm unglaublich, dass diese Verse, wenigstens der grösseren Zahl nach, ein Kriterium sollten abgeben können für die grössere oder geringere Vollendung der einzelnen Gesänge: sollte man auch diess für nicht so ganz unrichtig halten wollen, so wird es doch schwer halten, in diesen Halbversen eine bestimmte Absicht des Dichters, und gar eine künstlerische zu erkennen, statt darin einen natürlichen Mangel einer letzten Durchsicht zu finden.

Wenn nun der Verf. in den weiteren Abschnitten dieser Einleitung die Vorzüge des Vergil'schen Gedichtes hervorhebt, so hat er darum auch die Schattenseiten nicht verschwiegen, insofern Vergil sich nicht auf die schlichte Behandlung der Aeneassage und der Geschichte oder Geschicke Roms bis auf seine Zeit beschränkt, sondern „leider (wie der Verf. sich ausdrückt) die unerreichbare Absicht verfolgt, in seiner Aeneide die beiden Gedichte Homers im Ganzen wie im Einzelnen zu reproduciren. Durch dieses vergebliche Bemühen des Dichters, welches die Einheit von Inhalt und Form nur zu häufig stört und den Leser nicht ruhig verweilen lässt bei der Betrachtung der sich entwickelnden Handlung, wird gerade das Grosse seines Gedichtes, die prophetische Darstellung der Kämpfe wie der Herrlichkeit Roms nur allzusehr in Schatten gestellt." Der Verf. geht daher in eine nähere Erörterung ein über diese homerische Nachahmung, so wie über die dem Vergil mehrfach vorgeworfene Schwäche in der Charakterzeichnung, indem er nachzuweisen sucht, wie alle die Mängel der Charakteristik, welche man in dem Epos des Vergilius finden will, ihren Grund nicht sowohl im Talent des Dichters, als viel mehr in der Beschaffenheit des behandelten Stoffes haben (S. 52 ff.), und man daher die Schuld nicht dem Dichter zuzuschreiben habe, wenn man sehe, dass die Helden der Aeneis mehr einem dunkeln Geschick, als ihrer Kraft, ihrem Muth, ihrer Einsicht vertrauen (S. 54).

Digitized by Google

Von diesem Standpunkt aus, wie er in dieser Einleitung festgestellt wird, ist dann auch der Commentar selbst zu betrachten, welcher den grösseren Theil des Bandes (S. 62—447) einnimmt, indem ein lateinischer Text der beiden Bücher der Aeneis nicht beigefügt ist, was am Ende auch nicht nöthig war, da doch Jeder, welcher dieses Werk gebraucht, einen correcten Textesabdruck in Händen hat. Wohl aber kann dieser Commentar von nicht ganz vierhundert Seiten zeigen, mit welcher Ausführlichkeit und in welchem Umfang darin Alles, was das Verständniss und den Inhalt, wie selbst die Form der beiden ersten Bücher der Aeneis betrifft, behandelt wird, da nicht blos auf das richtige Verständniss und auf die richtige Auffassung der einzelnen Verse und Worte die Erklärung gerichtet ist, sondern auch Alles, was die Anlage und den Gang des Gedichts, wie die Art und Weise der Ausführung betrifft, eben so sehr berührt, alle historischen und antiquarischen, wie mythologischen Gegenstände näher erörtert, und damit insbesondere dem Lehrer, welcher diese Bücher mit seinen Schülern durchgeht, eine vielfache Belehrung und Anregung gewährt über das, worauf er die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit seiner Schüler zu richten hat; und wenn, wie oben bemerkt, die Erörterung grammatischer Fragen ausgeschlossen war, so wird man doch da, wo eine derartige Erörterung nothwendig war, dieselbe nicht vermissen, wie z. B. bei den Worten (I, 573): „urbem, quam statuo, vestra est" hinsichtlich der hier in Betracht kommenden Attraction; oder, um ein anderes Beispiel anzuführen, die Bemerkungen über die Stellung und den Gebrauch von et, que zu I, 82 und II, 600 oder über die Bedeutung des Perfects zu II, 13 und dgl. mehr; eben so wird man auch das, was auf den Gebrauch einzelner, besonderer Formen sich bezieht, hier durchweg erörtert finden. Da der Verf., wie bemerkt, einen Text nicht beigefügt hat, so war Kritik in so weit ausgeschlossen, als sie nicht mit der Erklärung und der richtigen Auffassung der Stelle selbst im Zusammenhang steht, und daher eine Rücksichtsnahme erheischte. Es mag diess eben so sehr von der sogenannten Wortkritik, wie von derjenigen Kritik gelten, die in der neueren Zeit sich als weiter gehend, in den sogenannten Interpolationen, d. h. in der Annahme von fälschlich eingeschobenen Versen und selbst längeren Stücken breit zu machen gesucht hat, freilich in völligem Widerspruch mit dem, was über die Erhaltung der Gedichte Vergils, unmittelbar nach seinem Tode, uns berichtet wird. Einer solchen Kritik hat der Verf. keinen Raum gegeben, und die derartigen Verdächtigungen, so wie unbegründete Aenderungen des Textes entweder geradezu abgewiesen, oder doch bei Seite liegen lassen; vgl. z. B. nur zu II, 567. 738. II, 749. 780. Was die Wortkritik im Einzelnen betrifft, so konnte dieselbe nicht völlig umgangen werden, wie z. B. I, 343, wo ditissimus auri statt des handschriftlichen d. agri vertheidigt wird; oder I, 181 („omnem prospectum late pelago

Digitized by Google

petit, Anthea si quem jactatum vento videat Phrygiasque biremis, aut Capyn aut celsis in puppibus arma Caici"), wo das handschriftliche si quem verlassen und das von Servius und Charisius erwähnte si qua empfohlen wird, in dem Sinne, ob irgendwo (auf dem Meere); Forbiger's Erklärung („si quem sociorum amissorum videat, Anthea aut Capyn aut Caicum"), welche einfacher und natürlicher erscheint, wird wegen der dazwischen stehenden Worte Phrygiasque biremis abgelehnt, obwohl dazu kaum ein genügender Grund vorhanden scheint.

In einer andern Stelle hat der Verf. sogar eine Aenderung des Textes vorgenommen und hiernach dann die entsprechende Erklärung gegeben; es sind die Verse II, 554 ff.:

Haec finis Priami fatorum; hic exitus illum
Sorte tulit, Troiam incensam et prolapsa videntem
Pergama, tot quondam populis terrisque superbum
Regnatorem Asiae.

Der Verfasser entscheidet sich hier jedenfalls für eine Trennung des Wortes fatorum von finis Priami, aber die Verbindung mit dem nachfolgenden sorte, wie sie von der Mehrzahl der Erklärer angenommen wird, will ihm nicht behagen, und deshalb schlägt er vor zu lesen:

haec finis Priami, fatorum hic exitus, illum
sors tetulit Troiam incensam etc.

und übersetzt: „Diess ist das Ende des Priamus, das der Ausgang seines Lebens. Das Todesgeschick raffte ihn hinweg, so dass er noch den Brand Trojas und den Untergang der Burg sah, er der einst der stolze Beherrscher so vieler Länder und Völker gewesen." Was die Form tetulit betrifft, so unterlässt der Verf. nicht zu bemerken, dass sie allerdings dem Vergil fremd sei, aber doch in der ältereu Dichtersprache vorkomme; dass er populis terrisque nicht als Dativ, sondern als Ablativ nimmt, der von superbum abhängig sei, wird man nicht wohl bestreiten können. Wir wollen diese Proben nicht weiter fortsetzen, die wir noch mit der Besprechung einiger andern Stellen vermehren könnten, in welchen wir mit der Erklärung des Verfassers uns nicht ganz einverstanden erklären können, und nur noch daran erinnern, wie auch das Aesthetische seine Berücksichtigung gefunden hat, was unter Andern aus den Erörterungen zu 4, 199 über die Laokoonsage hervorgeht; auch eine eingehende Untersuchung über die von Vergil benutzten Quellen wird nicht vermisst, wir erinnern nur an die Vorbemerkung zu Buch II S. 260 ff., welche die angebliche Benützung des Pisander verwirft und vielmehr zu dem Resultat gelangt (S. 266), dass in erster Linie diejenigen Kykliker benutzt sind, welche die Zerstörung Troja's behandelt haben, vor Allem Arktinos von Milet und Lesches von Lesbos, und dass unter beiden Vergil dem erstern meistens den Vorzug gebe; daneben aber sei auch die griechische Tragödie benutzt, so weit sie bereits durch

Digitized by Google

römische Dichter, wie Livius, Naevius, Ennius, Pacuvius, Attius u. s. w. den Römern bekannt geworden; selbst homerische Sagen finden sich verändert und umgestaltet, wenn Ennius oder Naevius ihnen bereits in dieser Veränderung das Bürgerrecht in Rom erworben hatten; vgl. auch die Bemerkung zu I, 180 ff. Eine directe Benützung des Sophocles oder auch des Euripides lässt sich dagegen nicht nachweisen, abgesehen natürlich von ihrem Einfluss auf den poetischen Ausdruck. Dass endlich Vergil seine Phantasie auch durch Betrachtung griechischer Kunstwerke unterstützt, ist zwar nach dem Verf. sehr wahrscheinlich, lässt sich aber nicht evident beweisen.

Wir haben aus den verschiedenen Theilen der Erklärung, wie sie der Verf. beabsichtigt hat, Proben vorgelegt, die, wie wir hoffen, genügen werden, um über die Leistung des Verfassers sich ein Urtheil zu bilden; es ist nur noch hinzuzufügen, dass vier gelehrte Excurse von S. 448—480 angereiht sind, welche über die Irrfahrten des Aeneas und deren Dauer zu Aeneis I, 755 f., dann über die Gründung Karthago's, über die Gleichnisse in der Aeneis und über die Cäsur des heroischen Hexameters sich verbreiten; wir glauben besonders auf die beiden letzten, in alles Detail sorgfältig eingehenden Excurse aufmerksam machen zu müssen, da sie zu einer richtigen Beurtheilung des Dichters von Gewicht sind. Ein sachlicher, zunächst auch alle Eigennamen einschliessender, und ein grammatischer Index machen den Beschluss des auch durch eine schöne äussere Ausstattung sich empfehlenden Werkes.

Curae Epigraphicae ad grammaticam Graecam et poetas scenicos pertinentes. Scripsit N. Wecklein. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. 67 S. in gr. 8.

Bei dem jetzt mehrfach hervortretenden Bestreben, in den Texten der attischen Schriftsteller die wirklichen attischen Formen überall herzustellen, und bei den Schwierigkeiten, welche diesem Bestreben in der mehrfach in späterer Zeit veränderten handschriftlichen Ueberlieferung in Verbindung mit manchen, nicht ganz klaren oder sich selbst widersprechenden Bestimmungen der Grammatiker entgegentreten, wird es, um hier sicher zu gehen, vor Allem nöthig sein, auf die untrüglichsten Zeugen des Alterthums, die Inschriften, die in jene Zeit selbst fallen, zurückzugehen, zumal auf diejenigen, die gewissermassen einen officiellen Charakter an sich tragen, und darum auch gewiss unter genauer Beobachtung der in der Zeit ihrer Abfassung gültigen Formen auf Stein oder Erz oder sonst wie eingetragen wurden. Der Verfasser vorstehender Schrift hat diesen Weg eingeschlagen, und durch ein sorgfältiges Studium der Inschriften ist er dahin gelangt, in einer nahmhaften Anzahl von

Digitized by Google

Worten und Formen diejenige Form zu ermitteln, welche als die eigentlich gebräuchliche und übliche sich darstellt, und darum auch für die Texte der attischen Schriftsteller, zumal der dramatischen Dichter als massgebend zu betrachten ist. Dadurch gewinnt allerdings die ganze Untersuchung eine Bedeutung, die man nicht verkennen darf: und wird es daher auch am Platze sein, einige von diesen Ergebnissen hier vorzulegen. So beschäftigt sich gleich die erste Nummer mit den Formen des Dativ Pluralis auf $\overline{ησι}$, $\overline{αισι}$ und $\overline{οισι}$, welche bis zur 90. Olympiade, also 420—417 v. Chr. reichen; vor dieser Zeit kommt nirgends der Ausgang $\overline{αις}$, nachher ein $\overline{ησι}$, $\overline{ασι}$ oder $\overline{οισι}$ vor; $\overline{ησι}$ erscheint als jonische und alt-attische Form, und zwar mit dem jota subscriptum, das man später aber wegliess, indem man ησι (so gut wie $\overline{ασι}$) schrieb, was die auf diese Form ausgehenden Adverbien (*Ἀθήνησι* und ähnliche) auch stets bewahrt haben. In zweiter Nummer wird von dem Namen der höchsten attischen Gottheit gehandelt, und gezeigt, dass die Form *Ἀθηναία* als die legitime und gewöhnliche, in öffentlichen wie in Privatdenkmalen übliche zu betrachten ist; einigemal kommt auf Inschriften auch die jonische Form *Ἀθηναίη*, einigemal auch *Ἀθηνάα* vor, welche letztere Form auch bei Sophocles vorkommt, während *Ἀθηναίη* den Tragikern fremd ist, *Ἀθηναία* aber insbesondere dem Aristophanes eigen ist. In der nächsten Nummer geht der Verfasser über zu den Formen des Dualis und dessen Gebrauch, der, wie sich auch aus den Inschriften ergibt, in der älteren attischen Sprache weit häufiger war, wie auch bei dem an die gewöhnliche Sprache sich mehr anschliessenden Aristophanes. Auch zeigen die Inschriften (um die Worte des Verfassers S. 14 hier anzuführen): veteres Atticos communi forma dixisse *τοῖν*, *τούτοιν* i. e. omnia quae cum articulo cohaerent, vel articuli rationem sequuntur: *τώ*, *τῶδε*, *τούτω*, *αὐτώ*, *ὥ*, *ὥτινε*, *τοῖν*, *τοῖνδε* etc., in participiis autem ita habuisse propriam feminini formam (*ἐχούσα*), ut etiam forma masculino et feminino communis usurparetur." Die weiter daraus abgeleiteten Folgen und Regeln mag man in der Schrift selbst nachlesen, in welcher nicht wenige Stellen der attischen Dramatiker, zumal solcher, wo die Lesart streitig ist, angeführt und besprochen werden. Darauf werden die in $\overline{ευς}$ ausgehenden Nomina behandelt, namentlich in Bezug auf den Nominativ und Accusativ Pluralis; jener lautet $\overline{ης}$ bis zur 113. Olymp. (also 328—325 v. Chr.), von dieser Zeit an kommt öfters $\overline{εις}$ und selbst *εες* vor; der Accusativ Pluralis lautet gewöhnlich *έας*, selten *ᾶς*, später auch *εῖς*. Ebenso werden weiter die Casusformen der auf *κλῆς*, *κράτης*, *φάνης*, *σθένης* und $\overline{ης}$ (Gen. $\overline{ου}$) ausgehenden Nomina, namentlich in Bezug auf die Accusativform ($\overline{ην}$ und $\overline{η}$) besprochen, darauf nachgewiesen die Genitivform *πυκνός* von *Πνύξ*, worauf wieder Adjective folgen (*εὔνους*, *χρύσεος* u. s. w.). So wird weiter *δύο* (nicht *δύω*) und *δυοῖν* als attische Form nachgewiesen, *δυεῖν* kommt nur auf jüngeren Inschriften vor; *τὸ αὐτὸν*

Digitized by Google

und τὸ αὐτὸ, οὐθείς und μεθείς aus Inschriften nachgewiesen, letzteres schon aus einer Inschrift, die ins 3. Jahr der Olymp. 100 fällt. Darauf geht der Verfasser zu verschiedenen Formen der Conjugation über; insbesondere wird gezeigt, wie die Attiker wenigstens bis zur Olymp. 106 in εὑρίσκω und ähnlichen das Augment beibehalten (z. B. ηὑρέθη, ἡὑρηται), das daher auch in einigen Stellen des Thucydides, Xenophon, Aristophanes, wo es durch Abschreiber verdrängt worden, wieder herzustellen ist. Ein ähnlicher Fall tritt ein bei ἕνεκεν, was als gewöhnliche, auch in den Inschriften meistens vorkommende Form nachgewiesen und daher auch bei den Schriftstellern da, wo es gute Handschriften bringen, nicht zu verändern ist; einigemal kommt auch εἵνεκα vor; οὕνεκα als Präposition ist nach des Verfassers Ansicht ein Werk der Abschreiber. Aus der Reihe der weiter folgenden Bemerkungen erinnern wir insbesondere an die (nr. XVI) über das Jota adscriptum, über Hiatus und Elision, Crasis und Spiritus, über das ϝ ἑφελκυστικόν, über ἄχρι und μέχρι, welche beiden Formen nach unserm Verfasser bei den attischen Schriftstellern wie Thucydides, Xenophon, Isäus, Plato u. A. überall herzustellen sind (p. 52); über σμικρός und μικρός, über γίνομαι und γινώσκω, welche Schreibung erst seit dem alexandrinischen Zeitalter aufgekommen erscheint, während früher stets γίγνομαι und γιγνώσκω, was auch die Inschriften bestätigen, von welchen nur solche, die in die nachalexandrinische Zeit fallen, die andere Schreibung haben. Wenn also bei attischen Schriftstellern diese letztere Schreibung in Handschriften und selbst in den guten vorkommt, so kann diess nur als ein Beweis gelten, wie die Schreiber derselben der jüngeren, in ihrer Zeit allerdings vorherrschenden Schreibweise gefolgt sind, wir aber uns nicht darnach zu richten haben, wenn es die Herstellung des Textes gilt. Der Verfasser sieht sich dabei zu folgendem, wohl zu beherzigenden Ausruf veranlasst: „In hac manifesta apertaque re libros non sequimur; in aliis ejus modi rebus non minus consuetudine posterioris aetatis immutatis vana superstitione eos sequemur licet simus meliora edocti?“ Auch über ξύν und σύν, εἰς und ἐς verbreitet sich der Verfasser, indem er aus den Inschriften zeigt, wie die Form ξύν um Ol. 90—92 immer mehr in Abgang gekommen scheine, und später stets σύν sich finde; εἰς kommt einigemal schon vor Euclides vor und ist nachher allgemeine Schreibung, da ἐς nur selten vorkommt.

Es mag aus diesem Wenigen, was wir angeführt, die Bedeutung der Schrift zur Feststellung attischer Formen, zur Genüge ersehen werden.

Digitized by Google

Palaestinae Descriptiones ex saeculo IV. V et VI. Itinerarium Burdigala Hierosolymam. Peregrinatio S. Paulae. Eucherius de locis sanctis. Theodorus de situ terrae sanctae. Nach Druck- und Handschriften mit Bemerkungen herausgegeben von Titus Tobler. St. Gallen. Verlag von Huber et Comp. (F. Fehr) 1869. 149 S. in 8.

Die ältesten, von christlicher Hand gemachten, uns noch erhaltenen Aufzeichnungen über das heilige Land und dessen Besuch sind in diesem Bändchen zusammengestellt, und hat sich der Herausgeber nicht auf einen blossen Wiederabdruck dieser, bereits früher durch den Druck bekannt gewordenen Documente beschränkt, sondern er war bemüht, den in den früheren Abdrücken mehrfach entstellten und fehlerhaften Text von diesen Fehlern zu bereinigen und so einen lesbaren, wie urkundlich treuen Text herzustellen, dann aber auch die nöthigen Erklärungen und Erörterungen zum Verständniss des Inhalts im Einzelnen beizufügen, namentlich in geographischer, wie in antiquarisch-historischer Hinsicht, und war zu einer derartigen Erklärung gewiss Niemand mehr berufen als der Herausgeber, der aus eigener wiederholter Anschauung mit all den hier in Betracht kommenden Oertlichkeiten bekannt ist und auch umfassende, gelehrte Studien über dieselben gemacht hat. Auf diese Weise ist diesen ältesten Schriftstücken über das heilige Land eine so sorgfältige Behandlung in kritischer und exegetischer Hinsicht zu Theil geworden, wie diess kaum bei manchen Schriftstellern der klassischen Literatur des Alterthums der Fall ist. Was die Kritik des Textes betrifft, so hat der Verfasser sich vor Allem nach der handschriftlichen, noch wenig näher untersuchten Ueberlieferung umgesehen, und auf diese den von ihm gegebenen Text zurückzuführen gesucht, soweit nicht offenbare Fehler auch in den ältesten Codices vorlagen. Es mag diess gleich von dem ersten der hier gegebenen Schriftstücke gelten, dem sogenannten Itinerarium Hierosolymitanum, welches den Ausgaben des Itinerarium Antonini gewöhnlich beigefügt, auch in Handschriften, namentlich der Pariser, welcher die neueste Ausgabe von Pinder und Parthey vorzugsweise folgt, damit verbunden erscheint. Es enthält bekanntlich die Reiseroute eines Pilgers von dem heutigen Bordeaux aus nach Jerusalem, und von da, wahrscheinlich zur See, wieder zurück, und fällt die Aufzeichnung in das Jahr 333—334 nach Chr.; in die vorliegende Ausgabe ist nun blos der Theil aufgenommen, der auf Palästina sich bezieht, indem der Verfasser dieser Aufzeichnung sich hier nicht auf die blosse Angabe der Reiseroute (die im Uebrigen auf den officiellen römischen Routen beruht) beschränkt hat, sondern eine Beschreibung der besonders für einen Pilger merkwürdigen Oertlichkeiten, Gebäude u. s. f. gegeben hat, die als die älteste derartige Aufzeichnung gewiss die Beachtung verdient, die ihr auch in diesem Abdruck

Digitized by Google

zu Theil geworden ist. Nicht blos die älteren Abdrücke wurden von dem Herausgeber zu Rathe gezogen, sondern auch die Veroneser Handschrift des achten Jahrhunderts, nach welcher in der Revue archéologique im Jahre 1864 ein Abdruck erschien, und eine andre zu St. Gallen aus dem Jahre 811, die übrigens der oben genannten Pariser Handschrift an Werth nachsteht, während die Veroneser Handschrift vor beiden den Vorzug verdient, wiewohl auch sie von einzelnen Verderbnissen, namentlich in der Namenschreibung, nicht ganz frei ist. In Folge dessen ist es möglich geworden, dem Text in einer Reihe von Stellen eine bessere Fassung zu geben, durch die Eintheilung in Capitel, die mit Ueberschriften (von der Hand des Herausgebers) versehen wurden, ist das Ganze bequemer für die Lectüre und Benutzung eingerichtet. In den auf den Text folgenden Noten ist eine Zusammenstellung der abweichenden Lesarten, namentlich auch bei den eigenen Namen, meist Ortsnamen gegeben, woran sich weitere Erörterungen reihen, welche einen sehr dankenswerthen Beitrag zur alten Geographie des heiligen Landes, sowie zur Topographie des alten Jerusalem liefern.

An zweiter Stelle erscheint die Peregrinatio S. Paulae, welche Ueberschrift vom Herausgeber nach dem Inhalt dieses Schriftstückes gesetzt ist, welches unter den Briefen des h. Hieronymus (nr. 108, p. 684 ff. Vol. I der Ausg. von Vallarsi) mit der Aufschrift ad Eustochium Virginem und Epitaphium S. Paulae sich befindet, indem nämlich darin die Pilgerreise der heiligen Paula und ihr Aufenthalt im heiligen Lande (sie starb zu Bethlehem im Jahre 404 nach Chr.) beschrieben wird. Auch dieser Reisebericht verdient durch seinen Inhalt alle Beachtung, zumal wenn Hieronymus, wie mehrfach angenommen wird, der Begleiter der Paula auf dieser Reise war; Manches freilich kommt darin vor, was auch in andern Schriften des Hieronymus gelegentlich erwähnt wird, namentlich Geographisches. Für die Gestaltung des Textes lagen keine neuen und unbenutzten handschriftlichen Mittel vor; es ist im Ganzen der Text von Vallarsi, der jedoch in manchem Einzelnen berichtigt worden ist; in den Noten wird man die Nachweise der citirten Bibelstellen, wie die Zusammenstellung der Varianten, nicht ohne manche Zugaben geographischer und antiquarisch-historischer Erörterung finden.

An dritter Stelle folgt: S. Eucherii epitome de aliquibus locis sanctis; es ist diess ein die heiligen Stätten betreffender Abschnitt, aus einer dem Eucherius, Bischof zu Lyon zugeschriebenen, an Faustinus gerichteten Schrift, welche nur bei Labbé (Nov. Bibl. Mss. Bd. I, S. 665 ff.) sich abgedruckt findet und hier mit einigen Verbesserungen wiederholt wird, übrigens gleich den vorausgehenden Stücken mit erklärenden Noten ausgestattet ist. Wenn die Autorschaft des Eucherius, der um 450 starb, bezweifelt ist, so meint doch unser Verfasser, dass der Inhalt ganz mit dem harmonire, was im Zeitalter des Eucherius geschrie-

Digitized by Google

ben wurde, und steht Derselbe nicht an, die Abfassung um die Mitte des fünften Jahrhunderts zu verlegen. Damit stimmt auch im Allgemeinen die Ansicht der Verfasser der Hist. Liter. de la France II, p. 290 in ihrem Artikel über Eucherius überein: sie verstehen unter Faustinus den Faustus, Abt zu Lirinus in der Zeit des Eucherius, der demnach wohl der Verfasser dieses Schriftwerkes sein könne, obwohl dasselbe, sei es aus Schuld des Autors oder der Abschreiber sehr dunkel gefasst und auch sonst nicht sehr beachtenswerth sei, zumal der Inhalt meist aus Josephus und Hieronymus entnommen sei. Bei den spärlichen Resten aus der Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte mag es immerhin seine Stelle unter den ältesten schriftlichen Zeugnissen über das heilige Land bewahren.

An vierter Stelle erscheint Theodori liber de situ terrae sanctae; eine Beschreibung der heiligen Stätten mit manchen sonst hier nicht bekannten Angaben, wahrscheinlich, gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts abgefasst, wie der Verfasser insbesondere aus einigen darin enthaltenen geschichtlichen Notizen, von welchen keine über 518 oder 527 hinausreicht, nachweist, auch in seinem Inhalt vielfach mit der vom Verfasser früher (1863) herausgegebenen ähnlichen Schrift des Antoninus Martyr, der um 570 zu setzen ist, übereinstimmend. Der Verfasser ist nicht bekannt, und selbst der Name nicht völlig sicher, da von den drei jetzt bekannten Handschriften dieses Stückes, nur die eine Londoner der Aufschrift: De situ terre sancte hinzufügt secundum theod^{e} et de via filiorum Israel, in den beiden andern Handschriften, der oben erwähnten St. Galler und der Pariser, welche auf das Itinerarium Hierosolymitanum dieses Stück folgen lassen, aber kein Name sich bemerkt findet. Th. Menke dachte an Theodorus Siceota, Bischof zu Anastasinopolis, welcher dreimal das heilige Land besuchte und 613 starb; Laurent liest Theodosius; der Verfasser zog Theodorus vor, und glaubt aus einigen in dieser Schrift vorkommenden Notizen, dass dieselbe um 530 geschrieben worden ist; die Person des Verfassers bleibt unbekannt. Nur ein einziger Abdruck, welcher nach einer von der Pariser Handschrift durch den Grafen Anatole de Barthelémy genommenen Abschrift in der Revue Archéologique vom Jahr 1864, S. 108 ff. veranstaltet wurde, lag vor; in dem Abdruck, der hier gegeben ist, ward Manches in eine bessere Ordnung gebracht und Einzelnes in dem verdorbenen Texte berichtigt, aus welchem das auf Palästina nicht Bezügliche ausgelassen worden ist. Auch hier ist es gelungen, dem Texte an sehr vielen Orten eine bessere Gestalt zu verleihen und ihn überhaupt lesbar zu machen, wozu auch die hier ebenfalls vorgenommene Capiteleintheilung zu rechnen ist; durch die auch diesem Stück, und zwar in etwas umfangreicherer Weise beigefügten Noten S. 125—148 in kleinerem Druck ist das Verständniss und die richtige Auffassung, namentlich in Bezug auf

Digitized by Google

manche örtliche Angaben sehr gefördert, und manche dankenswerthe Erörterung zur Topographie des heiligen Landes gegeben. Der Druck ist correct, die äussere Ausstattung überhaupt befriedigend. Die moderne Schreibweise Edizionen S. 57 will uns jedoch nicht zusagen.

Franz Berg, geistl. Rath und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands zunächst des Fürstbisthums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung. Von Johann Baptist Schwab, t. qu. Professor der Theologie. Würzburg. Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung 1869. VI und 520 S. in gr. 8.

Mit gutem Grunde kann man diese Schrift als einen Beitrag zur Geschichte des Fürstbisthums Würzburg in dem Zeitalter der sogenannten Aufklärung ansehen, insofern der Mann, dessen Leben und Wirken in seiner Eigenschaft als Geistlicher wie als Lehrer, Gegenstand dieser Biographie ist, als einer der Hauptvertreter dieser sogenannten Aufklärung erscheint, und aus seinem Wirken am besten der Charakter dieser Periode, ihre Tendenzen und Bestrebungen ersichtlich werden. Diese Periode, deren Bedeutung Niemand unterschätzen wird, der mit diesen Verhältnissen auch nur einigermassen bekannt ist, verdiente wohl eine nähere Darstellung, wie sie ihr nun allerdings in dieser Schrift in einer umfassenden, in alles Detail eingehenden Weise zu Theil geworden ist, zumal dieselbe aus den unmittelbarsten Quellen schöpfend, damit das erste Erforderniss einer solchen Darstellung, das der Treue und Wahrheit, erfüllt und durch die ruhig gehaltene und genaue Schilderung diesen Charakter einer quellenmässigen Darstellung überall zu wahren weiss. So erhebt sich die Schrift zugleich zu einer culturgeschichtlichen Darlegung der Zustände von Würzburg unter den letzten Fürstbischöfen, so wie in der ersten Zeit der baierischen Regierung und der darauf folgenden toscanischen Regierung des Grossherzogs Ferdinand. Von diesem Standpunkt aus insbesondere haben wir auf diese Schrift aufmerksam zu machen; „indem ich, schreibt der Verfasser am Schluss der Vorrede, im Anschluss an das Leben und Wirken eines der bedeutendsten Theologen im Zeitalter der Aufklärung diese Bewegung in ihrem Wesen und in ihren hervorragenden Trägern zunächst innerhalb der Gränzen des Fürstbisthums Würzburg, möglichst objectiv zu schildern bestrebt war, hoffe ich damit zugleich für das Verständniss des beinahe wichtigsten Zeitabschnittes in der Geschichte des Fürstbisthums Würzburgs einen wesentlichen Beitrag geliefert zu haben, wäre es auch nur durch die hier gegebene Charakteristik Franz Ludwigs aus bisher theilweise unbekannten Quellen."

Digitized by Google

Dieser Zweck ist in der That erreicht und damit eine fühlbare Lücke in anerkennenswerther Weise durch diese Schrift ausgefüllt.

Rom und König Pyrrhos. Nach den Quellen dargestellt von Gustav Hertzberg, ausserordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Mit dem Motto: „Aio te, Aeacida, Romanos vincere posse.“ Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1870. VIII u. 199 S. in 8. Auch mit dem weiteren Titel: Darstellungen aus der römischen Geschichte. Für die Jugend und für Freunde geschichtlicher Lectüre. Sechstes Bändchen.

Der Gegenstand, den diese Schrift behandelt, gehört zu einem der interessantesten in dem weiten Gebiete der Geschichte des Alterthums, und eignet sich insbesondere zu einer monographischen Darstellung für die Jugend, wie sie hier gegeben wird; auf der einen Seite ist es der ritterlich-romantische Charakter des Pyrrhus, eines der letzten Helden der altgriechischen Zeit, seine Kriegszüge nach Italien und Sicilien, seine Kämpfe in Sparta und Argos, wo ihn ein so klägliches Ende erreicht, was insbesondere jugendliche Gemüther ergreift und fesselt, auf der andern Seite ist es die ganze durch Pyrrhus und sein kriegsgeschultes Heer bedrohte Machtstellung Roms, das zuletzt doch aus allen Kämpfen siegreich hervorgeht, und damit seine Herrschaft über ganz Italien in dem Jahre 266 vor Chr. begründet. „In der ganzen langen Halbinsel von der Makra bis zum Japygischen Vorgebirge, von Ariminum bis nach Rhegion, gebot jetzt Ein mächtiger Wille. Die Vereinigung Italiens unter römischer Hegemonie war vollendet“. Mit diesen Worten konnte der Verfasser billig sein Bild abschliessen, das eingeleitet wird durch eine Darstellung der Machtstellung Rom's nach der glücklichen Beendigung des dritten samnitischen Krieges im Jahr 290 vor Chr., wodurch das militärische und politische Uebergewicht der Römer auf der italischen Halbinsel entschieden war; „die zähe Energie, die nachhaltige Volkskraft, die überlegene Staats- und Kriegsleitung der Römer hatte über alle Feinde der kriegsgewaltigen Republik im Norden wie im Süden Italiens den vollständigen Sieg davongetragen. Ihre erbittertsten und ausdauerndsten Gegner, die tapfern Samniter waren furchtbar erschöpft, überall in ihre Hochlandschaften zurückgedrängt, vollkommen unterlegen in dem langen blutigen Ringen um die Vormacht in Italien, hatten sie — mit ihrem unversöhnlichen Hass gegen die Römer — zwar wohl ihre Existenz und den Namen der Selbständigkeit behauptet, aber sie konnten nicht mehr daran denken, den Krieg gegen Rom allein und auf ihre eigenen Mittel beschränkt oder auch nur als Haupt einer Verbindung wieder zu eröffnen. Um so

Digitized by Google

stärker war jetzt die Machtstellung der Römer" u. s. w. Von Tarent ging dann der letzte Versuch aus, den weiteren Schritten Rom's entgegenzutreten; auch aus diesem schweren Kampfe, wie ihn die taktisch gebildeten Schaaren des Pyrrhus den Römern bereiteten, ging Rom siegreich am Ende hervor: so hat das Ganze in sich einen gewissen Abschluss, in dem es sich gut darstellen lässt. Die vorliegende, auf ein grösseres Publikum berechnete Darstellung ist, wie schon aus der eben angeführten Probe erhellen mag, eine recht anziehende, geeignet, einen Eindruck auf den Leser zu machen und seine ganze Aufmerksamkeit zu erregen; sie ist dabei eine streng quellenmässige, wenn auch diese Quellen in Anmerkungen unter dem Texte nicht angeführt werden: wer die Vergleichung anstellen will, wird bald finden, dass die Erzählung sich durchweg an die geschichtlich beglaubigte Ueberlieferung hält, und diese uns in einer fliessenden, dem Zwecke des Ganzen entsprechenden Sprache, nicht ohne kritische Umsicht, wiedergibt. So reiht sich dieses Bändchen passend den Vorgängern an, welche die punischen Kriege und das königliche Rom in ähnlicher Weise behandelt haben.

Marcus Porcius Cato, der Censor, von Professor F. D. Gerlach. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung 1869. (Classiker Nr. 309) 54 S. in 8.

Das schöne und treue Lebensbild, welches der Verfasser von dem älteren Cato unlängst aufgestellt hat, erscheint hier in einer erneuerten Auflage, der wir gerne hier gedenken, nachdem wir ausführlicher der ersten Auflage in diesen Blättern S. 429 ff. gedacht haben. Wenn der Verf. im Ganzen seine Ansicht über Cato nicht geändert hat oder vielmehr nicht ändern konnte, so hat doch die erneuerte Durchsicht, welche der Verfasser seinem Werk angedeihen liess, Manches im Einzelnen besser gestaltet und vervollkommnet, so dass die Schrift nun in einer mehrfach verbesserten Gestalt vor uns tritt. Bei der willkürlichen, mit der historischen Ueberlieferung in Widerspruch stehenden Gestaltung, welche unter den Händen neuerer Geschichtschreiber manche der hervorragendsten Charaktere des alten Rom's angenommen haben, wird eine so treue und gerechte Schilderung, wie sie in dieser Schrift auf Grundlage der Quellen gegeben wird, die Anerkennung finden, die sie auch durch die anziehende Darstellung mit gutem Grund anzusprechen hat.

Digitized by Google

Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1869.

Am 22. November feierte die Universität in herkömmlicher Weise das Fest der Geburt des erlauchten Restaurators der Universität, des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich. Die von dem zeitigen Prorector, Geh. Hofrath und Professor Dr. Kopp gehaltene, seitdem im Druck erschienene Rede*) behandelte in ihrem wissenschaftlichen Theile den Zustand der Naturwissenschaften in dem Mittelalter. — An die Erinnerung, wie lange sich das Streben erhielt, das von der Universität zu Leistende auf die Auffassungen des Mittelalters zurückzuführen, knüpfte der Redner die Besprechung, was diesen Auffassungen, namentlich soweit sie die Naturwissenschaften betreffen, eigenthümlich ist. Wie für die Wissenschaften überhaupt, ist auch für die auf Erkenntniss der Natur hinzielenden Theile derselben das ihre Behandlung während des Mittelalters vorzugsweise Characterisirende die Unterordnung unter die Autorität: die der Kirche und die früherer hervorragender Männer. Der Redner erörterte, was diese Unterordnung veranlasste; wie sie über die berechtigte Beachtung der Leistungen Früherer hinausging und zu einem Stehenbleiben bei den Lehren Derselben führte; wie die Versuche zur Geltendmachung der Berechtigung zu weiter gehender Forschung unterdrückt wurden. Er besprach, wie die Unselbstständigkeit der naturwissenschaftlichen Ansichten in den Schriften auch der hervorragendsten Repräsentanten jener Zeit hervortritt, und wie es gerade auf ihr beruht, dass damals dieselben Gelehrten sich mit den verschiedenartigsten Disciplinen beschäftigen konnten. Ausgeführt wurde, wie in den vereinzelten Fällen, wo die von der anerkannten Autorität gezogenen Schranken des Wissens durchbrochen wurden und Aussicht auf neue Ergebnisse sich eröffnete, man sich Uebertreibungen hingab; ausgeführt wurde auch, wie die Beachtung des Abnormen und Wunderbaren als vorzugsweise lehrreich betrachtet wurde und man auf Irrwegen unmögliche Resultate zu erzielen suchte. In welchem Verhältnisse zu dem, was von älteren Lehren unverändert angenommen blieb und weiter verbreitet wurde, neue Wahrnehmungen und Ansichten standen, wurde erörtert, und wie in einseitiger Berücksichtigung des Einen oder des Andern widersprechende Urtheile über die naturwissenschaftlichen Zustände des Mittelalters gefällt worden sind. Diesen allgemeiner gehaltenen Betrachtungen über den Character der Naturforschung in dem Mittelalter liess der Redner den Versuch folgen, für die einzelnen Naturwissenschaften die damaligen Auffassungen und Leistungen anzudeuten. — Dem Mittelalter, in

*) Rede zum Geburtsfeste des höchseligen Grossherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 22 November 1869, von Dr. Hermann Kopp, Gr. Bad. Geh. Hofrath und ord. Professor in der philosoph. Facultät, dermaligem Prorector. Heidelberg 1869. Buchdruckerei von Georg Mohr. 35 S. 4.

Digitized by Google

welchem die Autorität in einmal überlieferter Form herrschte, wurde dann die spätere Zeit gegenübergestellt, in welcher die Berechtigung zu selbstständiger Forschung sich geltend macht und anerkannt wird, und an Einzelnes von dem, was die letztere Zeit einleitete und was sie bald an Resultaten aufzuweisen hatte, wurde erinnert. Nach einigen Richtungen hin wurde die Bearbeitung der Naturwissenschaften in der neueren Zeit mit der in dem Mittelalter verglichen und hervorgehoben, dass die jetzt als nothwendig erkannte Specialisirung im Arbeiten nicht zu einer Zerstückelung der Naturwissenschaften geführt hat, sondern auch hier sich das Streben nach berechtigter Selbstständigkeit auf dem Einzelgebiet als vereinbar erwies mit gedeihlicher Entwickelung des Ganzen und dem Bewusstsein der Zugehörigkeit an dasselbe.

An der Universität selbst fanden im Laufe dieses Jahres die folgenden Veränderungen statt.

Durch den Tod verlor die Universität den ausserordentlichen Professor Dr. Emil Ruth, welcher nach längerem Leiden am 28. August starb.

Der ausserordentliche Professor Dr. Heine folgte einer Berufung als ordentlicher Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik an die Universität Innsbruck. Der ausserordentliche Professor Dr. Riese hat eine Anstellung als ordentlicher Lehrer an dem städtischen Gymnasium zu Frankfurt a. M. angenommen; dem Privatdocenten Dr. Lüroth wurde die erledigte Professur für die höhere Analysis am Polytechnikum zu Carlsruhe übertragen; der Privatdocent Dr. Cohn wurde als Professor der Nationalökonomie an das baltische Polytechnikum zu Riga berufen. Ausgeschieden ist ferner aus der Zahl der Privatdocenten Dr. Zöller, jetzt Professor an dem Lyceum zu Carlsruhe.

Für den erledigten Lehrstuhl der Mathematik wurde der ordentliche Professor Dr. Leo Königsberger aus Greifswald berufen. Als Privatdocenten habilitirten sich bei der theologischen Facultät Dr. Allard Pierson, bei der juristischen Dr. Felix Hecht, bei der medicinischen Dr. Ladislaus von Belina-Swiontkowski, bei der philosophischen Dr. Otto Waltz für Geschichte. Dr. Gustav Cohn (dessen bereits wieder erfolgten Weggangs schon gedacht ist) für politische Oekonomie, Dr. August Eisenlohr für altägyptische Sprachkunde, Dr. Eugen Laur für französische Literatur, Dr. Carl Klein für Mineralogie, Dr. Otto Caspari für Philosophie.

Die Privatdocenten Dr. Steiner in der theologischen, Dr. Asher und Dr. Brie in der juristischen, Dr. Erb und Dr. Bernstein in der medicinischen, Dr. Benecke und Dr. Weber in der philosophischen Facultät wurden zu ausserordentlichen Professoren ernannt.

Ferner wurde Professor Dr. Zeller zum Hofrath ernannt;

Digitized by Google

das Ritterkreuz erster Classe des Ordens vom Zähringer Löwen wurde verliehen dem Geh. Rath Herrmann und Professor Kayser, das Ritterkreuz zweiter Classe dem Universitätsturnlehrer Dr. Wassmannsdorff, das Commandeurkreuz zweiter Classe dem Geh. Hofrath Bähr, welcher auch das Commandeurkreuz des kais. österreichischen Franz-Joseph-Ordens und das Ritterkreuz erster Classe des Grossherzgl. Hessischen Ludwigs-Ordens erhielt. Das Ritterkreuz des königl. Schwedischen Nordstern-Ordens erhielt Geh. Rath Helmholtz.

Es fanden im Laufe des Jahres die folgenden Promotionen statt:

In der juristischen Fakultät wurden zu Doctoren promovirt: Am 19. Januar: Gruber aus Baden; am 4. Februar: Albert Bürcklin aus Heidelberg; am 11. Febr.: Hans Zweifel aus Linthal in der Schweiz; am 13. Febr.: Theophil Full aus Würzburg; am 23. Febr.: Gustav Linnast aus Bergheim; am 27. Febr.: Johannes Mohrmann aus Hamburg; am 3. März: Eduard Simon aus Wien; am 5. März: Heinrich Robinson aus Nordamerika; am 9. März: Eduard Sieber aus Germersheim; am 10. März: Carl Kah aus Freiburg; am 13. März: Carl Stieber aus München; am 16. März: E. Rudolph Schopper aus Zeulenroda; am 17. März: Robert Grieshaber aus Schaffhausen; am 11. Mai: De Castro aus Constantinopel; am 15. Mai: Richard Berent aus Königsberg; am 24. Juli: Joseph Meier aus Sulz in der Schweiz; am 27. Juli: Vianna de Lima aus Brasilien; am 29. Juli: Ulrich Wille aus der Schweiz; am 31. Juli: Hugo Wehr aus Kensau; am 3. August: R. Mönkeberg aus Hamburg; am 7. Aug.: F. Müller aus Oels in Preussen; am 10. Aug.: F. H. Kellinghusen aus Hamburg; am 14. Aug.: Wolf aus Ungarn; am 17. Aug.: Albert Wilhelmi aus Wiesbaden; am 19. Aug.: Ed. von Zelewski aus Preussen; am 21. Aug.: Hermann Stannius aus Rostock; am 22. Aug.: Max. Franz, Freiherr v. Landsberg-Velen; am 16. Oct.: Calmberg aus Schlitz; am 21. Oct.: Eutaxias aus Griechenland; am 22. Dec.: Heinrich Ludwig Buhl aus Deidesheim; am 22. Dec.: Elias Maliakas aus Griechenland; am 29. Dec.: Demetrius Ghionis aus Griechenland; am 30. Dec.: G. von Stieglitz aus Sachsen; am 31. Dec.: A. von Mejer aus Ruppertsdorf.

In der medicinischen Facultät: Am 10. Febr.: Joseph J. Boyer aus London; am 22. Febr.: Caltropp aus Amerika; am 18. Juni: F. H. Laking aus London; am 24. Juli: W. G. Inglis aus London; am 9. Aug.: Paul von Seidewitz; am 9. Aug.: Waltz aus Heidelberg; am 11. Aug.: F. Johnson aus Amerika; am 20. Oct.: Georg Eduard Schuttleworth aus Earlswood in England; am 5. Nov.: Powell aus England.

In der philosophischen Facultät: Am 5. Januar: Emil Cohen aus Jütland; am 23. Febr.: August Barth aus Duderstadt; am 26. Febr.: Ad. Tscheppe aus Meersburg; am 2. März: Otto Wolkenhaar aus Hannover; am 3. März: August Oncken aus Heidel-

Digitized by Google

berg; am 9. März: Th. Hofmann aus Carlsruhe; am 12. März: C. Bernh. Schultze aus Merseburg; am 26. April: Thomas Eduard Thorpe aus Manchester; am 27. April: Eduard Burlingame aus Nordamerika; am 30. April: Arno Behr aus Berlin; am 8. Mai: M. F. de Vianna Bandeira aus Bahia in Brasilien; am 12. Mai: W. Becker aus Lennep; am 25. Mai: Joh. Georg Glässner aus Kassel; am 26. Mai: A. Dantine aus Neurode; am 17. Juni: Friedr. Melms aus Stralsund; am 18. Juli: Emil Specht aus Lörrach; am 23. Juli: Carl Wülbern aus Essen; am 29. Juli: Stanislas Kronenberg aus Warschau; am 30. Juli: Samuel Abraham Hirsch aus Amsterdam; am 31. Juli: Peter de Bobra-Dobransky aus Misytieze in Polen; am 3. Aug.: Hermann Hanstein aus Berlin; am 4. Aug.: Rudolph Wagner aus Geisslingen; am 6. Aug.: Adolph Chajes aus Galizien; am 7. Aug.: Friedrich Winslow aus Nordamerika; am 10. Aug.: Emil Engel aus Vico-Soprano in der Schweiz; am 11. Aug.: Heinrich Stoltz aus Bergen in Norwegen; am 12. August: Wilhelm Wahl aus Nordamerika; am 13. Aug.: Albert Hertz aus Königsberg; am 19. Oct.: Heinrich Knopf aus Quackenbrück; am 26. Oct.: Georg Ferdinand Becker aus New-York in Amerika; am 29. Oct.: Gregor Arzruni aus Armenien; am 3. Nov.: Woldemar Baranoff aus Russland; am 17. Dec.: Eduard Hall. Movius aus Nordamerika; am 21. Dec.: Carl Neuendorf aus Wesel; am 24. Dec.: Conrad Herrmann aus Kiel.

Ausserdem fanden die folgenden Ehrenpromotionen statt: In der theologischen Facultät wurde der Archidiaconus an der Nicolaikirche zu Berlin J. A. Thomas zum Doctor der Theologie honoris causa am 30. December ernannt.

In der philosophischen Facultät wurde unter dem 29. Juli dem Professor an der Universität zu München, Mitgliede der k. bairischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Franz Joseph Lauth die Doctorwürde verliehen; das gedruckte Diplom bezeichnet ihn als „linguae ac rerum Aegyptiacarum sagacissimum indagatorem atque interpretem, doctrina diligentia acumine inter viros doctos compluribus libris in publicum editis egregie comprobato insignem, humanitate studio officiis nobis gratissimum".

Ferner wurde dem Geh. Hofrath Bähr die vor fünfzig Jahren hier erlangte Würde eines Doctors der Philosophie bei der am 26. Juni eingetretenen Jubiläumsfeier erneuert; es heisst in dem erneuerten Diplom: qui Darmstadii anno domini MDCCXCVIII idibus Juniis natus sed iam puerulus a parentibus Heidelbergam delatus quem antiquarum literarum amorem Lycei Heidelbergensis alumnus concepit mense octobri a. MDCCXV civium Academicorum numero adscriptus strenua his studiis per quadriennium fere opera data ita comprobavit, ut decanus senior ceterique professores ordinis philosophorum post examen in literis graecis latinisque nec non in historia vetere summa cum laude peractum supremam in philosophia lauream die XXVI mensis Junii a. MDCCCXIX in eum rite deferrent; qui eodem anno et thesibus difficillimis pro

Digitized by Google

facultate legendi die XVIII mens. septembr. publice defensis inter privatim docentes receptus et a Friderico Creuzero viro summo seminarii philologici directore gravissimi negotii adiutor adsumptus per decem haec continua lustra noster a. MDCCCXXI professoris extraordinarii a. MDCCCXXIII ordinarii in cathedram evectus a. MDCCCXXXII bibliothecae palatinae praefectus a. MDCCCXXXVIII Lycei Heidelbergensis ephorus a. MDCCCXLV seminarii philologici director constitutus prorector academiae bis creatus ordinis nostri decanatu quinquies functus in omnibus his muneribus et singulari industria diligentia experientia versatus et admirabili in tirones aeque ac doctos viros liberalitate comitateque usus universitati nostrae egregie profuit; qui cum aliis libris doctissime scriptis plurimis tum maxime et Ctesiae fragmentis studiosissime collectis et Herodoti historiis amplissimo commentario iteratis curis elaborato plenissime enarratis ad indagandas antiquarum gentium res plurimum contulit; qui componenda litterarum latinarum historia materiae immensae uberrimum horreum condidit, quod Fabriciana adcuratione quicquid undique ad pleniorem harum litterarum cognitionem atque usum repeti potest colligens quarta iam editione multum locupletata orbi litterario probavit; qui annalibus Heidelbergensibus indefesso labore ad hunc usque diem edendis eruditarum huius aetatis disciplinarum progressus attentissime persequens accuratissime notans de omnium aequalium studiis optime meruit.

Die Zahl der Institute unserer Universität hat eine willkommene Vergrösserung erhalten durch die Errichtung eines mathematisch-physikalischen Seminars. Der Bau des neuen academischen Krankenhauses schreitet vor. Das archäologische Institut wird die ihm bestimmte Räume des Hauses, über dessen Ankauf für Universitätszwecke vor einem Jahre hier Mittheilung gemacht wurde (s. diese Jahrbb. 1868 S. 968), bald beziehen; für die Erweiterung seiner Sammlungen verdankt dieses Institut auch in diesem Jahre eine beträchtliche Geldsumme dem Vereine der academischen Lehrer, welche im letzten Winter öffentliche Vorträge im Museum gehalten haben, und einzelne Beiträge den Herren Rechtsanwalt Mays und Professor Wattenbach. Das zoologische Cabinet hat von Herrn Professor Lartet in Paris eine schöne Sammlung von in französischen Höhlen gefundenen Resten ältester menschlicher Cultur zum Geschenk erhalten, von Herrn Dr. A. von Frantzius einen Theil der von ihm in Costa-Rica gesammelten Thiere, von Herrn Dr. Bessels zahlreiche von ihm bei Gelegenheit seiner Polarreise mit dem Schiffe Albert, namentlich bei Spitzbergen gesammelte Gegenstände; demselben Institut hat der hiesige naturhistorisch-medicinisce Verein eine Anzahl werthvoller Druckschriften übermacht. — Die Universitätsbibliothek hatte sich auch in diesem Jahre zahlreicher Geschenke zu erfreuen, welche ihr theils von Gliedern un-

Digitized by Google

serer Universität, theils von Freunden und Gönnern, hiesigen und auswärtigen, zugekommen sind. Insbesondere verdankt sie werthvolle Gaben unserer Staatsregierung: sowohl den Ministerien des Innern und der Finanzen wie dem Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten durch seine Fürsorge, die Mittheilung auswärts veranstalteter amtlicher Publicationen, welche ein wissenschaftliches Interesse bieten, für unsere Bibliothek zu erwirken; namentlich von den Regierungen Frankreichs, Russlands, Preussens, Italien, Bayerns und Sachsens sind auf diesem Wege der Bibliothek werthvolle Bereicherungen zu Theil geworden. Solche empfing das Institut auch von den Academien zu Brüssel, München, Wien und Petersburg, von der Royal Society zu London und der Smithsonian Institution zu Washington; eine Reihe werthvoller Publicationen wurde von der Universität San-Jago in Chile zugesendet, und aus Siebenbürgen eine Anzahl von Schriften mitgetheilt, welche auf die Verhältnisse der dortigen evangelischen Kirche Bezug haben.

Von den im verflossenen Jahre gestellten Preisaufgaben hatte die Aufgabe der theologischen Facultät: „Pauli apostoli de fide justificante doctrina explicetur atque cum ea hac de re sententia comparetur, quae est in epistola Jacobi" zwei Bearbeitungen dieses Thema's erhalten, die eine mit der Stelle aus dem zweiten Briefe Paulus' an die Corinthier: „*Οὗ δὲ τὸ πνεῦμα κυρίου, ἐκεῖ ἐλευθερία*" bezeichnet, die andere mit der Stelle aus dem Briefe Paulus' an die Philipper: „Nicht, dass ich's schon ergriffen hätte oder schon vollendet wäre, ich jage ihm aber nach, ob ich's ergreifen möchte, nachdem ich auch von Christus ergriffen bin". Ueber diese beiden Arbeiten urtheilt die Facultät wie folgt:

Auctor dissertationis verbis Pauli ad Philippenses (2, 12) inscriptae sermone patrio usus, argumentum apte tractavit. Notionem justitiae, circa quam omnis disceptatio vertitur, in Novo Testamento accuratius quam in Vetere perscrutans primum Pauli, tum Jacobi de justificandi vi atque potestate sententiam dilucido ordine et qua in re Viri apostolici inter se differant, erudita et perspicua indagatione exposuit. Virorum quidem doctorum placita potius excerpsit quam examinavit, neque novam sententiam ipse in medium protulit; nihilominus tamen quaestionem intricatam nova aliqua luce collustravit. Tot diligentiae, solertiae, acuminis documenta exhibuit, ut Ordo unanimi consensu auctorem praemio ornandum esse censuerit.

Quod auctorem dissertationis latino sermone confectae verbisque epistolae II. ad Corinthios (3, 17) insignitae attinet, studium quidem ad materiam pertractandam laudabile contulit. De summa vero propositi, sententiarum discrepantia, quae Paulo cum Jacobo intercedit, diffusius quam subtilius disputavit perperamque existi-

Digitized by Google

mavit, Jacobum mori patrio et ceremoniis Judaeorum publicis omni numero addictum fuisse. Sermo denique latinus, quem adhibuit, elegantia caret, non mendis. Cum vero in locis biblicis colligendis et exponendis diligentiam auctor haud spernendam comprobaverit et, ut novam quandam viam ad nodum expediendum aperiret, operam pro viribus sedulam, etsi parum fructuosam, navaverit, ne stimulus studio juvenili deesset, publice eum laudandum esse, Ordo judicavit.

Als Verfasser der Arbeit, welcher die theologische Facultät den Preis zuerkannt hat, ergiebt sich bei Eröffnung des die Aufschrift: „Nicht, dass ich's schon ergriffen hätte" u. s. w. tragenden Umschlages Stud. theol. Carl Sachs aus Heidelberg.

Von der juristischen Facultät war eine „Untersuchung des Instituts der Verjährung zuerkannter Strafen" verlangt worden. Drei Arbeiten über dieses Thema sind eingereicht worden, deren Verfasser nach dem Urtheile der Facultät sämmtlich die gestellte Aufgabe mit Ernst angefasst und auf deren Lösung einen lobenswerthen Fleiss verwendet haben.

Die Schrift mit dem Motto: „Cujus merito quis nos sacerdotes appellet: justitiam namque colimus et boni et aequi notitiam profitemur" ist zwar in ihrem rechtsgeschichtlichen Theile dürftig, besitzt aber in ihren kritischen und dogmatischen Abschnitten unverkennbare Vorzüge. Die Prüfung der doctrinellen Ansichten zeichnet sich durch gesundes Urtheil, logische Schärfe und Klarheit der Darstellung aus. Die dogmatische Behandlung ist in ihren verschiedenen Theilen etwas ungleich: neben gründlich gearbeiteten finden sich andere, wie z. B. über die Unterbrechung und über die Wirkungen der Strafenverjährung, die als unfertig bezeichnet werden müssen.

Der Verfasser der zweiten Schrift mit dem Motto: „Voluisse" hat der Vorbereitung seiner Anbeit einen grossen Fleiss gewidmet und ein umfassendes Material von Literatur und Rechtsquellen, deutschen wie fremden, gesammelt. Allein er ist nicht weit über eine Zusammenstellung seines Materials hinausgekommen, so dass seine Arbeit den methodischen Forderungen nicht genügt, welche an die dogmatische Entwickelung einer Lehre gestellt werden müssen. Auch scheint die Formgebung dem Verfasser grosse Schwierigkeiten zu bereiten.

Die dritte Schrift mit dem Motto: „Jus injuria" vereinigt die relativen Vorzüge der beiden vorigen Arbeiten, ohne ihre erheblicheren Mängel zu theilen. Der Verfasser hat ein sehr umfassendes Material zusammengebracht, dasselbe aber zugleich zu einer in ihren einzelnen Theilen gleichmässig ausgeführten dogmatischen Bearbeitung der Lehre verwerthet. Freilich bleibt Manches zu tadeln. Der Verfasser holt zu weit aus, geht auf viele der gestellten Aufgabe fern liegende historische und dogmatische Fragen der Anklagenverjährung ein und verliert sich insbesondere bei Feststellung seines Princips der Strafenverjährung in gewagte und

Digitized by Google

unreife allgemeine Speculationen, welche dem ersteren nicht zur Stütze und Empfehlung gereichen können. Allein trotz solcher einzelner Mängel, welche zum grösseren Theile durch eine auf Ausscheidung des Ueberflüssigen Bedacht nehmende Revision verbessert werden können, entspricht die Arbeit im Ganzen den Forderungen, welche zu stellen die Facultät berechtigt ist, und hat sie daher beschlossen, dem Verfasser den Preis zu ertheilen.

Dem Verfasser der ersten Schrift, mit dem Motto: „Cujus merito quis nos sacerdotes appellet" etc., wird wegen der hervorgehobenen tüchtigen Eigenschaften derselben ehrende Erwähnung zuerkannt.

Als Verfasser der des Preises würdig befundenen Arbeit ergiebt sich bei Eröffnung des mit dem Motto: „Jus injuria" bezeichneten Umschlags Stud. jur. Adolf Arndt aus Freienwalde in Pommern.

Verfasser der Arbeit, welcher die Facultät ehrende Erwähnung zuerkannt hat, ist Stud. jur. Johannes von Reinbaben aus Breslau.

Für das kommende Jahr sind folgende Preisaufgaben gestellt:

Von der theologischen Facultät:

„Concilii Tridentini de peccato et libero arbitrio doctrina accurate explicetur atque cum Augustini doctrina comparetur".

Eine deutsche Bearbeitung ist gestattet.

Von der juristischen Facultät:

„Exponantur praecepta juris Romani de periculo et commodo rei venditae."

Die Facultät wünscht zwar den Gebrauch der lateinischen Sprach, wird jedoch auch deutsch geschriebene Abhandlungen nicht von der Bewerbung ausschliessen.

Von der medicinischen Facultät:

„Endigen die Nerven an der vorderen Hornhautfläche zwischen oder in den Epithelkörpern?"

Von der philosophischen Facultät:

Aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur:

„Es soll eine specielle Grammatik für die Sprache des Kero, d. h. der althochdeutschen Uebersetzung der Benedictinerregel, als Lautlehre und Formenlehre, ausgearbeitet werden."

Aus dem Gebiete der Cameralwissenschaften:

„Darstellung der wirthschaftswissenschaftlichen Leistungen der Kurpfälzischen ökonomischen Gesellschaft und der mit ihr in Verbindung gewesenen Cameral-Hochschule."

Aus dem Gebiete der Botanik und Zoologie:

„Es soll versucht werden, aus Beschaffenheit, Verwandtschaften und geographischer Verbreitung einer oder einiger jetzt lebenden Gruppen im Pflanzen- und Thierreiche, wenn möglich mit Rücksicht auf vorhandene Ueberreste vergangener Formen, Schlüsse zu ziehen auf die Entstehung jener aus Vorgängern während der Entwicklung der jetzigen Festlandsverhältnisse."

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Zwei und sechzigster Jahrgang, 1869.

	Seite
Annalen f. nassauische Alterthumskunde IX Bd.	899
Anthologia Latina. Rec. A. Riese	106
Archiv f. Frankfurter Geschichte N. F. IV Bd.	899
Aristophanes Plutus. Ed. Kapp. van de Coppello	342
Aristophanis Equites. Rec. v. Velsen	794
Aschbach: Die Wanderjahre des Celtes	748
Bader: De Ciceronis Rhett. libris	647
Bastian: Reisen in den indischen Archipel. V.	767
Benkard: Geschichte der deutschen Kaiser u. Könige	938
Berg u. Gaedecker: Nordiske Sagn	186
v. Bergmann: Landeskunde von Vorarlberg	609
Bernays: Die heraklitischen Briefe	547
Bickmann: Reisen im ostindischen Archipel	868
Blass: Die attische Beredsamkeit	311
Boltz: Beiträge zur Völkerkunde	475
Boltz: Vorschule des Sanskrit	49
Bomhard: Aehren vom Felde der Betrachtung	906
Bonnet: De la peine de mort	375
Brambach: Neugestaltung d. lat. Orthographie	710
Bratuscheck u. Hülsmann: Zur Säcularfeier Schleiermachers	97
Brehmiker: Logarithmische Tafeln	200
Brunner: Wort und Form im altfranzösischen Process	153
Büchsenschütz: Traum und Traumdeutung im Alterthum	462
Büdinger: Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte	159
Bulle: Pindarica	250
Callaway: Nursery-Tales of the Zulus	500
Carius: Ueber Chlorigsäure-Anhydrid	385
de Castro: Discurso etc.	358
Catalog. codd. Latt. Monacc. von Halm	42
Ceradini: Meiokardie u. Auxokardie	914
Chevalier: Exposition universelle de Paris	433
Cicero's Reden gegen Catilina von Richter	716
„ Rede für Sulla von Richter	716
Clément: Lettres, Instructions, Mémoires de Colbert	302
Corssen: Aussprache und Vokalismus der lat. Sprache. 2. Aufl.	95
Curtius: Karten zur Topographie von Athen	17
„ Erläuternder Text u. s. w.	17
Dana: System of Mineralogy	76
v. Dechen: Geognostische Uebersichtskarte	638
Dunger: Sage vom trojanischen Kriege	626
Euripidis fragmenta rec. Nauck	926
Falkmann: Graf Simon VI. zur Lippe	400
Famintzin: Ueber amylumartige Gebilde des Kalkes	226
Fessler: Schriften über Kirchenrecht	753
Fick: Bourkard Zink et sa cronique	559
Ficker: Zur Geschichte des Lombardenbundes	367
Fontes rerr. Germ. von Boehmer. IV. von A. Huber	43
Fortlage: Psychologische Vorträge	286

Digitized by Google

	Seite
Frere: Hindoo Fairy Legends	485
Fuchs: Ueber Circusbildungen in den Pyrenäen	216
„ Ueber rothen Olivin	219
„ Ueber die Vesuvlaven	220
„ Die Schlacht bei Nördlingen	396
Gaidoz Essai de Mythologie celtique	818
Gerlach: Cato der Censor	960
Gerlach: M. Porcius Cato, der Censor	429
Gerland: Aussterben der Naturvölker	388
Gerstäcker: Reisen durch Amerika u. s. w.	140
„ Venezuela (Reisen. III.)	234
Grasberger: Noctes Indicae	530
Guerrier: Officium et miracula sancti Willigisi	599
Grünhagen: Regesten zur schlesischen Geschichte	364
Hamberger: Physica sacra etc.	657
v. Hartmann: Die dialektische Methode	681
Hayes: Das offene Polarmeer von Martin	129
Heliodori Colometria. Scr. Thiemann	641
„ Colometr. Aristoph ed. Thiemann	641
Helmholtz: Zur Theorie der stationären Ströme	209
„ Ueber die physiol. Wirkung der elektr. Schläge	222
„ Ueber elektrische Oscillationen	353
„ Ueber die Grundlagen der Geometrie	357
„ Ueber die Schallschwingungen	481
„ Schwingungen der Gehörknöchelchen	576
Herodiani Reliqq. Ed. Lentz. T. II.	48
Hertzberg: Rom und König Pyrrhos	959
Hetzel: Die Todesstrafe	785
Hinschius: Das Kirchenrecht in Deutschland I	881
Historia Miscella. Rec. Eyssenhardt	206
F. v. Hochstetter u. Bisching: Krystallographie	512
F. v. Hohenlohe: Helmzierden im Mittelalter	305
Höltschl: Das Pothenot'sche Problem	199
Holtzendorff: Encyclopädie der Rechtswissenschaft I	881
Honegger: Allgemeine Culturgeschichte, Bd. II	476
Horatii Flacci Carmm. ed Luc. Müller	788
Horati opera rec. Keller u. Holder vol. II	939
Hovelaque: Grammaire Zende	273
„ Racines et élements etc.	273
Hube: Ueber römisches Recht bei den Slaven	693
Hyperidis Oratt. ed. Blass	788
Jaffé: Bibliotheca rerr. Germanicc. V	587
Imruulkaisi Mu'allaka ed. Mueller	386
Jordani Comm. de suasoriis ad Caesarem etc.	241
Juste: Leopold I. von Belgien	826
Kampschulte: Calvin und seine Kirche. I. Bd.	721
Kant's Werke von Hartenstein. 8. Bd.	666
Kellner: Elementargrammatik des Sanskrit	49
Kiesel: Lehrbuch der Geschichte	307
Kirchhoff: Die Composition der Odyssee	472
Klein: Das römische Mainz	893
Kluckhohn: Der Freiherr v. Ickstadt und das Unterrichtswesen in Bayern	300
v. Kockscharow: Zur Mineralogie Russlands	655
Koller: Archiv des Norddeutschen Bundes	432
Krause: Die Byzantiner des Mittelalters	619
„ Emendatt. Epistularum Ciceronis	651
Kugler: Christoph, Herzog zu Wirtemberg	419
Kühne: Das älteste Faustbuch	178

Digitized by Google

Seite
Laboulaye: Geschichte der vereinigten Staaten Amerikas. II. . 758
Langenbeck: Ueber das Geistige u. s. w. 92
Lasson: Meister Eckhart, der Mystiker 147
Lattmann: Grundzüge der deutschen Grammatik 523
„ Lateinisches Lesebuch 526
v. Ledebur: Mittheilungen aus den Papieren eines Diplomaten . 205
Lefebure: Traduction des Hymnes au soleil 279
Liber diurnus, von E. de Rozière 601
Liebert: De doctrina Taciti 459
Lindner: Anno II. der Heilige, von Köln 369
Lorent: Denkmale des Mittelalters in Wirtemberg . . 611
Mähly: Richard Bentley 466
Mehring: Die Frage von der Todesstrafe 375
Meyer: Die Dietrichssage 149
Steph. Milow: Ein Lied der Menschheit 779
Mittheilungen des histor. Vereins in St. Gallen . . . 361
Mittermaier: Ueber das Kloakenwesen in Heidelberg . 513
Müller: Chips from a German Workshop 190
L. Müller: Geschichte der Philologie in den Niederlanden . 533
Müller: Diffusion der Gase 561
Nesselmann: Deutsch-preussisches Vocabularium . . 151
Nuhn: Magenform der Wirbelthiere 578
Occioni: Stilio Italico 239
Ompteda: Politischer Nachlass. I. Bd. 33
Opel: Mittheilungen des thüring.-sächsischen Vereins. XII . 510
Ortloff: Geschichte der Grumbachischen Händel. I. Bd. . 78
Palacky: Ueber die Beziehungen der Waldenser u. s. w. . 366
„ Documenta J. Hus 631
Peip: Zum Beweis des Glaubens 833
Pindari Carmm. ed. Christ 788
Pinto's Reise durch China von Külb 129
Plautus Komödien von Lorenz. Miles glor. Mostell. . . 321
Pleyte: Etudes egyptologiques 279
Plinius Hist. Nat. Rec. Detlefsen. Vol. II. III. . . 26
Plücker: Geometrie des Raumes 750
Fr. Poletti: Sul abolizione delle pena di morte . . . 375
Propertii Cynthia rec. Carutti 553
Publilii Syri Sentt. rec. Wölfflin 943
Quintiliani Inst. Or. rec. Halm. P. I. 557
„ „ „ ed. Halm. II. 799
v. Reichlin-Meldegg: Der Rastatter Gesandtenmord . . 604
Reimann: Geschichte des bairischen Erbfolgekriegs . . 800
Reise der Novara, Ethnographie von Fr. Müller . . . 161
Reiss u. Stübel: Die vulkanischen Ausbrüche bei Santorin . 154
R. Reiss: Josias Glaser et son projet etc. 720
„ „ La destruction du protestantisme en Bohême . 719
Reumont: Geschichte der Stadt Rom. III. 167
Rey: Genève et les rives du Léman 472
Rink: Eskimoiske Eventyr og Sagn 110
Ritschl: Opusce. Philologg. Vol. II. 628
Rölly: Studienorte im Occident 890
Rosshirt: Kirchenrecht 4. Aufl. 753
Rougé: Chrestomathie Egyptienne 279
Rosenkranz: Hegel's Naturphilosophie und Véra . . . 687
Rupp: Aus der Vorzeit Reutlingens 509
Saller: Chronik von Wyl 398
„ Einführung des Christenthums in der Ostschweiz . 398
Sallustii de Catilinae conj. ed. Dietsch 241
Sallustii Catilina etc. rec. Jordan 241

Digitized by Google

Seite
Sauppe: Lexilogus Xenophonteus 795
Schenkl: Deutsch-Griechisches Schulwörterbuch 262
Schiller: Die lyrischen Versmaasse des Horaz 317
Schlicht: Die Foraminiferen u. s. w. 864
Schmid: Grundlinien der Ethik 403
P. Schmidt: De Nonii Marcelli auctoribus 208
Schneider: Der Kreis Rees unter den Römern 746
Scholl: Theorie der Bewegung und der Kräfte 74
Schreiber: Maximilian I, Kurfürst von Bayern 7
Schulze: Gothisches Wörterbuch 148
Schwab: Franz Berg 958
Sedulii Carmina. Ed. Dümmler 373
Semper: Die Philippinen 877
Sentis: Monarchia Sicula 753
Shakespeare's Werke von Delius. I. Bd. Lfg. 1—9 . . . 929
„ „ „ Tschischwitz I. 929
Spitz: Lehrbuch der Arithmetik I. Dritte Auflage 202
„ Lehrbuch der Stereometrie 204
„ Lehrbuch der Geometrie 529
Steger: Platonische Studien 551
Stein: Ueber phosphorsauren Kalk 831
Stenzler: Elementarbuch des Sanskrit 49
Stier: Leben und Wirken 480
Strüver: Studii sulla Mineralogia Italiana 829
Tacitus Annalen von Draeger. II. Bd. 714
Tacitus Agricola von Draeger 898
Teichmüller: Aristoteles Philosophie der Kunst 909
Thünen, Joh. Heinr. von 447
Tobler: Palaestinae Descriptiones 955
Torell u. Nordenskiöld: Schwed. Expedit. nach d. Norden . 870
Ueberweg: Geschichte der Philosophie. II. 3. Aufl. . . . 81
„ System der Logik 414
Usener: Scholia in Lucanum 538
Vegeti Epitoma rei milit. Rec. Lang 268
Verhandlungen des naturhist. Vereins u. s. w. 409. 865
Verwijs: Roman van Cassamus 924
Vetter: Das römische Ansiedlungswesen 743
v. Vivenot: Thugut, Clerfayt u. Wurmser 820
Volkmann: Leben und Schriften des Plutarch. I. 451
„ Synesius von Cyrene 541
Waitz: Jordanus von Osnabrück 363
Walther von der Vogelweide von Wilmanns 917
Weber: Indische Streifen. II. Bd. 928
Wecklein: Curae Epigraphicae 952
Weech: Karl Friedrich von Baden von Nebenius 40
Weidner: Commentar zu Vergil's Aeneis I u. II. 947
Weinkauff: Homerisches Handbuch 718
Westphal: Prolegomena zu Aeschylus Tragödien 797
Wolf's kleine Schriften von Bernhardy 392
Wollschläger: Die Grundzahlen der Universalgeschichte . . 911
Wulfert: Das gelehrte Schulwesen Kreuznach's 879
Wuttke: Volksaberglaube der Gegenwart 807
Zimmerische Chronik, von Barack 595
Zingerle: Ovidius und sein Verhältniss zu den Vorgängern . 469
Zonaras ed. Dindorf. II. 788
Zupitza: Einführung zum Studium des Mittelhochdeutschen . 152
Zur Geschichte der Wegführung der Heidelberger Bibliothek . . 1

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED

CANCELLED

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED

CANCELLED